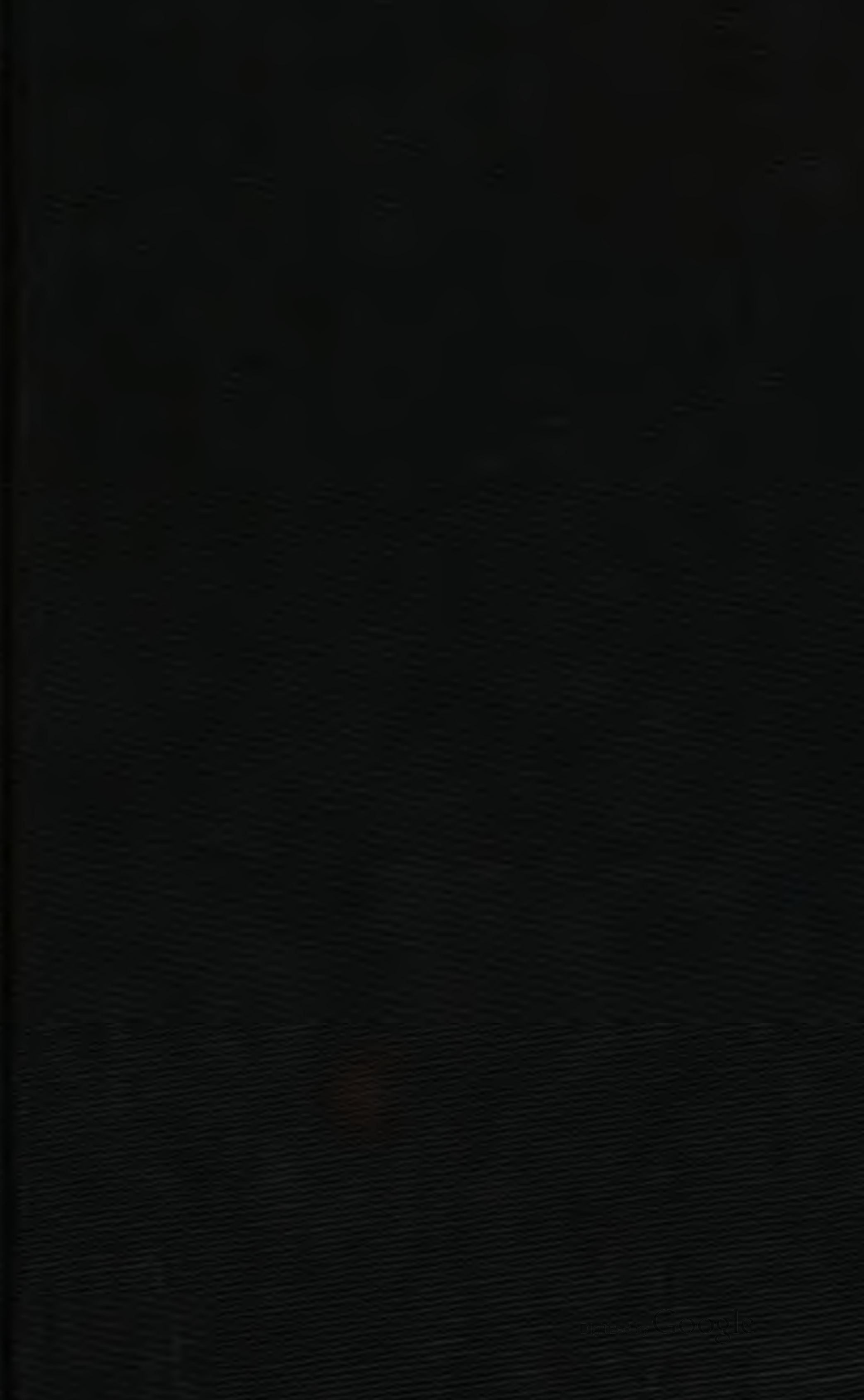
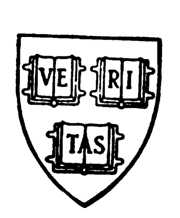




Vol 14 701-702 workmen went to mass every day before work

V. 14. 531 n. 1 Discovery of an annual series of newspaper 1609 by Opel in the university library at Heidelberg.

V. 14 The final pages give interesting information about the earliest German newspapers, which were the earliest in Europe

Geschichte

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von

Johannes Janssen.

Siebter Band.

Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

0

Kulturzustände
des
deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Von

Johannes Janssen.

Ergänzt und herausgegeben von

Ludwig Pastor.

Dreizehnte und vierzehnte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Entwurf einer Vorrede von Johannes Janssen.

Während bisher die Historiker meist auf Grund des von ihnen ermittelten Tatsächlichen ein jeder in seiner Weise Geschichte schrieben, war ich der Ansicht, möglichst viel beglaubigtes Tatsächliche nach allen Richtungen hin sammeln zu sollen, dem Leser es überlassend, daraus Schlußfolgerungen zu ziehen und Betrachtungen daran zu knüpfen. Alles, was ich bringe, erachte ich für notwendig zum richtigen Verständnis der weiteren Entwicklung der Geschichte des deutschen Volkes und der öffentlichen Verhältnisse, zunächst des Dreißigjährigen Krieges.

Aus dieser Methode ergibt sich allerdings ein Übelstand: eine Häufung von Tatsachen, die für den Verfasser mit nicht geringen Opfern und Schwierigkeiten verbunden war und die voraussichtlich mitunter auch den Leser ermüden wird. Aber das Interesse der objektiven Wahrheit stand in Frage, und dann müssen solche Rücksichten als nebensächlich betrachtet werden.

Um möglichst objektiv zu verfahren, habe ich die Quellen und Zeitgenossen, wo irgend tunlich, selbst reden lassen, obgleich die Sprache mitunter überderb, ja abstoßend wirken mag.

An konfessionelle Verhetzung habe ich nicht gedacht; dieses Bewußtsein trage ich in mir.

Daß ich auch in Zukunft Anfechtungen mancherlei Art zu erfahren haben werde, bezweifle ich nicht — wo sie zugleich belehrender Art sind, werde ich sie dankbar aufnehmen, im übrigen mich in meiner Gemütsruhe nicht stören lassen.

Magna est veritas, et praevalebit. Mächtig ist die Wahrheit, und sie wird siegen[1].

---

[1] Obige mit Bleistift flüchtig hingeworfene Zeilen fand ich unter den Papieren Janssens; sie sind wahrscheinlich im Sommer des Jahres 1891 in Oberursel geschrieben worden.

Vorrede zur ersten bis zwölften Auflage von Ludwig Pastor.

Mit dem gegen Ende des Jahres 1888 erschienenen sechsten Bande seines großen Werkes unterbrach Janssen die Darstellung der politischen Geschichte, um ein umfassendes Bild der Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. In gleicher Ausführlichkeit, wie in diesem Bande ‚Kunst und Volksliteratur', sollten in der Fortsetzung ‚Schulen und Universitäten, Bildung und Wissenschaft, die volkswirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-sittlichen Zustände sowie das Hexenwesen und die Hexenprozesse' zur Darstellung gelangen.

Mitte November des genannten Jahres wurden die Arbeiten hierfür begonnen und trotz mannigfacher Hindernisse mit größtem Eifer fortgeführt. Eine Erkrankung im Frühjahr 1891 brachte die erste Stockung. Janssen litt schon damals ‚unter dem Gefühl, er werde nicht einmal mehr diesen Teil seines Werkes zu Ende bringen können'. Da sich sein Zustand auch in den folgenden Monaten nur wenig besserte, rief er im Juni seinen Freund Alexander Baumgartner, der sich schon bei andern Gelegenheiten als dienstwilliger Helfer bewährt hatte, zu sich. In der Gesellschaft dieses geistvollen Gelehrten, der Janssen einen vollen Monat hindurch mit Rat und Tat zur Seite stand, rückte die Arbeit bedeutend voran. Als es sich dabei zeigte, daß das umfangreiche Material nicht in einen Band zu drängen sei, faßte Janssen auf Baumgartners Rat und inständige Bitte den Entschluß, nicht zu kürzen, sondern lieber zwei Bände statt eines zu geben. Während des Landaufenthaltes in Oberursel wurde wieder eifrig gearbeitet, ebenso nach der Rückkehr in die Adoptivvaterstadt Frankfurt. Hier befiel am 14. November den Geschichtschreiber des deutschen Volkes jene schwere Krankheit, welche an der Weihnachtsvigil seinem Leben ein Ziel setzte. Noch an seinem vorletzten Lebenstage hatte sich der Unermüdliche eine Viertelstunde mit den Papieren seines Werkes beschäftigt [1].

---

[1] Vgl. mein Lebensbild Janssens (Freiburg 1892) S. 139—147. Die Stelle, an welcher Janssen zuletzt arbeitete, habe ich in vorliegendem Bande S. 321 kenntlich gemacht.

Die Aufgabe, welche mir als Erben des literarischen Nachlasses des unvergeßlichen Lehrers und Freundes zufiel, war nicht leicht; allein ich ergriff bereitwillig die Gelegenheit, dem teuern Toten einen wenn auch nur geringen Teil des schuldigen Dankes abzutragen.

Die Durchsicht des Manuskriptes ergab, daß sich dasselbe keineswegs, wie vielfach angenommen wurde, durchweg in druckfertigem Zustande befand, sowie daß mehrere wegen des Gegenstandes besonders schwierige Abschnitte gänzlich fehlten. Bei dieser Sachlage war trotz der leicht begreiflichen Ungeduld des Publikums eine sofortige Veröffentlichung nicht möglich.

Als vollständig ‚druckreif' hatte der Dahingeschiedene nur die ersten 69 Schreibseiten bezeichnet; alles übrige erforderte eine nochmalige genaue Durchsicht. Diese Arbeit wurde durch den Umstand vermehrt, daß während der Krankheit Janssens ein Teil des Manuskriptes in Unordnung geraten war. Besonders zeitraubend gestaltete sich die Ergänzung der zahlreichen Zitate, welche sich nur angedeutet vorfanden; sie erforderte oft die Durchsicht sämtlicher Bände der betreffenden Zeitschrift.

Im Nachlasse fanden sich ferner zahlreiche Auszüge sowie Verweisungen auf einschlägige Werke, welche der Verfasser selbst als noch zu verwerten bezeichnet hatte. Von einer Benutzung dieser Materialien konnte und durfte nicht Abstand genommen werden; ich habe jedoch diese wie überhaupt alle von mir herrührenden Zusätze in den Anmerkungen untergebracht und dort durch zwei Sternchen (**) kenntlich gemacht. Bei dem Einschieben dieser Zusätze und Ergänzungen richtete ich mich möglichst genau nach den vom Verfasser an den Rand seines Manuskriptes mit Bleistift gesetzten Notizen. Gleichfalls in die Anmerkungen gesetzt wurden meine Hinweise auf wichtige neue Erscheinungen der historischen Literatur. Am eigentlichen Texte habe ich, abgesehen von der Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten und Schreibfehler, nichts geändert.

Auf diese Weise glaube ich den Anforderungen der Wissenschaft wie der Pietät gleichmäßig gerecht geworden zu sein.

Der zweite Teil meiner Aufgabe bestand in der Abfassung der fehlenden Kapitel: ‚Naturwissenschaften, Heilkunde, Theologie und Philosophie bei den Katholiken, Übertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten, allgemeine sittlich-religiöse Verwilderung, Zunahme der Verbrechen, Kriminaljustiz.' Die vier zuerst genannten Abschnitte ergänzen den vorliegenden Band, während die beiden andern zum achten Bande gehören. Derselbe behandelt in eingehender Weise ‚die volkswirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-sittlichen Zustände sowie das Hexenwesen und die Hexenprozesse' und wird in den nächsten Monaten zur Ausgabe gelangen. Auch bei der Ergänzung der fehlenden Kapitel war mir vor allem der Wille des teuern Dahingeschiedenen maßgebend. Mündlich hatte derselbe

noch von seinem Krankenbette aus mir wertvolle Fingerzeige gegeben, welche durch zahlreiche handschriftliche Notizen des Nachlasses eine willkommene Ergänzung fanden. Es war mein ernstes Bestreben, mich möglichst streng an diese Weisungen zu halten.

Möchte es mir gelungen sein, die letzte Arbeit Janssens in einer seiner würdigen Form dem deutschen Volke darzubieten!

Für die Fortsetzung des vorliegenden Werkes bis zum Untergang des alten Reiches im Jahre 1806 sind mit Janssens literarischem Nachlaß so zahlreiche Aufzeichnungen in meinen Besitz übergegangen, daß die Vollendung der ‚Geschichte des deutschen Volkes' als gesichert betrachtet werden darf, wenn Gott der Herr Leben und Gesundheit schenkt.

Nach Beendigung des in seinen schwierigsten Teilen bereits fertiggestellten dritten Bandes meiner Papstgeschichte beabsichtige ich, mich mit aller Kraft der deutschen Geschichte zuzuwenden. Ich gehe um so freudiger an diese Arbeit, weil ich mit derselben dem ausdrücklichen Wunsche Sr Heiligkeit Papst Leos XIII. entspreche.

Innsbruck, den 31. Juli 1893.

Vorwort zur dreizehnten und vierzehnten Auflage.

Mit der Bearbeitung des vorliegenden Bandes ist die Neuherausgabe des gesamten, von Janssen hinterlassenen Werkes zum Abschlusse gelangt. Auch hier waren dieselben Grundsätze maßgebend, die unter allgemeinem Beifall bei den früheren Bänden angewandt wurden, nämlich einerseits die Pietät gegen den dahingeschiedenen Verfasser, in dem ich meinen vornehmsten Lehrer verehre, anderseits die Rücksicht auf den Fortschritt der historischen Wissenschaft. Die wichtigere neuere historische Literatur ist für alle Abschnitte genau angemerkt und im Texte berücksichtigt, da nur auf diese Weise das große Werk auf der Höhe der Wissenschaft erhalten werden konnte. Einer vollständigeren Ausgestaltung wurde für diese neue Auflage der VII. Abschnitt des zweiten Teiles: ‚Philosophie und Theologie bei den Protestanten', unterzogen. Janssen beabsichtigte dies Kapitel noch umzuarbeiten und zu erweitern, namentlich die einzelnen protestantischen Theologen näher zu kennzeichnen. Als ich im Jahre 1893 den siebten Band herausgab, glaubte ich von der Ausführung des Planes Abstand nehmen zu sollen, weil derselbe zu einer durchgreifenden Veränderung des Textes geführt und der im Vorwort betonten Rücksicht der Pietät widersprochen hätte. Letzterer Rücksicht ist durch die einmalige Veröffentlichung des Abschnittes Genüge geleistet. Zu einer Neubearbeitung entschloß ich mich hauptsächlich deshalb, weil das Mißverhältnis zwischen Janssens sehr summarischer Darstellung der protestantischen Philosophie und Theologie und des von mir mit entsprechender Ausführlichkeit behandelten Abschnittes über die analoge Entwicklung auf katholischer Seite so groß war, daß jene Kritiker Recht hatten, welche hier eine ebenmäßigere Darstellung forderten. Nunmehr dürfte das Gleichgewicht zwischen beiden Abschnitten hergestellt sein. Dankbar erwähne ich hier die Beihilfe, welche mir für diesen Abschnitt wie überhaupt für das ganze Werk Herr Dr Lauchert geleistet hat. Außerdem bin ich noch Herrn Dr Paulus, P. Braunsberger und Archivar Dr Falk für zahlreiche Beiträge zu der vorliegenden Auflage zu Dank verpflichtet.

Innsbruck, 25. August 1903.

Ludwig Pastor.

Inhalt.

Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Schulen und Universitäten. — Bildung und Wissenschaft. Bücherzensur und Buchhandel.

Erster Teil.

Schulen und Universitäten.

Einleitung.

I. Verfall der alten Schulen seit der Kirchenspaltung.

II. Volksschulen — Besoldung der Lehrer — die Schuljugend und ihre Behandlung.

IV. Schulen in katholischen Gebieten.

V. Das Schuldrama bei den Protestanten und den Katholiken.

Zweiter Teil.

Bildung und Wissenschaft — Bücherzensur und Buchhandel.

I. Humanistische Studien — philologische Gelehrsamkeit — lateinische Dichtung.

III. Geschichtschreibung.

IV. Mathematik und Astronomie.

VII. Philosophie und Theologie der Protestanten.

VIII. Theologie und Philosophie bei den Katholiken.

IX. Übertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten.

X. Die Predigt bei Katholiken und Protestanten.

XI. Bücherzensur — Buchdruckerei und Buchhandel — Zeitungswesen.

Vollständige Titel der wiederholt zitierten Bücher.

Die aus ungedruckten Quellen entnommenen Belegstellen zum Texte sind mit einem *, die von L. Pastor neu herangezogenen Werke mit zwei ** bezeichnet [1].

**Adam M., Vitae Germanorum Medicorum, qui saeculo superiori et quod excurrit claruerunt, Haidelbergae 1620.

Agricola I., Historia Provinciae Societatis Iesu Germaniae Superioris ab anno 1541—1600. 2 tom., Augustae Vindel. 1727—1729.

Alberdingk Thijm J. A., De la littérature néerlandaise, à ses différentes époques, Amsterdam 1854.

Albèri E., Le Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato durante il secolo decimosesto, 3 Serien, Firenze 1839—1855.

Albertinus A., Haußpolicey, begreifft vier unterschiedliche Theyl, München 1602. Fünffter, Sechster und Siebenter Theyl der Haußpolicey [vgl. Goedeke, Grundriß II 580 Nr 15], München 1602.

Alegambe Ph., Bibliotheca Scriptorum Societatis Iesu, Antverpiae 1643.

Ambros A. W., Geschichte der Musik. Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen. Zweite, verbesserte Auflage. Bd III, Leipzig 1881.

Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung Bd I—XX, Wiesbaden 1827—1888.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Kommission des Börsenvereins deutscher Buchhändler. 14 Bde, Leipzig 1878—1891.

** Archiv, Deutsches, für Geschichte der Medizin und medizinische Geographie, redigiert und herausgegeben von H. und G. Rohlfs. Bd I—VIII, Leipzig 1878—1885.

Archiv des Historischen Vereins für den Untermainkreis (von Unterfranken und Aschaffenburg), 30 Bde, Würzburg 1833—1887.

Archiv, Oberbayrisches, für vaterländische Geschichte. Bd I—XLIV, München 1839—1887.

Arnold G., Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie, von Anfang des neuen Testamentes bis 1688. Neue Aufl. 2 Bde, Schaffhausen 1741.

** Aschbach J., Allgemeines Kirchenlexikon oder alphabetisch geordnete Darstellung des Wissenswürdigsten aus der gesamten Theologie und ihren Hilfswissenschaften. 4 Bde, Frankfurt a. M. und Mainz 1846—1850.

---

[1] Die Zitate der früheren Bände der ‚Geschichte des deutschen Volkes' sind stets nach der neuesten Auflage gegeben. Bd I, II und III sind nach der 17. und 18., Bd IV, V und VI nach der 15. und 16., Bd VIII nach der 13. und 14. Auflage angeführt. Die Zusätze des Herausgebers zu dem Texte Janssens sind durch zwei Sternchen (**) kenntlich gemacht. Das Manuskript zu der vorliegenden 13. und 14. Auflage wurde im Herbst 1903 abgeschlossen.

Aschbach J., Geschichte der Wiener Universität. 3 Bde, Wien 1865 ff.
**Aschbach, J., Geschichte der Wiener Universität. Nachträge zum III. Bd von W. Hartl und K. Schrauf. I. Bd, 1. Hälfte, Wien 1898.
Aventin s. Turmair J.
**Baas H., Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaften, Berlin 1896.
**Backer De, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Nouv. édit., 3 tom., Liège, Paris, Lyon, Tournai 1819—1876.
Bader J., Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Br. 1882—1883.
**Bahder K. v., Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, Straßburg 1890.
**Balan P., Monumenta reformationis Lutheranae ex tabulariis secretioribus S. Sedis 1521—1525, Ratisbonae 1884.
Baltische Studien, s. Studien.
Barthold F. W., Deutschland und die Hugenotten. Geschichte des Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis zum Gesetze von Nantes (1531—1598). Bd I, Bremen 1848.
Baumgarten H., Über Sleidans Leben und Briefwechsel, Straßburg 1878.
Baumgarten H., Sleidans Briefwechsel, herausgegeben von, Straßburg 1881.
**Becher F. L., Die Mineralogen Georg Agricola und A. G. Werner, Freiberg 1819.
**Bender H., Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation (in K. A. Schmid, Gesch. der Erziehung V, 1), Stuttgart 1901.
Bessen G. J., Geschichte des Bistums Paderborn. 2 Bde, Paderborn 1820.
Bianco Fr. J. v., Die alte Universität Köln und die späteren Gelehrtenschulen dieser Stadt, nach archivarischen und andern zuverlässigen Quellen, Köln 1855.
**Biographie, Allgemeine deutsche. Bd I—XXXV, Leipzig 1875—1893.
Bischof H., Sebastian Franck und die deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Kulturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1857.
**Bischoff G. W., Lehrbuch der Botanik. 5 Bde, Stuttgart 1833—1839.
Blätter, Historisch-politische, für das katholische Deutschland herausgegeben von G. Phillipps und G. Görres, später von E. Jörg und F. Binder. Bd I—CXXXII, München 1838—1903.
**Boos H., Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1878.
**Braun C., Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg seit ihrer Gründung bis zur Gegenwart, 1. Teil, Würzburg 1890.
Braun Pl., Geschichte des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg, München 1822.
**Brieger Th., Die theologischen Promotionen auf der Universität Leipzig 1428—1539, Leipzig 1890.
Brischar J. N., Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten, Bd I u. II, Schaffhausen 1867.
**Brischar K., P. Adam Contzen S. J., Würzburg 1879.
**Bruchmüller W., Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg; Leipzig 1898.
**Buchinger J. N., Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken, Würzburg 1843.
**Bucholtz F. B. v., Geschichte der Regierung Ferdinands I. 8 Bde und ein Urkundenband, Wien 1831—1838.

Bülow G. v., Beiträge zur Geschichte des pommerschen Schulwesens im 16. Jahrhundert. Mit urkundlichen Beilagen, Stettin 1880.

**Burbach K., Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Einleitung. Das 16. Jahrhundert. Habilitationsschrift, Halle a. S. 1884.

Burkhardt C. A. H., Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524 bis 1545, Leipzig 1879.

Bursian C., Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart (Bd XIX der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München und Leipzig 1883.

Butsch A. F., Die Bücherornamentik der Renaissance. Bd I: Aus der Zeit der Frührenaissance; Bd II: Die Hoch- und Spätrenaissance, Leipzig 1878, 1881.

Calinich R., Aus dem 16. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Skizzen, Hamburg 1876.

**Canisii B. Petri, S. J., Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger S. J., vol. I—III, Friburgi Brisgoviae 1896—1902.

**Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Bd II: Von 1200 bis 1668, Leipzig 1892.

**Carrichter B., Kräutterbuch, darinnen begriffen, under welchem Zeichen Zodiaci, auch in welchem Gradu ein jedes Kraut stehe, wie sie in Leib-, und zu allen Schäden zu bereiten, und zu welcher Zeit sie zu colligieren sein.

Dabey dann auch seine Practica, auß den fürnemsten Secretis: Von allerhand Leibs Kranckheiten: Von Ursprung der offenen Schäden, und jhrer Heylung.

Item, So seind auch jetzt auffs new hinzukommen noch zwen schöne Tractatus: Der erste, Ein gründlicher Bericht, Clavis oder Schlüssel, über obgemeltes Herrn Carrichters Kräutter- und Artzneybüchlein.

Der ander, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden und vergiftten ascendenten zustand, Straßburg 1617.

Carrichter B., Von gründlicher Heilung usw., s. Kräutterbuch.

**Carus J. V., Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charles Darwin (Bd XII der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1872.

Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 2 Bde, Leipzig 1854—1856.

Classen J., Jakob Micyllus, Rektor zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg von 1524 bis 1558, als Dichter, Schulmann und Gelehrter, Frankfurt a. M. 1859.

Codex Augusteus oder neuvermehrtes Corpus iuris Saxonici etc. von J. Chr. Lünig, Bd I u. II, Leipzig 1724.

Corpus Reformatorum . . . Philippi Melanchthonis opera quae supersunt omnia edidit C. G. Bretschneider. Vol. 1 sqq, Halis Saxonum 1834 sq.

**Cotta B. v., Beiträge zur Geschichte der Geologie. Bd I, Leipzig 1877.

**[Cuba J. de,] Kreuterbuch (neu herausgegeben durch Adamum Lonicerum), Frankfurt 1587.

Curtze L., Geschichte und Beschreibung des Fürstentums Waldeck, Arolsen 1850.

Dähnert J. C., Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landesurkunden, Gesetze, Privilegien, Verträge, Konstitutionen und Ordnungen. 3 Bände, Stralsund 1765—1769.

**Denis, Wiens Buchdruckergeschichte, Wien 1782.

**Denzinger H. J., Vier Bücher von der religiösen Erkenntnis. 2 Bde, Würzburg 1856—1857.

Diefenbach J., Die lutherische Kanzel. Beiträge zur Geschichte der Religion, Politik und Kultur im 17. Jahrhundert, Mainz 1887.
Dittrich F., Gasparo Contarini (1483—1542). Eine Monographie, Braunsberg 1885.
Dolch O., Geschichte des deutschen Studententums. Ein historischer Versuch, Leipzig 1858.
Döllinger J., Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde, Regensburg 1846, 1848. Erster Band. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage 1851.
** Döllinger J., Kirche und Kirchen, München 1861.
Dominicus, Geschichte des Koblenzer Gymnasiums, Koblenz 1862.
Dorner J. A., Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, nach ihrer prinzipiellen Bewegung und im Zusammenhang mit dem religiösen, sittlichen und intellektuellen Leben betrachtet (Bd V der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1867.
** Dreesen J., Kölner Kultur im 16. Jahrhundert. Die Handschrift des Hermann von Weinsberg. Mitteilungen und Erläuterungen, Köln 1899.
** Drummond R. B., Erasmus, his life and character as shown in his correspondence and works. 2 vol., London 1873.
Duhr B., Die alten deutschen Jesuiten als Historiker, in der Zeitschrift für katholische Theologie XIII 57 ff, Innsbruck 1888.
** Duhr B., Jesuitenfabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. 4. Aufl., Freiburg i. Br. 1904.
** Duhr B., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, Freiburg i. Br. 1896 (= Bibliothek der katholischen Pädagogik Bd IX).
Ebeling Fr. W., Friedrich Taubmann, ein Kulturbild. 3. Aufl., Leipzig 1884.
** Eichhorn A., Der ermländische Bischof und Kardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert. 2 Bde, Mainz 1854—1855.
Eichhorn K. Fr., Geschichte der Literatur. 8 Bde, Göttingen 1828.
Eichhorn K. Fr., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd IV, 4. Aufl., Göttingen 1836.
** Ellinger G., Deutsche Lyriker des 16. Jahrhunderts, Berlin 1893.
** D'Elvert Chr., Geschichte der Heil- und Humanitätsanstalten in Mähren und Österreichisch Schlesien, Brünn 1858.
Enders E. L., s. Luther.
Ennen L., Geschichte der Stadt Köln. Meist aus den Quellen des Stadtarchivs, Bd IV u. V, Köln und Düsseldorf 1875, 1880.
** Eubel K., Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz, 2 Teile, Würzburg 1886.
[Evenius S.,] Speculum intimae corruptionis, das ist: Spiegel des Verderbniß, allen und jeden Ständen der wahren Christenheit zur gründlichen Beschawung und Nachrichtung ꝛc. (Vorrede: ‚Scriptum posthumum'), Lüneburg 1640.
** Falk F., Bibelstudium, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Mainz 1901.
** Falk F., Das Corpus catholicorum, im ‚Katholik' 1891 I, Mainz 1891, 440 ff.
Falke J., Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung. Gekrönte Preisschrift der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig, Leipzig 1868.

**Falkmann A., Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Erste Periode. Von 1554 bis 1579, Detmold 1869.

Faulmann C., Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst, Wien 1882.

Fechter D. A., Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahre 1589, Basel 1837.

**Festschrift, Nürnberger, der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, Nürnberg 1892.

**Ficker J., Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses, ihre erste Gestalt und Geschichte, Leipzig 1891.

Flathe Th., St Afra. Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen seit ihrer Gründung im Jahre 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877 bis 1879, Leipzig 1879.

Fornerus Fr., Panoplia armaturae Dei, adversus omnem superstitionum, divinationum, excantationum daemonolatriam, et universas magorum, veneficorum et sagarum et ipsiusmet Sathanae insidias, praestigias et infestationes, concionibus Bambergae habitis instructa et adornata, Ingolstadii 1625.

Förstemann K. E. s. Neue Mitteilungen.

**Fraas C., Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Bd III der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1865.

Franck D., Altes und neues Mecklenburg, 19 Bücher, Güstrow 1753—1757.

Franck S., Kosmographie oder Weltbuch: Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens, Tübingen 1534.

Franck S. von Wörd, Chronica: Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin biß in biß gegenwärtig 1565. jar verlengt. In drey Chronick- oder Häuptbücher. Ohne Ort 1565.

Francke O., Terenz und die lateinische Schulkomödie in Deutschland, Weimar 1877.

**Frank G., Geschichte der protestantischen Theologie, Bd I, Leipzig 1862.

**Fränkel H., Zur Geschichte der Medizin in den Anhaltschen Herzogtümern, Dessau 1858.

Fraustadt A., Geschichte des Geschlechtes von Schönberg meißnischen Stammes. 2 Bde, I. Bd in 2 Abteilungen, Leipzig 1878.

Frederus Joh., Eine kirchenhistorische Monographie. 2 Hefte, Stralsund 1837.

Freyberg M. v., Pragmatische Geschichte der bayrischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilians I., Bd I—III und Bd IV^a^, Leipzig 1836 bis 1839.

**Fuchs C. H., Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland, Göttingen 1843.

**Fuchs L., New Kräuterbuch, Basel 1543.

Gallois J. G., Geschichte der Stadt Hamburg. Nach den besten Quellen bearbeitet, 3 Bde, Hamburg 1853—1856.

**Gaß W., Geschichte der protestantischen Dogmatik. Bd I, Berlin 1854.

**Gaudentius, P., Beiträge zur Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Bedeutung und Verdienste des Franziskanerordens im Kampfe gegen den Protestantismus. Bd I, Bozen 1880.

Geiger L., Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871.

Gerhardt C. J., Geschichte der Mathematik in Deutschland (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit, Bd XVII), München 1877.



** Gernet, Physikus Dr, Mitteilungen aus der älteren Medizinalgeschichte Hamburgs. Kulturhistorische Skizze auf urkundlichem und geschichtlichem Grunde, Hamburg 1869.

** Geß F., Johannes Cochläus, der Gegner Luthers, Berlin 1886.

** Gillet J. F. A., Crato von Crafftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Nach handschriftlichen Quellen. 2 Bde, Frankfurt a. M. 1860, 1861.

Goedeke K., Johannes Römoldt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1852, S. 293—409, Hannover 1855.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. II. Bd: Das Reformationszeitalter, Dresden 1886.

Görges W., Lukas Lossius, ein Schulmann des 16. Jahrhunderts. Programm des Johanneums zu Lüneburg, Lüneburg 1884.

** Graetzer J., Daniel Gohl und Christian Kundmann. Zur Geschichte der Medizinal-Statistik, Breslau 1884. Darin S. 83 ff: H. Markgraf, Die städtischen Medizinaleinrichtungen Breslaus bis zum Beginn unseres Jahrhunderts.

** Graf J. H., Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in bernischen Landen vom Wiederaufblühen der Wissenschaften bis in die neuere Zeit. 2 Hefte, Bern 1889.

Grape Z., Das evangelische Rostock oder kurtzer Bericht von der Stadt Rostock Reformation ꝛc., Rostock und Leipzig 1707.

Grautoff F. H., Historische Schriften. 3 Bde, Lübeck 1836.

Gretserus I., Opera omnia antehac ab ipsomet auctore accurate recognita. 17 tom., Ratisbonae 1734—1741.

** Grimm W., Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung bis zur Gegenwart, Jena 1884.

Grohmann J. Chr. A., Annalen der Universität Wittenberg. Teil 1 und 2, Meißen 1801—1802.

** Grünhagen C., Geschichte Schlesiens. Bd 2, Gotha 1886.

** Guarinoni H., Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts ꝛc. [vgl. Goedeke, Grundriß II 585 Nr 21], Ingolstadt 1610.

Gudenus V. F. de, Codex diplomaticus anecdotorum res Moguntinas illustrantium. 5 tomi, Gotting., Francof. et Lipsiae 1743—1758.

Günther S., Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter (Monumenta Germaniae Paedagogica Bd III), Berlin 1887.

Häberlin Fr. D., Neueste teutsche Reichsgeschichte, vom Anfange des Schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten. 20 Bde, Halle 1774—1786.

** Haeser H., Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. 2 Bde, Dresden und Leipzig 1839, 1841.

** Haeser H., Lehrbuch der Geschichte der Medizin und epidemischen Krankheiten. Dritte Bearbeitung. 3 Bde, Jena 1875—1882.

** Hagemann J. G., Nachricht von denen fürnehmsten Übersetzungen der Heiligen Schrifft in andere Sprachen, nebst deren ersten und fürnehmsten Ausgaben, Quedlinburg 1747.

Hagen C., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde, 2. Ausg., Frankfurt a. M. 1868.

Hammer-Purgstall v., Khlesls, des Kardinals, Direktors des geheimen Kabinetts Kaisers Matthias, Leben. Mit beinahe tausend bisher ungedruckten Briefen, Staatsschreiben usw. 4 Bde, Wien 1847—1851.



** Hanhart, Konrad Gesner, Winterthur 1824.
Hans J., Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg IV 17—71, Augsburg 1878.
** Hartfelder K., Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, Berlin 1889.
Hartmann J., Geschichte der Reformation in Württemberg, Stuttgart 1835.
Hartmann J., Matthäus Alber, Tübingen 1863.
** Hartzheim I., Bibliotheca Coloniensis, in qua vita et libri omnium archidioceseos Coloniensis et adiacentium terrarum scriptorum recensentur, Coloniae 1747.
Hase O., Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit. 2. Aufl., Leipzig 1885.
Hassencamp F. W., Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation. Mit neuen Beiträgen zur allgemeinen Reformationsgeschichte. Bd I u. II, 1. Abteilung, Marburg 1852, 1855.
Haut, Geschichte der Studienanstalt Dillingen. Dillinger Programm von 1854.
Hautz J. Fr., Geschichte der Neckarschule in Heidelberg, Heidelberg 1849.
Hautz J. Fr., Geschichte der Universität Heidelberg, nach handschriftlichen Quellen, nebst den wichtigsten Urkunden. 2 Bde, Mannheim 1862—1864.
Havemann W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 3 Bde, Göttingen 1837—1857.
Havemann W., Mitteilungen aus dem Leben von Michael Neander. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, Göttingen 1841.
** Hecker J. F. C., Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, in erweiterter Bearbeitung von A. Hirsch, Berlin 1865.
Hegel C, Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555, mit einem Urkunden-Anhang. Rektorats-Programm, Rostock 1856.
** Heinrich J. B., Dogmatische Theologie. Bd I, Mainz 1873.
** Heller A., Geschichte der evangelischen Gemeinde in Dortmund, Dortmund 1882.
Henke E. L. Th., Die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert, Halle 1833.
Henke E. L. Th., Georg Calixtus und seine Zeit. Bd I, Halle 1853; Bd II, 1. Abteilung, Halle 1856.
Heppe H., Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581. 4 Bde, Marburg 1852—1859.
Heppe H., Geschichte des deutschen Volksschulwesens. 5 Bde, Gotha 1858—1860.
Heppe H., Kirchengeschichte beider Hessen. 2 Bde, Marburg 1876.
** Hergenröther-Hefele, Konziliengeschichte, nach den Quellen bearbeitet. Bd IX, Freiburg i. Br. 1890.
** Herrlinger, Die Theologie Melanchthons in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Zusammenhange mit der Lehrgeschichte und Kulturbewegung der Reformation, Gotha 1879.
** Hertzberg G. F., Geschichte der Stadt Halle an der Saale während des 16. und 17. Jahrhunderts (1513—1717), Halle a. S. 1891.
** Herzog J. J. und Plitt G. L., Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl., Bd I—XVIII, Leipzig 1877—1888.
** Heß, Kaspar Bauhins Leben und Charakter, Basel 1860.
Hildebrand Br., Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmütigen, Marburg 1848.
** Hipler F., Beiträge zur Geschichte des Humanismus aus dem Briefwechsel des Johannes Dantiscus, Braunsberg 1890.

** Hipler F., Bibliotheca Warmiensis oder Literaturgeschichte des Bistums Ermland. Bd I, Braunsberg 1873.
Hipler F., Nikolaus Kopernikus und Martin Luther. Nach ermländischen Archivalien, Braunsberg 1868.
Hipler F., Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer, Köln 1885.
Hirn J., Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. 2 Bde, Innsbruck 1885—1888.
** Hirsch A., Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland (Bd XXII der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München und Leipzig 1893.
** Hirsch A., Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. 2. Aufl., 3 Bde, Stuttgart 1881—1886.
** Hirsch A. und Gurlt E., Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. 6 Bde, Wien 1884—1888.
Hoffmann C. H. L., Der ökonomische Zustand der Tübinger Hochschule gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1843.
** Höfler C. v., Papst Adrian VI. (1522—1523), Wien 1880.
** Höhlbaum C., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, bearbeitet von C. H. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde III IV). 2 Bde, Leipzig 1886—1887.
** Hollweck J. N., Geschichte des Volksschulwesens in der Oberpfalz, Regensburg 1895.
Holstein H., Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr 14 15, Halle 1886.
** Holzhey K., Die Inspiration der Heiligen Schrift in der Anschauung des Mittelalters. Von Karl dem Großen bis zum Konzil von Trient, München 1895.
** Holzwarth F. J., Der Abfall der Niederlande. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen (Bd II in 2 Abteilungen), Schaffhausen 1865—1872.
** Hopf G. W., Würdigung der lutherischen Bibelverdeutschung mit Rücksicht auf ältere und neuere Übersetzungen, Nürnberg 1847.
Horawitz A., Beatus Rhenanus. Eine Biographie. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1872.
Horawitz A., Des Beatus Rhenanus literarische Tätigkeit in den Jahren 1508 bis 1530 und 1530—1547. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1873.
Horawitz A., Kaspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Leipzig 1874.
** Hoßbach W., Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter, Berlin 1819.
Huber J., Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisiert, Berlin 1873.
Hurter Fr., Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Bd I—VII, Schaffhausen 1850—1854.
** Hurter H., Nomenclator litterarius recentioris theologiae catholicae theologos exhibens qui inde a Concilio Tridentino floruerunt. Editio altera. Tom. I, Oeniponte 1892.
Hutter J. B., Die Gründung des Gymnasiums zu München im Jahre 1559/1560, München 1860.



** Jacobi, Der Mineralog Georg Agricola und sein Verhältnis zur Wissenschaft seiner Zeit, Werdau 1889.

Jahrbuch, Historisches, der Görres-Gesellschaft, herausgegeben von G. Hüffer, Gramich, Grauert, Pastor und Schnürer. Bd I f, Münster und München 1880 f.

Jahrbuch für Münchener Geschichte, begründet und herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann. Bd I ff, München 1887 ff.

** Janus s. Zeitschrift für Geschichte der Medizin.

** Jessen K. F. W., Die Botanik der Gegenwart und Vergangenheit in kulturhistorischer Entwicklung, Leipzig 1864.

Joachim, Johann Nauclerus und seine Chronik, Göttingen 1874.

** Jostes F., Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Erster Band der Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Literatur Westfalens, Paderborn 1888.

Jundt A., Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg (Programm des protestant. Gymnasiums), Straßburg 1881.

Kaemmel H. J., Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit, Leipzig 1882.

Kahnis K. F. A., Der innere Gang des deutschen Protestantismus. I. Bd, 3. Aufl., Leipzig 1874.

Kämmel O., Johannes Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister zu Görlitz. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Gekrönte Preisschrift, Dresden 1874.

Kampschulte F. W., Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zu dem Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. 2 Teile, Trier 1858, 1860.

** Kampschulte F. W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Erster (und einziger) Band, Leipzig 1869.

Kampschulte F. W., Über Joh. Sleidanus als Geschichtschreiber der Reformation, in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV 56—59, Göttingen 1864.

Kantzow Th., Pommerania oder Ursprunck, Altheit und Geschicht der Völker und Lande Pommern, Casuben usw., herausgegeben von H. G. L. Kosegarten. 2 Bde, Greifswalde 1816, 1817.

Kapp Fr., Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von der Historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Leipzig 1886.

** Katholik, Der, Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben. Jahrgang 1 ff, Straßburg und Mainz 1820—1903.

** Kawerau G., Der Briefwechsel des Justus Jonas (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Bd XVII). 2 Bde, Halle 1884—1885.

** Kawerau G., Hieronymus Emser, Halle 1898.

Kehrein J., Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 2 Bde, Regensburg 1843.

Keil Rich. und Rob., Geschichte des Jenaischen Studententums von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858), Leipzig 1858.

Keim Th., Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Nach den Quellen, Stuttgart 1860.

** Keller L., Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Aktenstücke und Erläuterungen. 2 Teile, Leipzig 1881, 1887.



** Kerner A., Die botanischen Gärten, ihre Aufgabe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Innsbruck 1874.
** Keßler H. F., Landgraf Wilhelm IV. als Botaniker. Ein Beitrag zur Geschichte der Botanik. Programm der Realschule zu Kassel 1859.
Kink R., Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Bd I in zwei Teilen. 2. Teil: Urkundliche Beilagen; Bd II: Statutenbuch der Universität, Wien 1854.
Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, herausgegeben von H. J. Wetzer und B. Welte. 12 Bde, Freiburg i. Br. 1847—1856. Zweite Auflage, begonnen von Joseph Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr Franz Kaulen. Bd I—XII, Freiburg i. Br. 1882—1901.
Kirchhoff A., Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2 Bde, Leipzig 1851, 1853.
Kius O., Das Stipendiatenwesen in Wittenberg und Jena unter den Ernestinern im 16. Jahrhundert, in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie XXXV 96—159, Gotha 1865.
** Kleutgen Jos., Theologie der Vorzeit verteidigt. 1. Aufl., 3 Bde, Münster 1853—1860.
Kluckhohn A., Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in den Abhandlungen der historischen Klasse der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften XII, Abtl. 3, 173—241, München 1874.
Kluckhohn A., Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrtätigkeit, in v. Sybels Histor. Zeitschrift XXXI 343—414, München 1874.
** Kluge, Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze, Straßburg 1888.
Klüpfel C. und Eifert M., Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen (Bd II: Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen), Tübingen 1849.
** Knepper Dr Jos., Jakob Wimpfeling (1450—1528). Sein Leben und seine Werke nach den Quellen dargestellt. Freiburg 1902 (Erläut. und Ergänz. zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor).
Knöpfler A., Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts nach archivalischen Quellen. München 1891.
** Kobolt A. M., Bayrisches Gelehrten-Lexikon, Landshut 1795.
Köhler J., Rückblick auf die Entwicklung des höheren Schulwesens in Emmerich. Festschrift, Emmerich 1882. Dazu Nachträge und Berichtigungen im Osterprogramm des Gymnasiums zu Emmerich, 1883.
Köhler J. D., Historische Münzbelustigungen. 22 Bde, Nürnberg 1729—1756.
Köhler J. F., Lebensbeschreibungen merkwürdiger deutscher Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lukas Kranachs. Nebst einigen Abhandlungen über deutsche Literatur und Kunst. 2 Bde, Leipzig 1794.
** Kolde Th., Martin Luther. Eine Biographie. 2 Bde, Gotha 1884—1893.
Koldewey Fr., Schulordnungen der Stadt Braunschweig vom Jahre 1251 bis 1828. (Bd I von Kehrbachs Monum. Germaniae Paedagogica), Berlin 1886.
Komp, Die zweite Schule Fuldas und das päpstliche Seminar 1571—1773, Fulda 1877.
Kopp H., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. 2 Bde, Heidelberg 1886.
Kopp H., Die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit (Bd X der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1873.

** Kopp H., Geschichte der Chemie. 4 Bde, Braunschweig 1843—1847.
Kosegarten J. G. L., Geschichte der Universität Greifswald. Mit urkundlichen Beilagen. 2 Bde, Greifswald 1856, 1857.
** Köstlin J., Martin Luther. 2. Aufl., Elberfeld 1883.
** Kotelmann L., Die Gesundheitspflege im Mittelalter, Hamburg 1890.
Krabbe O., Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert. Erster Teil, Rostock und Schwerin 1854.
Krafft C., Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators H. Bullinger über sein Studium zu Emmerich und Köln (1516—1522) und dessen Briefwechsel mit Freunden in Köln, Erzbischof Hermann von Wied usw., Elberfeld 1870.
** Kraus Gregor, Der botanische Garten der Universität Halle. 2. Heft, Leipzig 1894.
** Krause C., Euricius Cordus. Eine biographische Studie aus der Reformationszeit, Hanau 1863.
Krause C., Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde, Gotha 1879.
Krey Bernh., Beiträge zur Mecklenburgschen Kirchen- und Gelehrtengeschichte. Bd I, 1.—6. Stück, Rostock 1820.
** Krieger J., Beiträge zur Geschichte der Volksseuchen, zur medizinischen Statistik und Topographie von Straßburg im Elsaß. 1. Heft, Straßburg 1879.
Kriegk G. L., Deutsches Bürgertum im Mittelalter, Frankfurt 1868.
Kriegk G. L., Deutsches Bürgertum im Mittelalter, nach urkundlichen Forschungen. Neue Folge, Frankfurt a. M. 1871 (zitiert als Bd II).
Krones Fr. v., Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz, Graz 1886.
Kückelhahn L., Johannes Sturm, Straßburgs erster Schulrektor, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik, Leipzig 1872.
Kuhl, Geschichte des früheren Gymnasiums zu Jülich. Zugleich ein Beitrag zur Ortsgeschichte. I. Die Partikularschule 1571—1664, Jülich 1891.
** Kuhn J., Lehrbuch der Dogmatik. 2 Bde, 2. Aufl., Tübingen 1859—1862.
** Kurtz, Kirchengeschichte II, 11. Aufl., Leipzig 1886.
Küster G. G., Antiquitates Tangermundenses, Berlin 1729.
** Laemmer H., Monumenta Vaticana historiam ecclesiasticam saeculi XVI illustrantia, Friburgi Brisg. 1861.
** Lagarde P. de, Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses, Göttingen 1885.
** Lämmer H., Die vortridentinische katholische Theologie des Reformationszeitalters. Aus den Quellen dargestellt, Berlin 1858.
** Lammert G., Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Wiesbaden 1890.
Langenn F. A. v., Doktor Melchior von Ossa. Eine Darstellung aus dem 16. Jahrhundert, Leipzig 1858.
Lappenberg J. M., Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache, Hamburg 1861.
** Laube, Georgius Agricola, in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen Bd IX, Leipzig 1872.
Lauterbeck G., Cornelius. Ein schöner lustiger und gar nützlicher Dialogus, Frankfurt 1564.
Lauze W., Leben und Taten Philippi Magnanimi, Landgrafen zu Hessen; in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichts- und Landeskunde, Suppl. 2, Bd I und II, Kassel 1841, 1847.

Leges Academiae Witenbergensis de studiis et moribus auditorum etc. Wittenberg 1597.

Lenz M., Briefwechsel Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen mit Bucer. 3 Teile (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, Bd V, XXVIII und XLVII), Leipzig 1880, 1887, 1891.

** Le Plat I., Monumentorum ad historiam Concilii Tridentini spectantium amplissima collectio. 7 tom., Lovanii 1781—1787.

Lersch B. M., Geschichte der Volksseuchen, Berlin 1896.

Lersner A. A. v., Der weitberühmten freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. Chronica. 2 Bde, Frankfurt a. M. 1706 und 1734.

** Lier L., Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspieles. Bd I, Nürnberg 1889 (Leipziger Dissertation).

Lipowsky Fr. J., Geschichte der Jesuiten in Schwaben. 2 Bde, München 1819.

Lisch G. C. F., Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. (Fortgesetzt von Archivrat Dr Wigger bis 1886.) Bd I—LII, Schwerin 1836—1887.

** Loesche G., Analecta Lutherana et Melanchthoniana. Tischreden Luthers und Aussprüche Melanchthons, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius. Aus der Nürnberger Handschrift des Germanischen Museums mit Benutzung von Dr J. K. Seidemanns Vorarbeiten herausgegeben und bearbeitet von G. L., Gotha 1892.

Löschke K. J., Die religiöse Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im 16. Jahrhundert, Breslau 1846.

Luther M., Sämtliche Werke, 67 Bde, herausgegeben von J. G. Plochmann und J. A. Irmischer, Erlangen 1826—1868. 2. Aufl., herausgegeben von E. L. K. Enders. Bd I—XXVI, Frankfurt 1862—1885.

Luthers M. Briefe, Sendschreiben und Bedenken, herausgegeben von de Wette. 5 Bde, Berlin 1825—1828. Sechster Teil, herausgegeben von J. K. Seidemann, Berlin 1856.

Luthers Briefwechsel, bearbeitet von E. L. Enders. Bd I ff, Frankfurt 1884 ff.

Lutz L., Geschichte der Universität Basel von ihrer Gründung bis zu ihrer neuesten Umgestaltung, Aarau 1826.

** Maier R., Johannes Schenck, seine Zeit, sein Leben, seine Werke. Programm der Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br. 1878.

Mathesius J., Bergpostilla oder Sarepta zc., Nürnberg 1587.

Mathesius J., Diluvium, das ist Auslegung und Erklerung ... von der Sündfluth in vierundfünfzig Predigten, in St Joachimsthal im sieben- und achtundfünfzigsten Jahr gehalten, Leipzig 1587.

Mathesius J., Postilla prophetica, oder Spruchpostill des Alten Testaments, Leipzig 1588.

** Maurenbrecher W., Geschichte der katholischen Reformation. Bd I, Nördlingen 1880.

** Mayer A., Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart. Ein Beitrag zu einer Geschichte der geistigen Kultur im Südosten Deutschlands. Bd I: Die Kultur — Unterricht und Erziehung — die Wissenschaften, Wien 1878.

Mederer Ioan. Nepom., Annales Ingolstadiensis Academiae. Inchoarunt Valentinus Rotmarus P. L. Oratoriae Professor Ordinarius et Iohannes En-

gerdus. Emendavit, auxit, continuavit et codicem diplomaticum adiecit I. N. Mederer. 4 vol., Ingolstadii 1782.
Meiners K., Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdteils. 4 Bde, Göttingen 1802—1805.
Meiners K., Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vorteile und Nachteile der Aufklärung. 3 Bde, Hannover 1793—1794.
Meissner J., Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich, Wien 1884.
Mencken I. B., Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum. Tom. II et III, Lipsiae 1728, 1730.
Menzel K. A., Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. 2. Aufl., Bd I ff, Breslau 1854. (**Meine Zitate nach der ersten Auflage, Breslau 1826 ff.)
Menzel W., Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd II, Leipzig 1875.
**Metzner J., Friedrich Nausea aus Waischenfeld, Bischof von Wien, Regensburg 1884.
**Meyer E. H. F., Geschichte der Botanik. Bd IV, Königsberg 1857.
Meyer F. H., Studentica. Leben und Sitten deutscher Studenten früherer Jahrhunderte, Leipzig 1857.
**Meyer G. W., Geschichte der Schrifterklärung. 3 Bde, Göttingen 1803.
**Mezger J. J., Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformierten Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart, Basel 1876.
**Michael E., Geschichte des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts, Bd III, 1.—3. Aufl., Freiburg 1903.
*Miescher F., Die medizinische Fakultät in Basel und ihr Aufschwung unter F. Plater und K. Bauhin, mit dem Lebensbilde F. Platers, Basel 1860.
**Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, herausgegeben von Kehrbach. Jahrgang 1—10, Berlin 1891—1901.
**Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark, herausgegeben von dessen Ausschusse. Heft 1—40, Graz 1850—1892.
**Möhler J. A., Gesammelte Schriften und Aufsätze. 2 Bde, Regensburg 1839 bis 1840.
Moehsen J. C. W., Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts, Berlin und Leipzig 1783.
Mohl R. v., Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrhunderts. 2. Aufl., Tübingen 1871.
**Mosen P., Hieronymus Emser, der Vorkämpfer Roms gegen die Reformation. Leipziger Inaugural-Dissertation, Halle a. S. 1890.
**Moufang Chr., Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache, Mainz 1881.
Muck G., Geschichte von Kloster Heilsbronn von der Urzeit bis zur Neuzeit. 3 Bde, Nördlingen 1879.
**Müller A., Nikolaus Kopernikus, der Altmeister der neueren Astronomie. Ein Lebens- und Kulturbild, Freiburg 1898.



Müller G., Das kursächsische Schulwesen beim Erlaß der Schulordnung von 1580. Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden, Dresden 1888.
** Müller Joh., Quellenschriften zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Gotha 1882.
Muther Th., Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge, Erlangen 1866.
Mylius Chr. O., Corpus constitutionum Marchiarum, oder Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburgische . . . Ordnungen, Edicta, Mandata, Rescripta rc. Teil 1—6, Berlin und Halle (1737 ff).
** Nagl J. W. und Zeidler J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, Wien 1899.
** Neff J., Udalricus Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. 1. Teil, Programm, Freiburg 1890.
Nettesheim Fr., Geschichte der Schulen im alten Herzogtum Geldern und in den benachbarten Landesteilen, Düsseldorf 1881.
Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 16 Bde, Halle 1834—1863.
Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntnis des Königreichs Hannover, herausgegeben von G. H. G. Spiel, fortgesetzt von E. Spangenberg. 22 Bde, Lüneburg 1822—1832.
Nigrinus G., Daniel: der allerweiseste und heiligste Profet, ausgelegt in fünfzig Predigten, Ursel 1574.
** Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1533—1559. Bd I und II (bearb. von W. Friedensburg). Dritte Abteilung: 1572—1585. Bd I (bearb. von J. Hansen), Gotha und Berlin 1892.
Ochs P., Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bd V—VI, Basel 1821.
Opel J. O., Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650, im III. Bande des Archivs für Geschichte des deutschen Buchhandels, Leipzig 1879.
Osiander L., Ein Predig von hoffertiger ungestalter Kleidung der Weibs- und Mannspersonen, Tübingen 1586.
** Otto C., Johannes Cochläus der Humanist, Breslau 1874.
Pachtler G. M., S. J., Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Iesu per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucitatae, Berolini 1887 ff. Tom. I: Ab anno 1541 ad annum 1599. Tom. II: Ratio sudiorum ann. 1586, 1599, 1832. Tom. III: Ordinationes Generalium et ordo Studiorum generalium ab anno 1600 ad annum 1772. Tom. IV: Complectens monumenta quae pertinent ad gymnasia, convictus (1600—1773) itemque ad rationem studiorum (anno 1832) recognitam adornavit ediditque B. Duhr, 1894. (Bildet die Bände II, V, IX, XVI von: Karl Kehrbach, Monumenta Germaniae Paedagogica, Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miszellen aus den Landen deutscher Zunge, unter Mitwirkung einer Anzahl Fachgelehrter herausgegeben.)
Pallmann H., Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. Bd VII, Frankfurt a. M. 1881.
Palm H., Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, Breslau 1877.
Pancratius A., Allgemeine, immerwährende Geistliche Practica (herausgegeben durch Salomon Codomannus), Franckfurt a. M. 1605.

**Panzer G. W., Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Doktor Martin Luthers vom Jahre 1517 an bis 1581, Nürnberg 1783.
**Panzer G. W., Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-catholischen deutschen Bibelübersetzung, Nürnberg 1781.
**Pastor L., Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens ‚Geschichte des deutschen Volkes'. Bd I—IV, Freiburg i. Br. 1898—1903.
**Pastor L., Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. Aus den Quellen dargestellt. Freiburg i. Br. 1879.
Paulsen Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Leipzig 1885.
**Paulus N., Der Augustiner Bartholomäus Arnoldi von Usingen, Luthers Lehrer und Gegner. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br. 1893.
**Paulus N., Der Augustinermönch Johannes Hoffmeister. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Freiburg i. Br. 1891.
**Paulus N., Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther (1518—1563), Freiburg i. Br. 1903.
**Paulus N., Kaspar Schatzgeyer, ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland, Freiburg 1897.
**Paulus N., Katholische Schriftsteller aus der Reformationszeit, im ‚Katholik' 1892, I 544 ff und Nachtrag ebenda 1893, II 213 ff, Mainz 1892, 1893.
Paur Th., Johann Sleidans Kommentare über die Regierungszeit Karls V., historisch-kritisch betrachtet, Leipzig 1843.
**Peinlich R., Geschichte der Pest in Steiermark. 2 Bde, Graz 1876—1877.
Perellius J., Ein Gespräch von der Jesuiter lehr und wesen, thun und lassen, wider die schmach und lästerwort, die ain Sakramentirer auß Hessen, Wilhelm Roding genannt, in der Franciscaner schul zu Haidelberg wonhafftig, mutwillig und mit unwahrheit zugemessen hat. Durch I. P. Xiveriensem in Lateinischer sprach beschriben und durch Johann Götzen, der Rechten Doctorn, auch Cardinälischen und Bischofl. Costantzischen Rath, verteutschet, Ingolstadt 1576.
Peschel O., Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr S. Ruge (Bd IV der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1877.
**Peters H., Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Bd I, 2. Aufl., Berlin 1891. — Neue Folge, Berlin 1889.
**Petersen J., Hauptmomente in der geschichtlichen Entwicklung der medizinischen Therapie, Kopenhagen 1877.
Pfaff K., Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, nebst Ergänzungsheft, Eßlingen 1840, 1852.
**Pfeiffer L. und Ruland C., Pestilencia in nummis. Geschichte der großen Volkskrankheiten in numismatischen Dokumenten, Tübingen 1882.
Pfister J. Ch., Herzog Christoph zu Württemberg. 2 Bde, Tübingen 1819—1820.
**Pichler A., Hippolytus Guarinonius. Separatabdruck aus der Österreich-ungarischen Revue, Wien 1891.
Pohlmann A. W. und Stöpel A., Geschichte der Stadt Tangermünde aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten, Stendal 1829.
Pontoppidan E., Annales Ecclesiae Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reiches Dänemark. Bd III und IV, Kopenhagen 1747 (1752).

Postilla prophetica s. Mathesius.

** Prantl C., Geschichte der Logik im Abendlande. 4 Bde, Leipzig 1855 ff.

Prantl C., Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut und München. 2 Bde, München 1872.

Prantl C., Zur Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts in Oberbayern und Niederbayern, in der ‚Bavaria‘ I² 509—586, München 1860.

Prätorius A., Lippiano-Westphalus, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, deren Ursprung, Unterscheid, Vermögen und Handlungen ꝛc. Männiglich, sonderlich aber den hohen und niederen Obrigkeiten, Richtern und Gerichten zu nohtwendiger Nachrichtung sehr dienlich und nützlich zu lesen. (Erschien zuerst im Jahre 1602.) Vierter Druck, Frankfurt am Mayn 1629.

** Pritzel G., Thesaurus literaturae botanicae. Editio 2 reform., Lipsiae 1872.

** Prowe L., Nikolaus Kopernikus. 2 Bde, Berlin 1883 f.

** Puschmann Th., Geschichte des medizinischen Unterrichts von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Leipzig 1889.

** Quétif I. et Echard I., Scriptores Ordinis Praedicatorum recensiti notisque historicis et criticis illustrati. 2 tomi, Lutetiae Parisiorum 1719.

** Raché P. B., Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel. Leipziger Inaugural-Dissertation, 1892.

** Räß A., Die Konvertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 13 Bde, Freiburg i. Br. 1866—1880.

** Ratzinger Georg, Geschichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1884.

Raumer K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Bde, Stuttgart 1843—1854.

Raumer R. v., Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland (Bd IX der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1870.

Raupach B., Evangelisches Österreich, das ist, historische Nachricht von den vornehmsten Schicksalen der evangelisch-lutherischen Kirchen in dem Ertzherzogthum Österreich, Hamburg 1732.

** Reeß, Über die Pflege der Botanik in Franken von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Prorektoratsrede, Erlangen 1884.

** Reinhardstöttner K. v., Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns Bd I ff, München 1893 ff.

Reinhardstöttner K. v., Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte (Die klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Literaturen), Leipzig 1886.

Reinhardstöttner K. v., Zur Geschichte des Jesuitendramas in München, im Jahrbuch für Münchener Geschichte III 53—177, Bamberg 1889.

** Renninger, Die Weihbischöfe von Würzburg, im Archiv für Unterfranken Bd XVIII, Würzburg 1865.

Reusch Fr. H., Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte. 2 Bde, Bonn 1883—1885.

Reyscher A. L., Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd I—XIX = 29 Bde, Stuttgart und Tübingen 1828—1851.

Richard A. B., Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und andern Quellen bearbeitet, Leipzig 1861.

Richter A. L., Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechtes und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. 2 Bde, Weimar 1846.

** Richter W., Geschichte der Paderborner Jesuiten. 1. Teil: 1580—1618, Paderborn 1892.

** Riehm, Luther als Bibelübersetzer, in den Theologischen Studien und Kritiken, 57. Jahrgang, Gotha 1884.

** Rieß Fl., Der selige Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Aus den Quellen dargestellt, Freiburg i. Br. 1865.

** Riezler, Geschichte Bayerns, Bd IV und VI, Gotha 1899 und 1903.

** Riffel C., Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der Glaubens- und Kirchenspaltung. 3 Bde, Mainz 1842—1846.

Riggenbach B., Das Chronikon des Konrad Pellikan. Zur vierten Säkularfeier der Universität Tübingen herausgegeben, Basel 1877.

Ritter H., Geschichte der Philosophie, 9. Teil, Hamburg 1850.

** Ritter M., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648). I. Bd: 1555—1586 (in der Bibliothek deutscher Geschichte), Stuttgart 1889.

Ritter M., Matthiä Flacii Illyrici Leben, 2. Aufl., 1725.

Rocholl H., Die Einführung der Reformation in Kolmar, Kolmar 1876.

Rommel Chr. v., Neuere Geschichte von Hessen, Bd I—III, Kassel 1835, 1839.

Roscher W., Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland (Bd XIV der Geschichte der Wissenschaften), München 1874.

** Roth Fr., Der Einfluß des Humanismus und der Reformation auf das gleichzeitige Erziehungs- und Schulwesen bis in die ersten Jahrzehnte nach Melanchthons Tode, Halle 1898.

Roth K. L., Zur Geschichte des Nürnbergischen gelehrten Schulwesens im 16. und 17. Jahrhundert, Nürnberg 1839.

** Roth M., Andreas Vesalius Bruxellensis. Mit 30 Tafeln, Berlin 1892.

Ruhkopf Fr. E., Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland von der Einführung des Christentums bis auf die neuesten Zeiten. 1. Teil, Bremen 1794.

** Ruland Ant., Series et vitae professorum ss. theologiae, qui Wirceburgi a fundata academia per Divum Iulium usque in annum 1834 docuerunt. Ex authenticis monumentis collectae, Wirceburgi 1835.

** Sachs J., Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860 (Bd XV der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1875.

** Sachse Fr., Die Anfänge der Bücherzensur in Deutschland, Leipzig 1871.

** Saint-Lager, Histoire des Herbiers, Paris 1885.

Sastrowe B., Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, auch was sich in dem Denckwerdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehöret hat, von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift herausgegeben und erläutert von G. Chr. Fr. Mohnike. 3 Teile, Greifswald 1823—1824.

Sattler C. F., Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Herzoge. 3 Teile, Ulm 1764—1768.

Sawr A. von Frankenberg, Rhetorica oder Epistelbüchlein, Deutsch und Lateinisch, darin begriffen allerhand Missiven und Sendbrieffen rc. Franckfurt a. M. 1590.

** Scheeben M. Jos., Handbuch der katholischen Dogmatik. I. Bd, Freiburg i. Br. 1873 (in: „Theologische Bibliothek").
Schenk K. G. F., Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten, Berlin 1841.
Scherer G., Christliche Postill von Heyligen sammt vierzehn Predigten von der heiligen Communion, Kloster Bruck 1615.
Scherer G., Opera oder Alle Bücher, Tractätlein, Schrifften und Predigen von unterscheidtlichen Materien, so bißhero an Tag kommen seindt. Jetzo wider auffs new dem gemeinen Nutzen zum besten zusamengetragen. 2 Bde, München 1613, 1614.
Scherer G., Postill oder Außlegung der Fest- und Feyrtäglichen Evangelien durch das gantze Jahr, München 1607.
Schindler H. B., Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, Breslau 1858.
Schirrmacher Fr. W., Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. 2 Bde (II. Bd: Beilagen), Wismar 1885.
** Schlee Ernst, Der Streit des Daniel Hofmann über das Verhältnis der Philosophie zur Theologie, Marburg 1862.
Schlegel J. K. F., Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und den Hannoverischen Staaten. 2 Bde, Hannover 1828, 1829.
** Schmid F. A., Georg Agricolas Bermannus, mit einer Einleitung, Freiberg 1806.
Schmid G., Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, Bd II, Abtl. 2 (1. Erziehung und Unterricht im Zeitalter des Humanismus, von K. Hartfelder; 2. Die Reformation, von E. Gundert; 3. Die vier großen protestantischen Rektoren des 16. Jahrhunderts und ihre Schulen), Stuttgart 1889.
** Schmid J. C. und Pfister J. C., Denkwürdigkeiten der Württembergischen und Schwäbischen Reformationsgeschichte, Tübingen 1817.
** Schmid Xaver, Nikolaus Taurellus, Erlangen 1860, 2. Ausgabe 1864.
Schmidl I., Historia Societatis Iesu Provinciae Bohemiae. 3 vol., Pragae 1747.
Schmidt C., Michael Schütz, genannt Toxites. Leben eines Humanisten und Arztes aus dem 16. Jahrhundert, Straßburg 1888.
Schmidt Cl. H., Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener, Gotha 1872.
** Schmidt W., Franziskus Fabricius Marcoduranus. 1527—1573, Köln 1871.
Schmieder K. Chr., Geschichte der Alchemie, Halle 1832.
Schnurrer Ch. Fr., Erläuterungen der württembergischen Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte, Tübingen 1798.
** Schnurrer F., Chronik der Seuchen, 2. Teil, Tübingen 1825.
** Schott H., Geschichte der teutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers und der fortdauernde Wert derselben, Leipzig 1835.
** Schrauf A., Über den Einfluß des Bergsegens auf die Entstehung der mineralogischen Wissenschaft im Anfang des 16. Jahrhunderts. Vortrag in der feierl. Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Wien 1894.
Schreiber H., Heinrich Loriti Glareanus, seine Freunde und seine Zeit, Biographischer Versuch, Freiburg i. Br. 1837.
Schreiber H., Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 2 Bde, Freiburg i. Br. 1857, 1859.
** Schubert E. und Sudhoff K., Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer zu Mohorn, ein populärer medizinischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, in: Neues

Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde, Bd XI S. 77—116, Dresden 1890.

Schuler Ph. H., Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland, 3 Teile, Halle 1792—1794.

Schuler Ph. H., Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, Halle 1799.

** Schulte J. F. v., Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts von Gratian bis auf die Gegenwart. Bd II und III, Stuttgart 1877, 1880.

Schultheiß W. K., Geschichte der Schulen in Nürnberg, Nürnberg 1853.

** Schultz, Häusliches Leben, München 1903.

Schuster L., Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit, Graz 1888.

** Schwertschlager J., Der botanische Garten der Fürstbischöfe von Eichstätt. Mit 2 Tabellen und 2 Bildtafeln, Eichstätt 1890.

Schwetschke G., Codex Nundinarius Germ. oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564 bis 1565, Halle 1850.

Seeger H., Die strafrechtlichen Consilia Tubingensia, in den Beiträgen zur Geschichte der Universität Tübingen, Tübingen 1877.

** Seibt W., Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte. I. Hans Sebald Beham, Maler und Kupferstecher, und seine Zeit. II. Franziskus Modius, Rechtsgelehrter, Philologe und Dichter, der Korrektor Sigmund Feyerabends. III. Helldunkel: Von den Griechen bis Correggio. IV. Helldunkel: Adam Elsheimers Leben und Wirken; Frankfurt a. M. 1882—1885.

Selnekker N., Drei Predigten vom reichen Mann und armen Lazaro. Ein Büchlein von den Bettlern &c., Leipzig 1580.

Senkenberg R. K. v., Fr. Dominikus Häberlins neueste teutsche Reichsgeschichte vom Anfange des Schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten. Bd XXI bis XXIV, Halle 1790—1793.

** Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur, herausgegeben von R. Naumann. 31 Bde, Leipzig 1840—1870.

** Sommervogel Carlos S. J., Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères Augustin et Aloyse de Backer. Seconde Partie: Histoire par le Père Auguste Carayon. Nouvelle édition par C. Sommervogel, publiée par la Province de Belgique, Bruxelles-Paris 1890. — Bibliographie, tom. I—IV, 1890—1893.

** Spahn M., Johannes Cochläus, Berlin 1898.

Spangenberg Cyr., Adelsspiegel, historischer ausführlicher Bericht: was Adel sey und heisse &c.. Desgleichen von allen göttlichen, geistlichen und weltlichen Ständen auf Erden. 2 Bde, Schmalkalden 1591, 1594.

Spangenberg Cyr., Ehespiegel, das ist Alles, was von dem heyligen Ehestande nützliches, nötiges und tröstliches mag gesagt werden, in LXX Brautpredigten zusammen verfaßet, Straßburg 1570.

** Spengler F., Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts. Zur Geschichte des Dramas, Innsbruck 1888.

Spieker Chr. W., Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder von der Gründung der Stadt bis zum Königtum der Hohenzollern, Frankfurt a. d. O. 1853.

Spieker Chr. W., Lebensgeschichte des Andreas Musculus. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, Frankfurt a. d. O. 1858.

Spittler L. T., Geschichte des Fürstentums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrhunderts, I. Bd, Hannover 1798.
Spittler L. T., Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, Göttingen 1783.
** Sprengel K., Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. 1. Teil, Altenburg und Leipzig 1817.
** Sprengel K., Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 3. Aufl., 6 Bde, Halle 1821—1828.
** Stange Alb., Einführung in die Geschichte der Chemie, Münster 1902.
** Staudenmaier Dr Fr. A., Die christliche Dogmatik, 4 Bde, Freiburg i. Br. 1844—1852.
** Staudenmaier Dr Fr. A., Zum religiösen Frieden, Freiburg i. Br. 1846.
Steichele A., Das Bistum Augsburg historisch und statistisch beschrieben, Augsburg 1864 ff.
** Steinhausen G., Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Teil, Berlin 1889.
Stetten P. v., Geschichte der Stadt Augspurg. I. Bd, Franckfurt und Leipzig 1743.
Steubing J. H., Kirchen- und Reformationsgeschichte der Oranien-Nassauischen Lande, Hadamar 1804.
Stieve F., Das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I., 1595 bis 1651, München 1876.
Stieve F., Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing, in den Abhandl. der histor. Klasse der bayr. Akademie der Wissenschaften XVI 177—265, München 1881.
Stintzing R., Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (Bd XVIII der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), 2 Abteilungen, München 1880—1884.
Stintzing R., Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation, Basel 1857.
Stintzing R., Das Sprichwort ‚Juristen böse Christen' und seine geschichtlichen Bedeutungen, Bonn 1875.
Stobbe O., Geschichte der deutschen Rechtsquellen. 2 Bde, Braunschweig 1860, 1864.
Stöcker J., Spiegel christlicher Haußzucht Jesu Sirachs. In hunderteinundsiebentzig Predigten erkleret und ausgelegt, Jehna 1616.
** Stöckl A., Geschichte der Philosophie des Mittelalters. III. Bd, Mainz 1866.
Stölzel A., Die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien 2 Bde, Stuttgart 1872.
Strack K., Geschichte des deutschen Volksschulwesens, Gütersloh 1872.
Stratz G., Schulverhältnisse zu Meersburg im 15.—16. Jahrhundert. Aus archivalischen Urkunden, Konstanz 1883.
Strauß D. F., Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, Frankfurt a. M. 1856.
** Stricker W., Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 1847.
Strigenicius G, Diluvium, das ist Außlegung der schrecklichen und doch auch zugleich tröstlichen Historien der Sündflut. In hundert Predigten, Leipzig 1613.
Strigenicius G., Jonas, das ist Außlegung der wunderbaren und doch gantz lehrhafftigen und trostreichen Historien von dem Propheten Jona [Vorrede der ersten Auflage vom 23. April 1595]. Zum drittenmal aufgelegt, Leipzig 1619.

Strobel G. Th., Beiträge zur Literatur, besonders des 16. Jahrhunderts, Bd I und II, Nürnberg und Altorf 1784, 1786.

Strobel G. Th., Neue Beiträge zur Literatur, besonders des 16. Jahrhunderts. 5 Bde, Nürnberg und Altorf 1790—1794.

Stübel B., Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409 bis 1555. Codex diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil, Bd XI, Leipzig 1879.

Studien, Baltische. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Bd I—XLI, Stettin 1832—1891.

Studien und Kritiken, Theologische. Eine Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Theologie, begründet von C. Ullmann und F. W. C. Umbreit und in Verbindung mit C. Achelis, W. Beyschlag, P. Kleinert und H. Schultz herausgegeben von J. Köstlin und J. Kautzsch. 66 Jahrgänge, Gotha 1828 bis 1893.

**Studien und Skizzen, Historische, zur Naturwissenschaft, Industrie und Medizin am Niederrhein. Festschrift der 70. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte, Düsseldorf 1898.

**Tabernämontanus J. Th., New Kreuterbuch. 2 Teile, Frankfurt 1588 und 1591.

Teutsch Fr., Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register, I. Bd: 1543—1778 (Bd VI von Kehrbachs Monum. Germ. Paedagogica), Berlin 1888.

**Theiner A., Acta genuina SS. Oecumenici Concilii Tridentini sub Paulo III., Iulio III. et Pio IV. PP. MM. ab Angelo Massarello episcopo Thelesino eiusdem Concilii secretario conscripta, nunc primum integra edita. Accedunt acta eiusdem Concilii sub Pio IV. a Cardinale Gabriele Paleotto archiepiscopo Bononiensi digesta, secundis curis expolitiora. Tom. I—II, Zagrabiae (Croatiae), Lipsiae 1874.

Theiner A., Annales ecclesiastici (1572—1585), 3 vol., Romae 1856.

Tholuck A., Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten. 2. Abteilung, Berlin 1853, 1854.

**Tholuck A., Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts. 1. Abteilung: Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, Berlin 1861.

Tholuck A., Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Teilweise nach handschriftlichen Quellen, Hamburg und Gotha 1852.

Tholuck A., Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Berlin 1859.

Thommen R., Geschichte der Universität Basel 1532—1632, Basel 1889.

Thorbecke A., Die älteste Zeit der Universität Heidelberg 1386—1449, Heidelberg 1886.

**Thurnhofer Franz Xaver, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland, Freiburg 1900. (Erläuterungen u. Ergänzungen zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes, herausg. von L. Pastor.)

Tomek W., Geschichte der Prager Universität, Prag 1849.

Töppen M., Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg Sabinus, Königsberg 1844.

**Treviranus L. C., Die Anwendung des Holzschnittes zur bildlichen Darstellung der Pflanzen, Leipzig 1855.

Turmair Johannes, genannt Aventinus, Sämtliche Werke. Auf Veranlassung Sr Majestät des Königs von Bayern herausgeg. von der königl. Akademie der Wissenschaften. 5 Bde, München 1881—1886.
** Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3 Bde, 5. Aufl., Leipzig 1880.
** Uhlhorn G., Die christliche Liebestätigkeit. Bd III: Die christliche Liebestätigkeit seit der Reformation, Stuttgart 1890.
Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen, Büchern, Urkunden rc. Vom Jahre 1701—1749, Wittenberg 1701, Leipzig seit 1702.
** Verdière P., Histoire de l'université d'Ingolstadt. 2 vol., Paris 1888.
Vormbaum R., Die evangelischen Schulordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts. 2 Bde, Gütersloh 1860—1863.
Wachsmuth W., Europäische Sittengeschichte. Fünften Teiles erste Abteilung: Das Zeitalter des Kirchenstreits, Leipzig 1838.
Waldau G. E., Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. Bd I, Nürnberg 1790.
** Walther Dr Wilhelm, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters dargestellt von Dr W. W. Mit 18 Kunstbeilagen, Braunschweig 1892.
** Wedewer H., Johannes Dietenberger. 1475—1537. Sein Leben und Wirken. Mit vier Tafeln, Freiburg i. Br. 1888.
Wegele F. X., Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus (Bd XX der Gesch. der Wissenschaften in Deutschland), München und Leipzig 1885.
** Wegele F. X., Geschichte der Universität Würzburg. 2 Bde, Würzburg 1882.
** Weinsberg, Das Buch, s. Höhlbaum.
** Weldige-Cremer U. de, De Ioannis Cochlaei vita et scriptis commentatio historica (Münsterer Dissertation), Monasterii 1865.
Weller E., Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bde, Freiburg i. Br. 1862—1864.
Weller E., Die ersten deutschen Zeitungen herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599), in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd CXI, Tübingen 1872.
[Weller J. G.,] Altes aus allen Teilen der Geschichte: Urkunden, Briefe und Nachrichten von alten Büchern. 2 Bde, Chemnitz 1762, 1766.
Werk F. X., Stiftungsurkunden akademischer Stipendien an der Hochschule zu Freiburg i. Br. von 1497 bis 1842. Mit Abbildungen, Freiburg i. Br. 1842.
** Werner K., Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte. 2 Bde, Regensburg 1861.
** Werner K., Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. 4 Bde, Schaffhausen 1865.
** Werner K., Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart (Bd VI der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland), München 1866.
Westenrieder L., Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft. Bd III—VIII, München 1790—1806.
Westenrieder L., Neue Beiträge zur vaterländischen Historie rc. Bd I, München 1812.
Wette De s. Luther.
Weyermann A., Nachrichten von Gelehrten, Künstlern nnd andern merkwürdigen Personen aus Ulm, Ulm 1798.

Weyermann A., Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adeligen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm, Ulm 1829.
**Widmann S., Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Literatur des 16. Jahrhunderts auf Grund von bisher unbekannten Briefen, Paderborn 1889.
**Wiedemann Th., Johann Eck, Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt, Regensburg 1865.
Wiedemann Th., Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayrischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt, Freising 1858.
**Wiedemann Th., Die Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. 4 Bde, Prag 1879—1884.
Wiggers J., Kirchengeschichte Mecklenburgs, Parchim und Ludwigslust 1840.
Will G. A., Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf, Altdorf 1795.
Winkelmann E., Urkundenbuch der Universität Heidelberg. I. Bd: Urkunden; II. Bd: Regesten, Heidelberg 1886.
**Winkler E., Geschichte der Botanik, Frankfurt 1854.
**Woker F. W., Geschichte der norddeutschen Franziskanermissionen der Sächsischen Ordensprovinz vom heiligen Kreuz, Freiburg i. Br. 1880.
Wolf I., Lectionum mirabilium et reconditarum centenarii XVI. 2 tom., Lauingae 1600.
Wolf P. Ph., Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet. 3 Bde, München 1807, 1809.
Wolf R., Geschichte der Astronomie (Gesch. der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd XVI), München 1877.
Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. 21 Bde, Wernigerode 1868—1888.
Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Jahrgang 1—19, Augsburg 1874—1892.
Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. 8 Bde, Hamburg 1841—1889.
Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung von K. v. Zwiedineck-Südenhorst. 4 Bde, Stuttgart 1884—1887.
Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, herausgegeben von Müller und Falk. 8 Bde, Nürnberg 1856—1875. Neue Folge, herausgegeben von Chr. Meyer. Bd I, Berlin 1891.
Zeitschrift für die historische Theologie von Chr. Fr. Illgen und Chr. W. Niedner. 36 Bde, Leipzig 1832 ff, Gotha 1866 ff.
**Zeitschrift für Geschichte der Medizin. Janus. Herausgegeben von Henschel, Berlin 1846—1848.
Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Bd I ff, Karlsruhe und Freiburg 1850 ff.
**Zeitschrift für katholische Theologie. Bd I ff, Innsbruck 1877 ff.
Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. 20 Bde, Berlin 1864—1883.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, herausgegeben von M. Koch und L. Geiger. Neue Folge, Bd I—IV, Berlin 1887—1891.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von H. v. Sybel und Lehmann. Bd I—XC, München 1859—1903.

** Zeller Ed., Geschichte der deutschen Philosophie, München 1873.

** Ziegelbauer M., O. S. B., Historia rei literariae Ordinis s. Benedicti in IV partes distributa. Opus eruditorum votis diu expetitum ad perfectam Historiae Benedictinae cognitionem summe necessarium et universim omnium bonarum Artium Cultoribus non utile minus, quam scitu lectuque iucundum, a R. P. Magnoaldo Ziegelbauer . . . ichnographice adumbratum, recensuit, auxit, iurisque publici fecit R. P. Oliverius Legiopontius. Tomi I—IV, Augustae Vind. et Herbipoli 1754 ff.

Ziegler B., Zur Geschichte des Schulwesens in der ehemaligen freien Reichsstadt Überlingen (Jahresbericht der dortigen höheren Bürgerschule für 1890—1891), Überlingen 1891.

Zirngiebl E., Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland, Leipzig 1870.

** Zittel Karl Alfred v., Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts (Gesch. der Wissenschaften in Deutschland, XXIII. Bd), München und Leipzig 1899.

** Zöckler O., Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. 1. Abteilung, Gütersloh 1877.

Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Schulen und Universitäten. — Bildung und Wissenschaft. Bücherzensur und Buchhandel.

Erster Teil.

Schulen und Universitäten.

Einleitung.

Es ist ein im allgemeinen wenig erfreuliches Bild, zum großen Teil ein namenlos trauriges Bild der Verwüstung, welches die deutsche Volksliteratur seit dem Ausbruch des religiösen Umsturzes bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges darbietet.

Im Kirchenliede und im schlichten Volksliede erklingt noch hin und wieder eine freundliche, herzgewinnende Weise, welche an die bessere, glaubensvolle Vorzeit erinnert. Aber bald wird sie schrill und kreischend übertönt durch die zahllosen Kampflieder der religiösen Streit- und Hadersucht. Selbst im Kirchenliede bekämpfen sich gegenseitig Protestanten und Katholiken, Lutheraner und Calvinisten, und bei den wenigen friedliebenden Dichtern tritt meistenteils ein frostiges Moralisieren und Dogmatisieren an die Stelle freudig-warmen religiösen Gefühls. In üppigem Schlinggewirr wuchert die trostloseste und geschmackloseste Gelegenheitsdichtung empor; Schimpfverse und Bettelverse, langweilige Meistergesänge und satirische Reimereien überschwemmen neben den zahllosen prosaischen Schmähschriften, welche die Bitterkeit eines furchtbaren Hasses zur Schau tragen, den deutschen Büchermarkt. Der Schönheitssinn verkümmert nach jeder Richtung hin; für schlichten, einfach-schönen Ausdruck des Gedankens geht jedes Gefühl verloren. Wie fast die gesamte Literatur, so gestaltet sich auch das Drama, das geistliche wie das weltliche, zu einer Darstellung der leidenschaftlichen religiösen Kämpfe aus; sogar in biblischen Schauspielen gewinnt konfessionelle Polemik einen immer breiteren Boden. Das Volksschauspiel versinkt in den tiefsten Schlamm der Unzucht und gefällt sich in der Schilderung der grauenhaftesten Dinge. Die unzüchtigsten Volksschriften und Romane vergiften die Volksphantasie. Ungeheuerliche, aberwitzige Fieberträume, Aberglaube und Hexenspuk bemächtigen

sich der Erzählungsliteratur wie des Schauspiels. Auch hier zieht schließlich der Teufel ein als Lieblingsvorstellung, Lieblingsgestalt und Lieblingswort; er spielt im Welt- und Menschheitstheater die Hauptrolle, er beherrscht Leben und Dichtung.

Diese furchtbare Entartung der deutschen Volksliteratur im Laufe eines einzigen Jahrhunderts hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß man sich gewöhnte, schon das ausgehende Mittelalter als eine Periode geistigen Sinkens, selbst tiefen Verfalls zu betrachten und die jammervollen Erscheinungen des 16. Jahrhunderts schon aus ihm herzuleiten, ja mehr oder weniger die alte Kirche für den ungeheuern Bankrott des deutschen Volkslebens verantwortlich zu machen.

In der Tat steht das ausgehende Mittelalter von den beiden Blütealtern deutscher Literatur ungefähr gleichweit ab. Es hat großartige Dichtwerke, welche seinen Namen im Andenken des deutschen Volkes und seiner Nachbarn mit dem Glanze schöpferischer Kraft und feiner Geistesbildung hätten umgeben können, so wenig wie das 16. Jahrhundert hinterlassen. Unter seinen poetischen Erzeugnissen finden sich zwar die innigsten, zartesten Blüten des religiösen und weltlichen Volksliedes; das deutsche Kirchenlied weist die herrlichsten Schöpfungen auf; das religiöse Schauspiel befindet sich in einer Entwicklung, welche, wenn nicht eine gewaltsame Störung des Volkslebens eingetreten wäre, zur höchsten Blüte hätte führen können. Allein unleugbar stehen diesem frisch aufblühenden Leben schon manche drohende Anzeichen des Verfalles gegenüber. Satire und Spott machen sich in mancherlei Formen geltend; politische Unzufriedenheit äußert sich in rohen Klagen; die für die Wirtshäuser bestimmten Fastnachtsspiele sind gröbster Gemeinheit voll. Immerhin aber halten sich in der Volksliteratur die aufbauenden und die gefährdenden Kräfte noch das Gegengewicht; man darf eher sagen, die ersteren walten vor.

Die Poesie jedoch, selbst in ihren glänzendsten epischen und dramatischen Hervorbringungen, ist immer nur ein einseitiger, nie der volle und erschöpfende Ausdruck für das Geistesleben eines Volkes. Es können die mächtigsten Strebungen nach religiöser Erneuerung vorhanden sein, Philosophie und Theologie sich vertiefen, Mathematik und Naturwissenschaften den erfreulichsten Aufschwung nehmen, die Kenntnis altklassischer Literatur und Dichtung den feinfühligsten Kunstsinn durch alle höheren Stände verbreiten, im Volke selbst die reichsten Quellen poetischen Geistes sprudeln, ohne daß gerade Dichter ersten Ranges den Geist der Zeit in bleibenden Werken zur Darstellung bringen. Ein Volk kann eines reichen Geisteslebens sich erfreuen, ohne daß die Fülle der Erscheinungen im Spiegel einer großen Dichtung sich sammelt.

Ein reiches Geistesleben aber war der Zustand des deutschen Volkes von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Beginn der religiös-politisch-sozialen Umwälzungen. Es war eine Zeit der tiefsten, vielseitigsten geistigen Regsamkeit.

Das Streben nach Wissen, nach feinerer Bildung, nach geistiger Veredlung beschäftigte nicht allein einzelne auserlesene Geister oder vereinzelte Gruppen und Kreise, es war infolge der großen weltbewegenden Entdeckungen und zumal der neuerfundenen Buchdruckerkunst in die breiten Massen aller Stände eingedrungen und rief zunächst einen großartigen Aufschwung des Schulwesens hervor. Die begabtesten Männer waren darauf bedacht, die wieder erblühte klassische Bildung dem heranwachsenden Geschlechte zu vermitteln. Eine tiefchristliche Lebensauffassung beherrschte dieses Streben und lenkte es auf Bahnen, welche der Schule wie der Wissenschaft die segensvollste Entwicklung versprachen.

Alexander Hegius, der die Klassiker zum Mittelpunkte des Jugendunterrichtes, die Schulbildung zur Trägerin eines neuen geistigen Lebens erhob, erblickte die höchste Freiheit des Geistes darin, die Gebote Christi zu erfüllen; wahre Geistesbildung hielt er für unzertrennlich mit der Nachfolge des Erlösers verknüpft, ihre überlegene Macht glaubte er davon bedingt, daß sie sich in den Dienst Gottes stellte [1]. Seine Schüler und Nachfolger Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg, Johannes Murmellius u. a., namentlich Jakob Wimpheling, wegen seiner epochemachenden pädagogischen Werke der ‚Erzieher Deutschlands' genannt, huldigten derselben Anschauung, und durchaus nicht zum Schaden des eigentlichen Wissens, noch zum Nachteil des gemeinen Wohls. Ein reges, frisches Geistesleben blühte aus ihren Schulen hervor. Alle Zweige des Wissens wurden in sorgsame Pflege genommen. Achtung vor den Wissenschaften und Liebe zu denselben gewann in allen Lebenskreisen, von den Fürstenhöfen herab bis in die Wohnungen der Bürger, eine immer weitere Verbreitung. Geistliche und Weltleute arbeiteten Hand in Hand an der Förderung höherer Bildung, und wer sich diesem Streben fernhielt oder widersetzte, sah sich mehr oder weniger dem Spott und der Verachtung seiner Zeitgenossen preisgegeben.

Dieselbe religiöse Einheit, welche kirchliches und weltliches, öffentliches und privates Leben verknüpfte, verband auch Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Leben, behütete die verschiedenen Wissenszweige vor Ab-

[1] Sein Wahlspruch, wie ihn Murmellius aufbewahrt hat, lautete:

> *Libertas* summa est tua, Christe, facessere iussa,
> Nemo est *ingenuus*, nisi qui tibi servit, Iesu,
> Nemo est, qui *regnet*, famulus nisi fidus Iesu.

Vgl. Bd I unseres Werkes S. 84 A. 1. ** Bd I, II und III sind nach der 17. u. 18., Bd IV, V und VI nach der 15. u. 16., Bd VIII nach der 13. u. 14. Auflage angeführt.

sonderung und Zerfahrenheit und verlieh der gesamten Bildung einen festen, gemeinsamen Rückhalt.

Welche Liebe man dem Unterricht und den Wissenschaften entgegenbrachte, welcher Wert denselben beigelegt wurde, zeigte sich vor allem in dem fortschreitenden inneren und äußeren Wachstum der Unterrichtsanstalten. Von einem Jahrzehnt zum andern wurden seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bestehende höhere Schulen verbessert, neue ins Leben gerufen, mit literarischen Hilfsmitteln und mit Stiftungen versehen, von einer großen, an vielen Anstalten beständig zunehmenden Zahl von Schülern besucht [1]. Die meisten Männer, welche später unter den Stürmen der hereingebrochenen kirchlichen Umwälzung durch Wissenschaft sich auszeichneten, haben noch während ihrer Jugendzeit in jenen Anstalten die Grundlagen ihrer Bildung gewonnen.

Im nördlichen Deutschland besaß, um nur wenige Beispiele anzuführen, die Stadt Braunschweig allein außer den drei Schulen, welche von den drei geistlichen Körperschaften zu St Blasien, St Cyriaci und St Ägidien gehalten wurden, noch zwei städtische Lateinschulen zu St Martin und St Katharina [2].

In hoher Blüte stand beim Ausgang des Mittelalters die Schule in Zwickau. Die Schüler, deren Zahl sich im Jahre 1490 auf 900 belief, waren in vier Klassen eingeteilt und wurden in einem auf Kosten des Bürgers Martin Römer erbauten, drei Stockwerke hohen Gebäude unterrichtet. Für den Unterhalt der Schule war durch mannigfache Stiftungen von Geistlichen und Bürgern gesorgt. Noch im Jahre 1518 bildete sich eine neue Schulbrüderschaft zur Unterstützung der Anstalt, noch in demselben Jahre warf der Rat eine feste Besoldung zum Unterricht im Griechischen aus; auch im Hebräischen wurde unterwiesen [3]. An der Stadtschule zu Görlitz, an welcher seit dem Jahre 1491 ein Rektor, vier Bakkalaureen und ein Kantor tätig waren, schwankte die Anzahl der Schüler zwischen 500 und 600 [4].

Das Gymnasium zu Emmerich am Niederrhein, welches seit dem Jahre 1503 nach einem wohlgeordneten Organisationsplan in sechs Klassen ein-

---

[1] Vgl. I 94 ff. **Eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Pflege der deutschen Sprache in den Schulen des ausgehenden Mittelalters gibt Joh. Müller, Quellenschriften 314 ff.

[2] Koldewey LIII ff. **Biographische Beiträge zur Schulgeschichte des 16. Jahrhunderts, insbesondere aus der Blütezeit des Humanismus am Anfang des Jahrhunderts, für die Schulen in Breslau, Büdingen, Eisenach, Freiberg i. S., Großenhain i. S., Liegnitz, Lüneburg, Neiße, Rothenburg a. d. T., Salzwedel, Stendal, Wittenberg, Zittau, veröffentlicht G. Bauch in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte V (1895) 1—26.

[3] Weller, Altes II 482 ff 490. Kämmel, Joh. Haß 47 215, Nr 86. F. Falk, Martin Römer, im Mainzer ‚Katholik' 1891, I 70—77. Paulsen 121.

[4] Vgl. unsere Angaben I 27 A. 4.

geteilt war, zählte im Jahre 1510 beiläufig 450, im Jahre 1521 ungefähr 1500 Schüler[1].

Die Studienanstalt zu Schlettstadt im Elsaß erhob sich unter Ludwig Dringenberg zu einem Gymnasium ersten Ranges, an welchem neben den klassischen Studien auch die vaterländisch-historischen eifrige Pflege fanden. Aus dieser Anstalt gingen Geiler von Kaisersberg und Jakob Wimpheling hervor; um das Jahr 1517 wurde dieselbe von 900 Schülern besucht[2].

An den drei Stiftsschulen zu Frankfurt am Main belief sich die Zahl der Schüler um das Jahr 1478 auf 318; an einer derselben, der St Leonhardsschule, wurde auch im Griechischen und im Hebräischen Unterricht erteilt[3]. In Nürnberg bestanden gegen Ende des 15. Jahrhunderts vier Lateinschulen unter vier Rektoren mit zwölf Gehilfen; eine neu errichtete ‚poetische Schule' wurde im Jahre 1515 der Leitung des Humanisten Johann Cochläus unterstellt[4]. Augsburg besaß im Anfange des 16. Jahrhunderts fünf kirchliche Schulen. Bei einer feierlichen Prozession im Jahre 1503 belief sich die Zahl der Kanoniker und Vikare der Domkirche mit den Schülern auf 110, der Kanoniker und Vikare von St Moritz mit den Schülern auf 138, der Kanoniker von St Georg mit den Schülern auf 66, der Kanoniker vom Heiligen Kreuz mit den Schülern auf 55, der Mitglieder des Konvents von St Ulrich mit den Schülern auf 106. An der Klosterschule zu St Ulrich wurde der Humanist Ottmar Nachtigall, genannt Luscinius, um das Jahr 1520 als Lehrer der griechischen Sprache angestellt; der Mönch Veit Bild, ein Mann von hervorragenden Kenntnissen auch in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, beschäftigte sich mit dem Studium des Hebräischen. Neben den fünf sog. lateinischen Schulen erteilten Privatlehrer, zum Teil angesehene Gelehrte, Unterricht im Lateinischen und in den freien Künsten[5].

---

ging auf unruhige Stimmführer des Tages über, welche bald den Aufruhr gegen Papst und Bischöfe, bald neue, bisher unerhörte Glaubenssätze predigten, vielfach allen Studien den Krieg erklärten. Zu gleicher Zeit richteten sie maßlose Angriffe gegen das weltliche Regiment und stürmten nicht selten mit ihren Predigten und Schriften gegen die ganze bestehende Gesellschaftsordnung an.

---

[1] ** Vgl. Schoengen, Die Schule von Zwolle I, Freiburg 1898.

[2] Chr. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm, Strasbourg 1855, 2 ff. Sturms Straßburger Schulplan vom Jahre 1538, worüber wir später sprechen, ist nach dem Lütticher gebildet.

[3] ‚Am Anfang des 16. Jahrhunderts', sagt Paulsen 260, wendete sich ‚alles, was Bedeutung und Einfluß, Kraft und Mut besaß, den neuen Studien zu: die Prälaten, die Fürsten, die Städte und vor allem die studierende Jugend selbst'. Bald nach dem Ausbruch der kirchlichen Umwälzung ‚wurde alles anders'.

In den bischöflichen Stiften und Kapiteln herrschte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mancherorts ein reger Wetteifer, die Studien zu heben. Unter den Äbten selbst ragten viele als tüchtige Gelehrte hervor, andere ließen sich wenigstens angelegen sein, den Unterricht in ihren Klöstern zu fördern, Bibliotheken und andere Hilfsmittel des Studiums herbeizuschaffen und jüngere Ordensmitglieder an den Universitäten ausbilden zu lassen. Die bayrischen Klöster Scheyern, Rohr, Füssen, Tegernsee, Ober- und Niederaltaich, St Emmeran, Waldsassen usw. taten sich durch wissenschaftliches Streben rühmlich hervor. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurde in vielen Klöstern auch das Studium des Griechischen und des Hebräischen betrieben, und Abt Wolfgang von Alderspach konnte in seinen Annalen vermelden, daß die Kenntnis der drei Sprachen, des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, jetzt so gemein sei, daß ohne dieselben niemand für einen Gelehrten angesehen werde [1]. Zu Münster in Westfalen war es der Stiftspropst Rudolf von Langen († 1519), nächst dem Bischof der erste kirchliche Würdenträger, welcher, durch mehrjährige Reisen in Italien mit dem italienischen Humanismus bekannt und selbst neulateinischer Dichter, die humanistischen Studien unermüdlich förderte und die westfälische Bischofsstadt zu einem wahren Brenn- und Sammelpunkt humanistischer Bestrebungen zu gestalten wußte, so daß von der dortigen Domschule aus zahlreiche andere Städte treffliche Lehrer erhielten. Unter dem Humanisten Johannes Murmellius genoß die Domschule ein solches Ansehen, daß sie aus weiter Ferne, sogar aus Pommern, Schüler heranzog; seit dem Jahre 1512, in welchem der Humanist Johannes Cäsarius dort seine Lehrtätigkeit im Griechischen begann, wurden die Schüler in sechs Klassen unterrichtet [2]. Über ganz Norddeutschland erstreckte sich der Einfluß der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben‘, welche mit der treuesten Pflege des religiösen Lebens einen nicht minder regen

1503 nach einem wohlgeordneten Organisationsplan in sechs Klassen ein-

[1] Vgl. I 94 ff. **Eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Pflege der deutschen Sprache in den Schulen des ausgehenden Mittelalters gibt Joh. Müller, Quellenschriften 314 ff.

[2] Kolbewey LIII ff. **Biographische Beiträge zur Schulgeschichte des 16. Jahrhunderts, insbesondere aus der Blütezeit des Humanismus am Anfang des Jahrhunderts, für die Schulen in Breslau, Büdingen, Eisenach, Freiberg i. S., Großenhain i. S., Liegnitz, Lüneburg, Neiße, Rothenburg a. d. T., Salzwedel, Stendal, Wittenberg, Zittau, veröffentlicht G. Bauch in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte V (1895) 1—26.

[3] Weller, Altes II 482 ff 490. Kämmel, Joh. Haß 47 215, Nr 86. F. Falk, Martin Römer, im Mainzer ‚Katholik‘ 1891, I 70—77. Paulsen 121.

[4] Vgl. unsere Angaben I 27 A. 4.

Eifer für die klassischen Studien verbanden. Aus ihren Schulen und Konvikten, namentlich jenen zu Deventer, Zwolle[1], Löwen und Lüttich, sind ganze Scharen von Gelehrten hervorgegangen, welche als Schulmänner in Deutschland wirkten; auch Johann Sturm, der spätere berühmte Pädagoge von Straßburg, zählte noch zu ihren Schülern. Im Jahre 1521, als er, ziemlich gleichzeitig mit seinem Freunde Johann Sleidan, dem nachmaligen Historiker, die Lütticher ‚Brüderschule' bezog, besaß dieselbe an 1600 Zöglinge; die Einteilung der Lehranstalt in acht Klassen, ihre ganze Einrichtung erschien ihm als ein Muster für seine eigene Tätigkeit[2].

So blühten fast in allen deutschen Gebieten bis in die Gebirgstäler der Alpen hinein größere und kleinere, zum Teil sehr ansehnliche Schulanstalten, und die humanistischen Studien fanden eine immer weitere Verbreitung und Förderung, bis mit der Verkündigung der neuen Lehren und der kirchlichen Umwälzung binnen kurzer Zeit ein Zustand allgemeiner Verwirrung über das Reich hereinbrach[3].

Von den Lehrern selbst wurden viele durch die blendenden Verheißungen der ‚evangelischen Freiheit' in das wirre Getriebe hineingerissen; andere, fester im Glauben und bedächtiger im Handeln, versuchten das große Werk der Jugenderziehung im bisherigen Sinn und Geiste fortzuführen, allein die unruhigen Zeitläufte brachten beinahe überall Wirrnisse hervor, und in die Jugend selbst fuhr jener Geist des Aufruhrs und der Unbändigkeit, welcher sich der älteren Zeitgenossen bemächtigt hatte. Wo alle Autoritäten zu wanken begannen, konnte auch jene des Lehrers nicht bestehen bleiben. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde von der stillen, anspruchslosen Pflege der Wissenschaft auf das lärmende Glaubensgezänk gelenkt. Von den Kanzeln verpflanzte sich dieses in die fürstlichen Kanzleien und in die städtischen Rathäuser, in die Barbierstuben und die Herbergen, und zum größten Nachteil der Studien auch in die Lehranstalten. Das hohe Ansehen, dessen die Gelehrten genossen hatten, ging auf unruhige Stimmführer des Tages über, welche bald den Aufruhr gegen Papst und Bischöfe, bald neue, bisher unerhörte Glaubenssätze predigten, vielfach allen Studien den Krieg erklärten. Zu gleicher Zeit richteten sie maßlose Angriffe gegen das weltliche Regiment und stürmten nicht selten mit ihren Predigten und Schriften gegen die ganze bestehende Gesellschaftsordnung an.

[1] ** Vgl. Schoengen, Die Schule von Zwolle I, Freiburg 1898.

[2] Chr. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm, Strasbourg 1855, 2 ff. Sturms Straßburger Schulplan vom Jahre 1538, worüber wir später sprechen, ist nach dem Lütticher gebildet.

[3] ‚Am Anfang des 16. Jahrhunderts', sagt Paulsen 260, wendete sich ‚alles, was Bedeutung und Einfluß, Kraft und Mut besaß, den neuen Studien zu: die Prälaten, die Fürsten, die Städte und vor allem die studierende Jugend selbst'. Bald nach dem Ausbruch der kirchlichen Umwälzung ‚wurde alles anders'.

Von den täglich um sich greifenden Neuerungen wirkte aber keine so lähmend, so ertötend auf den Bestand des Studienwesens ein als die Lehre: die Verrichtung guter Werke sei verdienstlos für die Seligkeit. Durch diese Lehre wurde die Quelle jener reichlich strömenden, unversiegbaren Opferwilligkeit verschüttet, welche bis dahin zahllose Anstalten und Einrichtungen christlichen Wohltuns, besonders aber die unzähligen, zum Teil großartigen Schulstiftungen überall hervorgerufen, erhalten und gefördert hatte. Die Ehrfurcht für die frommen Vermächtnisse der Voreltern schwand dahin, Hohe und Niedere legten daran ihre gewaltsame Hand. Die Führer des religiösen Umsturzes selbst erhoben allgemein die Klage, daß die Lust und Liebe, den gegenwärtigen und künftigen Geschlechtern Gutes zu tun, dahinschwinde vor der selbstsüchtigen Gier, Geld zusammenzuraffen und es in üppigem Genuß zu verzehren. Der Schulmann, der bei den Vorfahren als Vermittler der wertvollsten geistigen Güter im öffentlichen Leben geachtet und geehrt worden war und einen gebührenden, häufig ansehnlichen, selbst reichlichen Gehalt bezogen hatte, sank in den Augen der Menge zu einem Lohndiener herab, der für karge Besoldung die lose Jugend in Schranken halten sollte. Erachteten es früher die Bürgermeister und Räte der Städte für eine Ehrensache, den höheren Unterricht zu begünstigen und zu fördern, so waren jetzt die meisten derselben kaum durch die eindringlichsten Bittgesuche zu bewegen, den oft notleidenden Lehrern ihr ‚kümmerliches Brot zu vermehren‘: ihrer viele sahen dem Verfall der Schulen mit größter Gleichgültigkeit zu [1].

[1] Über die Lehrergehälter im ausgehenden Mittelalter vgl. unsere Angaben I 30—31. Für die meist ärmliche Besoldung in späterer Zeit bringen wir in den folgenden Abschnitten zahlreiche Belege bei.

11

I. Verfall der alten Schulen seit der Kirchenspaltung[1].

In einem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte klagte Luther im Jahre 1524: ‚Wir erfahren jetzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt. Die hohen Schulen werden schwach, Klöster nehmen ab': wo aber Klöster und Stifte aufgehoben worden, wolle niemand ‚mehr Kinder lassen lehren noch studieren'; ‚soll der geistliche Stand', sage man, ‚nichts sein, so wollen wir auch das Lehren lassen anstehen und nichts dazu tun.' Das alles, erklärte er, sei ein Werk des Teufels. Unter dem Papsttum habe der Teufel seine Netze aus-

[1] ** Der Aufsatz des protestantischen Pfarrers G. Bossert, Die Wirkung der Reformation auf Schule und Bildung nach Janssen, in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung, 27. Jahrg. (1894), Nr 29—31, Sp. 677—680 701—704 725—728, sucht gegen Janssen den Wert des mittelalterlichen Schulwesens herabzudrücken — mehr durch Deklamationen als durch Anführung von Tatsachen. Wie verfehlt seine Polemik ist, darüber vgl. S. 12 A. 1. Schon am Schluß des ersten Artikels glaubt er, für sein anspruchsloses Publikum auf drei Spalten Janssen vollständig vernichtet zu haben (Sp. 680): ‚Es genügt, an dem einen Kapitel über „das Schulwesen" die ganze Unhaltbarkeit der Janssenschen Darstellung, ihren mangelhaften Unterbau und ihre Widersprüche aufgezeigt zu haben. Die innere Unwahrheit des Gegensatzes zwischen der „Herrlichkeit" des Mittelalters und dem „Verderben" des Reformationsjahrhunderts rächt sich bitter.' Den andern Abschnitten von Janssen VII werden deshalb in den beiden Fortsetzungen des Artikels nur zerstreute Bemerkungen im gleichen Geiste gewidmet, von denen die wenigen sachlich beachtenswerten Notizen über einige Gelehrte von mir an ihrer Stelle berücksichtigt sind. — Mehr objektiven Sinn bekundet wenigstens teilweise die Schrift von Fr. Roth, Der Einfluß des Humanismus und der Reformation auf das gleichzeitige Erziehungs- und Schulwesen (1898), der, obwohl gelegentlich gegen vermeintliche Einseitigkeit katholischer Historiker polemisierend, dabei aber seinerseits nichts weniger als frei von protestantischer Einseitigkeit, doch im wesentlichen alle die von Janssen ans Licht gestellten ungünstigen Einwirkungen, welche die religiöse Neuerung auf das Schulwesen des 16. Jahrhunderts zunächst ausübte, ohne Beschönigung zugibt; in der weiteren Entwicklung der nach dem ersten Umsturz neu begründeten und organisierten protestantischen Schulen will er dann freilich möglichst viel Licht sehen, schildert sie mehr auf Grund der von den ‚Reformatoren' und den bedeutenderen Schulmännern und in den Schulplänen angestrebten Ideale als der wirklichen Zustände, während die tatsächlichen Übelstände nur nebenbei gestreift oder durch Hinblicke auf die katholischen Gebiete, wo es auch nicht besser gewesen sei, zu entschuldigen gesucht werden.

gebreitet durch Aufrichtung von Klöstern und Schulen, ‚daß es nicht möglich war, daß ihm ein Knabe hätte sollen entlaufen, ohne sonderlich Gottes Wunder'; jetzt dagegen wolle er, weil seine Stricke durch Gottes Wort verraten worden, ‚gar nichts lassen lernen' [1]. ‚Niemand glaubt, welch ein schänd-

[1] C. v. Raumer, der in seiner ‚Geschichte der Pädagogik' I 150—169 Luthers Schreiben mitteilt, läßt die wichtigen Stellen über die Blüte und den Untergang der alten katholischen Schulen weg. **Die Benutzung des Sendschreibens Luthers durch Janssen veranlaßt Bossert (Die Wirkung der Reformation a. a. O. 678) zu folgender Polemik: ‚Die im Mittelalter bestehenden Schulen sind in erster Linie Lateinschulen. Ihr Ziel war die rein formale Bildung als Vorbereitung auf einen Dienst in der Kirche oder im Staat. Das hat Luther in seinem Sendschreiben „an die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen" ganz klar erkannt; denn er schreibt: Wo sie hätten nicht allein den Bauch und zeitliche Nahrung für ihre Kinder gesucht in Klöstern und Stiftern oder im geistlichen Stand und wäre ihr Ernst gewesen, der Kinder Heil und Seligkeit zu suchen, so würden sie nicht so die Hände ablassen und hinfallen (Braunschw. Luth.-Ausg. XXXVII), was Janssen natürlich S. 11 wegließ. Die allgemeine Volksbildung „um der Kinder Heil und Seligkeit willen" ist ein völlig neuer, ein protestantischer Gedanke, der sich selbstverständlich nicht mit einem Tage verwirklichen ließ, aber von Anfang nicht nur auf Knaben-, sondern auch Mädchenbildung abzielte.' Über den Rückgang des höheren Bildungswesens unter dem Einflusse der ‚Reformation', den Bossert nicht leugnen kann, bemerkt er Sp. 679: ‚Wie wenig versteht man doch, warum zunächst mit der Reformation im Volk eine tiefgehende Abwendung vom gelehrten Studium eintrat, wenn man nicht berücksichtigt, daß die Reformation der Arbeit, dem bürgerlichen Gewerbe, ihren sittlichen Wert und Adel wiedergab! [!!] Im Mittelalter war die Handarbeit verachtet, der Bettelmönch war ein viel heiligerer Mann als sein Bruder in der Werkstätte, der geweihte Priester als solcher war ein „Herr". Dieser Nimbus zerrann, im Volksgemüt regte sich ein Ekel an dem Wahn, der es bisher gefangen; man hielt die Jugend vom Studium zurück, bis man gelernt hatte, im Amt den Dienst und die geistige Arbeit neu zu würdigen.' Demgegenüber muß festgestellt werden: 1. Bossert hat den Zweck von Luthers Schrift nicht richtig erfaßt. Daß das Ziel der bisherigen Lateinschulen die rein formale Bildung ꝛc., geht aus Luthers Schreiben keineswegs hervor. Man vergleiche die Einleitung zur Schrift in der Weimarer Ausgabe XV (1899) 9 ff. Luther, heißt es hier, bekämpfe die Geringschätzung der gelehrten Studien. Grund dieser Geringschätzung sei ‚besonders ein stark utilitaristischer Zug des Zeitgeistes. Im Zusammenhang mit der schon im 13. und 14. Jahrhundert aufgeblühten städtischen Kultur, ferner unter dem Einfluß des großen volkswirtschaftlichen Umschwungs infolge der Entdeckungen und Erfindungen des Zeitalters hatte sich in weiten Kreisen des deutschen Volkes nüchterner, auf bloßen Nutzen und Gewinn gerichteter Sinn festgesetzt; man bevorzugte die deutschen Schreib- und Rechenschulen, die für den Handwerker- und Kaufmannsstand vorbildeten; denn — hieß es — „Gelehrte sind Verkehrte". Sehr bezeichnend für die Stellung des Reformators zur Bildungsfrage seiner Zeit ist es nun, daß er nicht etwa diese deutschen Elementarschulen, in denen wir doch Ansätze einer Volksschule erkennen dürfen, bevorzugt, sondern ihnen gegenüber, deren Berechtigung er nicht verkannte, die Notwendigkeit gelehrter Bildung nachdrücklich betont hat'. Luther berühre auch die Frage der Volksschule. ‚Es ist aber eine unzutreffende Charakteristik der vorliegenden Re-

liches, teuflisches Fürnehmen das sei, und gehet doch so still daher, daß niemand merkt, und will den Schaden getan haben, ehe man raten, wehren und helfen kann. Man fürchtet sich für Türken und Kriegen und Wasser, denn da versteht man, was Schaden und Frommen sei, aber was hie der Teufel im Sinne hat, siehet niemanden, fürchtet auch niemand, geht still herein. So doch hie billig wäre, daß, wo man einen Gulden gäbe wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Hals lägen, hie 100 Gulden geben würde, ob man gleich nur einen Knaben könnt damit auferziehen, daß ein rechter Christenmann würde.'

---

formationsschrift, sie als „für die Ausbildung unseres Elementarschulwesens so ungemein folgenreich" (Monum. Germ. Paedag. III III) zu bezeichnen. Denn der Schwerpunkt ihrer Ausführungen liegt, wie schon angedeutet, dem Notstand jener Anfangszeit entsprechend, offenbar darauf, daß zur Gründung und Haltung von Gelehrtenschulen ermuntert werden soll, um bald tüchtige leitende Kräfte für die Kirche und das bürgerliche Gemeinwesen heranzubilden.' Schon vor Luther hat man gelehrt, daß die Schulen auch der Kinder Heil und Seligkeit fördern sollen. Vgl. Laterankonzil unter Leo X. bei Raynald. ad an. 1514 n. 29: ,Quum omnis aetas ab adolescentia prona sit ad malum, et a teneris assuefieri ad bonum magni sit operis et affectus, statuimus et ordinamus ut magistri scholarum et praeceptores pueros sive adolescentes non solum in grammatica et rhetorica ac ceteris huiusmodi scientiis erudire et instruere debeant, verum etiam docere teneantur quae *ad religionem* pertinent, ut sunt praecepta divina, articuli fidei, sacri hymni et psalmi ac vitae sanctorum, diebusque festis nihil aliud eos docere possint quam in rebus *ad religionem* et *bonos mores* pertinentibus, eosque in illis instruere, hortari et cogere in quantum possunt, teneantur.' So wurde es auch von den guten Schullehrern gehalten. Vgl. Knepper, Wimpfeling 8 A. 2. Crato Hofmann, Litteras cum *sanctis moribus* edocebat. Vgl. ebd. 84 277; vgl. auch Janssen I 26 77. — 2. In Luthers Schreiben (Weimarer Ausgabe XV 27—53) lautet die betreffende Stelle S. 28: ,Weil der fleischliche Haufe sieht, daß sie ihre Söhne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder mögen in Klöster und Stift verstoßen ... will niemand mehr lassen Kinder lehren noch studieren. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönch und Nonnen werden sollen? Man laß sie so mehr lehren, damit sie sich ernähren (d. h. man lasse sie vielmehr nur solches lernen, womit sie sich ernähren können). Was aber solche Leute für Andacht und im Sinn haben, zeuget genugsam solch ihr eigen Bekenntnis. Denn wo sie hätten nicht allein rc. (wie bei Bossert).... „Daß aber der böse Teufel sich also zur Sache stellet und gibt solchs ein den fleischlichen Weltherzen, die kinder und das junge volk so zu verlassen, ist nicht wunder.... Er ist ein Fürst und Gott der Welt....' Der Teufel ,will nu gar nichts lassen lernen'. Durch diese Stelle erledigt sich auch die zweite Bemerkung Bosserts. Es sei eine Abwendung von den gelehrten Studien eingetreten, da die Reformation der Arbeit ihren sittlichen Wert wiedergab. Abgesehen davon, daß man auch vor Luther die Arbeit sehr wohl zu würdigen wußte, schreibt Luther die Abwendung von gelehrten Studien dem Teufel zu. Was also Bossert als eine Folge der neuen reformatorischen Würdigung der Arbeit bezeichnet, wird von Luther selber als Teufelswerk gebrandmarkt. Man kann demnach Janssen nur zu einem Gegner wie Bossert gratulieren.

‚Da ich jung war', fährt Luther fort, ‚führte man in den Schulen ein Sprichwort: „Nicht geringer ist es, einen Schüler versäumen, denn eine Jungfrau schwächen." Das sagte man darum, daß man die Schulmeister erschrecket; denn man wußte dazumal keine schwerere Sünde, denn Jungfrauen schänden. Aber, lieber Herr Gott, wie gar viel geringer ist's, Jungfrau oder Weiber schänden, welches doch als eine leiblich erkannte Sünde mag gebüßet werden, gegen dieser, da die edlen Seelen verlassen und geschändet werden, da solche Sünde auch nicht geachtet, noch erkennt und nimmer gebüßet wird.' [1] ‚O wehe der Welt immer und ewiglich. Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher, und ist leider niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da läßt man's gehen, wie es gehet.' ‚Lieben Herren, muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzähligen Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe, warum soll man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern?' Durch das von ihm verkündete ‚Evangelium' seien die Bürger von so vielen reichen Spenden, die sie unter dem Papsttum dargereicht hätten, befreit worden; nur den zehnten Teil derselben möchten sie doch auf die Wiederaufrichtung der Schulen verwenden. ‚Es soll sich ein jeglicher Bürger selbs des lassen bewegen; hat er bisher so viel Geld und Gut an Ablaß, Messen, Vigilien, Stift, Testament, Jahrtagen, Bettelmönchen, Bruderschaften, Wallfahrten und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen und nun hinfort von Gottes Gnaden solchs Raubens und Gebens los ist, wollt doch Gott zu Dank und zu Ehren hinfort desselben einen Teil zu Schulen geben, die armen Kinder aufzuerziehen, das so herzlich wohl angelegt ist, so er doch hätte müssen wohl zehnmal so viel vergebens den obgenannten Räubern, und noch mehr geben ewiglich, wo solch Licht des Evangelii nicht kommen wäre und ihn davon erlöset hätte.' Nun sei aber vom ‚gemeinen Mann' für die Errichtung neuer Schulen nichts zu erwarten; dieser tue hierzu nichts, könne und wolle auch nichts dazu tun; Fürsten und Herren, die es tun sollten, hätten auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, seien mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer beladen; ‚darum will's euch, lieben Ratsherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren' [2].

---

[1] Auch diese Stellen von ‚da ich jung war' an fehlen bei v. Raumer.

[2] Sämtliche Werke XXII 172—199. In demselben Jahre 1524 schrieb Luther in einem Briefe an seine Anhänger in Riga und Livland: ‚Ich habe viel gepredigt und geschrieben, daß man in den Städten sollte gute Schulen aufrichten', aber man stelle sich so faul und lässig dazu, als wolle jedermann verzweifeln an der Nahrung

Allein fünf Jahre später, im Jahre 1529, klagte Luther: ‚Die Ratsherren in Städten und fast alle Oberkeit lassen die Schulen zergehen, als wären sie derselbigen frei und hätten's Ablaß dazu. Niemand denkt, daß Gott ernstlich haben will, die geschickten Kinder zu ziehen zu seinem Lob und Werk, welches ohne die Schulen nicht geschehen mag, sondern zur weltlichen Nahrung ist jedermann jetzt jach und eile mit seinen Kindern.‘ [1]

Wie begründet Luthers Klagen über den Verfall der Schulen waren, zeigte sich zunächst im Kurfürstentum Sachsen. Im Oktober 1525 hatte Luther dem Kurfürsten vorgestellt: die Zerrüttung sei im Lande so allgemein, daß, wenn nicht ‚eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung vorgenommen‘ werde, ‚in kurzer Zeit weder Pfarrhof, noch Schulen, noch Schüler etwas sein‘ würden [2]. Im November des folgenden Jahres schrieb er noch eindringlicher an seinen Landesherrn: ‚Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und tut jedermann, was er nur will.‘ Zur Zucht der armen Jugend bedürfe man, wie der Prediger, so auch der Schulen. ‚Wollen die Ältern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Wo aber die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll loser, wilder Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Not zwingt, hierin Wege fürzuwenden.‘ Weil dem Kurfürsten alle Klöster und Stifter in die Hände gefallen seien, so erwachse ihm auch ‚die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen‘, wolle und könne doch sonst niemand sich desselben annehmen. ‚Mit Gewalt‘ müsse der Kurfürst als ‚oberster Vormund der Jugend‘ die vermöglichen Bürger und Bauern zwingen, Predigtstühle und Schulen zu halten, ‚gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Stegen und Wegen oder sonst zufälligen Landesnot geben und dienen müssen‘; die Unvermöglichen solle man aus Klostergütern unterstützen, ‚denn es kann Ew. Kurfürstlichen Gnaden gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein böses Geschrei würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen‘ [3].

Jedoch alle Mahnungen verhallten. Darum erhob Luther für ganz Deutschland von neuem seine Stimme im Jahre 1530. In einer ‚Predigt,

---

und zeitlichem Gut: es werde dahin kommen, daß Schulmeister und Prediger sich ‚zu Handwerk oder sonst wegtun‘ müßten, um sich des Hungers zu erwehren. Während man früher Hunderte von Geistlichen und Mönchen auf das überflüssigste erhalten habe, sei jetzt ‚in deutschen Landen ein solch arm, elend, verloren Regiment‘, daß man kaum 100 oder 200 Gulden für Schulen und Predigtstuhl aufbringen wolle. Sämtl. Werke XLI 131—132.

[1] Ebd. XXXI 60. [2] Bei de Wette III 39.

[3] Ebd. III 135—137.



daß man die Kinder zur Schule halten soll', sagte er: es sei ‚eine der größten Tücken des leidigen Satans, da er den gemeinen Mann also betäubet und betrüget, daß sie ihre Kinder nicht zur Schule halten, noch zur Lehre ziehen wollen; gibt ihnen diese schädlichen Gedanken ein: weil nicht Hoffnung da ist der Möncherei, Nonnerei, Pfafferei, wie bisher gewesen', so bedürfe ‚man keiner Gelehrten, noch viel Studierens mehr, sondern müsse trachten, wie man Nahrung und Reichtum überkomme'. Wenn aber Schrift und Kunst untergehe, was wolle ‚da bleiben in deutschen Landen, denn ein wüster, wilder Haufen Tataren oder Türken, ja vielleicht ein Säustall und eine Rotte eitel wilder Tiere'? ‚Lieben Freunde, weil ich sehe, daß sich der gemeine Mann fremd stellet gegen die Schulen zu erhalten, und ihre Kinder ganz und gar von der Lehre ziehen, und allein auf die Nahrung und Bauchsorge sich geben, und daneben nicht wollen oder mögen bedenken, welch ein greulich unchristlich Ding sie damit vornehmen, und wie einen großen, mördlichen Schaden, dem Teufel zu Diensten, sie in aller Welt tun: habe ich mir vorgenommen, diese Vermahnung an euch zu tun, ob vielleicht noch etliche Leute wären, die noch ein wenig glaubten, daß ein Gott im Himmel und eine Hölle für die Ungläubigen bereit sei (denn es stellet sich schier alle Welt, als wäre weder Gott im Himmel noch ein Teufel in der Hölle), und sich an die Vermahnung kehreten, und will also erzählen, was Nutzens und Schadens in diesem Stücke sei.' Solange man noch in den Greueln des Papsttums gesteckt habe, ‚da stunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen und Schulen kein Maß'; ‚da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen, Schulen treiben, stoßen und zwingen, mit unsäglichen Kosten'; jetzt aber, da man ‚rechte Schulen und rechte Kirchen stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten sollt im Gebäu', ‚da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen: da kann niemand zu geben, und über das auch die Kinder davon reißen, und ihnen nicht gönnen, daß sie doch von der Kirche (da wir nichts zu geben) ernährt würden, und zu solchen heilsamen Ämtern, darin sie doch auch zeitlich, ohne ihr Zutun, versorgt sind, kommen möchten.'

Um die verödeten Schulen von neuem zu bevölkern, befürwortete Luther unter Berufung auf türkische Gebräuche einen förmlichen Studierzwang. ‚Ich halte', sagte er, ‚daß auch die Obrigkeit hie schuldig sei, die Untertanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Denn sie ist wahrlich schuldig, die Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren. Kann sie die Untertanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und anderes tun, wenn man kriegen soll, wie viel mehr kann und soll sie die Untertanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer

Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel.' ‚Nimmt doch der Türke das dritte Kind in seinem ganzen Reich und zeucht's wozu er will: wieviel mehr sollten doch unsere Herren etliche Knaben annehmen zur Schule, so doch damit den Eltern das Kind nicht genommen, sondern zu ihrem Besten und zu gemeinem Nutz erzogen würde, zu dem Amt, da ihnen genug gegeben wird.'[1]

---

[1] Sämtl. Werke XX 5—8 43—44. **Der Protestant Roth schreibt mit anerkennenswerter Offenheit (Einfluß des Humanismus 19 f): ‚Die Übertragung der Fürsorge für das Schulwesen [durch Luther] an die weltliche Obrigkeit war etwas Neues, denn bis dahin war es fast ausschließlich die Kirche gewesen, die ihre Hand darüber gehalten hatte. Luther hatte allerdings dringendsten Anlaß, hier alle Hebel in Bewegung zu setzen, denn die ersten von der Reformation ausgehenden Wirkungen, soweit sie die Schulen berührten, waren, wie es in der Natur der Sache lag, zerstörende oder mindestens hemmende gewesen. Der frische Aufschwung, den die Studien unter dem Einfluß des Humanismus genommen, war nur zu schnell erlahmt; die von ihm vertretenen wissenschaftlichen Interessen waren von den alles beherrschenden religiösen Fragen zurückgedrängt worden, die angesehensten, noch eben auf das hoffnungsvollste blühenden Hochschulen, wie Erfurt und selbst Wittenberg, waren in schnellem Rückgang begriffen. Viele Gefälle hörten auf, manche Zinsen wurden bei der eingerissenen Unordnung nicht mehr bezahlt, die weltlichen Obrigkeiten zogen Kirchengüter ein und hoben Klöster auf, zeigten sich aber durchaus nicht immer bereit, die Erträgnisse derselben für Geistliche und Lehrer zu verwenden, so daß auch manche niedrige Schulen in Verfall gerieten oder ganz in Abgang kamen. Erschreckt sahen viele ein neues Zeitalter der Barbarei hereinbrechen. Auch jene eigenartigen, allen wissenschaftlichen Studien feindlichen Anschauungen, die von Karlstadt und, sich mit ihnen berührend, von den sog. Zwickauer Propheten ausgingen und ziemlich viel Verbreitung gefunden zu haben scheinen, richteten vielen Schaden an.' Die Schrift ‚an die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen' vom Jahre 1524, in welcher Luther den bildungsfeindlichen Bestrebungen unter den Predigern der religiösen Neuerung entgegentrat, sei, meint Roth a. a. O. 20 f, ‚ebenso wichtig als historisches Dokument, welches das Verhältnis Luthers (und der Reformatoren überhaupt) zu den pädagogischen Fragen ihrer Zeit so recht klar erkennen läßt, als auch wegen der bedeutsamen Folgen, die sie nach sich gezogen; auch ist sie ein herrliches Zeugnis für den hohen Ernst, mit welchem Luther auch in diesem Punkte seine seelsorgerlichen Pflichten auffaßte und erfüllte.' Über Luthers ‚Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten soll', vom Jahre 1530, dem die im Text angeführten Stellen entnommen sind, vgl. Roth a. a. O. 23 f. Roth möchte zwar (S. 35 ff) die Abneigung gegen die Studien, die seit dem Ausbruch der religiösen Wirren zu Tage trat, in erster Linie auf die Rechnung einer nur nach Genuß und Gelderwerb trachtenden Geistesrichtung setzen, die seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts aufgekommen sei, gibt aber dabei doch zu (S. 37 f): ‚Andere ungünstige Momente hängen mit der Reformation als solcher zusammen. Indem Luther, um den wissenschaftlichen Geist im Sinne des Evangeliums neu zu beleben, gegen die verrotteten Zustände des Schulwesens seiner Zeit, namentlich gegen die Universitäten, auftrat, rief er die schon erwähnten bildungsfeindlichen Tendenzen hervor, die nicht nur den von Luther gerügten bestehenden Unterricht, sondern jedes gelehrte Studium verwarfen, indem das Verständnis des Wortes Gottes dem Menschen nicht durch Gelehrsamkeit, sondern unmittelbar durch den Geist

Sehr viele unter den Predigern der neuen Lehre trugen unmittelbar Schuld an dem Verfalle des Schulwesens. Sie erklärten allen wissenschaftlichen Bestrebungen den Krieg und mahnten von der Kanzel aus die Jugend von den Studien ab. ‚Es ist traurig‘, sagte der Humanist Eobanus Hessus, ein warmer Anhänger Luthers, ‚daß Ungetüme wie diese heutzutage Beifall finden können‘ [1]; Melanchthon verlangte, man solle solchen Predigern die Zunge ausschneiden [2]. ‚Die Schulen sind ganz gering‘, berichtete Anton Musa, einer der kursächsischen Schulvisitatoren, im Jahre 1539, ‚es mangelt nicht allein an Schulmeistern, sondern der große Fehler liegt im gemeinen Volk, welches mehr geneigt ist, die Kinder zum Handwerk als für die Schule zu erziehen. Unverständige Prediger haben das Volk gelehrt, daß die lateinische und andere alte Sprachen samt den freien Künsten zu nichts dienen‘; am schlimmsten aber sei, daß die ganze Strömung der Zeit sich gegen den gelehrten, namentlich gegen den geistlichen Stand richte, der seine Geltung verloren habe [3].

Dieselben Erfahrungen machte man in andern Gebieten.

‚Wir hören nicht gern‘, schrieb Markgraf Georg von Ansbach im Jahre 1531, ‚daß jedermann so wenig Lust zu der Schule hat, achten aber dasselbig auch des Schuld sein, daß erstlich durch Prediger so stracks wider die Schulen, und daß man die Kinder zu den Handwerken tun soll, gelehrt worden.‘ [4] Der bayrische Geschichtschreiber Aventin konnte kaum Worte genug finden, um diejenigen, so ‚wider Luther‘ seien, zu schmähen; aber bezüglich der Schulen sagte er von denen, ‚so sich evangelisch nennen‘, im Jahre 1529: ‚Sie liegen Tag und Nacht in der deutschen Bibel und Schriften, vermeinen, sie verstehen es alles, dürfen der Sprachen, lateinisch, griechisch und hebräisch nit, die Gott jetzo so reichlich und gnädiglich wieder gesandt hat, verachten auch die Gnad Gottes, die Gaben des Heiligen Geists, lassen die Schulen abgehen, lassen ihre Kinder solche Sprach und ander mehr Künst, nottürftig zu ihrem rechten Verstand der Schrift, nit lernen.‘ Die Strafe dafür werde nicht ausbleiben. ‚Es wird ihnen geschehen wie den Juden, werden ob der Schrift ganz verblendt werden, schauen sie nit anders drein und lassen ihre Kinder nit lernen, nehmen fromm gelehrt Leut auf, die die Kinder lernen

eingegeben werde. Wenn Erasmus entrüstet ausruft: „Wo immer der Lutheranismus regiert, da gehen die Wissenschaften zu Grunde!“ so tut er damit, soweit auf Luther und die Seinen abgezielt sein sollte, bitteres Unrecht, denn die Reformatoren haben von Anfang an diese Richtung als eine ihren Absichten und ihrem Werke feindliche Gegenströmung erkannt und bekämpft. . . . Trotzdem steht fest, daß nur zu viele den Lockrufen der Verführer ein williges Ohr geliehen haben.‘

[1] Vgl. Kampschulte, Erfurt II 199—200. [2] Corp. Reform. I 666.

[3] Burkhardt 79—80. ‚Die Schulen verloren an Frequenz und Bedeutung‘; ‚die Zeit hatte für den gelehrten Beruf überhaupt die Neigung völlig verloren.‘ S. 205.

[4] Döllinger I 425.

und Schul halten. Denn wie der alt Heid Aristoteles sagt, es leit alles an der Zucht, wie einer geraten und was aus einem werden soll. Darum wo man, spricht er weiter, ob den Schulen nit hält, kann daselbst nimmermehr kein gut Regiment werden.' [1]

Als einen Hauptgrund der Zerrüttung des Schulwesens bezeichnete Enoch Widmann in seiner Stadtchronik von Hof: ,Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studieren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten, daher denn jedermann den Pfaffen Feind ward, daß man sie verhöhnte und vexierte, wo man konnte.' [2] In der von Johann Brenz im Jahre 1526 verfaßten Kirchenordnung von Hall heißt es: ,Man hat wohl bisher viel Kinder in die Schule geschickt, dieweil aber das Pfaffenwerk einen Stoß hat genommen, behält männiglich sein Kind daheim.' [3] Man lasse die Kinder, sagten die drei Superintendenten von Ansbach im Jahre 1531, nichts Ordentliches mehr lernen, denn man sei der Meinung, man bedürfe ,keiner Priester, Doktoren, Magister, Bakkalaureos und Gelehrten mehr im geistlichen und weltlichen Regiment, weil man der papistischen Mönche und Meßpfaffen' nicht mehr bedürfe; ,daraus' werde aber ein solch ,wüstes, unordiges Wesen' werden, daß man weder Prediger noch Rechtsgelehrte mit der Zeit werde ,gehaben möge, wo nicht andere Einsehung' geschehe [4]. Der Prediger Adolf Clarenbach legte im Jahre 1527 den eingetretenen Verfall der Schulen, ähnlich wie Luther, dem Teufel zur Last. ,Der Teufel', sagte er in einem Briefe an den Rat und die Gemeinde der Stadt Lennep, ,merke und verstehe jetzt meisterlich wohl, daß man ohne Kenntnis der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache die Heilige Schrift nicht recht verstehen noch handeln könne, derhalben handelt er jetzt unter die Christen, daß sie die Schulen lassen untergehen, die er vorzeiten fast hoch achtete, da sie ihm fruchtbar und nutzbar waren, seine Welt durch seine Papisten zu regieren und in Schwang zu halten.' [5]

Wie verschieden man aber auch den Verfall des Schulwesens sich zu erklären suchte, die Tatsache selbst ließ nirgends sich wegleugnen.

,Die Jugend', schrieb der hessische Chronist Wigand Lauze zum Jahre 1527, ,ist also verführet worden, daß ihrer wenig mehr studiert haben, und sich dafür gemeinlich zu andern sitzenden Handwerken begeben. Davon nun die Studien allenthalben in Landen und Städten gefallen und verloschen, die Schulen wüste gemacht, und niemand seine Kinder mehr hat zur Schule halten wollen, auch die hochnötigen und ganz nützlichen Künste samt den

---

[1] Aventin I 228—229. [2] Bei Mencken III 741.
[3] Vormbaum I 1 A. [4] Döllinger I 424. [5] Ebd. 537.

Gelehrten bei dem gemeinen Mann darüber in große Verhassung und Verachtung kommen.' [1] Ebenso klagte die protestantische Kirchenordnung der Stadt Minden im Jahre 1530 über das ,verdammliche Wesen', daß niemand mehr vorhanden sei, welcher seine Kinder etwas lernen lasse [2]. Aus Basel erging im Jahre 1529 die Klage des Zwinglianers Ökolampadius: ,Fast alle Schulen sind abschüchlich gemacht worden, und in denen bisher eben viel Knaben gewohnt, werden jetzt gar wenig gesehen, nicht anders denn zu Zeiten eines Sterbens, und sind also die guten nützbaren Ding mit den unnützen verachtet worden.' [3] In einer Schrift ,Über die Erziehung der Knaben' sagte der Schweizer Konrad Clauser im Jahre 1554: ,Wenn man den Schulen und Akademien, welche bisher so kläglich auf henkermäßige Weise zerrissen, zerstreut und verwüstet worden sind, aufhelfen würde, dann würden auch die kirchlichen Ämter wieder zu ihren natürlichen Würden gelangen.' [4] In einer protestantischen Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen vom Jahre 1547 heißt es: Die von ,den Großvätern aus gemeinen Kosten überall aufgerichteten Schulen' seien ,in langen ungnädigen Zeiten durch Nachlässigkeit etlicher Amtleut bisher schier ganz gefallen'. Deshalb sei beschlossen worden, ,daß die Schulen der Deutschen in Siebenbürgen mit Gebäu und Besoldungen in eine rechte Form wiederbracht und fleißige Schulmeister überall dazu verordnet sollen werden', ,auf daß nicht einmal dies Vaterland, mitten unter den Feinden von Gott so herrlich begnad, durch Unfleiß der Oberkeit, welche darauf zu sorgen geschworen ist, zu einem heidnischen Wesen gerate' [5].

Auch in den von katholischen Obrigkeiten beherrschten Gebieten trat ein Verfall des Schulwesens ein.

So beklagte sich zum Beispiel zu Freiburg im Breisgau der Rektor der Lateinschule, welche früher zeitweise von 400 Schülern besucht worden war [6], um das Jahr 1530 bei dem Rate über die starke Abnahme der Schülerzahl; und als Gründe dafür gab er an: man verachte und verwerfe die Messe und den andern Gottesdienst, und die Eltern zögen die deutschen Privatschulen vor, in welchen nur Deutsch-Lesen und -Schreiben sowie Rechnen gelehrt werde, und zwar, weil sie meinten, ,Latein bringe ihren Kindern wenig nutz' [7]. Die bayrische Landesordnung vom Jahre 1553 hob hervor,

[1] Lauze I 141. Vormbaum I 33 A. Durchaus irrig bezieht Vormbaum diese Stelle auf den ,Zustand der hessischen Schulen vor der Reformation', welcher ,ein sehr beklagenswerter' gewesen sei.

[2] Däke, Versuch einer Gesch. des Gymnasiums zu Minden, Minden 1830, 7.

[3] Thommen 303. [4] Döllinger I 500 A. [5] Bei Teutsch 5.

[6] Vgl. Bader, Gesch. der Stadt Freiburg I 530.

[7] Zeitschr. der Gesellschaft für die Gesch. von Freiburg I [a] 83. ,Man muß hierbei', bemerkt Kriegk II 358, ,wohl beachten, daß damals nicht nur beim Kirchen-

daß ‚die lateinischen Schulen in den Städten und Märkten abgenommen‘ hätten; sie müßten wieder aufgerichtet und mit tüchtigen Schulmännern besetzt werden [1]. Zwanzig Jahre früher schrieb König Ferdinand I.: ‚Die gemeinen oder Partikularschulen in Städten, Märkten, Klöstern, Spitalen und andern Orten der niederösterreichischen Lande‘ seien ‚fast abgegangen‘ und sollten wiederhergestellt und in Gang gebracht werden [2]. In Ferdinands dem Trienter Konzil eingereichter Reformationsschrift vom Jahre 1562 heißt es: ‚An den deutschen Gymnasien insgesamt werden jetzt kaum so viele Studierende gefunden, als früher an einzelnen vorhanden waren.‘ [3] In der Stiftungsurkunde zu einer von dem Augsburger Domherrn Konrad Braun errichteten Studienstiftung sagen dessen Testamentsvollstrecker im Jahre 1564: der Stifter habe sich Zeit seines Lebens ‚hoch zu Herzen und zu Gemüte geführt‘, daß zu diesen Zeiten allenthalben an recht gelehrten Leuten in der Philosophie und dann in den hohen Fakultäten der heiligen Geschrift, der geistlichen und weltlichen Rechte und der Arznei ein großer Abgang‘ sei, und ‚je länger je mehr‘ zunehme. Dieses komme ‚am allermeisten‘ daher, daß ‚wenig Leute ihre Kinder zu der Schule schicken‘, weil ‚sie die vornehmsten Künste in großer Verachtung sehen und dafür achten, daß aus andern Handwerkskünsten mehr Ehr, Nutz, Reichtum und Besserung der Nahrung dann aus den freien Künsten zu gewarten sei‘. Infolgedessen sei es ‚leider allbereit dahin gekommen: wo vorzeiten eine Partikular- oder Trivialschule, deren in deutschen Landen viel gewesen sind, 300 Schüler gehabt, jetzt kaum 20 oder 30 funden werden, und auch also in den hohen Schulen, wo vorzeiten 1000 Studenten gewesen, jetzund nit 300 oder 400 gesehen werden. Ja, es ist jetzt an dem, daß niemand in den Universitäten einig Lehrgeld geben will, sondern müssen die Oberkeiten und Herrschaften nit allein die Lehrer in den obersten Fakultäten, sondern auch die geringsten Pädagogos, die vorzeiten durch der Diszipel Lehrgeld erhalten worden sind, zum höchsten besolden, ja man kann jetzo schwerlich Schüler in den Universitäten und hohen Schulen bekommen aus Mangel der Kost, Speis und Kleidung zu ihrer Unterhaltung‘ [4].

---

gesang und beim Gottesdienst überhaupt die lateinische Sprache gebräuchlich war, sondern daß auch jeder, der sich nur einigermaßen mit Staatsdienst und öffentlichen Geschäften abgab, durchaus Lateinisch verstehen mußte; erst dann wird man die unter den Bürgern entstandene Verwerfung des lateinischen Unterrichts ihrer ganzen Bedeutung nach auffassen.‘

[1] Bayrische Landesordnung fol. 106ᵃ; vgl. v. Freyberg III 266.

[2] Kink II 332.

[3] ‚In universis Germaniae gymnasiis vix tot studiosi adolescentes, quot olim in singulis erant, reperiuntur.‘ Le Plat V 240.

[4] Werk 196—197.

II. Volksschulen — Besoldung der Lehrer — die Schuljugend und ihre Behandlung.

Wie die höheren Lehranstalten, so hatte sich auch das Volksschulwesen beim Ausgange des Mittelalters in den meisten Gebieten des Reiches in einem erfreulichen Aufschwunge befunden. In den kirchlichen Lehrschriften wurde der Volksunterricht eifrig empfohlen; die Zahl der Schulen auch in kleineren Städten und Dörfern wuchs mit jedem Jahrzehnt; über unzureichende Besoldung liegen von seiten der Lehrer keine Klagen vor; aus der Zeit von 1400 bis 1521 lassen sich nahezu 100 Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache nachweisen [1].

---

[1] Vgl. unsere näheren Angaben I 25—32. **S. auch die gegen Sander und Heppe gerichteten trefflichen Ausführungen von Michael, Gesch. des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters II, Freiburg 1899, 389 A. 2. Vgl. ferner Joh. Müller, Quellenschriften über das mittelalterl. Dorfschulwesen, und Falk in Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte IV (1894) 277 f. Für die Oberpfalz s. Hollweck, Gesch. des Volksschulwesens in der Oberpfalz, Regensburg 1895. ‚Man macht sich keiner historischen Unrichtigkeit schuldig', sagt Hollweck S. 29, ‚wenn man schlankweg behauptet: Jeder Marktflecken oder doch jede Stadt hatte vom 14. Jahrhundert ab auch in der Oberpfalz seine Schule.' S. 33 ff: Mitteilungen aus einer Nabburger Schulmeisterordnung vom Jahre 1480. S. 40: ‚Es ist eine unleugbare Tatsache, daß das ausgehende Mittelalter, was die Bildungsverhältnisse des Volkes anlangt, einen frischen Zug der Entwicklung und raschen Fortschreitens aufweist. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehrten sich in allen deutschen Provinzen die Schulen.' Der Humanist Lukas Lossius erhielt den ersten Unterricht in seinem Geburtsdorfe Fack bei Minden an der Weser (Görges 4). ‚Es existierten jedenfalls', sagt der Verfasser, ‚vor der Reformation mehr Schulen, als man jetzt vielfach geneigt ist anzunehmen.' Über die Schulbildung im Handwerkerstande des 15. Jahrhunderts sagt Kriegk II 65: ‚Manche Ausgabebücher der Städte enthalten als Beilagen Rechnungen von Schlossern, Glasern usw., welche von diesen eigenhändig geschrieben sind. Ebenso finden sich eigenhändige Eingaben von Handwerkern an die Stadträte aus dem 15. Jahrhundert in den Archiven. Im Stadtarchiv zu Frankfurt am Main befindet sich ein Buch, welches die Namen aller zu einer Bruderschaft gehörigen Schlossergesellen von 1417 bis 1524 enthält; mehrere Hundert aus allen Teilen Deutschlands stammende Gesellen haben ihren Namen eigenhändig eingetragen, hatten also Schulbildung empfangen.'

Das Volksschulwesen hatte demnach keineswegs erst mit dem Auftreten Luthers begonnen. Vielmehr wirkte die religiöse Umwälzung, wie auf die höheren Anstalten, so auch auf die Volksschulen an vielen Orten für lange Zeit schädlich ein.

Kursächsische Visitatoren, welche im Jahre 1526 einige Ämter besuchten, baten den Kurfürsten dringend um ‚Wiederaufrichtung' der ‚in Städten und Dörfern' in Verfall geratenen Schulen[1]. Als zwei Jahre später im Kurkreise Wittenberg eine Visitation abgehalten wurde, fand man in 145 städtischen und bäuerlichen Pfarrorten mit ihren Hunderten von Filialen nur noch 21, in Thüringen in 187 Pfarrstellen nur noch 9 Schulen; in Meißen und im Voigtlande war in 87 Pfarreien mit 238 Ortschaften nur noch eine einzige Schule in Bestand; lediglich in dem fränkischen Teile der kurfürstlichen Lande waren die Schulen aus der katholischen Zeit ‚in den Städten noch im vollen Gang, und selbst auf den Dörfern bestanden sie in hinreichender Zahl'[2]. Aus den Berichten der Visitatoren von 1532 bis 1545 ergab sich, daß ‚die städtischen Schulen', welche vor Einführung des Protestantismus ‚den Bürger- und Bauernkindern noch überdies eine materielle Versorgung gewährt hatten, in bedenklicher Weise abnahmen'[3]. Eine Besserung trat so wenig ein, daß die Visitatoren vom Jahre 1573 erklärten: ‚Unter all den öffentlichen Übeln, welche in jetziger Zeit der Kirche und dem Gemeinwesen unverkennbar Verfall und Untergang drohen, ist auch nicht der geringeren eines, daß in den Städten hie und da die niedern Schulen zu Grunde gehen.'[4]

Luther hatte wiederholt, namentlich im Jahre 1524 in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte, den dringenden Wunsch ausgesprochen: man müsse an allen Orten die allerbesten Schulen für Knaben und Mägdlein aufrichten[5]. Im Verlaufe der Zeit wurden viele

---

[1] Burkhardt 14.

[2] Ebd. 30—36. ‚S. vor dem Orte bedeutet das Vorhandensein einer Schule im Orte' (XXV). In den Reußischen Landen zählten die Visitatoren im Jahre 1533 nur 5 Schulen. S. 167.

Reuss

[3] Ebd. 198. [4] Döllinger I 540.

[5] Vgl. oben S. 14. ‚Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, den kann man', schrieb Luther im Jahre 1530, ‚nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt; noch ist's bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein.' Sämtl. Werke XX 39—40. ** Zu Luthers Anschauungen über den allgemeinen Volksunterricht vgl. Roth, Einfluß des Humanismus 15 ff, der allerdings in einseitiger Weise im Sinne des herkömmlichen ‚Reformations'-Mythus meint, ‚das Postulat eines allgemeinen Volksunterrichtes und eines moralischen Schulzwanges wurzle unmittelbar in den Fundamentalsätzen der Reformation' (S. 15); ferner S. 42 ff, auch über die Einrichtung von Mädchenschulen.

protestantische Schulordnungen erlassen, welche die Vorschrift enthielten: nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande solle für den Unterricht von Knaben und Mädchen gesorgt werden. Es wäre ‚fast gut‘, hieß es zum Beispiel in der von Johann Brenz im Jahre 1526 verfaßten Schulordnung von Hall, ‚daß man für die jungen Töchter eine geschickte Frau bestelle‘, täglich zwei Stunden Schule zu halten [1]. Für Sachsen aber war schon in dem von Luther und Melanchthon im Jahre 1528 entworfenen Schulplan von Mädchenschulen keine Rede mehr; auch in der sächsischen Schulordnung vom Jahre 1580 geschieht derselben keine Erwähnung [2]. Dorfschulen, welche dort noch wirklich vorhanden waren, wurden so schlecht besucht, daß selbst aus der Umgegend der Hauptstadt, der Superintendentur Dresden, im Jahre 1578 ein Bericht an die Regierung erging: ‚Die Custodes klagen, daß sie oft nur 2—3 Knaben zu instituieren haben in der Schule, und wenn die Bauern gleich ihre Kinder im Winter lassen in die Schule gehen, auf den Sommer nehmen sie sie wieder heraus zur Arbeit.‘ [3] Erst die Schulordnung vom Jahre 1580 schrieb ausdrücklich vor, daß die Dorfküster Schule halten, lesen und schreiben und christliche Gesänge lehren sollten [4]. In den kleineren

[1] Vormbaum I 1 A. ** Vgl. E. Sinienklaus, Zur Gesch. des Mädchenunterrichts im Jahrhundert der Reformation (Progr. der höheren Mädchenschule zu Osnabrück 1890) 5.

[2] Im allgemeinen sagt Löschke 17: ‚Es wird als eine merkwürdige Ausnahme betrachtet, wenn Mädchen die Knabenschulen mitbesuchten; die Städte rechnen es sich zu einem besondern Verdienste an, welche deutsche Schulen haben, in die auch Töchterlein geschickt werden, aber die wiederholten Versuche, besondere Töchterschulen zu gründen, sind von geringem Erfolg.‘ In einzelnen großen Städten bestanden jedoch Mädchenschulen in nicht unbedeutender Zahl; vgl. Heppe V 293 und ** Sinienklaus a. a. O. 6—7. Der genannte Forscher bemerkt S. 11 über den Unterricht in diesen Schulen folgendes: ‚Wenn man nun die Arbeit in diesen Schulen ansieht, was und wie da gelehrt wurde, so macht freilich der ganze Mädchenunterricht jener Zeit einen recht bescheidenen Eindruck, nicht nur der Unterricht in den Dorfschulen, auch der in den Mädchenschulen der Städte; und es will einem nicht berechtigt erscheinen, die Mädchenschulen des 16. Jahrhunderts als die Anfänge unserer höheren Töchterschulen darzustellen. Sie haben mit letzteren im Grunde nur das gemein, daß sie ausschließlich von Mädchen besucht werden, und zwar von Mädchen, die später vielleicht „Gesinde zu regieren“ haben. Im übrigen sind sie Elementarschulen der denkbar einfachsten Art.‘

[3] Näheres über die damaligen sächsischen Dorfschulen in der sorgfältigen Abhandlung von Müller, Kursächs. Schulwesen III—XII. Aus dem Mansfeldischen berichtete Erasmus Sarcerius um das Jahr 1555: auf den Dörfern werde das Küster- und Schulmeisteramt oft ganz untüchtigen und wüsten Leuten übertragen, Zauberern, Krankheitsbeschwörern, Säufern, Spielern. Das Einkommen dieser Leute werde ‚verkürzt, von ihren Äckern abgepflügt‘. Neumeister, Sittliche Zustände im Mansfeldischen um 1555, in der Zeitschr. des Harzvereins XX 523. ** Über Sarcerius s. die Abhandlung von Eskuche; Siegen (Progr.) 1901.

[4] Heppe, Volksschulwesen II 176.

Städten waren damals deutsche Schreib- und Rechenschulen, in welchen Knaben und Mädchen unterrichtet wurden, nur spärlich vertreten, und wo sie bestanden, fehlte ihnen meistens eine Unterstützung aus städtischen Mitteln [1]. Noch aus den sächsischen Visitationsakten des Jahres 1617 ergibt sich, daß selbst Ratsherren des Lesens und Schreibens unkundig waren [2]. ‚Es ist zu erbarmen', klagte eine Weimarsche Schulordnung vom Jahre 1619, ‚daß auf den Dörfern, ja auch wohl in Städten unter den Handwerksleuten, Gesinde und Tagelöhnern so wenig Leute gefunden werden, welche lesen und schreiben können.' ‚An den meisten Örtern sein sehr wenig Hausväter anzutreffen, die da lesen können, der Hausmütter noch weniger, unter Knechten und Mägden aber am allerwenigsten.' [3]

In Oldenburg war eine der ersten Wirkungen des eingeführten Protestantismus, daß die Schulen auf dem Lande zu Grunde gingen. Die Butjadinger führten im Jahre 1568 Beschwerde darüber, daß ‚die Vikare, welche sonst die Schule gehalten, nach Einziehung der Kirchenlehne abgeschafft seien, so daß der Unterricht der Kinder ganz habe aufhören müssen' [4].

Die Brandenburgische Kirchenordnung vom Jahre 1540 verordnete: ‚Weil die Schulen etliche Zeit her in merklichen Abfall gekommen, wollen wir, daß die in allen Städten und Märkten wiederum angerichtet, reformiert, gebessert und notdürftiglich versehen und erhalten werden.' Der Erfolg dieser Verordnung läßt sich danach bemessen, daß dieselbe im Jahre 1572 wiederholt werden mußte. Von einer Besserung konnte an vielen Orten schwerlich die Rede sein, solange noch jene Übelstände nicht gehoben waren, welche der Kurfürst mit dem Befehle kennzeichnete: die Kirchenpatrone dürften in Zukunft nicht, wie bisher, Schneider, Schuster oder andere ‚verdorbene Handwerker und Lediggänger', welche die Grammatik nicht verstünden und kaum richtig lesen könnten, als Prediger bestellen. Um die Schulen, hieß es in mehrmals erneuerten kurfürstlichen Beschwerden, kümmern sich die Junker gar nicht: wie sie Kirchen und Pfarren geplündert haben, so nehmen sie auch den Schulmeistern Haus und Hof, wenn diese dergleichen besessen haben, weg und lassen die Jugend verwildern [5].

Auch anderwärts wurden dieselben Beschwerden geführt. Viele Junker, heißt es beispielsweise in dem ‚Adelsspiegel' von Cyriakus Spangenberg, lassen ‚die von den Vorfahren oder andern Leuten wohlgebauten Schulen gar ver-

---

[1] Über die deutschen Schulen und die Mädchenschulen vgl. Müller, Kursächs. Schulwesen xxv—xxx.

[2] Spittler, Hannöv. Gesch. II 220. [3] Bei Vormbaum II 215 255.

[4] Döllinger I 423.

[5] Richter, Evangel. Kirchenordnungen I 333 und II 360. Spieker, Musculus 304—305.

fallen'. 'Wann höret man jetzt', fragte er, 'daß einer vom Adel zur Erhaltung der Kirchen und Schulen, welches doch die besten zwei Kleinode eines jeden Vaterlandes sind, 10 oder auch nur 5 Gulden gebe? Ja, wenn sie doch nur noch, was andere dazu gegeben haben, dabei ließen.' Viele Schulen seien 'vor alters genugsam und also versehen worden, daß sich die Diener derselben dabei wohl behelfen könnten', jetzt aber nähmen die Junker solche Einkünfte in Besitz [1]. In der Pommerschen Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1563 werden Dorfschulen gar nicht erwähnt, und während des ganzen Jahrhunderts lassen sich solche, noch aus der katholischen Vorzeit stammende Schulen nur nachweisen im Johanniterschloß zu Wildenbruch im Jahre 1570 und in einer Bauernordnung für die Dörfer des Kamminer Domkapitels vom Jahre 1595 [2]. Für die 'deutschen Schriftschulen' geschah geringe Fürsorge, und was den Unterricht der Mädchen betrifft, so schrieb jene Kirchenordnung nur für die 'großen Städte' vor: 'Es sollen Jungfrauen-Schulen sein und soll der Rat mit dem Pastor gottesfürchtige, ehrliche Personen bestellen, die lesen und schreiben lehren.' Allein diese Vorschrift blieb wirkungslos [3].

Die von Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1569 erlassene Kirchen- und Schulordnung gedenkt der deutschen Schulen nicht [4]. Über die Volksschule in der Stadt Braunschweig sagte Nikodemus Frischlin in einer

---

[1] Adelsspiegel II 395 423b.

[2] Bei Vormbaum I 177. Heppe, Volksschulwesen III 3—4. v. Bülow, Beiträge 42—43.

[3] v. Bülow 41 sagt: 'Ich kann von einer rechtlich bestallten Lehrerin im 16. Jahrhundert in Pommern keine Spur finden. Wo nur immer, in Stettin z. B., eine Jungfrau oder Witwe ein paar Schülerinnen um sich versammelte, wurde sie von den konzessionierten Deutschlehrern heftig verfolgt und verklagt. Der Spruch 1 Kor 14, 34 erhält dabei durch den Eifer der Kläger einen textwidrigen Zusatz: mulier taceat in ecclesia *et schola*. Gott wolle allerdings, daß sein Name auch von den Weibern ausgebreitet werde, non autem docendo, sed discendo.' 'Der Schatz an geistlichen Liedern, welcher der Schuljugend zugänglich gemacht wurde, war nicht erheblich. Die Kirchenordnung von 1563 schreibt nur für die unterste Klasse das Lernen der gewöhnlichsten lateinischen und deutschen Kirchenlieder vor.' v. Bülow, Beiträge 28—29. Die angeführten Lieder stammen fast sämtlich aus der früheren, katholischen Zeit, z. B. auf Weihnachten:

'Puer natus in Bethlehem', lateinisch und deutsch.
'Nunc angelorum gloria.'
'Resonet in laudibus.'
'Joseph, lever Joseph min.'
'In dulci iubilo.'
'Dies est laetitiae.'

Vgl. Vormbaum I 170.

[4] Heppe III 235.

vor den Ratsherren im Jahre 1588 gehaltenen Rede: ‚Wenn ich auf die ABC-Schule sehe, in welcher die Augäpfel der Väter, die Lieblinge der Mütter sitzen, so erbarmt mich dieses zarten Häufleins, daß sie in einem Raume, worin kaum die Hälfte ordentlich Platz hätte, so eng aufeinander sitzen müssen, daß sie sich drücken und pressen. Und da überdies das Schulhaus in einem finstern Winkel der Stadt steht, keinem Wind, keiner Luft zugänglich ist, wie sollten in dem beschränkten Raume, in dem Gestank, besonders zur Sommerszeit, die zarten Kleinen nicht in allerlei Krankheiten fallen?‘ [1]

Aus Hessen schrieb der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1574 über die protestantischen Obrigkeiten: man hätte für die Schulen ‚wohl geistliche Güter und Lehne, aber die müssen dem Teufel dienen und werden ihrer viele übel angelegt‘. ‚Was tun die Herren von dem Ihren bei den Schulen? Sie dürfen auf einen Lotterbuben und Narren, ja auf Hunde und Hundsbuben mehr Kostens wenden, denn auf die Jugend. Es speiset mancher Fürst so viel unnütz Hudelmannsgesinde, das man nicht achtet. Was meinet ihr, wenn das vierte Teil auf junge Knaben und arme Schüler gewendet würde, daß es nützen könnte?‘ Aber, fügte er hinzu, ‚dieses soll man nicht sagen und darüber klagen. Es ist dennoch die bittere Wahrheit. Den Herren folgen alle Stände und Städte nach, daß ja nirgend wohl zugehe. Man nimmt sich keines Dings böslicher an als der Schulen und armen Schüler; was man dahin wendet, achtet man verloren sein, sonst sparet man keinen Kosten an übrigem Gebäue, Kleidern, Schlemmen und Prassen, da schüttet man's mit Tausenden hin‘ [2]. Wie die Kirchen, sagte er an einer andern Stelle, so müßten auch die Schulen ‚verfallen, Unterhaltung halber; denn sie alle Tage geschmälert und nicht gebessert werden‘ [3]. ‚An Schulbestallungen‘, schrieb der Lutheraner Anton Prätorius im Jahre 1602, sei ‚großer Mangel‘: ‚ich weiß Grafen und Herrschaften, die keine Schule in ihrem ganzen Lande haben.‘ [4]

In Hessen hatte die Homberger Synode vom Jahre 1526 die Verfügung getroffen: ‚In allen größeren und kleineren Städten, auch in den Dörfern sollen Schulen sein‘; aber dreißig Jahre später, bei einer Visitation vom Jahre 1556, fanden sich in ganz Niederhessen nur in etwa sieben Dörfern Küsterschulen vor;

---

[1] Strauß 422. **W. Schonecke, Lüneburger Schreib- und Rechenmeister, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte IV (1894) 111 ff. stellt aus den von 1547 an vorhandenen Akten über die dortigen städtischen Schreib- und Rechenschulen die Nachrichten zusammen. Durch die Akten über die während des 16. und 17. Jahrhunderts angestellten Schulmeister ziehen sich die Klagen derselben über unzureichendes Einkommen sowie über das Überhandnehmen der Winkelschulen hindurch, die ihnen die meisten Schüler entzogen und durch Reibereien das Leben verbitterten.

[2] Nigrinus, Daniel 20—21. [3] Ebd. 316. [4] Prätorius 169.

im Jahre 1569 traf man in der Grafschaft Katzenelnbogen und in der Herrschaft Eppstein nur sechs ‚ziemlich bestellte‘ Schulen, welche jedoch nur Stadtschulen waren. In Oberhessen war Landgraf Georg I. für Errichtung von Dorfschulen ernstlich bemüht; zu Grünberg wurde im Jahre 1579 eine Mädchenschule gegründet [1].

Trotz ernstlicher Bemühungen protestantischer Obrigkeiten war es nirgendwo leicht, die früher bestandenen, aber seit dem Beginn der Religionswirren in Abgang gekommenen Schulen wiederherzustellen. Die Grafen Philipp der Ältere und Philipp der Jüngere von Waldeck gaben um das Jahr 1525 den strengen Befehl: ‚Dieweil bei unsern Zeiten die Kinderschulen so gänzlich verfallen und abgestellt werden, so wollen wir, daß Bürgermeister und Rat in unsern Städten und Flecken, da man zuvor Schulen gehalten hat, daran sein, daß dieselben abgestellten Schulen wiederum aufgerichtet und mit frommen gelehrten Zuchtmeistern bestellt werden‘: ‚dieselben Kindermeister sollen auch mit gebührlicher Besoldung versehen werden.‘ [2] Der Befehl blieb auf dem Papiere stehen. Nur in Wildungen machte man im Jahre 1533 den Versuch, eine Katechismusschule einzurichten. Die Waldecksche Kirchenordnung vom Jahre 1556 traf verschiedene Bestimmungen über lateinische Stadtschulen, von deutschen Volksschulen spricht sie nicht [3].

Wie es um das Jahr 1571 in den Grafschaften Lippe, Spiegelberg und Pyrmont mit dem Volksunterrichte bestellt war, ersieht man aus den Worten der damaligen Kirchenordnung: ‚Fast in allen Flecken und Dörfern wachsen die jungen Knaben ohne alle Zucht und Ehrbarkeit auf wie das unvernünftige Vieh und wissen schier von keinem Gott oder Glauben.‘ Über die Küster, welche sich mit dem Schulhalten abgeben sollten, erfolgte die Klage, daß ‚die Leute‘ bisher, zum Verdruß der Pfarrer, ‚ihres Gefallens ungeschickte, leichtfertige, ärgerliche, frevelhafte, mutwillige und gottlose Buben‘ zu Küstern angenommen, und daß diese ‚sich hernach der schwarzen Kunst, Wahrsagens, Segenssprechens, stetigen Vollsaufens, Schatzgrabens oder Geldsuchens oder anderer abergläubischen zauberischen Narrenteidungen zum höchsten geflissen und gebraucht‘ hätten [4]. Die Grafschaft Schaumburg entbehrte der Volksschulen noch um das Jahr 1614 [5].

In der Grafschaft Nassau wurde erst im Jahre 1582 auf einem Konvente zu Diez beraten, ob man nicht neben den lateinischen Schulen auch deutsche errichten solle: nur an zwei Orten seien solche in Bestand. Über die bis zum Ende des Jahrhunderts ins Leben gerufenen berichteten die Pfarrer:

---

[1] Heppe, Volksschulwesen I 281—283 und II 26—32.
[2] Ebd. II 352—355. [3] Ebd. II 354—355.
[4] Vormbaum I 225. Heppe III 304. [5] Ebd. III 319.

die Kinder seien kaum im Winter, geschweige im Sommer zur Schule zu bringen [1]. Im Jahre 1589 betrieb Graf Johann von Nassau-Katzenelnbogen die Gründung einer Mädchenschule in Herborn [2].

Die in der Grafschaft Hanau-Münzenberg im Jahre 1561 verordneten Visitatoren trafen allein in der Stadt Hanau eine deutsche Schule an; von Dorfschulen konnte nicht Rede sein, weil kaum ein einziger Küster des Lesens kundig befunden wurde. Sechzehn Jahre später gab es einige Schulen, welche von Predigern gehalten wurden. Gemäß einer strengen Verordnung vom Jahre 1597 sollten inskünftig ‚in allen ansehnlichen Flecken Schulmeister angenommen werden'; jedoch ein Visitationsbericht aus dem Jahre 1600 erklärte: in Steinau ‚hält niemand ein einziges Kind zur Schule'; ‚auf den Dörfern liegen die Schulen wüst', und ‚geht es allenthalben so barbarisch zu, daß man lieber tot sein sollte, als diesem jämmerlichen Zustande länger zusehen' [3].

Nicht besser waren die Zustände in der Pfalz. Nachdem die Visitatoren im Jahre 1556 über den Verfall aller Zucht und alles Unterrichtes nähere Berichte an den Kurhof gesendet hatten — ‚das Volk', sagten sie, ‚ist ungezogen und wild, lebt in den Tag hinein gleichwie das unvernünftige Vieh' [4] —, wurden im Jahre 1563 auf einer Synode zu Heidelberg Reformbeschlüsse auch bezüglich der Schulen gefaßt. In Zukunft sollten nur solche Küster angestellt werden, welche befähigt seien, ‚den Kindern den Katechismus zu lehren'; in jeder Stadt solle man ein Haus für eine Mägdleinschule bauen. Aber es dauerte noch volle dreißig Jahre, bis man wenigstens in Heidelberg ernstlicher darauf ausging, deutsche Schulen zu errichten. Kurfürst Friedrich IV., der durch eine in allen Städten und Dörfern angestellte Visitation von der im ganzen Volke verbreiteten Unwissenheit sich überzeugt hatte, verfügte nämlich im Dezember 1593: in Heidelberg soll inskünftig in jedem Quartiere der Stadt eine Knaben- und eine Mägdleinschule sein [5]. In der Oberpfalz konnte nach einem Visitationsbefund vom Jahre 1596 unter je dreißig Personen ‚kaum eine notdürftig lesen; nur sehr wenige Personen, in Hirschau nur zehn, konnten das Vaterunser richtig beten; die Artikel des Glaubens wurden gar übel erzählt; den meisten war die Lehre vom Abendmahl, von der Taufe ganz unbekannt; selbst auf die Frage: Wer Christus sei? wußten sie nichts oder nur höchst verkehrt zu antworten'. Im Jahre 1600 erhielt der Kurfürst aus der Stadt Amberg, welche über 4000 Einwohner zählte, den Bericht der Visitatoren: ‚Nur 158 Personen können die fünf Hauptstücke christlicher Religion und sonderlich die ganzen zehn Gebote

[1] Heppe III 363—364.
[2] Zeitschr. für die histor. Theologie XI, Heft 4, S. 105 A.
[3] Heppe II 1—5. [4] Vgl. unsere Angaben IV 41—44.
[5] Heppe I 27—28.

fertig erzählen; mit diesen sind wir bald aus dem Grunde zum Ziele gekommen, weil diese Personen schreiben und lesen können, stoßen aber auf größere Hindernisse bei den gemeinen und armen Bürgern, da weder sie noch die Ihrigen ebensowenig lesen als schreiben können, auch niemand haben, der ihnen die Hauptstücke, absonderlich die zehn Gebote, fürsprechen könnte, und ihre Unwissenheit so groß ist, daß der mehrere Teil nicht einmal das Vaterunser richtig erzählen kann.' [1] Wenn es derart sogar in der Hauptstadt der Oberpfalz aussah, braucht man sich über die Berichte bezüglich der völligen Unwissenheit des Volkes in den kleineren Städten und in den Dörfern nicht zu verwundern. Aus Pfalz-Zweibrücken lautete im Jahre 1584 ein Visitationsbericht: in Barbelroth sind 5 Jungen, 2 Mädchen in der Schule; in Frankweiler ist der Schulmeister ein Söffer und ein Flucher; in Leinsweiler und in andern Pfarren schicken die Eltern, trotz Ermahnung, die Kinder nicht zur Schule; an vier benannten Orten wollten ,die Pfarrer Schule halten, aber niemand schickt ihnen Kinder; in Roth hält der Pfarrer keine Schule, die Gemeinde hat's an ihn begehrt, er wollte aber nicht: es sei große Mühe, sagte er' [2].

In Württemberg hatte Herzog Ulrich im Jahre 1546 bezüglich der in der Vorzeit gegründeten Volksschulen befohlen: ,Es sollten Gott dem Herrn zu Ehren, auch von eines gemeinen Nutzens wegen die deutschen Schulen in kleinen Städtlein' abgeschafft werden, weil durch sie ,die Lateinschulen verderbt' würden. Dagegen erlaubte Herzog Christoph im Jahre 1559 das Be-

---

[1] Wittmann, Gesch. der Reformation in der Oberpfalz, Augsburg 1847, 101—102 108—109. J. Lippert (Die Reformation in Kirche, Sitte und Schule der Oberpfalz [Kurpfalz] 1520—1620. Ein Anti-Janssen aus den königl. Archiven erholt von Pfarrer J. L.; Rothenburg a. d. T. 1897) greift S. 137 u. 204 Wittmann in der heftigsten Weise an, weil derselbe S. 101 seines Werkes über die Kirchen-Visitationsresultate vom Jahre 1596 unrichtig berichte. Dieser Angriff ist ebenso unbegründet wie viele andere, welche Lippert gegen Wittmann und Janssen erhebt; denn ein Vergleich mit den Akten des Kreisarchivs zu Amberg zeigt, daß Wittmanns Aufstellungen begründet sind (s. Regensburger Morgenblatt 1897, Nr 132). Wie wenig dem ,Anti-Janssen' Lippert auch in andern Punkten eine Widerlegung Janssens gelungen ist, darüber vgl. Hirschmanns Aufsatz in der Augsburger Postzeitung 1897, Beil. C, Nr 47—49. S. auch die scharfe, aber berechtigte Kritik, welche Hüttner im Histor. Jahrbuch XIX 169 f an Lippert übt. Über den Rückgang des Schulwesens in der Oberpfalz unter der Einwirkung der religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts vgl. auch Hollweck 42 ff 48 ff. Nur in demjenigen Teil der heutigen Oberpfalz, der zum Herzogtum Neuberg-Sulzbach gehörte, konnte sich nach dem Tode Otto Heinrichs das Volksschulwesen ruhiger fortentwickeln (50 ff), im Gegensatz zu der bei der Kurpfalz verbleibenden eigentlichen Oberpfalz, wo der öftere zwangsweise Religionswechsel alle Verhältnisse zerrüttete.

[2] [J. G. Faber,] Stoff für den künftigen Verfasser einer pfalz-zweibrückischen Kirchengesch. von der Reformation an II 79 82 85 89 93—96.

stehen beider Schulen nebeneinander und richtete sein Augenmerk auf Gründung deutscher Schulen in ‚namhaften Städten und volkreichen Flecken'; Knaben und Mädchen sollten besonders gesetzt und unterrichtet werden, aber für deutsche Schulen solle man ‚nur nichts vom Kirchenkasten begehren' [1]. Die von ihm erlassene Schulordnung war gut, ihre Wirksamkeit jedoch sehr gering [2].

Aus katholischen Gebieten fließen nähere Visitationsberichte über das Volksschulwesen verhältnismäßig nur in geringerer Zahl [3]. Als im Herzogtum Jülich in den Jahren 1559—1560 eine Kirchenvisitation vorgenommen wurde, war im Vergleich zu protestantischen Ländern der Befund bezüglich der Schulen ein nicht ungünstiger: weit über die Hälfte der Städte, Ortschaften und Dörfer war im Besitz einer Schule [4]. Dagegen konnten bei einer Visitation des Bistums Würzburg vom Jahre 1612 im Kapitel Gerolzhofen, zu welchem 74 Ortschaften gehörten, nicht mehr als 22 Schulen verzeichnet werden, und auch in diesen fiel während des Sommers der Unterricht meistenteils gänzlich aus [5].

Im Herzogtum Bayern, wo die Geistlichkeit in Bezug sowohl auf Wandel als Bildung tief gesunken war, förderten kirchliche Visitationen in den Jahren 1558—1560 im allgemeinen sehr unerfreuliche Ergebnisse über

---

[1] Reyscher VIII 68. Schmidt und Pfister, Denkwürdigkeiten I 68—69.

[2] Reyscher XI[a] XLVII. Heppe II 134. Kayser (Gesch. des Volksschulwesens in Württemberg, Stuttgart 1895) kommt zu folgenden Ergebnissen: 1. ‚Die religiösen Wirren und leidenschaftlich geführten theologischen Streitigkeiten waren keineswegs geeignet, Erziehung und Unterricht zu fördern, vielmehr sind sie ein schwerer Hemmschuh für Schulen aller Art geworden, ja übten einen zerstörenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der Wissenschaften aus und führten eine förmliche Abneigung gegen das Studium herbei.' 2. ‚Die von den Glaubensneuerern angestrebten Schulen waren in erster Linie Latein- und keine deutschen Volksschulen.' Die Lateinschule sollte ja der Heranbildung von Predigern und Beamten dienen. Auf dem Lande, bemerkt Schmid (Histor. Jahrbuch XVII 75), konnte man sich mit Katechismusschulen begnügen, und bei diesen stellten die Rufer im Streite möglichst geringe Anforderungen. Vgl. auch den trefflichen Artikel ‚Wie alt ist die Schule?' in Nr 48 ff der Katholischen Schulzeitung, Donauwörth 1895. Über den schädlichen Einfluß der Kirchenspaltung auf das Volksschulwesen s. auch Thalhofer in den Mitteilungen des Histor. Vereins für Donauwörth I (1902).

[3] Nachrichten über das Schulwesen zu Bingen auch während des 16. Jahrhunderts sind zusammengestellt bei Bruder, Das Schulwesen zu Bingen a. Rh. während des Mittelalters, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte IV (1894) 94 ff.

[4] Nettesheim 771—774.

[5] Archiv für Unterfranken II, Heft 1, S. 184—189.

das Schulwesen zu Tage. Selbst in der Hauptstadt München, wo 18 Volksschulen bestanden, welche zusammen von beiläufig 620—630 Knaben und Mädchen besucht wurden, hatte sich bisher niemand um irgend eine Beaufsichtigung derselben gekümmert[1]. Im Jahre 1569 erließ Herzog Albrecht V. die allgemeine Verfügung: Es sollten zwei verständige Gerichtsleute als Schulherren jährlich zweimal den betreffenden Schulbezirk visitieren, den Mängeln abhelfen und an die Regierung Bericht erstatten[2]. ‚Die Winkelschulen und heimlichen Zusammenkünfte, darin sektische Postillen und andere verführerische Bücher gelesen werden', sollten ‚gänzlich abgestellt' werden. Eine Verfügung vom Jahre 1578 ging dahin: um ‚vieler erheblichen Ursachen willen' sowohl die deutschen als die lateinischen Schulen auf dem Lande völlig zu beseitigen. Auch eine Schulordnung vom Jahre 1582 schrieb vor, ‚die Anzahl der Schulmeister' sollte ‚soviel als tun- und möglich eingezogen werden'[3]. Diese Vorschriften kamen jedoch so wenig zur Ausführung, daß die herzoglichen Räte im Jahre 1614 an die Verordneten der Landstände von neuem das Ansinnen stellten: aus vielen erheblichen Ursachen solle man ‚auf dem Lande die deutschen Schulen gänzlich abschaffen'; denn ‚in den Klöstern, Städten und Märkten Bayerns seien genug deutsche Schulen, dahin die Jugend, die zum Lernen tauglich, zu schicken' sei. ‚Was großer Mangel auf dem Lande', sagten sie, ‚an rechtschaffenen Ehehalten, Knechten und Dirnen, wissen die, so es täglich erfahren und deren bedürfen'; ‚allein um dergleichen unnützen oder Winkelschulen willen wollen keine Eltern ihre Kinder mehr zur Arbeit, sondern alle aufs Feiern züchten'. Allein die Landesverordneten erwiderten: ‚Nicht alle Bauernkinder mögen Bauern werden, sondern sind auch wohl tauglich zu Hantierungen und Handwerken' oder zum Dienste bei der Ritterschaft: zu diesem Ende aber müßten sie ‚ihre eigene Muttersprache lesen und schreiben können'; wer dieses nicht verstehe, sei ‚gleichsam schier wie ein totes Mensch'. Nur so viel gaben die Verordneten zu, daß ohne Erlaubnis der Obrigkeit neue Dorfschulen nicht errichtet werden sollten[4]. Nach längeren Beratungen wurde in der Landesordnung vom Jahre 1616 festgestellt: ‚Städte und Märkte sollen keineswegs unterlassen, deutsche Schulen zu sich zu bringen; in den großen Dörfern, in welchen bisher solche Schulen gewesen, sollen sie bestehen bleiben und taugliche Schulhalter angestellt werden, doch soll man kein Bauernkind über zwölf Jahr in die Schule gehen lassen, sondern nach solcher Zeit zu anderer Arbeit, Diensten oder Lernung anhalten.'[5] In Landshut legten die neun deutschen Schulmeister im Jahre 1600 bei der herzog-

---

[1] Knöpfler 180—183; bei zwei Schulen ist die Zahl der Kinder nicht angegeben.
[2] v. Freyberg III 277. [3] Kluckhohn, Beiträge 192.
[4] v. Freyberg III 294—297. [5] Ebd. 299—302.

lichen Regierung Beschwerde ein gegen die ‚vermöglichen Bauern auf dem Lande herum‘: diese nähmen ‚selbst weitläufig fremde Landfahrer zu deutschen Schulhaltern auf und verderben uns unsere tägliche Nahrung‘[1].

In Steiermark war um das Jahr 1564, beim Antritt der Regierung des Erzherzogs Karl, der Jugendunterricht derart verwahrlost, daß man nur an wenigen Orten eine Schule fand, in welcher die einfachsten Anfangsgründe gelehrt wurden[2]. Um häretische Lehrer von dem Unterricht der Jugend fernzuhalten, verlangten kirchliche Synoden wiederholt die Abschaffung der Privat- oder sog. Winkelschulen, welche nicht überwacht werden konnten, und erhoben wegen Anstellung der Lehrer strenge Forderungen, durch die sie mit der Landesregierung bisweilen in Widerspruch gerieten. So ließ zum Beispiel König Ferdinand I. gegen derartige Forderungen des Salzburger Provinzialkonzils vom Jahre 1549 vorstellen: ‚Wir achten für beschwerlich, daß die Städte und Märkte verbunden sein sollen, jederzeit ihre Schulmeister den Ordinariis zu präsentieren, desgleichen, daß die Privatschulen abgestellt werden sollen, was in beiden Wegen eine nachteilige Neuerung wäre. Man mag sich der Person und Lehr der Schulmeister durch ordentliche jährliche Visitation versehen, und so alsdann ihres Glaubens, Lehr und anderer Sachen halber Mangel befunden wird, sollen sie abgeschafft, verändert und der Gebühr nach gestraft werden.‘[3] Bischof Urban von Passau beschwerte sich im Jahre 1589 bei der Regierung: ‚Die Schulmeister werden schier allenthalben von der Gemeinde oder den Vogtherren aufgenommen, unangesehen sie oft ganz und gar untauglich, ja oft der katholischen Religion nicht zugetan sind, wollen deshalben auch kein Glaubensbekenntnis ablegen.‘[4]

Über Dorfschulen in Österreich liegen nur vereinzelte Nachrichten vor[5]. Zu Taufers in Tirol legten die Bauern im Jahre 1582 bei der Regierung Beschwerde ein wider den Dorfrichter: der Pfleger auf dem Schlosse halte ihnen allerdings einen Lehrer; damit jedoch ein Teil der Kinder nicht einen

[1] Kluckhohn, Beiträge 199. [2] Hurter, Ferdinand II. II 311.

[3] Wiedemann I 112. ** Eine Schulordnung Kaiser Rudolfs II. für die deutschen Schulmeister und Schulmeisterinnen in Wien vom Jahre 1579 ist bemerkenswert, denn sie gehört unter die nach dem Regierungsantritt Rudolfs II. getroffenen Maßnahmen zum Schutze der katholischen Religion gegen das Vordringen des Protestantismus; s. K. Schrauf in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 215—221.

[4] Wiedemann II 398 Nr 40.

[5] In dem Dorfe Arnsdorf mußte der Pfarrer den Schulmeister mit Essen und Trinken unterhalten; in dem Dorfe St Margaretha an der Sierning fand ein Visitator im Jahre 1595 den Pfarrer und Schulmeister an dem Kirchtage ‚ziemlich bezecht beieinander‘; in dem Dorfe Haunoldstein hielt der Pfarrer eine von wenigen Knaben besuchte Schule. Wiedemann IV 143 184 231.

allzu weiten Weg machen müsse, hätten sie noch einen zweiten Lehrer angestellt, dieser aber sei von dem Richter ausgewiesen worden mit dem Bedeuten: ‚Die Bauern brauchen nicht in allen Winkeln einen Schulmeister.‘ Die Regierung entschied zu Gunsten der Bauern[1]. Auf Verwendung der Innsbrucker Jesuiten erhielten in Tirol die deutschen Schulmeister im Jahre 1586 eine Gehaltserhöhung nebst Holzbezug und zugleich eine von dem Erzherzog Ferdinand II. erlassene treffliche ‚Ordnung, wie sich fürohin die deutschen sowohl als auch die lateinischen Schulmeister, welche die Kinder im deutschen Lesen und Schreiben zu unterrichten pflegen, verhalten sollen‘[2]. Das Volksschulwesen im Erzstift Salzburg hatte bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter der allgemeinen religiösen Verwirrung schwer gelitten, bis insbesondere durch den Eifer der Erzbischöfe Wolf Dietrich von Raittenau (1587—1612) und Marx Sittich von Hohenembs (1612—1619) geordnete Zustände auch auf diesem Gebiete herbeigeführt wurden[3].

Die äußere Stellung und die Besoldung der Volksschullehrer war sowohl in den protestantischen als in den katholischen Gebieten im allgemeinen nichts weniger als beneidenswert: wohl die meisten derselben, namentlich auf dem flachen Lande und in kleineren Städten und Ortschaften, hatten in Mühe und Not kümmerlich ihr Dasein zu fristen. Sie konnten mit einem ihrer Genossen, dem Verfasser der Schrift: ‚Der arme Teufel‘, sagen: ‚Man baut uns nichts in der Schulwohnung, sondern lässet uns immer in der alten, rußigen, baufälligen Klause hinwohnen, denkt auch nicht eher an Reparatur, bis es den Schulkindern uffn Kopf regnet, oder der Wind alles über den Haufen wirft und Kuh und Kalb erschlägt. Es will uns jeder Bauer vorschreiben, wie wir informieren sollen; wenn sie aber einem armen Schuldiener eine Zulage sollen tun, weil an manchen Orten die Ordinär-Besoldung so geringe, daß sich nicht ein Gänshirt darauf erhalten kann, sprechen alle: „Wir wollen es bei den alten Löchern lassen.“ Und geht schwer genug zu, wenn die Gemeine einem Schulmeister von dem gemeinen Platz ein Äckerchen oder Gärtchen oder Wiesenflecken zulegen, oder ihm eine Kuh frei mithüten lassen soll, denn sie meinen, wenn ihnen das Fleckchen abginge, würden sich ihre Gänse nicht mehr satt fressen können. Also auch mit den Broten und Würsten, da sie vor den Schulmeister ein sonderlich Brot backen, wie man einem Kettenhund ein fein sonderlich Brot backet, da man doch weiß, daß sie es im Hause besser

[1] Hirn I 324. [2] Ebd. 329—333.

[3] Vgl. H. F. Wagner in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte III (1893) 65 ff.

und größer haben.' ‚Mit dem Schulgelde gehen sie ebenso betrüglich um; wenn sie merken, daß das Quartal bald zu Ende, behalten sie die Kinder aus der Schule, wollen hernach nur 1/2 Quartalgeld geben, und der Schulmeister muß hernach mit ihnen verdrießlich rechnen, dingen, disputieren.' [1]

Solch ‚arme Teufel' waren beispielsweise die meisten Dorfschulmeister in Sachsen [2]. Der Lehrer von Pettenreith in Niederbayern bat im Mai 1616 um eine Kornzulage, weil er ‚den vergangenen Winter mit Weib und Kindern große Armut und Hunger ausgestanden' habe und überhaupt bei seiner geringen Besoldung von jährlich ‚4 Fl. und einem Meeß Korn' kaum ‚an trockenem Brote auszukommen' wisse; ohne Zulage sehe er sich gezwungen, ‚den Bettelstab an die Hand zu nehmen' [3].

Nur vom Niederrhein liegen Nachrichten über günstig gestellte Dorfschullehrer, welche zugleich Küster waren, vor. In dem zum Amte Goch gehörigen Dorfe Weeze bezog der Lehrer schon im Anfange des 16. Jahrhunderts von der Gemeinde 4 Gulden, 3 Malter Roggen, 2 Malter Weizen, 2 Malter Hafer und 60 Bund Stroh; außerdem hate er freie Wohnung mit Garten, einem Gemüsegarten von einem Drittel Morgen und einen Morgen Ackerland zum Nießbrauch; jedes Schulkind mußte im Winter 5, im Sommer 3 Stüber monatlich als Schulgeld entrichten; für Dienste in der Kirche fielen dem Lehrer jährlich 2—3 Gulden ab. Zu Veen im Amte Xanten wurden dem Dorfschulmeister die Einkünfte einer mit Haus, Garten und Weide versehenen Vikarie ganz, von einer zweiten zur Hälfte zugewiesen. Im Dorfe Süchteln erhielt der Lehrer um das Jahr 1588 jährlich von der Gemeinde 19 Gulden 22 Albus und mehrere Karren Kohlen, aus milden Stiftungen 2 Goldgulden und 2 Malter Roggen, für Gesang in der Kirche 6 Daler [4]. Der Jahresgehalt des Dorfschullehrers von Niederelten belief sich im Jahre 1538 auf 38 Gulden und 8 Stüber, im Jahre 1566 nur noch auf 24 Gulden; im 15. Jahrhundert hatte er sich zeitweise auf 30 Goldgulden belaufen, welche die Äbtissin von Elten verabreichte [5].

Gewöhnlich waren die Volksschullehrer, selbst in den Städten, ohne festen Gehalt und nur auf das Schulgeld angewiesen, welches häufig gar nicht oder nur zum Teil und sehr langsam einkam. In Augsburg hatte jeder

---

[1] Strack 55—56.

[2] Vgl. darüber die Angaben bei Müller, Kursächsisches Schulwesen IX—XII.

[3] Verhandlungen des Histor. Vereins für den Regenkreis III 253 254.

[4] Nettesheim 422 428 431. Im Dorfe Nieukerk bei Geldern ‚bezog der Lehrer um 1595 nicht nur die Einkünfte der St Georgi-Bruderschaft, sondern auch die der Vikarie St Anna und hatte zugleich das Haus und den Garten der letzteren inne'. S. 657.

[5] Nettesheim 430.

Schüler seinem deutschen Lehrer vierteljährlich 3 Batzen und einmal im Jahr 2 Kreuzer zur Beheizung des Schulzimmers zu entrichten; erst im Jahre 1603 wurde das Quatembergeld auf 15, das Holzgeld auf 4 Kreuzer gesteigert [1]. Besser wurde für die deutschen Lehrer in München gesorgt. In einer Ratsverordnung vom Jahre 1564 wurde festgestellt: Jeder Schüler zahlt vierteljährlich für Unterricht im Lesen und Schreiben 15 Kreuzer, will er außerdem noch das Rechnen lernen, 30 Kreuzer; kommt die ‚welsch Praktika', deren Hauptinhalt die sog. Regel de Tri bildete, hinzu, so zahlt er 1 Gulden [2]. Ähnlich lautete schon im Anfang des 16. Jahrhunderts die Ordnung für die deutschen Schulhalter in Landshut [3]. In der katholischen Stadt Jülich bezog der deutsche Schulmeister im Jahre 1559 seiner eigenen Angabe nach außer dem Schulgeld 19 Malter Roggen und an Geld 18 Gulden [4].

Wie kläglich mancherorts die Verhältnisse der städtischen Lehrer waren, ersieht man beispielsweise aus einer Eingabe zweier Schulmeister zu Wernigerode, welchen im Jahre 1555 erlaubt worden war, ‚eine freie deutsche Schreib- und Rechenschule' zu errichten: der Rat möge ihnen doch, baten sie inständig, ‚mit einem Gulden Vorstreckung tun', bis sie sich ‚ein wenig einrichten' könnten [5]. Ein Lehrer zu Labes in Pommern ersuchte im Jahre 1598 die Stadtbehörde um Auskunft, wie er es anfangen solle, um mit seiner jährlichen Einnahme von ‚10 Gulden und achtehalb Scheffel Haber' auszukommen: ‚vorzeiten' habe ‚der Schulmeister bei den Bürgern einen freien Tisch gehabt', das sei aber leider abgeschafft worden; er schicke die Knaben mit einem Korbe umher, aber von den meisten Leuten bekämen sie nichts, sondern würden mit groben Worten abgewiesen [6].

Aus der dürftigen Besoldung der Lehrer sowie aus dem allgemeinen Mangel an Anstalten zur Heranbildung lehrfähiger Schulmeister erklärt sich, daß man selbst in großen Städten nicht selten mit Schulhaltern sich begnügen mußte, welche ‚nichts anders denn Tölpel und unwissende Kloben' waren. So mußten z. B. in Augsburg die Schulherren noch im Jahre 1568

---

[1] Hans 53.

[2] Prantl, Zur Gesch. der Volksbildung 536. Vgl. die Bestimmungen vom Jahre 1595 im Oberbayrischen Archiv XIII 44—46. Im Jahre 1613 wurde ‚bei diesen teuern Zeiten' das Quatembergeld auf 20 Kreuzer erhöht. S. 47.

[3] Kluckhohn, Beiträge 190. [4] Kuhl 55.

[5] Zeitschr. des Harzvereins XVII 27.

[6] v. Bülow, Beiträge 64—65. Die Pommersche Kirchenordnung vom Jahre 1563 verwies die deutschen Lehrer bezüglich ihrer Besoldung nur auf das Schulgeld, erlaubte jedoch, daß man ihnen, ‚so sie fromm und dem Pastor nicht widerwillig', ein Geschenk aus dem Kirchenkasten reichen dürfe. Vormbaum I 177.

den Rat mit der Bitte angehen: man möge niemand zum Schulhalten zulassen, der nicht von Jugend auf schreiben und rechnen gelernt habe. Manche verfielen auf den Lehrerberuf nur deshalb, weil sie sich durch nichts Besseres zu ernähren wußten oder einen Nebenerwerb aufsuchten. Ein Augsburger Buchbinder bat im Jahre 1551 bei dem Rat um die Erlaubnis, eine Schule halten zu dürfen, da er von seinem Handwerk kein Auskommen habe; ein anderer Bürger stellte im Jahre 1555 dieselbe Bitte, ‚da er einen Leibschaden habe und für keinen Herrn zu brauchen sei'; ein dritter, damit er ‚den hl. Almusensäkel' nicht länger in Anspruch zu nehmen brauche und sein Weib ernähren könne. Bei dem Namen eines Augsburger Lehrers findet sich im Jahre 1568 die Bemerkung der Schulherren: ‚Dieser ist ein Tuchscheerer und Unterkeufel mit Barchetstücklen, haltet Schul daneben.' Erst im Jahre 1587 erging eine Verfügung, daß in Zukunft ein Handwerker nicht mehr ‚zur deutschen Schulhaltung zugelassen werden' sollte[1]. In Frankfurt am Main reichte ein Schuhmacher am 22. Juni 1531 dem Rate eine Bittschrift ein: er habe aus ‚notwendigen Ursachen in diesen geschwinden Zeiten sein Handwerk des Schuhmachens verlassen' und wünsche jetzt ‚eine deutsche Schule aufzurichten und die Kinder nach rechter Art im Schreiben und Lesen zu unterweisen und daneben auch die evangelischen Schriften zu erklären'. Noch an demselben Tage wurde ihm die gewünschte Erlaubnis zu teil[2].

Was ‚das Leben in den Knabenschulen anbelangt, so war ‚darüber an den allermehrsten Orten eine und dieselbig Klage, daß es für Lehrer und Schüler zu erbarmen' sei, ‚weil einesteils die Jugend so unerzogen und wild, daß sie schier nicht mehr zu zähmen, und anderntteils die Schulmeister so grausam und tyrannisch, daß sie die Kinder oftmals noch in ganz zartem Alter wie Henkersknechte' peinigten ‚und halb zu Krüppel' schlügen[3].

Als einen Hauptgrund dieser traurigen Schulzustände bezeichnet der mansfeldische Kanzler Georg Lauterbeck übereinstimmend mit sehr vielen andern Zeitgenossen den Verfall der häuslichen Zucht. ‚Die Jugend', schrieb er im Jahre 1564, ‚wird jetzt gehalten und gezogen, also daß weder Mäßigkeit, Ehr noch Zucht mehr gespüret wird. Da sieht man nichts anders, denn wie die Eltern ihren Kindern allen Mutwillen nachhängen, daraus denn

---

[1] Hans 49 55.

[2] Kriegk II 121. — Zu Weende im Braunschweigischen wurde im Jahre 1594 ein Schulmeister angestellt, nachdem er die Probe bestanden hatte, daß er ein paar Worte aufschreiben und seinen Namen Christophorus dekklinieren konnte. Schlegel II 341.

[3] Pfingstpredig von M. Heinrich Doltz, Jhena 1577, 4. Über Schauspiele, welche das Schulleben schilderten, vgl. unsere Angaben VI 389—392.

auch erfolgt, daß so ein ungezogen wild Volk unter uns Deutschen ist, die wir doch Christen sein wollen, dergleichen man kaum in der Welt findet.' ‚In wenig Jahren' sei ‚in Deutschland eine so rohe, wilde, ungezogene Welt geworden', daß ‚schier alle Disziplin und Zucht gefallen, und ein jeder unverschämt reden, tun und handeln darf, was er nur will, welches dann die Kinder also von ihren Eltern lernen, und ist jung und alt einer wie der andere.' [1] ‚Was die Kinder von 7 bis 14 Jahren antrifft', sagte Andreas Pancratius, Superintendent zu Hof im Voigtlande, um das Jahr 1572, ‚klagt alle Welt, sonderlich die in den Schulen sein müssen, darüber, daß die nie unbändiger, ungezogener gewesen, denn sie eben jetzt ist; sie ist so gar gottlos, daß sie in der Kirche mit dem Worte Gottes Gespött und Narrenweiß treibt.' Will man sie strafen, so ‚stellen sie sich so ungebärdig, als wenn sie nicht Menschen, sondern wilde Tiere wären': ‚Einer beißet hernieder, wie ein unsinniger Hund in den Stein, damit er geworfen wird'; ein anderer mache ein Gesicht, als wenn er voll Teufel wäre; ein dritter benehme sich so, als wolle er gern dem Züchtiger ins Gesicht schlagen; ‚und wäre Not, wenn irgend ein böser Bube soll gestäupt werden, man hätte alleweg den Schergen bei der Hand, die solchen herüberzögen oder vor der Türe stünden, damit sie nicht entliefen' [2]. Auf Grund seiner langen Erfahrungen äußerte sich Johann Bußleb, Lehrer an der Schule zu Eglen im Magdeburgischen, im Jahre 1568: ‚In dieser letzten vergiftigen und pestilenzischen Zeit klagt jedermann über das rohe, wüste, gottlose, unverschämte und alte adamische Leben der lieben Jugend, und wird auch täglichen befunden bei denen, so mit der blüenden Jugend umgehen.' [3]

Man ging aber auch häufig ‚gar seltsam' mit dieser blühenden Jugend um. Die begründeten Beschwerden, welche man schon im ausgehenden Mittelalter über harte und grausame Schulstrafen geführt hatte [4], verschärften sich im Laufe des 16. Jahrhunderts fast von einem Jahrzehnt zum andern. ‚Es ist gewiß', heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1540, ‚daß die Schulmeister, was die Zucht betrifft, sich gutenteils henkermäßig genug aufführen.' ‚Da kriegt der Schulmeister seine Henkersrute aus einem Eimer voll Wasser, hauet, peitschet und tummelt dem armen Schelm auf Posteriori herum, daß

---

[1] Lauterbeck 21 76; vgl. 152.

[2] Pancratius 61—62 85. Unter Hunderten von Kindern finde man nicht zwei, welche unter der Predigt aufmerksam seien: ‚laufen entweder droben auf der Portillen um oder gar zur Kirchtür hinaus, oder schwetzen und treiben Schalkheit miteinander'. S. 140.

[3] Zeitschr. des Harzvereins I 352.

[4] Vgl. F. Kösterus, Das Züchtigungsrecht des Lehrers während des Mittelalters, Frankfurt a. M. und Luzern 1890, 12—22.

er schreit, daß man's über das dritte Haus hören möchte, hört auch nicht auf, bis daß dicke Schwülen auflaufen und das Blut den Beinen herunterlauft. Teils Schulmeister sind so böse Teufel, daß sie Draht in die Rute flechten oder kehren die Rute um und brauchen das dicke Ende.' ‚Auch pflegen sie der Kinder Haare um den Backel zu wickeln, und sie also damit zu zerren und zu raufen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Und wissen nicht, was sie den Kindern vor mancherlei ersinnliche Marter und Schimpf antun sollen. Item sie sperren oft die kleinen Kinder des Winters in den Keller, daß sie sich fast zu Tode fürchten und öfters dann die schwere Not bekommen.'[1] Ähnlich eiferte Georg Lauterbeck im Jahre 1564 wider jene Schulmeister, welche ‚die Knaben ausziehen oder um die Köpfe schlagen, daß sie davon taumeln, Beulen kriegen, braun und blau werden oder blutige Striemen davon tragen.' ‚Ich habe wohl gesehen', sagt er, ‚daß die Kinder zu Krüppeln geschlagen oder sonst in schwere Krankheit gefallen, welche sie schwerlich haben überwinden können.'[2]

Wie häufig solche Schulstrafen vorkamen, beweisen die zahlreichen dagegen erlassenen obrigkeitlichen Verordnungen.

So verfügte beispielsweise die Eßlinger Schulordnung vom Jahre 1548: ‚Der Lehrer soll seine Schüler nicht an den Kopf schlagen, sie weder mit Tatzen, Schlappen, Maultaschen und Haarrupfen, noch mit Ohrenumdrehen, Nasenschnellen und Hirnbatzen strafen, keine Stöcke und Kolben zur Züchtigung brauchen, sondern ihnen allein das Hinterteil mit Ruten streichen.' Den Lehrern zu Basel wurde vorgehalten: ‚Nicht anders als mit Schnauben, Pochen, Balgen, mit Schlägen, Zupfen, Rupfen fahren sie die Schüler an und plagen sie'; in Zukunft dürften sie die Kinder nicht mehr ‚auf eine barbarische und henkerische Weise traktieren', ihnen ‚nicht, wie bisweilen geschehen, Löcher in den Kopf schlagen, oder sie sogar mit Füßen treten'[3]. Aus Bayern wußte der herzogliche Hofsekretär Ägidius Albertinus im Jahre 1616 zu berichten: ‚Es sind etliche pedantische Wüteriche dermaßen zornig, gestreng und ungeheuer, daß sie die armen Knäblein viel unbarmherziger geißeln und hauen denn die Henker, und zwar dermaßen, daß sie in vielen Tagen kaum gehen, liegen noch sitzen können.' Besonders würden arme, verlassene Waisen, die ohne Trost und Hilfe, oft auf das Schmählichste behandelt. ‚Sie traktieren dieselbigen mit ungebührlichen Stößen, Schlägen und Streichen, schmieren sie mit Händen, mit Füßen, mit Stecken, mit Schlüsseln auf und um den Kopf.'[4]

---

[1] Vgl. Strack 57—58. [2] Lauterbeck 72 77ᵇ.
[3] Heppe I 37.
[4] Luzifers Königreich und Seelengejaidt 370—371.

Der Tiroler Hippolytus Guarinoni gedachte in seinem Alter mit Schrecken der grausamen Behandlung, welche er als Kind in der Schule erlitten hatte. ‚Ich bin‘, schrieb er im Jahre 1610, ‚von einem Schultropfen, weil ich zu spät aufgestanden und ungern in die Schule gekommen, mit einer Geißel, so drei lederne dicke schneidende Riemen gehabt, nicht ein-, zwei-, zehn- oder zwanzig-, sondern wohl über fünfzigmal im siebten und achten Jahre meiner Kindheit dermaßen gegeißelt worden, daß mir tiefe Löcher ins Fleisch hineingehauen und aus meinem Hemd, gehauenem Fleisch und unterlaufenem Blut ein Zelten worden und ineinander gebacken, daß ich weder gehen, noch sitzen konnte, welche Zeichen und Malen ich noch an meinem Leib trage.‘ ‚Viele Knaben‘, fügte er hinzu, ‚wachsen nicht auch bei guter Kost, weil sie von der Schule aus die Schmerzen von groben Streichen daheim stets empfinden und aufs künftig wieder Sorg und Furcht haben, also niemals fröhlich sind noch sich von Herzen ergötzen mögen.‘ [1]

---

[1] Guarinoni 246. Vgl. A. Pichler im Feuilleton der Wiener ‚Presse‘ vom 11. März 1884.

III. Neugegründete protestantische Lateinschulen und Gymnasien — Besoldung der Lehrer — Unterrichtsfächer und Lehrweise.

Während die alten katholischen höheren Lehranstalten infolge der religiösen Umwälzung in Zerrüttung gerieten oder völlig zu Grunde gingen, war man auf protestantischer Seite eine Zeitlang eifrig für die Aufrichtung neuer Schulen bemüht, und es nahm den Anschein, als sollte das Unterrichtswesen in eine neue gedeihliche Entwicklung eintreten. Georg Wizel beklagte im Jahre 1538 in einem Briefe an Julius Pflug, den Bischof von Naumburg-Zeitz, daß unter den Katholiken im Vergleich zu den Protestanten so wenig für die Schulen geschehe und man schon jetzt gelehrte Katholiken in Deutschland vermisse [1]. Der Erzbischof Albrecht von Mainz äußerte sich im Jahre 1541 gegen Kardinal Contarini: die Protestanten seien in dem Unterrichtswesen den Katholiken weit voraus, sie zögen die ganze deutsche Jugend in ihre Schulen [2]. Noch im Jahre 1550 schrieb Julius Pflug an Papst Julius III.: ‚Die protestantischen Schulen, sowohl die öffentlichen als die privaten, stehen in Blüte, die unsern liegen verkümmert und verwelkt danieder. Jene locken durch große Belohnungen Leute an sich, wir nicht.‘ [3]

Die umfassendste Tätigkeit für das höhere Schulwesen und den Unterricht namentlich in den klassischen Sprachen entwickelte Melanchthon. Auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung wurden viele neue Schulen eingerichtet, zunächst im Jahre 1524 die Stadtschule zu Magdeburg, im Jahre 1525 die Lateinschule zu Eisleben, deren erster Rektor Johann Agricola war [4]. Melanchthons zahlreiche Lehrbücher der lateinischen und griechischen Grammatik, der Dialektik, der Rhetorik usw. wurden in sehr vielen protestantischen Anstalten dem Unterricht zu Grunde gelegt, und seine pädagogischen Anschauungen wurden maßgebend für diese Anstalten. Auch durch seine Erläuterungen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern, durch seine lateinischen Übersetzungen griechischer Werke und ungleich mehr noch durch Vorlesungen und akademische

---

[1] Schreiber, Universität Freiburg II 31.

[2] Dittrich, Regesten und Briefe des Kardinals Gasparo Contarini 336.

[3] A. Jansen, Julius Pflug in den Neuen Mitteil. X, Heft 2, S. 204 ff.

[4] Zeitschr. des Harzvereins XII 215 ff.

Reden, welche er als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg hielt, sowie durch ungemein zahlreiche Briefe, in welchen er uneigennützig pädagogische Ratschläge erteilte, und durch persönliche Heranbildung hervorragender Pädagogen, wie Joachim Camerarius, Valentin Trotzendorf und Michael Neander, entfaltete er eine weitreichende Wirksamkeit. Seine Glaubensgenossen legten ihm den Ehrennamen bei, welchen früher Jakob Wimpheling geführt hatte: ‚der Lehrer Deutschlands.‘ [1]

Die Mittel zur Errichtung neuer protestantischer Anstalten hatten die katholischen Voreltern dargeboten in den reichen Schulstiftungen und in den Kirchen- und Klostergütern, welche den protestantischen Fürsten und städtischen Obrigkeiten in die Hände fielen und von mehreren derselben wenigstens zu einem kleinen Teile für Unterrichtszwecke verwendet wurden. Auch in dieser Beziehung bewährte sich Luthers Ausspruch: ‚Wir werden genährt von dem Raube Ägyptens, so unter dem Papsttum ist gesammelt worden.‘ Fast alle Pflanzstätten geistiger Kultur in Deutschland beruhen auf diesem ‚Raube‘, d. h. auf den Stiftungen, welche unter der Herrschaft der alten Kirche, in treuer Befolgung der Lehre von dem Verdienste der guten Werke zur Seligkeit, gemacht worden waren. Was die neugläubigen Fürsten und städtischen Obrigkeiten aus andern Mitteln zum Unterhalte der Schulen zuschossen, kommt

[1] K. Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, Bd VII von K. Kehrbachs Monumenta Germaniae Paedagogica. Vgl. v. Raumer I² 190 ff. Bursian 173—178 **und K. Hartfelder, Melanchthoniana Paedagogica. Eine Ergänzung zu den Werken Melanchthons im Corpus Reformatorum, Leipzig 1892. Bender, Gesch. des Gelehrtenschulwesens 1 f: ‚Man nennt den von Melanchthon ausgearbeiteten, von Luther gebilligten Lehrplan für die dreiklassige Lateinschule, welcher dem 1528 erlassenen „Unterricht der Visitatoren“ angehängt ist, den Stiftungsbrief der deutschen Gymnasien und Lateinschulen (s. Gesch. der Erziehung II, 2, 216). In der Tat hat diese Bezeichnung insofern ihre Berechtigung, als eine Schulordnung, welche unter den vereinigten Namen der beiden Reformatoren mit Genehmigung des Landesherrn für die Wiege der Reformation, das Kurfürstentum Sachsen, festgestellt wurde, von höchster Bedeutung für die von da an zu gründenden evangelischen Schulen sein mußte; es wäre aber unrichtig, wenn man glauben wollte, daß damit ganz neue Grundsätze und Ordnungen aufgestellt worden seien. Die Ansichten, welche Melanchthon von den Aufgaben der Lateinschulen hatte, waren im Grund die Ansichten der Humanisten jenes Zeitalters überhaupt (Hartfelder, Melanchthon, Mon. Germ. Paed. VII 327 ff), wie sie namentlich durch Rud. Agricola, Erasmus u. a. vorbereitet und vertreten wurden.‘ Im besondern vergleicht Bender die ca 1505 unter dem Einfluß Pirkheimers für die vier Lateinschulen Nürnbergs aufgestellte Ordnung. ‚Man erkennt hier deutlich die Grundzüge der Melanchthonschen Schule.‘ ... ‚Die Reformation mit ihrem religiös-kirchlichen Pathos hat das aus dem kirchlichen Mittelalter stammende Prinzip des Unterrichts aufgenommen, mit humanistischen Elementen erfüllt und so allerdings ein relativ Neues durchgeführt: der Geist war ein anderer, aber die Form war die alte.‘ Über Melanchthons Schulplan vom Jahre 1528 vgl. auch Roth 61 ff.

kaum in Betracht. Die weitaus meisten Schulen gingen aus alten katholischen Schulen hervor und wurden in ehemaligen Klöstern untergebracht[1].

Von den auf Grundlage der neuen Lehre eingerichteten Schulen, welche recht eigentlich dazu bestimmt sein sollten, dem Papsttum den Garaus zu machen, hegte man sowohl bezüglich der einzelnen Zweige des Unterrichts als der Unterrichtsweise anfangs die kühnsten Erwartungen.

In seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte[2] äußerte sich Luther im Jahre 1524, zur Gründung neuer Lehranstalten mahnend, über die alten Schulen, auf welchen er selbst und seine Mitarbeiter waren unterrichtet worden, mit tiefster Verachtung. Er nannte sie ‚Eselsställe und Teufelsschulen‘, ‚darinnen man nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch Lateinische und Deutsche Sprache verderbt‘ habe, ‚daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien worden sind, weder Deutsch noch Lateinisch recht reden oder schreiben können, und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.‘ ‚Ja‘, sagte er, ‚was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden?‘ Jetzt dagegen könne man, meinte er, ‚einen Knaben in drei Jahren zurichten, daß er in seinem 15. oder 18. Jahre mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekunnt haben‘. ‚Warum sollt man denn dem jungen Volk nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst fürlegen, sintemal es jetzt von Gottes Gnade alles also zugericht ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen kunnten, es seien Sprache oder ander Künst und Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer

---

[1] So entstand als eine der ersten Neugründungen im Jahre 1524 zu Magdeburg durch Zusammenlegung älterer Pfarrschulen die lateinische Stadtschule, anfangs in der Stephanskapelle, dann in dem Augustiner-, später im Franziskanerkloster; in Lübeck wurde an Stelle der zwei alten lateinischen Schulen am Dom und zu St Jakobi eine neue Schule im Katharinenkloster eingerichtet, in Hamburg an Stelle der alten eine neue im Johanneskloster (Paulsen 204 ff); in Rostock wurden die vier ehemaligen Parochialschulen zu einer Stadtschule vereinigt (Grape 218 220); in Berlin wurde zur Zeit der Einführung der neuen Lehre im Jahre 1540 bei Aufhebung der alten Pfarrschulen und der Klosterschulen ‚in diesen Läufen und Zeiten am besten bedacht‘, es solle ‚hinfüro in der Stadt allein eine Schule, nämlich zu St Niklas, gehalten‘ und mit vier Lehrern besetzt werden (Fidicin, Histor.-diplomat. Beiträge zur Gesch. der Stadt Berlin II 345; vgl. III 102—103). Ähnliche Verminderungen der Schulen fanden statt in Stralsund, Nordhausen, Stargard (Zober, Gesch. des Stralsunder Gymnasiums 2. Förstemann, Mitteilungen zu einer Gesch. der Schulen in Nordhausen 18 21. Baltische Studien XIX, Heft 1, S. 18). ** Einen ‚Versuch einer statistischen Übersicht über den Stand der Schulen um das Jahr 1600‘, wobei auf die katholischen höheren Schulen, für Süddeutschland jedoch nur summarisch und unvollständig, berücksichtigt sind, gibt Bender 50—59.

[2] Vgl. oben S. 11.

unsere Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer.'

Auf die Einrede, die nicht etwa unter der Herrschaft der katholischen Kirche, sondern erst seit der Verbreitung des neuen ‚Evangeliums' aufgekommen war: ‚Was ist uns nütze, Lateinische, Griechische und Hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? könnten wir doch wohl Deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit?' gab er die Antwort: ‚Ja, ich weiß leider wohl, daß wir Deutsche immer Bestien und tolle Tiere müssen sein und bleiben. . . . Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Ehre und Frommen sind, beide zur Heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der ausländischen Waren, die uns weder not noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den Grad, der wollen wir uns nicht zu geraten. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?' Das ‚Evangelium' sei ‚durch Mittel der Sprachen gekommen', habe ‚dadurch zugenommen' und müsse ‚auch dadurch behalten werden': ‚ohne die Sprachen' werde man dasselbe ‚nicht wohl erhalten'. Jedoch nicht allein die Sprachen sollten auf den Schulen gelehrt werden, sondern auch die Geschichte und ‚die Musika mit der ganzen Mathematik'. Neben den Schulen sollten ‚gute Libereien und Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten', gegründet werden.

Aber die Anforderungen wurden für die gewöhnlichen städtischen Schulen bald herabgemindert.

In der von Melanchthon entworfenen oder wenigstens gebilligten Schulordnung von Eisleben (1525) wird nach dem Gebrauche der alten Schulen neben dem Lateinischen ein Anfangsunterricht im Griechischen und die Lesung von Homer und Hesiod vorgeschrieben; auch mit dem Hebräischen könne von einigen Schülern ein Anfang gemacht werden [1]. Dagegen wurden im Jahre 1528 in der kursächsischen Schulordnung, welche Melanchthon im Einverständnis mit Luther verfaßte und welche sehr vielen protestantischen Schulordnungen zum Vorbild diente, die Schulmeister angewiesen, lediglich Latein zu lehren, ‚nicht auch Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch', um nicht die Schüler ‚mit solcher Mannigfaltigkeit, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich' sei, zu beschweren. Unterricht in der Geschichte und in der Mathematik wurde mit Stillschweigen übergangen [2]. Johann Bugenhagen

[1] Paulsen 182. ** Über die von dem Rektor Leonhard Natter aus Lauingen für Zwickau entworfene ‚Ordnung des Neuen Studii' vom Jahre 1523, ‚wahrscheinlich die älteste gedruckte evangelische Schulordnung', vgl. Bender 3 f.

[2] Bei Vormbaum I 5, ** Roth 62 und Bender 28 f. In Weimar scheint der ältesten Schulordnung, die nach der Protestantisierung eingeführt wurde, ebenfalls

schloß sich in seiner Schulordnung für die Stadt Braunschweig (1528) im wesentlichen dem kursächsischen Unterrichtsplane an, gestattete jedoch, den im Lateinischen geübten Schülern die ersten Anfangsgründe des Griechischen und der Mathematik und das Lesen der hebräischen Buchstaben beizubringen. Diese Ordnung bildete die Grundlage der ebenfalls von Bugenhagen erlassenen Ordnungen für Hamburg, Lübeck und andere Städte und wurde in Minden, Göttingen, Soest, Bremen und Osnabrück zum Muster genommen [1].

An neu errichteten größeren Anstalten: Gymnasien und Pädagogien, faßte man bezüglich des Lateinischen und des Griechischen, worauf sich der Unterricht fast ausschließlich beschränkte, hohe Ziele ins Auge, war aber über die Erfolge zum allermeisten Teile sehr wenig befriedigt [2].

Hatte Luther über die Lehrweise, welche in den alten Schulen im Gebrauch gewesen, bitter geklagt, so klagte dagegen der Tübinger Professor Michael Toxites, welcher im Jahre 1556 von dem Herzog Christoph von Württemberg zum Pädagogarchen des ganzen Landes eingesetzt worden, in einer dem Herzog überreichten Denkschrift: ein Grundübel der Schulen bestehe in dem Mangel an rechter Lehrmethode; jeder Lehrer suche nur, was ihm am bequemsten sei, keiner denke an die Schüler; ohne Wahl würden allerlei Schriftsteller erklärt; hie und da fange man mit Dialektik und Rhetorik an, ehe man noch mit der Grammatik fertig sei. Und diese selber werde ohne Verstand betrieben [3]. Bitterer noch äußerte sich einer der ausgezeichnetsten protestantischen Schulmänner des 16. Jahrhunderts, Michael Neander, im

---

der kursächsische Schulplan Melanchthons von 1528 zu Grunde gelegen zu haben. Die spätere Weimarische Schulordnung von 1562 veröffentlicht L. Weniger in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte VII (1897) 172 ff; die von 1610 ebd. VIII (1898) 1 ff. Über den von Joh. Tolz entworfenen Schulplan der Schule von Plauen von 1529 vgl. F. Cohrs, Johannes Tolz, ein Schullehrer und Prediger der Reformationszeit, ebd. VII (1897) 360 ff; dazu VIII 96. Über die von Petrus Vincentius 1570 verfaßte ausführliche Breslauer Schulordnung, die daselbst bis 1617 im Gebrauch blieb, vgl. Bender 10.

[1] Koldewey 34. **Bender 25: ‚An Männern, welche das Griechische mit Vorliebe trieben und es auch, soweit damals möglich, verstanden, fehlte es zwar das ganze Jahrhundert hindurch nicht. Aber die Schulordnungen räumen dem Griechischen nur ein bescheidenes Plätzchen ein.... Je weniger man die Lektüre um des inneren Gehaltes willen betrieb, desto mehr mußte das Griechische in den Hintergrund treten, dessen Stärke vor allem in der Idealität des dargereichten Stoffes besteht. So sind denn die Schulordnungen des 16. Jahrhunderts einig in der entschiedenen Zurückstellung des Griechischen.‘ Über Bugenhagens Tätigkeit für das Schulwesen vgl. auch Roth 48 ff, Bender 8 f.

[2] Wir werden dafür später in dem Abschnitt ‚Die humanistischen Studien und ihr Verfall‘ Zeugnisse in Fülle beibringen. **Vgl. auch Bender 4.

[3] Schmidt, Michael Schütz 70—71.

Jahre 1582: ‚Die Jugend wird fürwahr in Schulen lange vergeblich und unnützlich aufgehalten, um ihre Jahre gebracht und mit vielen unnötigen Präceptis jämmerlich zermartert und geplagt. Denn erstlich müssen die jungen Knaben Präcepta Grammatices fast allenthalben viererlei, und viermal lernen, da gleichwohl endlich dreierlei Präcepta alle fallen und nur einerlei bleiben müssen: darüber dann die Zeit vergeblich hingeht, junge Knaben von andern Studien verhindert, und ohne Ursache mit so vielen widerwärtigen und viermal neuen und diversen Präceptis Grammaticä geplagt und darüber traurig und verdrossen werden.‘ Nachdem nämlich die Knaben zuerst ‚im Donat alle wohl gehenkert, alsdann bringet man sie zum Kompendium, so bishero in Schulen gebräuchlich, da müssen sie des Donati Präcepta vergessen und alle fallen lassen und nun neue Präcepta aus dem Kompendium lernen; später müssen sie auch diese Präcepta vergessen und die kleine Grammatik Melanchthons anfangen zu lernen. Wenn sie nun diese greuliche Arbeit auch kaum verbracht und sie die kleine Grammatik auch vergessen müssen, alsdann führet man sie erst recht zu der großen Grammatik Melanchthons, da der Präcepte und Exemplen nicht allein sehr viele, sondern auch gar ein neuer und anderer Methodus und Ordo, so mit dem Kompendium und der kleinen Grammatik gar nicht übereinkommt. Da müssen sie erst recht schwitzen und nicht allein dieselben viel Präcepta alle lernen, sondern viel daneben noch schreiben und lernen, was etwa ein Schulmeister oder junger Bakkalaurian, so sich will sehen lassen, zu der Grammatik diktiert, einen Kommentar, größer denn die große Grammatik Philippi selbst ist.‘ [1]

Ähnlich sprachen sich später Johann Amos Comenius und Sigmund Evenius aus. Man habe in den Schulen, sagte ersterer, zehn und mehr Jahre ohne sonderlichen Erfolg auf die Sprachen verwendet, die Schüler

[1] Vormbaum I 746 ff. Den Verdiensten Melanchthons wollte Neander keineswegs entgegentreten, er erklärte vielmehr dessen beide Grammatiken und Syntax für ‚feine, herrliche Bücher‘, wollte aber, unter Grundlegung derselben, eine einfachere Lehrweise eingeführt wissen. **Bender (S. 20) urteilt über die Grammatiken Melanchthons im Anschluß an Hartfelder: ‚Was nun die Grammatiken Melanchthons betrifft, so „lag das Geheimnis des Erfolges der griechischen Grammatik in der geschickten und methodischen Form: das Buch gewährte keine neuen Aufschlüsse über die Sprache, aber es faßte die Regeln so praktisch und kurz zusammen, daß es das bequemste Schulbuch für das Griechische war"; ebenso ist „die lateinische Grammatik, Etymologie und Syntax keine große wissenschaftliche Leistung, sondern ein geschicktes Schulbuch, das Kürze und Verständlichkeit in solch harmonischer Verbindung vereint, daß bald sein Sieg über ähnliche Arbeiten entschieden war". Dasselbe gilt von Melanchthons Lehrbücher der Dialektik und Rhetorik: „Genauigkeit, Bestimmtheit, Deutlichkeit, nicht Aufstellung neuer Erfindungen bilden ihre Vorzüge" (Hartfelder, Melanchthon 211 250 ff).‘

jahrelang mit weitläufigen, verwirrten grammatikalischen Regeln aufgehalten [1]. Mit der Jugend, schrieb Evenius, ‚wird die gewöhnliche Carnificina oder Marterschul fürgenommen, daß sie nach kaum erlangtem Lesen und Schreiben in dem unsäglichen, unnützen und vergeblichen Donat und Grammatik zuquälet und zuängstiget wird, daß man sie kaum am Pranger mehr und elender quälen könnte. Darüber wird alles dasjenige, was sowohl zur Gottseligkeit als gemeinem Leben nützlich, dienstlich und nötig könnte beigebracht werden, versäumt und hintangesetzt. Denn man hat uns nunmehr leider geplagt mit den Glossen-Cramen, daß wir dieselben für das höchste Gut in den Schulen halten, dahin und darauf, wo nicht alle, doch die meiste Arbeit, Zeit und Fleiß gewendet wird, und wer dieselben aus den Schulen bringet, der wird für einen seligen Menschen gehalten.‘ [2]

Die Vorschrift der von Luther und Melanchthon entworfenen kursächsischen Schulordnung, daß in den Lateinschulen ein Unterricht im Deutschen nicht erteilt werden sollte, fand Nachahmung fast in sämtlichen protestantischen höheren Lehranstalten [3]. Sogar der Gebrauch der Muttersprache wurde in

[1] v. Raumer II 59.

[2] Evenius 68—69. **Bender (S. 38) faßt sein Urteil über den Wert des Unterrichts in den protestantischen Schulen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dahin zusammen: ‚Was getrieben wurde, war wenig und doch auch wieder viel. Wenig, sofern eine Reihe von Fächern entweder gänzlich fehlte oder doch schwach vertreten war; viel, sofern man sich im wesentlichen auf fast nur ein einziges Fach, das Lateinische, beschränkte.‘

[3] **Bender 29 f.: ‚Wo man den höchsten Wert auf das Lateinreden legte und dies als Blüte und Krone des Unterrichts ansah, konnte der Unterricht in der deutschen Sprache nicht aufkommen; es macht in der Tat keine Schulordnung auch nur den bescheidensten Versuch, denselben einzuführen. Man glaubte, es werde bei den Übersetzungen hinlänglich getrieben. Die Schulen, zumal in den Städten, sollten eben lateinische Schulen sein; wie es in der württembergischen Schulordnung von 1559 heißt: Es sollen „in allen und jeden Stetten, die seien groß oder kleine, desgleichen etlichen den fürnembsten Dörffern oder Flecken des Fürstenthumbs lateinische Schulen und darzu taugenliche Praeceptores gehalten werden“; erst in zweiter Linie ist von „teutschen Schulen“ die Rede, die da, wo bisher Meßnereien gewesen, „mit den Meßnereien zusammen angericht werden sollen“.‘ Zum sächsischen Schulplan von 1528, von dem es ‚scheint, als ob er einem deutschsprachlichen Unterricht in den Schulen das Grab habe graben wollen‘, vgl. Joh. Müller, Quellenschriften 378 f. Müller sucht die betreffende Vorschrift des Schulplans, die allerdings, ‚wie manches andere in demselben, eine Einseitigkeit‘ sei, ‚im Zusammenhange der Geschichte‘ zu erklären und zu entschuldigen, da eben für die ‚Reformatoren‘ die Rücksicht auf Erzielung eines Nachwuchses von Predigern in erster Reihe gestanden habe.

denselben strenge untersagt, die Vorschrift des Lateinsprechens unter Vermeidung körperlicher Strafe eingeführt. ‚Die Präceptores‘, heißt es beispielsweise in der Pommerschen Kirchenordnung vom Jahre 1535, ‚sollen mit den Schülern alleweg Lateinisch und nicht Deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Knaben ärgerlich und schädlich‘ ist. Heimliche Aufpasser wurden angestellt, selbst bei den Spielen der Knaben jedes deutsche Wort zu bewachen, um die verdiente Strafe darüber zu verhängen [1]. Die Schulverordnungen von Brieg in Schlesien setzten im Jahre 1581 auf das Deutschsprechen entweder körperliche Züchtigung oder das Auswendiglernen dogmatischer Definitionen [2]. Die Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 errichtete ein förmliches Seminarium für Spione. ‚Eine wohlbestallte Schule‘, sagte sie, ‚muß fünferlei Observatores‘ haben, unter diesen ‚Corycäi, auch Lupi‘ genannt. Diese sollten in jeder der drei oberen Klassen für jede Woche ‚heimlich und außer der Reihe‘ bestellt werden, und zwar solche, welche die Lehrer ‚für listig und wacker genug‘ hielten. ‚Sie müssen unter den Ersten in der Schule sein, fleißig auf die, welche Deutsch reden, achten, ihre Worte merken und heimlich aufzeichnen, wann, was und mit wem sie geredet haben, es mag sein mit wem und was es wolle. Diese Zettel müssen sie insgeheim dem Lehrer geben an dem Tage, wo sie abgelesen werden sollen, und dürfen auch später es nicht sagen, daß sie Corycäi gewesen sind.‘ [3] In den Gesetzen des Pädagogiums zu Gandersheim vom Jahre 1571 wurde ein dreimaliges Deutschsprechen einem Fluche oder einer Gotteslästerung gleichgeachtet. Die Straßburger Schulgesetze des Johann Sturm bedrohten ‚diejenigen, so anders denn Latine, oder etwas Ungebührliches, Unzüchtiges oder Schändliches reden‘, mit gleicher Strafe [4].

---

[1] Vgl. Tholuck, Akademisches Leben I 173.

[2] Bei Vormbaum I 339; vgl. Böschke 149.

[3] Bei Vormbaum I 364 379 392. **K. Meyer, Die Schulordnung des Gymnasiums der freien Reichsstadt Nordhausen am Harz vom Jahre 1583, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte II (1892) 113.

[4] Vgl. Böschke 149. Schon Otto Brunfels hatte im Jahre 1529 zu Straßburg vorgeschrieben: ‚Vernacula lingua loqui in ludo nostro piaculum est atque *non nisi plagis* expiatur.‘ v. Reinhardstöttner, Plautus 30 A. 4. **Vgl. L. Weniger, Zur Geschichte der Ratichischen Reformbewegung in Weimar, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte X (1900) 23—43. Erst Wolfgang Ratich sprach im Jahre 1613 es aus: Es sei dem Lauf der Natur gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache ‚recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne‘. Auch der Gießener Professor Helwig verlangte im Jahre 1614 in einem Bericht über Ratichs Methode, daß die Muttersprache wieder in ihr gutes Recht eingesetzt und ‚recht und künstlich‘ erlernt werden müsse. v. Raumer II 37—41 104 A.; vgl. III^b 50 55. Ähnlich wie Ratich sprach sich über die Pflege der Muttersprache im Unterricht schon der ungenannte Verfasser der um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebenen,

Viele Schulmänner gingen darauf aus, das Latein nicht allein als Schriftsprache festzuhalten, sondern wirklich zur Umgangssprache zu machen, sich ganz ins Lateinische zu übersetzen[1].

Zu diesen Schulmännern gehörte einer der berühmtesten, Valentin Trotzendorf, in den Jahren 1531—1556 Rektor der Schule zu Goldberg in Schlesien, welche Herzog Friedrich II. von Liegnitz zu einer fürstlichen erhoben und in ein ehemaliges Franziskanerkloster verlegt hatte. ‚Um die Wette', schrieb Michael Neander dreißig Jahre nach dem Tode Trotzendorfs, ‚strömten Jünglinge nach Goldberg, nicht allein aus Schlesien, sondern auch aus den benachbarten Ländern in großer Zahl, bewogen durch den Ruhm des großen, in der Bildung der Jugend höchst geübten und glücklichen Lehrers und Meisters Trotzendorf. Von diesem hatte man zur Zeit meiner Jugend eine so große Meinung, daß man in Schlesien glaubte, wenn einer auch anderwärts die Wissenschaften mit Glück betrieben hätte, sei er doch nicht leicht den Gelehrten zuzuzählen, wenn er nicht der fleißigen Arbeit und gedeihlichen Unterweisung jenes Mannes eine Zeitlang sich erfreut hätte.' Man rühmte Trotzendorf nach, daß zu seiner Zeit selbst Knechte und Mägde in Goldberg lateinisch gesprochen hätten. Nach dem Berichte des Hans von Schweinichen waren noch im Jahre 1566 an ‚Herren- und Adelspersonen über 140 Studenten in Goldberg, ohne die andern, deren über 300 gewesen'. Seitdem aber erfolgte rascher Verfall[2]. Schon Trotzendorf hatte gegen Ende seines Lebens († 1556) geklagt: ‚Die edlen Künste und die Wissenschaften stürzen zusammen und gehen unter, was wir auch dagegen tun und versuchen.' Namentlich sprach er wiederholt seinen tiefen Kummer

---

1585 von Samuel Eisenmenger (Siderocrates) herausgegebenen Cyclopaedia Paracelsica Christiana aus; vgl. K. Sudhoff, Gedanken eines unbekannten Anhängers des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim aus der Mitte des 16. Jahrhunderts über deutschen Jugendunterricht, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte V (1895) 83—90. Durch das Überwuchern des Latein wurde die deutsche Sprache zu einem häßlichen Wust von Ungeschmack und Barbarei entstellt. Über die ungefüge Sprachmengerei vgl. unsere Angaben VI 447—448.

[1] Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie I 269.

[2] Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 277—302. Trotzendorf, sagt Kahnis (Innerer Gang des Protestantismus 92), ‚machte aus seinen Schülern eine römische Republik, in welcher er natürlich sich die Diktatur vorbehielt. Von einem Eindringen freilich in den Geist der Alten war nicht die Rede. Es ward analysiert, konstruiert und vor allem memoriert. Höchstens ward ausgeführt, was man aus den Alten lernen könne. Der Rostocker Professor Bocer rühmte in einem Anschlage den Nutzen, welchen Virgils Äneide für Rhetorik, Mathematik und Medizin bringe. Was man Logik, Dialektik, Rhetorik nannte, war ein geistloser Formalismus. Man disputierte, aber sehr oft über Dinge, die jenseits der Fassungskraft der Jugend liegen: etwa ob die Welt der Substanz oder der Form nach untergehen werde.'

darüber aus, daß es ihm nicht mehr möglich sei, die Zucht unter der Jugend aufrecht zu erhalten. Er legte ‚dem Antrieb und der Hinterlist des Satans‘ zur Last, daß die Frechheit und Bosheit unter seinen Schülern zunehme [1].

Als ‚für Zucht und Ehrbarkeit in den Schulen insonders hochbedenklich‘ wurde von ernsten Jugendbildnern, welche darauf ausgingen, dem klassischen Unterricht und der Erziehung einen religiös-sittlichen Charakter zu bewahren, häufig darauf hingewiesen, wie vielfach durch die in den Händen der Jugend befindlichen Schulbücher ein Geist unchristlicher Leichtfertigkeit und Ungebundenheit eindringe [2]. Es handelte sich dabei namentlich um die ‚Colloquia‘ des

---

[1] Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 298. Döllinger I 445. In einer Goldberger Schulordnung aus dem Jahre 1563 wurden die Schüler unter anderem ermahnt: ‚Non gladiis utuntor, non armis succinguntor‘, . . . ‚crapulam fugiunto — a Venere abstinento, ad puellas et virgines non commeanto — noctu in plateis non clamanto‘ usw. Vormbaum I 58. Besonderer Erwähnung verdient, daß in dieser wie in vielen andern Schulordnungen die Schüler ernstlich verwarnt werden mußten, sich mit der Ausübung zauberischer Künste zu beschäftigen; vgl. die Ordnungen von Magdeburg (1553), von Güstrow (1572), von Brieg (1581), von Joachimsthal (1602), bei Vormbaum I 326 Nr 5, 338 Nr 8, 425 577 und II 78 Nr 4. In der Fürstenschule zu Meißen wurden ‚zauberische Büchlein wiederholt bei Schülern gefunden‘. ‚Im Jahre 1609 wurde ruchbar, daß ein entlaufener Knabe bei seinen Mitschülern der Zauberei halber, die er in einem sonderbaren Buche stetig bei sich getragen habe, in Verdacht gewesen. Ein anderer Knabe hatte dieses Buch sich wörtlich abgeschrieben und lernte daraus, „wie man soll Schlösser aufblasen und machen, daß sich die Bauern in Wirtshäusern schlagen, verlorene Sachen wieder zur Stelle bringen“.‘ Flathe 195.

[2] ** Über ‚die lateinischen Schülergespräche der Humanisten‘ vgl. A. Bömer = Texte und Forschungen zur Gesch. der Erziehung und des Unterrichts I (1897—1899), mit genauen bibliographischen Angaben und deutschen Auszügen. 1. Teil: von Manuale scholarium bis Hegendorffinus ca 1480—1520. 2. Teil: von Barlandus bis Corderius 1524—1564. Bömer urteilt S. 5: ‚Mit der Absicht der Humanisten, der reinen lateinischen Sprache für alle Unterhaltung, nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch vertraulicher Natur, Eingang zu verschaffen, war ihnen als Thema der Schülergespräche alles vorgezeichnet, worüber ein Schüler zu sprechen in die Lage kommen konnte, d. h. also nicht nur der ganze weite Bereich des Schullebens, sondern auch alle sonstigen Verhältnisse des täglichen Lebens, die einem jugendlichen Gemüte Interesse abzugewinnen im stande waren. Aber selbst auf diese haben sich die Dialogschreiber nicht immer beschränkt, sondern einmal in der Absicht, auch beim Heranwachsen der Knaben zu Jünglingen und Männern noch immer die Führung ihrer Unterhaltung in der Hand zu behalten, und anderseits, um Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die sie selbst bewegten, haben sie gelegentlich Stoffe behandelt, die für einen Schüler geradezu als unpassend bezeichnet werden müssen. Indessen sind die Gesprächbücher gerade durch die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung für uns zu einer so kost-

Erasmus[1], ein weitverbreitetes Schulbuch, welches die Knaben nach der Behauptung des Verfassers ‚lateinischer und besser machen‘ sollte. Für die Aneignung des Lateins war es allerdings sehr geeignet. Allein es sprach der Ehrfurcht, welche selbst der Heide Quintilian für die Jugend forderte, in hohem Grade Hohn und enthielt so schmähliche Dinge über religiöse Übungen des Volkes, so giftige Ausfälle auf das Ordensleben und so viele frivole und unzüchtige Stellen, sogar ein ‚Gespräch eines Jünglings mit einer Dirne‘, daß es in Frankreich untersagt, in Spanien verbrannt, in Rom für die ganze Christenheit verboten, auch von Luther in seinen Tischreden wiederholt mit den schärfsten Ausdrücken verurteilt wurde. Und doch spielte dieses Buch eine Hauptrolle in dem Unterrichte der Schuljugend. Auch Trotzendorf hatte es, obgleich er eine christliche Grundlage der Erziehung ernstlich festhalten wollte, in Goldberg als erstes lateinisches Übungsbuch eingeführt[2]. Was man der

baren Quelle für die Geschichte des Schülerlebens und die Kulturgeschichte überhaupt geworden, daß ihnen in dieser Beziehung nur wenige Literaturerzeugnisse jener Zeit an die Seite gesetzt zu werden verdienen.‘

[1] **Vgl. Kneisel, Beitr. aus Erasmus' Colloquia für die Kulturgesch. des 16. Jahrhunderts. Programm, Naumburg 1897.

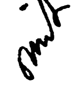
[2] Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 284 290. ‚Wie man nur ein solches Buch in unzählige Schulen einführen konnte! Was sollten die Knaben mit jenen Satiren? Reformieren ist nur Sache reifer Männer. Was sollten sie mit Gesprächen über so viele Gegenstände, von denen sie nichts verstehen, mit solchen, in denen Lehrer verspottet werden, mit Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, um welches er wirbt, und gar mit dem Colloquium „Adolescenti et Scorti“? Dies letztere Gespräch erinnert an Schillers „Kunstgriff“ überschriebenes Distichon:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

Erasmus malt hier die Wollust aufs gemeinste und fügt dann etwas hinzu, das erbaulich sein soll.‘ ‚Lehrer, welche den Terenz von den Schülern auswendig lernen und aufführen ließen, nahmen keinen Anstoß am Inhalt der „Colloquia“, wurde nur das höchste Ziel aller Bildung durch dieselben erreicht: die Fertigkeit, Latein zu sprechen und zu schreiben. Terenz hat es nicht zu verantworten, wenn er nach anderthalbtausend Jahren gemißbraucht wurde; aber Erasmus, der Doktor der Theologie, ist verantwortlich für sein frivoles Buch, doppelt verantwortlich, da er es für die Jugend bestimmte, wäre diese auch durch dasselbe latinissima geworden. Über die „Colloquia“ finden sich Aussprüche Luthers in den Tischreden, welche von Schulmännern wohl hätten beherziget werden sollen. „Erasmus“, sagt er, „sticht durch den Zaun, tut nichts öffentlich, gehet keinem frei unter Augen, darum sind seine Bücher sehr giftig. Wenn ich sterbe, will ich verbieten meinen Kindern, daß sie seine Colloquia nicht sollen lesen, denn er redet und lehret in denselben viel gottlos Ding unter frembem erdichteten Namen und Personen, vorsetziglich die Kirche und den christlichen Glauben anzufechten.“ „Erasmus ist ein Bube in der Haut, das siehet man in allen seinen Büchern, sonderlich in Colloquiis, da er pfleget zu sagen: Ich rede nicht, sondern die Personen, so darinnen stehen, reden. Lucianum lobe ich doch, der gehet frei heraus und verspottet alles öffentlich; Erasmus

4*

Schuljugend in die Hand zu geben wagte, zeigt z. B. auch ein im Jahre 1590 von Abraham Sawr von Frankenberg ‚den jungen und anfahenden deutschen und lateinischen Schülern und Schreibern' zu Nutz veröffentlichter Briefsteller, welcher ‚allerhand Missive und Sendbriefe' enthält, ‚die sich in täglicher Übung notdürftig zutragen möchten'. Unter den Formen von Briefen, ‚darin man sich Beschwernuß halber beklagt', gibt er als ‚erstes Exempel': ‚Einer klagt seinem guten Freund, daß ihm in seinem Abwesen von einem, dem er viel Freundschaft bewiesen, seine Hausfrau zu unehrlichen Werken sei gefordert' worden usw. Ein andermal bietet er ‚ein Exempel', wie einer seinen guten Freund abbringen möge ‚von der Trunkenheit, das fürwahr in dieser Zeit vielen eine nötige und nützliche Kunst wäre'. ‚Dieweil aber', fügt er dem Exempel hinzu, ‚diese Materie gar weitläufig und den Kindern unbegreiflich oder zu wichtig, bedünket mich unnötig, ferner davon zu schreiben. Doch so will ich noch ein Exempel oder zwei herzusetzen, damit sie sich nit gänzlich nacket erzeige und blößlich ansehen lasse.' Als ‚Exempel eines schimpflichen Feindbriefes, darin die Wort seltsam umredet werden', wurde ‚den jungen und anfahenden deutschen und lateinischen Schülern' ein Brief vorgeführt, dessen Eingangsworte lauten: ‚Den wolverkerten, listweisen Malvistern, Becherlerern und Stubenken des hohen Stuhles zu Frischburg in Sauburst, des Vogels mit gespiegeltem Schwanz' usw.[1]



Konnten Bücher dieser Art nur eine schlimme Wirkung auf die Jugend ausüben, so wirkte es noch weit schlimmer, daß man sich in den Schulen nur zu häufig mit der Erklärung durchaus ungeeigneter Schriftsteller und Dichter des Altertums abgab. ‚Ihrer viele, die doch gut evangelisch sein wollen', klagte der Prediger Kaspar Faber im Jahre 1587, ‚lesen den Knaben in der Schule viel lieber Ovidium de arte Amandi, denn den lieben Catechismum des heiligen Vaters Lutheri, ja die ganze Woche haben die alten heidnischen H . . . . jäger und Schandlappen, Ovidius, Terentius 2c., Statt und Raum in den meisten Schulen, Christus aber auf seinem Esel und mit dem heiligen Catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf dem Sonnabend und Sonntag eine Stunde haben.'[2] ‚Man findet sehr viel Schulen',

aber verfälscht alles, was Gottes ist und die ganze Gottseligkeit unter dem Schein der Gottseligkeit; darum ist er viel ärger und schädlicher, denn Lucianus."' v. Raumer I 108—109. Der hl. Ignatius von Loyola stimmt in dem Urteil über Erasmus völlig mit Luther überein; er hielt seine Schriften für ein schleichendes Gift, welches alle Frömmigkeit zerstöre.

[1] Sawr, Rhetorica 17 145 ff 164 237 ff. Vgl. die Exempel über Unzucht, Buhlschaft und falsche Liebe 146 ff 179.

[2] Sabbatsteufel im Theatrum Diabolorum, Frankfurt 1587, 2. Teil, 301ᵃ. Auf die in den Schulen gebräuchliche Lesung von Terenz und Plautus kommen wir in dem Abschnitt ‚Schuldrama' näher zurück.



schrieb Ägidius Albertinus, ‚in denen man den Knaben unreine poetische Bücher mit Gewalt einschlägt und zwingt, sie auswendig zu lernen, und daraus sein abgericht werden, wie man leflen, buhlen, ehebrechen, Jungfrauen schänden, heimlich Weiber nehmen, die Türe einstoßen, Fenster einwerfen, besteigen und Jungfrauen hinwegführen solle, wie man mit der Lieb reden und .... solle, wie die Weiber niederkommen, wie die Jungfrauen den Buben das Netz fürspannen und wie die jungen Gesellen liberal sein und das Geld unnützlich vertun sollen.‘ [1]

* * *

Den ersten Platz unter den norddeutschen protestantischen Anstalten behaupteten die von Herzog Moritz von Sachsen aus eingezogenen Kirchengütern ausgestatteten Fürstenschulen zu Pforta, Meißen und Grimma. In dem ehemaligen Cistercienserkloster Pforta sollten nach einer im Jahre 1543 mit den Landständen vereinbarten Ordnung 100 Knaben mit fünf Lehrern, in dem Augustinerkloster zu Grimma 70 Knaben mit vier Lehrern, in dem St Afrakloster zu Meißen 60 Knaben mit vier Lehrern gehalten und auf gemeine Kosten in klösterlicher Lebensordnung für den öffentlichen Dienst, geistlichen und weltlichen, erzogen werden. Die Städte erhielten das Recht, 100 Knaben, die adeligen Geschlechter 76 Knaben in diese Schulen zu schicken; die übrigen Schüler wollte der Kurfürst ernennen. In Meißen wurde die Zahl der Schüler bald auf 100 erhöht. Bezüglich des Unterrichtes sollten die drei Schulen zwischen der Lateinschule und der Universität ein Mittelglied bilden, deshalb sollte jeder aufzunehmende Knabe bereits ein gewisses Maß von Elementarkenntnissen, auch im Lateinischen, besitzen. In Wirklichkeit aber wurden, wie sich aus den Berichten von Visitatoren und aus den Beschwerden der Landstände ergibt, häufig Knaben aufgenommen, welche durchaus nicht die nötige Vorbildung besaßen, ‚nicht fertig deklinieren und konjugieren‘ konnten, ‚in der Grammatik noch wenig erfahren‘ waren; in der Schule zu Meißen fand man einmal sechs Zöglinge, welche nicht einmal ordentlich lesen konnten. ‚Es ist eine gemeine Klage in allen drei Schulen‘, heißt es in einem Bericht vom Jahre 1573, ‚daß oft Knaben hineingetan werden allein des Unterhaltes wegen.‘ [2]

---

[1] Haußpolizei, 7. Teil, 130ᵇ—131. Albertinus hatte bei seiner Schilderung auch die in katholischen Gebieten bestehenden ‚Poetenschulen‘ im Auge.

[2] Flathe 124 203. ‚Der Zufall hat das Spezimen eines im Jahre 1601 zu Grimma bei der Rezeption Zurückgewiesenen aufbewahrt:

„Ich Lorenz Dietze von Prettin bin vom Ratt zu Prettin geschickt worden, das ich zu Grimma in der Fürsten Schule an der

„Ego Laurentius Dietze a pretinensis missus sum a consulo ad pretinensis hoc ego in scolae ad principem grimme vos

In der Ferne erfreuten sich die drei Fürstenschulen eines großen Rufes. So schrieb beispielsweise Anton Prätorius, Landschrannenadvokat des Herzogtums Kärnten, im Jahre 1594: das Haus Sachsen habe ‚Kirchen und Schulen, sie seien gleich öffentliche oder private, also wohl bestellt, daß dieselben nicht allein in derselben Erbländern mit genugsam qualifizierten Dienern wohl versehen, sondern es werden auch gelehrte Leute, welche in Meißnischen Schulen und Universitäten auferzogen, weit und breit in andere Lande zu Bestellung von Kirchen und Schulen voziert.‘[1] Dagegen klagte Jakob Andreä, der die Dinge aus der Nähe beurteilen konnte, am 18. Februar 1579 in einem Bericht an den Kurfürsten: ‚Daß Ew. kurfürstl. Gnaden dieser Schulen sampt den Stipendiis zu Wittenberg und Leipzig nicht, wie billig sein sollen, bis doher in Kirchen und Schulen genossen, ist bei diesem einigen Stück abzunehmen: wenn es auf diesen Tag an einem vortrefflichen Mann allein zu einer Superintendenz fehlet, daß man denselben im ganzen Churfürstenthumb nicht wohl finden kann, deren man ungezweifelt eine große Anzal diese 36 Jar hätte erziehen können, wenn diese Schulen und Stipendia der Gebür nach mit genugsamer Ordnung angestellt worden weren.‘[2]

Die ganze Schulordnung ruhte nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Anstalten auf christlicher Grundlage. ‚In den christlichen Schulen‘, heißt es in den kurfürstlichen Vorschriften vom Jahre 1580, ‚sollen fürnehmlich drei Dinge getrieben werden: das erste ist die Gottesfurcht und wahrhaftiger Glaube und Religion; das andere die äußerliche Zucht; das dritte, daß die Schüler gelehrte und verständige Leute werden.‘ Danach sollten die Schulmänner verfahren, und in Wahrheit besaßen die Fürstenschulen, wie auch viele andere protestantische Anstalten, eine ansehnliche Zahl solcher Männer, welche bei aller Voreingenommenheit gegen die alte Kirche und ihre Lehre doch mit tiefem Ernste an den Grundwahrheiten des Christentums festhielten und das verantwortungsvolle Werk der Jugenderziehung treu und redlich im

---

stelle, die ihrer Stadt kinder daselbst haben, studiren soll. Wenn ich nun kann angenommen werden, will ich allen vleis ankeren, das ich mich fromm, gehorsam vnd gottfürchtigk vnd im lernen vleißigk erzeige.“	susa puerorum locum habent hic loco studiam. quando nunc possum suscipi interpretabor studium quod ego me bonus et pietas et in discere opera praebere.“

Daß der Aspirant auf diese Leistung zurückgewiesen wurde, wird uns weniger wundernehmen, als daß auf Verordnung der Behörde ihm die Stelle noch ein halbes Jahr offen gehalten werden sollte.‘ Flathe 124 A. 2. ** Zur Geschichte der Fürstenschule von Grimma vgl. Christoph Schellenberg de visitationibus seu inspectionibus anniversariis scholae illustris Grimanae (1554—1575) mit den amtlichen Berichten der Visitatoren, herausgegeben von Paul Meyer in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte VII (1897) 209—245.

[1] Flathe 97 A. 1. [2] Ebd. 62.

Sinne einer christlichen Religiosität auffaßten. Alle Bildung sollte nach ihrer Anschauungsweise mit Gott beginnen und auf Gott zurückführen. Sie drangen deshalb, wie die Schulordnungen ihnen vorschrieben, auf Gebet und festgesetzte Andachtsübungen, auf strenge Zucht und Ehrbarkeit im Geiste der zehn Gebote Gottes, auf Regelmäßigkeit und Ordnung im täglichen Leben, auf Pflege eines religiösen Pflichtgefühls und auf fortgesetzte Bekämpfung der gewöhnlichen jugendlichen Fehler[1].

Auch an einzelnen tüchtigen Gelehrten und Pädagogen fehlte es den Fürstenschulen keineswegs. So wirkte z. B. in Pforta von 1582 bis 1594 der namentlich durch seine chronologischen Arbeiten, auch als Musikschriftsteller und Tonsetzer bekannte Sethus Calvisius, ‚ein ehrlicher, aufrichtiger, frommer, gottesfürchtiger Mann, ohne Falsch und Gleisnerei'; aus seiner Schule ging u. a. Erasmus Schmid, einer der letzten unter den deutschen Hellenisten, hervor[2]. Der von Herzog Moritz zum Inspektor der Meißener Schule ernannte Johannes Rivius († 1553)[3] machte sich auf philologischem Gebiete um die Textkritik des Sallust, der Komödien des Terenz und mehrerer Schriften Ciceros verdient. Bedeutender noch war Georg Fabricius, welcher vom Jahre 1546 bis zu seinem Tode im Jahre 1571 das Rektorat in Meißen bekleidete und sich ebenso als Schulmann wie als philologischer Schriftsteller auszeichnete[4]. Als nächste Pflicht erschien ihm stets die persönliche Förderung seiner Schüler, welche er zu edler Tätigkeit anzuspornen suchte. Reicher Erfolge jedoch wollte er sich ‚bei der frechen Willkür und zügellosen Ausgelassenheit dieser Zeit' nicht rühmen. ‚Du erfährst wohl selbst', schrieb er einem Freunde, ‚wie schwierig und lästig die Heranbildung der Jugend sei, nicht so fast wegen des Amtes an sich, dem fleißige und tätige Männer wohl vorstehen könnten, als wegen der rohen, gottlosen und verkehrten Sitten unseres Zeitalters. Wie wenig schätzt man

---

[1] Noch zu Lessings Zeit trug die Fürstenschule zu Meißen manche Züge dieses früheren Geistes; vgl. A. Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang, Freiburg 1877, 3.

[2] Vgl. v. Dommer in der Allgemeinen deutschen Biographie III 716—717. Bursian 238.

[3] **Über die Wirksamkeit des Rivius vgl. Bender 9; über seine lateinische Grammatik ebd. 21 f. ‚Ein Schützling des Rivius' war der ebenfalls aus Westfalen stammende Matthias Dabercusius (ebd. 9), 1543 Konrektor an der Fürstenschule zu Meißen, 1553 von Herzog Hans Albrecht von Mecklenburg zum Rektor der Schule zu Schwerin berufen, gest. 1572. ‚Als Schulmann und Gelehrter ist er den damaligen Schulhäuptern an die Seite zu stellen, er war auch am Schweriner Hof eine Autorität für die Prinzenerziehung; sein Name ist aber weniger bekannt, weil er mit schriftstellerischen Arbeiten erst gegen Ende seines Lebens hervortrat und weil bald nach seinem Tod in Mecklenburg eine völlige Barbarei überhandnahm.'

[4] Auf seine Arbeiten kommen wir noch später zurück.

jetzt die größten Zierden unseres Vaterlandes, Kirchen und Schulen! In welcher Gefahr stehen sie nicht! Was ist jetzt verachteter und geringfügiger als wir, die wir doch nach Gott den Menschen am meisten dienen?'[1]

Bei der Nachricht von dem Tode des Fabricius soll Kurfürst August ausgerufen haben: ‚Das war ein Mann, den möchte man mit den Nägeln aus der Erde kratzen.'

Aber selbst unter einem solchen Mann war die Fürsorge des Kurfürsten und der Landesregierung für die Schule sehr gering.

Ein besonderer Übelstand an den drei Fürstenschulen überhaupt war, daß dieselben von Anfang an mit schweren Geldnöten zu kämpfen hatten, weil die ihnen ursprünglich bestimmten Güter niemals vollständig in ihren Besitz gelangten, und in der Verwaltung des Vermögens allmählich eine solche Unordnung einriß, daß, wie namentlich aus Meißen bekannt geworden, schließlich niemand mehr genau wußte, was eigentlich der Schule gehöre, und woher das, was ihr gehörte, stamme[2]. ‚Unsere Einkünfte', schrieb Fabricius am 9. März 1556, ‚sind sehr vermindert worden, und diejenigen, welche uns beraubt und die armen Knaben entblößt haben, schaden uns überdies durch Verleumdungen und Lügen, nach Sitte und auf Antrieb ihres Vaters, des Teufels.'[3] Den Lehrern wurden ehemalige geistliche Häuser als Wohnungen angewiesen, aber man ließ dieselben in einen solch baufälligen Zustand geraten, daß an der Behausung des Fabricius im Jahre 1560 ‚die eine Wand ganz einging und zwölf Wochen lang in Trümmern' lag. Der vom Kurfürsten August hochgeschätzte Lehrer Jobus Magdeburg bewohnte im Jahre 1567 ‚ein solches Haus, welches nicht allein bös und gar dachtlos, sondern auch dermaßen baufällig' war, daß er ‚mit großer Sorge und Gefahr darin wohnen' mußte. In einem Bericht vom Jahre 1574 heißt es bezüglich sämtlicher Lehrer: ‚sie wohnen in solchen Häusern, darin ihrer keiner trucken schlafen kann.'[4]

---

[1] Kämmel in der Allgemeinen deutschen Biographie VI 510—514. Döllinger I 527.

[2] Flathe 35—36 46. **Bender 11 f: ‚Die ökonomische Ausstattung wurde aus den eingezogenen geistlichen Gütern genommen, war aber, wenigstens für St Afra, nicht ausreichend; auch wurde in der Folge vielfach über mangelhafte, oft eigennützige Behandlung der ökonomischen Verhältnisse geklagt.'

[3] Flathe 44 A. 3, wo noch auf mehrere ähnliche Klagen verwiesen wird.

[4] Ebd. 85—86. ‚Obgleich', sagt Flathe, ‚dieser Notstand offen zu Tage lag, auch keine Visitation verging, die ihn nicht in Erinnerung gebracht hätte, so blieb es dank dem chronischen Mangel an Geldmitteln in der Hauptsache doch immer beim alten, und es nimmt sich nach allem, was vorausgegangen, seltsam aus, wenn auf die erneute Vorstellung der Visitatoren von 1591 der Hauptmann zu Meißen Auftrag erhält, zu untersuchen, welche Bewandtnis es mit dieser Sache habe, und darüber zu berichten. . . .' Vgl. S. 473.

Gleich unerfreulich sind die Berichte sowohl der Lehrer als der Visitatoren über die inneren Zustände der Schulen.

Was dort wie im allgemeinen auffiel, war ‚zuvörderst die große Umwandlung, so in der Tracht der Schüler‘ eingetreten war und ‚auf böse Sitten und Verwilderung leichtlich schließen‘ ließ [1]. Den Schülern war der ‚ehrliche Schulrock‘, die Schalaune, vorgeschrieben; aber schon bald beginnen die Beschwerden über ‚ungewöhnliche, unförmliche Kleidung‘. Die Schulordnung vom Jahre 1580 enthielt von neuem die Verfügung: ‚Es sollen die Knaben nicht wie die Landsknechte, sondern ehrbar bekleidet sein und nicht zerhackte oder bunte, sondern solche Kleider tragen, die bei frommen und ehrbaren Leuten, jedem nach seinem Stande ehrbar und gebräuchlich seien. Es soll daher keinem gestattet werden, zerschnittene Pluderhosen, Federhüte, große, weite Sackärmel, zerschnittene Schuhe und dergleichen zu tragen. Sie sollen auch keine Dolche oder „Plötze“ tragen, und wenn sie Wehren mit sich in die Schule bringen, sollen die Präzeptoren solche von ihnen abfordern.‘ Allein die Vorschrift wurde so wenig befolgt, daß die Visitatoren später wiederholt zu melden hatten: ‚Der mehre Teil‘ der Schüler gehe ‚in kurzen, gewurckten, prunkten Mänteln, großen weiten Reuberärmeln, gebunden Beinkleid und anderem, so mehr reuberisch dann schülerisch‘, einher. Im Jahre 1587 fanden sie, es sei bei den Schülern ‚sehr gemein, große Bäuche und Ärmeln zu tragen‘ [2].

Aber noch mit ungleich schwereren Übelständen hatte man zu kämpfen. Die Geschichte der Schulen ist von der Zeit ihrer Gründung an mit Klagen

[1] ‚Die alten Äbte und Gardian‘, predigte Johann Mathesius, Pfarrer zu Joachimsthal, im Jahre 1559, ‚haben weiland den Ihren gewisse Regeln und Gesetze von den Kleidern und Habit gestellt und fürgeschrieben. Leichtfertigkeit in Trachten und Kleidern ist eine Anzeigung eines leichtfertigen Gemütes. Es ist wahrlich ein böses Zeichen, wenn die Schüler, Studenten, Bakkalaurien ihre Filzhüte, Binden, Troller, Paußärmel und Pluderhosen, verbremte Kleider und ausgestickte und zerschnittene Ermel tragen, zuvoraus die von Almosen studieren und leben oder weiland von Almosen sind ernährt worden. Es steht doch ja nicht wohl, wenn sich die junge Mannschaft so weibisch und in geputzten, gemahleten Kleidern pflegt zu zieren.‘ Postilla prophetica 129b—130.

[2] Flathe 105—106; vgl. 113. Im Jahre 1571 richtete Peucer an die Schüler in Meißen eine scharfe Vermahnung, wegen unanständiger Kleidung, wegen Tragens von Degen und Schießgewehren: ‚Non sitis discissis caligis, qui praeter decorum infarciuntur ... ne geratis arma, sive gladios, sive bombardas....‘ Zeitschr. für deutsche Kulturgesch., Jahrg. 1859, 79. ‚Man erstaunt wahrzunehmen, wie fast jedes Laster und jede Ausschweifung der Studierenden jener Zeit auch schon auf den Gymnasien heimisch ist: Waffentragen und Duell, Trunk und Unzucht, Faulheit und Übermut bis zu tätlicher Widersetzlichkeit und Aufruhr.‘ Tholuck, Akademisches Leben I 188.



über den unbändigen Geist der Jugend angefüllt. Für die Schule zu Pforta erging von seiten der Universität zu Leipzig, welcher die Oberaufsicht übertragen war, bereits im Jahre 1546 die Verfügung: ‚In groben Übertretungen der Schüler, als da seien Gotteslästerung, Diebstahl, unzüchtige Sauferei und Spielerei, Verachtung der Lehrer oder des Vorstehers, sollen die Lehrer und der Vorsteher sich der Strafen vergleichen und zur Erfolgung einander behilflich sein.‘[1] In Meißen äußerte der Rektor Fabricius gegen seinen Freund, den Ilfelder Rektor Michael Neander, der ihn besuchte: ‚Wenn wir nur acht Tage sollten von der Schule sein und die Schüler im Kloster allein lassen, würden wir auf unser Wiederkunft weder Kloster noch Schule finden, sondern sie würden alles in Haufen gerissen und umgekehrt haben.‘[2] ‚Soviel die Disziplin angeht‘, berichteten die Inspektoren im Jahre 1568 dem Kurfürsten August über die Meißener Schule, ‚so ist es an dem, daß die Knaben ganz ungehorsamlich und mutwillig gegen den Herrn Rektor, seine Kollegen und den Verwalter und sein Gesinde sich in viel Wege erzeigen und unsere und der Präzeptoren treuliche und fleißige Vermahnung hintansetzen und Ew. kurfürstlichen Gnaden Ordnung nicht Folge leisten.‘ Sämtliche Schulen erhielten im Jahre 1580 den strengen Befehl: die Schüler ‚sollen nicht geizig fressen noch sich vollsaufen mit Aufstoßen oder Reissen des Kellers; die Tische, hölzerne Teller, Tischtuch und Handquele sollen sie nicht zerbrechen oder zerschneiden; sie sollen sich nicht zu den Köchinnen und anderem gemeinen Gesinde in der Schule gesellen, desgleichen weder Tag noch Nacht aus der Schule heimlich gehen oder sich bei Gesellschaft finden lassen; Lügenbücher, schändliche Schriften und unzüchtige Gemälde sollen sie nicht lesen noch in ihren Wohnungen haben; bei Zechen, Tänzen und dergleichen sollen sie nicht erscheinen; sie sollen keine falschen Schlüssel haben‘[3]. Allein trotz aller Befehle mußten bald darauf die Visitatoren in Meißen wiederum ‚große Klage‘ führen über ‚Aus- und Einsteigung bei der Nacht, Zechen in der Stadt, ärgerliches nächtliches Geschrei auf dem Hof, Verachtung der Präzeptoren, Verhöhnung der Schuldiener‘ und anderes ‚leichtfertiges Beginnen‘, wodurch die Schule ‚einen bösen Namen‘ erhalte. Dem Rektor wurde aufgetragen, namentlich auch dafür zu sorgen, daß ‚das schmähliche Auspfeifen, Ausrauschen, Ausklappern und Türzuschlagen der Knaben über die Präzeptoren mit Ernst‘ gestraft werde. Über die Schüler vom Adel hatte Kurfürst August bereits im Jahre 1554 den Landständen vorgehalten: daß dieselben ‚sich unterständen, die Schulmeister zu raufen und zu schlagen, sogar sie zu erstechen drohten‘. Es wurde zur stehenden Klage: ‚Knaben, so die Disziplin nicht erdulden wollen, laufen

[1] Bei Stübel 594; vgl. 590.

[2] Schmid, Gesch. der Erziehung II^{b}, 418.

[3] Bei Vormbaum I 288 ff.

mutwillig für der Zeit davon, die andern aber ziehen auch also ab, daß ihrer wenig erkennen, was ihnen für große Gnad und Güte widerfährt.' Eine neue Schulordnung vom Jahre 1602 verfügte für die Schule zu Meißen unter anderem: ‚Wenn die Knaben bei der Nacht über die Mauern steigen und in die Stadt oder Schenken zur Zeche gehen, sollen sie etliche Tage mit dem Karzer, und wenn man sie herausläßt, zugleich auch mit Ruten gezüchtigt werden; wenn sie wider den Rektor und die Präzeptoren Pasquillen und Schmähkarten aussprengen oder sonsten schimpfliche Leichtfertigkeit wider sie gebrauchen, sollen sie mit Gefängnis, Ruten oder Ausstoßung aus der Schule gestraft werden; wenn sie sich an dem Verwalter oder sonsten der Haushaltung vergreifen, sollen die Rädelsführer acht Tage lang mit Gefängnis bei Wasser und Brot gestraft, hernach durch die Präzeptoren mit Ruten kastigiert und darauf aus der Schule exkludiert werden; die andern aber, so den Rädelsführern beigepflichtet, sollen fünf Tage mit Gefängnis gestraft und folgends auch mit Ruten gezüchtigt werden.' Während der Karzer sich in einem Zustande befand, ‚daß die Knaben ohne Verlust ihrer Gesundheit darin zu bleiben nicht vermochten', kamen ‚wochenlange Karzerstrafen fast als Regel, nicht als Ausnahme' vor. Einmal erstach ein Schüler einen Mitschüler bei einer Schlägerei mit einem Stilet, nachdem er vorher schon einem andern einen Arm, einem dritten ein Achselbein zerbrochen hatte [1].

Über die Lehrer an den sächsischen Schulen urteilten die Schulvisitatoren im Jahre 1573: ‚Nur wenige Schulmeister gibt es noch, welchen die Unterweisung und sittliche Führung der Jugend am Herzen liegt, weil sie entweder selbst nicht wissen, wie sie es anfangen sollen, oder weil sie die Beschwerden und das Lästige des Schulstaubs fliehen; dazu kommt noch das ungeheuere Sittenverderbnis' [2].

Kleinere sächsische Landstädte begnügten sich für ihre Lateinschulen noch um das Jahr 1578 mit Handwerkern, welche namentlich im Sommer, wenn

---

[1] Flathe 65 118—122 145 196.

[2] Löschke 204. Den Professoren zu Meißen und Grimma hatte Kurfürst August einen ‚Vesper- und Schlaftrunk' erlaubt; aber diese Erlaubnis artete ‚in einen solchen Mißbrauch' aus, daß allein zu Grimma ‚täglich 42 Kannen Bier auf solche Vesper- und Schlaftrank in Rechnung verschrieben' wurden, obgleich es doch den Lehrern, sagte der Kurfürst im Jahre 1571, bei den ordentlichen Mahlzeiten nicht an Getränken fehle. Flathe 83. An der Schule zu Meißen wurde ein Lehrer von einem Knaben über einem Diebstahl betroffen; ein Schulverwalter ließ sich derartige Vergehen zu schulden kommen, daß er im Jahre 1615 der Todesstrafe verfiel. Gegen den Rektor Johann Bechmann erhoben die Visitatoren im Jahre 1616 die Beschwerde, daß er ‚die jüngeren Knaben dermaßen mit Prügeln oder wohl gar mit Füßentreten traktiere, daß sie eine Zeit krank zu Bette liegen mußten'. Flathe 181 ff.

wegen Mangels an Schülern der Unterricht ausgesetzt werden mußte, ihrem Gewerbe nachgingen [1].

Ein trauriges Los ereilte bei Einführung der neuen Lehre die ehemals berühmte Schule in Zwickau. Während sie am Ausgang des Mittelalters bis an 900 Schüler gezählt hatte [2], besaß sie deren im Jahre 1534 nur noch eine kleine Zahl; trotz eines zeitweiliges Aufschwunges unter dem Rektor Petrus Plateanus (1535—1546) und trotz der 1549 und 1566 erlassenen neuen Schulordnungen gelangte die Anstalt nicht zu dauerndem Gedeihen [3].

Genauere belehrende Nachrichten liegen über die Schulen der Stadt Braunschweig vor.

Von ihren früheren drei Stiftsschulen [4] wurde die bei St Ägidien im Jahre 1529 den Benediktinern weggenommen und als dritte lateinische Stadtschule eingerichtet; die Schule zu St Cyriaci verschwand, als die Bürger im Jahre 1545 das Stift niederrissen; die zu St Blasien wurde bedeutungslos [5]. Für die städtischen Schulen hatte Johann Bugenhagen im Jahre 1528 eine Schulordnung entworfen, aber schon im Jahre 1535 erhob der Rat ernste Beschwerden über die Lehrer sowohl in Bezug auf den Unterricht als auf die Schulzucht und erließ eine neue Ordnung [6]. Dagegen reichten gleichzeitig auch die Lehrer ihre Klagen ein. Der Rektor der Katharinenschule erklärte: Für die schwereren Fächer, die Anfangsgründe des Griechischen, die Elemente der Logik und Arithmetik, fehlt es an geeigneten Schülern, weil die Eltern ihre Kinder entweder gar nicht schicken oder bald wieder wegnehmen und in die Winkelschulen gehen lassen. Der Rektor bei St Ägidien befand sich noch in schlimmerer Lage: Die Anstalt, schrieb er, wird nur von wenigen Schülern

---

[1] Müller, Kursächsisches Schulwesen XIV XXIV. **Über die Schule zu Schneeberg, die um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ‚zu einer verhältnismäßig hohen Blüte gelangte' und im Jahre 1564 330 Schüler hatte, vgl. Windhaus, Die Schule zu Schneeberg unter dem Rektor Paul Obermeier 1555 bis 1575; Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 197—215. Von 1575 bis zu seinem Tode 1598 war Obermeier Rektor in Zwickau. — Zu Labes in Pommern klagte der Lateinlehrer, welcher sich im Winter mit der Erklärung der Briefe Ciceros beschäftigte, im Jahre 1598: ‚Es gehen die Knaben unfleißig zur Schule, vornehmlich des Sommers, denn alsdann müssen sie einesteils die Gußelen, einesteils die Schweine, einesteils die Kelber, einesteils die Kühe, einesteils die Ochsen hüten, einesteils müssen die Pfluch treiben.' v. Bülow, Beiträge 64.

[2] Vgl. oben S. 6. Die Anstalt hatte einen so guten Ruf, daß sie viele Schüler aus weiter Ferne, selbst aus Süddeutschland, anzog; vgl. Weller, Altes II 489.

[3] Ebd. 791—797; vgl. Paulsen 121 **und Bender 5 f.

[4] Vgl. oben S. 6. [5] Koldewey LIII ff.

[6] Ebd. 47—49.

besucht, und diese, wenn sie einen Tag anwesend, bleiben wieder acht Tage fort; die Eltern verachten entweder den Jugendunterricht ganz und gar oder sie schicken ihre Kinder nur ein bis zwei Jahre; falls nicht die Geistlichkeit durch ihren Einfluß auf der Kanzel verhüte, daß die schon bis zum Äußersten gestiegene Geringschätzung der Wissenschaften noch tiefere Wurzeln schlage, stehe ein Zusammenbruch der Schule bevor[1]. Nicht etwa die Höhe des Schulgeldes trug daran Schuld, denn dieses war so gering bemessen, daß Bugenhagen zu bedenken gegeben hatte: ein reicher Vater könne seinen Sohn zehn Jahre lang zur Schule gehen lassen für einen Lohn, welchen er einer Dienstmagd in einem Jahre darreichen müsse[2].

Auf Anregung des Stadtsuperintendenten Nikolaus Medler und eines humanistisch gebildeten Arztes wurde im Jahre 1547 der Versuch gemacht, eine ‚höhere Schule', ein Pädagogium, zu errichten; dasselbe ging jedoch infolge von Zerwürfnissen unter den Lehrern und von Streitigkeiten zwischen diesen und der Geistlichkeit bald zu Grunde. ‚Fast täglich', schrieb Medler im Jahre 1547 an Justus Jonas, ‚erfahre ich Dinge, die mich vor Verdruß fast umbringen. Groß ist in unserer Gemeinde die Zügellosigkeit des Volkes und besonders der Jugend, und groß die Sucht der Prediger, sich in alles einzumischen; mir wird bange bei dem Gedanken, wohin dieses alles noch führen werde.' Einer der Lehrer, der namhafte Humanist Johann Glandorp aus Münster, ein Schüler Melanchthons, wurde wegen seines Haders mit dem Superintendenten im Jahre 1548 seines Amtes entlassen; andere Lehrer gaben wegen mangelnder Besoldung ihren Unterricht auf. Die Dinge kamen dahin, daß der Geselle eines Beutelmachers, der zu Posen von Juden Hebräisch, und ein Wollkämmer, der zu Neapel Griechisch gelernt hatte, als Lehrer angestellt wurden. Als Medler im Jahre 1551 heimlich und ohne ein Wort des Abschieds aus der Stadt entwich, war die Anstalt bereits zusammengebrochen[3].

---

[1] ‚... partim omnino contemnunt puerorum eruditionem, partim ita frigide rem agunt, ut tota schola ruinam minitari videatur.... Ad paucos res rediit, cum quibus ipsis etiam pessime agitur, qui, ubi adsunt diem, rursum integros octo absunt.' Er bittet den Superintendenten, ‚uti per concionatores excitari aliquantum nostros cures, ut penitius paulo considerent, quorsum res reditura sit, si is *literarum extremus contemptus* radices altius egerit.' Bei Koldewey 58. ‚Es ist gewiß nicht ohne Grund', sagt Koldewey LXVII, ‚wenn der Rektor Andreas Pouchenius (1562) klagt: Quid hoc scholastico munere spretius, quid vanius, quid abiectius vulgi iudicio?'

[2] H. Hering, Doktor Pomeranus, Joh. Bugenhagen, Halle 1888, 55.

[3] Koldewey LXI—LXIII. Döllinger II 77. Über den Erfolg des Unterrichts im Lateinischen sagt Koldewey LXV: ‚Wenn die Latinität der Schüler nicht besser gewesen ist, als sie in der vom Rektor Zannger (1548) verfaßten „Administratio"

Unter dem Stadtsuperintendenten Martin Chemnitz erhielt das Schulwesen eine streng lutherische Färbung; sämtliche Lehrer wurden auf die Konkordienformel verpflichtet, die des Calvinismus verdächtigen ihres Amtes entsetzt. Wie traurig die Beschaffenheit der Schulen war, erkennt man aus den wiederholten Beschwerden der Lehrer über schlechte Besoldung und gesundheitsschädliche Schulzimmer, der Bürgerschaft über die Trägheit der Lehrer und mangelhaften Unterricht, und des geistlichen Konsistoriums, welches letztere im Jahre 1590 sich dahin aussprach: ‚Es wird leider eine solche Unachtsamkeit, Verdruß, Auflösung der Disziplin und Faulheit gespüret, daß fast kein Heilen mehr da ist.‘ Um dem völligen Untergange zu steuern, erging im Jahre 1596 eine neue ‚Ordnung‘ des Inhalts: Es sei den Lehrern nicht zu gestatten, ‚hohe breitrantige Hüte, weite ausgefüllte Bäuche, lange dicke Ranzen, zugefaltene weite Reuberärmel, allerlei bunte leichtfarbige Strümpfe und sonstige unehrbare Kleider zu tragen‘. Wenn ein Lehrer sich ‚der Gotteslästerung, Zauberkünste, Scherzen aus Gottes Wort, Trotzes, Verkleinerung der Obern anmaße, mutwilliges Gezänk und Faktionen anrichte, mördliche Waffen bei sich trage, dem Saufen, Spielen, Doplen und der Buberei nachgehe, heimliche Gelage halte in öffentlichen Schenken, Garküchen, unehrlichen, verdächtigen Orten, öffentliches Nachtgassieren, Schand- und Bubenreden treibe, bei Gastmählern und Hochzeiten sich ärgerlich erzeige, Pasquille und Schmähschriften verfasse und ausbreite und andere öffentliche Laster‘ treibe, so solle er sofort seines Amtes verlustig gehen: ‚denn solange man solche Sünden dulde, könne das Schulwesen nicht in Besserung kommen‘[1]. Bei Erteilung von Schulstrafen müsse sich jeder Lehrer ‚alles Fluchens und ungebührlichen Redens enthalten, die Knaben nicht mit Schlüsseln, Büchern oder Fäusten ins Angesicht schlagen, nicht greulich über die Bänke werfen, ihre Glieder verrücken, bei den Ohren ziehen, das Gehör und Gesicht verletzen und wie Diebshenker stäupen‘[2].

Durch diese Schulordnung wurden die Schulen vollständig von der Geistlichkeit abhängig gemacht; allein ‚man bemerkte bald‘, wird berichtet, ‚daß es so nicht gehen wollte, wie der Superintendent gehofft hatte; ward auch wenig,

---

des Katharineums sich darstellt, so muß man die viele Mühe und die Zeit beklagen, die auf die Erlernung der lateinischen Sprache verwendet wurde.‘

[1] Schon im Jahre 1562 hatte eine Braunschweigische Schulordnung nachdrücklich hervorgehoben: durch die Sitten der Lehrer dürften die Schüler nicht verdorben werden: ‚Temulentis aut hesternam crapulam redolentibus non concedemus apud iuventutem aliquid operis facere. . . . Morum levitatem, dictionum turpitudinem, verborum scurriles obscoenitates et diras execrationes vestitusque lasciviam aversabuntur maximopere. Koldewey 115—116.

[2] Ebd. 123 ff.

endlich nichts gehalten', hauptsächlich infolge von Zwistigkeiten zwischen den Schulrektoren und der obersten geistlichen Behörde[1].

Nach dem Vorgange Sachsens wurden bald zahlreiche protestantische Pädagogien aus kirchlichen Gütern der katholischen Vorzeit errichtet: im Jahre 1546 in Ilfeld, Eisleben, Heidelberg; 1563 in Stettin[2], 1569 in Brieg, 1577 zu Schleusingen, 1605 in Koburg, 1607 in Joachimsthal und an andern Orten mehr.

Das im Prämonstratenserkloster Ilfeld gegründete Pädagogium stand unter Michael Neander (1550—1595) viele Jahre lang in Blüte; es wurde von Melanchthon ‚für das beste Seminarium im Lande' erklärt. War es Neander längere Zeit gelungen, eine gute Zucht aufrecht zu erhalten, so zeigen seine Verordnungen aus den Jahren 1580 und 1584, welche einen häufigen Widerstand der ganzen Schule voraussetzen, wie sehr auch er mit einreißender Zügellosigkeit zu kämpfen hatte. ‚Die Jugend', schrieb er, ‚ist so verdorben, weil das Wüten des Satans am Ende der Welt größer ist.'[3] ‚Da ich einst zu Dresden die Brüder Johann und Kaspar Nävius besuchte, beide Ärzte beim Kurfürsten, und diese mich liebreich fragten, wie lange ich schon mit Unterweisung der Jugend beschäftigt sei, und ich ihnen eine stattliche Zahl von Jahren nannte, erwiderten sie: „Du bist ein glücklicher Mensch, daß du so lange ein so gutes Werk treibst, das beschwerlichste, wie wir meinen, auf der Welt, und auf Erden, wenn auch nicht im Himmel, eben nicht in Achtung stehend." Zufällig war aber ein gelehrter Mann, der als Rektor der kurfürstlichen Schule zu Pforta vorgestanden hatte', Johann Gigas[4], ‚gegenwärtig, der viel von jungen eingefleischten Teufeln wußte, über die kein Lehrer Gewalt hat, und der jetzt auf einer Pfarre sich ausruhte; der sprach: „Mein Lieber Neander, ihr solltet euch lieber ein Mal haben lebendig schinden

---

[1] Koldewey LXXII ff. Hermann Nicephorus, der Rektor des Martineums, ein eifriger Schulmann, welcher im Jahre 1604 auf Betrieb des Koadjutors Johannes Kaufmann um Amt und Brot gebracht wurde, bezeichnete im Jahre 1603 als ‚impedimentum proprium praeceptorum: despectus, ingratitudo, temeraria reprehensio, exigua pretiosissimi et maximi laboris praemia ac stipendia, atque hinc sustentationis et necessariorum librorum inopia, ac denique animorum dimissio et a rebus scholasticis peregrinatio.' S. 152.

[2] **Zur Geschichte des Pädagogiums in Stettin vgl. E. Wehrmann, Die Disputationen am Pädagogium (akademischen Gymnasium) in Stettin, in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte IV (1894) 172 ff. Die Statuten des Pädagogiums in Stettin vom Jahre 1587 veröffentlichte derselbe ebenda X (1900) 166 ff.

[3] Schmid, Gesch. der Erziehung II^{b} 418—421 422 426 428.

[4] Vgl. Paulsen 259 A. 2.



lassen, denn so viel Jahre, vornehmlich mit der jetzigen teuflischen, bösen Jugend, umbgangen haben."' 'Aber einen frommen und eifrigen Lehrer', fährt Neander fort, 'wirrt dergleichen nicht.' Er tröstete sich mit den Worten Luthers: 'Hastu Einen frommen Unterthan, Bürger oder Pfarrkind, oder zween, so danke Gott. So dir Ein Nachbar, ja Ein Kind oder Gesind wol gereth, so laß dir genügen. Kriegstu solcher zwene oder mehr, so hebe die Hände auf und halt's für große Gnade; denn du lebest doch hie nicht anders, denn in des Teufels Mordgruben und als unter eitel Drachen und Schlangen.'[1] Im Jahre 1589 brach Neander in die Klage aus: die Welt sei 'nichts anderes, denn ein großes, weites, wildes Meer aller Bosheit und Schalkheit', 'vornehmlich jetzunder in diesen bösen letzten Zeiten, da weder Glauben gegen Gott, noch Liebe gegen Menschen zu finden' sei[2].

Ein Verwandter Neanders, Basilius Faber, Rektor in Nordhausen, Tennstädt, Quedlinburg und Erfurt († um 1576), ein tüchtiger Schulmann und Philologe, hatte schon viel früher als Neander über die geringen Erfolge seiner Lehrtätigkeit infolge der allgemeinen Zuchtlosigkeit der Jugend geklagt. Die Zustände erschienen ihm so trostlos, daß er auf Besserung nicht mehr zu hoffen wagte. Ein Jahr lang habe er seinen Schülern, schrieb er im Jahre 1567, von der Nähe des jüngsten Tages vorgepredigt, um 'vielleicht noch etlichen einen Abscheu vor der gemeinen Sicherheit' beizubringen, denn 'die Jugend sei zu diesen Zeiten viel stärker als je vor andern Jahren zu einem wüsten, rohen und sichern Leben geneigt, auch wolle schier kein Ernst mehr bei ihr helfen, und sei nichts zu erdenken, wodurch ihr Abscheu und Greuel vor der Sünde könne gemacht werden'. Es kam ihm vor, als sei

---

[1] Havemann, M. Neander 25—26. 'Die Schulen', schrieb der genannte Johann Gigas, Prediger zu Freistadt in Schlesien, im Jahre 1566, 'fallen wieder an vielen Orten, und ist die Jugend gar wild, unbändig, widerburstig.' 'Epikureismus nimmt gar überhand, Hoffart, Geiz, Unzucht, Schwelgen, Fluchen, Betrug werden für keine, oder hie für kleine Sünde gehalten.' Zwo Predigten ꝛc. Vorrede des J. Gigas von 1566 F[2].

[2] Havemann a. a. O. 27—35, wo Näheres über die Schicksale, welche Neander als Beschützer seiner Schule und der ihr überwiesenen ehemaligen Klostergüter durch die Angriffe umwohnender Grafen und Herren zu bestehen hatte; mehrmals geriet er in Lebensgefahr. Diese Schicksale gewähren einen rechten Einblick in die verwilderte Zeit. In der Zeitschrift des Harzvereins III 796 sagt Jacobs: 'Der Prediger Goldwurm mußte im Jahre 1557 von „gemeiner und besonderer Unzucht und Hurerei, so zu unsern Zeiten ohne alle Scheu geübt und getrieben werde", Meldung tun. . . . Von solchen Sittenzuständen an unserem Harz, sowohl im Norden wie im Süden, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeugen die zu unsern Zeiten kaum verständlichen Klagen von Neander und andern Lehrern über das viehische, rohe, wüste, unverschämte Leben und Treiben der Zöglinge unserer harzischen Schulen.'

das sündliche Leben zur Zeit des Untergangs von Sodoma und Gomorrha ‚Kinderspiel gewesen gegen die jetzige Welt‘[1]. Zu Nordhausen, wo Faber zuerst gewirkt hatte, mußten den Schülern im Jahre 1583 unter anderem untersagt werden: Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, Verwünschen, Verachtung des Gottesdienstes, epikurische Reden, lächerlicher Mißbrauch der Bibel und der Bibelsprüche. In der Schule dürften sie nicht die Fenster zerbrechen, nicht plärren, blöcken und rauschen; sie dürften nicht zerschnittene Hosen, ‚Pausermel, Pumphosen‘, Dolche und ‚Plötze‘ tragen; ferner sollten sie vermeiden alle ‚Buhlenörter‘ und verdächtige Personen, Bier- und Weinhäuser, öffentliche Tanzplätze, Fechtschulen, heimliche Tänze, alles nächtliche ‚Gassieren‘ und Saufen, besonders bei Gelagen und Hochzeiten. Auch dürften sie ‚keine Konspiration wider jemand machen, auf niemand Pasquille und Schmähschriften oder Lieder dichten und anschlagen, nicht stehlen oder betrügen, nicht öffentlich garstige, unzüchtige Buhlenlieder figurieren‘. Gemäß derselben ‚Ordnung‘ wollte der Rat die von ihm ernannten Schulaufseher sowohl gegen Lehrer als Schüler vor Verleumdung und Gewalt ‚durch Gefängnis, Geld- oder Leibesstrafen‘ geschützt wissen; den Lehrern schrieb er vor: sie dürften nur aus wichtigen Ursachen, nicht etwa, weil sie am Tage vorher sich voll getrunken hätten, oder wegen Hochzeiten, ihren Unterricht versäumen; man werde es ihnen nicht mehr gestatten, aus leichtfertigen Ursachen einen, zwei oder drei Tage außer der Schule spazieren zu gehen, wie man bisher erfahren habe. Überdies sollten sie sich enthalten alles ‚Fluchens, Gotteslästerns, Schlagens, Balgens, Fressens und Saufens, des Schwärmens und Terminierens auf der Gasse, der Hurerei, des Ehebruchs, der Narrenpossen, des Diebstahls und der Wucherhändel‘, auch ungebührlicher Kleidung, ‚da man einhergeht mit aufgeschlagenen Hüten, kurzen Kappen, Dolchen an der Seite, zerhackten Hosen, reiterischen Pumphosen, weiten Ermeln, oder sonst in Kleidern steckt, als wolle man zerfallen, mit offenem Wams, garstigen Schuhen, wie ein Bauer hinter dem Heuwagen hergeht‘. ‚An öffentlichen Spielplätzen und verdächtigen Örtern sollten sie sich gar nicht finden lassen, bei Conviviis aber nicht über 10 Uhr des Abends.‘ Auch sollten sie sich ‚in der Schule oder sonst vor den Knaben nicht keifen noch beißen‘. Strenge Schulstrafen wurden den Lehrern gestattet, nur sollten sie ‚die Knaben nicht bis aufs Blut stäupen, mit Füßen treten, bei den Ohren und Haaren aufheben oder mit dem Stock oder Buch ins Gesicht schlagen, auch dabei keiner Gotteslästerungen, Flüche und ungestümer Schmähungen sich bedienen‘[2]. Schulstrafen dieser Art mußten ‚schier allerwärts, weil sie in so häufigem Gebrauch‘, verboten werden. In

[1] Döllinger II 617—618.

[2] Bei Vormbaum I 363 374 380—386 391.

Göttingen sah sich der Gymnasialrektor Heinrich Petreus im Jahre 1586 genötigt, den Lehrern zu untersagen, ‚auf die Knaben gleich als auf Esel loszuschlagen, ihnen in die Haare zu fahren, sie mit Füßen zu treten oder mit Knüppeln durchzuprügeln' [1]. Ein Rektor zu Wittenberg wurde verklagt, daß er ‚wie ein Leu in der Schule gegen die Knaben gewütet und selbige mit der Rute ins Angesicht und auf die Köpfe blutrünstig geschlagen' habe [2]. In Weimar verbot man den Lehrern unter Strafe der Dienstentlassung das bisher nur allzusehr übliche ‚Zuschlagen mit Stecken oder Büchern auf die Köpfe, item mit vollen Fäusten in das Angesicht, desgleichen anderes grimmiges Stoßen und Raufen bei den Haaren und Ohren, item mit dem Stecken auf die Fäuste schlagen' [3]. Gleiche Verbote erfolgten an den Gymnasien zu Stralsund und zu Brieg [4].

‚Aber wie sollte es denn auch', meinte ein Prediger im Jahre 1577, ‚sich nicht leichtlich erklären lassen, daß den Rektoren und Präceptoribus die Galle vor Zorn und Verzweiflung überläuft, wenn er die wilde, faule, raufige, schier teuflische Jugend sieht, so sie erziehen sollen und mit der sie so viel Nöten und Gefahren haben, daß sie oftermals böslichen Angriffen ausgesetzt und Leib und Lebens nicht sicher sind.' [5]

An dem zuletzt genannten Gymnasium in Brieg erging im Jahre 1581 der Befehl: Der Rektor und alle seine Kollegen müssen vor jeder Gewalt-

---

[1] Neues vaterländisches Archiv 1828, I 86.

[2] Löschke 150 ff. [3] Vormbaum II 224.

[4] Die Stralsunder Schulordnung von 1591 verlangte, die Lehrer sollten Maß halten bei der Bestrafung der Schüler: nur in dringenden Notfällen ‚humi potius subiectis vestibus prostratos quam mensis et scamnis iniectos virgis caedant. Ita enim a luxatione et convulsatione et ruptura nihil erit periculi'. — ‚Orbilios enim illos plagosos, qui quondam ex puerorum eiulationibus et vibicibus posteriorumque inspectione voluptatem capere videntur, carnificinae potius quam scholae aptiores esse in confesso est.' Vormbaum I 514 Nr 5, 517 Nr 28. Die Brieger Schulordnung von 1581 ermahnt die Lehrer, ‚... ne quemquam vel manu vel *lapide* durius percutiant'. Vormbaum I 338 Nr 7. Nach all diesen Zeugnissen kann man schwerlich mit K. Hartfelder sagen: ‚Der Zug des Humanismus zu einer humanen Behandlung der Schüler hat entschieden seine Früchte getragen. Wenn früher die Rute oder gar der Prügel als die bezeichnenden Merkmale für die Schule galten, wenn das Stäupen das am häufigsten angewandte pädagogische Mittel war, so wurde das durch den Humanismus etwas besser.' Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 122. **Bender 44: ‚Daß den Lehrern immer wieder eingeschärft wurde, sie sollen nicht zu hart und grausam strafen, die Kinder nicht bis aufs Blut stäupen, nicht mit Füßen treten, bei den Ohren und Haaren aufheben, mit dem Stock oder Buch ins Gesicht schlagen u. dgl., beweist, daß solche Mißhandlung an der Tagesordnung war.'

[5] Pfingstpredig von M. Heinrich Doltz, Jhena 1577, 5.

samkeit gesichert sein; auf das ernstlichste ist deshalb den Schülern zu untersagen, denselben Gewalt anzutun, bewaffnet zu erscheinen, Dolche und Messer zu tragen [1]. Der dortige Rektor Jakob Schickfuß äußerte sich im Jahre 1599: die Schüler seien so verkommen, ‚daß man eher einen Fisch ohne Gräten, als auch nur einen von Haus aus unverdorbenen Schüler finde' [2].

Ähnliche Verordnungen wie in Brieg wurden an den Gymnasien zu Stralsund, Güstrow, Koburg und anderwärts für notwendig erachtet [3].

‚Die Krankheiten, unter welchen die Schulen seufzen, braucht man', erklärte das Thorner Lehrerkollegium im Jahre 1588 vor dem Rate der Stadt, ‚nicht weitläufig zu besprechen, denn sie liegen vor aller Augen: das lasterhafte Leben, der völlige Untergang der häuslichen Zucht ist die Quelle aller andern Übel.' [4] In einer Rede, welche Christoph Pelargus, Professor zu

---

[1] Bei Vormbaum I 138 Nr 14 und 343 Nr 17.

[2] Döllinger I 476.

[3] In Stralsund wurde im Jahre 1591 den Schülern vorgeschrieben: ‚Non sint blasphemi, maledici, mendaces, fures, ebriosi — mensas, fornaces, fenestras, parietes, seras in auditoriis sua petulantia non conrumpant — pugionibus aut sicis numquam succingantur et ab omni armorum genere abstineant — ad nuptias, solemnia, convivia, ludos gladiatorum, choreas absque permissu rectoris non accedant, aut reversi virgis caesi animo aequo ferant — compotationes et lustra ebriorum et alia loca suspecta vitent.' Vormbaum I 511—512 Nr 3 14 18 20 22. Die Güstrower Schulordnung vom Jahre 1572 verbot den Schülern: ‚blasphemias, detestationes, abusum nominis divini, iuramenta, magiam, mendacia, furta, libidines, convicia, libellos famosos, iniurias, confoederationes aut conspirationes, gladios, pugiones, sicas, evocationes ad dimicandum, seditiones, grassationes, symposia, publicas tabernas' usw. Vormbaum I 577. Die Sachsen-Koburg-Gothaische Schulordnung vom Jahre 1605 befahl: ‚Conventicula suspecta et occulta gurgustia tollantur oportet — gladiis non accingantur nec aliis armorum generibus — caedibus et vulneribus qui delectantur, in hostes nominis Christiani eant — habitationum parietes non perfodiant, non comminuant fenestras nec fornaces diffringant.' Vormbaum II 17—18 Nr 64 68—69 und 20 Nr 8. Die Schulgesetze des Gymnasiums zu Wesel am Niederrhein sprechen im Jahre 1585 von der bei den meisten Schülern vorhandenen asperrima durities et ferocissima longe contumacia, dissoluta licentia; sie wollen den enormibus sceleribus — atrocibus peccatis entgegentreten. Bei J. Heidemann im Weseler Gymnasialprogramm vom Jahre 1859, 29—30. Die Hermannstädter Schulordnung vom Jahre 1598 (bei Teutsch 48—61) machte den Kollegen des Rektors zur Pflicht: ‚Tumultuantes et vociferantes, tam studiosos quam adolescentes, tum in schola, tum in conviviis et alibi compescant . . . (S. 51 Nr 3). Bezüglich der Schüler heißt es zum Beispiel a. a. O. 55—56: ‚scortationes, adulteria, omnisque vitae impuritas severe sit prohibita, personas infames, loca suspecta fugiant omnes; ad ebrietatem usque nemo se vel vino vel alio potu ingurgitet. . . . Intra scholae limites parietes, scamna, fornaces, fenestras aut quicquam aliud ne quis destruat. . . .'

[4] Döllinger I 536.

Frankfurt an der Oder, gegen Ende des 16. Jahrhunderts an der Schule zu Joachimsthal über ‚den traurigen Verfall der Schulen‘ hielt, heißt es unter anderem: wie in Kirchensachen und im Gemeinwesen fast alle gute Ordnung verschwunden sei, so trete auch im häuslichen Leben eine völlige Auflösung zu Tage; einst seien die Knaben gleichsam von anderem Metall geformt gewesen, jetzt aber seien sie von zarter Kindheit an an Herz und Sitten verdorben[1]. Mehrere Jahrzehnte früher, im Jahre 1569, hatte Alexander Gisius, Lehrer am Gymnasium zu Görlitz, in einer öffentlichen Rede sich dahin ausgesprochen: es mache ihm die größte Freude, wenn er bei der an allen Schulen zerfallenen Zucht den Eltern einmal einen nur nicht völlig verdorbenen Schüler zurückschicken könne[2].

Regeln eines ehrbaren Lebens und gute Gesetze, äußerte sich der Rektor Grunius bei der Eröffnung des Gymnasiums zu Jüterbock im Jahre 1579, seien in so großer Zahl erteilt worden, daß darin noch kaum etwas zu wünschen übrig bleibe; aber trotz dieser Regeln und Gesetze wachse die Schändlichkeit der Sitten und die wilde Zügellosigkeit der Menschen so sehr, daß man wirklich nicht wisse, ob schlechte Sitten gute Gesetze oder gute Gesetze schlechte Sitten zur Folge hätten[3].

Am frühesten sprach sich über die traurigen Schulzustände Joachim Camerarius aus, ein Schüler und vertrauter Freund Melanchthons, einer der eifrigsten Pädagogen und der bedeutendsten Philologen Deutschlands. Bei all seiner unermüdlichen Tätigkeit war er, wie Melanchthon selbst[4], unerschöpflich in Klagen über den Verfall der Schulen, über die Roheit und Zügellosigkeit des heranwachsenden Geschlechtes. An Hilfe schier verzweifelnd, kam er, wie er im Jahre 1536 an Luther schrieb, ‚oft auf den Gedanken‘, ob es bei der Zerrüttung aller Sitten und der herrschenden Gottlosigkeit ‚nicht besser sei, wenn es gar keine öffentlichen Schulen gäbe, als solche Anstalten, die nur zu Freistätten für Sünde und Laster bestimmt zu sein scheinen‘. ‚Könnte ich doch über diese Dinge‘, wünschte er, ‚mündlich mit dir reden, denn es sind dies nicht leere, ungegründete Klagen!‘[5] In einem seiner Briefe an den Meißener Rektor Georg Fabricius sagte er im Jahre 1550: Man sehe es klar, daß alles sich zum Untergange Deutschlands vereinige, daß Religion, Wissenschaft, Zucht und Ehrbarkeit untergehen müßten. ‚Was werden‘, rief er aus, ‚die andern Nationen sagen, oder vielmehr, was sagen sie jetzt schon! Doch umsonst ist unser Mühen, und nichts richten Klagen

---

[1] Döllinger I 535. [2] Ebd. 542. [3] Ebd.

[4] ** Vgl. seine Oratio de miseriis paedagogorum, herausgeg. von Hartfelder in den Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts, Heft 4, Berlin 1891, 55—68.

[5] Döllinger I 524—525.

aus.'[1] Immer von neuem sprach er von der allenthalben herrschenden Ausgelassenheit des Lebens und der Sitten, von dem ‚Ekel und der Scheu vor den Studien, welche doch dem Menschen zur Ehre und zum Schmucke gereichen'. ‚Wer pflegt oder bewundert noch die Studien, ja wer erachtet sie nur noch einiger Beachtung und Mühe wert? Man hält sie für Narrenpossen und wie für Zahlpfennige, mit welchen die Kinder spielen.' ‚Denn die Menschen haben jetzt, was sie erstrebten: die zügelloseste Willkür nämlich, zu behaupten und zu tun, was sie wollen.' Sich zurückversetzend in die Zeit seiner Jugend (er wurde geboren zu Bamberg im Jahre 1500), schrieb er im Jahre 1555: ‚Die Erziehung und das ganze Leben ist jetzt anders geworden, als es in unsern Knabenjahren war.' ‚Welcher Feuereifer einst die Herzen der Schüler belebte, in welchem Ansehen damals die Studien standen, und was damals alle mit Freuden ertrugen, um sich nur einige Gelehrsamkeit zu erwerben, das ist jetzt noch hinlänglich bekannt. Heutzutage dagegen sind die gelehrten Studien durch bürgerliche Wirren und gewisse innere Zwistigkeiten so zu Boden gedrückt, daß sie nur mit Mühe an einigen Orten sich des gänzlichen Unterganges erwehren.' Im Jahre 1560 ließ er sich darüber in einem Briefe an einen Freund vernehmen: ‚Bei der Verdorbenheit, dem verkehrten Willen und dem verdrehten Urteile unseres Zeitalters wird die gute Erziehung und Bildung der Jugend vernachlässigt; was leicht und angenehm ist, erhält den Vorzug, was Mühe und Anstrengung kostet, wird vermieden. Der Eifer für die schönen Wissenschaften und Künste ist schon lange erkaltet; sie werden entweder verkehrt betrieben oder ganz aufgegeben, und die Neigung hat sich andern Dingen zugewendet, bei welchen Ehre und Vorteil zu erlangen ist.'[2]

Traurige Erfahrungen darüber hatte Camerarius während seiner Lehrtätigkeit sogar in einer Stadt gemacht, welche zur Zeit seiner Jugend als ‚Stern erster Größe am geistigen Himmel Deutschlands' gepriesen werden konnte: in Nürnberg[3].

In Nürnberg, wo im Anfange des 16. Jahrhunderts vier Lateinschulen in Bestand waren[4], ging man, nachdem die neue Lehre zum Durchbruch gekommen, an die Errichtung eines protestantischen Gymnasiums und setzte für vier Lehrer hohe Besoldungen aus. Melanchthon eröffnete die Anstalt

---

[1] Kampschulte II 279.

[2] Diese Aussprüche des Camerarius zusammengestellt bei Döllinger I 524 bis 527 534; vgl. ebd. II 584—590. Solche Aussprüche lassen sich ‚aber noch durch viele andere vermehren'. Kampschulte II 278 A. 4.

[3] Vgl. unsere Angaben I 146—154. [4] Vgl. oben S. 7.

im Jahre 1526; seine beiden Freunde Joachim Camerarius und Eobanus Hessus waren die vorzüglichsten Lehrer; außer dem Lateinischen sollte auch im Griechischen, im Hebräischen und in der Mathematik Unterricht erteilt werden. Melanchthon verglich die Stadt wegen ihrer Sorge für die Jugendbildung mit Florenz; Luther pries die neue Anstalt als die deutsche Sorbonne. An den Nürnberger Syndikus Lazarus Spengler, welcher die Einrichtung derselben wesentlich gefördert hatte, schrieb er im Juli 1530: ‚Gott sei gelobt und gedankt, der des Teufels Gedanken lange verkommen hat und einem ehrbaren fürsichtigen Rat eingegeben, eine solche feine herrliche Schule zu stiften und anzurichten mit großer Kost und Darlegung, die allerfeinsten Leute dazu erwählet und verordnet, daß freilich, ich will's nicht zu hoch rühmen, vorhin keine hohe Schule, wenn's gleich Paris wäre, so wohl mit Legenten versorgt gewesen ist.‘ [1] Der berühmte Philologe Jakob Micyllus hielt die Anstalt für einen Mittelpunkt der klassischen Studien [2]. Die Männer aber, welche die Dinge aus der Nähe beurteilen konnten, wie Willibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, hegten von der Blüte der Schule geringe Zuversicht. ‚Über deinen Brief‘, schrieb Cuspinian im Jahre 1527 an Pirkheimer, ‚war ich so erstaunt, daß ich nun voraussage: es werden bald alle Wissenschaften und schönen Künste zugleich mit dem Reiche zu Grunde gehen. Bisher hegte ich die Hoffnung, daß sich die Patrizier in den Städten derselben annehmen würden; nun aber, da ich sehe, daß selbst eure Rupublik sich wenig um die Studien bekümmert, bekenne ich frei, daß alles verloren ist‘: das dortige Gymnasium werde nicht lange bestehen können [3]. ‚Welchen verständigen Christen wollte es nicht‘, sagte Spengler am 24. Juli 1530, ‚zum höchsten bekümmern, daß in kurzen Jahren nicht allein das Latein, sondern auch alle andern nützlichen Künste und Sprachen angefangen haben, in einen solchen Abfall zu sinken? Niemand will leider den großen Schaden merken, den wir daraus, wie ich besorge, bald erfahren werden, und schon alle Tage vor Augen sehen.‘ [4] Es fanden sich für das Gymnasium, obgleich der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde, nur überaus wenige Schüler ein. Lediglich auf Reichtum, klagte Eoban, lege man Wert, nicht auf Bildung; man träume nur von Safran und Pfeffer; er lebe wie unter ‚bepurpurten Affen‘ und ziehe einen Aufenthalt unter den Bauern seines hessischen Vaterlandes seiner jetzigen Umgebung vor [5]. Im Jahre 1533 verließ er die Stadt; zwei Jahre später kehrte Camerarius der hoffnungslos gewordenen Schule den

[1] Bei de Wette IV 117. ** Über die Tätigkeit des Camerarius in Nürnberg, der daselbst ‚durch allerlei widrige Umstände verhindert wurde, eine seinen Kenntnissen entsprechende Wirksamkeit zu entfalten‘, vgl. auch Bender 7 f.

[2] Hagen III 194. [3] Ebd. 197. [4] Ebd. 197—198.

[5] Krause, Eob. Hessus II 59—60 107.

Rücken. ‚Ich habe einmal gesagt‘, schrieb Erasmus im Jahre 1530, ‚wo das Luthertum herrsche, da erkalte die Liebe zu den Wissenschaften. Wenn das nicht wahr wäre, warum sah sich Luther gezwungen, so angelegentlich die Leute zu den Wissenschaften wieder zurückzurufen? Warum sah sich auch Melanchthon dazu gezwungen, welcher auch gar nicht leugnete, daß es wahr sei, was ich sage? Nun haben allerdings einige Städte angefangen, Professoren anzustellen; es wird aber not tun, auch Schülern Besoldung zu geben. In solchem Grade glüht die Liebe zu den Studien!‘ [1] Obgleich Nürnberg ‚eine volkreiche Stadt, wohl erbauet und besetzet‘ sei, reiche Stipendien und berühmte Professoren vorhanden gewesen, so sei doch, sagte J. Poliander im Jahre 1540, die dortige Anstalt zerschmolzen aus Mangel an Schülern. ‚Die Lektores sind weggezogen, denen von Nürnberg ist daraus Schimpf gefolget und allerlei Nachrede, wie männiglich bewußt.‘ [2] Im Jahre 1552 fand Melanchthon das Nürnberger Gymnasium in einem trostlosen Zustande. In den vom Magistrate wiederholt erlassenen Schulgesetzen werden den Schülern Verachtung des Gottesdienstes, Gotteslästern, fortwährende Verhöhnung der Schulzucht, hartnäckiger Unfleiß, Widersetzlichkeit gegen die Lehrer, Schwelgerei und andere Vergehen zum Vorwurfe gemacht; überhaupt legen die Gesetze der Jugend ‚ein barbarisch, rohes, wildes, wüstes, viehisch und sündhaftes Leben‘ zur Last, welches notwendig göttliche Strafgerichte herbeiführen müsse. Camerarius riet von Leipzig aus dem Magistrate zur Versetzung der Anstalt; im Jahre 1575 wurde sie nach Altorf verlegt [3].

Nicht viel bessere Erfahrungen machte man in Augsburg, wo früher das Schulwesen in gedeihlicher Blüte gestanden hatte [4]. Im Jahre 1531 errichtete der dortige Rat in dem ehemaligen Karmeliterkloster zu St Anna ein protestantisches Gymnasium, zu dessen Ausstattung er hauptsächlich eine alte, für arme Theologiestudierende bestimmte Stiftung des Propstes Ulrich von Langenmantel benutzte; aus eigenen Mitteln verwendete er dazu jährlich

[1] Döllinger I 470—472, wo noch mehrere ähnliche Äußerungen des Erasmus angeführt werden.

[2] Töppen 78—79. Poliander riet deshalb von der Errichtung einer Universität zu Königsberg ab; man solle vor allem für das Fortbestehen der Kinderschulen sorgen.

[3] Roth, Zur Gesch. des Nürnbergischen gelehrten Schulwesens 15—17. Schultheiß 14 53. In einer Verordnung vom Jahre 1588 wurde den Schülern ‚sonderlich das Zukhen, Raufen, Werfen, sowohl auch Dolche, Kugeln und andere Waffen bei ernstlicher Strafe verboten‘. ‚Insonderheit sollen die Pauperes, so das wöchentliche Schulalmosen genießen, alle Wirtshäuser und Schlupfekhen meiden, sich aller Unzucht, Spielens, leichtfertiger Kleidung und anderer Ungebühr enthalten.‘ Waldau, Neue Beiträge I 558—559.

[4] Vgl. oben S. 7.

nur stark 100 Gulden[1]. Die Anstalt wollte nicht gedeihen. Der im Jahre 1553 zum Rektor derselben berufene Matthias Schenk reichte im Jahre 1555 der Schulbehörde eine Denkschrift ein, worin er sagte: ‚Wer sollte es wohl glauben, daß in dem hochberühmten Augsburg, einer der ersten Städte des Reiches, in welcher mehr als 2000 Knaben des Unterrichtes bedürfen, kaum 150 die Schule besuchen?‘ Unter diesen 150 aber sei kaum ein einziger Schüler im stande, einen Brief von einigen Zeilen zu schreiben, ohne zahlreiche Fehler zu machen. Weil man einen Teil der alten Stipendien aufgehoben habe, werde die Zahl der Studierenden immer geringer: man müsse Knaben aufnehmen, welche kaum sprechen, geschweige denn lesen könnten[2]. Gemeinschaftlich mit seinen Kollegen richtete Schenk eine eigene Bittschrift an die Prediger: sie möchten doch von der Kanzel aus zum Besuch der Schulen und zum Studium der Wissenschaften aufmuntern. Unter dem ausgezeichneten Philologen und Schulmann Hieronymus Wolf, einem der tüchtigsten Hellenisten Deutschlands im 16. Jahrhundert, welcher seit dem Jahre 1557 das Rektorat verwaltete, wurde die Anstalt auf neun Klassen erweitert, und Wolf hielt Vorlesungen in einem ‚öffentlichen Auditorium‘. Allein er fand wenig Befriedigung ‚in der nur dem Erwerb und dem Vergnügen nachstrebenden Stadt‘. ‚Das Auditorium‘, schrieb er, sei ‚zu einer Freistatt allerlei Mutwillens ausgeschlagen‘. ‚Besser unterrichtete Jünglinge, welche nach Augsburg kommen, reisen nach ein- oder zweimaligem Anhören des Unterrichtes wieder ab‘ und sagen: Wolf lehre so elementar. Das müsse er auch, wolle er nicht den Wänden predigen, meistensteils tun, weil er selten auch nur mittelmäßig begabte Schüler erhalte; die Barbarei reiße völlig ein, alle schönen Wissenschaften würden zu Boden getreten. Wolf schloß im Jahre 1580 sein Leben mit bittersten Klagen über vielfache Täuschungen und Mängel, über schlechte Besoldung der Lehrer, Trägheit und Zügellosigkeit der Schüler und Gleichgültigkeit der Eltern: für die häusliche Zucht, welcher man zur Erziehung der Jugend notwendig bedürfe, tue ‚der große Haufe nichts‘; er pflege ‚ein Schwein fast mit größerer Sorgfalt als den Sohn‘[3].

In Eßlingen beschwerten sich die Prediger im Jahre 1547 bei dem Rate: infolge des mangelhaften Schulbesuches habe man statt geschickter Pre-

---

[1] Hans 27 ff.

[2] ‚... Ad summam: eo res tandem rediit, ut in supremum puerorum ordinem et eorum, qui in schola doctissimi habentur, numerum ii recipiantur et sint omnino recipiendi, qui, quod turpissimum est, unum et alterum verbum, ita ut puri sermonis ratio postulat, connectere non possunt.‘ Zum Beweise hierfür legte Schenk Probearbeiten seiner Schüler der obersten Klasse bei. Hans 64—71.

[3] Hans 33 ff. Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 434 ff. Döllinger I 454—455. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg I 145 A. Der

diger und Lehrer ‚eitel Nichtskenner und ungelehrte Tölpel', auch zu weltlichen Geschäften keine gelehrten Juristen, Schreiber und Advokaten, sondern unwissende Leute. Zudem würden Prediger und Gelehrte so verächtlich behandelt, daß man ihnen kaum das tägliche Brot gebe und sie dabei doch mit ‚Eselsarbeit' überlade, sie schmähe, mit Undank belohne und ihnen Übles nachrede[1]. Wiederholt wurden für die Lateinschule neue Ordnungen und Einrichtungen getroffen, jedoch ohne Erfolg. Eine im Jahre 1588 beschlossene ‚Reformation' derselben kam nicht zur Ausführung; ihr Zustand ward immer schlimmer: man hatte ebensosehr über Unfleiß und geringes Ansehen der Lehrer als über schlechte Aufführung und Unbotmäßigkeit der Schüler zu klagen[2].

In Basel war nach Einführung der neuen Lehre die Zahl der Schulen auf drei beschränkt worden. Im Jahre 1535 klagte Capito, daß in der Lateinschule am Münster nicht über drei Knaben seien, ‚von denen zu verhoffen, daß sie im Studieren fürfaren' würden; fünf Jahre später war dort die Schülerzahl so zusammengeschmolzen, daß alle Schüler der drei Klassen in einem Zimmer Raum fanden; das Amt eines Schulmeisters ging zwischen

---

Augsburger Patriziersohn Anton Christoph Hörmann wurde im Jahre 1588 aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt weggenommen und in die Lateinschule nach Memmingen geschickt, um dort, wie sein Großvater wünschte, ‚nicht allein seine Studien zu kontinuieren, sondern daneben auch wohl rechnen und schreiben zu lernen'. Im folgenden Jahre — er war damals fünfzehn Jahre alt — meldete er in einem lateinischen Briefe dem Großvater: ‚In der Arithmetik bin ich bis zur Multiplikation der Brüche vorgeschritten, und weil du nach bestem Verständnis schreibest, daß die regula de Tri mit den Brüchen vor dem Praktischen tüchtig gelernt und erfaßt werden müsse, so gedenke ich mich noch einige Zeit mit letzterem zu beschäftigen.' Was das Latein betraf, fand ihn der Großvater, wie er dem Memminger Rektor im Jahre 1590 schrieb, bei einem angestellten Examen darin ‚nicht fast wohl fundiert oder geübt'. ‚Ich wär', sagte er, ‚wohl zufrieden, wann er gleich nit so ciceronianisch schreiben und reden, sondern allein die gemeinen phrases oder formulas loquendi et scribendi gelernt het.' Nach einem vorliegenden Verzeichnis besaß der Schüler damals an deutschen Büchern: Luthers Bibel und Tischreden, einen lateinisch-deutschen Psalter, ein lateinisch-deutsches Gebetbuch von Johann Avenarius, die Hauspostille von Johann Gigas, eine ‚päpstliche Geschicht' und Wilhelm Kirchhofs ‚Wendunmuth', ‚darinnen 550 höfliche, züchtige und lustige Historien, Schimpfreden und Gleichnüsse'. Unter den lateinischen, meist auf den Unterricht bezüglichen Büchern befanden sich auch die Colloquia Erasmi. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg I 147 155 158 A. 160.

[1] Pfaff, Gesch. von Eßlingen 234.

[2] Ebd. 742. **‚Über das Schulwesen der Reichsstadt Eßlingen a. N. vor der Reformation der Stadt' handelt O. Mayer in den Mitteil. der Gesellsch. für Erziehungs- u. Schulgeschichte IX (1899) 109—122. Eine Schulordnung der Lateinschule zu Memmingen aus dem 16. Jahrhundert (ca 1564—1581) veröffentlicht E. Reichenhart ebd. I (1891) 69—83.

1537 und 1541 in nicht weniger als sechs Hände über, dagegen verwaltete Thomas Platter seit dem Jahre 1541 unter großen Schwierigkeiten das Rektorat 37 Jahre lang; die ‚Kollaboranten' aber wechselten häufig infolge ihrer geringen Besoldung[1]. Was die Schulzucht und die Lehr-Erfolge anbelangte, so erging im Jahre 1542 ‚eine große Klag, daß die Knaben geil, mutwillig und unzüchtig erzogen würden'; im Jahre 1552 klagte der Rat, daß die Universität, welcher die Aufsicht und Leitung der niedern Schulen übertragen war, derselben ‚keine Rechnung halte'. ‚Die Jugend in den minderen Schulen wird', sagte er, ‚schlechthin unterwiesen und geht alle Unzucht für. Ihre Präzeptoren und Provisoren sind entweder andern Geschäften ergeben (oder suchen auch zum oftemalen wider alte Bräuche ihren selbs Müßiggang,) versäumen die Jugend, und sollten solche Mängel durch eine ehrwürdige Regenz nicht so lange geduldet werden.'[2] Man führte neue Ordnungen ein, dieselben waren aber nicht im stande, das sinkende Schulwesen wieder zu heben. Erst im Jahre 1583 wurde an eine ernstliche Reform gedacht, um den in der Nachbarschaft, zu Luzern seit dem Jahre 1574, zu Freiburg im Uechtlande seit 1580, aufblühenden, auch von protestantischen Schülern besuchten Jesuitenschulen entgegenzuwirken. Im Jahre 1589 wurden die drei Lateinschulen, welche damals 354 Schüler zählten, zu einem Gymnasium mit sechs Klassen vereinigt, und als Ziel des Unterrichts ward bezeichnet, ‚die Knaben unter der Ruoten also lang zu üben, bis sie in der lateinischen Sprache reden und schreiben und auch im Griechischen nicht unerfahren seien'. Jedoch noch im Jahre 1597 sprach sich die Universität dahin aus, daß die aus dem Gymnasium austretenden Schüler weder im schriftlichen noch im mündlichen Ausdruck eine Fertigkeit besäßen[3].

Von den Schulzuständen im Württembergischen entwarf Michael Schütz, genannt Toxites, Professor zu Tübingen und Pädagogarch des ganzen Herzogtums, in einer dem Herzog Christoph im Jahre 1557 überreichten Denkschrift eine abschreckende Schilderung[4]. Herzog Christoph wendete in seiner Kirchenordnung vom Jahre 1559 dem Schulwesen eine besondere Fürsorge zu durch Errichtung von Pädagogien in Stuttgart und Tübingen und von mehreren ‚Klosterschulen', welche zur Universität vorbereiten sollen. In Tübingen gründete Christoph für 100 ‚arme und unvermögliche Landeskinder', die sich ‚vornehmlich auf die Theologie zu begeben', ein Stipendium und wies die Stipendiaten auf das strengste an: sie müßten sich ‚alles Fluchens, Schwörens und Gotteslästerns, ferner des schändlichen Lasters des Zu- und Voll-

[1] Fechter 42 ff 79. [2] Ebd. 48 78 83. [3] Ebd. 48 78 83—99.
[4] Wir kommen auf dieselbe später zurück.

trinkens, auch aller unordentlichen Zechen und alles gefährlichen Spielens in- und außerhalb des Stipendiums gänzlich enthalten, desgleichen aller Hurerei und ärgerlicher verargwohnter Personen, aller heimlichen Schlupf- und verdächtlichen Häuser'[1]. Jedoch von einem Jahrzehnt zum andern ergingen wider die Stipendiaten immer lautere Klagen wegen Unfleiß, Üppigkeit, Sittenlosigkeit, obgleich ihnen in den Statuten vorgehalten wurde, daß sie von Almosen ernährt würden. ‚Jeder Stipendiat', lautete eine Vorschrift, ‚der sich über beide Ohren vollsaufe', solle mit Karzer bestraft werden[2]. Von den in den süddeutschen protestantischen Territorien entstandenen Schulen ‚war die erste das im Jahre 1529 in Ansbach begründete Pädagogium. Ihr Rektor war der bekannte Humanist Vincentius Obsopäus (Koch)'[3].

Zu Heilsbronn hatte der lutherisch gesinnte Abt Schopper mit ansehnlichen Mitteln eine Schule errichtet. Dieselbe hatte aber so geringen Erfolg, daß bei einer im Jahre 1555 abgehaltenen Prüfung sich herausstellte: ‚Sowohl die Großen als die Kleinen konnten nicht wohl zwei Worte lateinisch antworten.' Im Jahre 1562 erteilte die markgräfliche Regierung den Befehl: Die Anstalt sollte inskünftig nur noch aus 12 Schülern bestehen, welche Landeskinder sein müßten; die Kinder fremder Untertanen seien auszuweisen. Als dann nach Ablauf von zwei Jahren der Klostervorsteher und der Klosterrichter den Landesherrn flehentlichst baten: er möge doch, ‚nachdem die Lehre des heiligen Evangeliums wieder an den Tag gebracht und des Papstes irrige Lehre an den Tag gekommen' sei, 24 Schüler zu halten erlauben, damit ‚der armen Pfarrherren und Kirchendiener Kinder und Waisen das Stücklein Brot genießen möchten', wurde diesem Bittgesuche entsprochen. Aber im Jahre 1575 klagte die markgräfliche Regierung: an der Schule sei ‚fast alle Zucht und Disziplin' gefallen; ‚die Schulmeister und Kantoren' seien bisher ‚zum Teil seicht gelehrt und zum Teil gute Gesellen und Zechbrüder gewesen, dadurch sie ihre Autorität verloren und den Ungehorsam und Unfleiß bei den Knaben verursacht' hätten[4]. Drei Jahre später übergaben die Ansbacher Theologen eine Bittschrift: der Markgraf möge doch die Schule zu Heilsbronn aufs eheste befördern helfen, damit sie nicht gar in den Brunnen falle, ‚weil doch', sagten sie, ‚zu großem Unglück

---

[1] Bei Vormbaum I 137 ff.

[2] ‚Si quisquam ita inebriatus fuerit, ut ad ambas, ut dicitur, aures sese ingurgitaverit, punietur carcere pro arbitrio praeceptorum.' Schnurrer, Erläuterungen 439; vgl. 478—482. ** Über die Organisation der ‚Klosterschulen' im Herzogtum Württemberg im Vergleich zu den sächsischen Fürstenschulen vgl. Bender 14 ff.

[3] ** Roth, Einfluß des Humanismus 52.

[4] Muck, Gesch. von Kloster Heilsbronn I, Nördlingen 1879, 419—420 480 527—529.

dieser unserer letzten gefährlichen Zeit alle wohlbestellten Schulen beimählig zu Grunde gehen'[1].

Das höchste Ansehen unter den städtischen Schulanstalten der Protestanten genoß lange Zeit das zu Straßburg im Jahre 1538 errichtete Gymnasium, zu dessen Gründung Jakob Wimpheling bereits im Jahre 1501 aufgefordert hatte. Der Rektor Johann Sturm war einer der berühmtesten Schulschriftsteller der Zeit; nach seinen in zahlreichen Schriften niedergelegten pädagogischen Grundsätzen wurden nicht wenige Schulen eingerichtet. Er selbst hatte zu Lüttich in den Jahren 1521—1524 die Schule der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben' durchgemacht, in Löwen und Paris sowohl die ältere Lehrweise als die durch den Humanismus herbeigeführten Fortschritte derselben kennen gelernt. Nach seinem Organisationsentwurf zerfiel die Straßburger Anstalt in drei Abteilungen: eine Vorschule für Alphabetarii, das eigentliche Gym-

---

[1] Döllinger I 540. Über schlechte Schulverhältnisse in Heilsbronn um das Jahr 1585 vgl. Muck III 32 ff. — Prediger, welche sich über den Verfall des Schulwesens aussprachen, wiesen wohl darauf hin, daß die ‚neue Predigt des Evangeliums' anderwärts, z. B. in Dänemark, bessere Früchte getragen habe. So sagte Wilhelm Schrader in einer ‚Strafpredigt über die schweren Mißbräuche und Ärgernisse in den evangelischen Kirchen und Schulen Deutschlands' (1604): ‚In andern Landen, wo das helle Licht des Evangeliums aufgegangen, so in Dänemark, steht es offenbar viel besser mit der Zucht der Jugend und guten Schulen, Lehrmeistern und Schülern.' In Dänemark selbst jedoch war man nicht dieser Ansicht. Im Jahre 1594 hielten die dänischen Reichsräte den Bischöfen vor, ‚daß der Verfall des Schulwesens unleugbar groß'. Die Bischöfe selbst erklärten im Jahre 1608 auf einer Synode zu Kopenhagen: ‚Barbaries tandem metuenda est, nam minitantur passim scholae ruinam et verendum, ne brevi destituantur idoneis hominibus, si occluditur praemii ianua. Videmus namque paucissimos esse, qui velint studia illa diligentia excolere, quae in scholis requiruntur, et suscipere graviores illos labores scholasticos.' Pontoppidan III 38 66 579. Bereits im Jahre 1540 schrieb der protestantische Bischof Petrus Palladius, der über das ganze Kirchen- und Schulwesen in Dänemark und Norwegen eine Art Oberaufsicht führte, in seinem Visitationsbuche: ‚Unsere Vorfahren waren fleißiger, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, obwohl sie von Gottes Wort noch nicht so viel verstanden als wir in diesen durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen. Damals, als ich in die Schule ging, gab es so viele Studenten, daß die Schulen bis unter das Dach hinauf voll waren. An der Schule zu Ribe studierten 700 und zu Roskilde 900, bloß um Mönche und Messeleser zu werden. Nun sitzt ein Teufel in den Herzen der Adeligen, der Bürger und der Bauern und hält sie davon ab, ihre Kinder studieren zu lassen, obwohl sie recht gut merken, daß ihr Kind vom Mutterleibe an dazu bestimmt ist. Das tut der leidige und schändliche Teufel deswegen, damit es bald ganz an solchen fehle, welche Gottes Wort verkünden sollen, und das Volk wieder in den früheren Irrtum zurückfalle.' Aus dem Visitatz Bog etc. (Kopenhagen 1872) in den Histor.-polit. Blättern LXXXI 431.

nasium mit sechs Klassen, und eine oberste Abteilung, in welcher wissenschaftliche Vorträge gehalten werden sollten[1]. Schon im Alter von sechs Jahren solle der Knabe, verlangte Sturm, mit der Erlernung des Lateinischen beginnen, im folgenden Jahre anfangen Latein zu sprechen und Verse nachzuahmen, mit dem vollendeten neunten Jahre des Lateinischen einigermaßen mächtig sein; in seinem zehnten Jahre kommt dann der Unterricht im Griechischen hinzu[*]: Grammatik und Übungen an Äsop und Demosthenes werden vorgenommen, im nächsten Jahre gleichmäßig Cicero und Demosthenes, Virgil und Homer, auch Sallust und Plautus gelesen; bis zum sechzehnten Jahre wird die schulmäßige Erziehung fortgesetzt. Sturm erachtete es für einen großen Vorzug der römischen Kinder, daß sie von frühe auf lateinisch sprachen und einzig mit Latein Sprechenden umgingen: dem Übelstande, daß dieses bei den deutschen Kindern nicht der Fall sei, müsse durch den Fleiß und die richtige Methode der Lehrer abgeholfen werden; Plautus, Terenz und Cicero habe er, sagte er, aus der Unterwelt heraufbeschworen, um mit den Knaben Latein zu sprechen[2].

Die Anstalt erfreute sich eines starken Besuches; im Jahre 1542 zählte sie über 500, im Jahre 1546 sogar 624 Zöglinge[3]; aus ganz Deutschland, selbst aus dem Auslande kamen Schüler herbei, auch Söhne von Fürsten und Edlen. Allein schon im Jahre 1566 berichtete Sturm an den Rat, daß nur sehr wenige Schüler bis zur Beendigung der beiden obersten Klassen, geschweige denn der öffentlichen Vorlesungen aushalten; die obersten Klassen, welche die wichtigsten seien, deren Besuch den eigentlichen Zweck der Anstalt bilden sollte, stünden halb leer, statt 60—70 Schüler seien in den letzten Jahren nicht mehr als 9 zur Schlußprüfung gekommen[4]. Sturm bat den Rat, bei dem Kaiser um akademische Vorrechte für die Anstalt nachzusuchen. Maximilian II. erteilte im Jahre 1567 solche Vorrechte, aber der gehoffte Erfolg blieb aus. Er habe bemerkt, schrieb Sturm, daß es eine schwierige Aufgabe sei, auf der Akademie Vorlesungen über Dichter, Geschichtschreiber

---

[1] Näheres in der Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Herausgegeben von der Lehrerschaft des protestantischen Gymnasiums. Zwei Teile in einem Bande. Straßburg 1888. ** Über Sturms pädagogische Wirksamkeit in Straßburg und seine Abhängigkeit vom niederländischen Schulwesen vgl. auch Duhr, Studienordnung 7—12.

[2] ‚Das Ziel des ganzen gelehrten Unterrichts wird von Sturm mit glücklicher Formel als sapiens atque eloquens pietas bezeichnet. Der Schule fällt davon als ihre wesentliche Aufgabe die Eloquenz zu, der auf den eigentlichen Schulkursus folgende Unterricht hat für die materiale wissenschaftliche Bildung zu sorgen.' Paulsen 194.

[3] Nach der Angabe Sturms in einem Brief an Camerarius vom 12. April 1542. Kückelhahn 29 A. 1; vgl. 33 A. 3.

[4] Paulsen 196.

und Redner zu halten: diese Vorlesungen würden oft ganz und gar nicht besucht, auch die notwendigen Kollegien verabsäumt; die Zucht sei zerfallen; die Lehrer würden sehr verachtet [1]. Dazu kamen tiefgehende und lang andauernde religiöse Streitigkeiten zwischen ihm und den streng lutherischen Straßburger Theologen Johann Marbach und Johann Pappus, welche der Anstalt zum Verderben gereichten und im Jahre 1581 den Ratsbeschluß veranlaßten, Sturm ,in Rücksicht auf sein Alter und aus andern Gründen' seines Dienstes zu entheben [2].

Religiöse Streitigkeiten zwischen den Schulvorstehern und den Predigern, namentlich über die Lehre von der Rechtfertigung und vom heiligen Abendmahle, waren überhaupt ein Krebsübel des ganzen damaligen protestantischen Schulwesens. Sehr häufig beschwerten sich die Prediger, daß die Jugend in den Schulen mannigfachen Verführungen und Glaubensirrtümern preisgegeben sei. ,Ach, wie viel hämische, lose Verführer', schrieb z. B. Sebastian Krell, Prediger zu Eisleben, im Jahre 1562, ,findet man jetzt allenthalben unter den Schulmeistern in den Schulen, welche der armen Jugend ihr Gift einpflanzen, daß ihnen danach nicht leicht zu helfen.' Ähnlich klagte der Mansfelder Superintendent Spangenberg im Jahre 1568: die Jugend werde in den Schulen mit argen und verabscheuungswerten Irrtümern verdorben. ,Nicht einmal der Türke hat eine solche Verheerung je angerichtet, wie die Urheber und Verteidiger der Korruptelen in den vergangenen Jahren in Schulen und Akademien angerichtet haben.' Die Theologen der Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg gaben auf einem Konvent zu Möllen im Jahre 1576 zu bedenken: ,Es ist unleugbar, daß durch Verursachung und falscher Lehre Aussprengung, durch schwärmerische Diktaten, Disputationen, Vorlesungen und Eingießung irriger Meinungen durch Schuldiener, greulicher Schaden und der Kirche Verderben in vielen Städten und Flecken erfolgt, und viele Irrsale sind fortgesetzt worden, wie das vieler Kirchen Zerrüttung bezeugt und fromme Christen herzlich beklagen.' [3] Hieronymus Wolf wollte, ,so sehr er den streng

---

[1] In seinen Acad. epistolae vom Jahre 1569 (vgl. Kückelhahn 35 A. 3) sagt er: ,Disciplina, quae nunc dissoluta est: confusa quadam petulantia atque licentia; non solum intermissis, sed saepe omissis auscultationibus necessariis, magno cum contemtu magistrorum et ipsorum discipulorum pernicie.' v. Raumer I 263. Kückelhahn 36 A. 3, Brief vom Jahre 1571. **Ein Straßburger Professor schildert im Jahre 1570 die Akademie als ,ruens et quasi iam desolata'. Bei W. Horning, Dr Johann Marbach, Straßburg 1887, 83.

[2] Kückelhahn 31—38.

[3] Döllinger I 433 436—437. ,Auf der andern Seite betrachtete der Rektor den Prediger als einen geistlichen Tyrannen, welcher, ohne ihm an Kenntnissen über-

christlichen Standpunkt vertritt', als Rektor des Gymnasiums zu St Anna in Augsburg den Religionsunterricht als eigenes Lehrfach abschaffen, ,da ihm der dabei mit in den Kauf zu nehmende theologische Hader, der die jungen Seelen vergiften und die Freude am praktischen Christentum ersticken mußte, im innersten Herzen weh tat' [1].

Über allerlei theologische Streitigkeiten zwischen den Predigern und den Lehrern, in welche nur zu häufig zu besonderem Verderb auch die Schuljugend hineingezogen wurde, liegen nähere Berichte vor in den Schulgeschichten von Amberg, Bremen, Breslau, Koburg, Eisleben, Gardelegen, Göttingen, Gotha, Hannover, Hildesheim, Hirschberg, Hornbach, Königsberg, Lauban, Lauingen, Lübeck, Mühlhausen, Regensburg, Rostock, Straßburg, Stettin, Zittau, Zwickau und von manchen andern Städten [2]. ,Es wolle sich fast ansehen', sagte der

---

legen zu sein, ihn doch zwingen wollte, jedesmal die Lehre, die er, der Pastor, gerade bekannte oder begünstigte, anzunehmen und in der Schule vorzutragen. „Es war damals", um uns der Worte des Predigers Mathesius zu bedienen, „seitdem Gott sein Wort aus Gnaden wieder hatte erscheinen lassen, daß durch Anstiften des Teufels kein Dorf oder Stadt mit dem andern eins, und wenige Pfarren und Schulen in einer Stadt, oder die Diener einer Kirche zusammenstimmten."' Döllinger I 437. **,Vielfach hören wir', sagt Roth S. 39, ,daß Eltern ihre Kinder nicht zur Schule schicken mochten, weil sie kein Vertrauen auf den dauernden Bestand der durch die Reformation geschaffenen neuen kirchlichen Verhältnisse hatten. Andere wieder nahmen Anstoß an der Heftigkeit, mit welcher die innerhalb des neuen Kirchenwesens namentlich über die Lehre von der Rechtfertigung und über das Abendmahl entstandenen Streitigkeiten an den Schulen ausgefochten wurden. Damit ist allerdings ein sehr wunder Punkt berührt; denn es ist Tatsache, daß die Jugend die Religion vorzugsweise in der Gestalt eines Parteiwesens kennen lernte, und daß trotz der Warnung Luthers, sich in Schulen der „Hadersachen" zu enthalten, der Religionsunterricht nicht selten (!) eine polemische Färbung erhielt.' ,Indes', meint Roth zum Trost, ,trieb diese polemische Tendenz ihr Unwesen auch in den katholischen Schulen, in denen man grundsätzlich darauf ausging, der heranwachsenden Jugend die Lehre der Andersgläubigen „als ein Gewebe von Torheit, Lügen und Lästerungen aufs äußerste verhaßt und verächtlich zu machen".' Aber auf katholischer Seite war man wenigstens über die katholische Lehre einig, während die Protestanten unter sich haderten.

[1] ** Roth 73.

[2] Vgl. die Angaben bei Döllinger I 427—460. Bezüglich der Einwirkung der fortwährenden Streitigkeiten auf die Schüler hebt Döllinger (I 435) hervor: ,Von früher Jugend auf wurden die Knaben in die religiösen Kämpfe der Erwachsenen und die Zerwürfnisse der lehrenden Klassen mit hineingezogen, lernten die Religion vorzugsweise in der Gestalt eines Parteiwesens kennen und mußten alle Nachteile eines kirchlichen Zustandes tragen, in welchem ein Chaos individueller Ansichten und das Gewirre eines faktiosen Treibens an die Stelle der einen, gleichen, auf historisch-traditioneller Grundlage ruhenden Autorität getreten war. Mitunter kam es dann auch vor, daß die Knaben dem Versuch des Rektors, sie zu seiner Ansicht zu bekehren, kräftigen Widerstand leisteten.' Gleich zutreffend sagt

Pfarrer und Professor Pickart im Jahre 1575 bei der Einweihung der Schule zu Altorf, ‚als wollen die Schulen von wegen des jetzigen vielfältigen Gezänks

Döllinger an einer andern Stelle (I 419): ‚Der religiöse Unterricht erhielt von Anfang an eine überwiegend polemische Färbung: er war zuvörderst darauf berechnet, den Knaben und Jünglingen die ganze bisherige Gestalt der christlichen Religion als ein Gewebe von Torheit, Lügen und Lästerungen aufs äußerste verhaßt und verächtlich zu machen, dann aber auch, sie in jene Zerwürfnisse und Streitfragen einzuweihen, die unter den Anhängern des neuen Lehrbegriffs selbst in ununterbrochener Reihenfolge ausbrachen. So wurden die jugendlichen Gemüter frühe schon dahin gebracht, daß sie auf die vorausgegangene Generation und ihre eigenen Vorväter als auf verblendete, in selbstverschuldeten Wahn und Geistesfinsternis versunkene Menschen dünkelhaft herabblickten, und zugleich wurden sie durch das beständige Anhören der heftigsten Ausfälle und Schmähungen auf den Kanzeln in einem Alter, welchem vertrauensvolles Sichanschließen und Hingabe an eine höhere Autorität natürliches Bedürfnis ist, von Anbeginn an mit Argwohn, Haß und Widerwillen erfüllt.‘ — Wie die Jugend selbst an kleinen Lateinschulen mit den theologischen Wirren der Zeit bekannt gemacht und mit Erbitterung und Haß wider die Gegner der theologischen Ansichten des Schulrektors erfüllt wurde, darüber finden sich belehrende Mitteilungen bei Th. Distel, Der Flacianismus und die Schönburgische Landesschule zu Geringswalde, Leipzig 1879. Die dortige, im Jahre 1566 gegründete Schule zählte unter dem Rektor Hieronymus Haubold, dem ein Kantor zur Seite stand, in zwei Klassen etwa 26 Schüler. Haubold gab ‚den Knaben etliche Argumenta vor‘, unter andern: ‚Ob es wahr sei, daß D. Major lehre, gute Werke seien nötig zur Seligkeit, ob er revoziert und welcher Teufel die Proposition habe auf die Bahn gebracht‘?; ‚ob man die Wittenbergischen und Leipzischen Theologos überweisen könne, daß sie Synergisten seien?‘; ‚ob die Theologi zu Wittenberg und Leipzig reine Lehrer seien?‘; ‚De Adiaphorismo‘; ‚ob es recht sei, daß die weltlichen Fürsten sich unterstehen, die Kirche Christi mit neuen Mandatis zu reformieren, treue Prediger und Bekenner darüber verjagen und gefänglich einziehen, wie bisher an vielen Örtern geschehen ist?‘ Die letzte Frage beantwortete Haubold dahin: ‚Es gibt leider die Erfahrung, daß der Teufel die armen Menschen so gewaltig blendet und besitzt, daß sie mit sehenden Augen blind und mit hörenden Ohren taub sein müssen, ja durch das Evangelium nur ärger werden, welches traun ein erbermlich Ding ist....‘ Solche Mandate seien ‚nicht allein wider Gottes Wort und Befehl, sondern auch wider die Vernunft und alle Billigkeit‘ usw. Als Kurfürst August von Sachsen den Patron der Schule, Wolf von Schönburg, als einen Flacianer ins Gefängnis geworfen (vgl. unsere Angaben IV 363), ließ Haubold die Knaben in der Schule Gott anrufen mit den Worten: ‚Wie könntestu es doch ersehen, daß wir als arme irrende Schäflein unseres Hirten beraubt, unter die Wölfe und Mietlinge zerstreut und zerrissen werden sollten? wie würden deine Feinde jubilieren, wie ein Freudenspiel soltestu inen anrichten? Wolan, lässestu uns zu Schanden werden, so mustu mit zu Schanden werden, lässestu uns unterdrücken, so wirdestu mit untergedrückt, wie kanstu das erleiden?‘ — Im Jahre 1568 ließ Kurfürst August die ‚urflatianische‘ Schule visitieren und schickte dann, um den Rektor in Gewahrsam zu bringen, etwa 200 Mann nach Geringswalde (‚sie haben zween Wagen mit Leitern, Ketten und Stricke vollauf gehabt‘), aber Haubold war entflohen. Sein Nebenlehrer mußte für die ‚Argumente‘, worin die kurfürstlichen Religionsmandate ‚vor tyranisch

allenthalben gar fallen und zu Grunde gehen.' Auch Valentin Erythräus äußerte sich in seiner bei derselben Gelegenheit gehaltenen Rede: Der löbliche Magistrat (in Nürnberg) habe es für seine Pflicht gehalten, eine neue Schule zu errichten, besonders deshalb, weil er sehe, wie die Schulanstalten allenthalben durch innere Streitigkeiten zerrissen und verwüstet werden, die Wissenschaften dadurch zu Grunde gehen und die Studien in Verachtung geraten [1].

Als ein weiterer ‚Prinzipalmangel der Schulen' galt ‚schier allgemein in allen Landen, daß man im Volke, bei Hohen und Niederen, Abgang von aller Mildtätigkeit gegen Lehrer und Schüler verspüren mußte, und man häufig zu hören bekam, es sei alles umsonst und dem Teufel gegeben', was man den Schulen und Schulmeistern darreiche: da wäre es denn doch ‚unter der Finsternis des Papsttums ungleich besser' gewesen. Unter dieser Finsternis, schrieb Konrad Porta, Diakonus in Eisleben, um die Wende des 16. Jahrhunderts, hätten alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, zu den Kirchen und Schulen reichlich beigetragen, auch Knechte, Mägde und Tagelöhner hätten es an Gaben nicht fehlen lassen; ‚jetzund aber bei dem hellen Licht des Evangeliums' seien leider auch die vermöglichen Leute mehrenteils also gesinnt, daß sie bald ungeduldig würden, wenn sie nur ein Geringes zu Kirchen und Schulen geben sollten: man könne dieselben kaum noch in Dach und Fach

---

und sonst angezogen und gescholten' worden, durch Kerkerhaft büßen; die Schule ging ein. Vgl. besonders S. 13—14 37 A. 47 ff 89—95. Man vergleiche auch die ‚Argumente', welche den Schülern zu Regensburg und zu Breslau diktiert wurden, bei Döllinger I 432—433.

[1] Ebd. 433—434. Welche Zerrüttung beispielsweise an dem Pädagogium in Heidelberg, der ersten Gelehrtenschule reformierten Bekenntnisses in Deutschland, durch die Streitigkeiten der Lehrer untereinander und mit den Behörden und die Streitigkeiten unter den Behörden selbst herbeigeführt wurde, zeigen die näheren Mitteilungen bei J. F. Hautz in der Geschichte dieses Pädagogiums, Heidelberg 1855, 6 ff. Bei einer im Jahre 1574 angestellten Prüfung stellte sich heraus: ‚Kein Schüler, sowohl in der ersten als in den andern Klassen, könne auch nur ein wenig grammatisch richtig schreiben; die dritte Klasse sei ganz und gar versäumt worden; in der Sorge und Aufsicht über das Pädagogium gehe alles durcheinander; die Vorsteher der Anstalt seien einander „dermaßen in die Haare gewachsen", daß dieselbe dadurch in völligen Verfall geraten müsse'. Die Ausdrücke, deren sich der Konrektor Johann Jungwitz einmal ‚gegen den gesamten Kirchenrat (die geistliche Aufsichtsbehörde) bediente, waren ganz dieselben, mit welchen Goethes Götz von Berlichingen seine Erklärung an den kaiserlichen Feldhauptmann auf die Aufforderung zur Übergabe schließt'. Über den Rektor Christoph Schilling beklagte er sich, ‚er höre nicht auf, auf ihn zu schimpfen; er habe sogar die Schüler statt des Exerzitiums einen beißenden und bittern Aufsatz gegen ihn übersetzen lassen'. S. 28. Wie sich die Lehrer Pareus und Grave betrugen, vgl. S. 17—18.

erhalten und ausbessern[1]. Ähnlich äußerte sich Christoph Fischer, Superintendent in Schmalkalden, um das Jahr 1580: die lieben Vorfahren hätten durch Testamente und andere milde Stiftungen für die Schulen gesorgt, jetzt dagegen erfahre man täglich, daß die Liebe gegen die Armen und arme Studenten gar erkaltet sei; man erachte es gleichsam für einen Unrat, was man auf Kirchen und Schulen verwende[2]. Der Mansfelder Superintendent Sarcerius hatte schon viel früher sich in ähnliche Klagen ergossen[3]. Johann Asseburg besprach im Jahre 1609 in einer ‚Schulpredigt' zu Tangermünde, ‚wie viel die Leute im Papsttum auf Erbauung von Kirchen und Schulen gewendet': jetzt dagegen richte man nur geringe Häuser auf, ‚als wenn es Schafhäuser oder Scheunen wären', und man finde ‚oftmals eine Kirche und Schule, da nicht wohl mehr ein Ziegel aufgedeckt, noch die Fenster geflickt werden, und weder Lehrer oder Präzeptor noch Zuhörer oder Diszipel vor

[1] Döllinger II 296. **Roth gesteht S. 39 f: ‚Andere schlimme Folgen erwuchsen der neuen Schule, indem die in der Lehre der alten Kirche begründete charitative Freigebigkeit, die sich in zahllosen Stiftungen für Kirchen und Schulen betätigt hatte, nun plötzlich ins Stocken kam. Die weltlichen Obrigkeiten, die jetzt an Stelle der Kirche die Schulen übernehmen sollten, zeigten sich im allgemeinen wohl behend und flink beim Einziehen geistlicher Güter, aber sehr karg und geizig, wenn etwas von ihnen verlangt wurde; die Reformatoren waren voll Unmut darüber und konnten nicht Worte genug finden, um dieses „unchristliche" Gebaren zu beklagen, wobei sie manchmal mit Bitterkeit der in diesem Punkte besseren Verhältnisse „zur Zeit des Papsttums" gedachten.' ‚Es galt eben auch hier', meint Roth dazu, ‚die Wehen des Übergangs zu verwinden.' Die entsprechenden Mahnungen Luthers an die Reichen seien aber späterhin nicht fruchtlos geblieben. Ein schwacher Trost!

[2] Döllinger II 307 309.

[3] In der Schrift: Von den Mitteln und Wegen, die rechte Religion zu erhalten (1554) Fol. 7. Vgl. die Äußerungen von Draconites aus dem Jahre 1544 und von Georg Major aus dem Jahre 1561 bei Döllinger I 139 527—528. In Lezners Chronik der Stadt Göttingen heißt es: ‚Man hat vor alters in dieser Stadt auf die fremden, armen Schüler sonderlich viel und groß geachtet, und dieselbigen nicht lassen notleiden. Und haben dieselbigen für dem Ritterhofe wöchentlich eine sonderliche Präbende zu ihrer Nahrung gehabt. Also sind sie auch für den beiden Klöstern, ungeachtet, daß sie selbst alle Leibesnotdurft und Unterhaltung erbetteln mußten, reichlich erhalten worden. Item von den vier Pfarren und von dem Kalands-Priesterhause haben sie allemal ihre gewisse Portion bekommen. Die Stadtjunker und andere reiche, wohlhabende und vermögende Leute haben gegen dieselben die milde Hand freudig aufgetan. Im Cistercienserhofe hat man wöchentlich für die armen Schüler ein halb Malter Roggen gebacken und unter dieselben ausgeteilt; ja man hat ihnen vom Rathause, aus den Gilden und Bruderschaften die Almosen gereicht. Jetzund aber sieht man sie ungerne, noch viel ungerner reicht man ihnen das dürre Brot; aber viel lieber gibt man Gauklern, Stocknarren, Schalksnarren; unflätigen Spielleuten, Kupplern, Schandlappen und andern bösen Leuten.' Beschreibung der Stadt Göttingen IV 8; vgl. Döllinger I 466 A.

Regen und Wind darinnen bleiben oder wegen engen Raums und Sitzstätte sich mehr behelfen können‘ [1].

‚Wer könnte es leugnen‘, sagte ein Prediger im Jahre 1577, ‚daß es wahr ist, wenn uns die Papisten vorwerfen, unter den Evangelischen seie schier gar alle Mildtätigkeit abgangen, und würden Prediger, Präzeptoren und Schulmeister so gar gering gehalten, daß sie mit Weib und Kind kein Auskommen haben und sich oftmals des Bettels nicht ernähren können? Ich habe einen hochberühmten Präzeptor, der lange Jahre unterschiedlichen Schulen vorgestanden, sagen hören, daß die elendigen Schulen und Lehranstalten nicht aufkommen könnten, sondern an den mehrsten Orten vergehen müßten, dieweil man den Lehrern und Schuldienern nicht einmal notdürftige Besoldung darreiche, und dies selbst in großen Fürstentümern und Städten, wo Fürsten und Oberkeiten in jeglichem Jahr gewaltig große Summen für Pracht und Lustbarkeiten aller Art ausgäben und verschwenden. Und müßten doch die Lehrer der Jugend leben können, aber sie könnten es nicht, geschweige denn, daß sie sich Bücher kaufen könnten; und sähen die Schulen selber vielfaltig als Spelunken aus, und wo man den Lehrern Wohnungen gebe, seien es oftmals dunkele, dürftige, baufällige Kammern, wo Wind und Wetter durchgehe. Und ist es in Wahrheit nicht anders, als er geklagt hat.‘ [2]

‚Man hebt‘, schrieb der Ilfelder Rektor Michael Neander,

> ‚Man hebt gar manchen Landtag an,
> Viel Vorschläg bringt man auf die Bahn,
> Der lieben Jugendt vergißt man gar,
> Die Schulen zu bstellen nimmt keiner wahr.‘ [3]

Als der berühmte schwäbische Humanist Nikodemus Frischlin im Jahre 1588 das Rektorat an einer der Lateinschulen der Stadt Braunschweig übernahm, entwarf er in seiner Antrittsrede von den Schulzuständen eine Schilderung, welche eine ziemlich allgemeine Gültigkeit beanspruchen konnte. ‚Ihr klaget‘, hielt er den Ratsherren vor, ‚diese Schule sei in Abgang gekommen, und wünschet, sie durch mich wieder in Aufnahme zu bringen. Da bin ich. Ich bin willig und bereit. Gebt nur einen Raum, worin wir, Lehrende wie Lernende, unsere Schuldigkeit tun können.‘ Aber mit einem solchen

---

[1] Bei Küster, Antiquitates Tangermundenses III 8—12. Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg äußerte sich im Jahre 1600: es gehe in den Gemeinden oft so seltsam her, ‚daß die Kirchen und Schulen oft Scheunen und Ställen ähnlicher als Gotteshäuser seien‘. Bei Mylius I[a] 349.

[2] Pfingstpredig von M. Heinrich Dolz, Ihena 1577, 8.

[3] Sawr, Rhetorica (1590) B 2[b].

Raum sähe es nicht allein in der Volksschule [1], sondern auch in allen Klassen der höheren Schulen sehr übel aus. Das verderblichste Übel jedoch sei der Mangel an brauchbaren Lehrern, ein Mangel, der sich übrigens einfach genug erkläre. ‚Denn die Männer, welche den ganzen Tag im Gestank und Lärmen der Knaben zugebracht haben und halb schwindsüchtig, halb taub geworden sind, diese müssen mancherorten, wenn sie heimkommen, das Brot des Jammers essen und das Wasser der Bekümmernis trinken. Wären Beispiele nicht verhaßt, könnte ich Städte nennen, wo der Säu- und Kuhhirt einen größeren Lohn hat als der Schulmeister.‘ [2]

Aus Goslar ließ der Rektor Georg Thym im Jahre 1553 sich vernehmen: Der Lohn der arg geplagten Schulmeister sei so gering, daß ein niedriger Tagelöhner oft für seiner Hände Arbeit höher bezahlt werde als ein Lehrer: ‚leicht begreiflich ist es deshalb, daß die meisten das sauere Lehramt verschmähen‘ [3]. Der Rat von Aschersleben gestand im Jahre 1589: die armen Schuldiener hätten fast geringeren Lohn als die Ackerknechte [4].

So bezog, um eine Reihe von Beispielen anzuführen, der Rektor an der Lateinschule zu Adorf in Kursachsen, welche 80—100 Schüler zählte, außer dem Schulgeld jährlich nur 18 Gulden; der zweite Lehrer war ohne festen Gehalt und lediglich angewiesen auf das, was ihm der Rat ‚aus Gnade‘ verabreichte. In Mühltroff wurde das Schulgeld abgeschafft und der Rektor dafür — so wenig brachte dasselbe in kleineren Städten gemeiniglich ein — jährlich mit 4 Gulden entschädigt. Der Rektor in Brand, ohne Gehalt, mußte sich begnügen ‚allein mit dem Pretium von den Knaben, welches ihm‘, heißt es in einem Visitationsbericht, überdies noch ‚zu großem Undank gegeben wurde‘ [5]. Am Johanneum in Lüneburg waren für die 6 Lehrer jährlich 400 Mark ausgesetzt. Als dem Konrektor Lukas Lossius, einem tüchtigen Schulmann, im Jahre 1568 der Gehalt um 18 Mark erhöht wurde, sprach er in der Widmung eines Buches dem Rate seinen besondern Dank dafür öffentlich aus [6]. Besser standen sich die vier Lehrer an der Lateinschule zu Gotha: sie erhielten zusammen jährlich 240 Gulden und etwas Getreide und Brennholz [7]. In Querfurt bezog um das Jahr 1555

---

[1] Was Frischlin darüber sagte, vgl. oben S. 26 f.

[2] Strauß 422—424. [3] Zeitschr. des Harzvereins XX 335.

[4] Neues vaterländisches Archiv, Jahrg. 1829, II, Heft 4, S. 45—46.

[5] Müller, Kursächsisches Schulwesen xxiv.

[6] Görges 8 A. 1 u. 4. ** Über das Einkommen der Lehrer am Johanneum zu Lüneburg vgl. Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 126 f. (W. Schonecke, Henricus Nigidius, Kantor am Johanneum zu Lüneburg von 1539 bis 1549.)

[7] Kuhkopf 338 A.

der Rektor jährlich 20 Gulden und von jedem Knaben 8 Groschen Schulgeld; der zweite Lehrer hatte nur 12, der dritte sogar nur 4 Gulden Gehalt[1]; gleichzeitig in Köslin der Rektor 30, der zweite Lehrer 20, der dritte 10 Gulden[2]. Der angesehene Theologe Georg Major berichtet in seiner Lebensbeschreibung, daß er sich genötigt gesehen habe, das Rektorat zu Magdeburg des geringen Einkommens wegen aufzugeben: anhaltender Bitten ungeachtet habe der Rat den Gehalt nicht erhöhen wollen[3].

Zu Augsburg kamen die Lehrer bei St Anna und bei St Martin im Jahre 1549 um Erhöhung ihrer gar geringen Besoldung ein, allein der Rat willfahrte ihrem Gesuche nicht: nur Sixt Birck, Rektor von St Anna, ein fruchtbarer Dichter geistlicher Schauspiele[4], und der Schulmeister bei St Martin sollten ‚ein für allemal' je 10 Gulden, die übrigen Lehrer je 5 Gulden erhalten[5].

Ein schwerwiegender Übelstand des Schulwesens, welcher schon im Mittelalter geherrscht hatte und noch immer fortdauerte, war die unsichere Stellung der Lehrer, welche fast allenthalben nur für eine bestimmte Zeit angenommen, gleichsam wie Diener gemietet wurden und dann nach Belieben der Behörden entlassen werden konnten. So mußten z. B. die Lehrer am Gymnasium zu Torgau alljährlich bei dem Rate bittweise um die Belassung im Schuldienste einkommen[6]. In Augsburg mußten die Lehrer an der Lateinschule sich verpflichten, sechs Jahre zu bleiben; der Rat aber konnte sie ‚beurlauben', wann er wollte[7]. Häufig kündigten die Lehrer selbst wegen zu geringer Besoldung den Dienst auf. ‚Die Schullehrer', sagt z. B. Noltenius in der Chronik der Stadt Wolfenbüttel, ‚sind selten hier gestorben, die meisten nur

[1] Förstemann, Neue Mitteil. I 127. [2] v. Bülow, Beiträge 11.

[3] Ruhkopf 339. [4] Goedeke, Grundriß II 345.

[5] v. Stetten I 460. Bei so geringen Besoldungen ‚war es', sagt Ruhkopf 340 ‚bloßer Zufall, wenn eine Schule das Glück hatte, einen geschickten und rechtschaffenen Lehrer zu erhalten; denn die herrschende Abneigung gegen den Schulstand verminderte sich so wenig, daß man vielmehr seit dieser Zeit ein Schulamt als ein Fegefeuer anzusehen pflegte, durch welches man bald in das Paradies einer guten Pfarrstelle überzugehen hoffen konnte.'

[6] Burkhardt 189. ** Auch in der lateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts kommt die Klage über den Verfall des Schulwesens zum Ausdruck. ‚Daß auch die Schulmeister über ihre schlechte Lage und das Daniederliegen der Wissenschaften klagen', sagt Ellinger S. XXVII f, ‚ist bei dem trotz aller Bemühungen der Reformatoren traurigen Zustande der Schulen nur zu erklärlich; hierher gehört z. B. die Elegie De contemptu artium et eas docentium miseriis von Matthäus Mencelius 1570, am beweglichsten aber hat Henricus Uranius diesen Klagen Ausdruck gegeben in seinem Gedichte De ludi magistrorum miseriis (1567), einem Büchlein, das man mit wirklicher Teilnahme liest.'

[7] Hans 34 A.

kurze Zeit geblieben, und entweder den Dienst aufgesagt, von selbst weggezogen, oder um andere Bedienungen sich bemüht, wodurch denn die Schule nie in rechten Flor kommen, die Jugend, wo nicht verwildert, doch sehr versäumet, und der Gelehrten gar wenige erwachsen.'[1] Am Gymnasium zu Weilburg wurde ebenfalls der häufige Lehrerwechsel als Hauptgrund des Verfalles der Schule angegeben: jener aber werde veranlaßt durch das Elend der Lehrer, welche das Brot bei den Bäckern nicht bezahlen könnten[2].

In Wernigerode sah man es für eine besondere Vergünstigung an, daß die gräfliche Herrschaft, um ‚zu mehrer und besserer Erhaltung des Rektors der Lateinschule und seiner Kollaboranten' beizutragen, denselben seit dem Jahre 1538 jährlich die Summe von 5 Gulden zukommen ließ[3]. Der dortige Rektor und sein Amtsgenosse von Halberstadt werden im Jahre 1541 bei einer gräflichen Hochzeit zu Wernigerode unter den ‚Spielleuten' aufgeführt und erhielten ‚mit den Kantoribus' zur Belohnung höchstens ebensoviel wie

---

[1] Döllinger I 426.

[2] Ebd. I 455. Offenbar weil die Besoldungen der Rektoren zum Unterhalte nicht ausreichten, waren die Gymnasien zu Weilburg, Idstein und Eisenach um das Jahr 1600 Männern unterstellt, welche zugleich Ärzte waren und neben dem Rektorate die Heilkunst ausübten. Hautz, Neckarschule in Heidelberg 11 A. 37. **,An Schulordnungen, zum Teil ganz vortrefflichen', sagt Roth, Einfluß des Humanismus 65, ‚fehlte es im Reformationszeitalter durchaus nicht; dagegen herrschte lange Zeit großer Mangel an Lehrern, der die Reformatoren auf das äußerste beängstigte und ihnen oft die bittersten Klagen auspreßte. Es erklärt sich dies einerseits daraus, daß das neue Kirchenwesen sich seine Lehrer eben erst bilden mußte, anderseits aus dem, übrigens vom Mittelalter ererbten überaus traurigen Besoldungsverhältnissen, die, wie sich Erasmus einmal äußert, für einen Lehrer schlechter waren als für einen Stallknecht' [in der zugehörigen A. 226, S. 102 beschuldigt Roth ohne Grund Janssen, der ‚die Sache natürlich so hinzustellen' suche, ‚als wenn das Lehrerelend erst mit der Reformation begonnen hätte']; ‚selbst Melanchthon, der Fürst unter den „Schulmeistern" seiner Zeit, klagt über die hochmütigste Verachtung, die der Lehrer erdulden müsse, nicht bloß von den Unkundigen, den Kaufleuten, den Verächtern aller Bildung, sondern auch von jenen Halbgöttern, die an den Höfen regieren' (Corp. Reform. XI 299). ‚Dazu diese elende Plackerei, die die „Latinisierung" der Knaben nicht nur für diese, sondern auch für die Lehrer im Gefolge hatte.... Da das Schulamt im allgemeinen als Annex- und Durchgangsposten zum geistlichen Amte galt, so konnte es nicht ausbleiben, daß jeder sich sobald als möglich „ex pulvere scholastico" davon machte und aus dem „Fegfeuer des Schuldienstes" in das „Paradies einer besseren Pfarrstelle" flüchtete. Die Folge davon war, daß man sich mit oft recht unzulänglichen Kräften behelfen mußte, die, statt zu lehren, selbst noch hätten lernen sollen, oder mit solchen, die sich die Mühseligkeiten des Anfangsunterrichts, namentlich der Grammatik, verdrießen ließen. Von andern, denen es nicht an dem nötigen Wissen fehlte, wurde geklagt, daß sie sich viel zu sehr in akademischen Formen bewegten und dem Fassungsvermögen der Schüler zu wenig Rechnung trügen.'

[3] Zeitschr. des Harzvereins II 144.

einer der Dudelsackspfeifer, aber nur halb soviel, als ein Schnarrorgelspieler empfing [1]. Daß bei den außerordentlich geringen Besoldungen der Lehrer dennoch in so vielen Städten [2] über Kleiderprunk, ‚Saufen und Schlemmen‘ derselben häufig geklagt werden konnte, erklärte ein Flugblatt vom Jahre 1564 mit den Worten: ‚Rektoren und Schulmeister haben gemeinlich von den Oberkeiten nur ein Hundebrot, aber machen sich, fürwahr nicht zum Vorteil der Schulen, sonstwie viel und allerlei Verdienste: sind Astrologen, Kalendermacher, Wahrsager, Nativitätensteller, machen unzählige Gratulationen bei Festivitäten, laufen alle Häuser aus, wo was zu fressen und saufen ist, sind Gespaßmacher bei Hochzeiten und Kindtaufen, und treiben dergleichen Geschäfte mehr. Schulmeister sind Kantoren, und Kantor und Kanne, sagt man, reimen sich und gehören beisammen.‘ Jedoch wollte der Verfasser des Flugblattes ‚die guten, fleißigen und züchtigen Lehrer der Jugend, deren Zahl nicht ganz klein‘, mit seiner Schilderung ‚in keinem Wege antasten‘ [3].

In manchen Städten wurde, obgleich die Lebensbedürfnisse bedeutend im Preise gestiegen waren, die Besoldung sogar herabgesetzt, z. B. in Dresden, wo ‚der Supremus‘ der Schule, welcher früher jährlich 80 Gulden erhielt, seit dem Jahre 1578 um 20 Gulden herabgemindert wurde. In Schwarzenberg verkürzte der Rat den Lehrergehalt, um dem Stadtschreiber und dem Organisten eine Zulage gewähren zu können [4]. Zu Wollin in Pommern reichten Rektor und Lehrer im Jahre 1594 den Mitgliedern der Kirchenvisitation eine Beschwerdeschrift ein: Alles, was zum menschlichen Unterhalte nötig, werde von Jahr zu Jahr teurer, gleichwohl lasse man es nicht einmal bei der alten geringen Besoldung bleiben, sondern verkürze dieselbe; der Jahresgehalt des Rektors sei von 25 Gulden auf 20 Gulden gefallen; auch werde die Besoldung nicht einmal rechtzeitig gegeben, sondern erst ein halbes oder dreiviertel Jahr später, als sie verdient worden; selbst dann noch werde sie nur ‚mit einem halben, heilen oder anderthalb Gulden zugepflückt‘; es sei unmöglich, ‚sich davon zu erhalten und ein Bücheschen und die Kleidung davon zu haben‘; weil es an Brennholz fehle, nähmen die Leute wegen der Kälte die Knaben aus der Schule [5]. Ähnlich sprachen sich Rektor und Lehrer in Artern aus: Man habe ihm, sagte ersterer, bei seiner bisher ‚viel gehabten Mühe‘ stets ‚Vertröstung getan‘, allein es werde immer ärger; die Besoldung gehe gar langsam ein, und müsse man das Geld ‚bei einzelnen Stücken gleichsam erbeten‘; die Schulstuben seien so baufällig, daß ‚man nicht sicher mehr darin wandeln‘ könne. Der zweite

---

[1] Zeitschr. des Harzvereins VII 28 42—43. [2] Vgl. oben S. 62.
[3] Mahnung von menschlichem Verderben, wie es mehrstenteils zugeht (1564) 2.
[4] Müller, Kursächsisches Schulwesen xxv.
[5] v. Bülow, Beiträge 12—15.

Lehrer, dessen Gehalt auf 30 Gulden angesetzt worden, mußte ‚die lang verdiente Besoldung oftmals je zu einzelnen Gulden und Groschen von den Kirchvätern erbeten'; der dritte Lehrer genoß jährlich etwas über 13 Gulden, und es war ihm ‚ein Stüblein und eine Kammer' eingeräumt, in ersterem fanden sich nur ‚angenagelte Bänke ringsum und ein kleines altes Tischlein' [1].

Selbst in dem reichen Lübeck erreichten sämtliche Einnahmen eines Lehrers an der Gelehrtenschule noch lange nicht die Summe, welche ein Student als jährliches Stipendium erhielt; deshalb wurde den Lehrern auch der Rat erteilt, nicht zu heiraten, falls sie nicht noch einen sonstigen Erwerb hätten, von welchem sie sich redlich ernähren könnten; zur Wohnung wurde jedem Lehrer in dem ehemaligen Franziskanerkloster zu St Katharinen nur ein Zimmer mit einer Kammer eingeräumt und ‚ein klein Räumchen im Keller, dahin er seine Tonne Covent (Dünnbier) legen könne': denselben Labetrunk, welcher wöchentlich in vielen Hunderten von Kannen an Bettler verteilt wurde [2].

Es gehörte zu den ganz ungewöhnlichen Ausnahmen, wenn einzelne Städte zeitweilig an einzelne hervorragende Schulmänner jährlich mehrere Hundert Gulden als Besoldung verabreichten, wie dieses in Nürnberg bei Joachim Camerarius und Eobanus Hessus, in Augsburg bei Hieronymus Wolf der Fall war [3]. Zu Frankfurt am Main ging die höchste Besoldung des Gymnasialrektors nicht über 150 Gulden hinaus. Diese Summe wurde dem auf Vorschlag Melanchthons im Jahre 1537 berufenen ausgezeichneten Philologen Jakob Micyllus zu teil; sein Nachfolger Theobald Oswalt er-

---

[1] Zeitschr. des Harzvereins I 122 124 125.

[2] Grautoff, Histor. Schriften II 256—259. **Über ‚die geringe, oft ganz ungenügende Besoldung der „Schulbedienten"' vgl. auch Bender 42 f. ‚Bei solchen Besoldungsverhältnissen konnte es nicht anders sein', sagt Bender im Anschluß daran (S. 43 f), ‚als daß die Achtung vor dem Lehrerstand litt. Die geringe Wertschätzung hatte aber nur zu oft auch darin ihren Grund, daß Leistungen und Aufführung der „Schulbedienten" wenig lobenswert waren. Daß mit Privatstunden Unfug getrieben wurde, wird z. B. in der Breslauer Schulordnung 1570 bemerkt; man konnte aber dieselben nicht ganz verbieten, solange die Lehrer so schlecht bezahlt waren.... Aber auch über Unfähigkeit, Untüchtigkeit, Vernachlässigung des Amtes und sittliche Ärgernisse wird oft geklagt. Daher, heißt es in der Nordhauser Schulordnung 1583, „müssen Lehrer und Schüler stets in Furcht gehalten werden": mancher sei in der Woche kaum zwei oder drei Tage in die Schule gekommen, sie fangen die Stunden nicht zeitig genug an, treiben in der Schule Nebendinge, halten keine Disziplin.... Nicht selten mußten Rektoren oder Lehrer wegen zu geringer Leistungen oder wegen sittlicher Defekte entlassen werden, ärgerliche Auftritte unter den Lehrern kamen oft vor, Trunksucht ist ein häufiger Vorwurf; freilich war man in der Berufung der Lehrer nicht immer vorsichtig. Wenn also viele Lehrer an derlei Gebrechen litten, so darf man sich nicht wundern, daß unter den Schülern oft schlimme Zustände eintraten.'

[3] Paulsen 183. Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 434.

hielt im Jahre 1547 für sich und seine zwei ‚Substituten‘ zusammen nur 180 Gulden; Johann Knippius wurde im Jahre 1550 mit 150 Gulden, Georg Drimpelius im Jahre 1562 mit 125 Gulden angestellt. Die beiden Kollaboratoren baten im Jahre 1555 den Rat, er möge sie ‚des Hütens, Fronens und Wachens frei lassen‘, allein sie wurden abschläglich beschieden[1].

Um die protestantischen Obrigkeiten zu einer besseren Besoldung der Lehrer anzuspornen, rühmte Nikodemus Frischlin in seiner zu Braunschweig im Jahre 1588 gehaltenen Antrittsrede gegenüber der Kargheit so mancher protestantischen Städte und Fürsten[2] die Freigebigkeit der Katholiken für die

[1] Lersner II, 2, 107 110—112.

[2] Strauß 422 423; vgl. oben S. 83. **Der protestantische Pfarrer Dr Georg Mertz bemüht sich in einer umfangreichen Arbeit: ‚Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert‘ (Heidelberg 1902), die ungünstigen Urteile über den Einfluß der Kirchenspaltung auf das Schul- und Erziehungswesen als unbegründet darzutun. Dieser Versuch ist völlig gescheitert, wie Dr Paulus in einer Kritik von Mertz in der Theol. Revue IV (1902) Nr 11 darlegt. Es wird Mertz nicht bloß große Unkenntnis der mittelalterlichen Zustände und vor allem der Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche nachgewiesen, sondern es wird auch seine These bezüglich des 16. Jahrhunderts schlagend widerlegt. Zur Kennzeichnung der Mertzschen Arbeit genügt es, folgende Hauptstellen der Kritik von Dr Paulus mitzuteilen. Es heißt dort: ‚Mertz gibt zu, daß „mit Beginn der Reformation das Schulwesen wirklich zurückging“ (S. 2); doch soll sich dasselbe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer herrlichen Blüte entfaltet haben (S. 72). Der badische Gelehrte hat nun allerdings eine recht fleißige Arbeit geliefert; aber aus seiner Darstellung geht nicht hervor, daß das Schulwesen im 16. Jahrhundert sich glänzend entwickelt habe. Es werden wohl manche schöne Aussprüche von Luther und Melanchthon angeführt und aus den zahlreichen Kirchen- und Schulordnungen viele treffliche Vorschriften mitgeteilt; über die Verwirklichung dieser Vorschriften erfahren wir jedoch herzlich wenig. Der Verfasser begnügt sich meistens, Aussprüche der beiden Hauptneuerer sowie Auszüge aus den Schulordnungen in ermüdender Weitschweifigkeit aneinanderzureihen; er unterläßt jedoch, zu sagen, inwieweit die schönen Theorien in die Praxis übersetzt worden sind. Er erwähnt einigemal den II. Band von Janssens großem Geschichtswerk, in welchem das Schulwesen nur im Vorübergehen gestreift wird; der VII. Band dagegen, der sehr ausführlich von der Schule handelt, wird niemals erwähnt. Und doch wäre es vielleicht angezeigt gewesen, gerade diesen Band zu berücksichtigen, da in demselben auf Grund zahlreicher protestantischer Zeugnisse die tatsächlichen Verhältnisse an den protestantischen Schulen des 16. Jahrhunderts keineswegs in rosigen Farben geschildert werden. — Das lange Verzeichnis von protestantischen Schulmännern, die Mertz im zweiten Abschnitt seiner Schrift aufzählt, kann nicht als Gegenbeweis gelten. Denn manche dieser Schulmänner sind bloß dem Namen nach bekannt; viele andere, und zwar die vornehmsten, sind aus den vorlutherischen Schulen hervorgegangen und haben in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewirkt. Es werden auch in der langen Reihe von „Schulmännern“ viele Prediger angeführt, deren Verdienste um das Schulwesen nicht hoch anzuschlagen sind. Seltsam ist es, daß unter den „bedeutendsten pädagogischen Schriften“, die in demselben Abschnitte aufgezählt werden, auch folgende



Schulen; daß unter denselben die glänzend ausgestatteten Anstalten der Jesuiten den ersten Rang einnahmen, gestanden auch die Protestanten zu.

Schrift von Amsdorf figuriert: „Ein kurzer Auszug aus der Chronica Naucleri, wie untreulich, eigenwillig und betrüglich die Päpste zu Rom mit den römischen Kaisern, bevor ab deutschen Namens und Bluts, gehandelt haben" (S. 76). Höchst seltsam ist es auch, daß Erasmus von Rotterdam den katholischen Gelehrten zugezählt wird, die „den blühenden Zustand des Unterrichts- und Erziehungswesens in den evangelischen Ländern" loben (S. 63). Merz verweist hierfür auf den Ausspruch des Erasmus aus dem Jahre 1520, daß „der ganze Streit gegen Luther aus Haß gegen die schönen Wissenschaften herrührt", sowie auf einen Brief vom Jahre 1506, worin Erasmus Zwingli gegenüber die Hoffnung ausspricht, daß letzterer die Studien des Schweizervolkes ausbilden werde. Also zu einer Zeit, wo es noch keine protestantischen Schulen gab, hat bereits Erasmus den blühenden Zustand dieser Schulen gelobt! Und damit soll das bekannte Urteil des Erasmus aus dem Jahre 1528: „Ubicumque regnat Lutheranismus, ibi literarum est interitus", entkräftet werden! Auch Johann Zwick, „Professor und Dekan der katholischen theologischen Fakultät in Freiburg" (S. 63), soll 1537 die lutherischen Schulen gelobt haben. Nun lebte zwar um 1537 ein Gelehrter, der Johann Zwick hieß. Derselbe war jedoch protestantischer Prediger in Konstanz und nicht Professor der theologischen Fakultät in Freiburg. Merz wollte wohl von Johann Zink sprechen, der jedoch nicht der theologischen, sondern der philosophischen Fakultät angehörte.' Das Merzsche Werk ist ein neuer Beweis der völligen Unfähigkeit der protestantischen Wissenschaft, die von Janssen beigebrachten erdrückenden Quellenzeugnisse zu widerlegen. Es verdient notiert zu werden, daß die Historische Zeitschrift (LXXXIX 354) das Buch von Merz ‚grundlegend' nennt und ganz naiv meint, ‚die Quintessenz der Forschung ist eine immer deutlichere Abwendung der auch durch Paulsen geteilten Ansicht, daß die Reformation das Schulwesen geschädigt habe'. Wie es mit dieser ‚Forschung' tatsächlich bestellt ist, hat Dr Paulus in der oben erwähnten Kritik dargetan. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß die ‚Historische Zeitschrift' in den zehn Jahren, die seit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes verflossen sind, nicht gewagt hat, ihren Lesern über den Inhalt desselben zu berichten. Man kann eben Janssen nicht widerlegen. Deshalb möchte man ihn totschweigen. Welche Erfolge dies in unserer Zeit nicht mehr angängige Vorgehen erzielt hat, zeigt die vorliegende 13. und 14. Auflage.

Rauser nr. 20

IV. Schulen in katholischen Gebieten.

Der seit dem Ausbruch der religiösen Umwälzung eingetretene Verfall der alten Schulen offenbarte sich auch in den katholisch gebliebenen Gebieten, wo die mächtig aufstrebende Kulturentwicklung des ausgehenden Mittelalters nicht weniger als in den protestantisierten Reichsteilen erlahmte oder gar völlig zu Grunde zu gehen drohte. In den ersten Jahrzehnten nach dem Auftreten Luthers war auf seiten der neugläubigen Stimmführer unverkennbar ein größerer Eifer vorhanden für Errichtung und Förderung neuer Schulen, welche die eigentlichen Pflanzstätten des Protestantismus bilden sollten, als auf seiten der Katholiken für die Wiederherstellung und Verbesserung ihrer Anstalten zum Unterricht der Jugend, zur Erhaltung und Verteidigung des katholischen Glaubens. Es nahm den Anschein, als sollte das protestantische höhere Schulwesen das katholische bei weitem überflügeln, wie denn in dieser Zeit auch die Zahl hervorragender Schulmänner bei den Protestanten ungleich größer als bei den Katholiken war.

Mit der Ausbreitung und dem Aufblühen der Jesuitenschulen trat darin eine Wendung ein [1]. Petrus Canisius, der erste Provinzial des Ordens in Oberdeutschland, war sorgfältig darauf bedacht, daß die Ordensschulen mit zahlreichen und erprobten Lehrern besetzt wurden. Er richtete in diesem Sinne viele Mahnungen und auch manche Klagen an seine römischen Obern. ‚Unter allen Provinzen unserer Gesellschaft', erklärte ihm am 16. Mai 1562 der damalige Generalvikar des Ordens, Franz von Borgia, ‚wird keine so freigebig mit Lehrkräften bedacht wie Ihre deutsche Provinz'; und am 30. Mai 1562 ließ er an Canisius schreiben: ‚Ich versichere Sie, wir tun sehr viel für Ihre

[1] Über die Wirksamkeit der Jesuiten im allgemeinen und über ihre Gegner vgl. unsere Angaben IV 397—420 436—445 458—463 473—476; V 191—271 472 ff. ** Über das Studienwesen, die pädagogischen und didaktischen Grundsätze der Jesuiten im allgemeinen vgl. die Einleitung von Duhr, Studienordnung 1—174. Im historischen Teil dieser Einleitung handelt Duhr besonders auch über den Einfluß, welchen die Praxis des niederländischen christlichen Humanismus auf die pädagogischen Anschauungen des hl. Ignatius und damit auf die Bildung des Schulwesens der Jesuiten übte, wie für die Einrichtung des höheren Studienwesens das Vorbild der Universität Paris maßgebend war.

Provinz, vielleicht so viel, wie für alle andern Ordensprovinzen zusammen; es ist, als häten wir hier keine andere Sorge als die, Leute für Deutschland heranzubilden.'[1]

Hatten urteilsberufene Katholiken in den Jahren 1538, 1541, 1550 darüber geklagt, daß, während das katholische Schulwesen daniederliege, die protestantischen Schulen in Blüte ständen und die ganze deutsche Jugend an sich zögen[2], so ließen sich drei Jahrzehnte später, nachdem eine Anzahl Jesuitenschulen entstanden war, ebenso urteilsberufene Protestanten aus verschiedenen Gebieten des Reiches dahin vernehmen, daß diese Schulen den protestantischen in Unterweisung und Zucht weit überlegen seien und deshalb auch von vielen protestantischen Schülern besucht würden. So schrieb z. B. Wilhelm Roding, Professor am Pädagogium zu Heidelberg, in einer dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich III. ‚Wider die gottlosen Schulen der Jesuiten' gewidmeten Schrift unter den ärgsten Schmähungen gegen den Orden: ‚Sehr viele Leute, die doch zu den Christen gezählt werden wollten, übergäben ihre Kinder den Jesuiten zum Unterricht. Dieses sei äußerst gefährlich, weil die Jesuiten ausgezeichnete und scharfsinnige Philosophen seien, vor allem darauf bedacht, ihre ganze Gelehrsamkeit auf die Erziehung der Jugend zu verwenden; sie seien die feinsten und gewandtesten Lehrer und wüßten sich nach den natürlichen Anlagen eines jeden Schülers zu richten.'[3] In Hessen drückte der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1582 ebenfalls seinen tiefen Kummer darüber aus, daß protestantische Eltern adeligen und bürgerlichen Standes nicht Anstand nähmen, ihre Kinder in die Schulen der Jesuiten zu schicken und ‚deren Fleiß und Arbeit zu rühmen'[4]. Im Jahre vorher äußerte sich der Protestant Andreas Dudith aus Breslau gegenüber einem Freunde: ‚Ich meinesteils wundere mich nicht, wenn ich höre, daß jemand zu den Jesuiten übergeht. Sie besitzen eine vielseitige Gelehrsamkeit, sind beredt, lehren, predigen, schriftstellern, disputieren, erteilen der Jugend unentgeltlich Unterricht, und zwar mit einem unermüdlichen Eifer; überdies empfehlen sie sich durch ein sittenreines Leben und Bescheidenheit'; dagegen sei unter den mit dem Namen des Evangeliums sich Brüstenden die Wissenschaftlichkeit nicht groß, jedenfalls nicht so groß, daß sie mit der gelehrten Bildung der Jesuiten einen Vergleich aushalten könnte[5]. Aus Preußen erging über den Vorzug, welchen protestantische Eltern den Jesuitenschulen gaben, bereits im Jahre 1568 die Klage Joachim Mörlins: ‚Der Papst und seine Bauchknechte sehen, daß an den

---

[1] ** Canisii Epistulae III 440 451. Vgl. auch Al. Kröß S. J., Der selige Petrus Canisius in Österreich, Wien 1898, 145—148.

[2] Vgl. oben S. 41. [3] Vgl. unsere Angaben IV 475.

[4] Nigrinus, Papistische Inquisition (1582) 722.

[5] Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus, Elberfeld 1857, 504—505.

Schulen alles gelegen ist, darum ist der Teufel so arglistig in ihnen, hält diese Sekte allein darauf, daß sie gute Schulen anrichten und halten, dazu sie auch Kunst genug haben, auch mehr Fleiß und Arbeit daran legen, denn leider nunmehr bei uns geschieht; damit locken sie nicht allein die Jugend an sich, sondern stehlen auch den frommen Eltern ihre Herzen, daß sie ohne weiteren Bedacht ihre Kinder bei ihnen zur Schule tun, da sie bald und in kleiner Zeit etwas Redliches können ausrichten.' [1] Als Nathan Chyträus, Professor zu Rostock, im Jahre 1578 auf die ‚allgemeine Klage' zu sprechen kam, daß die Jugend ‚in Ausgelassenheit und Wildheit gleichsam ertrunken' sei, stellte er den Jesuitenschulen ein Zeugnis aus, welches leicht erklärt, daß, wie die katholischen, so auch viele protestantische Eltern denselben ihre Zuneigung zuwandten. Manche schreiben, sagte er, die herrschende Verwirrung und Ausgelassenheit einem göttlichen Verhängnis zu; aber dieses sei frevelhaft, denn es gebe noch herrlich blühende Schulen. ‚Was sollen wir denn von den Schulen der Jesuiten, wie man sie nennt, von der Religion abgesehen, halten? Wahrlich, diese Schulen, an so verschiedenen und weit voneinander entlegenen Orten allenthalben zerstreut, könnten nicht überall diesen Ernst der Zucht, diesen Fleiß und diese Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweisen, wenn jene Auflösung der Zucht in einem göttlichen Verhängnis ihren Grund hätte.' [2]

Ein für die Erziehung geradezu in erster Linie entscheidendes, auch für den Unterricht bedeutendes Moment der Jesuitenschulen lag darin, daß die

---

[1] Vgl. unsere Angaben IV 473—474.

[2] Döllinger I 515—516. Ruhkopf 378 sagt: ‚In den Jesuiter-Kollegien wurde die Jugend ohne große Kosten, und die ärmere ganz frei, sehr sorgfältig, sanft und milde behandelt und erzogen. Die Jesuiten betrugen sich als gütige Väter: sanftes Zureden, herzliche Vorstellungen vertraten die Stelle der körperlichen Strafen, die höchst selten bei ihnen waren. Sie konnten also auf die größeste Anhänglichkeit der Zöglinge, die sie entlassen hatten, zuverlässig rechnen. In ihren Kollegien herrschte eine Sittenreinigkeit, welche man vergeblich auf den protestantischen Schulen und Universitäten suchte. Man wußte nichts von schimpflichen Züchtigungen, denn die verwahrloseten und ganz verdorbenen, bei denen ihre sanfteren Mittel nichts halfen, litten sie nicht weiter unter ihren Alumnen, und schickten sie wieder zu ihren Eltern. Bei ihnen selbst konnte nicht leicht eine solche Sittenlosigkeit und Verwahrlosung eintreten, weil sie alles mit der größten Vorsicht entfernten, was die Einbildungskraft der ihnen anvertrauten Jugend hätte irre leiten und beflecken oder ihren Sitten schädlich werden können. Die Sorge für die Reinlichkeit und Ordnung in den Zimmern der Zöglinge, im Anzuge, und in ihrer kleinen Ökonomie war musterhaft, und die Pflege, welche die kranken Alumnen genossen, nicht minder genau und herzgewinnend. Überall standen sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer, welche sie selbst bei ihren Spielen und körperlichen Bewegungen, denen gewisse Stunden angewiesen waren, nie aus den Augen

Jugend an denselben Priester und Religiosen zu Erziehern erhielt, Männer, welchen die Sprachwissenschaft, der Humanismus, wie alles Wissen überhaupt, nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles, der christlichen Bildung, war, welche der Welt entsagt und in jahrelanger Übung der Selbstüberwindung sich zum Lehrerberuf vorbereitet hatten, Mitglieder eines Ordens waren, dessen apostolische Tätigkeit sich weit über die Grenzen Europas hinaus erstreckte.

Sie gingen nicht wie die Lehrer der alten Klosterschulen hauptsächlich darauf aus, wieder Ordensleute heranzuziehen, sondern der Jugend eine Vorbildung zu gewähren, welche sie ebensosehr zu späteren weltlichen als theologischen Studien befähigte. Sprachstudium, überhaupt weltliches Wissen wog darum vor; die Zahl der besondern Religionsstunden war gering, aber schon durch die Persönlichkeit der Lehrer, ihre Anschauungsweise, den Geist, welcher das ganze Unterrichtswesen beseelte, wurde der Unterricht der Erziehung untergeordnet und diese religiös geweiht.

Schon der Umgang mit Lehrern, welche sich durch die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams dem Dienste Gottes gewidmet hatten, täglich dem betrachtenden und dem mündlichen Gebete oblagen, mußte auf die Knaben einen veredelnden Einfluß ausüben. Von den Lehrern begleitet, wohnten sie täglich dem heiligen Meßopfer bei, empfingen häufig die heiligen Sakramente und erhielten in der Beicht eine ihrem Alter und ihrem Stande entsprechende Seelenleitung. Ein religiöser Familiengeist brachte Lehrer und Schüler einander näher. Die geregelte Zucht und Ordnung des Ordenshauses dehnte ihre Einwirkung auch auf die Schule aus und bändigte den jugendlichen Übermut, ohne den jugendlichen Geist selbst in seiner Frische und Freudigkeit anzutasten.

Für sämtliche Jesuitenanstalten galten die Vorschriften, welche auf Befehl des Ordensstifters Ignatius im Jahre 1556 den nach Ingolstadt entsandten Jesuiten erteilt worden waren. Dahin gehören: Die Studien sollen nach Anordnung des Obern betrieben werden, und dieser sorge dafür, daß jeder sich tüchtig anstrenge und als einziges Studienziel die wissenschaftliche Förderung für sich und andere betrachte; damit aber alle ihre Gesundheit und die zum Dienste Gottes notwendige Kraft bewahren, sollen sie sowohl

ließen.' Auch der Jesuitenfeind E. Zirngiebl erkennt S. 317 an: ‚In ihren Kollegien war eine Lehrfähigkeit, eine Urbanität und Disziplin, daß die höheren Stände und selbst viele Protestanten ihre Söhne den Jesuiten anvertrauten; die satzungsmäßige Unentgeltlichkeit des Unterrichts zog ohnehin die Söhne der minder bemittelten Stände zu den Jesuitenschulen hin. Auf solche Weise bereiteten die Jesuiten eine Reaktion vor, welche den Protestantismus nicht nur ins Stocken brachte, sondern ihm eine Eroberung um die andere wieder abnahm.'

in ihren Studien als in ihren Andachten und geistlichen Übungen vor Überanstrengung sich hüten: alles soll mit Maß je nach Verhältnis der Personen, des Ortes und der Zeit geschehen. Es soll ein eigener Pfleger für die Erhaltung der Gesundheit und der Körperkraft angestellt werden, und ebenso ein eigener Krankenpfleger, welcher mit besonderer Sorge der Erkrankten sich annimmt und ihnen alles, was zu ihrer Wiedergenesung verordnet worden, verschafft. In die Schulen nehme man Personen jeden Standes auf, welche bescheiden und in der geziemenden Zucht leben wollen; eine Überbürdung mit Arbeiten darf nicht stattfinden; auch die Zahl der Schulstunden soll eine gemäßigte sein; mit Klugheit gönne man die notwendige Erholung, und reiche zur Kost, was der Körper bedarf; von Schülern dürfen weder Almosen noch Geschenke angenommen werden[1].

Was die Beobachtung der Schulordnung und der Vorschriften für die Studien anbelangte, so ging man in den Jesuitenschulen allgemein von dem Grundsatze aus, daß dieselbe durch Hoffnung auf Ehre und durch die Furcht vor Schande besser als durch Schläge erreicht werde. Deshalb lauteten die Verordnungen: Körperliche Züchtigungen sollen nur sehr maßvoll angewendet, für gewöhnliche Schulvergehen als höchste Strafe nur sechs Schläge mit der Rute gegeben werden. Kein Mitglied der Gesellschaft darf die Schüler persönlich züchtigen, denn das ist das Amt eines angestellten ‚auswärtigen' Zuchtmeisters; jeder Lehrer hat sich aller Beleidigung des Schülers in Wort und Tat zu enthalten; ein einsames Einsperren darf nur stattfinden, wenn der Rektor, der oberste Vorgesetzte des Schulvorstehers oder Präfekten, dazu ausdrücklich seine Erlaubnis erteilt. Wenn ein Schüler sich einer Strafe weigert oder keine Hoffnung auf Besserung bietet, den Mitschülern zur Last oder durch sein Beispiel zum sittlichen Verderben gereicht, soll er aus der Schule entlassen werden[2].

Bezüglich des Unterrichtes in der Religion hatte Ignatius im Jahre 1556 für die Ingolstadter Patres Anweisungen gegeben, welche in allen Anstalten gemeingültig wurden. Alle Lehrer, befahl er, sollen Sorge tragen, in die Herzen ihrer Zuhörer, auch der jüngsten, die katholischen Glaubenssätze einzupflanzen; man soll gute Sitten und Tugenden einprägen und nicht

---

[1] Bei Pachtler III 458 ff; vgl. I 130 131. ** Über das Erziehungsideal der Jesuiten und die von ‚einer oft geradezu verblüffenden Kritiklosigkeit in der Behandlung der Quellen' zeugenden Vorurteile und Angriffe moderner protestantischer Gegner vgl. Duhr, Studienordnung 24 ff. Über die Vorbereitung der Lehrer nach der sittlichen und religiösen wie nach der wissenschaftlichen Seite vgl. ebd. 34 ff.

[2] Vgl. die Vorschriften bei Pachtler I 64 Nr 5, 160 164 267 Nr 29, 279 Nr 250, 320 Nr 10 und II 369 395 Nr 39, 459. ** Vgl. auch die Abschnitte über Schulzucht und Strafen bei Duhr, Studienordnung, Einleitung 50 ff.

meinen, man habe es allein mit der Literatur zu tun. Sorglich bemühe man sich in der Schule wie auf der Kanzel, die Wahrheit des rechten Glaubens derart nachzuweisen, daß die etwa anwesenden Häretiker christliche Liebe und Bescheidenheit herausfühlen; nicht eine einzige Unbill komme über die Lippen des Lehrers, noch zeige er Entrüstung über die Irrtümer: aus der einfachen Begründung der katholischen Glaubenssätze wird man die Falschheit der entgegenstehenden Lehren erkennen [1].

Zur richtigen Würdigung der Jesuitenschulen ist auch folgendes zu berücksichtigen.

Obgleich der Orden seit seiner Entstehung nach Provinzen sich gliederte, welche der politischen Einteilung Europas entsprachen, herrschte doch eine große Freizügigkeit und ein lebhafter Verkehr im Sinne jener Gemeinsamkeit, welche die Männer der Schule und der Wissenschaft einst durch ganz Europa hin miteinander verbunden hatte. Fremde Jesuiten lehrten in Deutschland, deutsche in andern Ländern. Lehrbücher von Italienern und Franzosen fanden Verwendung in deutschen Kollegien, wie diejenigen der Patres Jakob Gretser und Jakob Pontan [2] nach Italien, Frankreich und Polen drangen. Zum Aufbau der gemeinsamen Studienordnung des Ordens wirkten Gelehrte aus allen Nationen zusammen, und die Erfahrungen der im großen Zweikampf am meisten beteiligten Deutschen kamen den katholischen Ländern nicht weniger zu gute, als jenen die Überlieferungen des alten katholischen Schulwesens.

In Köln, wo im Jahre 1544 der Grund zu dem ersten deutschen Jesuitenkollegium gelegt worden war, wurde den Patres im Jahre 1556 die Leitung eines der drei städtischen Gymnasien [3] eingeräumt, welches dann bald die beiden andern [4] tief in den Schatten stellte. Pater Petrus Canisius, der bedeutendste Begründer des gelehrten Unterrichtswesens der Jesuiten in Deutschland, hatte in verschiedenen Briefen an seine zu Köln und anderwärts weilenden Ordensgenossen über die Studienweise und die Studienziele in den humanistischen und in den philosophischen Fächern sich ausgesprochen und darauf gedrungen, Schuldisputationen in lateinischer und Predigtübungen in deutscher Sprache abzuhalten. So schrieb er am 14. Dezember 1551 aus Ingolstadt nach Köln: ‚Ich möchte wünschen, daß ihr euch und eure Schüler im Deutschen übtet; bei uns halten an den Feiertagen die Studierenden bald

[1] Bei Pachtler III 470 (Nr 12) 474 (Nr 6).
[2] Über die später noch Rede sein wird.
[3] Das Gymnasium Tricoronatum.
[4] Das Laurentianum und das Montanum.

lateinischen Vortrag, bald deutschen.' Bald darauf, am 2. Januar 1552, berichtete Canisius aus Ingolstadt nach Rom an den hl. Ignatius: ‚An den Sonn- und Festtagen nachmittags kommen viele Studenten zu uns; da muß dann einer von ihnen einen Vortrag halten; früher taten sie das in lateinischer Sprache; jetzt haben wir es so weit gebracht, daß sie es auch in deutscher tun. Das ist, glaube ich, für sie eine gute Vorbereitung auf das Predigtamt.'[1] Zur Erzielung einer reinen Latinität wurde am Kölner Kolleg bereits im Jahre 1558, wie später anderwärts, ausschließlich Cicero zur Nachahmung empfohlen. Nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Schulen wurde, wie in den protestantischen, so auch in den Jesuitenschulen das Lateinsprechen in den Schulräumen vorgeschrieben[2]. Öffentliche Prüfungen, öffentliche Schülervorträge, Vorträge aus dem Stegreife, öffentliche und Privatdisputationen sollten bei Lehrenden und Lernenden einen regen Wetteifer erzeugen[3]. Aber

---

[1] ** B. Petri Canisii Epistulae et Acta, ed. O. Braunsberger S. J., I, Friburgi Brisgoviae 1896, 389 394. Den Wiener Jesuiten empfahl Canisius in Briefen vom Jahre 1557 und 1560, daß sie ihre jungen Leute im deutschen Vortrage üben möchten. Der Ordensgeneral Jakob Laynez drückte in einem Schreiben aus Rom vom 1. März 1561 dem Rektor des Münchener Kollegiums seine Befriedigung darüber aus, daß man dort das Deutsche fleißig betreibe (ebd. II 145 582; III 63).

[2] Bei Pachtler I 135—138 145 ff. Bezüglich des Deutschen heißt es in einem Memoriale des Visitators Ferdinand Alber für das Mainzer Kolleg im Jahre 1602: ‚Exercitium linguae germanicae commendatum sit.' Pachtler III 145. Nach einer Schulordnung aus dem Jahre 1560 sollte Samstag nachmittags in der dritten Klasse eine Stunde Katechismusunterricht in deutscher Sprache stattfinden. Pachtler I 154. Oliverius Manareus, Visitator der rheinischen Provinz, verordnete im Jahre 1583: Für französische Schüler, welche von ihren Eltern geschickt würden, um Deutsch zu lernen, dürfte kein Franzose als Präzeptor bestimmt werden, ‚ne negligentiores illi fiant in germanica (lingua) addiscenda et nostrum collegium pluribus personis aut oneribus gravetur'. Es sei dafür zu sorgen, ‚ut discipuli germanicae linguae peritiores aliis condiscipulis eius ignaris hanc caritatem praestent, ut constructiones et themata eis interpretentur'. In den Schulen solle alle Sorgfalt darauf verwendet werden, ‚ut sermo latinus inter omnes discipulos vigeat, neque liceat eis libere et assidue germanice, aut lingua patria loqui'. Verstöße dagegen sollten mit einer ‚Nota' oder einem Signum (das dem Schüler angehängt wurde) geahndet werden. Pachtler I 277; vgl. 171. Die allgemeine Studienordnung vom Jahre 1599 verordnete: ‚Mit Ausnahme jener Schulen, in welchen die Schüler das Latein noch nicht verstehen, soll das Lateinsprechen besonders streng festgehalten werden. Deshalb sei in allen Sachen, welche zur Schule gehören, der Gebrauch der Muttersprache niemals gestattet; man zeichne sogar jene an, die hierin nachlässig waren; eben darum spreche auch der Lehrer beständig lateinisch.' Pachtler II 385. — In den protestantischen Lateinschulen und Gymnasien wurde auf das Deutsche noch viel weniger Rücksicht genommen als bei den Jesuiten, und das Deutschsprechen selbst außerhalb der Schulräume schärfer verfolgt; vgl. unsere Angaben oben S. 47 ff.

[3] Bei Pachtler 142—144 146.

sie sollten keineswegs als Mittel zur Erregung von Eitelkeit und Ruhmsucht verwendet werden[1].

In Köln erteilten die Patres Unterricht nicht allein im Lateinischen und im Griechischen, sondern auch in der Mathematik und in der Astronomie, und zählten bereits im Jahre 1558 beiläufig 500 Zöglinge und 60 Konviktoristen, 20 Jahre später, nachdem das Gymnasium auf sieben Klassen vermehrt worden, 840, im Jahre 1581 über 1000 Zöglinge und Konviktoristen[2], trotz aller Schwierigkeiten, welche ihnen längere Zeit von den Professoren der zwei andern Gymnasien und von der Universität bereitet wurden[3]. Außer den Gymnasien und den lateinischen Vorbereitungsschulen gab es in Köln 22 Pfarrschulen, über welche der Pfarrer, und 11 Stiftsschulen, über welche der Stiftsscholaster die Aufsicht führte; der rege Eifer für die höheren Studien betätigte sich in zahlreichen, oft recht ansehnlichen Schulstiftungen[4].

Von Köln aus erfolgte die Einrichtung von Jesuitenkollegien, mit welchen Gymnasien verbunden wurden, seit dem Jahre 1561 zu Mainz und zu Trier, im Jahre 1575 zu Heiligenstadt, 1582 zu Koblenz. Um das Jahr 1581 belief sich die Zahl der Schüler in Mainz auf beiläufig 700, in Trier auf beiläufig 1000, in Koblenz und Heiligenstadt auf je 200[5]. Von letzterer Anstalt wird bestimmt angegeben, daß außer im Lateinischen und im Griechischen in der Geschichte und Geographie, später auch in der Mathematik unterrichtet wurde[6].

---

[1] So schärften z. B. die Schulregeln aus dem Jahre 1560—1561 ein: ‚Omnibus quam maxime persuasum erit se bonis literis non alias ob causas vel a parentibus destinari, vel a praeceptoribus institui, quam ut hinc Dei Opt. Max. gloriam ac suam aliorumque salutem facilius quaerere, firmique tueri queant. *Unde philautiam et inanis gloriae cupiditatem a se modis omnibus exstirpare nitentur.*' Bei Pachtler I 169. In der allgemeinen Ratio studiorum der Jesuitenschulen heißt es: ‚Der Wettstreit wird gewöhnlich so angelegt, daß entweder der Lehrer fragt und die miteinander Wetteifernden die Antwort verbessern, oder daß die Wetteifernden einander gegenseitig abfragen.' Übungen dieser Art seien hoch zu schätzen, ‚damit ein ehrbarer Wetteifer (honesta aemulatio), der ein mächtiger Hebel des Fleißes ist, befördert werde'. Pachtler III 392 f.

[2] Vgl. unsere Angaben IV 414 und V 203.

[3] Vgl. Ennen IV 703—705; Paulsen 270. ** Über die ältesten Studienpläne des Jesuitengymnasiums in Köln vgl. B. Duhr in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte VIII (1898) 130—146. Hier S. 137 ff. auch biographische Mitteilungen über den ersten Regens der Kölner Schule, P. Johannes Rethius, den Haupturheber der Kölner Studienpläne.

[4] v. Bianco I 349 457; II xv.

[5] Vgl. unsere Angaben IV 414 473 und V 203. A. Dominicus, Gesch. des Koblenzer Gymnasiums. Programm, 1862.

[6] G. W. Grimme, Gesch. des Gymnasiums zu Heiligenstadt, Heiligenstadt 1875, 4 7.

In den Rheinlanden war schon vor Ankunft der Jesuiten ein erfreulicher Eifer für die Hebung des höheren Schulwesens erwacht: alte einfache Lateinschulen wurden zu Gymnasien erweitert und mit Stiftungen ausgestattet, die Besoldungen der Lehrer erhöht.

Großen Ruf erwarb sich namentlich die Düsseldorfer Schule, welche im Jahre 1545 mit Beihilfe des Herzogs Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg in ein ‚herzogliches‘ akademisches Gymnasium mit sieben Klassen umgewandelt und der Leitung des hervorragenden Schulmannes Johann Monheim übergeben worden war. Auch dort wurde wenigstens in Nebenstunden oder während der Herbstferien Unterweisung in den Realfächern, welche der Rektor begünstigte, erteilt [1]. In kirchlicher Beziehung wurde die Anstalt unter Monheim eine eigentliche Pflanzstätte des Protestantismus. Im Jahre 1560 gab Monheim einen Katechismus heraus, in welchem er die katholische Kirche heftig angriff. Zwei Kölner Jesuiten veröffentlichten dagegen noch in demselben Jahre die später berühmt gewordene ‚Zensur und wissenschaftliche Darlegung der Irrtümer, welche im Katechismus des Grammatikers Johann Monheim zu Düsseldorf enthalten sind‘ [2]. Gewidmet war das Werk dem Herzoge Wilhelm, vor dessen Augen gezeigt werden sollte, wie Monheim ‚seine Mutter, die katholische Kirche, gleich einer Natter beiße‘ [3]. Der Herzog aber schwankte damals selbst noch zwischen dem alten Glauben und der neuen Lehre; erst im Jahre 1574 ließ er dem Papste erklären: ‚daß der Schule in unser Stadt Düsseldorf etliche unbewerte Regenten und Schulmeister eine Zeitlang vorgestanden,

---

[1] Vgl. Schmitz, Fr. Marcoburanus 9—10. ** Über die Pflege der Mathematik an der Düsseldorfer Schule unter Monheim vgl. auch ‚Histor. Studien und Skizzen‘ 1 f 40 ff. Wie eifrig Herzog Wilhelm das Schulwesen gepflegt haben wollte, ergibt sich aus seiner Landes- und Polizei-Ordnung vom Jahre 1554. ‚Dieweil‘, heißt es darin, ‚zu Aufrichtung und Erhaltung einer ehrbaren guten Polizei, darvon dann Land und Leuten Ehr und Wohlfahrt entsteht, der führnemsten Wege und Mittel eines ist, daß die Jugend zu der Ehr und Furcht Gottes, auch Tugend, nützlichen und ehrlichen Künsten auferzogen werde, darzu dann die lateinischen Schulen ein fürnehmster Anfang sein sollen, so haben wir für eine sondere hohe Nothurft und Förderung des gemeinen Nutzens bedacht, wie wir auch hiermit in allem Ernst gebieten, daß eine jede Obrigkeit in den Städten, Flecken und Dörfern, da von Alter lateinische Schulen gehalten, fleißig daran sei, damit solche Schulen, da sie abgekommen, wieder aufgerichtet und in ein ordentlich, beständig, gut Wesen gebracht werden.‘ Kuhl, Gymnasium zu Jülich 28.

[2] Censura et docta explicatio errorum catechismi Ioannis Monhemii etc., Coloniae 1560. ** Auf dem Titel der Schrift heißt es nur, sie sei im Auftrage der theologischen Fakultät der Kölner Universität verfaßt; es ist aber jetzt nachgewiesen, daß die Kölner Jesuiten Heinrich Dionysius (Denys) und Franz Coster die Verfasser sind (Canisii Epistulae II 721—722).

[3] Censura 237.

die sich in ihrer Lehr und Schreiben anders als sich gebührt verhalten, solches ist unser Wille und Gefallen nicht gewesen; so sind sie auch einesteils vor etlichen Jahren verstorben, die andern abgeschafft'[1]. Damals aber neigte sich die Düsseldorfer Anstalt, welche die Hauptlandesschule für das Herzogtum Berg sein sollte, bereits dem Verfalle zu, welcher dann durch die Kriegsereignisse, namentlich durch den von dem Kölner Erzbischof Gebhard von Truchseß heraufbeschworenen Krieg, beschleunigt wurde. Unter Monheim († 1564) und seinem Nachfolger Franz Fabricius, von seinem Geburtsorte Düren Marcoduranus genannt, einem auch als Philologen bedeutenden, durch sein Hauptwerk ‚Geschichte Ciceros' mit dem Ehrentitel eines deutschen Cicero ausgezeichneten Manne, hatte das Gymnasium unterweilen 1700—2000 Schüler gezählt[2]. Acht Jahre nach dessen Tod († 1573), im Jahre 1581, zählte es deren kaum noch 100. Im Jahre 1594 klagte der Magistrat in einer Eingabe an die herzogliche Regierung: Durch den starken Rückgang der fürstlichen Schule sind die Stadt und die umliegenden Dörfer ihrer Nahrung ganz und zumal beraubt worden; die Eingesessenen schicken ihre Kinder jetzt auf andere, teils einheimische teils ausländische Schulen; viele Eltern lassen sie müßig gehen und ohne Unterricht aufwachsen; der Rektor und der Lehrer der Quarta können bei der geringen Schülerzahl und dem Gehalte, welches sie von dem Fürsten beziehen, nicht auskommen[3]. In besseren Zeiten war die Besoldung in Düsseldorf eine nicht unbeträchtliche gewesen: um das Jahr 1544 erhielt jeder Lehrer einen Gehalt von 130 Rittergulden oder 390 Gulden[4].

Nach dem Vorbilde Düsseldorfs war im Jahre 1546 die alte Stiftsschule zu Essen auf Betreiben der Äbtissin mit Unterstützung der Geistlichkeit und des Magistrates zu einem sechsklassigen Gymnasium erhoben worden, kam aber niemals zu einem rechten Gedeihen[5]. Zu Neuß entstand im Jahre 1562 aus der alten Lateinschule eine vierklassige Anstalt; der Jahresgehalt des Rektors, welcher früher 100 Taler bezogen hatte, wurde auf 120 Taler erhöht, das ihm zufließende Schulgeld für jeden Knaben auf monatlich 6 Albus festgestellt. Jedoch auch dort begann schon im truchsessischen Kriege der Verfall; die Anstalt gelangte erst wieder zu Ansehen, seitdem die Jesuiten im Jahre 1616 die Leitung übernommen hatten[6]. Die zu Jülich im Jahre 1572 gemeinsam von dem Magistrate und dem Kapitel unter ‚gnädiger Hilfe und Beförderung des Herzogs Wilhelm und anderer Gutherzigen' in ein Gym-

[1] Bei L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein I 207.
[2] Schmitz, Fr. Marcoduranus 11 ff 48.
[3] Nettesheim 227—228. W. Schmitz a. a. O.
[4] Nettesheim 196. [5] Ebd. 192—194.
[6] K. Tücking, Gesch. des Gymnasiums zu Neuß, Neuß 1888, 13—29.

nasium mit sieben Klassen umgewandelte Lateinschule[1] war im Besitze reicher Renten und erhielt von seiten der ‚Gutherzigen' gleich von ihrer Gründung an viele Vermächtnisse, unter diesen das eines Laien und seiner Ehefrau im Betrage von 800 Goldgulden und das eines Kanonikus im Betrage von 400 Talern für die Schule und 500 Talern zur Verwendung für arme Schüler[2]. Einer ihrer Rektoren war Matthias Paludanus, welcher mit großem Erfolge am Gymnasium zu Emmerich gewirkt hatte und der Erzieher der Söhne des Herzogs Wilhelm gewesen war[3].

Allein bereits im Jahre 1581 wird in einer von Räten des Herzogs Wilhelm veranlaßten Beschwerdeschrift über den Rückgang der Schule: Fahrlässigkeit des Rektors und der Lehrer, Zuchtlosigkeit der Schüler, geklagt. Im Jahre 1585 war ‚die Jugend wegen itziger gefährlichen Zeiten und Kriegsempörung' nur noch ‚in kleiner Anzahl vorhanden'[4]. Vergebens boten ‚die Herren des Rats und des Kapitels' im Jahre 1587 dem Emmericher Rektor Gerhard Rovenius die Leitung der Anstalt an mit einem Jahresgehalte, dessen sich protestantische Rektoren auch in den größten Städten nur in den seltensten Fällen erfreuten: er sollte jährlich 200 Taler erhalten und außerdem noch eine Vergütung von 10 Talern für die Verwaltung des Schulvermögens[5].

---

[1] Kuhl, Gymnasium zu Jülich 34 ff.

[2] ‚Das waren die Anfänge einer langen Reihe von Zuwendungen für die Schule, die, wie geringfügig auch manche waren, immerhin den guten Willen und die Begeisterung für die Schule und die Vaterstadt zeigen. Selbst bis in die schlimmen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hinein finden wir noch immer Vermächtnisse für die armen Studenten.' Kuhl 76—79.

[3] Ebd. 64. [4] Ebd. 68—73 90 ff.

[5] Ebd. 58—59 (vgl. ebd. 77 über die ‚mercedes scholasticae'). Die Summe war gewiß nicht unansehnlich in einer Zeit, in welcher man ‚für 15 Taler noch ein Rathaus mieten konnte'. S. 60. Auch in kleinen katholischen Städten am Niederrhein waren die Einnahmen der Lehrer keineswegs kümmerlich. So bezog z. B. in Kempen, wo beiläufig 100 Kinder die Schule besuchten, der Schulmeister, unter der Verpflichtung, einen Gehilfen zu unterhalten, im Jahre 1565 jährlich: für Hausmiete und Heizung 10 Taler, für verschiedene Kirchendienste 8 Mark, 14 Goldgulden, 8 Gulden, 3½ Taler, 3 Simmer Roggen und 18 Albus, ½ Malter Roggen und an Schulgeld 47—50 Gulden. Im Jahre 1580 bewilligte die Stadt dem Schulmeister einen Jahresgehalt von 174 Mark oder 40 Talern, dem Unterlehrer 32 Taler. In Geldern wurde im Jahre 1549 die jährliche Besoldung für jeden der beiden Lehrer außer dem Schulgeld auf 30 Rittergulden oder 90 Gulden angesetzt, später, bei sinkendem Wohlstande auf 16—20 Rittergulden vermindert; in Kalkar genoß der erste Schulmeister die Einkünfte einer Vikarie, außerdem 24 Gulden und 3—6 Daler als ein Geldgeschenk. Nettesheim 196 317—319 466 613. Auch in andern katholischen Gegenden finden sich günstige Besoldungsverhältnisse. So erhielt beispielsweise in Meersburg der lateinische Schulmeister gemäß einer Bestallung vom Jahre 1591 an Geld 63 Gulden, als Schulgeld alle Fronvasten von jedem Knaben 11 Kreuzer, ferner 1½ Fuder Wein

Rovenius aber kehrte Deutschland den Rücken und ging nach Holland, denn auch in Emmerich, wo er um das Jahr 1579 Rektor geworden war, befand sich das Schulwesen in voller Zerrüttung.

Bis um die Mitte des Jahrhunderts hatte das Gymnasium zu Emmerich [1] seinen alten Ruhm behauptet und war sowohl hinsichtlich der Tüchtigkeit seiner Lehrer und des Umfangs der Lehrgegenstände als der Zahl der Schüler eine der bedeutendsten Anstalten Deutschlands, für den ganzen Niederrhein das Hauptbollwerk gegen den Ansturm der religiösen Neuerungen und die Hauptbildungsstätte für die dortige Geistlichkeit. Unter Peter Homphäus, der das Rektorat bis zum Herbste 1533 bekleidete, zählte man zeitweilig bis an 1500 Schüler, unter seinem Nachfolger Matthias Bredenbach, welcher seit dem Jahre 1524 als Lehrer der obersten Klassen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erteilt hatte, bisweilen sogar bis an 2000. Bredenbach, ebenso hervorragend als Schulmann wie als Gelehrter, hielt, obgleich Laie, auch Vorlesungen über die Heilige Schrift und verfaßte lateinische Kommentare zu dem Evangelium Matthäi und zu den ersten 69 Psalmen, welche Zeugnis ablegen von seinen gründlichen Kenntnissen in der Theologie und seiner Vertrautheit mit den klassischen Sprachen und dem Hebräischen. Sein im Jahre 1557 herausgegebenes lateinisches Werk ‚Über die in der Kirche ausgebrochenen Streitigkeiten' behauptet nach Inhalt und Form eine hervorragende Stelle in der damaligen katholischen Polemik. Von besonderer Wichtigkeit sind darin seine Äußerungen über das Emporkommen und den Niedergang des wissenschaftlichen Lebens und des Unterrichts der Jugend. Die in Deutschland seit dem Beginn des Jahrhunderts mehr als jemals früher aufblühenden Studien hätten der Kirche, sagt er, eine ungemessene Fülle herrlicher Früchte bringen können, seien aber durch die Zwietracht der gelehrten Männer und durch die feindseligsten Kämpfe verwirrt und verunstaltet worden. Leidenschaftliche Streitigkeiten, in jeder Wissenschaft unziemlich und unwürdig, ‚schaden nirgendwo mehr und nachhaltiger, als wo es sich um die Heilige Schrift und die Glaubenslehren der Kirche handelt. Denn in andern Wissenschaften streiten einige wenige oder doch nicht gar viele miteinander, indem die übrigen lachend zusehen, dem Sieger zujubeln, den Besiegten verspotten. In den theologischen Wissenschaften dagegen, in den Streitigkeiten über Religion und Glauben gehen aus derartigen hartnäckigen Kämpfen Häresien und Schismen hervor; nicht bloß einzelne stehen einander gegenüber, sondern das Übel wird mit einem Male in das öffent-

und die Benutzung eines Krautgartens; auch sollte ihm ‚treulich verabfolgt werden, was ihm von etlichen Stiftungen in dem Seelbuch zugehörig'. Straß, Schulverhältnisse 26—27.

[1] Vgl. oben S. 6.

liche Leben geschleudert, zerstört den allgemeinen Frieden und die Eintracht, reißt Könige, Fürsten und ganze Völker in den Kampf hinein. Mit der Verdunkelung der Wahrheit in Glaubens- und Sittenlehren, mit der Zerstörung der Gewalt und der Autorität derjenigen, welche Gott als Leiter und Entscheider in kirchlichen Angelegenheiten verordnet hat, mit der Lockerung aller Zucht müssen notwendig alle die Übel folgen, welche uns durch so viele Unglücksjahre schon so schwer heimsuchen. Und noch sehe ich kein Ende dieser schrecklichen Übel, vielmehr von Tag zu Tag größere und grausamere Trennung.' Was die studierende Jugend anbelange, so sei bei derselben infolge der religiösen Wirren an Stelle der früheren Sittsamkeit und Eingezogenheit eine wachsende Zügellosigkeit und Verwilderung getreten. Darüber habe er während der 32 Jahre seiner Wirksamkeit als Lehrer die traurigsten Erfahrungen gemacht. ‚Ich verglich die Sanftmut derjenigen, welche in der Zucht, im Glauben, in der väterlichen Religion sich halten ließen, mit der Wildheit und Hartnäckigkeit der andern, welche der fälschlich von ihnen als evangelische Freiheit gepriesene Geist der religiösen Neuerung und Ausgelassenheit aufgebläht hatte. Ich sah die Furcht des Herrn zugleich mit der Frömmigkeit und Religion und mit der Königin aller Tugenden, der christlichen Liebe, plötzlich dahinschwinden, und statt dieser die Flammen des Zornes und des Hasses emporschlagen. Indem ich vor meinen Augen alles in Barbarei versinken sah, erinnerte ich mich an das Wort des Herrn: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."' Auch die katholischen Kreise ergriff das Verderbnis, und der allgemeine Verfall der häuslichen Erziehung wurde auch hier die Hauptursache unseliger Schulzustände. Bredenbach entwarf davon durchaus dieselbe Schilderung, wie sie sich bei den angesehensten protestantischen Schulmännern, einem Georg Fabricius, Michael Neander, Valentin Trotzendorf, Hieronymus Wolf und andern, findet. ‚Die Leute', schrieb er, ‚erziehen jetzt ihre Kinder so schlecht, daß den armen Schulmeistern, wenn sie dieselben in den Unterricht bekommen, sofort klar wird, daß sie es nicht mit sittsamen jungen Leuten zu tun haben, die durch das Studium und durch richtige Anschauungen über göttliche und menschliche Dinge zu nützlichen Mitgliedern der Christenheit herangebildet werden könnten, sondern mit wilden Tieren, welche sie bändigen, nicht bloß mit Worten und Schlägen, sondern mit schweren Freiheitsstrafen züchtigen müssen. Früher pflegte man ihnen Jünglinge zu schicken, die vorher im elterlichen Hause durch fromme Belehrungen für die christliche Religion empfänglich gemacht und in der Furcht Gottes, in der Verehrung des Herrn und seiner Heiligen und in der Hochschätzung des geistlichen Standes erzogen waren, und außerdem eine Kleidung trugen, welche ihrem künftigen priesterlichen Berufe entsprach. Aber welche Art von Schülern erhalten wir jetzt? Solche, die mit so verderblichen Vorstellungen über Gott,

die heilige Religion überhaupt angefüllt sind, daß eine gesunde Lehre bei ihnen keinen Raum mehr findet. In ihren abgeschmackten und abenteuerlichen Trachten, geschlitzten Kleidern, türkischen Hüten und Soldatenmänteln, nach Soldatenart geschorenen Haaren und wild wachsenden Bärten, ihrem trotzigen und frechen Blick erkennen wir nichts anderes mehr als tierische Roheit und eine mehr als heidnische oder türkische Gottlosigkeit. Solche junge Leute nun sollen wir zähmen, sie sogar in fromme Geistliche umwandeln.' Auch die Zahl der Studierenden geriet in Abnahme. ,Unter die größten Übel, welche uns das neue Evangelium gebracht hat, gehört auch', klagte Bredenbach einem Freunde, ,daß der gemeine Haufe den Haß, welcher ihm gegen Weltgeistliche und Mönche eingeflößt worden, auf die Studierenden und die Studien selbst überträgt und seine Kinder lieber zu allen andern Geschäften als zur Betreibung der Wissenschaften bestimmen will. Daher sehen wir, daß fast sämtliche Schulen in Deutschland zurückgegangen sind; ihr Niedergang muß aber notwendig den Verfall aller Wissenschaften herbeiführen.'

War das Emmericher Gymnasium unter Bredenbach († 1559) wahrscheinlich noch in den dreißiger Jahren von 2000 Schülern besucht worden, so sank die Zahl unter seinem Nachfolger Henricus Uranius auf etwa 800 herab; anfangs der neunziger Jahre befand sich die Anstalt, namentlich auch infolge von langandauernden pestartigen Krankheiten und unter den allen Wohlstand zerstörenden Einwirkungen des niederländisch-spanischen Krieges, in einer solchen Zerrüttung, daß nur mehr 50 Schüler vorhanden waren [1]. Viele, zum Teil ansehnliche Schenkungen, Renten und Stiftungen für die Schule und die armen Schüler legten auch noch in der Zeit des Verfalles ein ehrenvolles Zeugnis ab für die bei Geistlichen und Laien waltende Liebe und Opferwilligkeit [2], waren aber nicht im stande, die Anstalt emporzuhalten. Im Jahre 1593 übernahmen die Jesuiten unter den größten äußeren Schwierigkeiten die Leitung derselben; die Zahl der Schüler, welche anfangs sich auf

---

[1] Näheres bei Köhler, Rückblick 19—48, und Nachträge 93—97. R. Heinrichs, Der niederrheinische Humanist und Schulmann Matthias Bredenbach und sein Urteil über die Reformation, Frankfurt a. M. 1890, 1—17. Als Bullinger in Emmerich war (1516—1519), ,herrschte an der Schule', wie er schreibt, ,eine strenge Zucht' (Köhler 21). Anderthalb Jahrzehnt später erscheint das Leben der Schüler schon ziemlich gelockert. ,Die viertehalb Jahr', heißt es in den Aufzeichnungen des Kölners Hermann von Weinsberg, der von 1531 bis 1534 die Schule besuchte, ,sind mir nicht so gar zu Nutz kommen: die Freiheit, welche die Schüler haben, irret viel daran.' Im ersten Jahre, während er unter guter Aufsicht bei den Fraterherren wohnte, hatte er ,in der Schule niemals Schläge erhalten'; später mietete er sich bei einem Bürger ein, ,bei dem ich', sagte er, ,viel mehr Freiheit hatte, dann im Fraterhaus, das mir nicht zu Gutem kam'. Buch Weinsberg I 75 78 101.

[2] Vgl. darüber Köhler, Nachträge 97—108.

140 belaufen hatte, stieg schon im folgenden Jahre auf 300, um das Jahr 1606 auf mehr als 400, unter welchen sich auch viele Söhne protestantischer Eltern befanden. Eine höhere Blüte wurde durch die Kriegsereignisse verhindert [1].

Größere Erfolge errangen die Jesuiten, trotz aller Drangsale der Zeit, zu Münster in Westfalen, wo die von alters her berühmte, aber längst dem Verfalle sich zuneigende Domschule im Jahre 1588 in ihre Hände überging. Sie begannen dort den Unterricht mit etwa 300 Schülern, hatten deren im zweiten Jahre bereits 900, im Jahre 1592 über 1100, kurz vor dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges über 1300. Wie zu Emmerich, so konnten die Patres auch hier in ihren Jahresberichten verzeichnen, daß protestantische Schüler aus Bremen, Lübeck und aus Preußen am Unterrichte teilnahmen; im Jahre 1603 trafen allein aus der Stadt Oldenzaal in den Niederlanden nicht weniger als 15 ein. Bei der großen Anzahl der Zöglinge bereitete die Aufrechthaltung strenger Ordnung und Zucht große Mühe und Arbeit. Fast in jedem Jahre kamen schwere Ausschreitungen, nächtliche Schlägereien und Verwundungen, hin und wieder sogar grobe und beschimpfende Verbrechen vor, welche bald strenger bald gelinder bestraft wurden. Entfernung aus der Anstalt erfolgte, wie es scheint, nur in Fällen hartnäckigen Ungehorsams und wenn die Schuldigen sich weigerten, die Rutenstrafe zu ertragen. Was die Unterrichtsgegenstände betraf, so waren neben den fünf Lehrern für die Humaniora gleich im Jahre 1588 noch drei andere für das Griechische und die Erklärung der Reden und Briefe Ciceros angestellt worden; bald wurden auch philosophische und theologische Vorlesungen gehalten. Durch eine nach Vorschrift des Trienter Konzils den Stifts- und Pfarrgeistlichen und den Klöstern auferlegte jährliche Abgabe und durch die bedeutende Stiftung eines Weihbischofs beschaffte man die Mittel zur Errichtung eines Alumnates. Von den Schülern wurden viele nach den kleineren Städten Westfalens berufen, um dort den lateinischen Schulen als Rektoren vorzustehen [2].

---

[1] Vgl. unsere Angaben V 231—232. Köhler, Rückblick 49—52.

[2] Näheres bei B. Sökeland, Gesch. des Münsterschen Gymnasiums vor dem Übergange desselben an die Jesuiten, Münster 1826, 51—83 u. 85—92: Nachrichten über das Leben und die Schriften einiger ausgezeichneten Lehrer und Vorsteher der Anstalt. C. F. Krabbe, Geschichtl. Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster, Münster 1852, 95—125; vgl. auch unsere Angaben V 232. ‚Die Blüte des Münsterschen Gymnasiums unter den Jesuiten fällt', sagt Sökeland (S. 51), ‚in eine höchst schreckliche Zeit bürgerlicher Zwietracht und mancherlei Elends. In den letzten zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts wetteiferten Pest und Krieg, die Leiden Westfalens voll zu machen. Die Pest raffte, fast alle zwei bis drei Jahre wiederkehrend,

Drei Jahre vor der Eröffnung des Jesuitengymnasiums zu Münster war zu Paderborn das städtische Gymnasium den Patres mit 140 Zöglingen übergeben worden; gegen Ende desselben Jahres nahmen schon gegen 300 an ihrem Unterrichte teil; 1586 stieg die Schülerzahl auf 400 [1]. Allmählich wurde das Gymnasium erweitert, im Jahre 1614 zu einer Universität erhoben, jedoch ohne medizinische Fakultät. Die neue Hochschule wurde eine Hauptstütze der katholischen Sache im Paderborner Lande [2].

In Bayern war bereits vor dem Beginne der Lehrtätigkeit der Jesuiten durch Herzog Wilhelm IV. im Jahre 1548 für die deutschen wie für die lateinischen Schulen eine neue Schulordnung erlassen worden; der Unterricht in der Religion nach Lehre der katholischen Kirche wurde darin als die Grundlage alles Tuns und Wissens, worauf die Erziehung und Bildung des Menschen beruhe, bezeichnet. In den höheren Klassen der städtischen Schulen soll man den Schülern, lautete die Vorschrift, die Grammatik und Syntax der griechischen und der lateinischen Sprache beibringen und ihnen griechische und lateinische Autoren erklären, allein mit Auswahl, damit die ‚heidnischen Schwätzer und Fabelhansen, die da mit heidnischer Phantasei, Götzendienst und Buhlwerk zu tun haben', nicht die jungen Gemüter von Gott abwenden und mit Dingen bekannt machen, welche dem zarten Alter verborgen sein sollen. Haben die Schüler Grammatik und Syntax ‚wacker' gelernt, dann gehe man mit ihnen zur Poesie und Redekunst über, lehre sie Verse machen

Tausende hin; der Krieg wurde in den Niederlanden zwischen Holländern und Spaniern geführt und verbreitete sich von da aus über Westfalen, welches, teilweise ohne Wehr und Verteidigung und den Raubzügen der Holländer wie der Spanier preisgegeben, fast ärger zertreten wurde als der eigentliche Schauplatz des Kampfes.' Ein Freund der Jesuiten ist Sökeland nicht, aber, schreibt er S. 57: ‚Erfreulich und tröstend ist auf jeden Fall bei der Betrachtung der oft mit Trauer erfüllenden Geschichten dieser Zeit der Gedanke, daß ohne die Jesuiten die Schulen dieser Stadt gänzlich würden in Verfall geraten sein, während sie unter den Jesuiten blühten und eine Zahl von mehr als 1000 Schülern zählten, und ferner der Gedanke, daß die Jesuiten es waren, welche die Gebäude errichteten, deren wir uns noch jetzt erfreuen, und das Vermögen sammelten und sparten, welches noch jetzt unsern Lehranstalten reichliche Mittel gewährt.'

[1] Vgl. unsere Angaben V 238, ** und Richter, Gesch. der Paderborner Jesuiten I, Paderborn 1892, 17 ff 22. Richter zeigt, wie die Jesuiten nicht nur ihr Gymnasium immer mehr zu heben suchten, sondern auch auf die niedern Schulen der Stadt ein scharfes Auge hatten. Unausgesetzt lagen sie im Kampfe mit den sog. Winkelschulen, in welchen die Kinder im Protestantismus unterrichtet wurden; Erfolge errangen sie hier erst nach längerer Zeit; s. Richter 56 90 99 f.

[2] ** Ebd. 127 f 130 ff. Freisen, Die Universität Paderborn, Paderborn 1898.

und einen Gegenstand deutlich und schön vortragen. Vernunftlehre (Dialektik) darf nicht vernachlässigt werden, auch nicht die Rechenkunst und überhaupt die Arithmetik; jedoch darf man nicht zu schwere und zu tief eindringende Rechnungen und Probleme den an das Denken erst sich gewöhnenden, noch allzu jungen Schülern vorlegen. Unter den klassischen Schriftstellern sollen namentlich gelesen werden: Ciceros Briefe und dessen Orator und Abhandlungen von den Pflichten, die Fabeln des Äsop und des Phädrus, jedoch mit Auswahl, Virgils Eklogen und Äneis, aber mit Weglassung anstößiger Stellen, ferner die Oden des Horaz und dessen Epistel über die Dichtkunst. Im Griechischen soll man besonders die heiligen Evangelien im Urtext erklären und sich des Herodot, Plutarch und der Reden des Isokrates bedienen [1]. Von einer Blüte des höheren Unterrichtswesens war jedoch nicht zu berichten; im Gegenteil führte die bayrische Landesordnung vom Jahre 1553 Klage darüber, daß ‚die lateinischen Schulen in den Städten und Märkten fast abgenommen‘ hätten; den Obrigkeiten wurde ans Herz gelegt, für deren Wiederaufrichtung zu sorgen und tüchtige Schulmänner dafür zu bestellen. Wo Mangel an Besoldung vorhanden, müsse ‚Fürsehung geschehen, ob und wie von den vazierenden Pfründen, oder aus den Brüderschaften, Zechschreinen und in anderem Weg Hilfreichung getan werde‘ [2].

Günstiges wird von einigen Klosterschulen berichtet, z. B. von der zu Tegernsee und zu Niederaltaich, wo der Abt Heinrich binnen zehn Jahren die Summe von 8000 Gulden auf Schule und Bibliothek verwendete. In Tegernsee erhielt ein für den Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Lateinischen angestellter weltlicher Lehrer freie Wohnung im Schulgebäude, die Kost im Kloster, täglich ein Maß Wein und zwei Laib Brot zum Heimtragen, jährlich ein Fuder Heu, einen halben Metzen Waizen und einen Metzen Gerste, 20 Gulden in Geld und überdies von jedem Kinde, ‚so ein Ausländer‘, vierteljährlich 8 Kreuzer [3]. Auch in Fornbach bestand eine ‚ansehnliche Schule‘, und der dortige Abt wurde dafür von Herzog Albrecht V. im Jahre 1558 besonders belobt. ‚Wir halten solches‘, schrieb ihm der Herzog, ‚für ein gottselig, nutz und gutes Werk, besonders da Ihr mit guter Ordnung darob seid, daß die Jugend aller Ding catholice zur Ehrfurcht Gottes und in unserer wahren alten katholischen christlichen Lehre von katholischen Schulmeistern instituiert und erwiesen werde.‘ [4]

---

[1] v. Freyberg III 285—286. Also nicht die Klassiker überhaupt wurden als ‚heidnische Schwätzer und Fabelhansen‘ bezeichnet. **Riezler VI 280.

[2] Bayrische Landesordnungen Fol. 106ᵃ.

[3] v. Freyberg III 274 A. Prantl, Zur Gesch. der Volksbildung 533.

[4] Knöpfler 179. **In Ottobeuren ward dank dem gelehrten Humanisten Ellenbog 1543 eine Schule eröffnet, welche eine Akademie werden sollte. 1545 ward

Herzog Albrecht wendete überhaupt den höheren Studien in streng katholischem Sinne die eifrigste Fürsorge zu. In einer ‚Schulordnung des Fürstentums Ober- und Niederbayerland‘ [1] erging im Jahre 1569 ein strenges Verbot gegen den Gebrauch aller ‚sektierischen und verführerischen‘ Schriften, auch aller von Protestanten abgefaßten Schulbücher. Bei dem Gebrauch ‚der Dichter, alten sowohl als neuen‘, sei Sorge zu tragen, daß die Jugend weder in der Sittlichkeit noch in der Religion ‚einen Anstoß finde‘. Deshalb sollten Ovids Metamorphosen und Liebesbücher, Terenz, Catull und Juvenal vom Unterrichte ausgeschlossen sein, so lange sie nicht, wie unlängst Martial, durch einen Katholiken von allen anstößigen Stellen gereinigt würden; in Klöstern und Stiftern sollten ‚gar keine heidnischen Autoren in Poesie gelesen werden‘. Den Lehrern wurde zur Pflicht gemacht, außer dem Unterricht in den Sprachen ‚zum Verstehen der Autoren aus guten griechischen und lateinischen Schriftstellern auch die Geschichte vorzutragen; hierzu seien von den Griechen: Thucydides, Plutarch, Pausanias, Herodot, Arrian, Xenophon, Diogenes, Laertius und Polybius, von den Römern: Livius, Plinius, Solinus, Mela, Tacitus, Valerius Maximus, Sueton, Sallust, Justin, Florus, Vellejus Paterculus, Appianus Alexandrinus, Cäsar und Curtius zu gebrauchen. Wenn die Schüler so weit vorgerückt seien, daß sie die Geschichte für sich selbst mit Nutzen lesen könnten, sollten sie vornehmlich auf die Kirchengeschichtschreiber, als Eusebius, Sozomenus, Sokrates und andere, auch auf neuere Profanhistoriker gewiesen werden. Der Besitz protestantischer Bibelübersetzungen wurde strenge untersagt, dagegen sollten die Liebhaber geistlicher Lektüre ‚nach Dietenbergers und Ecks verdeutschten Bibeln und nach Embsers Testament trachten‘ und hinsichtlich der Postillen, Gebet- und Gesangbücher ihre Pfarrer und Beichtväter um Rat fragen. Sehr weise lautete die Verordnung: ‚Mit hohen Artikeln, womit die Gelehrten jetziger Zeit zu tun haben, soll man die Jugend nicht irre machen, sondern sie von frühesten an lehren, das Heil ihrer Seelen mehr durch christliche Werke und gottinnigen Wandel als mit eitlem Geschwätz und vielem Disputieren‘ zu suchen [2].

Als Musteranstalt zur Verbesserung des Unterrichtes wurde in dieser Schulordnung sämtlichen Lateinschulen des Landes ausdrücklich das Jesuitengymnasium zu München bezeichnet.

---

diese Schule in das Kloster Elchingen verlegt. Im schmalkaldischen Kriege steckten die protestantischen Truppen das Kloster Elchingen in Brand und so nahm die Schule ein ‚plötzliches Ende‘. S. L. Geiger, Ellenbog, in der österreich. Vierteljahrschr. für kathol. Theol. IX (1870) 56 f; M. Feyerabend, Jahrbücher von Ottenbeuren III, Ottenbeuren 1813, 132—164.

[1] **Vgl. Riezler VI 289 f.

[2] v. Freyberg III 289 ff. Knöpfler 190—194 und Aktenstücke 93—105.

Dieses von Albrecht V. im Jahre 1559 errichtete Gymnasium hatte unter ausgezeichneten Lehrern, wie Peltan, Mengin, Stewart u. a., die drei in München bestehenden, um das Jahr 1560 von etwa 300 Schülern besuchten ‚Poetereyen' (Lateinschulen) [1] rasch überflügelt. Von diesen Schulen war eine dem Magistrate unterstellt; ihr Rektor Gabriel Castner hatte noch im Jahre 1560 beiläufig 60 Schüler und erließ für dieselben eine in vieler Beziehung treffliche Schulordnung [2]; aber schon im folgenden Jahre beklagte er einen ‚merklichen Abgang der Schüler durch die neu aufgerichtete Jesuiterschule' [3]; im Jahre 1563 meldete er dem Magistrate, er habe ‚keinen Knaben gehabt', die ‚Poeterey vaciirt' [4]. Die Zahl der Jesuitenschüler belief sich bald auf 300—500, im Jahre 1587 auf 600, im Jahre 1589 auf 800, im Jahre 1602 auf 900 [5]. Die innere Gestalt des Gymnasiums, seine Lehr- und Klassenordnung, liegt in verschiedenen Lektionsplänen vor [6]. An den Feiertagen hielt regelmäßig ein Schüler der oberen Klassen eine lateinische Anrede an die Studierenden [7]. Im Jahre 1574 war für das Griechische ein besonderer Professor, der Grieche Peter Maffelus, angestellt worden [8]. In

[1] Vgl. Knöpfler 179—180.

[2] Abgedruckt bei Westenrieder, Beiträge V 214—227. Vgl. v. Freyberg III 286—288. Hutter 25—27. Eine von dem Arzte Leonhard Alber im Jahre 1562 angefertigte Schulordnung für die kleine Landstadt Wasserburg bei Kluckhohn, Beiträge 182—188.

[3] K. v. Reinhardstöttner, Zur Gesch. des Jesuitendramas, im Jahrbuch für Münchener Gesch. III 56.

[4] K. v. Reinhardstöttner, Humanismus unter Albrecht V., im Jahrbuch für Münchener Geschichte IV 142 A. 223; dort 64—76 Näheres über die Lehrer an der Münchener städtischen Poetenschule. ** Über die drei Lateinschulen, die in München neben dem 1559 errichteten Jesuitengymnasium um 1560 bestanden, vgl. auch Daisenberger, Zum Schulwesen Münchens im Jahre 1560; Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 53 ff, wo die auf dieselben bezüglichen Angaben aus den kirchlichen Visitationsprotokollen vom Jahre 1560 mitgeteilt werden. Der Schulmeister der Pfarrschule zu Unser Lieben Frau, Magister Johannes Reblmair, hatte bei 150 Schüler, ‚obwohl ihm die Jesuiten viele Knaben entzogen'; der Schulmeister der Pfarrschule zu St Peter, Magister Georg Vaigelius, hatte deren noch 80, ‚während er vor Ankunft der Jesuiten viel mehr hatte'.

[5] Bauer, Aus dem Diarium gymnasii S. I. Monacenis, München 1878, 11 ff. Hutter 11—12.

[6] Studienpläne aus den Jahren 1569 und 1590 bei v. Freyberg III 293 f. ** Über das Münchener Jesuitengymnasium vgl. auch Riezler IV 566 ff.

[7] * Offizieller Bericht eines Jesuiten an Franz Borgias, Generalvikar des Ordens, aus Dillingen am 1. Juli 1565. Aufbewahrt im Jesuitenkolleg zu Exaeten in Holland.

[8] Agricola I 151. Hutter 21.

demselben Jahre wurde durch Fürsorge der Patres von Albrecht V. ‚das Gregorianum', ein Alumnat mit 40 Freiplätzen für arme Schüler, zugleich zum Zwecke der musikalischen Ausbildung derselben, gestiftet [1]; Herzog Wilhelm V. erweiterte dasselbe auf 50 Stipendien und wendete ihm seit dem Jahre 1587 eine solche Teilnahme zu, daß er die Zöglinge sowohl mittags als abends durch die Hofküche in einem Saal seiner Residenz speisen ließ. Das Pensionat von St Michael, welches Albrecht V. für adelige Schüler errichtet hatte, fand an Wilhelm einen so eifrigen Begünstiger, daß die Zahl der Insassen im Jahre 1587 auf 200 stieg [2]. Im Jahre 1591 wurde neben dem Gymnasium ein Lyzeum für philosophische und theologische Vorlesungen eröffnet, neun Jahre später die erste theologische Disputation abgehalten. Unter den Professoren ragten Matthias Mayrhofer, Adam Tanner und Paul Laymann hervor [3]. Jakob Bidermann, der größte Dramatiker des Ordens, wirkte dort in den Jahren 1600—1616 als Professor der Rhetorik [4].

Gleicher Blüte erfreuten sich die Jesuitenanstalten zu Ingolstadt, Dillingen und Würzburg [5]. In Augsburg wurde im Jahre 1582 ein von den Fuggern reichlich ausgestattetes Gymnasium eröffnet, im Jahre 1589 zu einem Lyzeum erweitert; es besaß bald 500—600 Zöglinge. Beinahe ebensoviele besuchten die Jesuitenschule in Fulda. In Bamberg, wo die Patres im Jahre 1609 einzogen und ein Gymnasium errichteten, wurde ihnen auch die Aufsicht über die 13 Stadtschulen zugewiesen. An den bischöflichen Sitzen wurden die Priesterseminare gemeinlich mit Jesuitenkollegien verbunden und der Leitung der Patres übergeben. Auch in der österreichischen Ordens-

---

[1] Näheres bei B. Stubenvoll, Gesch. des k. Erziehungsinstituts für Studierende, München 1874. Die Statuten der Anstalt bei Pachtler I 445—450. Im Jahre 1586 erging durch Oliverius Manareus, den Visitator der deutschen Provinz, an sämtliche Rektoren die Aufforderung, dafür Sorge zu tragen, ‚ut pauperum aliquod seminarium, ubi non est, instituatur. . . .' ‚Nostri tamen', wurde hinzugefügt, ‚nullo modo eorum pecunias attrectent, et gubernatio mandetur externo alicui probatae virtutis et fidei viro.' Bei Pachtler I 424. Über die Fürsorge der Jesuiten für arme Studenten vgl. die Angaben bei B. Duhr, Jesuitenfabeln [4], Freiburg i. Br. 1904, 376 ff. ** Über die vielfache Fürsorge für arme Schüler an den Jesuitenschulen vgl. ebd. 375 f. Vgl. die Leges pauperum scholasticorum collegii Augustani bei Pachtler-Duhr IV 236 ff und ebd. 239 ff die Auszüge aus P. Jakob Gretsers ‚Mecoenas studiosorum pauperum', Augustae Vind. 1620. Vgl. auch Duhr, Studienordnung 46 f.

[2] Jahrbuch für Münchener Gesch. I 425—426.

[3] Lipowsky I 256 und II 13—14 122. Zirngiebl 275—279.

[4] Über Bidermann wird im folgenden Abschnitt bei dem Jesuitendrama die Rede sein.

[5] Wir handeln darüber später bei den Universitäten.

provinz entfalteten die Jesuiten in höheren Unterrichtsanstalten eine tiefgreifende Wirksamkeit [1].

In manchen Städten, wo es keine Jesuiten gab, suchte man durch Aufnahme ihrer Unterrichtsmethode herabgekommene Schulen wieder emporzuheben, z. B. in der Reichsstadt Überlingen. Dort hatten noch nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, während damals anderwärts so häufig über zunehmende Zerrüttung geklagt wurde, unter dem Rektor Johann Offner von Stockach (1545—1575) glänzende Schulverhältnisse bestanden. ‚Neben vil hundert gemainen Schülern', schreibt einer derselben, hatte Offner ‚mehrmalen bis in 40 und 50 Edler Knaben, auch Grafen und Herren Kinder', unter diesen Eitel Friedrich und Karl, Grafen von Zollern, ‚in der Kost'. Unter den späteren Rektoren aber ging die Schule zurück, und so beschloß der Magistrat, um dieselbe ‚wieder in Flor' zu bringen, in den Jahren 1601 und 1602 den Unterrichtsplan der Dillinger Jesuitenanstalt einzuführen [2].

Die Anerkennung der ersprießlichen Lehrtätigkeit der Jesuiten war unter den Katholiken allgemein; aber gerade daraus drohte für die Anstalten ein großer Nachteil hervorzugehen. Denn je mehr man sich auf katholischer Seite von dem großen Nutzen der Jesuitenschulen überzeugte, um so dringender und ungestümer wurde allerorts das Verlangen nach solchen Schulen laut, ohne daß man dabei bedachte: eine Überlast von Schulen, für welche der junge Orden hinreichend befähigte Lehrer zu stellen noch keineswegs in der Lage war, müsse dem Orden selbst nur Ungelegenheiten, ja große Schäden bereiten. Weltliche und geistliche Fürsten übten, von der Not getrieben, einen solchen moralischen Zwang auf die Ordensobern aus, daß ihren Forderungen nicht selten auch da nachgegeben wurde, wo rücksichtslose Absage am besten gewesen wäre. Der Orden verschloß seine Augen vor den drohenden Gefahren nicht. In den Generalkongregationen, welchen die eigentliche Gesetzgebung des Ordens oblag, wurden bereits in den Jahren 1558 und 1565 Verordnungen wider die Überzahl von Kollegien erlassen. Letztere Kongregation richtete an den Ordensgeneral die Forderung: man möge nur bedacht sein auf die Hebung

---

[1] Vgl. unsere Angaben V 204 ff 256 ff. Zirngiebl 276 ff. Paulsen 262 ff. **Siehe auch Krones, Gesch. der Grazer Universität 7 ff 236 ff 278 ff, und desselben Gelehrten Beiträge zur Gesch. des Jesuitenordens in den Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Gesch.-Quellen, Jahrg. 24, Graz 1892.

[2] B. Ziegler, Zur Gesch. des Schulwesens in der ehemaligen freien Reichsstadt Überlingen (Jahresbericht der dortigen höheren Bürgerschule für das Schuljahr 1890—1891) 8—11.

der bestehenden Kollegien, unter den angebotenen neuen nur solche annehmen, welche für das Gesamtwohl der Kirche überaus wichtig, auch mit hinlänglichen Mitteln ausgestattet seien, und für welche die Gesellschaft im Leben und Wissen erprobte Rektoren und Lehrer zur Verfügung habe. Für jede Provinz wurde die Errichtung von philologischen und pädagogischen Seminarien zur Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte für notwendig erachtet[1]. Als im Jahre 1573 die Wahl eines neuen Generals bevorstand, erteilte die Generalkongregation ihren Abgeordneten die Weisung, ‚wohl zu beachten, daß der zu Wählende nicht zur Übernahme neuer Seminarien, Konvikte und Kollegien geneigt sein dürfe, weil sonst die Gesellschaft von der Last erdrückt würde'. An Eberhard Mercurian, der aus der Wahl hervorging, wurde sofort die ernstliche Bitte gerichtet, sich an das Dekret vom Jahre 1565 strenge zu halten[2]. Drei Jahre später erkannte die oberdeutsche Ordensprovinz unumwunden an, daß die Professoren schon durch lange Tätigkeit erschöpfte Männer oder völlig Neulinge und unvorbereitete Leute seien[3].

Umfassende Reformen brachte die zum allgemein verbindlichen Gesetz erhobene ‚Studienordnung' vom Jahre 1599[4].

---

[1] Bei Pachtler I 70—75. [2] Ebd. 76—77.

[3] ‚... quod professores ipsi vel iam fracti sint laboribus, vel novitii et imparati.' Ebd. 282—283. ** Über das Gutachten des Jesuiten P. Pontanus, welches Janssen in der früheren Auflage an dieser Stelle benutzte, s. jetzt Bremer, Das Gutachten des P. Jakob Pontan über die humanistischen Studien in den deutschen Jesuitenschulen (1593), in der Innsbrucker Zeitschr. für kathol. Theol. 1904, 621—631. Hier werden erschöpfende Mitteilungen über dieses bisher nur in Auszügen bekannte Aktenstück gegeben, welche zeigen, daß Janssen mit Recht ein abschließendes Urteil über dasselbe ablehnt, solange das Gutachten nicht vollständig vorlag.

[4] Bei Pachtler II 225—481. Unbefangen spricht sich darüber Paulsen S. 285 aus: ‚Das Ziel des Jesuitenunterrichts kann durchaus mit der Formel Sturms (vgl. oben S. 77 A. 2) bezeichnet werden: eloquens et sapiens pietas. Auch bei ihnen ist die ciceronische Eloquenz das nächste Ziel: zu ihm führen die studia inferiora, der eigentliche Schulkursus. Die studia superiora, der philosophische und theologische Kursus, geben die philosophische und wissenschaftliche Erkenntnis. Endlich ein frommes Leben und rechten Glauben zu fördern, ist die letzte Bestimmung aller Erziehung und alles Unterrichtes.' Wenn man vielfach (vgl. Bursian 221; v. Raumer I 270 ff; Kluckhohn in v. Sybels Zeitschr. XXXI 343 ff) über ‚geisttötenden Formalismus' der Jesuitenschulen geklagt hat, so hat man dabei die sehr ins einzelne hinein regierende Gesetzgebung nicht genug von deren praktischer Verwirklichung unterschieden, und noch weniger den regen Geist der Selbstbetätigung ins Auge gefaßt, welchen die Jesuiten von ihren Schülern forderten. ** Über die Vorgeschichte der Studienordnung von 1599, welche mit einigen 1616 beigefügten Zusätzen bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Geltung blieb, vgl. Duhr, Studienordnung 16—21. Daselbst S. 178—280 eine deutsche Übersetzung der Studienordnung von 1599, eine verbesserte Bearbeitung der Pachtlerschen Übersetzung, mit Angabe der Abweichungen der neuen Studienordnung von 1832.

In derselben wurde verordnet: Um die Kenntnis der klassischen Literatur zu bewahren und gleichsam eine Pflanzschule von Lehrern zu bilden, soll jeder Provinzial einige in diesen Wissenschaften ausgezeichnete Männer auswählen, welche einzig dem Berufe sich widmen, einen Nachwuchs guter Lehrer zu erhalten und für die Zukunft heranzuziehen. Er verschaffe sich ferner so viel als nur möglich lebenslängliche Lehrer der Grammatik und der Rhetorik und fordere geeignete Ordensgenossen dazu auf, einem so heilsamen Werke sich ganz zu opfern. Damit es nicht an einem genügenden Vorrate von Büchern fehle, weise er aus den Einkünften des Kollegs selbst oder sonst einen Jahresbetrag zur Erweiterung der Bibliothek an, und verwende dieses Geld durchaus nicht zu irgend einem andern Zwecke. Die Rektoren erhielten die Weisung: ‚Damit die jungen Lehrer der unteren Klassen ihr Amt nicht ohne alle praktische Vorbildung antreten, soll der Rektor des Kollegs, aus welchem die Lehrer der Humaniora und der Grammatik gemeinlich bezogen werden, einen sehr erfahrenen Schulmann auswählen, bei welchem die künftigen Lehrer gegen Ende ihrer Studien wöchentlich dreimal eine Stunde lang sich einfinden, um sich gegenseitig durch Vorlesen, Diktieren, Schreiben, Korrigieren und andern Arbeiten eines tüchtigen Lehrers zu ihrem neuen Schulberufe vorzubilden [1].

Was den Unterricht betraf, hatte der Studienpräfekt einer jeden Anstalt dafür zu sorgen, daß die fünf Stufen der unteren Klassen, nämlich der Rhetorik, der Humanität und der drei Grammatikalklassen, nicht irgendwie durcheinander gemengt würden [2].

Als lateinische Klassiker, welche man in der Klasse der Humanität erklären solle, wurden vorgeschrieben: ‚unter den Rednern ausschließlich Cicero, und zwar gemeinlich seine moralphilosophischen Schriften; unter den Geschichtschreibern Cäsar, Sallust, Livius, Curtius; unter den Dichtern Virgil, mit Ausnahme einiger der Eklogen und des vierten Buches der Äneis, überdies eine Auswahl der Oden des Horaz, ferner Elegien, Epigramme und andere Gedichte berühmter Poeten, nur müssen sie von allen Obscönitäten gereinigt sein‘. Die Rhetorik sollte ‚die Regeln der Redekunst, den Stil und das gelehrte Wissen in sich schließen‘. Für erstere seien in der täglichen Lektion die rhetorischen Schriften Ciceros, wenn man wolle auch die Rhetorik und Poetik des Aristoteles zu erklären. ‚Der Stil muß, obgleich die besten Geschichtschreiber und Dichter etwas benutzt werden, doch fast ausschießlich von Cicero hergeholt werden.‘ ‚Das gelehrte Wissen muß man aus der Geschichte und den Sitten der Völker, aus den angesehensten Schriftstellern und jeder Art von Gelehrsamkeit, jedoch nach der Fassungskraft der Schüler, mit weiser

[1] Pachtler II 259 261 263 271. **Duhr, Studienordnung 191.
[2] Pachtler II 353. **Duhr 222.



Maßhaltung, entnehmen.‘ Im Griechischen dürfe man nur alte Klassiker: Redner, Geschichtschreiber oder Dichter, erklären, wie Demosthenes, Plato, Thucydides, Homer, Hesiod, Pindar u. a., jedoch nur in gereinigten Ausgaben; Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus könne man mit Recht diesen Klassikern beizählen [1].

Einen obligaten Unterricht in der Muttersprache gab es nicht; aber die landläufige Anschuldigung, ‚die Muttersprache, und besonders die deutsche, sei in den Kollegien der Gesellschaft Jesu vernachlässigt, ja unterdrückt worden‘, ist durchaus unberechtigt. Die Ratio studiorum von 1599 ‚verlangt allerdings das Lateinsprechen der Schüler innerhalb des Gymnasiums, aber sie nimmt diejenigen Schulklassen aus, in welchen die Schüler noch kein Latein verstehen, d. h. die unterste und die mittlere Gymnasialklasse, also mit Einrechnung der parva drei volle Jahresklassen, so daß das Gebot erst mit der Syntax beginnt und in der Humanität nebst Rhetorik zur vollen Geltung kommt. Die Muttersprache kommt sodann bei der Erklärung der Schriftsteller zu ihrem Rechte: die alten Autoren sollen am Schlusse in die Vulgärsprache übersetzt werden. Das Pensum muß in der deutschen Sprache diktiert, in ihr und in lateinischer Übersetzung abgeliefert werden. Ja noch in der Humanität können die Autoren zuletzt in der Muttersprache, aber möglichst klassisch, übersetzt werden. In der Syntax oder suprema grammatica gehört die Übersetzung der Autoren in die Muttersprache zu den Klassenübungen; in ihr werden die Pensa diktiert und geschrieben; zu den Konzertationen gehört es, Redensarten und Sätze in der Muttersprache sofort und auf verschiedene Weise lateinisch wiederzugeben. Der Vorwurf wegen der Verachtung des Deutschen trifft viel eher manche Gegner der Jesuiten‘ [2].

---

[1] Pachtler II 400—401 415. **Duhr 243 245 247 249. Den fünfjährigen Gymnasialplan vom Jahre 1604 für die oberdeutsche Provinz, in welchem für jedes Jahr die in den einzelnen Klassen zu lesenden Autoren festgesetzt sind (Catalogus librorum quinto quoque anno recurrens), veröffentlicht Duhr bei Pachtler IV 1—17. Den nach dem Vorgange der oberdeutschen Provinz für die humanistischen Gymnasien der rheinischen Provinz verfaßten Catalogus perpetuus s. ebd. 19—29; in der ersten Redaktion desselben vom Jahre 1622 ‚waren die Lehrbücher und Autoren zunächst nur auf drei Jahre festgesetzt; eine zweite Redaktion vom Jahre 1628 teilte den Lehrstoff auf sechs Jahre aus‘ (ebd. 24).

[2] **Duhr, Studienordnung 107 f. Über den Geschichtsunterricht an den Jesuitengymnasien sagt Duhr (Pachtler IV 105 f): ‚Der vierte Teil der Konstitutionen der Gesellschaft Jesu erklärt die Geschichte als zum Kursus der Rhetorik gehörig (Ratia stud. I 54), der Studienentwurf vom Jahre 1586 weist dieselbe der Humanität zu (ebd. II 193); die endgültige Studienordnung vom Jahre 1599 aber erwähnt die Geschichte nur als eine Quelle für die eruditio (ebd. II 400). An den früheren Jesuitenschulen wurde ein Ersatz für diesen Mangel auf zweifache Weise angestrebt. Erstens durch starke Betonung der obengenannten eruditio, welche bei der Lektüre der

Der ganze Unterricht in niedern sowohl wie in den höheren Schulen, auf dem Gymnasium, dem Lyzeum und der Universität, sollte nicht bloß auf das Wissen, sondern auf das Können abzielen, das Wissen in ein Können verwandeln. Darauf waren alle bis ins einzelne vorgeschriebenen Schulübungen, Wiederholungen, Vorträge, Disputationen und ‚Konzertationen' berechnet. Eine einzige Disputation, war der Grundsatz, nützt mehr als eine Reihe von Vorträgen; denn ‚da wird der Geist mehr geübt, und die aufstoßenden Schwierigkeiten werden besser beleuchtet'. Schon in den fünf unteren Klassen sollten ‚zur nachdrücklichen Betreibung der wissenschaftlichen Übungen Akademien gebildet werden, in welchen die Schüler an bestimmten Tagen unter sich Vorlesungen, Disputationen und andere wechselseitige Übungen eines wackern Schülers halten'. Für die Laienschüler sollten Preise ausgesetzt und ‚der schriftliche Wettbewerb auf verschiedene Tage verteilt werden, so daß ein Tag für lateinische Prosa, ein anderer für Verse, ebenso zwei Tage für griechische Prosa und Poesie angesetzt werden'. In der Rhetorik und Humanität ‚halte man jeden andern Sonnabend eine Vorlesung, griechische oder lateinische Rede oder poetische Deklamation, wozu die eine Schule von der andern eingeladen wird' [1].

Zu den Schulübungen gehörte auch, ähnlich wie in manchen humanistischen Schulen des ausgehenden Mittelalters und in den protestantischen Schulen, die Aufführung von Schauspielen in den Schulräumen oder öffentlich vor allem Volk.

klassischen Autoren nicht allein die eigentliche Geschichte, sondern auch deren Hilfswissenschaften nach Möglichkeit berücksichtigen sollte. Zweitens suchte man vielfach Interesse zu erwecken für die Geschichte und zu weiteren Studien anzuregen durch zahlreiche historische Schriften, die im Anschluß an die feierlichen Promotionen und bei andern festlichen Gelegenheiten unentgeltlich an die Studierenden verteilt wurden.... Schon allein der Umstand, daß der wißbegierige Gymnasiast oder Student solche Bücher zu eigen erhielt, muß durch die dadurch gegebene Anregung zur Lektüre als eine sehr praktische Art, das Studium zu fördern, bezeichnet werden. An vielen Gymnasien waren außer den klassischen Historikern der Alten auch neuere Geschichtskompendien als Lektüre bestimmt. So bestimmt der Catalogus perpetuus der rheinischen Provinz vom Jahre 1622 wegen der Wichtigkeit der Geschichte ein neueres Geschichtskompendium von Tursellin, welches sich auch durch guten Stil auszeichnet, als eines der zu lesenden Bücher für die Humanität.' (Das genannte Kompendium, Horatii Tursellini e S. J. Historiarum ab origine mundi usque ad annum 1598 Epitome, Romae 1598, ‚wurde in Deutschland viel gebraucht'; es erschienen im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts eine Reihe von verbesserten Ausgaben desselben in Deutschland; vgl. Pachtler-Duhr IV 106.) Vgl. auch Duhr, Studienordnung 104 ff.

[1] Pachtler II 291 365 375 393. **Duhr 79 f 200 f 228 f 232—234 240. Über die ungenügende Darstellung des Bildungswesens der Jesuiten seit 1600 durch E. v. Sallwürk in Schmids Gesch. der Erziehung V, 2, 176 f vgl. Histor.-polit. Blätter CXXIX 232 ff.

116
2.166

V. Das Schuldrama bei den Protestanten und den Katholiken.

Bereits in den Schulen der älteren Humanisten spielten Terenz und Plautus eine nicht untergeordnete Rolle. So hatten z. B. an den Straßburger Lehranstalten sämtliche Stücke des ersteren, vier oder fünf der anständigeren des letzteren schon im Anfange des 16. Jahrhunderts Aufnahme gefunden. Namentlich war es Erasmus, welcher auf das dringlichste die Lesung des Terenz den Schulen anempfahl[1], während Jakob Wimpheling, ‚der Lehrer Deutschlands', aus Gründen der Sittlichkeit denselben aus den Händen der Schüler entfernt wissen wollte[2]. Melanchthon hielt dafür: kaum ein Buch sei würdiger, in aller Händen zu sein, als Terenz. Dieser stehe ‚viel höher' als Aristophanes, ‚einmal, weil dessen Stücke von Obscönitäten frei, dann weil sie rhetorischer' seien. ‚Darum', schrieb er, ‚ermahne ich alle Pädagogen, diesen Schriftsteller angelegentlichst dem Studium der Jugend zu empfehlen. Denn er scheint mir das Urteil über die Welt besser auszubilden als die meisten philosophischen Bücher. Und kein anderer Autor lehrt reiner sprechen, keiner gewöhnt die Knaben an eine Redeweise, welche ihnen mehr zu statten käme.'[3] Stücke von ihm wie von Plautus und Seneca ließ er in Wittenberg von den Studierenden aufführen. Als Luther einmal befragt wurde, ob die Aufführungen von Terenz zulässig seien, weil ‚viele sich daran ärgerten, gleich als gebühre einem Christenmenschen nicht solch Spielwerk aus heidnischen Poeten', antwortete er: ‚Komödien spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in den Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalt und fürgestellt werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnt werde', ‚wie er sich in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel'. ‚Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen

---

[1] Vgl. Francke 8.

[2] v. Reinhardstöttner, Plautus 31 A. 3.

[3] Corp. Reform. I 772; vgl. v. Raumer I 213, ** und Raché, Deutsche Schulkomödie 11.

darum, daß bisweilen grobe Zoten und Bühlerei darin seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen.'[1]

In den protestantischen Schulordnungen wurde frühzeitig die Lesung des Terenz und auch einiger Stücke des Plautus vorgeschrieben. So im Jahre 1522 in der Schulordnung für Nördlingen, 1523 für Zwickau, 1525 für Eisleben, 1526 für Nürnberg; in Nördlingen sollte der Rektor ,in der ersten Session nachmittags den Terentium auslegen'; zu Zwickau sollten in der dritten Klasse sämtliche Komödien desselben und etliche von Plautus auswendig gelernt werden[2]. Die von Melanchthon entworfene und von Luther gebilligte kursächsische Ordnung vom Jahre 1528 verlangte: ,Wenn die Kinder den Esopum gelernt, soll man ihnen Terentium fürgeben, welchen sie auch auswendig lernen sollen. Nach dem Terentio soll der Schulmeister den Kindern etliche Fabulas Plauti, die rein sind, fürgeben'; zu diesen ,reinen' Stücken rechnete Melanchthon die Aulularia, den Trinummus und den Pseudolus, obgleich dieselben doch Bedenkliches genug enthalten. Spätere Schulordnungen, wie die Güstrower vom Jahre 1552, die Magdeburger von 1553, die Brandenburger von 1564, die Breslauer von 1570, fordern nicht allein das Lesen und Auswendiglernen, sondern auch die Aufführung des Terenz[3].

,Es soll auch', hieß es in der Güstrower Ordnung, ,alle halbe Jahre eine lateinische Comödia aus dem Plauto oder Terentio für die Knaben, daß sie gut Lateinisch lernen mögen, von den Schülern in der Schule agieret werden.'[4] Die Breslauer Ordnung sah solche Übungen für gut an, ,nicht allein darum, daß man die Pronuntiation und Gebärde in die Knaben formiere und sie Höffligkeit und Mores lerne, sondern auch, das wir, so in Schulen viel Jahre gelehrt, dieses vielfältig erfahren haben, daß viele Ingenia, so man weder mit Worten noch Ruten zur Lehre hat bringen können, durch lustige Aktion der Personen in Comödiis bewogen worden, daß sie zu den Studiis eine Lust gewonnen haben'[5]. Der Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 gemäß sollte ,der Rektor mit den Schulknaben der Bürgerschaft und gemeiner Stadt zu Ehren' jährlich auf Fastnacht eine lateinische Komödie aus dem Terenz vorführen und ,bisweilen eine deutsche dazu'[6]. Georg Rollen-

---

[1] Luthers Tischreden, herausgeg. von Förstemann und Bindseil IV 592—593. Vgl. Holstein 19—20, ** und Rachè 8—10.

[2] Holstein 33—35.

[3] ** Vormbaum I 417 ff 541. Rachè 12—14.

[4] v. Reinhardstöttner, Plautus 37. [5] Bei Vormbaum I 198 ff.

[6] Ebd. 382. In Zwickau wurde bereits im Jahre 1518 während eines Turniers vor Herzog Johann und dessen Hof ,der Eunuchus aus dem Terentio ordentlich und wohl gespielet', und zwar von der Ratschule, deren Rektorat Stephan Roth verwaltete. ,Zwischen diese Aktion hatte man', nach dem Berichte einer Chronik,

hagen, seit dem Jahre 1567 Prorektor der Schule zu Magdeburg, richtete seine Bemühungen dahin, daß Terenz ‚wie Teer den Schülern an den Händen kleben solle‘. ‚Wir haben‘, schrieb er im Jahre 1592, ‚bei unsern Schulen den Terentium allzeit gelesen, und diese Zeit auf einmal ganz auswendig lernen und so oftmals in der Schulfeier des Donnerstags nach Mittag spielen lassen, daß ihn nun fast die ganze Schule auf einem Neglein weiß und wann es von nöten ist, und welche Komödie man haben will, zierlich aufsagen und zum Spiel ins Werk richten kann.‘ [1]

Rollenhagen handelte nach dem Vorbilde des Straßburger Rektors Johann Sturm, welcher in seiner Vorliebe für die Aufführung alter Komödien so weit ging, daß er darauf drang: in Straßburg dürfe das Schultheater, eine auf dem Schulhofe errichtete ständige Bühne, auch nicht eine Woche lang unbenutzt bleiben. ‚Alle Komödien des Plautus und Terenz‘ sollten ‚wo möglich in einem halben Jahre aufgeführt werden‘. Im Jahre 1565 ließ Sturm sechs Komödien des Plautus, unter diesen auch den Amphitruo, in welchem ein so frevles Spiel mit der Tugend der treuen und edlen Alcmene getrieben wird, für den Schulgebrauch drucken. In einer Zueignungsschrift suchte er den Einwand: die Darstellungen der alten Komödien könnten einen sittenverderblichen Einfluß ausüben, zu widerlegen. Terenz habe sich, behauptete er, aller unsaubern Späße enthalten; bei Plautus treffe man hie und da recht schmutzige Dinge an, aber auch anständigere Stücke. Zeitweilig wurden schon in Sexta und Quinta Stücke des Terenz, in Quarta und Tertia solche des Plautus und sogar des Aristophanes eingeübt [2].

‚eingefügt, wie sich sieben Weiber umb einen Mann gezankt und geschlagen, desgleichen wie sieben Bauernknechte umb eine Magd gefreit haben, und ist dieses alles zierlich und wohl gereimet agieret worden.‘ Eine zahlreiche Versammlung von Fürsten, Grafen und Herren wohnte dieser Festvorstellung bei. Holstein 32—33. An diesem Beispiele zeigt sich genugsam, wie die römischen Komödiendichter auf Leute einwirkten, welchen es an sittlicher und ästhetischer Bildung fehlte, und wie bedenklich ein solches Bildungsmittel in einer Zeit wirken mußte, welche durch religiös-politischen Umsturz, innere Kriege, und eine Schand- und Schimpfliteratur jeder Art immer mehr aus den Bahnen ruhiger Entwicklung gerissen wurde.

[1] Goedeke, Grundriß II 508 A. 2. v. Reinhardstöttner, Plautus 33. Auch in Öls und in Göttingen gab man Stücke des Terenz und Plautus. v. Raumer, Gesch. der Pädagogik II 100.

[2] v. Raumer I 270 ff. Schmid, Gesch. der Erziehung II^b 322 ff 336 363 ff. v. Reinhardstöttner, Plautus 24 38. ‚Mit Unrecht‘, meinte Sturm, ‚sehe man eine Verderbnis der Sitten in den Komödien, nämlich in den molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurci.‘ v. Raumer (I 272) sagt dagegen: ‚Es erscheint uns unglaublich, daß ein solches Auswendiglernen und Aufführen so unzüchtiger Stücke, wie die des Terenz sind, ohne allen bösen Einfluß auf die Sittlichkeit der Jugend hätte bleiben können, und ebenso unbegreiflich finden wir

Auch in katholischen Städten wurden vor dem Aufschwung des Jesuitendramas hin und wieder Stücke des Plautus von Schülern öffentlich gespielt, z. B. von denen der städtischen ‚Poetenschule' zu München ‚einem ehrbaren Rat zu Gefallen auf dem Rathause' in den Jahren 1557, 1562 und 1566[1].

Als ernste Schulmänner ihre warnende Stimme dagegen erhoben, daß Knaben die Rollen der öffentlichen Dirnen, wie sie in den Stücken vorhanden, auf der Bühne spielen sollten, verteidigte der Marburger Professor Rudolf Goclenius den Mißbrauch als etwas Selbstverständliches. ‚Nicht ungeziemend ist es für einen Mann', schrieb er im Jahre 1604, ‚öffentliche Dirnen darzustellen, wenn es zu dem Zwecke geschieht, die Laster der Dirnen abzumalen; ungeheuerlich ist nur, die Sitten, nicht aber die Kleider einer Dirne anzuziehen.'[2] Als ob die Knaben schon ‚Männer' gewesen wären, als ob sie solche Rollen und Stücke hätten lernen und ‚agieren' können, ohne an ihrer Unschuld Schaden, wenn nicht Schiffbruch zu leiden. Aus der Lateinschule zu Memmingen, wo Terenz verbannt war, schrieb der Augsburger Anton Christoph Hörmann im Jahre 1589 an seinen Großvater: ‚Wenn auch Terenz, wie du bemerkst, viel Elegantes hat, so ist er doch an vielen Stellen, wie ich von meinem Präzeptor höre, sehr schmutzig und schamlos, so daß er

---

es, daß ein so religiöser Mann wie Sturm an Terenz keinen Anstoß nahm und ihn nicht für wahrhaft verführerisch hielt. Ist das Lesen eines Autors wie Terenz schon bedenklich, wie viel bedenklicher muß es sein, wenn sich die Schüler behufs der Aufführung ganz in die Personen und Situationen des Dramas hineindenken und hineinversetzen.' ‚Beim Straßburger Examen 1578 hielt (der Theologe) Marbach eine uns aufbehaltene Schulpredigt. In dieser straft er die „törichten Eltern", welche ihren Kindern „zu lesen und sich zu üben fürlegen den Dannhüser, die Melusina, Dietrich von Bern, den alten Hiltenbrand, Ritter aus Steuermark — also geben sie der Jugend Anleitung zu bösen Gedanken". An einer andern Stelle ermahnt Marbach die Schuljugend, sich einzig mit den guten Büchern abzugeben, nicht mit „Bulbüchern, in denen mehr als Fabelwerk, Narrentheidig und Merlin nichts zu finden". Das sagt er denselben Schülern, welche auf dem Examen den Phormio des Terenz und die „Wolken" des Aristophanes aufführten.'

[1] Vgl. K. Trautmann in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 62 63; v. Reinhardstöttner, Plautus 37. Über Aufführungen von Stücken des Terenz zu Hammelburg in den Jahren 1572, 1574, vgl. Archiv für Unterfranken IV 457, **zu Regensburg s. Riezler VI 323. Vgl. ferner M. Herrmann, Terenz in Deutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts, in den Mitteil. der Gesellsch. für Erziehungs- u. Schulgeschichte III (1893), 1—28.

[2] ‚Non est indecorum, virum repraesentare meretriculam, si id eo fiat, ut vitia meretriculae depingantur: nec monstrum est vestes, sed mores scorti induere.' ‚So leicht', bemerkt Goedeke, ‚fand man sich damals mit der Sitte ab, während die Leiter der Spiele doch verlangten, daß die Darsteller, in der Regel Schüler, die durch das Kleid bedingten Sitten darstellen, sich also auch in die dargestellten Personen hineindenken sollten.' Goedeke, Römoldt 395. Vgl. Holstein 44.

mehr zur Zerstörung als zur Erbauung und Einpflanzung guter Sitten verhelfe.'[1]

Ein entschiedener Gegner des Terenz und des Plautus war Kornelius Schonaeus, Rektor der Schule zu Harlem († 1611). Um ersteren aus den Händen der Schüler zu verdrängen, machte er den Versuch, in seinem zuerst im Jahre 1591 erschienenen, später wiederholt gedruckten und vermehrten ‚Terentius christianus' die Form des römischen Dichters durch eine Reihe biblischer Dramen (‚Naaman', ‚Tobias', ‚Nehemias', ‚Saul', ‚Joseph', ‚Judith', ‚Susanna', ‚Daniel' u. a.) sowie einzelner Lustspiele (‚Pseudostratiotä', ‚Cunä', ‚Vitulus') zu christianisieren. Die Stücke fanden Eingang in den Schulen, wie denn beispielsweise ‚Saul' im Jahre 1583 zu Annaberg, ‚Tobias' im Jahre 1585 zu Straßburg aufgeführt wurden. Die Sprache ist leicht und fließend, aber der Gehalt meist dürftig und in den weltlichen Stücken keineswegs frei von Unzüchtigkeiten, Gemeinheiten und Roheiten schlimmster Art[2].

Die neulateinische Schuldramatik, welcher Schonaeus seine Kräfte widmete, hatte in Deutschland schon frühzeitig namentlich an dem Muster des Terenz sich herangebildet. Reuchlin, der angebliche Schöpfer derselben, erntete den Ruhm, durch seinen ‚Hemo' und ‚Sergius' die alte Komödie zu neuem Leben erweckt zu haben; ihm folgten zunächst Konrad Celtes, Jakob Locher, Christoph Hegendorfinus u. a.[3] Später wurden zwei Niederländer, der Protestant

---

[1] Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg I 154. An dem Düsseldorfer Gymnasium unter dem Rektor Monheim (vgl. oben S. 99) ‚fanden zur Förderung eines gewandten und sichern Vortrages zuweilen Aufführungen von Tragödien und „ehrbaren" Komödien statt: eine vorsichtige Beschränkung, der freilich in der Terenzlektüre nicht Rechnung getragen wurde.' Schmitz, Franziskus Fabricius 10 11.

[2] Goedeke, Grundriß II 143 Nr 66. Holstein 64—65 91 108. v. Reinhardstöttner, Plautus 26—27 34. Francke 57 70—78 126—127. Die biblischen Dramen, sagt letzterer, sind ‚meist fade, mit christlicher Schönrednerei aufgeputzt'. ‚Von Verletzungen der Forderungen der Ästhetik will ich gar nicht ausführlich reden. . . .' Schonaeus ‚schuf Scenen, welche an niedriger Gemeinheit nichts zu wünschen übrig lassen, wie die beiden Vorbellscenen . . ., im Vergleich zu welchen Terenz ganz unschuldig dasteht. . . .' ‚Derartige Obscönitäten finden sich in nicht unbeträchtlicher Anzahl auch in andern Stücken des Schonaeus . . .' (S. 74 127). ‚„Blend- und Zauberwerke" sind nach Schonaeus zur Christenbekehrung unentbehrlich' (S. 76). — Im ‚Vitulus wird ein betrunkener Bauer in eine Kalbshaut genäht und als Kalb verkauft; der Schlächter hält ihn für besessen, ein Pfaff beschwört ihn und so weiter'. Goedeke, Grundriß. **Vgl. Raché, Deutsche Schulkomödie 26.

[3] Vgl. Francke 63 ff. Lochers ‚Ludicrum drama', eine Nachbildung der ‚Asinaria' des Plautus, und die ‚Comoedia nova' von Hegendorfinus, eine Nachahmung der ‚Hecyra' des Terenz (1520), ‚sind sehr unerfreuliche Produkte der vielgepriesenen Renaissancekultur' (S. 124); vgl. S. 62, über Lochers Drama auch v. Reinhardstöttner, Plautus 240—246. — Schon vor dem Jahre 1485 schrieb Johann Kerk-

Wilhelm Gnapheus († 1568) und der Katholik Georg Macropedius († 1558), die Hauptvertreter des lateinischen Schuldramas für biblische sowohl als für weltliche Stoffe. Unter den vier Dramen des ersteren übte der ‚Acolastus, oder vom verlorenen Sohne' den meisten Einfluß aus[1]; unter den fünfzehn Dramen des letzteren fanden der ‚Asotus', welcher ebenfalls das Gleichnis von dem verlorenen Sohne behandelte, der ‚Josephus' und der ‚Hecastus' die weiteste Verbreitung und wurden von andern Dichtern vielfach nachgeahmt. Wie Macropedius überhaupt der bedeutendste neulateinische Dramatiker war, so gehört insbesondere der ‚Hecastus', ein allegorisches Drama, in welchem ‚jeder Mensch wie in einem Spiegel ersehen' sollte, ‚wie er durch Christum nach wahrer Reue über seine Sünden zu einem glücklichen und fröhlichen Tode gelangt', zu den nach Inhalt und Form hervorragendsten Dramen des 16. Jahrhunderts. Es wurde zuerst im Jahre 1538 von den Schülern zu Utrecht aufgeführt; später ging es wiederholt, auch in deutscher Bearbeitung, in Nürnberg, Annaberg und anderwärts über die Bühne. In der Vorrede zu einer Utrechter Ausgabe vom Jahre 1552 sprach der Dichter über sein katholisches Glaubensbekenntnis sich näher aus und erklärte es für ‚ein Verbrechen, von der Einheit der Kirche und der Orthodoxie abzuweichen'[2].

Vorbildlich für viele Dramatiker, z. B. für die protestantischen Dichter Thiebolt Gart und Hans von Rüte, wurde der durch künstlerische Behandlung ausgezeichnete ‚Josephus' des Niederländers Kornelius Crocus. Auch dieser war Katholik und starb als Jesuit im Jahre 1550 zu Rom[3].

---

meister, gymnasiarcha monasteriensis, eine lateinische Schulkomödie ‚Codrus'; vgl. J. B. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus, Münster 1874, 73 ff.

[1] Vgl. **Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts 17 ff, und Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgeg. von M. Herrmann und S. Szamatólski, 1.: Gulielmus Gnapheus Acolastus, herausgeg. von Joh. Bolte, Berlin 1891; hier ist (Einleitung xi) auch die Literatur über Gnapheus' Leben zusammengestellt.

[2] Holstein 54—58 161—162. Goedeke, Grundriß II 132 Nr 5, 135 Nr 13, wo es über Macropedius heißt: ‚Der ausgezeichnetste lateinische Dramatiker des 16. Jahrhunderts; erfindungsreich, glücklich in der Darstellung; leichter Stil, dem es auch an Kraft und Nachdruck nicht fehlt.' **Vgl. D. Jacoby, G. Macropedius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Programm des Königstädtischen Gymnasiums, Berlin 1886, und Spengler a. a. O. 37 ff, wo das Nähere über die zum Teil derben und unpassenden Scenen im ‚Asotus'. Siehe Macropedius, Rebelles und Aluta, herausgeg. von J. Bolte, Berlin 1897.

[3] Vgl. unsere Angaben VI 297. Goedeke, Grundriß 134 Nr 7. Dort, S. 132—146, sind die Werke von 100 Verfassern lateinischer Schauspiele, meist biblischen Stoffes, verzeichnet. Die Mehrzahl dieser Dramen zeigt, wie ungünstig die einseitige Pflege der römischen Komödie, aus deren Nachahmung sie hervorgingen, auf

Mehrere hervorragende neulateinische Dramatiker, vornehmlich Georg Calaminus und Kaspar Brülow, wirkten für das akademische Theater in Straßburg, welches unter den protestantischen Bühnen eine der ersten Stellen einnahm, bei den Vorstellungen, in Nachahmung der Jesuitenspiele, nicht selten eine große Pracht der äußeren Ausstattung entfaltete und zahlreiche fremde Gäste, auch fürstlichen Standes, anzog [1].

Häufiger Aufführungen in den Schulen und zum Teil mehrfacher Übersetzungen erfreuten sich die lateinischen Dramen des protestantischen schwäbischen Dichters und Schulmannes Nikodemus Frischlin († 1590). Von seinen eigenen Glaubensgenossen erfuhr er vielfachen Tadel, weil er selbst in biblischen Stücken: ‚Rebekka‘ (1576), ‚Susanna‘ (1577), in eingestreuten komischen Scenen nicht selten dem rohen Zotengeschmack seiner Zeit huldigte, übermäßige Trinker, geldgierige Advokaten, betrügerische Wirte u. dgl. schilderte und durch die studierende Jugend, welche wiederholt auch vor versammeltem Hofe auftreten mußte, ‚agieren‘ ließ. Der Tübinger Professor Crusius verwarf diese Stücke wegen ihrer Unzüchtigkeiten geradezu als jugendverderblich. Auch andere meinten, ‚in heiligen Komödien solle kein leichtfertig Volk auftreten, sondern lauter ehrwürdige Personen, die der Jugend zum Vorbild dienen‘ könnten. Frischlin aber brachte zu seiner Entschuldigung vor, daß auch in der Heiligen Schrift ‚Wüstlinge, Trunkenbolde und Bösewichter‘ vorgeführt würden, ‚damit ihr Beispiel uns zum Besseren treibe‘ [2]. In einer zu Tübingen im Jahre 1578 im Beisein des Hofes aufgeführten Komödie [3] verspottete Frischlin das Küchenlatein sowie die Leerheit, Unwissenheit und Marktschreierei eines aufgeblähten Gelehrtentums.

---

den allgemeinen Geschmack einwirkte. — In Goedekes Verzeichnis fehlt: A. F. Leodii Religio patiens. Tragoedia, qua nostri seculi calamitates deplorantur, et principes causae, quibus misere nunc affligitur Christi ecclesia, reteguntur. Ad Pium Quintum Pontificem Maximum. Coloniae ap. Maternum Cholinum MDLXVI.

[1] Näheres bei A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg; vgl. Goedeke, Grundriß II 551, § 171. Holstein 59—60. ** ‚Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jahrhundert‘ behandelt P. Expeditus Schmidt, Berlin 1903. Das Jesuitendrama ist hier ausgeschieden, ‚weil es eine eigene Bearbeitung erfordert‘.

[2] Strauß 106—115. Strauß gibt, auch abgesehen von den ‚Zoten‘, zu, daß einzelne Reden in den Stücken ‚dem Schulzweck zuwider waren und auch in ästhetischer Hinsicht besser weggeblieben wären‘. S. 115. Die Dramen wurden häufiger gegeben, so die ‚Rebekka‘ im Jahre 1589 von den Schülern zu Schmalkalden, die ‚Susanna‘ im Jahre 1615 von denen in Annaberg; vgl. Goedeke, Grundriß II 364 Nr 169a, 366 Nr 183. In Memmingen fanden sie an Stelle des Terenz Aufnahme in der Schule; vgl. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg I 154.

[3] ‚Priscianus vapulans‘.

Ein Stück, ganz anders als die übrigen:
Da tritt kein kuppelnder Schmarotzer auf,
Kein wilder Ismael, kein eifersücht'ger
Ehmann, kein geckenhafter Greis. Doch soll's
Euch lachen machen; hört nur günstig zu [1].

Dagegen verschwendete er die überschwenglichsten Lobsprüche über die deutsch-lateinische Gelehrtenwelt und die gegenwärtig größtenteils verschollenen Poeten in einem ‚zum Lobe Deutschlands' verfaßten Stück, welches ebenfalls zu Tübingen in den Jahren 1582 und 1587, im Jahre 1592 zu Halle dargestellt wurde [2]. Die vom Tode erstandenen römischen Schriftsteller Cäsar und Cicero suchen auf einer Reise durch Deutschland die schönsten Städte auf und äußern sich voll Erstaunen über die von den Deutschen erfundenen Feuerwaffen, über die Zeughäuser, über die Druckerwerkstätten und alle friedlichen Künste des deutschen Volkes. Die Ärzte sind Hippokratesse, die Juristen Labeone, die Redner stellt Cicero sich selber gleich, Athen scheint ihm nach Deutschland gewandert zu sein; er ‚möchte beschwören',

Es müssen alle Berge deutschen Bodens
Parnaff' und Helikone sein, die Quellen
All' Hippokrenen. . . .

Das Drama enthält, wenig dramatisch, sehr ausführliche Beschreibungen des Feuergewehres, der Papierfabrikation und des Buchdruckes. Der höchste Ruhm der Deutschen aber wird darein gesetzt, daß sie lateinische und sogar griechische Verse machen können. Tat ja auch Frischlin bei dieser Komödie sich selbst auf nichts mehr zu gute als darauf, daß alles, was er seinen Cicero sprechen läßt, aus Ciceronischen, was den Cäsar, aus Wörtern und Redensarten seiner Kommentarien zusammengesetzt sei. Was der Dichter in seinem Stück übergangen, sagt Merkur, unter dessen Führung Cäsar und Cicero ihre Reise machen, im Prolog:

Denn täglich kommen in die Unterwelt
Aus diesem Deutschland Leute, deren gleichen
Zu seiner Zeit gesehn zu haben, Cäsar
Sich nicht erinnern kann. Der stygische Sumpf
Reicht kaum zur Löschung ihres Durstes hin,
So lechzen sie, von innerm Brand verzehrt,
Den sie durch zuviel Wein sich zugezogen.
Doch davon kommt nichts vor in diesem Stück,
Das ja zu Deutschlands Ehren ist gedichtet [3].

Nicht zur Ehre Deutschlands gereichten die Schilderungen, welche in zwei Schulkomödien von dem Studentenleben entworfen wurden und einen Blick in eine Welt ekelhafter Gemeinheit eröffneten: in der nach Terenzschem Vorbild

[1] Strauß 122—125. [2] ‚Iulius redivivus.' [3] Strauß 130—142.

im Jahre 1545 verfaßten Komödie des Studenten Christoph Stymmel aus Frankfurt an der Oder ‚Studentes‘ und in dem zuerst im Jahre 1600 erschienenen, dann wiederholt gedruckten ‚Cornelius relegatus‘ des Hamburgers Albert Wichgrev, später Rektor zu Pritzwalk in Brandenburg, zuletzt Prediger in der Nähe von Hamburg. Stymmel stellt neben einem fleißigen Studenten zwei andere dar, von welchen der eine alles mit Weibern, der andere alles mit Spielen vergeudet. Melanchthon ließ das Stück ‚zum großen Gefallen der Gelarten‘ zweimal in Wittenberg aufführen; dasselbe fand überhaupt eine solch beifällige Aufnahme, daß es nachweisbar noch in 21 Ausgaben vorhanden ist[1]. Der in seinen Schilderungen wahrhaft abstoßende ‚Cornelius relegatus‘ wurde zuerst im Jahre 1600 von Studierenden in Rostock dargestellt und 1605 von dem Prediger Johannes Sommer durch eine Übersetzung auch der deutschen Bühne zugänglich gemacht. ‚Dieser Kornelius‘, sagte Sommer, sei ‚mit seinem Saufen, Spielen, Stürmen, Leffeln und seinem jungen Corneliolo, den er erleffelt, auf freiem Schauplatz männiglich anzuschauen fürgestellt, nicht zu dem Ende, daß die jungen Scholares, wenn sie aus der Partikularschul kommen und auf Universitäten ziehen, der Privilegien und Indulgenz zum Saufen, Spielen, Doppeln, Unzucht und Büberei mißbrauchen sollen, sondern sich vor dergleichen schwebenden Lastern höchsten Fleißes hüten‘[2].

Allein es ist schwer anzunehmen, daß ein solcher Zweck bei Aufführung eines derartigen Spieles erreicht werden konnte, ebensowenig wie beispielsweise bei den von den Gymnasiasten zu Brieg im Jahre 1617 dargestellten ‚Amantes amentes‘, einem ‚sehr anmutigen Spiel von der blinden Liebe, oder wie man es Deutsch nennt, von der Leffelei: alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten auf gut Sächsisch gereimt‘. Auch dieses, von Gabriel Rollenhagen, einem Sohn des Magdeburger Prorektors Georg Rollenhagen, verfaßte Stück erfreute sich großer Beliebtheit und erschien bis zum Jahre 1618 in sechs verschiedenen Ausgaben, deren letzte, zu Cölln an der Spree gedruckt, ‚mit Reimen zum Singen vermehrt‘ wurde[3].

Zu den ebenfalls am Gymnasium zu Brieg[4] und gewiß auch an andern Schulen aufgeführten Stücken gehörte ferner die Komödie ‚Hans Pfriem oder Meister Recks‘, welche Martin Hayneccius, Rektor der Martinsschule zu Braunschweig, später der Fürstenschule zu Grimma, ‚den christlichen Schulen zu Nutz und Gute‘ lateinisch und deutsch wiederholt herausgab[5]. Sie ist

---

[1] Holstein 28—29 64.

[2] Nähere Angaben über das Stück in unserem VI. Bande, 392 ff.

[3] Goedeke, Grundriß II 375 Nr 239[a]. H. Palm, Beiträge zur Gesch. der deutschen Literatur 123. Vgl. unsere Angaben VI 415 f. (Vol XII, 1817.)

[4] Palm 124. [5] Goedeke a. a. O. 368.

überreich an Roheiten und Schimpfreden und konnte unmöglich zur Sittigung einer so verwilderten Jugend beitragen, wie sie von Hayneccius selbst in seiner Komödie ‚Schulteufel‘ (1603) geschildert wurde[1].

Nicht umsonst befürchtete Paul Prätorius, Rektor bei St Sebald in Nürnberg, daß aus gewissen dramatischen Aufführungen arge Gefahr für die sittliche Bildung der Schüler entstehe. ‚Der ausgelassene Mutwille der Jugend‘, sagte er in seinem Lehrplan vom 31. Dezember 1574, sei zwar allgemein, aber er finde durch die leichtfertigen deutschen Spiele, welche in Nürnberg häufig gegeben würden, immer neue Nahrung[2].

Daß die Aufführung von Schauspielen in deutscher Sprache überhaupt den Lateinschulen zum Nutzen gereiche, wurde von manchen protestantischen Schulmännern und Predigern entschieden bestritten. Nur lateinische Komödien, ‚sonderlich aus dem Terenz‘, solle man, verlangte im Jahre 1566 Johann Gigas, eine Zeitlang Rektor in Schulpforta, darstellen, ‚deutsche Spiele befehle man deutschen Brüdern und Handwerksgesellen‘[3]. In Ulm erklärten sämtliche Prediger und Schulkollegien am 16. August 1585 gegen den dortigen Rektor Martin Balticus: es ist ‚sehr disputierlich, daß die Knaben, so prinzipaliter in lateinischen Schulen zum Latein sollen auferzogen und angehalten werden, mit deutschen Komödien, dazu sie dann auch viel gute Zeit und Studien versäumen, sollen beschwert werden‘[4]. Zu München, wo neben den dramatischen Aufführungen der Jesuitenschüler[5] von den Leitern der städtischen Schulen sehr häufig Dramen, meist biblischen Inhaltes, auf dem Rathause gegeben wurden, erhielt Oswald Stadler, Schulmeister bei St Peter, im Jahre 1599 von dem Magistrate die Weisung, ‚daß ihm hinfüro keine deutsche Komödia zu halten vergönnt, sondern alle lateinisch gehalten werden sollen, damit der Jugend damit Rat geschafft werde‘[6]. Wie in München, so

[1] Nähere Mitteilungen aus diesen Komödien in unserem VI. Bande, 301—303 389—390.

[2] Holstein 41—42. **Über die anstößigen Elemente der deutschen Stücke jener Zeit bemerkt Rahé 26: ‚Die geschlechtlichen Verhältnisse werden mit einer verblüffenden Ungeniertheit behandelt, und um die Knaben vor den Folgen eines ausschweifenden Lebenswandels zu warnen, trug man kein Bedenken, ihnen auf der Bühne einen solchen unverhüllt vorzuführen.‘

[3] Zwo Predigten ꝛc. Zweete Predigt. Bl. H.

[4] Weyermann I 37. [5] Vgl. unten S. 142.

[6] K. Trautmann in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I 66. Trautmann liefert dort S. 61—68 aus dem Münchener Stadtarchiv sorgfältige Regesten über die an den städtischen Schulen von 1549 bis 1681 aufgeführten Komödien. — Über den Münchener Schuldramatiker Hieronymus Ziegler vgl. unsere Angaben VI 286, über den Wiener Wolfgang Schmeltzl, der sieben biblische Dramen in deutscher Sprache von seinen Schülern aufführen ließ, 288—289.

hörten auch an der katholischen Lateinschule in Überlingen die Aufführungen deutscher Stücke erst im Anfang des 17. Jahrhunderts auf[1].

In Mecklenburg bestimmte die Güstrower Schulordnung vom Jahre 1552 im allgemeinen: ‚Deutsche Komedien und Tragedien sollen für den gemeinen Mann noch sonsten von den Schülern nicht agieret werden‘: nur mit Vorwissen des Herzogs und auf dessen Gutachten dürfe eine Ausnahme gemacht werden[2].

Dagegen schrieb z. B. die Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 ein für allemal vor, daß jährlich neben einer lateinischen Komödie aus dem Terenz auch eine deutsche vor der Bürgerschaft aufgeführt werden sollte[3]. An der Schule zu Magdeburg bürgerte sich der Brauch ein, jährlich eine deutsche Komödie zuerst auf dem Rathause vor versammeltem Rat, dann ‚öffentlich unter freiem Himmel‘ zu spielen, damit ‚männiglich beide, Gelehrte und Ungelehrte, Bürger, Bauer und alle Mann den Profectum, Wachsen und Zunehmen der Schule sehen und erfahren, auch ein jeder desto mehr Lust, die Seinen zur Schule zu halten, haben möge‘.

So sprach sich darüber Johann Baumgart, Prediger an der Heiliggeistkirche zu Magdeburg und Mitglied der städtischen Schulbehörde, im Jahre 1561 in der Vorrede zu seinem Schauspiel ‚Das Gericht Salomonis‘ aus, welches er auf Bitten des Rektors Siegfried Sack, der es durch seine Schüler darstellen ließ, verfaßt hatte. Dasselbe sollte, wie überhaupt jede öffentliche Aufführung,

Der Obrigkeit zu sondrer Ehr,
Gemeiner Jugend z'Nutz und Lehr,
In Summa jedermann zum Frommen

gereichen, konnte aber trotz seines biblischen Vorwurfs diesen Zweck unmöglich, viel eher das Gegenteil erfüllen[4].

Auch aus der Aufführung mancher andern Dramen biblischen Inhalts, z. B. jenes ‚Ägyptischen Joseph‘, welchen Balthasar Voigt, zuerst Konrektor in Wernigerode, seit dem Jahre 1611 Prediger zu Drübeck, als ‚geistliche Komödie sowohl in kleinen als großen Schulen auf einen oder zwen Tagen wohl und füglich agieret‘ haben wollte, ließen sich gedeihliche Früchte für die Schuljugend wie überhaupt für die Zuschauer nicht erwarten[5]. Ebensowenig aus den für die Schulen und den gemeinen Mann berechneten ‚zwo christlichen Spielen vom Laster des Ehebruchs‘, worin der Prediger Ambro-

---

[1] Ziegler 10. [2] v. Reinhardstöttner, Plautus 37.
[3] Bei Vormbaum I 382.
[4] Vgl. unsere Angaben VI 300 f. Holstein 40 94—95.
[5] Vgl. VI 297—298.

sius Pape im Jahre 1602 den Ehebruch Davids mit Bathseba behandelte. Er wollte darin zeigen, wie leicht man in jenes Laster geraten könne, und ‚was bei dem Bekehrten sowohl als dem Unbekehrten, doch mit einem großen und gewissen Unterschied, darauf erfolget'; auch die eingefügten ‚Schimpfpossen' würden, meinte der Verfasser, von Nutzen sein [1].

Wie Baumgart seine biblische Komödie zu Ausfällen gegen die Katholiken benutzte, so war dieses in viel höherem Grade noch bei vielen andern Bearbeitern biblischer Stoffe der Fall. Fast die gesamte derartige Schuldramatik trug mehr oder weniger einen konfessionell-polemischen Charakter und war zum Teil mit den ärgsten Verunglimpfungen alles dessen angefüllt, was den Katholiken ehrwürdig und heilig war. Die Katholiken wurden als ‚Götzendiener' behandelt, und es fehlte nicht an Verhöhnungen ihres Kultus auf öffentlicher Bühne. Es genügt, dafür auf mehrere biblische Stücke des Augsburger Schulmeisters Sixt Birck († 1554) und des Dessauer Schulmeisters Joachim Greff zu verweisen [2]. Eines der Birckschen Dramen, ‚Beel', in welchem ‚die Abgötterei' der Katholiken zur Darstellung kam, wurde noch im Jahre 1615 ins Lateinische übersetzt und am Gymnasium zu Ulm öffentlich aufgeführt [3]. Wie Canisius in einem Schreiben vom 3. Mai 1560 berichtet, wurde zu Straßburg in den Räumen des Gymnasiums, welchem damals der berühmte calvinistische Gelehrte Johannes Sturm vorstand, eine ‚Tragödie' aufgeführt, in welcher der Apostel Paulus und der Arzt Kosmas zu einem kranken Handelsmann hintraten und ihm erklärten: Wolle er gesund werden, so müsse er den alten Glauben aufgeben und den neuen annehmen; sie reichen ihm ein Brechmittel, und nun gibt der Mann eine Masse katholische Andachtsgegenstände und ähnliche den Katholiken ehrwürdige Dinge von sich; Kerzen, Psalmbücher, Mönchssandalen, kirchliche Gewänder, Kelche, selbst die eucharistischen Brotsgestalten werden in dieser schmachvollen Weise verhöhnt [4]. Sogar ein Schandstück wie Thomas Kirchmairs ‚Pammachius', ‚darinnen des antichristlichen Bapstthums teuflische Lehr und Wesen wundermeisterlich' dargeboten wurde, sollte ‚der zarten ohnwitzigen Jugend' zum Besten dienen [5]. In einem Schauspiel vom Jahre 1545 wurden ‚den lieben Kindern zu Gefallen' nicht allein die gröbsten Schimpfworte gegen den Papst und seine An-

---

[1] Magdeburg 1602. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß II 367 Nr 187. Vgl. Holstein 93.

[2] Verzeichnet bei Goedeke a. a. O. II 345 Nr 54, 357 Nr 123. Holstein (S. 99) spricht von Bircks ‚Kampf gegen die katholische Idololatrie'. Über Greff vgl. unsere Angabe VI 352—353.

[3] Goedeke a. a. O. II 389 Nr 300.

[4] **Canisii Epistulae II 630.

[5] Näheres darüber in unserem VI. Band S. 336—342.

hänger vorgebracht, sondern auch ‚Gesänge und Kollekten nach altem papistischen Gebrauch eingeführt‘ zum ‚Spiel und Gespötte auf den Papst und sein Gesinde, damit man seine Gaukelei für keinen Gottesdienst halte‘[1].

Überall hatten der Papst und die Päpstler es mit dem Teufel zu tun und wurden gemeinlich von demselben in die Hölle weggeführt. In Nikodemus Frischlins an Schmäh- und Schimpfreden reichen Komödie ‚Phasma‘, welche von Studierenden im Jahre 1580 vor Fürsten und Herren zu Tübingen zur Darstellung kam, ereilte dieses Geschick nicht allein die Päpstler, sondern auch die Häupter aller nicht dem Luthertum angehörigen protestantischen Religionsparteien; außer der lutherischen, allein wahren und berechtigten Lehre wurde jede andere als Teufelswerk in die Hölle verwiesen. Gegen ‚die Schelter‘ des Stückes wird dessen Abfassung und Aufführung durch ‚junge Leute‘ in einem deutschen Epilog dahin verteidigt:

Es ist nichts Neus in diesen Tagen,
Daß man spielweis geistliche Sachen
Fürbringen tut, und oft mit Lachen
Der argen Welt muß zeigen an,
Wie sie sich muß betören lan
Vom Teufel und seiner argen Rott,
Und werden mit ihm zu Schand und Spott[2].

Wie die ‚dramatischen Schul-Aktionen‘ benutzt wurden, um die protestantische Jugend gegen das Papsttum aufzuhetzen, zeigen insbesondere jene Komödien, welche im Jahre 1617 bei der Säkularfeier des Luthertums von dem Stettiner Konrektor Heinrich Kielmann und dem Erdeborner Pfarrer Martin Rinckhart in Druck ausgingen und unter andern durch die Gymnasiasten von Stettin und von Eisleben zur Aufführung kamen[3]. In einem dritten, gleichzeitigen Drama ‚Vom lutherischen Jubelfest‘ will der Papst, schließlich

[1] Vgl. VI 349—352. ‚Der Gedanke, die Bühne zur Waffe der Reformation zu machen, hat Hunderte von Stücken hervorgerufen‘, sagt Goedeke, Joh. Römoldt 117, und Holstein 276 bekräftigt: ‚Überall, wo das lautere Evangelium zum Siege gelangte, zeigte sich eine freudige Begeisterung für das Drama und für dramatische Leistungen; der frische Hauch neuen religiösen Lebens, den die Reformation gebracht hat, fachte die Geister zu einer dramatischen Produktion an, welche bis zu den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts anhielt.‘ Daß aber bedeutende dramatische Werke von bleibendem Werte durch diese ‚freudige Begeisterung‘ und diesen ‚frischen Hauch‘ erzeugt worden, will Holstein nicht behaupten. ‚Die fruchtbare Dramatik des 16. Jahrhunderts‘, schreibt er S. 75, ‚schuf gute und schlechte Dramatiker, aber mehr schlechte als gute, mindestens nur mittelmäßige, denen der gute Wille höher steht als die Tat, wenn nur der gewünschte Zweck erreicht wird.‘ ‚Es entstand eine Flut dramatischer Erzeugnisse, deren Wert oft ein sehr geringer ist.‘

[2] Vgl. unsere Angaben VI 361 ff und Strauß 125—130.

[3] Vgl. darüber VI 365 ff.



vom Teufel geholt, mit seinem Anhang ‚die Jubilirier' vertilgen, und rechnet dabei besonders auf den Beistand der ‚Jesuwider', die

> allermaßen
> Sich gern hierzu gebrauchen lassen,
> Denn sie auf Gift, Geschoß, Mordstich
> Sind wohlgeübt und abgericht[1].

Eine wesentlich andere Richtung als bei den Protestanten nahm das humanistische Drama in den Schulen der Jesuiten. Wie man an denselben den Unterricht der eigentlichen Erziehung, die humanistischen Studien den höheren unterordnete, so wurde auch in den humanistischen Studien selbst die sittlich-religiöse Bildung zur maßgebenden Norm genommen. Die alte Literatur durfte nicht in Bausch und Bogen, sondern nur mit strenger Auswahl gelesen, gelehrt und studiert werden. ‚Was die humanistischen Bücher, die lateinischen oder griechischen Schriftsteller betrifft, so enthalte man sich auch auf den Universitäten wie in den Kollegien nach Kräften von der Vorlesung jener Werke, welche angesichts der Jugend einen schädlichen Einfluß auf die guten Sitten haben können, wenn sie nicht vorher von unsittlichen Dingen und Worten gesäubert sind.' So verordnete die älteste, bereits im Jahre 1540 in Angriff genommene Studienordnung, gemäß welcher die Jesuiten von dem Beginn ihrer Wirksamkeit an die Humaniora betrieben[2]. Dichter wie Plautus und Terenz erscheinen deshalb weder in den Lektionsplänen[3] noch in den Verzeichnissen der Schulbücher[4]; nur von ‚Terenzianischen Formeln', d. h. ausgewählten und vollständig gefahrlosen Stellen aus Terenz, ist gelegentlich die Rede[5]. Die Studienordnung vom Jahre 1599 prägte jedem Provinzial von neuem die strenge Pflicht ein, mit aller Wachsamkeit dafür zu sorgen, ‚daß man aus unsern Schulen Bücher von Dichtern und andere Schriften, welche der Ehrbarkeit und den guten Sitten schaden können, so lange fernhalte, bis sie von unehrbaren Dingen und Worten gesäubert sind; sollte dieses Letztere unmöglich sein, wie bei Terenz, so soll man sie

---

[1] Holstein 244—245. Das zur Säkularfeier von Heinrich Hirtzwig, Rektor zu Frankfurt a. M. (**vgl. Reinhardt, M. Henrici Hirtzovigii rectoris de gymnasii Moeno-Francofurtani ratione et statu epistola. Progr., Frankfurt a. M. 1891), abgefaßte lateinische Drama ‚Lutherus' wurde in Speier, wo der Verfasser früher das Rektorat bekleidet hatte, aufgeführt. Holstein 245—246.

[2] Pachtler I 58. [3] Ebd. 213 231. [4] Ebd. 317.

[5] Ebd. 153. **Um das Jahr 1559 versuchten römische Jesuiten, für ihren und ihrer deutschen Ordensbrüder Schulgebrauch einige Komödien des Plautus und einige Stücke des Terenz von Unsauberkeit zu ‚reinigen'; aber der Versuch scheint nicht geglückt zu sein. Canisii Epistulae II 459—460.

lieber gar nicht lesen, damit nicht die Beschaffenheit des Inhalts die Seelenreinheit verletze'[1].

Das Schuldrama selbst wurde nicht wie bei den Protestanten in die Schulordnungen aufgenommen, noch in überschwenglicher Weise als Bildungsmittel empfohlen, sondern im allgemeinen kurz und maßvoll beschränkt. Die im Jahre 1577 endgültig zusammengestellten Regeln für den Provinzial bestimmten: ‚Nur sehr selten bewillige er die Aufführung von Komödien und Tragödien, und diese müssen ausschließlich lateinisch und anständig sein. Er selbst prüfe sie vorher oder betraue einen andern mit der Prüfung; für diese aber und alle derartigen Aufführungen lasse er niemals die Kirche gebrauchen.'[2] Ebenso schrieb die allgemeine Studienordnung vom Jahre 1599 vor: ‚Der Gegenstand der Tragödien und Komödien, die jedoch nur lateinisch sein und sehr selten aufgeführt werden sollen, sei ein heiliger und frommer; auch dürfen nur lateinische und anständige Zwischenspiele vorkommen; weibliche Rollen und Trachten sind ganz verboten.'[3] Auch der Gebrauch kirchlicher Gewänder und gottesdienstlicher Zeremonien und Gesänge wurde für die Bühne strenge untersagt[4].

Die in den Jahren 1560—1561 entworfenen Schulregeln der deutschen Provinz ordneten für jedes Jahr zwei theatralische Aufführungen an: eine ‚Komödie oder ein Dialog' am Sonntage Jubilate nach den Frühjahrsprüfungen, eine zweite nach den Herbstprüfungen am Sonntage nach St Martinstag[5]. Öffentliche Schülervorträge, Reden aus dem Stegreif wurden dagegen häufig gehalten. Das Schuldrama galt den Jesuiten im allgemeinen nur als bildende Vorübung für den oratorischen Vortrag, für die eigentliche Kunst der Beredsamkeit. Manches übertriebene Lob desselben verliert durch diese Auffassung seine Unterlage, ebenso anderseits aber auch der vielfache Tadel, welchen es erfahren hat. Es war von vornherein nicht auf eine besondere Pflege der Bühnenkunst als solcher berechnet, verfolgte vielmehr nur pädagogische Zwecke, hat jedoch nichtsdestoweniger auf die dramatische Kunst und Literatur einen gewaltigen Einfluß ausgeübt.

Vor allem wurden nur solche Dramen geschrieben und aufgeführt, welche den sittlichen Zielen und den sittlichen Schranken der dramatischen Kunst

[1] Pachtler II 263 Nr 34. **Duhr, Studienordnung 188.

[2] Pachtler I 129 Nr 58. [3] Ebd. II 273 Nr 13. **Duhr 192.

[4] Vgl. die vom General gutgeheißenen Verordnungen des Visitators der rheinischen Provinz, Oliverius Manareus, vom Jahre 1583 bei Pachtler I 274 Nr 117 bis 119, 278 Nr 245. In allem sei zu beachten, ‚ne quid insulsum vel impolitum vel parum grave seu indecorum ex nostra officina in publicum prodeat. Memores denique semper simus in hisce utilitatis publicae et decori.' **Über das Schuldrama bei den Jesuiten vgl. auch Duhr, Studienordnung 136 ff.

[5] Pachtler I 167—168.

Rechnung trugen: ein großes Verdienst in einer Zeit, in welcher nur allzu oft jedes sittliche Zartgefühl, jeder gesellige Anstand, jede Schamhaftigkeit auf der Schulbühne wie auf öffentlichen Theatern beleidigt und verhöhnt wurde. Das war aber auch für die ästhetische Bildung von tiefgreifenden Folgen, da die sittliche Verrohung unausweichlich eine Verrohung des Geschmackes nach sich zog. Die nur gelegentliche Pflege des Dramas in den Jesuitenschulen konnte nun allerdings dem Zeitgeschmack keineswegs eine vollständig andere Wendung geben, konnte sich auch den Liebhabereien und Auswüchsen desselben nicht immer entziehen; allein der schlimmsten Entartung wurde wirksam gesteuert.

Biblische und religiöse Stoffe wurden in tief religiösem Geiste ausgeführt, und wenn auch manche Dramen einen stark polemischen Charakter gegen die Häresien trugen[1], die bösen Folgen derselben lebhaft schilderten, so waren sie doch im allgemeinen frei von gehässigen Ausfällen und Verlästerungen und erhoben sich auch in dieser Beziehung hoch über die protestantische Tendenzdramatik der Zeit[2].

---

[1] ** Über heftig polemische Dramen, welche die Jesuiten aufführen ließen, siehe die Berichte von 1566 und 1568 bei J. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens, Bonn 1896, 529 558.

[2] In seiner grundlegenden und mustergültigen Abhandlung ‚Zur Geschichte des Jesuitendramas in München' sagt K. v. Reinhardstöttner 59: ‚Das Drama der Reformation sucht sozusagen Parteigänger zu werben und Anhänger um sich zu scharen, während das Jesuitendrama, gewissermaßen sich seiner unerschütterlichen Grundlagen bewußt, mehr das beherrschte Gebiet zu erhalten und zu verteidigen, als neue Genossen zu sammeln bestrebt ist.' ‚Wenn darum auch der neueste Historiker des Reformationsdramas', Holstein, ‚die Aufgabe desselben in den gehässigen und verletzenden Worten ausspricht, es sei verfaßt und aufgeführt worden, „um den evangelischen Gottesdienst zu fördern und besonders die reine Lehre im Gegensatz zur katholischen Irrlehre [vielmehr ‚zur katholischen Idololatrie', wie Holstein sich S. 99 ausdrückt, vgl. oben S. 131 A. 2] zu verbreiten und zu befestigen", so muß er den Zweck des Jesuitendramas doch als einen „lediglich pädagogischen" hinstellen, dem „der polemische Charakter gänzlich" fehlt (Holstein 272 274). Es gilt auch vom Drama der Jesuiten Franckes Bemerkung (S. 62): „Mit der Zeit machte sich ein Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Schulkomödie geltend, da erstere immer mehr und mehr zur bloßen Form für allerlei politische und kirchliche, besonders gegen den Papismus gerichtete Kontroversen, die oft mit geistvoller [?] Satire gewürzt waren, herabsank, während die Jesuiten in aller Stille in ihren Schulen wirkten und ihre biblisch-historischen Dramen aufführen ließen." Indessen darum die Spiele der Protestanten ohne Angriffe auf den Papst nicht denkbar waren und diese den ganzen Witz der Gengenbach, Manuel, Naogeorg u. a. ausmachen, wird bei den Jesuiten, wie bemerkt, die „Häresis" gewöhnlich nur vorübergehend gestreift; selten, wie im „Benno" (vgl. S. 86—87), wird Luthers direkt Erwähnung getan oder gar, wie im Lutherischen „Betlermantl" (im Cento Lutheranus 87), polemisch vorgegangen.'

Da es Zweck und Aufgabe des Theaters sein sollte, ‚die Gemüter zu rühren, vor bösen Sitten zu warnen, schlimmen Umgang, Gelegenheit zur Sünde hassenswert zu machen, Eifer für die Tugend, Nachfolge der Heiligen zu wecken‘, so wurden ganz besonders die Heiligenlegenden mit ihren reichen, schönen, ebenso rührenden als sittlich bildenden Stoffen auf das ausgiebigste in die Dramatik hineingezogen. Auch bei den weltlichen Stoffen wurden tiefernste, wahrhaft tragische, im Sinne der Alten bedeutende Motive behandelt. Das Charakterlustspiel wandte sich gegen Fehler und Torheiten, welche ohne sittliche Gefahr auf den Brettern beschrieben werden konnten. Niedriger Schwank, pöbelhafte Komik war von selbst ausgeschlossen; sorgfältig wachten die Obern über die Würde der Aufführungen [1].

Als gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts der holländische Dichter Joost van den Vondel gegen die Angriffe calvinistischer Prädikanten seine ‚Verteidigungsrede des Bühnenrechtes‘ schrieb, konnte er sich mit allem Fug auf das Beispiel der Gesellschaft Jesu berufen, ‚deren Geschick und Tüchtigkeit in Leitung, Regelung und sittlicher Heranbildung der lernbegierigen Jugend allgemein anerkannt‘ werde, ‚die sich aber gerade zu diesem Zwecke frommer und erbaulicher Bühnenstücke und Bühnenvorstellungen‘ mitbediene, ‚weit entfernt von Leichtfertigkeit und Verderbnis der Sitten, welche sie aufs tiefste‘ hasse [2].

Daß die Jesuiten, wie von protestantischen Zeitgenossen hervorgehoben wurde [3], ihre Schuldramen ‚mit großem Pomp und Pracht‘ aufführen ließen, es mitunter auf förmliche Ausstattungsstücke absahen, hat seinen Grund nicht etwa in einer Geringschätzung der eigentlichen Poesie, sondern in dem pädagogischen Zweck der Aufführungen. Es sollten Festvorstellungen sein. Sie sollten das einförmige, alltägliche Schulleben mit Freude und Glanz unterbrechen, den Schulprüfungen auch äußerliche Würde und Ansehen verleihen. Die fürstlichen Gönner wünschten solchen ‚Pomp‘ und gaben dazu reichliche Mittel her. Auf die große Menge der Zuschauer mußte die prachtvolle Ausstattung einen gewaltigen Reiz ausüben und manche für die Schule gewinnen, welchen die künstlerischen Vorzüge der höchsten dramatischen Poesie unzugänglich geblieben wären. Dieser äußere Glanz lag übrigens einigermaßen schon in

[1] Am 20. September 1631 erging an die Jesuiten in Deutschland vom Generalat zu Rom aus die Verordnung: ‚Dramatibus, Comoediis Tragoediisque, quae subinde variis in locis a discipulis nostris in scena aguntur, aiunt interdum admisceri multa, ad risum spectantium ciendum, quae mimos magis et histriones quam religiosos viros decent. Proinde allaborandum erit, ut nihil simile fiat.‘ Aus dem Münchener Reichsarchiv mitgeteilt von K. Th. Heigel im Archiv für Gesch. des Buchhandels VI 164 Nr 8; vgl. v. Reinhardstöttner 147 Nr 55.

[2] A. Baumgartner, Joost van den Vondel, Freiburg i. Br. 1882, 234.

[3] Vgl. Holstein 271—272.

der früheren katholischen Dramatik begründet, welche ja aus dem Feiergepränge religiöser Feste hervorging. In der Ausstattung wie in seinem inneren Wesen schloß sich das religiöse Schuldrama der Jesuiten den alten Mysterienspielen an; in der Ausführung der Dramen selbst folgten die Dichter lateinischen oder griechischen Vorbildern und verbanden somit das Mysterienspiel mit den Formen des Humanismus [1].

Schon bald nach Errichtung der ersten Kollegien begann das Schuldrama aufzublühen. Die erste bis jetzt bekannte Aufführung eines Jesuitendramas auf deutschem Boden ist die, welche im September des Jahres 1555 zu Wien stattfand. Zwölf Schüler des dortigen Jesuitengymnasiums spielten unter freiem Himmel die Tragödie ‚Euripus', welche in lateinischen Versen die Vergänglichkeit der irdischen Dinge und die Kürze des menschlichen Lebens zur Darstellung bringt; das Stück, von dem Franziskaner Livin van Brecht aus Antwerpen verfaßt, wurde später durch den Rektor des Prager Jesuitenkollegiums, Paul Hoffäus, ins Deutsche übersetzt. Im Jahre 1560 führten die Jesuitenschüler von München und die von Prag den ‚Euripus' auf; im Jahre 1566 spielte man ihn zu Dillingen [2].

In Prag soll sich die Zahl der Zuschauer auf mehr als 8000 belaufen haben. Dreimal wurde das Stück gegeben, ein viertes Mal im größten Saale des Hradschin auf Verlangen des Statthalters, Erzherzogs Ferdinand. Es erregte so viel Gefallen, daß man weitere Aufführungen verlangte und das Kolleg endlich den Erzherzog dringend bitten mußte, eine Wiederholung nicht

---

[1] J. v. Eichendorff (Zur Gesch. des Dramas, Paderborn 1866, 23) faßt mehr die Wirkungen des Jesuitendramas als die Absichten seiner Leiter ins Auge, wenn er bemerkt, ‚daß die Jesuiten mitten in der Verwilderung (der ‚Reformation') die Mysterien wiederherzustellen versuchten, indem sie dergleichen Schauspiele in ihren Konviktorien von den Schülern in lateinischer und deutscher (?) Sprache aufführen ließen, und dem großen Inhalt allen Schmuck der glänzendsten Ausstattung hinzufügten'. Diese ‚letztere Konzession an den Zeitgeist' deute, meint er, ‚auf eine gewisse Hilfsbedürftigkeit', und er hält es für ‚sehr zweifelhaft, ob der Versuch bei der allgemeinen religiösen Zerfahrenheit, von der begreiflicherweise auch die Katholiken nicht unberührt blieben, überhaupt von Erfolg sein konnte'. Aber, fügt er hinzu, ‚jedenfalls war es, wie die Sachen einmal standen, das einzige Rettungsmittel, das ewige Banner der Poesie über dem trüben Strom wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt emporzuhalten. . . . In solchen Zeiten gilt es nicht, eigensinnig Renaissance zu treiben, sondern dem Kleinen und Erbärmlichen das Große resolut entgegenzustellen und somit die verworrene Aufregung in Begeisterung für das Höhere und Wahre zu verwandeln, nach welchem die Menschen auch in ihrer tiefsten Verirrung immerdar eine unüberwindliche Sehnsucht fühlen.'

[2] **Canisii Epistulae II 873 878. Litterae Quadrimestres e . . . locis, in quibus aliqui de Societate Iesu versabantur, Romam missae III, Matriti 1896, 710—711.

mehr zu begehren, da es schließlich doch nicht Aufgabe der Gesellschaft sei, Komödien aufzuführen. Der Bischof von Wien veranstaltete den 40 Spielern bei einer der Aufführungen ein Festmahl[1]. Zu Wien selbst wurde, anderer Aufführungen nicht zu gedenken, im Jahre 1561 der ‚Joseph‘ von 70 Studenten aufgeführt; das Spiel dauerte fünf Stunden[2].

In Innsbruck wurde im Jahre 1576 von den Jesuitenschülern ein Spiel von der hl. Katharina dargestellt, welches sechs Stunden in Anspruch nahm und den Erzherzog Ferdinand II., jetzt Landesfürst von Tirol, derart befriedigte, daß er die Darsteller der ersten Rollen mit Stipendien beschenkte. Bei Gelegenheit fürstlicher Besuche wurde das Stück, von Pater Johann Sanhoy in heroische Verse gebracht, im folgenden Jahre wiederum aufgeführt und beschäftigte dieses Mal unter reichem Beifall acht Stunden lang 200 Spieler. Später folgten noch andere Komödien. Die Jesuitenschüler zu Hall hatten schon im Jahre 1573 in Anwesenheit Ferdinands und seines Hofes ein dramatisches Spiel ‚Die Enthauptung Johannis‘ auf die Bühne gebracht[3].



Einen außerordentlichen Eindruck auf die Zuschauer machte ein Spiel ‚Von der hl. Cäcilia zu Rom‘, welches im Jahre 1603 in dem geräumigen Hofe des Jesuitenkollegs in Graz an zwei aufeinander folgenden Tagen zur Darstellung gelangte. Am ersten Tage wurde das tugendreiche Leben der heiligen Jungfrau und der ersten Christen mitten in dem lasterhaften Treiben

---

[1] Schmidl I 146. Es ist demnach unrichtig, wenn Holstein S. 273 über das Schuldrama der Jesuiten sagt: ‚Die ersten hierher gehörigen Dramen stammen aus dem Jahre 1597. In diesem Jahre führten die Jesuitenschüler zu Hildesheim das erste Drama auf und wurden die ersten Prämien für sie ausgeteilt.‘ Gleich irrig ist die Behauptung S. 272: ‚In der Methode folgten die Jesuiten den Grundsätzen Joh. Sturms.‘ Sturms ‚übertriebene Wertschätzung der Schuldramen‘ (Holstein 42) entfaltete sich erst seit dem Jahre 1566, als die Jesuiten längst nach ganz anderer Methode zum Schuldrama Stellung genommen hatten. ** Die Wiener Jesuiten ließen bereits im Herbst des Jahres 1555 in ihrem neuen Kollegium am Hof den ‚Euripus‘ durch Schüler im Freien aufführen. Zu den dramatischen Aufführungen bei Anfang des Schuljahres fanden sich im Jahre 1559 in der Aula des Wiener Kollegiums 3000 Zuschauer ein. Bucholtz, Ferdinand I. VIII 188, und J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, N. F. (1839), 231 ff; in dem zuletzt genannten Werke Näheres über die späteren theatralischen Leistungen des Wiener Jesuitenkollegiums, namentlich über die sog. Kaiserspiele (ludi Caesarei) des 17. Jahrhunderts, welche unter Anwesenheit des kaiserlichen Hofes stattfanden. Vgl. auch Wissowa, Über eine Anzahl lateinischer Schuldramen aus der Bibliothek des Gymnasiums, Programm des kathol. Gymnasiums zu Breslau 1861, 14 ff. Über Hoffäus s. Duhrs Aufsatz in der Innsbrucker Zeitschr. für kathol. Theol. 1899.

[2] ** Canisii Epistulae III 143 A. 1.

[3] Hirn I 231—232. F. J. Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Tirol, München 1822, 47. Zirngiebl 328 A. 85.

des heidnischen Rom, am zweiten die grausame Christenverfolgung und der Martertod der Glaubensheldin vorgeführt. Die Erzherzogin Eleonora, welche nachmals im Stifte zu Hall den Schleier nahm, sprach wiederholt es aus, daß der Anblick dieses frommen Schauspiels zuerst in ihr den Gedanken erweckt habe, ihr Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit ganz dem Dienste Gottes zu weihen [1].

In Köln hatte im Jahre 1581 ein Spiel, welches die Wohltätigkeit der ‚hl. Cäcilia' schilderte, den Erfolg, daß arme Studenten von wohlhabenden Zuschauern reichlich mit Kleidern und Geld beschenkt wurden [2]. Dieselbe Wirkung hatte ein die Freigebigkeit des ‚hl. Ivo' darstellendes Spiel, welches im Jahre 1583 zu Speier über die Bretter ging [3]. In demselben Jahre wurde zu Heiligenstadt ‚Die büßende Magdalena' gegeben. Eine unglückliche Frau, welche dem Laster verfallen war und öfters schon daran gedacht hatte, durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende zu machen, wohnte der Vorstellung bei und wurde davon so ergriffen, daß sie wieder Mut faßte und sich nach dem Beispiele Magdalenas bekehrte [4].

‚Es ist wohl zu dieser Zeit', schrieb Hippolytus Guarinoni, Stadtarzt von Hall in Tirol, im Jahre 1610 über die Jesuitenspiele, ‚in der ganzen weiten und breiten Welt keine Ergötzlichkeit über diese, in welcher mancher gottloser, verkehrter, verführter Mensch allein durch ein solches Schauspiel, darin man entweder die Belohnung, so Gott den Frommen, oder die erschröckliche Straf, so der Teufel den Gottlosen geben wird, meistens für die Augen stellt, ehist bewegt und in ein besseres und gottseligeres Leben zu treten entzündet wird, welcher sonsten durch sein ganzes Leben durch kein Predig noch ander Mittel hätte mögen erreicht werden: Ursach, die Predig allein das Gehör erfüllt; wann aber auch die Augen bewegt werden, sonderlich da man die Sachen so herrlich, so tauglich, so löblich fürhält, als wann dieselben allda zugegen wären, so hat solches den allergewaltigsten Nachdruck.'

‚In den gewaltigen und auferbaulichen Schau- und Hörspielen ist eine solche Kraft und Nachdruck, daß sie nicht allein die Rechtgläubigen, sondern auch die Widersacher und allerlei Sektische von weitem herzuziehen': die hohen

[1] Peinlich, Gesch. des Gymnasiums zu Graz, Programm von 1869, 58. Über frühere und spätere Jesuitenspiele in Graz vgl. S. 46 und das Programm von 1870 S. 5. Das Schauspiel ‚Esther', welches im Jahre 1609 zwei Tage hintereinander in der Aula gegeben wurde, zog beiläufig 3000 Zuschauer herbei. Über die Aufführungen in Graz vgl. auch Krones 333—344. Im Jahre 1612 lieferte Erzherzog Ferdinand für die Inscenierung des ‚Wilhelm von Aquitanien' seine eigenen Prunkkleider und stellte dieselbe im ganzen mit einem Kostenaufwand von 5000 Gulden her. Ebd. 339—340.

[2] Litt. annuae ad a. 1581, Romae 1583, 171.

[3] Litt. annuae ad a. 1583, Romae 1585, 136. [4] Ebd. 139.

Potentaten wohnen denselben bei ‚mit sonderer Begier und Lust‘, lassen mit großen Unkosten Bühnen aufrichten, liefern den schönsten und besten Apparat, ‚ja sie ziehen und eilen von fernen Landen durch viel Tagereise sonders darzu‘ [1].

‚Klagenden Herzens‘ äußerte sich im Jahre 1594 ein Prediger: ‚Daß hohe Herren, Fürsten, Grafen und Edelleute nicht weniger denn die gemeinen Bürger und Bauern an den Komödiis der Jesuiter groß Wohlgefallen haben, ist genugsam bekannt; geben über die Maßen reichlich dazu und ehren die Schüler, so darin agieren, und ist solches für sie ein groß Incitament, so den Unserigen mehren- oder mehrstenteils fehlet. Und kommen hohe Herren zu solchen Komödien oftmals beisammen als zu den größten Ergötzlichkeiten, was den Jesuiten für Einpflanzung ihrer Abgötterei nicht zu geringem Nutzen gereicht und gar Evangelische selbst ihnen günstig macht.‘ [2]

Als die Jesuitenschüler zu Koblenz im Jahre 1585 den ‚Ägyptischen Joseph‘ spielten, brachte Kurfürst Johann VII. von Trier die Kurfürsten von Köln und Mainz, den Pfalzgrafen und viele Edelleute mit, um sie ‚die Tragödie‘ schauen zu lassen; den 70 Darstellern bereitete er zum Zeichen seiner Zufriedenheit ein festliches Mahl. Das Spiel war den Schülern, sagt ein Berichterstatter, ‚ein Sporn zu eifrigerem Streben‘ [3]. Auch in Paderborn wurden von den Jesuitenschülern oft theatralische Darstellungen gegeben, welche prächtig ausgestattet und von dem vollen Zauber der Tonkunst begleitet waren. Der protestantische Graf von der Lippe, der einer solchen Aufführung im Jahre 1592 beigewohnt hatte, schenkte unmittelbar darauf den Jesuiten zur Errichtung ihres dortigen Kollegs eine Summe Geldes und Bauholz [4].

Unter den seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1618 dargestellten Dramen befinden sich wenige biblische: ‚Vom verlorenen Sohn‘ (Heiligenstadt 1582), ‚Geschichte des ägyptischen Joseph‘ (München 1583), ‚Christus als Richter‘ (Graz 1589), ‚Saul und David‘ (Graz 1600), ‚Naboth‘ (Regensburg 1609), ‚Elias‘ (Prag 1610).

Bedeutend zahlreicher sind die weltlichen Stücke: ‚Gottfried von Bouillon‘ (München 1596), ‚Die menschliche Neugier‘ (München 1603), ‚Kaiser Mau-

[1] Guarinoni Buch 2, Kap. 17; vgl. Meissner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich 5—9.

[2] Nothgedrungene Errinnerung und Vermahnung an alle, so dem Evangelium wohl zugethan sein (1594) Bl. 3b.

[3] ‚Quae res magnos addidit iuventuti ad proficiendum stimulos et profundendos litteraria in palaestra sudores.‘ Dominicus, Gesch. des Koblenzer Gymnasiums I 19—20.

[4] Bessen, Gesch. von Paderborn II 95. ** Eine Zusammenstellung der Titel der Paderborner Jesuitendramen von 1592—1770 gibt W. Richter in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte IV (1984) 5 ff.

ritius' (Ingolstadt 1603), ‚Der Totentanz' (Ingolstadt 1606), ‚Belisar' (München 1607), ‚Julian der Apostat' (Ingolstadt 1608), ‚Der Doktor von Paris' (München 1609), ‚Theodosius der Jüngere' (Regensburg 1613), ‚Otto Redivivus, von erster Stiftung der Universität Dillingen' (Dillingen 1614), ‚Von Leontio, einem Grafen, welcher durch Machiavellum verführt ein erschreckliches Ende genommen' (Ingolstadt 1615), ‚Von Ametan, einem unbußfertigen Engelländischen Hauptmann' (Augsburg 1615).

Weitaus die meisten Stoffe der aufgeführten Stücke sind ‚alten Erzählungen fromm christlichen Inhalts' und Heiligenlegenden entnommen. Dahin gehören außer den schon erwähnten das häufig, z. B. in München im Jahre 1573, in Graz im Jahre 1599 dargestellte Drama ‚Barlaam und Josaphat'; ferner: ‚St Ambrosius', ‚St Kassianus', ‚St Benno', ‚St Katharina', ‚St Brigitta' (München 1591, 1594, 1598, 1602, 1604), ‚St Justus Antisiodorensis' (Ingolstadt 1604), ‚St Konrad' (Konstanz 1607), ‚St Agnes' (Innsbruck 1608), ‚Von Cipriano und Justina', ein später auch von Calderon im ‚Wundertätigen Magus' behandelter Stoff (Graz 1608), ‚St Ulrich' (Dillingen 1611), ‚St Heinrich der Kaiser und Kunigunde' (Ingolstadt 1613), ‚St Beatus' (Luzern 1615), ‚St Wilibald' (Eichstätt 1615), ‚St Elisabeth von Marburg' (Prag 1615), ‚St Hildegard', ‚St Vitus und Modestus' (Augsburg 1617, 1618)[1]. Tiefen Eindruck machte das von dem Pater

[1] Aus den von E. Weller im Serapeum XXV 174 ff mitgeteilten Programmen. In den Bänden XXV—XXVII des Serapeums verzeichnet Weller etwa 800 Schuldramen der Jesuiten. Vgl. auch Wellers Annalen II 288 ff; v. Reinhardstöttner 76 78 80 87 145 Nr 34; v. Hammer-Purgstall, Khlesl III 128 A. 7. ** Von neuerer Literatur über das Jesuitendrama, für welches in Wien noch reiche handschriftliche Schätze ihres Erforschers harren, ist noch zu erwähnen: J. Zeidler, Studien und Beiträge zur Gesch. der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas (Theatergeschichtliche Forschungen von B. Litzmann IV), Hamburg und Leipzig 1891; Richter, Gesch. der Paderborner Jesuiten I 21 ff; M. d'Huart, Le théâtre des Jésuites, Ie partie. Des exercices dramatiques dans les établissements d'instruction au moyen-âge et au XVIe siècle. Essai d'introduction à l'histoire du théâtre des Jésuites (Programm des Athenäums in Luxemburg 1891); Bächtold, Gesch. der deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, Anmerkungen S. 152; Bahlmann, Aachener Jesuitendramen des 17. Jahrhunderts, in der Zeitschr. des Aachener Gesch.-Vereins XIII (1891) 175 ff; Ellinger, Mitteilungen aus Jesuitendramen, in der Zeitschr. für die Geschichte der Juden in Deutschland V (1891) 384 ff; Bolte in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgeschichte V (1892) 76 ff. — Zu Molsheim im Elsaß ward 1618 ein Stück ‚Karl der Große' aufgeführt; das glanzvolle Spiel dauerte drei Tage; s. Revue catholique d'Alsace 1887, 182 257. Sehr wertvoll ist die von Dürrwächter im Sammelblatt des Histor. Vereins Eichstätt (X [1895] 42—102) veröffentlichte Arbeit über das Jesuitentheater in Eichstätt, die sich hauptsächlich auf Drucke und Handschriften der Eichstätter Ordinariatsbibliothek gründet. Nicht minder wertvoll ist die von Dürrwächter im Jahrbuch des Histor. Vereins zu

Matthäus Rader verfaßte, im Jahre 1600 zu Regensburg aufgeführte Drama ‚St Afra‘. ‚Dieses Spiel‘, schrieb der Ingolstadter Pater Hieronymus Drexel an Rader, ‚war fürwahr kein Spiel; denn mögen auch die Spieler sich nur weinend gestellt haben, die Zuschauer weinten wirklich.‘ [1] Zu den schönsten Legendendramen, welche der Verherrlichung des Marienkultus dienten, zählen die unter Leitung der Jesuiten von der Marienkongregation zu München im Jahre 1596 gespielten: ‚Cyriakus‘ und ‚Theophilus‘ [2].

Überhaupt nehmen die zu München mit reicher Beihilfe des Hofes dargestellten Spiele in der deutschen Jesuitendramatik unbestritten die erste Stelle ein, insbesondere auch in Bezug auf den Glanz und die Großartigkeit der Ausstattung [3].

Gleich im ersten Jahre nach der Gründung des Gymnasiums, zum Schluß der feierlichen Eröffnung desselben im Frühling 1560, wurde im Beisein der herzoglichen Familie, der höchsten Staatsbeamten und zahlreicher

Dillingen 1897 veröffentlichte Studie ‚Aus der Frühzeit des Jesuitendramas‘, in welcher die handschriftlichen Jesuitendramen zu Dillingen behandelt sind. Hieran reihen sich noch ferner weitere Arbeiten Dürrwächters, nämlich: ‚Die Darstellung des Todes und Totentanzes auf den Jesuitenbühnen, vorzugsweise in Bayern‘, s. Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns V (1897), und ‚Jakob Gretsers De regno humanitatis Comoedia prima‘ (Programm des Gymnasiums zu Regensburg, Stadtamhof 1898); vgl. Histor.-polit. Blätter CXXIII (1899) 377 ff 456 f. Dem dort ausgesprochenen Wunsche, es möchten gerade aus der ersten Zeit des Jesuitendramas die ungedruckten Stücke gesichtet und die besseren vollständig veröffentlicht werden, wozu Dr Dürrwächter mit seinen vielseitigen Kenntnissen und seinem feinen Takt der berufene Mann wäre, kann ich mich nur anschließen. Vgl. ferner Wolkan, Gesch. der deutschen Literatur in Böhmen, Prag 1894, 151 f; Zeidler, Über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter, in der Zeitschr. des Vereins für niederösterr. Landeskunde 1893, 128; 1894, 12 f; Bahlmann, Das Drama der Jesuiten, im Euphorion II 271 ff; ders., Jesuitendramen der niederrhein. Ordensprovinz (15. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, Leipzig 1896); Scheib, Der Jesuit J. Masen, Köln 1898, 6 ff; Schwartz, Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters, Oldenburg 1898, 244 f; G. Müller, Beitr. zur Gesch. des Schultheaters am Gymnasium Josephinum zu Hildesheim, Hildesheim 1900. S. endlich auch Nagl-Zeidler, Deutsch-österreich. Literaturgeschichte, Wien 1899, 655 f, wo noch weitere Literaturangaben.

[1] * Raderiana, in dem Münchener Konsistorialarchiv Nr 4022. Rader, von dessen Tätigkeit als Philologe später noch die Rede sein wird, ist auch der Verfasser der im Jahre 1594 in München aufgeführten Tragödie ‚St Kassianus‘; vgl. de Backer III 11.

[2] Die im Jesuitenkolleg zu Luzern von 1582 bis 1620 gegebenen Stücke sind aufgezählt bei v. Reinhardstöttner 78—79.

[3] ‚Einige wenige erhaltene Rechnungen zeugen dafür, wie nachhaltig die bayrischen Fürsten das Drama der Jesuiten unterstützten.‘ In den Jahren 1589—1590 beliefen sich die Gesamtausgaben des Hofes auf ‚2391 Fl. 1 Kr. 1 D.‘ v. Reinhardstöttner 62 u. 149 A. 72.

Bürger ‚ein schönes Schauspiel' dargestellt [1]. Im Mai 1565 wurde eine ‚Tragikomödia: Judith' zuerst vor dem Herzog und seinem Hofe in der Residenz, dann zum zweiten Male vor dem ganzen Volk mit größtem Beifalle gespielt. ‚Der Platz, welcher viele Tausend Menschen fassen konnte, war so besetzt, daß viele auf die Mauern und die Hausdächer steigen mußten.' [2] Bei Gelegenheit der Hochzeit des Herzogs Wilhelm (V.) mit Renata von Lothringen spielten die Jesuitenschüler im Februar 1568 die von dem herzoglichen Rate Andreas Fabricius verfaßte Tragödie ‚Von dem starken Samson', für welche Orlando di Lasso gewaltige Chöre komponiert hatte. Das Stück stellte die Geschichte Samsons, namentlich dessen Überlistung durch Delila dar und war nicht ohne polemische Spitzen gegen die Protestanten, indem es auf die Heiligkeit der Ehe und die Unzulässigkeit eines Ehebundes mit Andersgläubigen hinwies. ‚Aus diesem Stück', sagte der Verfasser in der Widmung an Herzog Wilhelm, ‚mag der künftige Völkerfürst lernen, wie gefährlich es sei, das Band mit einem fremden Weibe zu knüpfen und da eine Ehe zu suchen, wo die Religion entgegensteht.' Über die Aufführung sprechen sich die Berichte voll Bewunderung aus [3].

Die glanzvollsten Ausstattungsstücke unter freiem Himmel gab das Münchener Kolleg in den Jahren 1574, 1577 und 1597. Das erstere, die Tragödie ‚Konstantinus', wurde sehr wahrscheinlich von Pater Georg Agricola, welcher noch im Jahre 1595 dem Kolleg vorstand, verfaßt [4]. Handschriftlich ist das Stück noch erhalten. Zwei Tage dauerte das Spiel. Am ersten Tage wurden die Heldentaten des Christenkaisers zur Darstellung gebracht; der zweite Tag galt seiner Mutter Helena und der wunderbaren Auffindung des Kreuzholzes in Jerusalem. Die ganze, herrlich geschmückte Stadt diente dem Stücke zur Bühne; mehr als 1000 Personen wirkten als Redende oder als Statisten mit. Aus Nah und Fern war das Volk herbeigeströmt, um das unerhörte Schauspiel anzustaunen, wie der Sieger über Maxentius nach Römerart seinen Einzug hielt auf glänzendem Viergespann, umgeben von 400 Reitern in weithin schimmernden Rüstungen, oder wie das sichtbare Zeichen der Erlösung unter den begeisterten Zurufen der tiefergriffenen Menge durch die Straßen der Stadt getragen wurde [5]. Derartiges kam den mächtig religiösen Eindrücken der alten Mysterien gleich.

---

[1] J. B. Hutter, Die Gründung des Gymnasiums zu München 11; vgl. 31.

[2] *Bericht eines Jesuiten an den Generalvikar Franz Borgias, d. d. Dillingen am 1. Juli 1565; aufbewahrt im Kolleg der Jesuiten zu Exaeten in Holland.

[3] v. Reinhardstöttner 70—74. Vgl. M. Lossen, Der Kölnische Krieg I 86—87.

[4] Vgl. v. Reinhardstöttner 76 u. 158 A. 172.

[5] K. Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel 50. ‚Was hatten die Jesuiten eigentlich erstrebt? Um es schlagend zu bezeichnen, sie hatten ins Werk

Wie hier, so wirkten auch bei einem im Jahre 1577 auf Wunsch des Herzogs Albrecht V. zur Ehre der anwesenden Erzherzoge Ferdinand und

---

gesetzt, was Richard Wagner in unsern Tagen mit so großem Erfolge versuchte — eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas. Die Wirkung war eine berauschende, und wie der Meister von Baireuth hatten auch sie alsbald ihre fanatischen Anhänger und in den kunstsinnigen Wittelsbachern großgünstige Förderer dieser Intentionen. Die Elemente zu einem solchen Gesamtkunstwerke waren ja in vorzüglicher Vollkommenheit am bayrischen Hofe vorhanden, die trefflichsten, italienisch geschulten „Maler, Bildhauer, Streicher und Stukkatori" für die Dekorationen, Kostüme, lebenden Bilder und technischen Vorrichtungen, eine Musikkapelle, die damals in Europa ihresgleichen suchte, und deren Leiter Orlando di Lasso ein ebenso schnell schaffender wie genialer Komponist war, und daß die Jesuiten als Regisseure Großartiges zu leisten im stande waren, haben in der Folge selbst ihre erbittertsten Gegner zugestehen müssen. Das Drama selbst, das die Grundlage solcher für die weitesten Kreise berechneten Festspiele bildete, war in lateinischer Sprache abgefaßt und wurde von den Schülern der Jesuiten zur Aufführung gebracht; es war also eigentlich nichts anderes als die Weiterentwicklung der schon früher in München gepflegten Schulkomödie. Aber durch die Wahl der Stoffe ist diese Schulkomödie fortan vollständig in den Dienst der katholischen Kirche getreten, und dadurch erklärt es sich vorweg, daß die Stücke auch der des Lateinischen unkundigen Menge geläufig werden konnten; es traten eben, wie dies ja heute noch im Passionsdorfe (Oberammergau) der Fall ist, die Gestalten der Heiligen Schrift auf, die den Leuten von Kindheit an vertraut waren. Zudem wurde dem Verständnis der nicht klassisch gebildeten Zuhörer in mancherlei Weise nachgeholfen. Da kamen die in deutscher Sprache abgefaßten Programmbüchlein zur Verteilung, die sog. Periochen, welche über den Gang der Handlung belehrten; gleich dem Ammergauer Passionsspiele waren zur Erklärung kunstvolle Bilder aus dem Alten Testamente eingefügt, denen andere aus dem Neuen gegenüberstanden, und vor jedem Akte betrat, ganz nach Meistersängerart, der Ehrenhold die Bühne und gab mit weithin schallender Stimme in deutschen Versen Aufschluß über das Kommende. Was also der großen Menge verloren ging, war der wortgemäße Inhalt des Stückes, und darin liegt der große Unterschied zwischen dem lateinischen Jesuitendrama und den deutschen Volksschauspielen der Reformationszeit.' Wenn aber ‚die Jesuiten auch auf die gemeinverständliche deutsche Sprache verzichteten, so blieb darum die Wirkung keine geringere, so wenig wie bei den ja auch in lateinischen Worten sich abspielenden Verrichtungen des katholischen Kultus. Religiöse Erhebung war das Endziel der Vorstellung, das wußte die glaubensinnige und glaubenstreue Menge, welche vor diese Bühnen trat, und wenn sie auch das Einzelwort nicht verstand, so diente doch alles, was das Auge erschaute, dazu, Gemüt und Phantasie in ihren Tiefen aufzuregen und durch das Medium der weihevollen Stimmung diesem gewollten Endziele entgegenzuführen. Oder ist es heutzutage in Ammergau etwa anders? Um sich an den poetischen Schönheiten des Textes zu erbauen, ist gewiß noch niemand nach dem Passionsdorfe gewandert; was so erschütternde Wirkung hervorbringt, ist in erster Linie die Macht des Geschauten, und diese Wirkung würde auf das Volk kaum weniger tief sein, wenn die Worte des Spieles in lateinischer Sprache zu Gehör kämen. So trat damals für Bayern mit dem Katholizismus als idealem Mittelpunkte in der Tat jenes nationale Gesamt-

Karl aufgeführten öffentlichen Festspiele ‚Esther' alle Künste zusammen, um Augen und Ohren zu beschäftigen. Zur Entfaltung fürstlichen Prunkes wurden aus dem Schatze des Herzogs die herrlichsten Kleinodien, Kostbarkeiten und Prachtgewänder hergegeben, bei dem Mahle des Königs Assuerus ‚zur Augenweide' 160 Gerichte auf Schüsseln von gediegenem Gold und Silber aufgetischt. Ein Waffentanz nach alter Weise ergötzte die Zuschauer. Viele Herren vom Adel scheuten die Kosten weiter Reisen nicht, um die glänzende Schaustellung zu sehen[1].

Den Höhepunkt des Münchener Jesuitendramas bezeichnet ‚Der Triumph des hl. Michael', welcher im Jahre 1597 bei Gelegenheit der Einweihung der Jesuitenkirche zum hl. Michael vorgeführt wurde. Nicht allein den Kampf des Erzengels mit Luzifer, sondern das gesamte Schicksal der Kirche im Kampfe mit den heidnischen Göttern, mit der glaubenslosen Wissenschaft, mit der Apostasie und der Häresie, unter den grausamen Verfolgungen des Kaisers Diokletian, sollte in diesem Stücke zur Anschauung gelangen. Während heilige Bekenner ihr Leben lassen für den Glauben, betet die Kirche für ihre Feinde zu Gott:

> Nicht ihres Frevels würd'ge Strafe will ich;
> Nein, mit der Liebe Feuer klär ihr Herz.
> O laß die Ketzer dich erkennen, bet' ich,
> Zurück auf deinen Weg gerufen werden.

Den Schluß bildet der Sieg der Kirche und der Sturz von 300 Teufeln in die hochauflodernden Höllenflammen. Der berühmte Komponist Georg Victorin, Musikdirektor an der Jesuitenkirche, hatte die Musik gesetzt; oft erschollen 900 Stimmen im Chor[2].

---

kunstwerk ins Leben, welches Richard Wagner für Deutschland erträumte, das Festspiel, zu dem man aus allen Orten des Landes wallt, an dem das ganze Volk geistig wie materiell teilnimmt, und das durch die Großartigkeit der Durchführung vom einfachen Theaterstücke zum nationalen Weiheakte emporsteigt. So paradox diese Behauptung klingen mag, sie entspricht vollkommen den Tatsachen und läßt sich Punkt für Punkt urkundlich erweisen'. S. 50—53.

[1] v. Reinhardstöttner 77 u. 159 A. 181 ff. **Friedrich Schmidt, Ein Festspiel der Münchener Jesuitenschule im 16. Jahrhundert. Forschungen III 12—27. ‚Archivalische Beiträge zur Geschichte der Schulkomödie in München' (1549 bis 1618) bietet K. Trautmann in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte I (1891) 61—68, wo, mit Übergehung der auf die Schulkomödie der Jesuiten bezüglichen Notizen, alles zusammengestellt ist, was den Münchener Ratsprotokollen und Stadtkammerrechnungen zur Geschichte der Schulkomödie an den Münchener städtischen Schulen zu entnehmen war.

[2] v. Reinhardstöttner 83—85. ‚Die ganze Apokalypse wird in Scene gesetzt. In den Wolken stehen die Chöre der Engel; das Altarbild Christoph Schwarzens [vgl. unsere Angaben VI 114] mag dem Dichter vorgeschwebt haben, als er Michael

Der bedeutendste Schuldramatiker der Jesuiten war Jakob Bidermann, ein Schwabe, aus Ehingen, geboren im Jahre 1577 [1]. Im Alter von 16 Jahren trat er in den Orden ein und genoß in Augsburg den Unterricht des berühmten Matthäus Rader, der ihn neben Jeremias Drechsel und Georg Stengel zu den besten Schülern rechnete unter den 1300, welche er gebildet hatte. Mit 22 Jahren wurde Bidermann als Lehrer der Rhetorik am Kolleg in München angestellt. Neun Jahre wirkte er in dieser Stellung, wurde dann aber Professor der Philosophie und später der Theologie, so daß er die Pflege der humanistischen Studien nur in sehr beschränktem Maße fortsetzen konnte. Die letzten 17 Jahre seines Lebens brachte er als Theologe und Bücherzensor in Rom zu. Er gab eine ganze Reihe kleiner humanistischer Schriften heraus: ‚Epigrammata', ‚Elegien', ein Epos ‚Herodias', einen satirischen Roman ‚Utopia', ‚Heilige Freuden', ‚Wäldchen'; seine Dramen dagegen berechnete er nicht für den Druck. Sie wanderten an die verschiedenen Schulbühnen und wurden vielfach aufgeführt, erst im Jahre 1665 gesammelt und herausgegeben.

Bidermanns historische Tragödie ‚Belisar', welche im Jahre 1607 in München gespielt wurde, stellt in kunstreicher Sprache, mit wirklich dramatischem Geschick den Siegeslauf des großen Feldherrn, seine Nachgiebigkeit gegen die Augusta Theodora, seinen Frevel an Papst Silverius und seinen furchtbaren Sturz vor Augen. Dem Geschmacke der Zeit folgend, führte der Dichter allegorische Figuren ein; er weiß aber auch den Allegorien Charakter und Leben zu verleihen [2]. Schön ist ein Chorlied im zweiten Akte, wo nach der Schlacht zwischen Griechen und Vandalen Gelimer gefangen vorgeführt wird. Ein Chor von acht Knaben singt:

Törichte Träume des elenden Lebens,
Die ihr den Sinkenden höhnend umgaukelt,
Welches erschreckliche Schauspiel gewährt ihr?
Törichte Träume des elenden Lebens!

Wer noch an üppig prunkender Tafel
Schlürfte des Bechers berauschende Spende,
Sehnt sich vergebens nach ärmlichem Trunke
Kühlenden Wassers, das niemand ihm darreicht....

Gelimer, wehe! der gestern noch schwelgte,
Sehnt sich nach Labung, die heut' ihm versagt ist....

seine Heerscharen sammeln ließ, ähnlich den schönsten Scenen in Miltons „Verlorenem Paradies".' Vgl. Lipowsky I 302. ‚Ob spanische Stücke in München gespielt wurden oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben die großen Meister des spanischen Dramas das Jesuitendrama wesentlich beeinflußt und zu seiner reichen Entfaltung mit beigetragen.' v. Reinhardstöttner im Jahrb. für Münchener Geschichte II 59.

[1] ** Vgl. ebd. XI 88 f. Riezler VI 329 f. [2] Vgl. v. Reinhardstöttner 89.

In einer echt dramatischen Scene gibt Gelimer, gefangen vor Belisar, diesem den raschen Wandel des Geschickes zu bedenken. Jedoch zu derlei Gedanken hat ‚der unüberwindliche, siegreiche Feldherr‘ keine Zeit; unter dem Jubelrufe Roms und seines Heeres zieht er als Triumphator ein. Aber der Neid rüstet sich gegen ihn; er kommt in den Verdacht, an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Justinian teilgenommen zu haben. Auf dessen Befehl wird er verhaftet und vor Gericht gestellt und durch ähnliche falsche Mittel, durch welche er (im vierten Akte) den Papst des Verrates schuldig erklärt hatte, unschuldig verurteilt. Sein Gewissen, das als allegorische Person der Scene beiwohnt, zieht die Parallele zwischen seiner Verurteilung und der des Papstes. Tief ergreifend ist am Schluß die Scene, in welcher der geblendete Belisar, geführt von seinem Sohne Arkadius, das römische Forum, den Schauplatz seines einstigen Triumphes, als Bettler betritt und das Volk um Almosen anfleht.

In seinem im Jahre 1615 aufgeführten Drama ‚Vom ägyptischen Joseph‘ wird im Gegensatze zu den zahlreichen Josephsdramen anderer Dichter[1] die Liebesepisode mit Potiphars Weib nur flüchtig angedeutet. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Dichter bei den inneren Familienereignissen. Jakobs geängstigtes Vaterherz, der ‚kein Vater mehr sein kann, da er seinen Sohn verloren‘, die reuige Umkehr der Brüder sind Bidermanns wirksamste Motive. ‚Die anwesenden Fürsten‘, sagt ein Bericht, ‚wurden zu reichen Tränen gerührt.‘

Den Sieg des Glaubens über die Weltlust verherrlicht das Stück ‚Der Römer Makarius‘, welcher aus Liebe zu Gott nach schwerem Herzenskampfe von seinen Eltern und der ihm zugedachten Braut sich wegbegibt, um in der Einöde sein Leben zu verbringen.

Als Bidermanns ‚Johannes Calybita‘ gespielt wurde, ‚brach alles in einen Strom von Tränen aus‘; Schicksal und Charakter des Helden fordern in der Tat Bewunderung und Mitleid in hohem Grade heraus. Wieder ist es die Selbstverbannung eines in üppigem Leben geborenen Jünglings, der Vater und Mutter, Haus und Reichtum verläßt, um ganz und völlig Gott dienen zu können, zuletzt, nach schweren Kämpfen mit den Dämonen, seinen väterlichen Palast in Rom wieder aufsucht und vor dessen Mauern, unbekannt, ein Leben der Demut und Entsagung führt, bis der Wurf eines Türhüters ihn auf den Tod verwundet. Erst im Sterben entdeckt er sich und beglaubigt seine Rede durch die Bibel seiner Mutter, das einzige Erbteil, welches er einst mitgenommen hatte[2].

---

[1] Vgl. unsere Angaben VI 298 ff.

[2] Aus v. Reinhardstöttner 91—92. ‚Neben der passiven Geduld des armen Hiob des Alten Testamentes entfaltet sich in dem freiwilligen Dulder

Bei allem Ernste seiner Stoffe wußte der Dichter auch für den Humor zu sorgen. So in seinem ‚Makarius' besonders durch die Figur des treuen Dieners Sannio, welcher auf Befehl der Eltern den flüchtigen Sohn in allen Ländern aufsucht; in seinem ‚Johannes Calybita' durch den Schiffsmann Naukleros, eine ganz Shakespearesche Figur; in seinem ‚Cenodoxus' unvergleichlich fein durch den Sklaven Dama und den Parasiten Mariskus, welche Plautinischen Vorbildern würdig zur Seite stehen [1].

Dieser ‚Cenodoxus, der Doktor von Paris', wurde von dem Dichter im Alter von 24 Jahren verfaßt und steht unter dessen Meisterwerken in erster Reihe. Das Stück lehnt sich an die Legende des hl. Bruno und behandelt das Leben eines Doktors in Paris, dessen unglückseliges Ende den hl. Bruno bewogen haben soll, die Welt zu verlassen und den Kartäuserorden zu stiften. Es ist eine Charakterkomödie mit tragischem Schluß. In vielen, höchst wirksamen Scenen ist an dem Doktor der aufgeblähte Gelehrte geschildert, der nichts als eitlen Ruhm sucht, sich von Schmeichlern lobhudeln läßt und allen besseren Einwirkungen seines Gewissens und seines Schutzgeistes widersteht. Zuletzt schickt ihm Gott eine Krankheit, aber auch diese übt auf den in Selbstliebe Versunkenen keinen Einfluß aus. Was die Menschen an ihm für Unschuld und Heiligkeit halten, ist bloßer Schein. Er treibt sein heuchlerisches Spiel fort bis zum Tode. Aber jetzt fällt die Maske. Zur Warnung für andere erhebt sich die Leiche dreimal mit dem furchtbaren Geständnis: ‚Ich bin angeklagt — ich bin verurteilt — ich bin verdammt.' Trotz der satirischen Komik, welche den ersten Teil des Stückes beherrscht, ist es tief aszetisch gedacht und mit feiner Seelenkenntnis ausgeführt. Als es im Jahre 1609 im Kolleg zu München zur Darstellung kam, da ‚zitterten bei den Schlußscenen die meisten Zuschauer an allen Gliedern, als ob sie selbst dort gerichtet würden. Hundert Predigten würden keinen solchen Erfolg gehabt haben. Vierzehn der vornehmsten Herren am bayrischen Hofe zogen sich am folgenden Tage in die Einsamkeit zurück, um die Exerzitien des hl. Ignatius zu machen und ihr Leben zu ändern' [2].

Johannes Calybita das Ideal christlicher Beharrlichkeit und selbstgewählter Entsagung. Ob darum auch der Charakter so manchen Berührungspunkt mit Hiob hat, steht er doch um vieles höher und hat sich unter Bidermanns warm empfundenen Versen echt dramatisch gestaltet. Bidermanns Drama hätte jedes weitere entbehrlich gemacht.'

[1] v. Reinhardstöttner 91 92 97.

[2] Belegstellen bei v. Reinhardstöttner 143 A. 1 und dessen treffliche Charakteristik des Stückes 93—97. Über eine von Joachim Meichel im Jahre 1625 besorgte Verdeutschung des ‚Cenodoxus' vgl. J. Bolte im Jahrb. für Münchener Geschichte III 535—540. — Im allgemeinen sagt v. Reinhardstöttner S. 63: ‚In dem ersten Jahrhundert ihrer Bühnentätigkeit haben die Jesuiten Großes geleistet. Dramen voll Kraft und Hoheit brachten sie auf die Bretter, und wenn auch ihre tragische Dichtung

Alle diese und andere Dramen Bidermanns und viele von unbekannten Dichtern verfaßte lateinische Dramen aus der Geschichte und den Legenden der Heiligen stehen in Bezug auf geistigen Gehalt, dramatische Motivierung und sittlich-künstlerische Weihe jedenfalls Calderon viel näher als die allermeisten biblischen Tendenzstücke der Protestanten. Auf die Jugend konnten sie eines sittigenden und wahrhaft bildenden Einflusses nicht entbehren [1].

---

nicht an Freiheit ihrer Lyrik, wie sie Balde, Sarbievius handhabten, gleichkam, in den Dramen eines Agricola, Fabricius und anderer lebt ein unverkennbarer poetischer Geist und ein erhabener Ernst. Wie wäre anders auch der gewaltige Erfolg dieser Aufführungen zu erklären?' S. 105—107 heißt es: ‚Wer, dem die Stücke des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und ihre poetische Anlage, ihre kunstvolle Aufführung bekannt geworden sind, möchte auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, daß die Jesuiten, als sie das dürre Humanistendrama übernahmen, förderten, durch Benutzung aller Künste belebten, ihrem Jahrhundert wesentliche Dienste, der Kultur unendlichen Vorschub geleistet, Geschmack und Sinn für das Theater und seine helfenden Künste geweckt und erhalten haben? Und mehr als anderswo ist hierfür im 16. Jahrhundert in Bayern und vornehmlich in München geschehen. . . .' Es wäre Undank, ‚jene zu unterschätzen, welche in Deutschlands schwerster Zeit mitgewirkt haben, alle die Keime zu hegen, welche in sonnigen Tagen unserer Nationalliteratur zu solchem Glanze verholfen haben. Das Jesuitendrama des 16. Jahrhunderts aber hat treulich diese Pflicht erfüllt, so daß es in der Geschichte unserer Kultur und Literatur eine ehrenvolle Stelle einzunehmen vollauf berechtigt ist. Eine Periode höchsten äußeren Glanzes und tiefster innerer Vollendung hat es aber unbestritten in München erlebt, an dem Hofe der Wittelsbacher, deren aufrichtiger Kunstsinn und eingehendes Verständnis für alles Große und Schöne sie nach dieser Seite hin in jenem Jahrhundert hoch über alle deutschen Fürsten stellte und ihr berechtigtes Lob im Munde aller Künstler erklingen ließ weit hinaus über die Grenzen der deutschen Lande'.

[1] ‚Es ist', schrieb Hippolytus Guarinoni (vgl. oben S. 139 f), ‚ein fürtrefflicher, herrlicher, hochlöblicher, nutzer Brauch' der Jesuiten, in ihren Schauspielen vorzugsweise christliche Historien zu behandeln, von ‚frommen, ehrbaren, züchtigen, keuschen Leuten, welche in dem heiligen, christlichen Wandel und Tugend der ganzen Welt vorgeschienen, deren Leben und Wandel man gleichsam lebendig in öffentlichem Schauspiel allen Menschen fürhält, daraus neben unaussprechlicher Erlustigung des äußerlichen und inneren Gemütes, die Zuseher und Zuhörer zu christlichem Wandel, zur Tugend, zum gottseligen Leben bewegt und aufgemuntert werden'.

VI. Universitäten.

Über die Zustände an den weitaus meisten Universitäten sprechen sich die zeitgenössischen Quellen mit einer solchen Bitterkeit und Trostlosigkeit aus, daß es den Anschein gewinnen könnte, als sei dort wirklich, wie ein Prediger sich ausdrückte, ‚in Gelahrtheit nicht weniger, denn in Ehrbarkeit und Sittenzucht alles in Grund und Boden verdorben' gewesen [1]. Allein man muß bei den vorhandenen Schilderungen des Universitätslebens durch amtliche Berichte, durch Verordnungen der Landesregierungen, durch Briefe und andere Zeugnisse von Zeitgenossen, auch wenn alle diese Quellen durchaus unverdächtig sind, doch immer in Rechnung bringen, was der ungenannte Verfasser eines ‚Christenspiegels' vom Jahre 1597 zu bedenken gab, um ‚das mitlebende Geschlecht vor Kleinmütigkeit und Verzweiflung' zu warnen. Es sei ‚jetzund wie es zu allen Zeiten gewesen': die im verborgenen geübten Tugenden würden ‚in Archivis, Bibliotheken und Chroniken' nicht verzeichnet; in jedem Stande gebe es ‚noch viele gottesfürchtiger, in Liebe tätiger Tugendmenschen', von welchen man keine Kunde erlange [2].

---

[1] Ein heilsam Predigt von der christenlichen Erziehung der Jugend (1564) Bl. C.

[2] Christenspiegel (1597) Bl. A[2]. Robert v. Mohl sagt in seinen ‚Geschichtlichen Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten während des 16. Jahrhunderts' mit vollem Recht, daß in den archivalischen amtlichen Quellen, aus welchen er diese entnommen habe, ‚manche kennenswürdige Seite ganz unbeleuchtet bleibt, wie denn namentlich gerade die lobenswerteren Eigenschaften, die stillen Tugenden des Fleißes und des wissenschaftlichen Strebens, zu keiner Aufzeichnung Anlaß geben, während Fehler und Exzesse amtliche Handlung und deren Verewigung hervorrufen'. Diese Worte gelten von sämtlichen Universitäten. Über alle in deren Geschichtsbüchern berichteten ‚rumorende, widerliche und beklagenswerte Greuel kann es', schreibt Karl v. Raumer IV 30, ‚dem Leser entgehen, daß auf denselben Universitäten in derselben Zeit, da diese Greuel vorkamen, so oft in aller Stille und unbekannt Jünglinge studierten, welche später als Männer die Freude und Zierde ihres Vaterlandes waren'. ‚Es ließe sich nachweisen, daß seit den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag Gute und Böse gleichzeitig auf den Universitäten sich zusammenfanden. Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß Gutes in der einen Zeit, Böses in der andern mehr hervorgetreten sei' (S. 32), und daß letzteres vorzugsweise seit dem Ausbruch der kirchlich-politischen Revolution der Fall war, kann niemand bestreiten.

1. Die Universitäten unter katholischen Obrigkeiten — akademische Tätigkeit der Jesuiten.

Die älteste Hochschule des Reiches, die ,Karolinische Universität' zu Prag, war im 16. Jahrhundert längst zu einer völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Im Jahre 1517 nannte ein Prediger auf öffentlicher Kanzel die Anstalt ein ,verrostetes Kleinod'. Seit dem Eindringen des Luthertums fanden fast fortwährende Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Utraquisten statt; die studierende Jugend verlor allen Sinn für die alten Studien und erhitzte sich in theologischen Kämpfen; die Hörsäle verödeten [1]. Allmählich gingen alle Fakultäten außer der philosophischen ein; seit der Mitte des Jahrhunderts waren gemeinlich nicht mehr als 8—10 Professoren, 25—30 Studenten vorhanden; die Vorlesungen wurden meistens in einem einzigen Hörsaal des Karlskollegiums abgehalten [2]. Nach Erteilung des Majestätsbriefes vom Jahre 1609 [3] sollte eine Reform der Universität in Angriff genommen werden, und es fanden darüber mannigfache Verhandlungen zwischen den Professoren und den protestantischen Ständen statt, aber dieselben blieben ohne dauernden Erfolg. Unter den Professoren entstanden ärgerliche Zwistigkeiten; mehrere derselben ließen sich bei Verwaltung des Universitätsvermögens verschiedene Unterschleife zu schulden kommen [4]. Im Karlskollegium, in welchem beinahe sämtliche Professoren ihre Wohnung hatten, riß eine völlige Entartung ein. Das dortige ,Contubernium', besagt ein Bericht aus dem Jahre 1614, sei wegen der herrschenden Trunksucht ,eher ein Combibernium zu nennen'. ,Der Wein redete unglimpflich bei den Mahlzeiten, der Wein gab hinwieder unglimpfliche Antworten; von Zänkereien kam es zuweilen zu Raufereien, und die Herren dienten auf Helotenweise den Knaben, ihren Bedienten, zum Schauspiel. Manchmal überschritt dieses Laster selbst die Schwellen des Kollegiums; die Taumelnden fielen zur Erde oder wurden von ihren Famulen geführt oder getragen. Zur Winterszeit warteten manchmal die Studenten vor der Türe auf den Anfang der Vorlesung und zitterten vor Kälte. Da sie dann öfter vergeblich gewartet hatten, folgten sie dem Beispiel der Lehrer und vernachlässigten die nachmittägigen Vorlesungen. Mancher Professor las ein- oder zweimal während des ganzen Semesters, mancher auch nicht ein einziges Mal.' [5]

Während die ganz protestantisch gewordene Anstalt in immer tieferen Verfall geriet, hatte das Prager Domkapitel im Jahre 1552 den König

[1] Tomek 150 ff. [2] Ebd. 173 ff.
[3] Vgl. darüber unsere Angaben V 618.
[4] Tomek 214—230. [5] Ebd. 202—204.

Ferdinand dringend ersucht, neben derselben und von ihr unabhängig eine katholische Akademie ins Leben zu rufen und unter Leitung der Jesuiten zu stellen [1]. Ferdinand ging auf dieses Ansuchen bereitwillig ein, und im Jahre 1556 erfolgte in einem ehemaligen Dominikanerkloster bei St Klemens die Eröffnung der ‚Klementinischen Akademie'. ‚Ich wünsche', hatte Canisius an den Ordensstifter Ignatius geschrieben, ‚daß alle Patres, welche zur Gründung des Kollegiums nach Prag kommen, beseelt seien von einer heiligen Geduld und einem großen Eifer, nicht so fast, um zu disputieren als zu leiden, und diese Provinz zu erbauen mehr durch Werke als durch Worte.' [2] Die Anstalt, als deren eigentlicher Zweck ‚die Wiedererhebung der katholischen Religion im Lande' bezeichnet wurde, bestand aus einem Gymnasium und einer philosophischen und theologischen Fakultät; mit beiden Schulen wurde ein adeliges Konvikt und ein Seminar für arme Studierende verbunden [3]. Von dem ihm durch einen Stiftungsbrief vom Jahre 1562 erteilten Promotionsrecht machte das Kolleg zuerst im Jahre 1565 Gebrauch. Das Konvikt besaß im Jahre 1576 bereits 70 Zöglinge, meist Söhne von einheimischen und fremden adeligen Familien; zwanzig Jahre später stieg die Anzahl sämtlicher Studierenden auf beiläufig 700, unter welchen gewöhnlich 80—100 die philosophische Fakultät besuchten. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts nahm auch die Zahl der Promotionen bedeutend zu; im Jahre 1608 wurden 31, im Jahre 1610 schon 52 Bakkalaureen in der Philosophie ernannt. Nach einer Verfügung vom Jahre 1616 sollten inskünftig drei philosophische Kurse von drei verschiedenen Professoren gehalten, die theologischen Fächer von vier Professoren gelehrt werden [4].

Ein ähnlicher Verfall wie an der ‚Karolinischen Universität' zu Prag war seit dem Ausbruch der religiösen Umwälzung an der zweitältesten Hochschule Deutschlands, der zu Wien, eingetreten.

Unter Kaiser Maximilian I. hatte die Wiener Universität den höchsten Gipfel der Blüte und des Glanzes erreicht und wurde den ersten Hochschulen Europas beigezählt. Noch im Jahre 1519 wurden 661, im ersten Jahre nach dem Tode des Kaisers, im Jahre 1520, 569 neue Studenten eingeschrieben [5]; seitdem aber führten bürgerliche Unruhen und Kriege, insbesondere die eingerissenen religiösen Wirren, einen so raschen Niedergang herbei, daß die Anstalt einer völligen Auflösung nahe kam. Im Jahre 1525 mußten wegen Mangels an Studenten die Disputationen eingestellt werden;

[1] v. Bucholtz, Ferdinand I. VIII 199.
[2] Ebd. 200; vgl. unsere Angaben IV 410 418.
[3] Ein Lektionsverzeichnis bei Pachtler I 150—152.
[4] Tomek 160—169 241. [5] Aschbach III 18. Kink I¹ 233 A. 270.

in den Jahren 1527—1528 beschränkte sich die Gesamtzahl der Aufgenommenen in allen Fakultäten auf 20—30, im Jahre 1532 sank sie auf 12 herab. Alles geriet in Zerrüttung [1]. ‚Viele Stipendien und Fundationen', schrieb Ferdinand I. am 26. März 1528, seien in ‚merkliche Unordnung, Mißbrauch und Abnehmen gekommen', und ‚viele Jahre her' hätten die darüber Verordneten ‚keine Rechnung und Verantwortung getan' [2]. Welcher religiöse Geist herrschend geworden war, erkennt man aus einer dem Wiener Bischofe im Juli 1526 übergebenen Erklärung der theologischen Fakultät: sie sei unvermögend, in Sachen des Glaubens fürder etwas zu unternehmen; ihre Mitglieder seien nicht einmal des Lebens mehr sicher [3]. Seit dem Jahre 1529 bestand diese Fakultät Jahrzehnte hindurch nur aus zwei Doktoren, seit dem Jahre 1549 ging sie zeitweise völlig ein [4]. Die artistische Fakultät, welche unter Kaiser Maximilian I. über 100 Dozenten gezählt hatte, besaß deren nur noch zwei oder drei; die juristische löste sich fast gänzlich auf; nur die medizinische erhielt sich noch einigermaßen aufrecht. In den Kollegien und Bursen, jenen mittelalterlichen Anstalten, in welchen eine Anzahl Studenten unter strenger Aufsicht eines Rektors zusammen leben und in ihren Arbeiten überwacht werden sollten, verfiel alle Zucht und Ehrbarkeit; viele derselben standen leer und dienten als Absteigequartier für wandernde Handwerksburschen; statt der Studien wurden darin Landsknechtsspiele getrieben. Wie anderwärts, so zeigten sich auch hier die Früchte der von Religionsneuerern verkündeten Lehren, daß die Studien unnütz seien und die Schriften der Philosophen Plato und Aristoteles dem Feuer übergeben werden müßten. Bereits im Jahre 1522 klagte der Universitätsrektor Friedrich Herrer, ‚die Gelehrten seien jetzt mit dem Haß des gemeinen Mannes' beladen [5].

Da die Universität trotz aller Bemühungen Ferdinands sich unfähig erwies, aus eigenem Schoße eine Neuordnung der entarteten Zustände herbeizuführen, so griff Ferdinand als Landesfürst selbständig ein und erließ in den Jahren 1533, 1537, 1554 eine Anzahl Reformgesetze, welche eine Verbesserung des gesamten Unterrichtswesens bezweckten, die Universität aber auch ihrer früheren kirchlich-privilegierten Stellung und ihres ganzen autonomen Charakters entkleideten, dieselbe in eine förmliche Staatsanstalt umwandelten und der Oberaufsicht eines landesfürstlichen ‚Superintendenten' unterstellten [6].

---

[1] Näheres bei Kink I[a] 253 ff. [2] Ebd. I[b] 140—141.

[3] Ebd. I[b] 134 Nr 30; vgl. I[a] 247.

[4] Ebd. I[a] 248 276. Vgl. A. Wappler, Gesch. der theologischen Fakultät zu Wien, Wien 1884, 54 ff.

[5] Kink I[a] 253 255. Aschbach III 16—21.

[6] Näheres darüber bei Kink I[a] 258 ff. Aschbach III 22 ff. ‚Wenn man', sagt Kink I[a] 278, ‚das neugeordnete Besitztum übersah und einen Vergleich anstellte

Eine fast stehende Klage bildete der ‚gar merkliche Unfleiß' vieler Professoren. Im Jahre 1543 wurde von seiten der Regierung die Verfügung eingeschärft, daß jeder Professor in einem Vierteljahre wenigstens 42, also durchschnittlich in jeder Woche drei Vorlesungen halten müsse; eigens dazu besoldete Aufseher sollten die Professoren genau beaufsichtigen und vierteljährlich dem ‚Superintendenten' ein Verzeichnis einreichen, wie viele Stunden ein jeder gelesen oder nicht gelesen habe, damit danach der Gehalt bzw. der Gehaltsabzug berechnet werde. Sechs Jahre später beschwerte sich Ferdinand, daß ‚sonderlich etliche Lektoren der medizinischen und juristischen Fakultät gar selten und dennoch gar mit geringem Fleiße lesen, sondern andern ihren Praktiken und Handlungen nachgehen'. Im Jahre 1556 ließ Ferdinand eine neue Verordnung ergehen: die Aufseher müßten ihr Verzeichnis alle acht Tage dem ‚Superintendenten' übermitteln. Es stellte sich heraus, daß vom 24. März bis zum 24. Juni 1557 der Professor der Grammatik und der Professor des Hebräischen vor 3—5 Zuhörern statt der vorgeschriebenen 42 nur 27, ein juristischer Professor nur 24, ein anderer Professor nur 19 Stunden gelesen hatte [1].

Daß manche Professoren ‚andern Praktiken und Handlungen' nachgingen, erklärt sich übrigens leicht aus ihren geringen und überdies häufig unsichern Besoldungen.

Um 1538 betrug das Einkommen der Universität beiläufig jährlich 2000 Gulden. Als die Regierung im Jahre 1549 den Magistrat zu Wien um Beihilfe ansprach, gab dieser zur Antwort: obgleich er das ‚hochzierlich Kleinod', darinnen das Wort Gottes und die heilige christliche Religion gepflanzt werde, nicht verkenne, so sei ihm doch in seinem ‚einfältigen Verstand' trotz allem Nachdenken kein Mittel beigefallen, der Universität zu helfen, indem er selbst mit unerschwinglichen Ausgaben beladen sei. Im Jahre 1554 bezogen zwölf ‚Professoren der freien Künste, der Philosophie und der Sprachen' zusammen jährlich 1180 Gulden. Um das Jahr 1563 stieg durch Zuschüsse von seiten der Regierung das Gesamteinkommen der Universität auf 3000—4000 Gulden. Die Bezüge gingen aber oft so schlecht ein, daß die Universität im Jahre 1588 der Regierung geradezu erklärte: ‚Aus Armut und Mangel ihrer geringen Besoldung müssen die Professores ihre Professiones verlassen und sich um andere Conditiones bewerben.' Im Jahre 1589 beliefen sich die Ausstände aus den Mauten Ips und Stein auf 10 182 Gulden [2].

---

mit dem blühenden, markigen, reichen Zustande, wie er vor der Kirchenspaltung gewesen war, konnte man sich wohl nicht verhehlen, daß man nicht eigentlich „reformiert", sondern nur Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet hatte.'

[1] Kink I[a] 264 A. 314, und I[b] 160—161 168—169, und II 404—405.

[2] Ebd. I[a] 271 ff 280—283 340—341, und I[b] 165.

Nach dem Willen Ferdinands sollte die Anstalt, ihrer Stiftung gemäß, nach wie vor ‚eine gehorsame Tochter der Kirche' sein, häretische Mitglieder von dem Lehrkörper fernhalten und nur katholischen Studenten den Doktorgrad erteilen[1]. Dagegen verfügte sein dem Protestantismus zugeneigter Nachfolger, Kaiser Maximilian II., Anfang September 1564, daß für die Zulassung zur Promotion nicht mehr die Ablegung eines förmlichen römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses notwendig sei, sondern daß es genüge, wenn der Kandidat erkläre, er sei Katholik und ein Mitglied der katholischen Kirche[2]. Diese Unterscheidung öffnete den Protestanten, welche sich willig ‚katholisch' nennen ließen, freien Zutritt zu den Lehrämtern. Im Jahre 1568 erging eine neue kaiserliche Verordnung, gemäß welcher auch Anhängern der Augsburgischen Konfession die Doktorwürde erteilt werden konnte. Um dem Eintritt von Protestanten jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen, entblödete sich der Universitätsrektor Kaspar Piribach nicht, in demselben Jahre 1568 die Ferdinandsche Reformationsurkunde vom 1. Januar 1554 zu fälschen, indem er darin das Wort ‚katholischen' Glaubens ausradierte und statt dessen ‚christlichen' Glaubens setzte[3]. Die Hochschule gewann allmählich ein durchaus protestantisches Gepräge; die Rektoren, Dekane und Doktoren gehörten zum größten Teil nicht mehr der katholischen Kirche an; bei den Rektorswahlen wurde die theologische Fakultät geradezu übergangen. Mitglieder der Universität ließen ihre Angehörigen nicht mehr mit ‚christlichen Zeremonien', sondern ohne Priester, Geläute, Licht und Kreuz beerdigen, und zwar in Bauerndörfer, ‚gleichsam der Stadt, deren Kirchen und ihrer Voreltern christlichen Begräbnissen zur Verachtung und Schmach'[4].

Nach dem Tode Maximilians II. wurde unter Rudolf II. eine ‚Rekatholisierung' der Hochschule in Angriff genommen. Am 7. Juni 1577 erhielt die Universität die bestimmte Weisung, sich an dem Treiben der Wiener Prädikanten nicht mehr zu beteiligen; im folgenden Jahre wurde ihr vorgeschrieben, einen katholischen Rektor zu wählen, und als gleichwohl ihre Wahl auf einen Protestanten fiel, wurde dieser vom Kaiser abgesetzt[5]. Nachdem

---

[1] Der katholische Charakter der Wiener Universität. Eine Denkschrift der theologischen Fakultät, Wien 1863, 52—64.

[2] Bei Kink II 410—411. [3] Ebd. I^b 202.

[4] So heißt es am 11. März 1572 in einem kaiserlichen Befehl: die Begräbnisse auf christliche Art zu begehen, bei Kink I^b 188. **Beim Begräbnis eines Studenten am 9. April 1575 handelte der Universitätsrektor, der Anatom Aicholz, und drei Doktoren gegen diesen Befehl; vgl. das Dekret des Erzherzogs Karl vom 15. April 1575 bei Kink I^b 189. Vgl. auch Nachträge zu Aschbach I, 1, 15 f. Über die vergeblichen Bemühungen des sel. Petrus Canisius, den Einfluß der protestantischen Lehrer an der Wiener Hochschule zu brechen, vgl. ebd. 137—139.

[5] Kink I^a 318—319.

die artistische Fakultät mehreren Doktoranden die Promotion verweigert hatte, weil dieselben das katholische Glaubensbekenntnis abzulegen verlangten, erfolgte am 2. Juli 1581 eine kaiserliche Verordnung, welche bezüglich dieses Bekenntnisses das Ferdinandsche Statut vom 1. Januar 1554 wiederherstellte [1]. Mehrere protestantische Professoren verließen die Stadt. Aber ‚im allgemeinen‘ wurde ‚der Geist der Lehrenden und Lernenden gar wenig geändert‘. Die meisten Professoren der medizinischen Fakultät waren Deisten; drei derselben erklärten im Jahre 1584 vor ihrem Tode, sie gehörten ‚keiner bestimmten Religion‘ an [2]; im Jahre 1585 wurde im Konsistorium der Universität das Testament des Mediziners Zingel verlesen: er verbitte sich ein kirchliches Begräbnis [3]. In der juristischen Fakultät war Georg Eder der einzige entschiedene Katholik. Die theologische Fakultät lag derart danieder, daß sie in den Jahren 1576—1589 gar keine Doktor-Promotionen vornehmen konnte [4]. Im Jahre 1583 zählte die ganze Universität kaum noch 30 Studenten [5].

Eine trübe Schilderung der Zustände enthält eine Denkschrift, welche der von der Regierung ernannte Universitätskanzler Melchior Khlesl, Bischof von Neustadt, im Jahre 1591 dem Erzherzog Matthias einreichte. Die Hochschule, erörterte er, sei eine durchaus katholische Stiftung, die meisten und besten Stipendien seien auf den geistlichen Stand gestiftet, von den sektiererischen Professoren aber niemals mit geistlichen Personen besetzt worden; nur der geringste Teil der Stipendiaten sei in den geistlichen Stand eingetreten, und dadurch seien ‚solche Stipendia fast untergegangen‘, man habe davon sogar ‚sektische Personen zu Wittenberg, Leipzig und Tübingen unterhalten‘. Im Konsistorium habe die Mehrzahl aus Protestanten bestanden, welche die Katholiken in allen Dingen überstimmten und zu Universitätsämtern nur Gleichgesinnte zuließen; in den ‚mit sektischen Vorstehern beschwerten Bursen‘ seien Beicht und Kommunion, Besuch der Messe, Halten der Fasttage geradezu verboten worden; statt der vorgeschriebenen Predigten habe man in St Stephan öffentlich Schmachreden wider die Katholiken gehalten. Die Professoren der drei weltlichen Fakultäten hätten allerlei der Kirche hochnachteilige Doktrinen in ihre Vorträge verflochten und mit dergleichen Sachen oft eine ganze Stunde zugebracht. Er selbst sei Zeuge gewesen, daß ein Professor der Medizin in einem öffentlichen Vortrag ohne Scheu den Satz vorgetragen habe: es sei unmöglich, die Keuschheit zu halten. ‚Er hat auch sonsten von den Religiosis

[1] Kink I[a] 320 und II 414—415.

[2] ‚. . . ita mortui sunt, ut facilius gentiles quam Christiani aestimari possint‘, besagen die Akten der theologischen Fakultät. Kink I[a] 311 A.

[3] Ebd. Über den allgemeinen Verfall des katholischen Glaubens in Österreich vgl. unsere Angaben IV 447—451.

[4] Kink I[a] 317. [5] Raupach, Erläutertes evangelisches Österreich III 40.

so spöttisch geredt, daß es ein sektischer Prädikant wohl nicht heftiger und schärfer hätte machen können, daher ich als Kanzler und andere gutherzige Leute verursacht worden, ihn öffentlich zu reprühendieren.' ‚In Summa, sie haben halt die Dinge so weit gebracht, daß in wenig Zeit die alten Statute samt der Reformation (Ferdinands) wären zu Grunde gegangen.' Unter solchen Verhältnissen sei das Festhalten an der Forderung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses das einzige Heilmittel, und dieses sei um so eher zu ergreifen, als auch die protestantischen Universitäten Wittenberg, Tübingen, Leipzig und andere sich ihrerseits schon längst beeilt hätten, die Erteilung eines akademischen Grades von der Ablegung des Augsburgischen Religionsbekenntnisses abhängig zu machen [1]. Infolge dieser Denkschrift schärfte Erzherzog Matthias am 31. Mai 1591 das Gesetz bezüglich des katholischen Glaubensbekenntnisses von neuem ein, aber die protestantische Partei ließ sich wenig einschüchtern, und von seiten der Universität wurden die vorgeschriebenen kirchlichen Verrichtungen durchaus nicht eingehalten. Eine Verordnung des Erzherzogs vom 3. März 1593, daß ‚die Glieder der Universität und deren Eheweiber nicht zu fremden Prädikanten auslaufen, noch ihre Kinder von ihnen taufen lassen' sollten, hatte so geringen Erfolg, daß sie am 29. März 1600 erneuert werden mußte [2].

In der Verwaltung des Universitätsvermögens sowie in der Leitung und Beaufsichtigung der Bursen trat eine grenzenlose Verwirrung ein. Am 20. Februar 1592 wies der landesfürstliche Superintendent das Konsistorium darauf hin, daß ‚eine Zeit her alle Sachen sowohl im Archiv als in der Kanzlei in großer Unordnung gewesen, also daß man nicht habe wissen können, was die Universität für Privilegien und Einkommen habe [3]. Das Konsistorium selbst rügte in einem Schreiben an den Dekan der juristischen Fakultät, Johann Schwarzenthaler, der sich offen zum Luthertum bekannte: es habe sich herausgestellt, daß in der ‚Burse der Schlesier' schon seit Jahren weder Provisoren noch Stipendiarien vorhanden gewesen, ‚dagegen aber allerlei verdächtige Personen in die Zimmer genommen' würden. Der Augenschein, schrieb Erzherzog Matthias am 14. Mai 1593, zeige deutlich, daß nicht in einer Burse seit vielen Jahren her die gestiftete Anzahl Stipendiaten gefunden worden; die Vorsteher hätten keine Rechnungen gelegt, auch die von Privaten gestifteten Stipendien nicht einmal ins Werk gesetzt; das Geld für fünf gestiftete Stipendien liege noch immer in der Wiener Stadtkasse, auch um ein neulich für eine Burse errichtetes Stipendium von 3000 Gulden habe sich die Universität gar nicht gekümmert [4].

[1] Bei Kink I[b] 199—207; vgl. I[a] 321—322.
[2] Ebd. I[a] 322 A. 423, und I[b] 196 Nr 3 u. 4, 207—208.
[3] Ebd. I[a] 345 A. 459. [4] Ebd. I[a] 326 A. 426—427.

In einer solchen Verwahrlosung befand sich die Hochschule. Aber nicht sich selbst, sondern den Jesuiten legte sie die Schuld ihres Verfalles bei.

Bei der Herabgekommenheit der philosophischen und der theologischen Fakultät hatte König Ferdinand im Jahre 1550 den Plan gefaßt, in Wien ein Jesuitenkollegium zu gründen, ‚um‘, wie er an den Ordensstifter Ignatius schrieb, ‚junge Leute in heiligen Wissenschaften zu unterrichten und zu lauterem Wandel heranzuziehen‘. Im folgenden Jahre trafen zwölf Patres ein, unter welchen Klaudius Jajus durch seine theologischen Vorlesungen große Bewunderung erregte. Mit Zustimmung der Universität eröffneten die Jesuiten eine lateinische Schule, dann ein Konvikt für Söhne vermöglicher Eltern, im Jahre 1558 ein Kollegium für Arme. In demselben Jahre übertrug ihnen Ferdinand zwei Lehrstühle der Theologie an der Universität und setzte sie im Jahre 1559 in den Stand, eine eigene Druckerei zu errichten.

Anfangs waren die Patres von der Universität freundlich aufgenommen worden, allein je größer der Zulauf zu ihren Schulen wurde und je eifriger sie für die Festigung des katholischen Glaubens eintraten, desto mehr wuchsen Eifersucht und feindselige Gesinnung. Auf ein Begehren der Universität vom Jahre 1559, daß alle Schulen und Studien der Jesuiten unter die Aufsicht des Rektors gestellt werden sollten, erwiderte Ferdinand: er wolle nichts Neues einführen, was dem Institute des Ordens widerstreite. Gestützt auf die Vorrechte, welche die Päpste Julius III. im Jahre 1550, Pius IV. im Jahre 1561 dem Orden gewährt hatten und die von dem Könige Ferdinand anerkannt worden waren, erteilten die Jesuiten ihren Schülern nach strengen Prüfungen das Bakkalaureat und das Doktorat. Sie erregten dadurch einen heftigen Widerstand von seiten der Hochschule. Während es an letzterer den Studierenden an pädagogischer Aufsicht und religiöser Fürsorge völlig gebrach, hielten die Jesuiten in ihren Schulen zu Wien wie allerwärts auf strenge Zucht und richteten ihren gesamten Unterricht auf religiöser Grundlage ein. Infolgedessen gewannen sie das Vertrauen der katholischen Eltern, und ihre Anstalten fanden einen so reichen Zuspruch, daß sie im Jahre 1588 über 800 Schüler zählten, während die Universität kaum noch 80 aufweisen konnte[1]. In dieser ‚Überfülle‘ bei den Jesuiten, verglichen mit der ‚eigenen kläglichen Penuria‘ bestand der Hauptbeschwerdepunkt der Universität. Die Jesuiten, klagte dieselbe in einer an den Kaiser gerichteten Eingabe vom 12. Oktober

---

[1] Näheres bei Kink I[a] 304 ff 332 ff. Zirngiebl 284 räumt ein, daß der ‚Verwahrlosung‘ gegenüber, welcher Zucht und Sitte an der Wiener Hochschule (um 1550) sich preisgegeben sahen, ‚die Kollegien der Jesuiten eine außerordentliche Wohltat waren‘.
** Über das Wirken des seligen Petrus Canisius in Wien und besonders für die Wiener Hochschule vgl. Nachträge zu Aschbach I, 1, 128—156.

1593, hätten alle ‚Scholares, Stipendiarios, Pädagogos und Auditores dermaßen an sich gezogen‘, daß die Professoren nur gar wenige Auditores und Promovenden mehr besäßen; man müsse den Patres alle ihre ‚unrechtlichen Anmaßungen und Attentate‘ bezüglich ihrer ‚Promotionen, Disputationen‘ usw. ernstlichst verbieten, sonst stehe der Untergang der ‚mit stattlichen päpstlichen, kaiserlichen und landesfürstlichen Privilegien versehenen Hochschule‘ bevor[1]. Nun konnten aber die Jesuiten, welche weder eine juristische noch eine medizinische Fakultät besaßen, unmöglich daran Schuld tragen, daß an der Universität diese beiden Fakultäten meistens sehr schlecht bestellt waren, in der juristischen Fakultät eine Promotion zu den größten Seltenheiten gehörte[2]. Besonders auffallend war in der Beschwerdeschrift die Berufung auf die ‚päpstlichen Bullen und Indulten‘, um welche sich die Universität selbst seit vielen Jahrzehnten keineswegs gekümmert, welchen sie vielmehr nach Möglichkeit entgegengewirkt hatte.

Wie wenig es den Beschwerdeführern um einen geistigen und sittlichen Wettlauf mit den Jesuiten auch in der Folgezeit zu tun war, ergibt sich aus zahlreichen Verfügungen, welche die Regierung in den nächsten Jahren zu erlassen sich genötigt fand. Am 11. Januar 1597 wies der Erzherzog Matthias die Universität darauf hin: die Stadtwache müsse ‚fast alle Nacht allerlei Buben auf den Gassen und im Miste aufheben; die geben für, daß sie Schüler seien, aber auf die Schulen nicht dürfen, sie bringen denn ihren Kollaboratoren alle Nacht eine gewisse Anzahl Pfennige, welche sie aber nicht alle Nacht ersingen könnten und daher aus Furcht der Streiche auf der Gasse bleiben müßten‘; der Rektor solle dafür Sorge tragen, daß ‚die armen Schüler über die Möglichkeit nicht gedrungen, noch also in der Kälte um ihre Gesundheit oder gar in Leichtfertigkeit gebracht‘ würden. Jedoch alle Vorschriften und Ermahnungen blieben wirkungslos. Ein Regierungsbefehl vom 21. September 1600 erhielt von neuem die Rüge: es werde für die Studenten so schlecht gesorgt, daß manche arme Schüler, auf den Gassen zerstreut, nicht wissen, wo sie schlafen sollen, andere ‚wie das arme Vieh in währender Kälte stehen und verderben müssen‘. Am 2. März 1601 berief sich die Regierung auf die tägliche Erfahrung, ‚welchermaßen die armen Schüler im Goldberg‘, einem der größten Stifthäuser für arme Studenten, ‚und bei St Michael den

---

[1] Bei Kink I^{b} 208—215. ‚Unleugbar war es‘, sagt Kink (I^{a} 340), ‚daß die damaligen Verhältnisse die Gleichzeitigkeit von zwei höheren Unterrichtsanstalten in Wien nicht wohl vertrugen, ohne daß nicht die eine von beiden zur Unbedeutendheit schwand. Aber die Folgerung, daß deswegen die stärkere, blühendere der schwächeren, verkommenen weichen oder ihr zuliebe auf ein Minimum eingeschränkt, für sie „unschädlich“ gemacht würde, war der Regierung doch nicht zuzumuten.‘

[2] Vgl. ebd. I^{a} 332 A. 437.

ganzen Tag wegen des Almosens in der Stadt herumlaufen und sowohl in allen Kirchen als allen Straßen und Gassen die Leute unaufhörlich molestieren, daraus wohl abzunehmen, daß sie nicht studieren oder studieren können, weil sie vom Morgen an bis zur Nacht dem Bettlen darum obliegen müssen, auf daß sie das Präsentiergeld, täglich ein jeder zwei Kreuzer, den Astanten und Kollaboranten zu Haus sammeln und bringen können'. Da der Universitätsrektor sich unvermögend erwies, Ordnung zu schaffen, ließ die Regierung am 18. September 1601 alle armen Schüler im Goldberg aus der Stadt schaffen. Sieben Monate früher hatte der Erzherzog Matthias sich darüber beklagt: ‚in den Universitätshäusern treibe sich viel fremdes Gesindel herum; die Bursen würden fast nie visitiert, die Stipendien als Liedlohn für Privatdiener verwendet' [1]. Die Geschäfte wurden mit einer solchen Nachlässigkeit geführt, daß das Konsistorium in demselben Jahre 1601 ausdrücklich ermahnt werden mußte, doch wenigstens monatlich zwei Sitzungen zu halten. In den Matrikeln stößt man wiederholt auf Bemerkungen der Studierenden, sie hätten, da sich niemand um sie bekümmert habe, ihre Namen in das Album selbst eintragen müssen. Auf die äußere Würde wurde so wenig mehr gesehen, daß nicht eine der vier Fakultäten noch eine Amtskleidung besaß [2].

‚Ein schwerer Stein des Anstoßes' für die herabgekommene Wiener Universität war die von dem Erzherzog Karl im Jahr 1586 gegründete, mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien versehene und den Jesuiten übergebene Hochschule zu Graz. Als die dortigen Patres im Jahre 1592 die Stiftungsurkunde des Erzherzogs und die Zustimmungsurkunden Rudolfs II. und Sixtus' V. der Wiener Universität zuschickten und in sehr höflichen Worten um Anerkennung ihrer Hochschule baten, erteilten die Wiener einen schroff ablehnenden Bescheid und ließen sich dabei zu höchst ungebührlichen Ausdrücken gegen den Erzherzog hinreißen [3].

Die Grazer Hochschule wurde von ihrem Stifter und dessen Sohn Erzherzog Ferdinand reichlich ausgestattet und erhielt ein vollständig kirchliches Gepräge; die religiösen Genossenschaften, vorzüglich die Marianischen Kongregationen, blühten rasch empor [4]. Obgleich noch die Fakultäten der Rechts-

---

[1] Kink I[a] 326—327 A. 427—428. [2] Ebd. I[a] 345.

[3] In einem Rechtsgutachten, welches sie überreichten, heißt es: ‚Principes etenim praesumitur nolle praeiudicare alteri, imo per simplicem concessionem factam non dicitur constare de mente Principis, sed *praesumetur potius circumventus* et concessionem fecisse per importunitatem, etiam quando concessio illa facta esset motu proprio vel ex certa scientia.' Ebd. I[a] 336 A. 443.

[4] Näheres bei Krones 236 ff 282 ff. Ein Lektionsplan des Grazer Kollegs vom Jahre 1579 bei Pachtler I 247.

wissenschaft und der Arzneikunde fehlten, wies die Anstalt dennoch um das Jahr 1594 bereits gegen 600, im Jahre 1618 beiläufig 1100 Studenten auf [1]; die Zahl der Promotionen nahm fast mit jedem Jahre zu; im Jahre 1587 belief sie sich auf 16, im Jahre 1593 auf 24, im Jahre 1607 auf 40 Bakkalaureen der Philosophie [2]. In den Jahrbüchern der Hochschule werden erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1629 an, schwere Ausschreitungen von seiten der Studenten, nächtliche Aufläufe und Raufereien verzeichnet; das älteste noch erhaltene Disziplinarstatut gehört dem Jahre 1630 an [3].

‚Eine völlig freie Stellung' wie in Graz nahmen die Jesuiten an der Hochschule zu Dillingen ein und erzielten auch dort große Erfolge [4].

Diese Hochschule hing zusammen mit dem ‚Kollegium des hl. Hieronymus', welches der Fürstbischof von Augsburg, Kardinal Otto von Truchseß, im Jahre 1549 gegründet hatte, ‚teils um Knaben zum geistlichen Stande für sein Bistum heranzubilden, teils um andere studierende Jünglinge zu ihrem künftigen Berufe zu erziehen'. Im Jahre 1551 verlieh Papst Julius III. der Anstalt ‚alle Privilegien, Rechte, Freiheiten und Immunitäten' einer Universität, und diese wurden zwei Jahre später von Kaiser Karl V. bestätigt. Fürstbischof Otto erließ im Jahre 1554 strenge Gesetze für die Studierenden und rechtfertigte dieselben durch Hinweis auf die überaus traurigen Sittenzustände, welche zum Verderben von Kirche und Staat fast an sämtlichen Universitäten vorhanden seien. In Dillingen selbst traten Roheit und Zügellosigkeit, Vergehen und Verbrechen in vielen Fällen hervor; sogar Totschläge gehörten nicht zu den seltensten Vorkommnissen. Unter dem Widerspruch des Domkapitels übergab Otto die Anstalt, auf die er fast sein ganzes Vermögen und Einkommen verwendete, im Jahre 1564 den Jesuiten und übertrug denselben im folgenden Jahre auch die Verwaltung des ‚Kollegiums zum hl. Hieronymus', welches in ein Klerikalseminar oder Konvikt verwandelt wurde. Gleich in den ersten Jahren erlangten Akademie und Konvikt einen so guten Ruf, daß Herzog Albrecht V. von Bayern am 2. Februar 1567 an Papst Pius V. schrieb, er verspreche sich von dieser Pflanzschule der Geistlichkeit, dieser durchaus keuschen Erziehung und Unterweisung adeliger und freier Jünglinge ebensoviel als von den Schulen sämtlicher andern Bischöfe Deutschlands, weil daraus nicht nur unterrichtete, sondern auch mit den lautersten Sitten

---

[1] Krones 294—297. [2] Ebd. 366. [3] Ebd. 20 ff 328 ff.

[4] ** Vgl. das grundlegende Werk von Specht, Gesch. der ehemaligen Universität Dillingen, Freiburg 1902, das eine wahre Fundgrube von biographischen Notizen über die Professoren ist, welche in Dillingen wirkten.

ausgestattete Männer zu erwarten seien [1]. Die Jesuiten gingen in Dillingen wie allerwärts von den Grundsätzen aus, welche sie im Jahre 1564 in einer Ansprache an die Studierenden verkündeten: ‚Die Religion muß die Wissenschaften durchdringen und fruchtbar machen; ohne sie sind diese nicht nützlich, sondern schädlich. Alles Unheil bringen diejenigen über die christliche Gesellschaft, welche das Studium der Sprachen von den Übungen der Religion, die Beredsamkeit von der Weisheit, die philosophischen Wissenschaften von der Sittenlehre lostrennen. Um so mehr erachten wir es für unsere Pflicht, mit aller Kraft dahin zu streben, daß wir, wie es treuen Bildnern christlicher Jugend geziemt, alle Mühe, allen Eifer und Fleiß verwenden auf die Erhaltung der lautern Glaubenslehre und auf die Erziehung zu unverdorbenen Sitten, auf die Vereinigung von Wissen und Frömmigkeit, auf die gleichzeitige Empfehlung und Förderung des Studiums der menschlichen wie der göttlichen Wissenschaften.‘ ‚Die Studierenden müssen sich schon in den frühesten Jahren daran gewöhnen, in den Wissenschaften und in guten Sitten sich gleichmäßig auszubilden, um nützliche Mitglieder des Vaterlandes und der Kirche zu werden und, was das erste sein muß, gut und glücklich zu leben zum ewigen Ruhme Jesu Christi.‘ [2] In erziehlicher Beziehung übten namentlich die gegen Ende des 16. Jahrhunderts von den Jesuiten in Dillingen wie anderwärts ins Leben gerufenen Marianischen Kongregationen einen ungemein segensreichen Einfluß aus [3]. Von größter Bedeutung wurde die Anstalt auf die Reform der Klöster. Die Zahl der Studierenden, unter welchen sich auch viele Protestanten befanden, wuchs fast mit jedem Jahre. Über seinen zweijährigen Aufenthalt in Dillingen (1586—1587) schreibt der calvinistische Dichter Fortunat von Juvalta, Landvogt zu Fürstenau in Graubünden: ‚Ich widmete mich in dem dortigen Jesuitenkollegium dem Studium der Rhetorik, Logik und Philosophie mit keineswegs ganz zu bedauerndem Erfolge. Man braucht dort nicht zu fürchten, daß die Jünglinge durch lasterhaften Umgang angesteckt oder verdorben werden; denn alle werden durch eine enggezogene und strenge Schulzucht in Schranken gehalten; keiner hat freie Verfügung über sein Geld, keiner darf das Kollegium verlassen und unnütze oder unnötige Ausgaben machen; keinem wird das Tragen kostbarer Kleider zugestanden, damit nicht ein solches Beispiel andere zu schädlichem Luxus anreize und damit nicht die Eltern durch die Verschwendung ihrer Söhne mit übertriebenen Ausgaben belastet werden. Die Lehrmethode der Jesuiten, ihren Fleiß und ihre

---

[1] Haut 5 ff 66—67. Vgl. B. Duhr, Reformbestrebungen des Kardinals Otto Truchseß von Waldburg, im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft VII 372 ff.

[2] Haut 36 39.

[3] **Vgl. Niederegger, Der Studentenbund der Marianischen Sodalitäten, sein Wesen und Wirken an der Schule, Regensb. 1884. Siehe besonders S. 23 f über Dillingen.

Sorgfalt kann ich nur loben und billigen. Keinem Bekenner der reformierten Religion möchte ich indes raten, ihnen seine Kinder zur Erziehung anzuvertrauen; denn aus allen Kräften arbeiten sie beständig daran, den Jünglingen die Irrtümer und abergläubischen Ansichten der Papisten einzuflößen und einzuprägen, und haben dieselben einmal tiefere Wurzeln gefaßt, so können sie nicht leicht wieder entfernt und ausgerottet werden.'[1] ,Die Dillinger Jesuiter', meinte ein protestantischer Polemiker im Jahre 1593, ,sind wohl mit als die allergefährlichsten im Reiche anzusehen, denn sie sind über Maßen gelehrt und unverdrossen im Unterricht und Predigen, als sie denn vom Teufel mehr noch als andere instigiert werden, das abgöttische Papsttum mit allen Mitteln und Künsten der Jugend und Erwachsenen einzubilden, zwacken dem Evangelium ungezählte Seelen ab und sind so mitsamt ihrem vornehmen Anhang verzweifelte Buben, denen man nicht leicht zu Leibe rücken kann.'[2]

Die Akademie und das Konvikt wurden gefördert durch reiche Vermächtnisse. So zahlte z. B. Jakob Curtius, Domherr in Konstanz, seit dem Jahre 1581 die Kosten für elf Alumnen, welche sich für jeden auf jährlich 80—100 Gulden beliefen; ein Pfarrer aus Tannhausen im Rieß schenkte dem Seminar die Summe von 10000 Gulden; beiläufig 3000 Gulden flossen jährlich aus Rom, seitdem Papst Gregor XIII. ein päpstliches Alumnat mit dem Konvikte verbunden hatte[3]. Gegen Ende des Jahrhunderts besaß die Akademie beiläufig 600, im Jahre 1605 beiläufig 730, zwei Jahre darauf 760 Studenten; im Jahre 1608 stieg die Zahl der Konviktoren auf 250, unter diesen 118 Mitglieder verschiedener Orden. Außer dem Hebräischen wurden auch andere orientalische Sprachen gelehrt[4].

---

[1] ,. . . Illic verendum non est, ne iuvenes contagione vitiorum inficiantur aut corrumpantur; disciplina enim arcta et severa coercentur omnes: nulli pecuniarum usus conceditur, nulli collegium egredi, sumptusque inutiles et non necessarios facere licet; nulli vestes sumptuosae permittuntur, ne exemplo alios ad fastum concitante noceant et parentes profusione filiorum plus aequo graventur. Illorum ego in docendo methodum, industriam et diligentiam laudo et probo: nemini tamen religionem reformatam profitenti suaderem, ut liberos suos illuc instituendos mitteret: assidue enim totis viribus laborant, ut iuvenibus papisticas corruptelas et superstitiones inculcent et imprimant, quae, ubi altiores radices egerint, haud facile evelli et exstirpari possunt.' Fortunati a Iuvalta Raeti Commentarii vitae et selecta poemata (Curiae Raetorum 1823) 4, angeführt bei Steichele, Archiv für die Geschichte des Bistums Augsburg I 495. [2] Vgl. unsere Angaben V 242—243.

[3] Haut 67 73 81. M. Hausmann, Gesch. des päpstlichen Alumnates in Dillingen, Dillingen 1883, 10 ff.

[4] Vgl. unsere Angaben V 204. Steichele, Beiträge zur Gesch. des Bistums Augsburg I 14—15 55 63. Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Schwaben I 173 178. Pachtler I 357 A. 2, 359 und III 186 ff. **Die Bedeutung der Dillinger Jesuiten-Hochschule erhellt aus der im Vergleich zu andern Universitäten auffallend hohen Zahl

In gleich gedeihlicher Entwicklung wie die Dillinger Akademie befand sich die Universität Würzburg.

In Würzburg hatte Bischof Friedrich von Wirsberg im Jahre 1561 ein Gymnasium errichtet und in einem Hirtenbriefe seine Diözesanen ernstlich zum Besuche desselben aufgefordert[1]. Dasselbe wurde jedoch schon zwei Jahre später geschlossen[2], dann im Jahre 1567 den Jesuiten zur Reorganisation übergeben und die förmliche Stiftung eines Jesuitenkollegiums beschlossen. 24 Schüler sollten unentgeltlich verpflegt und unterrichtet werden, die Söhne bemittelter Eltern ein geringes Kostgeld bezahlen. Von Anfang an erfreute sich die Schule eines so beträchtlichen Zuzugs, daß das Domkapitel schon im Jahre 1568 sich darüber beschwerte: die Domschule werde durch die Jesuiten geschmälert und komme in Abgang[3]. Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, einer der hervorragendsten Fürsten des Jahrhunderts, erweiterte im Jahre 1582 die neue Anstalt zu einer Universität[4]. Drei im Jahre 1585 von Julius ins Leben gerufene Kollegien wurden mit derselben Anstalt verbunden: das Kollegium Kilianum zur Ausbildung von Seelsorgern, das Kollegium Marianum, in welchem auch solche Zöglinge Aufnahme fanden, die sich nicht für den geistlichen Stand berufen fühlten, und das Kollegium Pauperum für 40 arme angehende Studenten[5]. Auch für die Juristen wurde

---

der Promotionen; s. Horn, Die Promotionen an der Dillinger Universität von 1555 bis 1760, in der Innsbrucker Zeitschr. für kathol. Theologie 1897, 448 ff.

[1] Wegele, Die Universität Würzburg II 38—39.

[2] Ebd. I 100—101. [3] Ebd. I 114—118.

[4] Über die vielen Hemmnisse von seiten des Domkapitels, welche Julius bei Gründung der Hochschule zu überwinden hatte, vgl. Näheres bei Wegele I 191 ff. ** Siehe auch Wegeles Aufsatz über den Stiftungsbrief der Universität Würzburg in der Allgem. Zeitung Beil. Nr 99 vom 29. April 1890. Vgl. ferner Braun, Gesch. der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg, Würzburg 1889; Kerler, Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg und ihre früheste Fassung, Würzburg 1898. Der mit den deutschen Verhältnissen sehr gut vertraute päpstliche Diplomat Minutio Minucci interessierte sich lebhaft für die Hebung der Würzburger Hochschule und setzte große Hoffnungen auf dieselbe. In seiner Denkschrift über den Zustand der katholischen Kirche in Deutschland 1588 bemerkte er: ‚Una [università] si è eretta di nuovo dal vescovo di Herbipoli in quella città con maggior fabrica et con conveniente dotatione, ma non s' ha ancora acquistato credito; et gran difficultà si prova in provederle di buoni professori; doveria però di ragione crescere, sendo ella si può dir nel centro di Alemagna in paese commodo per la navigatione de fiumi, ameno, salubre et fertilissimo de grani et de vini, con abbondanza mirabile di tutte le cose necessarie del vivere.' Nuntiaturberichte aus Deutschland, dritte Abteilung, I 763.

[5] Vgl. über die drei Stiftungen das Ausschreiben des Bischofs vom 2. Januar 1589 bei Wegele II 208—209. ** Die ältesten Statuten des geistlichen Seminars zu Würzburg vom Jahre 1608 s. ebd. 234—245 und bei Pachtler-Duhr IV 294

ein eigenes Haus nach Art einer Burse eingerichtet[1]. Als der Bischof am 1. Januar 1607 noch ein viertes Kollegium, für unbemittelte adelige Jünglinge, welche als Theologen oder Juristen sich ausbilden sollten, hinzufügte, sprach er in der Stiftungsurkunde mit größter Befriedigung über den reichen, gesegneten Erfolg der drei ersteren Kollegien wie überhaupt der ganzen Universität[2]. Die Vorlesungen der philosophischen und der theologischen Fakultät waren von Anfang an den Jesuiten anvertraut, und schon kurze Zeit nach Gründung der Universität zählte man beiläufig 900 Studenten, unter diesen sehr viele Ausländer, namentlich Polen[3]. Die Universität bewahrte sich, ähnlich wie die Grazer und Dillinger, einen streng kirchlichen Charakter. Seit dem Jahre 1586 waren Professoren und Studenten zu einer Marianischen Kongregation vereinigt, und diese wurde in die Marianische Kongregation zu Rom einverleibt[4]. Unter der Studentenschaft fehlte es auch in Würzburg nicht an Straßenunruhen, Schlägereien und Streitigkeiten mit der Bürgerschaft; aber solche waren doch, wenn sich aus den Akten der Hochschule, soweit diese noch vorhanden sind, schließen läßt, keineswegs so häufig wie an den meisten andern Universitäten. Im Jahre 1590 mußte den Wirten verboten werden: Studenten aufzunehmen, welche von der Anstalt ausgeschlossen worden oder sich selbst ausgeschlossen hatten, und ihre Wirtschaften zur Abhaltung von Trinkgelagen herzugeben[5]; im Jahre 1597 erließ der Rektor einen Strafbefehl gegen das Betreten und Beschädigen der Weinberge von seiten der Studenten; gleichzeitig bedrohte er zwei miteinander verfeindete Mitglieder des Juristenhauses unter Strafe von 200 Dukaten und sogar unter körperlicher Züchtigung, von den Feindseligkeiten abzustehen[6]. Im Jahre 1596 ereigneten sich eine schwere Verwundung und ein Totschlag, im Jahre 1618 ein schwerer öffentlicher Unfug und eine Verwundung[7]. Herzog Wilhelm V. von Bayern

bis 308; die ‚Hausordnung des Wirzburger Seminars zum hl. Kilian unter Leitung der Gesellschaft Jesu‘ (nach 1608) ebd. 308—315.

[1] Wegele I 212.

[2] ‚Iam vero scholas, gymnasia, academiam denique nostram non minori Dei benignitate tanta incrementa brevi annorum spatio sumpsisse perspicimus, ut in omni scientiarum genere sive docentium sive discentium claritatem, frequentiam et ex orbe christiano accursum et celebritatem et ex his omnibus in ecclesiam redundantem utilitatem si perpendamus, in gratiarum actiones et venerationem tam propitii numinis mens nostra colliquescat.‘ Wegele II 229. Er fährt fort: ‚At, quae in pauperum usum ac sustentationem collegia trina struximus et ita dotavimus, ut in iis perpetuum fere viceni supra centum honeste educentur ac erudiantur, ex iis singulari quoque Dei beneficio fructum iam percepimus eum, ut pleraque omnia templa, sacella ac parochiae dioecesis nostrae a sacerdotibus, alumnis nostris, rite administrentur.‘ Ebd.

[3] Ebd. I 303. [4] Ebd. 304—305. [5] Ebd. 307.

[6] Ebd. II 221—222 Nr 86 u. 87. [7] Ebd. I 308—309 324—325.

wies in einem Briefe vom Jahre 1602 auf die in Dillingen und Würzburg waltende strenge Zucht hin im Vergleich zu der Zuchtlosigkeit, welche an der Universität zu Ingolstadt vorherrsche[1].

In Ingolstadt wurden bereits in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Hochschule über das Betragen von Lehrern und Studenten ernste Klagen geführt. Die herzoglich bayrischen Räte sprachen um das Jahr 1488 entschiedenen Tadel aus über den großen Unfleiß der Professoren in der juristischen Fakultät: durch anderweitige Geschäfte, schrieben sie, versäumen diese ihre Vorlesungen und machen so häufig Ferien, daß kaum während der Hälfte des Jahres gelesen wird; auch vernachlässigen sie die vorgeschriebenen Disputationen, weil sie ‚nicht geübt sind, selbst zu antworten und Widerpart zu halten'[2]. Wieviel Unfleiß und Nachlässigkeit auch in den andern Fakultäten vorhanden war, zeigt der Vorschlag einer herzoglichen Untersuchungskommission aus dem Jahre 1497: man solle den Theologen und Juristen in jedem Semester 10, den Medizinern 20 Vorlesungsversäumnisse erlauben, jede weitere versäumte Stunde aber an der Besoldung abziehen[3]. Auf solche Mängel jedoch beschränkten sich die Beschwerden nicht. Wenn der Herzog, betonten dessen Räte im Jahre 1488, die Universität durch einige Unparteiische ‚visitieren ließe, möchte man der Wahrheit inne werden, wie fast sammlich unordenlich mit Schaden und Schanden in viel Sachen gehandelt' werde ‚wider Gott, Ehr und Recht'. ‚Die Kinder viel frommer Leute' würden ‚versäumt' und ‚verlassen an Zucht und Übung zu guten Sitten, Lernung und andern Sachen' und kämen ‚in große Gefährlichkeit'[4]. Wegen Schlaffheit der von den Rektoren zu übenden Zucht wünschte Georg Zingl, Professor der Theologie, schon im Jahre 1497 die Anstellung eines landesfürstlichen ‚Superintendenten'. Wie an andern Universitäten, kamen auch in Ingolstadt nächtliche Unruhen und Raufhändel, geschlechtliche Vergehen unter den Studierenden nicht selten vor; im Jahre 1514 standen einmal infolge einer Körperverletzung, welche ein Student einem Weinwirte zugefügt hatte, eine Nacht hindurch 300—400 Bürger unter den Waffen[5]. Auch wegen häufiger Übertretung der vorgeschriebenen strengen Kleiderordnung wurden in Ingolstadt Klagen geführt. Die Studenten seien, sagten die Räte im Jahre 1488, darauf bedacht, in neumodischen und üppigen Trachten ‚es den Frauen gleichzutun, die, was sie Neues sehen, auch haben wollen, als wir schwerlich an den Frauen zu Ingolstadt sehen: wer sie vor 16 Jahren und itzund gegeneinander schätzte, gleichen

---

[1] Prantl II 351—353. [2] Ebd. I 70 73—74, und II 95 ff.
[3] Ebd. I 103. [4] Ebd. II 95—96. [5] Ebd. I 96 103 107 140.

sich als Menschen und Affen' [1]. Auch das Leben in den Bursen gab Veranlassung zu manchen Rügen: den Bursalen sollten Geldverschleuderung, Spiel und andere ähnliche Unehrbarkeiten verboten werden [2].

Alle diese Gebrechen und Übelstände verschlimmerten sich seit dem Ausbruch der religiösen Bewegungen und der Erschütterung aller kirchlichen und staatlichen Autorität.

Ähnlich wie in Wien gerieten die Bursen auch zu Ingolstadt in die äußerste Verwahrlosung. In dem ‚Kollegium Georgianum', einer von dem Herzog Georg dem Reichen im Jahre 1494 für arme Studierende errichteten Burse, trat eine solche Zerrüttung ein, daß im Jahre 1531 niemand mehr die Leitung der Anstalt übernehmen wollte; im folgenden Jahre fand ein förmlicher Aufstand der Stipendiaten statt. Im Jahre 1555 gaben zwölf Stipendiaten über ihren Regens zu Protokoll: derselbe stecke Tag und Nacht bei der Kastnerin oder bei der Schaffnerin und deren Mägden, sei nachlässig in der Rechnungsablage, gebe eine ganz schlechte Kost, pflege die Stipendiaten ‚ums Maul zu schlagen' oder lasse sich von diesen zu Vergünstigungen ‚abschmieren' [3]. Nur wenn die Bursen, schrieb Hieronymus Leist, Professor der Medizin, im Jahre 1555, in alter Zucht wieder gestellt und die Studenten genötigt würden, nicht frei in der Stadt, sondern in den Bursen zu wohnen, könnte dem wachsenden sittlichen Verderben gesteuert werden [4].

Die theologische Fakultät, welche ‚vor den drei weltlichen Fakultäten am meisten dazu berufen' war, ‚Ordnung aufrecht zu erhalten und zu fördern', besaß nach dem Tode von Johann Eck († 1543) nur noch einen einzigen Professor, Leonhard Marstaller; nach dessen Tode im Jahre 1546 war dieselbe für einige Zeit völlig verwaist. Ein neu angestellter Professor der Theologie wird in einem Kommissionsbericht vom Jahre 1555 kurzweg als ‚ver-

---

[1] Prantl II 97—98. [2] Ebd. 137. [3] Ebd. I 214 ff 338.

[4] ‚. . . Nec est, ut aliquis dicat, alia nunc tempora alios etiam postulare mores; fateor, multum condonandum tempori; coacti tamen et fatebuntur, contuberniis abolitis tamquam fenestris apertis iuventuti ea libertate et permissione occasionem ad multa vitia datam esse, quemadmodum ex nimia indulgentia continuo magis ac magis corrumpuntur. . . .' ‚Cum adolescentes in contuberniis sub praeceptoribus coercerentur, multo minus erat vitiorum occasio, quam nunc, cum passim in variis civitatis angulis sine praeceptore, in contuberniis quandoque vinariis habitent et apud caupones mensam habeant, ut alter alterum facillime inducat et seducat; et cum nemo in hos animadvertat, securi in pessimas labuntur consuetudines et errores, ut interim temporis et sumptuum iactura taceatur. Id nimis verum experimur. Ob hoc in primis mihi consultum videtur, ut prima sit cura, ut habeantur collegia et contubernia, ubi plures stare possint. Unicum hoc mihi videtur pro emendatione morum esse remedium, modo apti et docti etiam adhibeantur praeceptores.' Ebd. II 195—196.

soffen' bezeichnet, einem zweiten wird in demselben Bericht ,Faulheit und ärgerlicher Umgang mit Weibsbildern' zum Vorwurfe gemacht [1].

Die herzogliche Regierung, welche die herabgekommene Universität längst nicht mehr als eine selbständige Körperschaft betrachtete, sondern dieselbe als Staatsanstalt ihrer Oberaufsicht unterstellt hatte, wurde unerschöpflich in ihren Klagen über die dort herrschenden Mißstände. So schrieb Herzog Albrecht V. z. B. am 19. Dezember 1555: ,Zu vielen Malen ist angelangt, was große Mängel, Mißbräuch und Gebrechen bei unserer Universität zu Ingolstadt eine Zeit her eingerissen sein: bei etlichen Professoren erscheint großer Unfleiß; die Magister und Präzeptoren versäumen die Jugend hoch und groß, erhalten sie nicht in der Furcht Gottes, guter Zucht und emsiger Lernung, sondern lassen sie in ihrem freien, ungezäumten Willen aufwachsen, geben mehr Achtung auf die Wirtschaft, Gesellschaft oder auf ihre Privatstudien als auf die Jugend. Diejenigen, so für sich selbst ohne Präzeptoren daselbst stehen und studieren sollen, sonderlich aber etliche Kanonici und andere, so sich von Pfründen und Gottesgaben erhalten, führen ein ganz ungebührliches, sträflich und leichtfertiges Leben, verschwenden das Geld und die Zeit, betrügen ihre Eltern, Vormünder, Freunde und Obern, verführen schändlich viele der andern unschuldigen Jugend, verursachen sie zu Unfleiß und Untugend. Unsere beiden Kollegien sind in solche Unordnung gekommen, daß sie zu gutem Teil öde stehen und die Stipendiaten ihre Studien der Fundation gemäß zum wenigsten nicht anstellen, sich auch sonst ganz übel und unfleißig halten sollen.' [2]

Zur Hebung der Mißstände wurde eine neue ,Reformationsordnung' erlassen und für die Jesuiten, welche der Herzog als ,treffliche Prediger und Lehrer der Jugend sowie als Leuchten priesterlichen Lebens' verehrte, im Jahre 1556 ein Kollegium errichtet. Zwei Patres hielten Vorlesungen in der theologischen, zwei andere auf Wunsch des Herzogs in der philosophischen Fakultät, diese aber wurden von den Professoren der letzteren als ,Eindringliche' betrachtet [3]. Das entschieden katholische Auftreten der Ordensmänner

---

[1] Prantl I 187 305 A. 277 280.

[2] Ebd. II 198—199. Vgl. die Reformverfügung vom Jahre 1562 bei v. Freyberg III 229 A. 2.

[3] Prantl I 224 ff. Prantl, welcher (I 141) als Erfordernis eines ,Historiographen der Ingolstädter Universität' aufstellt, daß er sich ,die nötige volle Unbefangenheit errungen und bewahrt' habe, auch ,unerfreuliche Ereignisse in geschäftsmäßiger Weise berichten' könne, weil er ,vollständig paritätisch denke', bezeichnet S. 220 das für ihn ,unerfreuliche Eingreifen des Jesuitenordens' ,an sich schon als ein unermeßliches Unglück' für die Universität, denn es handle sich hier ,um die Wirkungen eines gemeingefährlichen Instituts, welches jedem einzelnen seiner Mitglieder bewußt oder unbewußt in höherem oder geringerem Grade ein Element des Bösen einimpfte': die Regenten Bayerns hätten die Universität, ,das edelste Kleinod des Landes',

entsprach keineswegs den Wünschen der an der Universität vorherrschenden Partei. Der Eid auf das Tridentinische Glaubensbekenntnis, welchen Papst Pius IV. bald nach dem Abschlusse des Konzils für alle katholischen Lehranstalten vorgeschrieben hatte, wurde von seiten des Senates nicht für ‚opportun‘ gehalten. Dadurch, daß die Jesuiten, beschwerte sich bereits im Jahre 1564 die artistische Fakultät, von jedem ankommenden Studenten die Ablegung dieses Eides fordern, bewirken sie Verbissenheit und verschulden die Abnahme der Universität[1]. Noch im November 1567 erklärte die Mehrheit des Senates, zum deutlichen Beweis ihrer Gesinnung, dem Herzog: die päpstliche Bulle, welche den neuen Eid vorschreibe, sei der Universität nicht zugeschickt worden, sei also für diese wahrscheinlich gar nicht beabsichtigt; überdies nähmen ‚viele treue Katholiken‘ aus ‚Furcht vor Meineid‘ Anstand, jenen Eid zu leisten; für die Gläubigen sei derselbe überflüssig, für die Wankenden ein Grund des förmlichen Abfalls[2]. Aber der Herzog, obgleich er auch seinerseits damals noch besorgte, daß der geforderte Eid leicht äußere Nachteile herbeiführen, die Zahl der Studenten und der Promotionen verringern könne, bestand nachdrücklich auf Ablegung desselben und bedrohte jeden Widerstand mit Amtsentsetzung. Die gehegte Besorgnis erwies sich in der Folgezeit als unbegründet[3].

Im Jahre 1571 hatte der Herzog den Jesuiten das im Jahre 1526 gegründete ‚Pädagogium‘, eine Art Gymnasium zur Vorbereitung für die Universitätsstudien, und den philosophischen Kursus übergeben, ‚damit‘, sagte er, ‚jene Studenten, welche keine eigenen Präzeptoren haben, nicht nach eigenem

vor ‚solcher Vergiftung‘ bewahren sollen. In den von den Jesuiten eingeführten ‚Marianischen Kongregationen‘ hat nach S. 268 ‚die Geschichte der Universität nur einen neuen Beitrag zu dem allgemeinen Verderben, welches durch die Jesuiten hereinbrach, zu verzeichnen‘. In einem Vorschlag der Jesuiten vom Jahre 1585, man möge ‚die Besoldungen der Juristen aufbessern und eine juristische Celebrität berufen‘, findet Prantl S. 265 ‚eine niederträchtige Absicht‘, weil nämlich ‚die juristische Fakultät stets eine feindliche Stellung gegen die Jesuiten einnahm‘! ** Gegen Prantl vgl. auch Histor.-polit. Blätter CV (1890) 378 f, sowie Ch. H. Verdière, Histoire de l'université d'Ingolstadt, Paris 1887, 2 vol. Gegen die Behauptung Prantls, die meisten der Ingolstädter Professoren aus dem Jesuitenorden seien bloße Nullen gewesen, hat der erste Vorstand des Histor. Vereins in Eichstätt, Lyzealprofessor Romstöck, Bibliothekar des dortigen Lyzeums, im Jahre 1897 ein 524 Seiten starkes Buch herausgegeben: ‚Die Jesuitennullen Prantls an der Universität Ingolstadt‘, worin er die Behauptung Prantls wissenschaftlich prüft. Dabei geht er bibliographisch zu Werke und gibt nach einem kurzen Lebensbilde jedes einzelnen an der Universität Ingolstadt als Professor angestellt gewesenen Jesuiten ein Verzeichnis der sämtlichen Schriften, welche von demselben noch vorhanden sind, sei es im Druck, sei es in Manuskripten. Und das Ergebnis ist, daß Professor Romstöck die Unkenntnis und Ungerechtigkeit Prantls gründlich und ausführlich nachweist.

[1] Prantl I 229. [2] Ebd. 272. [3] Vgl. unten S. 172.



Belieben leben oder dem Verderben verfallen'; die öffentlichen Vorlesungen der Philosophie sollten durch die beiden Unterrichtsanstalten nicht Abbruch erleiden, die Eltern in der freien Willensbestimmung über das Studium ihrer Söhne nicht behindert werden [1].

Jedoch die Universität hegte die Jesuiten betreffend die schwärzesten Befürchtungen: es sei, bedeutete sie dem Herzog, zu besorgen, daß man von denselben vertrieben oder zu ihren Sklaven gemacht werde und alles in Zerrüttung gerate; man könne den Professoren nicht zumuten, ‚Büttel und Schergen' der Jesuiten zu sein und in Furcht ‚beständiger Denunziation und Nachstellung' zu leben; überdies sei die Nachlässigkeit der Jesuiten im Unterricht bereits allgemein bekannt. Der Herzog ließ darauf in entschiedener Sprache erwidern: die weltlichen Professoren möchten wohl gern seine Hände zu ihren Gunsten gebunden wissen; gehe es nicht nach ihrem Kopfe, so sollten sie nur bedenken, daß bei ihnen bisher alle Befehle, Reformationen u. dgl. nicht zum Ziele geführt und sie durch ihren eigenen Unfleiß das Recht verscherzt hätten, andere zu tadeln: ‚Nur aus vorgefaßtem Wahne erheben sie ein Geschrei und leiten dadurch die Jugend irre.' [2] Um desto mehr ereiferte sich die Universität: ‚Die Jesuiten wollen alles an sich ziehen und beherrschen, bewerben sich nun auch um die Leitung und Verwaltung des Georgianums, während sie doch ihre Schüler im Pädagogium sowohl geistig verwahrlosen als auch körperlich in Speise und Trank so schlecht behandeln, daß dieselben krank und siech werden; übergibt man ihnen das Georgianum, so macht man sie zu Herren der Universität; Ehrgeiz und Eifersucht sind bei ihnen überall im Spiele; wenn sie die Universitätsbehörde als Haupt gelten lassen, so denken sie dabei nur an ein vom Körper abgeschnittenes Haupt, welches bloß diesen Namen hat; der Rektor wird durch sie zum Sesselkönig Hilperich, welcher nur als Schaustück dasitzt und Stuhl oder Bank drückt, hernach aber geschorenen Hauptes vom Papste weggejagt wird. Es hilft auch nichts, wenn feste Grenzen gesteckt werden, denn dieses Ungeziefer kriecht überall durch.' [3]

Um den Verunglimpfungen und Streitigkeiten ein Ende zu machen, schlug der Jesuitenprovinzial Hoffäus, nicht gerade zum Beweise der ‚furchtbaren Herrschsucht' des Ordens, dem Herzog vor, die von den Patres geleiteten pädagogischen und philosophischen Schulen nach München zu verlegen, in Ingolstadt den früheren Stand der Dinge wiederherzustellen. Auf erfolgte Genehmigung des Herzogs schlossen die Jesuiten im Jahre 1573 ihre Schulen und zogen ab; nur in der theologischen Fakultät blieben zwei Patres

[1] Prantl I 205 232—235. ** Über das Jahr der Übernahme des Pädagogiums durch die Jesuiten vgl. die Bemerkung in den Histor.-polit. Blättern CV (1890) 376 A. 1.

[2] Prantl I 236—245. [3] Ebd. 248—254.



als Professoren zurück. Die Klage der Universität, daß die Jesuiten ihre Schüler geistig und körperlich verwahrlost hätten, zeigte sich wenig begründet; denn mit ihren Lehrern ‚verließen eine Masse von Schülern Ingolstadt, so daß die hohe Schule selbst in Gefahr des Verfalles geriet‘.

So kam es, daß dieselben Mitglieder des Senates, welche noch im Jahre 1572 sich so gewaltig dagegen verwahrt hatten, ‚Sklaven, Büttel und Schergen‘ der Jesuiten zu sein, bereits im September 1575 den Herzog durch eigens dazu ernannte Abgeordnete um Rückkehr der Patres bitten ließen.

Durch diese Bitte veranlaßt, fanden sich die Jesuiten im Jahre 1576 wieder in Ingolstadt ein und übernahmen von neuem das Pädagogium und den philosophischen Kursus unter der Bedingung, daß sie mit den übrigen Professoren der philosophischen Fakultät gleiche Rechte genießen, die Studierenden volle Freiheit haben sollten, bei ihnen oder bei den andern Lehrern die Vorlesungen zu besuchen [1]. Neben dem ‚Kollegium Georgianum‘, welches der Universität unterstellt blieb, errichtete der Herzog als ‚Priester-Seminarium‘ ein ‚Kollegium Albertinum‘, dessen Leitung er den Jesuiten übergab. Im Jahre 1588 legte der Landesfürst die ganze artistische Fakultät in deren Hände.

Von jetzt an nahm der Besuch der Hochschule beträchtlich zu. Während die Zahl der Studenten bis zum Jahre 1550 nur etwa 400, dann vorzugsweise durch die Tätigkeit der Jesuiten bis zum Jahre 1589 etwa 500 betragen, steigerte sie sich von 1589 an auf 600; im Jahre 1616 erreichte die Einschreibungsliste mit 339 neu angekommenen Studenten ihre höchste Ziffer [2].

Daß dieser Zuwachs nicht der juristischen und der medizinischen Fakultät zu Gute kam, daß vielmehr diese beiden Fakultäten über Verringerung ihrer Zuhörer zu berichten hatten [3], daran trugen nicht etwa, wie die Professoren derselben behaupteten, die Jesuiten Schuld, sondern Verhältnisse, welche in den zahlreichen landesherrlichen Erlassen und Verordnungen deutlich vor Augen treten.

Zunächst gab, wie in Wien, so auch in Ingolstadt, der ‚große Unfleiß‘ von Professoren in Abhaltung ihrer Vorlesungen sowie das ‚unerlaubte und unverantwortliche Ausreisen‘ derselben während des Schuljahres fortwährende Veranlassung zu Klagen. Herzogliche Befehle, welche in den Jahren 1555,

---

[1] v. Freyberg III 238—239 339—342.

[2] Prantl I 101 164 275 377. **Über die Wirksamkeit der Jesuiten in Ingolstadt vgl. auch Riezler, Geschichte Bayerns IV 411 ff 561 ff. ‚Verglichen mit dem verwilderten bayrischen Klerus‘, sagt Riezler, der sicherlich kein Freund der Jesuiten ist (IV 411), ‚mußten diese Fremdlinge durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, Reinheit der Sitten und weltmännischen Schliff einen geradezu überwältigenden Eindruck machen. Von solchen Männern ließ sich erwarten, daß sie allmählich einen Stamm von tüchtigen einheimischen Klerikern heranziehen könnten.‘

[3] Prantl I 377.



1561, 1564, 1576, 1577 dagegen erlassen wurden, hatten keinen Erfolg. Nicht eine einzige, auch noch so strenge Ermahnung, klagte Albrecht im letzteren Jahre, habe gefruchtet: ‚alles‘ verbleibe ‚in voriger Unordnung‘; eine Abstrafung der versäumten Vorlesungen sei niemals erfolgt [1].

Ein günstiges Licht auf die Professoren werfen alle diese Verordnungen keineswegs.

Unter dem Nachfolger Albrechts gestalteten sich die Dinge noch schlimmer. Als Herzog Wilhelm V. im September 1584 persönlich in Ingolstadt war, stellte er dem Senate vor, was alles er seit Antritt seiner Regierung im Jahre 1579 für die Universität getan habe: mit schweren und großen Unkosten habe er ihr zu gut etliche ansehnliche und stattliche Gebäude errichtet und die Professoren ‚durch Besserung ihrer Besoldung und sonst andere Gnadreichung‘ zum fleißigen Lesen anzuspornen gesucht. Allein er bringe ‚je länger je mehr in gewisse Erfahrung, daß solches alles bei dem mehrern Teil der Professoren wenig ergeben, daß dieselben sich nicht allein nicht gebessert, sondern unfleißiger und nachlässiger seien, denn nie zuvor‘: dadurch aber sei die Universität sowohl bei Ausländischen als Inländischen in große Verkleinerung geraten. Er habe sich bei den Professoren ‚als gelehrten Personen, die sich der Gebühr und was ihnen Pflicht halber obliege, selbst erinnern sollten, viel eines Besseren versehen, werde auch nicht umgehen können, solches gegen die Schuldigen, weil Güte und Vermahnung bei ihnen nicht helfen wolle, zu gebührender Zeit in anderem Wege zu ahnden‘. Um zu sehen, wie die Professoren lesen, sollten der Vizekanzler und die Dekane zu bestimmten Fristen unversehens die Vorlesungen besuchen, auch bei gelehrten Scholaren sich erkundigen, wie sie mit Unterricht versehen seien, oder einen Aufpasser bestellen, ‚der heimlich auf solche Dinge achtgebe‘ und vor der Auszahlung der Besoldung dem Vizekanzler Bericht erstatte [2]. Alles vergebens. Im Jahre 1585 sprach der Herzog wiederum unter Androhung strengster Ungnade den schärfsten Tadel über Nichtbeachtung seiner Ermahnungen und Vorschriften aus; auch die Senatssitzungen würden so schlecht besucht, daß allgemeine Angelegenheiten oft nur von zwei oder drei Mitgliedern erledigt würden [3].

---

[1] Prantl II 198 233 245—246 300 308—309.

[2] Ebd. 320—321. Schon am 20. Januar 1561 war dem zum landesfürstlichen ‚Superintendenten‘ der Universität ernannten Friedrich Staphylus aufgetragen worden: Superintendens und Camrer sollen zween Studiosen bestellen und nach ihrem Gutachten besolden, auch mit Eidespflicht beladen, welche täglich den Fleiß der Professoren genau kontrollieren und wöchentlich ein Verzeichnis über die von diesen gelesenen oder nicht gelesenen Kollegien einreichen sollen, um danach die etwaigen Abzüge an der Besoldung zu berechnen. Ebd. 233.

[3] Ebd. I 291. ‚Ein ganzes Konvolut im Archiv der Universität von 1585 bis 1596 gibt Zeugnis von einer erklecklichen Menge der Vorlesungsversäumnisse.‘ I 291 A.

Die meiste Veranlassung zu Klagen gab gerade diejenige Fakultät, welche sich am lautesten über die ‚widerrechtlichen Eingriffe‘ der Jesuiten beschwerte: die juristische [1]. Mit allem Recht konnten die Jesuiten zu ihrer Verteidigung darauf hinweisen: an der Abnahme des Besuches der Universität könne wohl auch die juristische Fakultät Schuld tragen, weil die Professoren derselben überaus unfleißig seien; an Studierenden der Philosophie und der Theologie fehle es nicht; es sei sehr bequem, für den Niedergang der juristischen Fakultät die Jesuiten verantwortlich zu machen, während man an die eigene, bereits von dem Herzog Albrecht gerügte Nachlässigkeit nicht denke [2].

In nicht weniger ungünstigem Lichte erscheint die Universität bezüglich der Verwaltung ihres Vermögens. In einem ihr am 17. November 1577 eröffneten herzoglichen ‚Rezeß‘ hieß es: ‚Die Kammersachen seien bei mehrlei Ausgaben zu merklicher Ungebühr geraten.‘ ‚Der hohen Schule Rechnung betreffend läßt es sich ansehen, als ob man eine Zeit her darauf umgegangen, daß eben nichts in Vorrat bleiben, sondern gleich alles miteinander aufgehen müsse‘; schon seien 1000 Gulden Kapital verschleudert worden, und es habe den Anschein, als seien die Professoren der Meinung, alles Vermögen der Universität stehe ‚in ihrer Gewalt und Vollmacht und sie mögen damit umgehen, wie ihnen gefalle‘: willkürlich werde gestiftetes Einkommen verschenkt, auf Kosten der Universität würden bei Mahlzeiten und Gastereien Trinkgelder gegeben, Bettler und fremde zulaufende Personen beschenkt, während es doch an sich schon unziemlich sei, daß ‚der gemeine Seckel der hohen Schule herhalten solle, wenn etlichen Professoren bei Mahlzeiten und Gastereien gütlich beschehe‘ [3]. Im Jahre 1586 wurde von neuem geklagt: ‚Die Kasten- und Kammerrechnung der Universität‘ sei ‚unrichtig und in keiner Form‘, ‚sonderlich‘ sei ‚die Rechnung der artistischen Fakultät ganz schimpflich und schlechter Ehrbarkeit‘ [4]. Im Jahre 1601 berichteten die Bevollmächtigten des Herzogs: ‚der Universitätskastner habe in zehn Jahren keine Rechnung getan.‘ [5]

Nicht geringer war die Vernachlässigung in Bezug auf das sittliche Leben der Studenten. ‚Unser hiesiges Kollegium‘, schrieb der Jesuitenpater Canisius am 6. Januar 1577 aus Ingolstadt an den Ordensgeneral Mercurian, ‚kann nicht den Nutzen und die Frucht bringen, welche wir in Dillingen ernten, weil die Gewalt, die es über die Studenten besitzt, nur eine sehr eingeschränkte ist. Es herrscht hier eine große Ungebundenheit, welche die

---

[1] Wir kommen darauf später in dem Abschnitt: ‚Rechtsstudien und Rechtswissenschaft‘ zurück.

[2] Prantl I 366—367.

[3] Ebd. II 311. Die Kasse der artistischen Fakultät ‚war in einem schlimmen Zustande‘ (1583); man praßte auf Regimentsunkosten (ebd. I 326).

[4] Ebd. II 328. [5] Ebd. 350.

ganze Universität bei den Ausländern nahezu in Verruf bringt. Aber vielleicht wird man nach und nach gegen die eingerissenen Übel einige Heilmittel anwenden. Wir glauben, Geduld üben zu sollen.‘ [1]

Wieviel Roheit und Zuchtlosigkeit im ‚Kollegium Georgianum‘, welches die Universität um keinen Preis den Jesuiten zur Leitung unterstellen wollte, vorhanden war, bekunden die für dasselbe wiederholt erlassenen ‚Gesetze‘. Im Jahre 1565 mußte von der Regierung dem Schaffner verboten werden, sich ‚voll zu saufen‘ und die Küche oder Küchenstube zu verschiedenen Stelldichein oder gar zu Tänzen benutzen zu lassen; in Reformvorschlägen vom Jahre 1587 wurde unter anderem vorgeschrieben: irgend welche Weibspersonen dürften in Zukunft das Kollegium nicht mehr betreten; auch seien alle Trinkgelage, bei Tag oder Nacht, namentlich solche außer der Zeit des Mittag- und Abendessens, strengstens zu untersagen, jede Trunkenheit ernstlich zu bestrafen; in den Jahren 1596 und 1598 stellte sich bei vorgenommenen Rechnungsprüfungen heraus, wie ‚gar schlimm in der Anstalt gewirtschaftet worden war‘; in ein grelles Licht traten die Zustände, als im Jahre 1601 eine im Kollegium dienende Magd ihr dort außerehelich geborenes Kind ums Leben brachte und eine lange Untersuchungshaft zu bestehen hatte [2].

Unter den Studenten taten sich namentlich die Juristen durch wildes, unbändiges Wesen hervor, und nicht mit Unrecht befürchteten die Jesuiten im Jahre 1571 von deren Verworfenheit ein arges Verderbnis der ganzen Universität [3]. Unaufhörlich hatte die Regierung über nächtliche Unruhen,

---

[1] * Ungedruckt; im Archiv zu Exaeten in Holland. Von seiten der Klostervorsteher, welche Mönche oft in beträchtlicher Zahl zum Unterricht nach Ingolstadt schickten, erhielten die Jesuiten reiches Lob. So schrieb z. B. Abt Petrus Paulus, Apostolischer Visitator der bayrischen Benediktinerklöster, am 16. Juni 1594 aus Regensburg an P. Richard Haller, Rektor des Kollegs zu Ingolstadt: ‚... Volo, ut Monachi studeant praesertim in vestro Collegio, quia non inveni praestantiores Monachos, quam qui apud vos studuerint; volo, ut omnia Monasteria habeant Monachos, qui istic instruantur.‘ * Brief des Abtes in der Staatsbibliothek zu München, Cod. lat. 26477 (am Anfang; der Codex ist nicht foliiert). Im Jahre 1586 studierten gleichzeitig beiläufig 300 Religiosen aus bayrischen Klöstern in Ingolstadt. Vgl. Histor.-polit. Blätter LXIX 811. In näherer Verbindung mit Ingolstadt stand die zu Eichstätt von Bischof Martin im Jahre 1564 begründete, reichlich ausgestattete und mit tüchtigen Lehrern besetzte Lehranstalt für Philosophie und Theologie; vgl. v. Freyberg III 232 269.

[2] Prantl I 341—342 393 445 und II 254—256 336—337.

[3] In einer Eingabe der Jesuiten vom Jahre 1571 heißt es: ‚Nisi maior adhibeatur cautela, quam hactenus, magnam pravitatem morum importabunt scandalosi et dissoluti illi studiosi iuris in facultatem theologicam et artisticam, habebiturque sicut ante ita etiamnunc ac deinceps Ingolstadiana universitas apud cordatos et sapientes infamis et mater omnis corruptelae potius, quam ingenuae disciplinae cultrix et amatrix.‘ Prantl II 270.

Raufereien, selbst mit tödlichem Ausgang, sowie über unmäßige Trinkgelage zu klagen; gerade die Scholaren der juristischen Fakultät hätten, hieß es in einem herzoglichen Erlaß vom 10. Februar 1582, ‚als erwachsene fremde Personen bisher die meisten Rumore und Unruhen‘ veranlaßt [1]. Im Jahre 1595 erhob sich ein Aufruhr gegen die Jesuiten [2]; in demselben Jahre begegnet man in den Universitätsakten einer Studentenverbindung, „zum Brand‘ genannt, deren 10 Mitglieder zusammen eines Abends 126, ein anderes Mal 135 Maß Wein vertilgten und auf den Straßen derartigen Unfug verführten, daß die Nachtwächter den Dienst aufkündigten [3].

Als Herzog Maximilian die Regierung übernommen hatte und sich von seinem Vater Wilhelm V. ein Gutachten bezüglich der Universität erbat, antwortete dieser am 8. Mai 1602: er erachte für das Notwendigste, daß ‚man bei der Jugend bessere Disziplin anstelle und ernstlich darob halte‘, bisher sei dafür schier nichts geschehen; es verfließe nicht ein Jahr, ohne daß nicht einer oder zwei ums Leben kämen, einige durch Balgen, andere durch viehisch Fressen und Saufen; einige ‚verschwenden ihren Eltern alles Hab und Gut, machen große Schulden und arme Leute; andere geraten in schändliche und böse Händel und werden so gottlos, daß es zu erbarmen‘. Dadurch werde die Hochschule so übel verschrieen, daß gute Eltern Bedenken trügen, ihre Kinder einem solch gefährlichen Leben auszusetzen, wie ihm denn selbst der eine oder andere gesagt habe: sie wollten ihre Kinder lieber in den Krieg schicken als nach Ingolstadt. Je strenger an einer Universität die Zucht, desto größer sei ihre Blüte. Zähle doch die Jesuitenuniversität zu Dillingen, wo strenge Zucht vorhanden, bereits etliche Hundert Studenten mehr als Ingolstadt, obgleich dort weder Jurisprudenz noch Medizin gelehrt werde; dasselbe sei in Würzburg, Mainz und Trier der Fall, ‚wie mir denn auch gesagt worden, daß die Pollaken jetzt fast an dieselben Orte ziehen, weil ihre Eltern in Polen erfahren haben, wie übel ihre Kinder zu Ingolstadt verdorben seien‘. Unter hoher Strafe müsse man den Studenten das Waffentragen, den Besuch der Wirts- und Tanzhäuser, das nächtliche Umherschweifen auf den Gassen, alles Zutrinken und Zechen verbieten, den Besuch der Fechtschulen höchstens nur unter gewissen Bedingungen erlauben; auch die Vor-

---

[1] Prantl I 288 298 347—348 449. v. Freyberg III 229 A. 2, 240.

[2] Prantl I 449 A. 373.

[3] Ebd. I 448—449. Es werden dort Mandate wider Toben und Schimpfen usw. verzeichnet, ferner häufige Verhandlungen über stattgefundene Duelle, über ungeheueres Schuldenmachen, schändliche Pasquille usw. ‚Raufereien und Tumulte gehörten fast zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. . . .‘ Totschläge in den Jahren 1579 (S. 298), 1586, 1599, 1602, 1607, 1611, ‚insbesondere zwei Fälle, welche durch das Grauenvolle der Tat (das eine Mal war es ein v. Fugger, und das andere Mal ein v. Hundt) das größte Aufsehen erregten‘ (S. 449).

schrift einer ‚gewissen und semiklerikalen‘ Kleidung erschien dem Herzog erwünscht. Die Wiederherstellung ernster Zucht sei ‚schier der fürnehmste Punkt, in welchem das Aufnehmen der Universität hauptsächlich und eigentlich‘ stehe und ‚ohne welchen gewißlich sonst nichts‘ werde ‚fruktifiziert werden, man fange an, was man wolle‘ [1].

Die Räte Maximilians, welchen dieses Gutachten Wilhelms zugeschickt wurde, entgegneten am 3. Juni: die verlangte Besserung der Disziplin sei gewiß zu wünschen, aber die Universität bestehe namentlich in der juristischen Fakultät, und ‚diejenigen, so in Jure studieren, sind vom Adel und dergleichen Leut, die gern eine ziemliche Libertatem haben‘: klerikale Zucht sei deshalb bei denselben nicht durchzuführen [2]. Fünf Jahre später berichtete eine von Maximilian abgeordnete Untersuchungsbehörde: Der Besuch der Universität nimmt ab, während die Roheit und Unbändigkeit der Studierenden, zumal jener, welche aus München kommen, sich fortwährend steigert [3]. Maximilian forderte deshalb die Münchener auf, inskünftig ihre Söhne besser zu erziehen: er werde mit Strafe einschreiten, wenn dieselben in Ingolstadt fortan ‚das Prä unter allen mutwilligen Studenten haben‘ würden [4].

Ein gleich unerfreuliches Bild wie Ingolstadt bietet die Universität zu Freiburg im Breisgau.

Auch sie wurde in die religiösen Wirren hineingezogen und konnte unter der wachsenden politischen Zerrüttung und der allerwärts zunehmenden Zuchtlosigkeit der studierenden Jugend ihre frühere Blüte nicht mehr behaupten. Wie Wien und Ingolstadt, so verlor auch sie ihren ehemals autonomen Charakter und wurde abhängig von der landesfürstlich vorderösterreichischen Regierung [5].

Die theologische Fakultät zählte seit 1531 viele Jahre hindurch nur zwei Professoren, längere Zeit hatte sie sogar nur einen einzigen Lehrer; einmal mußte ein Mitglied derselben wegen öffentlichen schlechten Lebenswandels abgesetzt werden [6]. Im Jahre 1563 errichtete der General des Dominikanerordens, Vincenz Justinianus, in dem Predigerkloster zu Freiburg ein Generalstudium, d. h. eine hohe Schule für die Ordensleute, bestimmte dazu die noch verfügbaren Einkünfte des Klosters zu Eßlingen und ließ aus Kolmar,

---

[1] Bei Prantl II 351—353. Nach Prantl (I 384) wurde Wilhelm, ‚der alte Herr, bei dieser Kundgebung durch die Jesuiten und besonders durch seinen Beichtvater gröblichst mißbraucht‘.

[2] Ebd. II 357. [3] Ebd. I 384.

[4] Ebd. 385. [5] Schreiber, Universität Freiburg II 41 ff.

[6] Ebd. II 271 281 288 289.

Gebweiler und andern elsässischen Klöstern des Ordens Bücher nach Freiburg schaffen [1].

Nach langen Schwankungen einzelner Professoren behauptete die Universität seit dem Jahre 1567, in welchem sämtliche Professoren und Beamte den Eid auf das Tridentinum ablegten, einen katholischen Charakter. Jesuiten jedoch wollte sie nicht in ihrer Mitte dulden. Als die Regierung bei dem tief gesunkenen Zustande der Hochschule eine Berufung der Jesuiten in Vorschlag brachte, stieß sie auf heftigen Widerstand. Man habe, erklärte die Universität, in Ingolstadt erfahren, daß die Patres gegen andere Lehrkräfte sich nicht kollegialisch benähmen; ihre Schüler seien hochmütig und ungehorsam, weil sie entweder allzu früh der vollen Freiheit überlassen oder in allzu engen Schranken gehalten würden [2].

Nun warfen aber die in Freiburg häufig hervortretenden Streitigkeiten unter den Professoren ein nichts weniger als günstiges Licht auf die ‚Kollegialität' im Lehrkörper, und das Betragen der dortigen Studenten war derart, daß der Philologe Heinrich Loriti Glareanus, einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Hochschule, am 21. Januar 1550 seinem Freunde Ägidius Tschudi schrieb: ‚Die jetzige Jugend ist durchaus so schlecht, daß sie Sodoma und Gomorrha nahe ist. Trunkenheit, Treulosigkeit, Gottlosigkeit, Entehrung des Heiligen und Verachtung Gottes hat sich aller Gemüter bemächtigt.' Drei Jahre später klagte er demselben Freund: ‚Die Furcht Gottes ist in Deutschland erloschen; das Wort Gottes haben sie im Munde, Satan im Herzen.' ‚Einst sang ich: „Töricht ist doch die Welt, und töricht ihr eitles Getriebe"; nun rufe ich aus: Welche Laster, welche Gottlosigkeit, welch ein verruchtes Jahrhundert!' [3] Als einmal im Jahre 1531 ein Haufen betrunkener Studenten nach weidlich durchzechter Nacht unter Lautenschlag und Gesang früh morgens im Münster umherzog und die Geistlichkeit über den schmählichen Unfug Beschwerde erhob, ließ die Universität durch einen an den Magistrat abgeordneten Professor vorstellen: in Bezug auf Manneszucht begegnet den Herren der Hochschule dasselbe, was andern Obrigkeiten begegnet, die leider bei diesen gefährlichen Läufen nicht strafen dürfen, wie es sich gebührt, sondern

---

[1] Mone in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins II 130. ** Hier ist als Jahr der Errichtung des Generalstudiums ebenso wie von Poinsignon im Freiburger Diözesanarchiv XVI 26 irrig das Jahr 1543 angegeben. Vgl. Histor.-polit. Blätter CIX 492 A. 2.

[2] Hirn I 235 338.

[3] Schreiber, Glarean 89—90. Döllinger I 195—196. Und doch hatte Glarean nicht etwa über Mangel an Zuhörern zu klagen; die Zahl derselben war oft so groß, daß für sie einer der gewöhnlichen Hörsäle nicht hinlänglichen Raum bot und ihm deshalb die Aula eingeräumt werden mußte. Schreiber, Glarean 111.

nach Gelegenheit der Zeit und Personen; wenn die Universität ‚der Rauhe nach handeln würde, sei zu besorgen, daß die Studenten anderswohin zögen‘ [1].

Ein Hauptgrund des Verderbnisses lag, wie in Wien und Ingolstadt, so auch zu Freiburg, in dem Verfalle der Bursen. Vorsteher und Studenten verließen oft während der Nacht die Hauptburse zum Pfauen, schwärmten umher und übernahmen sich im Trinken, brachten verdächtige Weiber in die Burse mit. Wiederholt versagten die Studenten unter Berufung auf das Betragen der Vorsteher geradezu den Gehorsam auf die Statuten [2]. Im Jahre 1521 wurde ein Vorsteher von den Schülern ermordet, im Jahre 1536 einmal Feuer an die Burse gelegt. Troß der Befehle der Universität, daß sämtliche Studenten in Bursen wohnen sollten, nahm fortwährend die Zahl derjenigen zu, welche in Privathäusern Wohnung und Kost fanden; für Adelige und ihr Gefolge wurden nicht selten ganze Häuser gemietet [3]. Die nächtlichen Aufläufe und Streithändel, in welche nicht nur die Scharwächter, sondern nicht selten ganze Zünfte verwickelt wurden, versetzten einmal einen der Bürgermeister in eine solche Erbitterung, daß er die Scharwächter anwies, sie möchten in Zukunft auf die Unruhestifter losschlagen wie auf Hunde: ‚und wenn ihr schon einen oder mehr tot schlagt, so schadet es nicht, sie bleiben ein andermal daheim‘ [4]. Totschläge unter den Studenten kamen häufig vor; selbst Fälle von Meuchelmord werden verzeichnet. Französische Adelige, welche sich an der Universität aufhielten, brachten das Duellwesen ‚in Schwung‘; blutige Raufereien zwischen Franzosen und Deutschen gehörten seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Am 5. Juni 1592 wurde den Studenten unter Strafe der Relegation verboten, bewaffnet umherzuziehen und sich anzugreifen; allein schon wenige Tage später wurde wieder ein deutscher Student durch einen Franzosen ums Leben ge-

---

[1] Schreiber, Universität Freiburg II 107.

[2] ‚. . . quod et ipsi choreas visitent, noctu et ipsi vicatim ambulent, vociferent et discurrant per oppidum. . . .‘ Schreiber II 72. In den Protokollen vom Jahre 1597 heißt es: ‚In Bursa dissoluta vita existit, tota disciplina perit.‘ Schreiber II 77. In einem Senatsprotokoll vom 22. Nov. 1596 heißt es: ‚Diabolicus bibendi modus (noviter) excogitatus, quo unus bibens surrexit alii omnes bibenti acclamantes bestialibus clamoribus et pulsibus tumultuantes, minime ferendus.‘ Schreiber II 92 A. Rutenstrafen kamen auch bei den Bursanten in Anwendung. Als im Jahre 1534 der Pedell sich weigerte, solche Strafen zu vollziehen, wurde er von der Universität seines Amtes entsetzt. Am 16. Oktober 1593 erließ der Senat bezüglich des Pädagogiums den Befehl: ‚posthac virgis caedendos esse, qui officio suo deesse reperti fuerint; et qui faciunt indigna studiosis instar Beanorum tractentur.‘ Joachim Rosalechius, Lehrer der Poetik, verfertigte im folgenden Jahre ein Gedicht: ‚De virgis, ipsarumque laude et recto usu, carmina latino-germanica.‘ Schreiber II 74 137 A. 1, 192 A. 1.

[3] Ebd. 69 ff 104; vgl. 333. [4] Ebd. 107.

bracht; am 1. März 1593 fielen 15 Franzosen über einen wehrlosen Geiger her und verwundeten ihn tödlich. Infolge der vielen Mordhändel, welche nicht ernstlich bestraft wurden, geriet die Universität allmählich in größte Mißachtung. Um das Jahr 1576 hatte sie in sämtlichen vier Fakultäten nur die sehr bescheidene Zahl von 250, im Jahre 1616 nur noch 97, im folgenden Jahre nur noch 78 Studenten aufzuweisen [1].

Was den ‚Unfleiß' von Professoren, vornehmlich der Juristen, anbelangte' so lauten die Berichte darüber nicht besser als in Wien, Ingolstadt und anderwärts. Mit Recht machte die landesfürstliche Regierung im Jahre 1576 darauf aufmerksam: Den Studiosen sei nicht damit geholfen, daß den Professoren die versäumten Vorlesungen am Gehalte abgezogen würden; nur wenn die Lehrer fleißig seien, könne die Universität zu Ruhm gelangen. Die Tatsache, daß die Professoren ‚Nebenbeschäftigungen' aufsuchten, erklärt sich übrigens auch für Freiburg so gut wie an andern Universitäten aus ihrer geringen Besoldung. Das Gesamteinkommen der Hochschule erreichte kaum die Summe von 3000 Gulden [2].

Wie die Universität zu Freiburg, so sank auch die zu Köln, welche beim Ausgang des Mittelalters unter den rheinischen Universitäten an Bedeutung

[1] Schreiber, Universität Freiburg II 110 ff 124 141. Bericht des Nuntius Portia bei Theiner, Annales II 533.

[2] Schreiber II 53 57 141. Einmal entschuldigte sich ein Professor wegen nicht gehaltener Vorlesung damit: er habe Einkäufe für ein Magistermahl machen und Geflügel zurüsten müssen. S. 68. **Der päpstliche Diplomat Minutio Minucci bezeichnet in seiner interessanten Denkschrift über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland 1588 als Ursache des Verfalls der katholischen Universitäten vor allem die karge Besoldung der Professoren. ‚Man hat', sagt er, ‚die alten Gehälter festgehalten, obgleich seitdem die Preise aller Dinge gestiegen sind; kaum findet sich jemand, der gegen eine so geringe Vergütung eine solche Stelle annehmen mag; diejenigen, welche eine Professur übernommen haben, erfüllen nur soweit ihre Lehrpflichten, als ihnen ihre übrigen Geschäfte Zeit dazu lassen. Infolgedessen sind die Universitäten Köln und Freiburg, die einst Pflanzstätten so vieler tüchtiger Männer waren, fast verlassen. In noch schlimmerem Zustande befinden sich die Hochschulen zu Wien, Trier, Mainz und Erfurt. Die einzige katholische Universität, welche blüht, ist diejenige von Ingolstadt, welche durch die Sorge und Freigebigkeit der bayrischen Herzoge erhalten wird; jedoch könnte auch hier manches besser sein.' Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abteilung, I 762. Schon im Jahre 1549 hatte der Franziskaner Johann Wild den auf einer Synode in Mainz versammelten Bischöfen vorgehalten, daß infolge der sträflichen Nachlässigkeit der Prälaten, ‚so nun etliche viele Jahre her in der Kirche gewesen', die Schulen und alle Studien in Verfall geraten seien. ‚Die Sekten tun es uns in diesem Stücke weit vor. Die sparen keine Kosten, daß sie gelehrte Leute haben. Wir halten die Gelehrten so freundlich, daß schier niemand mehr Lust hat, zu studieren.' Kehrein II 114—117. Brischar I 307—310.

und Größe, Ruhm und Ehren die erste Stelle behauptet und beiläufig 2000 Studenten gezählt hatte, seit dem Ausbruch der kirchlich-politischen Revolutionsbewegungen tief von ihrer Höhe herab. Im Jahre 1516 wurden dort noch 370, im Jahre 1521 noch 251, dagegen im Jahre 1527 nur noch 72, im Jahre 1534 nur noch 54 Studenten eingeschrieben [1]. Bereits am 24. April 1525 beschwerte sich die Universität in einer Eingabe an den Rat: die Bursen seien ‚zum Teil ledig' geworden, weil ‚man in allen Straßen und Gassen einem jeglichen erlaube, nach seinem Gutbedünken Schulen aufzurichten und guter Bürger Kinder, Inwendige und Fremde, aus den Bursen an sich zu ziehen und ohne alle Aufsicht verborgen und heimlich zu lehren'. Der Rat möge diese Winkelschulen verbieten, zugleich die in der Nähe der Bursen wohnenden feilen Dirnen austreiben, und wenn die Vorsteher der Bursen ‚die widerwärtigen, ungehorsamen und widerspenstigen Studenten mit Worten oder mit Ruten nicht zum Gehorsam bringen' könnten, denselben ‚mit bequemer freundlicher Weise Hilfe tun'. Auch anderem schweren Unfug sei zu steuern. Wenn Eltern ‚an der Porzen oder am Rhein mit ihren Kindern ankommen, werden sie von vermessenen Böswilligen angeferdigt, mit Dreck und Steinen geworfen, bei dem Haar gezogen, wodurch manchmal groß Anlauf und Unfrieden auferstanden ist'; ungehindert würden allerlei Schandbücher, spöttliche Gedichte und Schriften gedruckt und verkauft [2].

Aus Mangel an guten Lehrern, klagten die Professoren der Theologie im Jahre 1546, seien ‚an der Universität die Studien schier erloschen, die Präbenden würden von den Provisoren an ungeschickte, ja zum Lesen untaugliche Personen' vergeben [3]; ein Jahrzehnt später erklärten dagegen die Provisoren dem Rektor: obwohl sie viele Mühe auf Wiederherstellung der theologischen Vorlesungen verwendet hätten, würden doch nur wenige oder gar keine gehalten [4]. In den übrigen Fakultäten sah es nicht viel besser aus; die medizinische besaß kaum noch ein Dutzend Studenten, im Jahre 1558 hatte sie nur noch einen einzigen promovierten Doktor aufzuweisen [5].

Nachdem in Köln ein Jesuitenkollegium gegründet worden, hielten einzelne Patres an der Universität theologische, auch astronomische und mathematische

[1] Vgl. Zeitschr. des bergischen Geschichtsvereins VI 208. Krafft, Aufzeichnungen Bullingers, Elberfeld 1870, 16 A. 1. ‚Eben in diesem Jahre 1534 antwortete die Universität auf die amtliche Frage der städtischen Provisoren über die Ursachen der Abnahme der Anstalt: ‚Mirum quidem non esse *universitatem perire* aut in personarum numero imminui, cum ubivis locorum litteraria gymnasia aut cessarent aut minuerentur maxime ob Lutheranismum aut fidei dissensionem.'

[2] Bei Bianco I[a] Anlagen 316—326. **Zum Studentenleben in Köln vgl. Dreesen 21 ff nach Weinsberg.

[3] Ennen IV 665 ff. [4] Bianco I[a] 485 498. [5] Ebd. 466.



Vorlesungen: durch sie allein, schrieb der päpstliche Nuntius Commendone im Jahre 1561, werde in Köln das Studium der Theologie noch aufrecht erhalten[1]. Im Jahre 1573 stellte der apostolische Nuntius Kaspar Gropper in seinen Reformvorschlägen das Verlangen: in der medizinischen Fakultät sollten wenigstens zwei Professoren mit einem Jahresgehalt von 60 und 50 Goldgulden angestellt werden; allein der Magistrat wollte die ihm zugemutete Besoldung nicht entrichten[2]. Am 6. Mai 1577 hatte der akademische Senat nach Rom zu berichten: die Hochschule sei beinahe ganz verfallen, es fänden nur noch sehr wenige Vorlesungen statt[3]. Um dieselbe Zeit studierten an dem von den Jesuiten geleiteten Gymnasium über 1000 Zöglinge und Konviktoristen[4].

Die päpstlichen Nuntien erwiesen sich stets als die eifrigsten Förderer der Universitätsreform[5], aber ihre Bemühungen hatten geringen Erfolg, teils wegen der Lauigkeit des Magistrates, teils wegen der Trägheit und Bequemlichkeit der zu Vorlesungen verpflichteten geistlichen Universitätspräbendare. ‚Viele, welche solche Präbenden beziehen', heißt es in einer der Universität vorgelegten Schrift des Nuntius Antonius Albergati, ‚lesen weder selbst, noch lassen sie andere an ihrer Stelle lesen; manche Präbenden werden an Ungeeigente verliehen; bei den Promotionen wird zu viel Aufwand getrieben.'[6]

[1] Vgl. unsere Angaben IV 414.

[2] Bianco I[a] 511.

[3] Ebd. 358—369. Theiner, Annales II 281—287.

[4] Vgl. oben S. 98. Reformvorschläge der Jesuiten für die theologische Fakultät (1570) bei Pachtler I 215 ff. Der volle theologische Kursus sollte sechs Jahre dauern. Statuten vom Jahre 1578 ebd. 236 ff.

[5] Vgl. Bianco I, Anlagen 338—353 358—379; ferner I 527 ff. **Hansen in den Nuntiaturberichten aus Deutschland, 3. Abteilung, I 66 bemerkt: ‚Mit der Reform der Universität, die schon der Nuntius Gropper ins Auge gefaßt hatte, beschäftigte sich Portia sehr eindringlich, und es ist, abgesehen von den in seinen allgemeinen Berichten enthaltenen Notizen, ein reiches Material über diesen Teil seiner Tätigkeit im Vatikanischen Archiv enthalten. Ich werde diese Dinge an anderer Stelle im Zusammenhang behandeln, habe daher die Berichte über die Kölner Universität hier nicht zum Abdruck gebracht.' 1574 und namentlich 1577 beriet die Deutsche Kongregation in Rom ‚de reformanda et instauranda Coloniensi academia'. Es heißt hierüber in dem Protokoll jener Kongregation: ‚Cardinales in id omnes consenserunt, opus hoc adeo utile et necessarium esse, ut caeteris omnibus, quae iuvandae Germanicae nationis causa aguntur, sit anteponendum. Non maius aliunde praesidium catholicae religioni in Germania, non uberiores fructus, quam ex hac academia quaeri aut expectari posse, et ideo Sanctissimum Dominum Nostrum operae pretium facturum, si eius erigendae, augendae ac sustentandae curam etiam cum propria impensa ac liberalitate susceperit.' W. E. Schwarz, Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland 1575/76 nebst dem Protokoll der Deutschen Kongregation, Paderborn 1891, 99 u. 124.

[6] Bianco I 539 ff.

Wie weit dieser ‚Aufwand' ging, zeigte sich beispielsweise am 18. Oktober 1591, als drei Kölner Pfarrer zu Doktoren der Theologie promoviert wurden. Beiläufig 500 Personen nahmen an dem ‚Doktoratsessen' teil und verzehrten eine ungeheuere Masse von Fleisch- und Fischspeisen; für ihren Durst wurde durch $1^1/_2$ Ohm gewöhnlichen und 6 Ohm feineren Weines Vorsorge getroffen; der Nachtisch war mit 106 ‚Mandel-Gebäck', 102 ‚Parmenußen' und 92 ‚Schleufer' besetzt. Am 18. Januar 1600 ließen drei neu ernannte Doktoren ihren Gästen ‚134 Stumpf Rindfleisch, jedes zu 3 oder 4 Pfund, 120 Kapaunen, 255 Hennen und junge Hühner, 135 Feldhühner, 15 Hasen, 5 Hirschböcke, 2 Schwäne' usw. auftragen[1].

An der Universität zu Trier wurde die philosophische und die theologische Fakultät im Jahre 1560 den Jesuiten anvertraut. ‚Zum Wiederaufbau unserer Akademie, die durch Alter zusammengestürzt ist und jetzt daniederliegt, glaube ich', schrieb damals der Erzbischof an die Ordensobern, ‚keine tauglicheren Baumeister suchen zu können als euch.'[2]

Das traurigste Geschick ereilte seit dem Ausbruch der religiösen Wirren die Erfurter Universität, welche einst einen bedeutsamen Einfluß auf die geistige Entwicklung Deutschlands ausgeübt hatte. Die Predigt der neuen evangelischen Glaubensboten erklärte dort viele Jahre hindurch allen Studien den Krieg, und der Oberherr der Stadt, der Erzbischof von Mainz, stand dem ganzen Treiben machtlos gegenüber. ‚Unter dem Vorwande des Evangeliums', schrieb der Humanist Eobanus Hessus im Jahre 1523, ‚unterdrücken hier in Erfurt die entlaufenen Mönche ganz und gar die schönen Wissenschaften. In ihren verderblichen Predigten entreißen sie den rechten Studien ihr Ansehen, um ihre Tollheiten der Welt als Weisheit zu verkaufen. Unsere Schule ist verödet; wir sind verachtet.' Gleichzeitig klagte Heinrich Herebold, der Rektor der Hochschule: ‚Alle wissenschaftlichen Studien liegen verachtet zu Boden; die akademischen Ehren sind verhaßt, unter der studierenden Jugend ist alle Zucht verschwunden.' Euricius Cordus bestätigte diese Klage mit den Worten: ‚Unter den Studierenden herrscht eine solche Zügellosigkeit, daß sie unter den Soldaten im Feldlager nicht größer sein kann; es verdrießt mich, hier zu leben.' Von einem Jahre zum andern verringerte sich die Zahl der Lehrer wie der Studierenden; schier niemand war mehr zur Annahme eines akademischen

---

[1] Nähere Angaben über die beiden Doktoratsessen bei Bianco I^a, Anlagen 84—107. Vgl. Müllers Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1873, 759—760.

[2] Bianco I^a 895. Eine Revision der Statuten erfolgte im Jahre 1562; bei Pachtler I 172—188. Die um das Jahr 1603 für beide Fakultäten erlassenen Statuten ebd. III 146—178.

Amtes bereit. Vom 1. Mai 1520 bis 1521 waren noch 311 Studenten eingeschrieben worden, im folgenden Jahre nur noch 120, im Jahre 1522 nur 72; bis zum Jahre 1527 sank die Zahl auf 14 herab. Wenn in späteren Jahren bisweilen auch wieder eine Steigerung eintrat, so war dieselbe doch selten bedeutend[1]. Schon im Jahre 1529 wiesen die Jahrbücher der Hochschule auf die traurige Erscheinung hin: ‚Alle, welche noch Talent besitzen, verlassen jetzt die unfruchtbaren Wissenschaften, um einträglichen Gewerben oder dem Handel sich zuzuwenden. Nach der Absicht des Rates, welcher im Jahre 1530 mit dem Erzbischof von Mainz nach langen Streitigkeiten einen Ausgleich getroffen hatte, sollten Katholiken und Protestanten nebeneinander an der Universität lehren und sich gegenseitig dulden; allein eine förderliche Duldsamkeit trat niemals ein. Während die Protestanten gegen das Papsttum tobten, schlossen die Katholiken, ihr Übergewicht benutzend, ihre Gegner längere Zeit von allen akademischen Würden aus. Als sie im Jahre 1569 die Hand zum Frieden boten und einen protestantischen Prediger zum Rektor erwählten, wurde diesem von seinen Amtsgenossen die Annahme der Würde untersagt, und zwar unter Berufung auf die Bibel, welche strenge gebiete, daß man einen ketzerischen Menschen meiden müsse, um nicht seiner Verbrechen teilhaftig zu werden. Nicht Duldung, sondern Alleinherrschaft wurde von protestantischer Seite beansprucht, wie denn auch Luther sich wiederholt in den schärfsten Ausdrücken gegen die Duldung ausgesprochen und Erfurt mit Sodoma und Kapernaum verglichen hatte[2].

[1] Vgl. Krause, Eobanus Hessus II 147. **Roth, Einfluß des Humanismus 40 f: ‚Noch trüber [als in Wittenberg] gestalteten sich die Dinge in Erfurt, der einzigen deutschen Universität, die sich von Anfang an der Reformation zugewandt hatte. In wenigen Jahren bot Erfurt, die viel gepriesene Hochburg des Humanismus, die Stadt Eobans und seines fröhlichen Königreiches, ein überaus klägliches Bild. Bei dem am 6. April 1521 erfolgten Besuch Luthers hatte der Dichter in schwungvollen Versen den nach seiner Meinung damit in Zusammenhang stehenden Einzug der Musen gefeiert‘ [vgl. die Elegien des Eobanus Hessus auf Luther bei Ellinger 91 ff] — ‚statt deren kamen schwere, gegen die „Papisten“ gerichtete studentische Exzesse und ein von den Kanzeln gegen Wissenschaft und Gelehrsamkeit donnerndes Prädikantenwesen, das in seinem Haß gegen die „Sophisten“ keinen Unterschied zwischen Scholastikern und den sich so hoch über diesen erhaben dünkenden Humanisten machte. Lehrer und Scholaren verließen die dem Studium gänzlich entfrembete Stadt, als einer der letzten, im Jahre 1526, der gänzlich aufs Trockene gesetzte Eoban.‘

[2] Näheres bei Kampschulte, Erfurt II 134—260. Sich an seine Jugendzeit erinnernd, sagte Luther: ‚Die Universität zu Erfurt war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle andern dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden; aber nun ist dieser Ruhm und Majestät dahin, und ist diese Universität gar tot. Wie war es eine so große Majestät, wenn man Magistros promovierte und ihnen Fackeln fürtrug und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen

2. Die protestantischen Universitäten[1].

Mit Ausnahme von Erfurt und Wittenberg hielten beim Ausbruch der religiösen Umwälzung alle Universitäten treu zu Papst und Kirche und konnten von Fürsten und städtischen Obrigkeiten nur mit Mitteln der Gewalt der neuen Lehre zugeführt werden. Eine solche Gewalt übte unter andern Herzog Ulrich von Württemberg aus bei der Protestantisierung der Universität Tübingen im Jahre 1535. Sämtliche Professoren, welche ‚der rechten, wahren, evangelischen Lehre' zuwider seien, sollten, verordnete er, abgeschafft werden. Infolgedessen verließen der Kanzler, der Rektor und viele Magister und Studierende, welche von ihrem katholischen Glauben nicht abfallen wollten, die Stadt[2]. Als im Herzogtum Sachsen im Jahre 1539 die Einführung des protestantischen Kirchentums ihren Anfang nahm, forderten die Wittenberger Theologen den Herzog Heinrich dringend auf: an der Universität Leipzig jeden Professor, der nicht sofort zur lutherischen Lehre sich bekennen wolle, abzusetzen, also weder ein Recht der Persönlichkeit, noch der akademischen Körperschaft, noch irgend eine der alten Freiheiten der Hochschule anzuerkennen[3].

---

sei. Also hielt man auch ein sehr groß Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte; da reit man in der Stadt umbher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte; welches alles dahin ist und gefallen. Aber ich wollte, daß man's noch hielte.' Luthers Tischreden, Sämtl. Werke LXII 287. **Der päpstliche Diplomat Minutio Minucci, der sich lebhaft für die Hebung der katholischen Universitäten Deutschlands interessierte, betonte 1588 namentlich die Wichtigkeit einer Reform der Erfurter Hochschule, ‚quale essendo vicino alla Sassonia, anzi pure nella Sassonia istessa in quella parte, che si chiama Turingia, et essendo ella la maggior città d'Alemagna, se ben non la più popolosa, et soggetta all'arcivescovo di Magonza et quella istessa, dove cominciò Luttero sparger il suo primo veneno, saria il dovere ch'in quella prima d'ogni altra si riaccendesse il lume della verità con facella così splendente, ch'ella potesse anco riflettere negli occhi et batter il cuore delli Sassoni erranti et circonvicini.' Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abteilung, I 763.

[1] **Roth (Einfluß des Humanismus S. 101 A. 209) spricht von dem ‚in grellen Farben auftragenden Kapitel „Die protestantischen Universitäten" bei Janssen VII 168 ff' [der früheren Aufl.] bestätigt aber die Richtigkeit der von Janssen angeführten Tatsachen und erklärt im Text S. 56: daß es bei der landesherrlichen Aufsicht über die ‚Reinheit der Lehre' an den Bildungsanstalten ‚nicht ohne mancherlei Härten abging, versteht sich von selbst; aber es liegt eben in der Natur der menschlichen Dinge, daß derjenige, der eine neue Position erobern oder eine gewonnene verteidigen will, den ihm feindlich Widerstrebenden zur Seite schieben muß'.

[2] Döllinger I 617—622.

[3] Vgl. unsere Angaben III 435. ‚Es war wohl', sagt Döllinger (I 622 bis 623) bezüglich des Wittenberger Ratschlags, ‚das erste Mal, seit eine christliche Kirche und ein christlicher Staat existierte, daß man förmlich das Prinzip aufstellte: der Regent habe kein Recht, keinen noch so wohl gegründeten Anspruch mehr zu achten

Ursprünglich waren die Universitäten freie, selbständige Körperschaften, welche, im wesentlichen unabhängig von den Regierungen, eine fast unumschränkte Gesetzgebungsgewalt besaßen, sich selbst ihre Statuten gaben, sich selbst ergänzten und dem Wesen freier Wissenschaft entsprechend aus gleichberechtigten Kommilitonen bestanden. Wer an irgend einer Universität den Doktorgrad erlangt hatte, besaß Lehrberechtigung an jeder andern. Infolge des weltbürgerlichen Charakters der Hochschulen fand ein stetes Wandern und Wechseln der Gelehrten durch das ganze gebildete Europa statt.

Das alles änderte sich im Laufe des 16. Jahrhunderts seit der Ausbreitung der Kirchentrennung immer mehr. Jedoch bereits vor derselben, gegen Ende des 15., hatte durch die verschärften Ansprüche der Fürstengewalt die Wandlung begonnen. Wenn der Leipziger Professor Johann Kone im Jahre 1445 in öffentlicher Rede den anwesenden Herzog von Sachsen darauf hinwies: ‚In unsere Privilegien und Freiheiten hat sich weder ein König noch ein Kanzler einzumischen; die Universität regiert sich selbst, ändert und bessert ihre Gesetze nach eigenem Bedürfnis‘ [1], so griffen doch fast gleichzeitig schon und in den nächsten Jahrzehnten z. B. die Kurfürsten von der Pfalz mit Erfolg in die Freiheiten und Gerechtsame der Universität Heidelberg ein, und auch in Tübingen, Ingolstadt, Wien und anderwärts wurden nicht selten die innersten Angelegenheiten der Hochschulen durch das Eingreifen der Landesregierungen wesentlich beeinflußt [2].

Aber erst unter den Wirkungen der religiösen Wirren wurden die Universitäten ihrer freien korporativen Grundlage vollständig entrückt, in Staatsanstalten umgewandelt und dem Willen ihrer Landesobrigkeiten unterworfen. Katholische Obrigkeiten, wie die von Österreich und Bayern [3], hatten darauf nicht weniger ihr Absehen gerichtet als protestantische; aber innerhalb der protestantischen Gebiete wurde ihre Abhängigkeit namentlich infolge des häufigen Konfessionswechsels ihrer Gebieter noch ungleich größer als in katholischen.

und möge nur die brutale Gewalt allein und den Terrorismus absoluter Fürstenmacht gegen jede Korporation mit Hintansetzung aller alten Privilegien walten lassen. Und diejenigen, die dieses Prinzip aufstellten und solchen Rat gaben, bedachten nicht, daß hiermit die ganze Existenz ihrer eigenen Hochschule und die rechtliche Stellung eines jeden von ihnen in Frage gestellt werde, daß sie durch diesen Ratschlag ihrem Fürsten das Recht einräumten, jeden Professor von Wittenberg ebenso, wie nun ihrem Rate nach den Leipzigern geschehen sollte, über Nacht abzusetzen und fortzujagen.‘

[1] Die Rede bei Zarncke, Die urkundlichen Quellen zur Gesch. der Universität Leipzig, in den Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften III 723 ff.

[2] Vgl. K. Hartfelder, Der Zustand der deutschen Hochschulen am Ende des Mittelalters, in v. Sybels Histor. Zeitschr. LXIV 100 ff.

[3] Vgl. oben S. 149 164.



So oft ein solcher Wechsel eintrat, so verloren alle Professoren, welche sich demselben nicht fügen, aus Lutheranern nicht Calvinisten, als Calvinisten nicht Lutheraner werden oder innerhalb des Luthertums neue Bekenntnisschriften, z. B. die Konkordienformel, nicht unterschreiben wollten, Amt und Brot[1].

[1] ‚Die Hochschulen wurden, in Deutschland zum erstenmal, instrumenta dominationis; die Fürsten bemächtigten sich sofort des Rechtes, die Professoren, die theologischen voran, dann auch die andern, nach Gutdünken zu ernennen und zu vertreiben, und die Leichtigkeit, mittels der Ab- und Einsetzung von drei oder vier Professoren den Religionsstand eines ganzen Landes zu ändern, gebar das Territorialsystem mit seinen Grundsätzen, daß der Fürst über die Religion des Landes entscheide.‘ ‚Da, wo die Reformation gesiegt hatte, entstanden rasch neue Hochschulen, so Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt — sie sollten Pflanzstätten der protestantischen Theologie und zugleich der römischen, dem fürstlichen Absolutismus so günstigen Rechtsanschauungen sein. So wird von Helmstädt berichtet, daß die Landstände die herzogliche Universität nur als eine bezahlte Gesellschaft von Verteidigern der fürstlichen Ansprüche anzusehen und zu hassen pflegten.‘ Döllinger, Die Universitäten sonst und jetzt, München 1867, 13. ‚Die freie, selbständige Korporation‘ der alten Universitäten, sagt Muther 33—34, unterlag dem Staatsanstaltsprinzip. ‚In demselben Maße, wie die deutschen Fürsten sich aus der Gewalt von Kaiser und Reich emanzipierten, unterdrückten sie auch jede selbständige, freie, autonomische Gestaltung. Die Ausbildung der Landeshoheit nahm der Korporation ihr Leben; daß nur ein Einzelwille in dem Einzelstaate herrschte, war nötig, wenn man den Kampf mit dem Reichsoberhaupte erfolgreich fortführen wollte. Eines kam noch hinzu: der nicht wegzuleugnende Einfluß der römischen Kirche auf die Korporation konnte gerade dadurch am besten entfernt werden, daß man die letztere ihres Wesens als solcher beraubte.‘ Über die Universität Wittenberg insbesondere heißt es ebd. 34—37: ‚Die alte Verfassung der Universität ging durch die Reformation zu Grunde.‘ Seit der ‚Fundation der Universität‘ vom Jahre 1536 war ‚die Hochschule aus einer mit der Kirche eng verbündeten Korporation eine rein weltliche Staatsanstalt geworden; sie erhielt zwar ihr eigenes Vermögen aus den Einkünften des ehemaligen Stiftes (der Allerheiligenkirche), doch der Herr, der dieses Vermögen schenkte, hatte es auch verstanden, die Besitzerin desselben völlig abhängig von sich zu machen. Zwar blieben die alten Statuten, insonderheit die Statuten der Juristenfakultät, in Kraft. Aber schon tritt es in der Fundationsurkunde hervor, daß man die Fakultät mehr als ein Kollegium der angestellten und besoldeten Lehrer (deren vier sein sollten, drei Doktoren und ein Lizentiat), wie als Korporation der rezipierten Doktoren dachte.‘ Über die Wirkungen der Verstaatlichung der Universitäten hat sich niemand besser ausgesprochen als Paulsen 222—223. Mit ihr, sagt er, ‚hängt eine allgemeine Wandlung zusammen: man kann sie die Territorialisierung der gelehrten Berufe, ja der Wissenschaften und des ganzen geistigen Lebens selbst nennen. Im 15. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 16. bildete das ganze Deutschland ein einheitliches Universitäts- und Schulgebiet. Man fragte bei einem Gelehrten nicht, wo er her sei und wo er studiert habe, sondern was er könne. Osten und Westen, Süden und Norden standen im lebhaftesten Wechselverkehr; man denke an die Ubiquität der Humanisten. Waren doch die Universitäten ihrer Idee nach internationale Körperschaften, Glieder der internationalen Kirche; wer immer die lateinische Sprache redete, hatte damit die Fesseln der Terri-

Rücksichtsvoller Behandlung hatten sich dabei die Professoren, vornehmlich die der Theologie, nicht immer zu erfreuen. Redete doch der herzoglich sächsische Kanzler Brück im Jahre 1561 die Professoren der theologischen Fakultät zu Jena mit den Worten an: ‚Ihr schwarzen, roten, gelben, verzweifelten Schelmen und Buben! Daß euch botz Marter schände! Daß euch ehrlose Schelmen und Aufrührer dieser und jener über den Haufen hole, schände und blende!‘ [1].

Nicht weniger kümmerlich, vielmehr ungleich kümmerlicher noch als an vielen katholischen Hochschulen waren an den protestantischen die Besoldungen

torialität abgestreift und das Bürgerrecht einer Gemeinschaft höherer Ordnung, der Christenheit oder der Menschheit, erworben. Das magisterium, wo immer erteilt, verlieh das Recht, hic et ubique terrarum zu lehren. Durch die Errichtung der Landeskirchen wurde diese allgemeine Freizügigkeit des Gelehrtentums aufgehoben. Protestantische und katholische Universitäten schlossen sich gegeneinander ab, und bald, bei der fortschreitenden Differenzierung der Theologeme, auch die einzelnen protestantischen Universitäten untereinander. Bei der Rezeption von Doktoren anderer Universitäten suchte man sich durch ein examen doctrinarum gegen die Einschleppung des Samens des Unkrautes zu sichern. Den Studierenden wurde verboten, auf Universitäten mit nicht erlaubten Lehrmeinungen zu gehen, bei Verlust der Anstellungsfähigkeit. Zu dem glaubenspolizeilichen Gesichtspunkte kam der fiskalische: wozu wäre sonst die Landesuniversität? So wurde z. B. schon 1564 den brandenburgischen Landeskindern verboten, auf fremden Universitäten zu studieren, und den Magistraten und andern Patronen geboten, von der Landesuniversität zu Frankfurt für vakante Bedienungen Kandidaten sich empfehlen zu lassen. Das Letztere war offenbar auch eine notwendige Ergänzung zu dem Stipendiatenwesen: Staatsunternehmung und Prohibition. Damit war denn wieder gegeben, daß jedes Territorium, auch das kleinste, danach strebte, ein vollständig abgeschlossenes gelehrtes Unterrichtswesen herzustellen, wenn möglich eine Landesuniversität oder wenigstens doch ein akademisches Gymnasium zu haben. Daher die große Menge von verkrüppelten, lebensunfähigen akademischen Bildungen aus der Zeit von der Mitte des 16. Jahrhunderts.... Ohne Zweifel haben diese Verhältnisse zur Herbeiführung jener Stagnation beigetragen, in welche schon vor dem Dreißigjährigen Krieg das deutsche Leben geraten war. Die Durchführung der strengen Bekenntniskontrolle, welche jetzt allgemein wurde, hängt damit als Ursache und als Wirkung zusammen. In der alten Kirche wurde die Glaubenskontrolle läßlich gehandhabt; vor allem galt der Satz: quisquis praesumitur bonus. Wer hätte denn auch immer nach etwaigen Abweichungen spähen sollen? Jetzt war die Abweichung in den Theologemen zur Hauptangelegenheit der Welt geworden, und jeder wurde jederzeit scharf darauf beobachtet, wie er sich zu den eben landesüblichen Bekenntnisformeln verhalte.... Bei jedem Wechsel der Ansichten im Landeskirchenregiment fand eine genaue Kontrolle statt, ob auch jeder Angestellte ihn mitmache, und wer verdächtig war, der Subjektionspflicht sich äußerlich oder innerlich zu entziehen, wurde alsbald entfernt.‘

[1] Ritter, Leben des Flacius Illyricus 105.

der Professoren. Selbst diejenigen Fürsten, welche als ‚besondere Pfleger und Förderer der Wissenschaften' gerühmt wurden, erwiesen sich ungewöhnlich karg und geizig bei Ausstattung ihrer Staatsanstalten.

Ein auffallendes Beispiel hierfür liefert Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg bezüglich der Universität Rostock.

Diese Universität hatte sich noch in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in einem blühenden Zustande befunden; zu Hunderten waren Schweden, Dänen und Norweger mit den Deutschen in den Kollegien vereinigt. Im Jahre 1512—1513 wurden noch 305 neue Studenten eingeschrieben, und auch die letzten Jahre vor dem Beginn der kirchlichen Wirren ließen eine Abnahme der Studierenden nicht erkennen[1]. Nicht wenige geistliche Stiftungen der Anstalt waren durch einzelne Ämter und Zünfte ins Leben gerufen worden; unter anderem hatte das Amt der Böttcher zu Rostock eine Vikarie zur Besoldung eines Professors der Theologie gestiftet; der ganze Klerus des Bistums Schwerin hatte den zehnten Teil der geistlichen Lehne für die Universität verwendet[2]. Hervorragende Gelehrte waren an den verschiedenen Fakultäten tätig und zeigten sich insgesamt den neuen religiösen Lehrmeinungen abhold. Aber seit Ausbreitung derselben und infolge der religiösen Kämpfe sank die Hochschule immer tiefer herab und schien bald ihrem Untergange nahe. Im Schuljahre 1524 ließen sich nur noch 44, im Jahre 1525 nur noch 15, im folgenden Jahre nur noch 5 Studenten aufnehmen; eine fast völlige Verödung trat ein, und viele Professoren kehrten der Stadt den Rücken[3]. Am 24. April 1530 hob das Konzil der Universiät in einem Berichte an den mecklenburgischen Kanzler Kaspar von Schöneich als die hauptsächlichste Ursache ihres Verfalles hervor: ‚Seitdem die Martinianische Lehre und Faktion sich erhoben habe und beinahe in die ganze deutsche Nation eingedrungen, sei der größere Teil der Städte bewogen worden, ihre Kinder da-

[1] Krabbe 289—294. [2] Ebd. 162 163.

[3] Ebd. 372 387. Schirrmacher I 48. ** Siehe ferner Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. II. Michaelis 1499 bis Ostern 1611 (Rostock 1891). In einer Besprechung dieses Werkes in den Gött. Gel. Anz. 1892, 826 f, bemerkt Luschin v. Ebengreuth: ‚Man hatte diesen Niedergang schon im 16. Jahrhundert auf die größere Anziehung zurückgeführt, die Wittenberg ausgeübt habe; allein diese Behauptung ist nicht bloß, wie Hofmeister darlegt, für die Mecklenburger, sondern überhaupt nur mit großen Einschränkungen richtig. Es ist geradezu eine **allgemeine** Erscheinung, daß die deutschen Hochschulen im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einen plötzlichen Rückgang in der Besucherzahl aufweisen. Ich gedenke, das statistische Material, das ich für diese Zeit gesammelt habe, bei anderer Gelegenheit zu verwerten, und biete heute als Probe nur die Zusammenstellung für die Universitäten zu Rostock, Frankfurt a. d. O., Greifswald, Leipzig und Wittenberg:

heim zu behalten und nicht auf die Universitäten zu schicken.'[1] Der Name ‚Doktor' entartete in einen Schimpfnamen. Es war damals, schreibt ein Chronist, ‚eine solche Verwüstung der Akademien und eine solche Verachtung der Gelehrten, daß, wenn man einen Doktor genannt, es gewesen, als wenn man ihn, weiß nicht was, genannt'[2].

Jahr	Rostock	Frankfurt	Greifswald	Leipzig	Wittenberg
1521	123	73	37	340	245
1522	109	94	23	285	285
1523	51	42	19	126	198
1524	44	46	36	91	170
1525	15	23	—	102	204
1526	5	20	—	81	•76
1527	15	32	—	126	73
1528	12 + ?	39	—	100	220
1529	5 + ?	18	—	93	173
1530	33	32	—	100	174.'

Später trat an einzelnen protestantischen Hochschulen wieder ein Aufschwung ein. So zählte die bedeutendste von ihnen, Wittenberg, in der Mitte des Jahrhunderts 2000 Studenten; s. Ritter, Deutsche Geschichte I 114. Gegen Ende des Jahrhunderts folgten andere, namentlich Heidelberg (vgl. Toepke II, Anhang 7, und Thorbecke, Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg, Leipzig 1891, xi) und Jena (s. W. Grimm, Frequenz der Universität Jena, in den Jahrbüchern für Nationalökonomie VI 34—35) waren stark besucht. ** Vgl. jetzt noch Franz Eulenburg, Über die Frequenz der deutschen Universitäten in früherer Zeit; in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, XIII (1897) 481—554, wo ein reichhaltiges statistisches Material mitgeteilt wird. Derselbe gibt zunächst aus den Heidelberger Matrikeln die entsprechenden Zusammenstellungen, die nach dem Höhepunkt um die Wende des 15. Jahrhunderts (1480—1520) wie anderwärts einen starken Rückgang zeigen. ‚Den tiefsten Stand zeigte die Universität um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1521—1565), durch die religiösen und sozialen Bewegungen der Reformation veranlaßt, welche einem Studium hinderlich waren' (S. 494). Erst seit etwa 1580 beginnt ein neuer Aufschwung, dem der Dreißigjährige Krieg ein jähes Ende bereitete. Dasselbe Resultat ergibt sich für die Gesamtheit der deutschen Universitäten aus der Betrachtung des zusammengestellten Materials (S. 525): ‚Die Steigerung im Laufe des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts ist eine ganz rapide.... Um so jäher ist dann der Abfall in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Mit den religiösen und sozialen Wirren der Reformation trat eine völlige Unterbrechung des Studiums ein. Einzelne Universitäten feierten ganz, andere schmolzen auf wenige Hörer zusammen, die übrigen erlitten eine sehr große Einbuße.' Am Schluß gibt Eulenburg tabellarische Zusammenstellungen der jährlichen Inskriptionen von 15 deutschen Universitäten von 1386 bis 1705.

[1] Lisch, Jahrbücher XVI 193 ff.

[2] Grape 109, aus P. Lindebergs Rostocker Chronik. Vgl. Wiggers 136.

Unmittelbar nach der Einführung der neuen Lehre griff der Rostocker Rat in die Rechte der Universität ein, maßte sich die Gerichtsbarkeit über dieselbe an und ging darauf aus, sich ihres Besitzes zu bemächtigen[1]. Der Zustand der Hochschule, schrieb Johann von Lucka, Kanzler des Herzogs Johann Albrecht, im Jahre 1551, sei ein völlig zerrütteter durch die Eingriffe des Rates, der mit deren Hauptgut und Renten ganz nach Gefallen umgegangen sei[2].

Jedoch nicht allein der Rat, sondern auch die Landesregierung hatte sich gewaltsamen Vorgehens schuldig gemacht. Sie hatte die geistlichen Güter und Renten der Universität, einen wesentlichen Teil ihres Unterhaltes, weggenommen und zu den Kammergütern geschlagen, so daß dieselbe aus eigenen Mitteln sich nicht mehr behaupten konnte. Sie sei, lautete ihre Klage im Jahre 1551, ‚des Geldes, so bei ihrer Stiftung versprochen, beraubt worden; die akademischen Häuser seien in Verfall, auch einesteils abhanden gekommen'[3]. In den eindringlichsten Bittschreiben wandte sie sich an Johann Albrecht, den gefeierten Mäcen hoher geistiger Bildung, um Hilfe. Dieser erklärte sich im Jahre 1551 wirklich bereit: zu den Einkünften der hohen Schule ‚erforderlichen Falls einen Jahreszuschuß aus seiner Kammer zu gewähren, doch so, daß solche Summe nicht vierthalb hundert Gulden übersteige'. Aber selbst dieser geringfügige Zuschuß wurde nicht geleistet. Gemäß eines ‚denkwürdigen Dotationsbriefes', welchen die Herzoge Johann Albrecht und Ulrich am 5. April 1557 ‚aus wohlbedachtem Mute' der Anstalt erteilten, sollte dieselbe jährlich aus eingezogenen ‚geistlichen Gütern' eine Summe von 3500 Gulden erhalten. Wie es jedoch mit der Auszahlung erging, zeigt ein neues Bittgesuch, welches die Universität am 12. November 1558 an Johann Albrecht richtete: sie habe das ganze Jahr, so sich auf vergangenen Michaelis geendet, nicht mehr als 560 Gulden bekommen, und doch habe der Herzog ‚vor andern Fürsten das Lob gehabt, daß er christliche Schulen und Kirchen gnädiglich und mildiglich unterhalte'. Im Jahre 1561 ging von den zugesicherten Geldern nicht viel über die Hälfte ein. Zwei Jahre später wurde die ‚Dotation' auf 3000 Gulden herabgemindert. Aus dem Jahre 1567 liegt eine Beschwerdeschrift der Universität an den Herzog vor: ‚Wir, Ew. fürstlichen Gnaden Professoren, die wir täglich mit Lesen allhier zur Stätte dienen, haben seit Michaelis des letztvergangenen Jahres 1566 keine Besoldung empfangen. Weitläufige Zusagen bekommen wir wohl von Ew. fürstlichen Gnaden Hauptleuten oder Küchenmeistern, aber mehr erfolgt nichts, wenn man gleich etliche

[1] Krabbe 401 ff. [2] Schirrmacher I 57 59; vgl. 61.

[3] Franck, Altes und neues Mecklenburg, Buch 9, 255. Über die Beraubung der Universität vgl. auch Melanchthons Brief vom 12. Januar 1542 im Corp. Reform. IV 756.

Jahre danach reiset. Darüber dann Ew. fürstlichen Gnaden Universität in großen Unkosten geführt wird; letztlich wird ihr Untergang und Verderb erfolgen.' Der Herzog möge doch um Gottes willen helfen; es werde ihm, wenn es geschehe, ‚zu ewigem Namen bei der Nachwelt gereichen'; er sei ja doch ‚ein Vater des Vaterlandes' und habe ‚auch bei den Ausheimischen einen großen Namen und Ruhm gehabt von wegen der löblichen Dotation der Universität'[1].

Noch kümmerlicher als in Rostock sah es in Greifswald aus.

Auch dort war die Universität seit dem Beginn der Religionsveränderung in tiefen Verfall geraten. Vom Jahre 1526 an fielen zwölf Jahre lang fast sämtliche Vorlesungen aus. Als im Jahre 1539 Herzog Philipp I. von Pommern eine Wiedereröffnung der Anstalt beschloß, ließen sich 88 Studenten einschreiben; die theologische, die juristische und die medizinische Fakultät waren mit je einem Professor besetzt, die artistische Fakultät zählte drei Lehrer; der Rektor rühmte ‚höchlich die Wohltat des löblichen Herzogs und vermahnte die Jugend und jedermänniglich zur Danksagung'. In den zwei folgenden Jahren wurden 54 Studenten aufgenommen[2]. Ein Professor der Theologie brachte es durch seine dringenden Bitten zuwege, daß der Herzog im Jahre 1558 eine ‚bessere Versorgung' der Universität verfügte: dieselbe bestand in jährlich 1000 Gulden aus dem fürstlichen Kammergut, 200 Gulden aus acht Rügischen Pfarreien und vier Laß Getreide aus dem Kloster Eldena. Aber mit der ‚Ausführung' ging es so seltsam zu, daß die Hochschule im Jahre 1562 an den Herzog Ernst Ludwig die Bitte richtete: die von Philipp zugesicherte Summe von 1200 Gulden möchte doch endlich in Vollzug gebracht werden. Im nächsten Jahre wurde die Summe auf 1500 Gulden erhöht, allein wegen mangelnder Bezahlung gerieten die Professoren nach wie vor bisweilen ‚in große Not'[3]. Die Landstände, welche in den Jahren 1604 und 1605 von dem Herzog Philipp Julius um eine Beisteuer angegangen

---

[1] Krabbe 498 569—570 582. Schirrmacher I 60 und II 38—43 45—47 64—66. ‚Die gesamte Kirchenbeute kam im Jahre 1556 zur Teilung, sowohl zwischen den beiden Herzogen Johann Albrecht und Ulrich unter sich als mit den weltlichen Landständen anderseits. Zu Bestellung und Unterhaltung des Konsistoriums für die Unterrichtszwecke der Universität und Schulen wurde von dem ganzen eingezogenen Reichtum nur die armselige, jährliche Rente von vierthalb tausend Gulden ausgesetzt.' C. Hegel 132—133.

[2] Kosegarten I 186 190—191; vgl. II 126. Später fanden im Durchschnitt jährlich 30—60 Einschreibungen statt; im Jahre 1617—1618 belief sich die Zahl auf 109. Ebd. I 224 229. ** Einige Mitteilungen über ‚Sitten und Einrichtungen der Universität Greifswald im 15. bis 17. Jahrhundert' macht G. Liebe in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 1895, 373—379.

[3] Kosegarten I 201—202 208—209 235—236; vgl. II 130 Nr 38.



wurden, weil ,die Löhne der Lehrer so gering seien, daß man keine gelehrten Leute davon halten könne', gaben zur Antwort: sie seien ,den freien Künsten wohl gewogen, doch bei den jetzo laufenden vielfältigen Steuern' außer stande, zu dem gedachten Zwecke etwas zu bewilligen[1]. Erst im Jahre 1604 führte die Universität den längst als preiswürdig anerkannten Vorsatz aus, für ihre Bedürfnisse eine Bibliothek zu errichten. Um den Preis von 2000 Gulden kaufte sie von einem Wittenberger Bürgermeister eine Sammlung wertvoller Bücher aus allen Fächern an, unter der Bedingung, daß sie gleich bei der Übergabe 30 Gulden und hernach jährlich 30 Gulden entrichten sollte; ihre Mittel aber waren so beschränkt, daß sie nach länger als 40 Jahren noch die Hälfte des Ankaufspreises schuldete[2]. Zeitweilig waren ihre Lehrstühle so schwach besetzt, daß beispielsweise im Jahre 1566 nur ein einziger Theologe und ein einziger Rechtslehrer vorhanden waren, die medizinische Fakultät nicht einen einzigen Professor zählte[3].

An der 1558 neugegründeten Universität zu Jena wurden die Besoldungen für sämtliche Professoren auf jährlich 1780 Gulden festgestellt[4].

Auch in Wittenberg waren die Professoren keineswegs glänzend besoldet[5]; zur Beschaffung von Büchern waren der Universität noch im Jahre 1589 nicht mehr als 90 Gulden jährlich ausgesetzt[6]. Im Jahre 1580 hatte Kurfürst August sein ,Kollegium Augusti' mit 2824 Gulden für 150 Stipendiaten ausgestattet, im Jahre 1584 wurde diese Zahl auf 120, unter Christian I. im Jahre 1588 auf 75 herabgemindert[7]. ,Vor 60 oder 80 Jahren', schrieb Fabricius, Professor der hebräischen Sprache, im Jahre 1599 an den Landesherrn, seien die Besoldungen der Professoren ausreichend gewesen, weil damals die Preise aller Lebensbedürfnisse sehr niedrig gestanden, seitdem aber seien die Preise bis auf das Dreifache gestiegen: ,Was man vor-

---

[1] Bei Dähnert I 600 609. [2] Kosegarten I 228.

[3] Vgl. Joh. Freberus Hft 2, 55, Nr 35. Kosegarten I 193—194. ,Die deutschen Universitäten hatten nach der Reformation, im 16. und 17. Jahrhundert, nur wenige Professoren, gewöhnlich 14—18. In Jena ist 1610 Piscator der einzige lesende Theologe.' Kosegarten I 212. Zu Rostock las in den Jahren 1542—1548 und 1550—1554 ebenfalls nur ein einziger Professor der Theologie. Krabbe 441 457 461. Die medizinische Fakultät war dort im Jahre 1568 völlig ausgestorben; am Ende dieses Jahres erhielt sie *einen* Professor. Etwas von Rostocker gelehrten Sachen I 271.

[4] Kius, Stipendiatenwesen 126. **Die Statuten der Universität Jena von 1591 veröffentlicht G. Mertz in den Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte X (1900) 56 ff.

[5] Vgl. Grohmann II 102 104—107; Köhler, Lebensbeschreibungen I 169 A. 2. **Bruchmüller 28 31 37.

[6] Grohmann II 99. [7] Ebd. I 88 und II 110—111.

zeiten um sechs Groschen erkaufte, mag zu diesen geschwinden Zeiten wohl kaum mit einem Gulden gezeuget werden.' Mit seinem jährlichen Gehalte von 160 Gulden könne er mit Weib, Kindern und Gesinde unmöglich auskommen, zumal er auch noch die Miete für seine Wohnung bestreiten müsse; er bitte darum, ihm eine Zulage von 40 Gulden zu gewähren [1].

Dieselben Klagen ergingen aus Heidelberg. Im 15. Jahrhundert genügten dort die Gehälter der Professoren vollauf den einfachen Ansprüchen eines Lebens, welches zwischen geistlichen und gelehrten Übungen sich teilte. In sichern Geldbeiträgen erhielten sie 60—150 Goldgulden zu einer Zeit, in welcher man für einen Gulden 90—100 Pfund Rindfleisch oder 110—120 Pfund Schweinefleisch kaufen konnte und ein Student für Kost und Wohnung jährlich etwa 10 Gulden bezahlte [2]. Außer den festen, durch die Erträgnisse zugewiesener Präbenden gesicherten Besoldungen genossen die Professoren den Vorteil einer freien Amtswohnung, bezogen die erst später aufgegebenen Kollegiengelder und die Promotionsgebühren. Diejenigen lehrenden Magister der freien Künste, welche neben der Lehrarbeit bei den Artisten ihre Studien in den höheren Fakultäten fortsetzen wollten, hatten Freistellen im Kollegium der Artisten und im Dionysianum [3].

Um das Jahr 1533 aber war das Ansehen der Studien und ihrer Lehrer schon so gesunken, daß der ausgezeichnete Philologe Jakob Micyllus, Professor der griechischen Sprache, seinem Freunde Melanchthon klagte: er habe nur 60 Gulden Gehalt, und selbst diese winzige Summe werde für Verschwendung erachtet, während man mit Freuden 30 000 Gulden und mehr für ein Pferd des Kurfürsten bezahle [4]. Mit 60 Gulden, sagte Micyllus im Jahre 1537 in einer Eingabe an die Universität, könne er, auch wenn er allein stünde, nicht anständig leben; wie solle er mit seiner zahlreichen Familie auskommen, da auch alle andern Versuche, etwas zu erwerben, ihm nur einen überaus dürftigen Ertrag gebracht hätten? man möge ihm doch

---

[1] Vgl. unsere Angaben I 30—31 f. Im Jahre 1412 bezog Nikolaus Jauer, Professor der Theologie in Heidelberg, 120 Fl. und 30 als Dechant; ein zweiter und dritter standen sich auf je 120 Fl.; der erste Jurist erhielt 120, ein zweiter und dritter je 80, ein Mediziner 60 Fl. Thorbecke, Anmerkungen S. 16* zu S. 26.

[2] Grohmann II 102—104. Kurfürst August hatte verordnet, daß die Stipendiaten im Konvikte wöchentlich um vier Groschen sollten speisen können; im Jahre 1582 mußten die Studenten schon fünf, im Jahre 1603 sechs Groschen zahlen. Ebd. II 108.

[3] Thorbecke 66 und Anmerkungen S. 16* u. 58*. Noch im Jahre 1550 bevollmächtigte Papst Julius III. seinen Nuntius in Deutschland, der Universität verödete Klöster und geistliche Güter bis zum Betrage von 2000 Dukaten einzuverleiben. Winkelmann I 250—253; welche Klöster und Stifter auf Grund dieser Vollmacht der Universität durch den Nuntius Sebastian Pighinus inkorporiert wurden, vgl. S. 254—259.

[4] Classen, Micyllus 114—115.

jährlich 100 Gulden verabfolgen lassen. Aber der Senat erklärte: die Mittel der Universität seien so beschränkt, daß er den Gehalt nur auf 80 Gulden steigern könne, 100 Gulden zu zahlen, sei ihm unmöglich; der Kurfürst, an welchen man sich noch wandte, wollte einen Zuschuß nicht gewähren: man solle, bedeutete er dem Senate, dem Bittsteller den nachgesuchten Abschied gewähren[1]. Im Jahre 1571 stellte die Universität dem Landesfürsten vor, wie sich alles so verteuert habe, daß man noch vor wenigen Jahren mit 100 Gulden habe weiter kommen können, als jetzt mit dem doppelten Betrag. Die Professur der Ethik sei bereits seit zwei Jahren erledigt, ‚wegen der geringen Besoldung hätten nicht einmal Dorfschulmeister dieselbe gewollt‘: der Kurfürst möge die Bezüge eines jeden Professors durch 16 Malter Korn und ein Fuder Wein vermehren. Friedrich III. verstand sich jedoch nur zu einer ‚Addition‘ von 8 Maltern und einem halben Fuder Wein aus den Gefällen der Hochschule[2]. Außer dieser Zugabe bezogen die sämtlichen Professoren an den vier Fakultäten, 15 an der Zahl, an gewöhnlichen und außergewöhnlichen Einnahmen jährlich 3150 Gulden. Unter diesen 15 Professoren gehörten 6 zu der artistischen Fakultät, und diese mußten sich insgesamt mit 780 Gulden begnügen[3]. Im Februar 1595 überreichte der Rektor dem Kurfürsten Friedrich IV. einen näheren Bericht der Universität über ‚die Erschöpfung ihres Fiskus, die schlechte Besoldung der Professoren und die Vakanz wichtiger Lehrstühle‘, und bat in langer Rede um Abstellung der Gebrechen[4].

In Tübingen bezogen die artistischen Professoren um das Jahr 1542 nicht über 80 Gulden Jahresgehalt; die höchste Besoldung, welche überhaupt gegeben und nur wenigen Professoren der Universität zu teil wurde, betrug 200 Gulden; gemeinlich beliefen sich die Gehälter auf 40, 72, 80, 120, 140, 160 Gulden; nur besonders bevorzugten Professoren wurde eine freie Wohnung eingeräumt[5].

Wie dürftig auch die Besoldungen in Heidelberg und Tübingen bemessen waren, so wurde doch im Jahre 1586 an der Universität zu Basel dem

---

[1] Winkelmann II 88 Nr 809 810 und 91 Nr 838 839. Classen 139—140.

[2] Winkelmann II 134 Nr 1170.

[3] Hautz II 100—101. ‚Ein Honorar, welches die Professoren bezogen hätten, wird nicht erwähnt.‘ Diese Besoldungen fallen in die Zeit ‚der schönsten Blüte, welche die Universität je erreicht hatte‘! Ebd. II 110.

[4] Winkelmann II 169 Nr 1407.

[5] Hoffmann 48—52. ‚Nur bei vielfachen Opfern und steten Sorgen‘ bestand in Tübingen, sagt Hoffmann 56, ‚zwischen Einnahmen und Ausgaben ein Gleichgewicht, offenbar eine Folge des seit Gründung der Universität allgemein eingetretenen Umschwungs in den meisten, namentlich wirtschaftlichen Verhältnissen, welchen die Nachfolger des hochherzigen Stifters (vom Jahre 1477) noch nicht so erkannt hatten, wie es die Erhaltung und angemessene Fortbildung der ihnen von ihm hinterlassenen Schöpfung forderte.‘

Rate vorgestellt: in jenen beiden Städten bezögen die Professoren, obgleich dort ‚alles viel wohlfeiler‘ sei, mehr als doppelt soviel wie die Baseler Professoren [1].

Als Graf Johann von Nassau-Katzenelnbogen im Jahre 1577 eine Hochschule in Siegen errichten wollte, wurde auf das genaueste berechnet, wieviel ‚ein Professor mit vier Personen‘ an jährlicher Besoldung bedürfe. Die Summe belief sich, ‚Papier, Bücher, Ehrenpfennige zu Hochzeiten, Gevatterschaft, Gastungen, Gottespfennige und Ratspfennige‘ nicht eingerechnet, ‚auf 234 Florin 3 Albus‘, darunter ‚für Wohnung 7 Fl., für Kleidung und Schuhe für sich, Weib und Kind 28 Fl., für Gesindelohn 3 Fl., für Korn jährlich 10 Malter 50 Fl., für Fleisch 34 Fl. und 18 Albus, für Bier und Wein 47 Fl. 9 Albus‘ usw. [2] Statt in Siegen wurde die hohe Schule am 1. Juli 1584 zu Herborn eröffnet, jedoch der Gehalt der Professoren nur auf 40—200 Gulden festgesetzt. Dabei ließ die Auszahlung so viel zu wünschen übrig, daß der Professor Hermann Gernberg, welcher 200 Gulden beziehen sollte [3], am 17. Februar 1585 über arge Not sich beschwerte: er habe erst ‚ein Quartal Besoldung bekommen; um nicht Brotmangel zu leiden, vier Mesten Korn geborgt und den ganzen Winter durch Wasser getrunken‘ [4].

So gut wie ein italienischer Fechtmeister, welchen Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt im Jahre 1602 mit einem Gehalte von 500 Talern an die Universität Gießen berief [5], oder wie der kursächsische Hofnarr Hensel, der außer ‚Obdach bei Hofe Mahl, Morgen- und Vesperbrot, Schlaftrunk, Licht und Hofkleidung‘ einen Gehalt von 150 Goldgulden bezog [6], stand sich kaum ein einziger deutscher Professor.

Aus der kläglichen und unzureichenden Besoldung der Professoren erklärt sich, daß dieselben allerlei Nebenverdienste aufsuchten und sich häufig Be-

[1] Thommen 52—53. S. 48 ff Näheres über die Besoldungen in Basel. ** Gleich schlecht war in Basel für die Bibliothek gesorgt. Die von Bischof Johann von Venningen (1458—1478) angelegte, später sehr bereicherte Büchersammlung, welche sich in dem für akademische Feierlichkeiten eingerichteten geräumigen sog. Doktorsaal über dem großen Kreuzgang bei der Domkirche befand, ‚wurde nach der Reformation übel verwahrt und zerstreut. Von regelmäßigen Einkünften der Universitätsbibliothek findet sich die erste Spur im Jahre 1550, in welchem die Deputierten erkannten, daß einem jeweiligen Rektor der Hochschule jährlich 10 Gulden zur Anschaffung von Büchern gegeben werden sollten‘. Lutz, Gesch. der Universität Basel 124—125. Vgl. Thommen 90 ff über spätere Erhöhung dieser Summe.

[2] Steubing 14. [3] Ebd. 101.

[4] Ebd. 24. Längere Zeit hatte die Hochschule gar keine Bibliothek; im Jahre 1607 bestand dieselbe aus 1218 Büchern. S. 161—162.

[5] Archiv für Hessen-Darmstädtische Gesch. XI 286—287.

[6] Ebeling, Friedr. Taubmann 89.

schäftigungen widmeten, welche ihrer Stellung keineswegs entsprachen und ihr Ansehen tief herabsetzen mußten.

‚Die Gehälter‘, erklärte der Rostocker Jurist Ernst Cothmann, seien so gering, ‚daß es nichts anderes sei als Töten, wenn man den Professoren allen um des täglichen Brotes willen betriebenen Handel untersagen wolle‘[1]. In Jena genossen die Professoren die Freiheit, in dem Kollegienbrauhause so viel Bier tranksteuerfrei brauen zu dürfen, als sie für ihre Wirtschaft gebrauchten, und ebenso durften sie aus dem der Universität gehörigen Rosenkeller Wein für sich beziehen, ohne Steuer zu zahlen. Manche Professoren nutzten aber diese Tranksteuerfreiheit dahin aus, daß sie neben ihrer Professur das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offene Wirtstube hielten, wo Studenten zum Zechen sich einzufinden pflegten. Die Visitatoren der Universität mußten oftmals die Frage stellen: ob nicht von den Professoren vorteilshalber in ihren eigenen Häusern die so berüchtigten ‚Pennalschmäuse‘ abgehalten würden[2]. Für Wittenberg erteilte Kurfürst Johann Georg nach einer stattgefundenen Visitation im Jahre 1614 den Befehl: ‚Die Professoren der theologischen und juristischen Fakultät, welche genugsames Einkommen haben, sollen inskünftig des Bier- und Weinschenkens, die andern Professoren aber Gäste zu setzen, sich gänzlich enthalten.‘ ‚Desgleichen soll aller Bier- und Weinschank im Juristenkollegium als eine dem Kurfürsten an der Tranksteuer, auch der Jugend und Bürgerschaft schädliche Neuerung alsbald abgeschafft‘ werden. Auch gezieme es sich keineswegs und könne der Universität nicht gestattet werden, während der Vorlesungen ‚in der neuen Trinkstube im großen Auditorium des Kollegiums des Kurfürsten Friedrich Gäste zu setzen und andere damit zum Unfleiß anzureizen‘. Bei Strafe eines Guldens dürfe den Studenten das Zechen in diesem Kollegium während der Vorlesungen nicht gestattet werden[3]. In den Heidelberger Statuten vom Jahre 1558 wurde den Professoren jährlich zwei Fuder Wein auszuschenken gestattet[4].

Wenn schon über ‚ganz ungebührliche Hantierungen‘ von Professoren ‚mit Bier- und Weinschenken und was daraus bei Schmäusen Vorteils zu erholen‘ häufige Beschwerden an die Universitäten ergingen, so waren doch die Klagen über ‚gar zu viele Absentionen der Lehrer und Versäumnis der Vorlesungen‘ ungleich zahlreicher. Auch diese Mißstände schrieben sich zum Teil aus den zu geringen Besoldungen her, wodurch die Professoren nach

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben I 44. [2] Ebd. 283.

[3] Das kurfürstliche Dekret von 1614 mitgeteilt von J. O. Opel in den Neuen Mitteilungen des Thür.-Sächsischen Vereins XI 206—215.

[4] Tholuck I 45.

Nebenerwerb sich umsehen mußten, zum Teil fielen sie der Faulheit und Nachlässigkeit derselben zur Last.

Aus Rostock schrieb Johann Culmann im Jahre 1555: ‚Die Professoren sind fast alle abwesend, um eine Visitation des ganzen Mecklenburg vorzunehmen; es sind kaum noch 100 Studenten hier, und auch diese schicken sich an, fortzuziehen.‘ [1] Im Jahre 1589 beschwerten sich die mecklenburgischen Landstände: ‚Die Professoren in Rostock verwenden keinen Fleiß an der Jugend; die Professoren des Rechts erschöpfen das Land, suchen sich an den Leibeigenen des Adels zu bereichern, dienen lieber Fremden als ihrem Vaterlande.‘ [2] Im Mai 1604 berichtete Peter Fabricius aus Rostock seinem Freunde Georg Calixtus: ‚In allen Fakultäten herrscht eine solche Schläfrigkeit, daß sie nicht größer sein kann. Einige, die schon drei Jahre lang mit dem Titel Professor geschmückt sind, haben während dieser Zeit noch nicht ein einziges Mal eine Vorlesung gehalten, selbst nicht einmal irgend einen Hörsaal betreten. Geld kann man hier bestens verzehren; aber ich verzweifele daran, hier Gelehrsamkeit zu erwerben.‘ [3]

Auch aus Wittenberg erfolgten wiederholte Klagen über die häufige und lang andauernde Abwesenheit der Professoren [4].

Für Leipzig verordnete Kurfürst Johann Georg im Juli 1616: ‚Weil bisher fast bei allen Professoren großer Unfleiß im Lesen und Disputieren vermerkt worden‘, soll inskünftig jeder Professor der drei höheren Fakultäten wöchentlich vier Stunden lesen [5].

‚Zum allerhöchsten bedenklich‘ wurden die Zustände an der von Herzog Julius von Braunschweig gegründeten Universität Helmstädt. Im Jahre 1597 erging nach einer vorgenommenen Visitation eine strenge herzogliche Verfügung: Bei Anstellung eines Professors müsse darauf gesehen werden, daß derselbe ‚eines ehrlichen Herkommens, nicht versoffen oder ein Schwelger, nicht zänkisch und kollerisch, nicht faul und laßfertig und ein Versäumer‘ sei. Im Jahre 1602 kam dem fürstlichen Konsistorium zur Anzeige, ‚daß gar keine Kollegien mehr gelesen würden, auch in den Konviktorien sich mehr Soldaten als Studenten‘ einfänden. Infolgedessen wurde wiederum eine Visitation abgehalten. Der ‚Abschied‘ derselben vom Januar 1603 besteht fast nur aus einer ununterbrochenen heftigen Beschwerde gegen die Universität. Da die Professoren, hieß es darin unter anderem, unbekümmert um frühere Befehle, ihre ‚Lektionsverzeichnisse und wie oft ein jeder gelesen und ausgesetzt habe, nicht eingeschickt hätten, so solle nun ihr Famulus eine Zulage erhalten und

[1] Görges 10 A. 2. [2] Franck, Mecklenburg, Buch 11, S. 67.
[3] Henke, Calixtus I 86 A. 2; vgl. 110 A. 4.
[4] Görges 10 A. 2. [5] Codex Augusteus I 917.

dafür Buch führen über ihren Fleiß'. Als der Vollzug dieses Befehls auf sich warten ließ, wendeten sich gegen Ende April die ‚versammelten geistlichen und weltlichen Räte des Generalkonsistorii' unmittelbar an den Famulus selbst und forderte denselben nochmals auf, ‚die Listen darüber einzuschicken, welche Stunden die Professoren ausgesetzt' hätten; wenn ihn jemand daran hindere, solle er denselben namhaft machen, ‚damit ferner, was sich desfalls gebühren werde, fürgenommen werden möge'. Bald darauf kam die ganze Universität mit dem Bittgesuche ein, man möge sie ‚mit der Inspektion ihres Famuli in Gnaden verschonen, weil dies doch sehr schimpflich und unerhört sei, und sie bei Fremden und der studierenden Jugend in Verachtung und großen Despekt bringen könnte' [1]. Ob zeitweilig ein größerer Fleiß der Professoren eingetreten, läßt sich nicht nachweisen; wie es damit ein Jahrzehnt später aussah, zeigt ein Schreiben des Landesfürsten aus dem Jahre 1614, in welchem den Professoren vorgehalten wurde: ‚Es beschwert sich unsere getreue Wolfenbüttelsche Landschaft zum Höchsten, daß ihr samt und sonders (jedoch etwa zwei oder drei ausgenommen, deren Fleiß wir mit Gnaden vermerkt), wohl in 16, 20 und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfrist, nicht eine Lektion gelesen und also die liebe Zeit verspielet und die studierende Jugend versäumet.' Der Helmstädter Prediger Julius Strube nennt die dortigen Professoren ‚ein träges Drohnengeschlecht' [2].

Die Beorderung des Universitätspedellen als Beaufsichtigers der Professoren war allerdings ‚schimpflich' genug; aber die Helmstädter irrten sich, wenn sie meinten, dieselbe sei ‚unerhört'. Auch an andern Universitäten war eine solche Beaufsichtigung, sei es durch eigens dazu bestellte Studenten oder durch den Pedellen, eingeführt, z. B. in Marburg und Gießen [3]. Bezüglich Marburgs war die Regierung im Jahre 1549 in Erfahrung gekommen, daß etliche Professoren ihre Lektionen unfleißig versehen, etliche aber gar nicht öffentlich lesen' [4].

An der Universität zu Basel mußte der Pedell ‚jeden zweiten Samstag bei den einzelnen Herren vorsprechen und sie fragen, ob sie fleißig gewesen seien: wahrheitsgetreu sollten sie ihm die Anzahl der versäumten Lektionen angeben'. Nach einer Verordnung vom Jahre 1571 sollte jeder Professor der drei oberen Fakultäten für eine versäumte Vorlesung einen halben Gulden zahlen; für die Lehrer an der Artistenfakultät bemaß sich das Strafgeld auf 3—5 Batzen. Allein diese Verordnung hatte so geringen Erfolg, daß sie in

[1] Henke, Calixtus I 90—95.

[2] Tholuck, Akademisches Leben I 122.

[3] Rommel, Hessische Gesch. III 387—388. Buchner 255—256. Über die ‚Beaufsichtigung' in Ingolstadt vgl. oben S. 168.

[4] Hildebrand, Urkundenbuch der Universität Marburg 48.

den Jahren 1573, 1576, 1578 von neuem eingeschärft werden mußte. Die Entschuldigung der Professoren: sie könnten nicht lesen, weil sich keine Zuhörer einstellten, wollte die Behörde nicht gelten lassen. Jeder Professor, verfügte sie im Jahre 1583, müsse sich ‚zu der für die Vorlesung bestimmten Stunde im Hörsaale einfinden und bis zu einer halben Stunde warten, ob nicht vielleicht ein Hörer sich hereinbegeben würde' [1]. ‚Viele Professoren der Universität', besagt eine Beschwerdeschrift des Baseler Rates vom Jahre 1601, ‚versehen ihre Lektionen schlecht und lesen oft das ganze Jahr nicht'; der Rektor solle einen solchen Professor ‚im Wiederholungsfalle sofort absetzen und einen andern zum Nachfolger vorschlagen' [2].

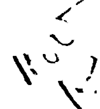
Nur sehr selten findet man in den Geschichten der Universitäten einen Lobspruch, wie ihn Graf Johann von Nassau den Theologieprofessoren Kaspar Olevian und Johannes Piscator an der hohen Schule zu Herborn erteilte: die beiden, rühmte er im Jahre 1585, ‚halten es für eine Todsünde, wenn sie eine Predigt oder eine Lektion oder zwo versäumen sollen' [3].

Das abfälligste Urteil über die deutschen Hochschulen sprach der Schweizer Theologe Rudolf Walther aus. Auf seiner Reise in Deutschland hatte er mehrere derselben besucht und mit hervorragenden protestantischen Theologen engere Verbindung angeknüpft; er berichtete nun als Ergebnis seiner Erfahrungen im Jahre 1568: ‚Die deutschen Hochschulen befinden sich jetzt in einem solchen Zustande, daß außer dem Dünkel und der Nachlässigkeit der Professoren und der frechen Sittenlosigkeit, die da herrscht, nichts Beachtenswertes an ihnen ist. Doch wird Heidelberg vor andern gepriesen: die von allen Seiten drohenden Kämpfe lassen nicht zu, daß diese Universität einschlafe.' [4]

Die Heidelberger Universität erfreute sich damals als Hauptbildungsstätte der Calvinisten eines sehr starken Besuchs von In- und Ausländern. Die jährlichen Immatrikulationen beliefen sich durchschnittlich auf 150 bis 200; im Jahre 1568 wurden 213, im folgenden Jahre 166 neue Studenten eingeschrieben. Aber weder die Zahl der Vorlesungen noch die ihrer Zuhörer war erfreulich. Als Kurfürst Friedrich III. am 30. März 1569 die Pro-

[1] Thommen 57—58. [2] Ebd. 53.

[3] Zeitschr. für die histor. Theologie XI, Heft 4, S. 108. Graf Johann hatte die Schule zu Herborn im Jahre 1584 errichtet, weil er ‚nicht unzeitig vermerkt, welcher Gestalt jetziger Zeit die Schulen, so der reformierten Religion zugetan, nicht allein wenig sein, derselben auch einesteils sehr schwerlich, dagegen aber die päpstlichen Jesuitenschulen sich heftig stärken und zunehmen, sondern auch insgemein bei allen christlichen Schulen durch Vorschub des Satans viel unzähliger Mißbräuche, Mängel und Unwissenheit zu spüren, daß dergestalt die vornehmsten Fines in Wind geschlagen und außer acht gelassen werden'. Steubing 252—253.



[4] Döllinger I 509.

fessoren aufforderte, genau anzugeben, was jeder lese und wie viele Zuhörer er habe, erfolgte der Bericht: In der theologischen Fakultät, in welcher drei Professoren tätig waren, ‚erklärt Boquin den Brief an die Epheser, zählt nicht ängstlich seine Zuhörer, mutmaßlich mögen es 45 sein; Tremellius erklärt das Buch Hiob, zählt seine Zuhörer nicht; ihre Zahl ist etwa 35. Zanchius ist auf der Messe in Frankfurt am Main‘. Von den vier Professoren der juristischen Fakultät hatte der erste etwa 8, der zweite nach der Angabe seines Famulus etwa 25—30, der dritte ‚bald mehr bald weniger‘, der vierte 10—15 Zuhörer. Die Angaben über die sechs Professoren der artistischen Fakultät lauten: ‚Strigel, Professor der Ethik, liest über Aristoteles' Ethica ad Nicomachum, hat nach Zeit und Gelegenheit bald mehr bald weniger Zuhörer. Xylander liest über das Organon des Aristoteles, zählt seine Schüler nicht, weil es gegen die Würde eines ordentlichen Professors sei; auch sei in solchen Dingen die Menge nicht entscheidend. Niger, Professor der Physik, hat etwa 25 Zuhörer. Witekind, Professor der griechischen Literatur, und Grynäus, Professor der Mathematik, sind auf der Messe in Frankfurt. Pithopöus, Professor der lateinischen Sprache, liest über verschiedene Bücher des Cicero, hat sich niemals um die Zahl seiner Zuhörer bekümmert; es mögen dermalen etwa 50 sein.‘ Am unerfreulichsten war der Befund in der medizinischen Fakultät. Von den drei Professoren derselben war einer abwesend, die beiden andern hatten zusammen nur 8 bis 9 Zuhörer [1].

So war denn im Verhältnis zu der Zahl von etwa 800 anwesenden Studenten der Kollegienbesuch ein äußerst geringer und gab zu Klagen genugsam Veranlassung.

An andern Universitäten sah es damit noch schlimmer aus. Wenn einerseits über den Unfleiß und die Fahrlässigkeit sehr vieler Professoren begründete Beschwerden geführt wurden, so waren die Beschwerden über ‚schier immer zuwachsende Faulheit, Vernachlässigung der Lektionen, Roheit, Zuchtlosigkeit und lasterhaftes Leben‘ der studierenden Jugend ungleich häufiger und verstärkten sich von einem Jahrzehnt zum andern.

Wie in Wien, Ingolstadt, Freiburg im Breisgau und an andern unter katholischen Obrigkeiten stehenden Universitäten, so wurde auch an den protestantisierten die zunehmende Verwilderung der Studenten vielfach hergeleitet aus dem Verfalle der Kollegien und Bursen, welche ehemals eine strenge Aufsicht geführt hatten.

[1] Hautz II 58—60.

‚Der Zerfall aller Disziplin und Ordnung an den hohen Schulen', predigte ein protestantischer Theologe im Jahre 1564, ‚kommt zumeist aus dem Zerfall der Kollegien, so in der papistischen Zeit, als man sich wohl noch zu erinnern weiß, für feine Zucht vielfältiglich gesorgt haben und die Studierenden zu Fleiß und Arbeit anhielten.' [1]

Die Universität zu Leipzig erklärte wiederholt, auch schon bevor sie eine protestantische Anstalt geworden: Das freie, nicht beaufsichtigte Leben der Studenten in den Bürgerhäusern führe zu Raufereien, Empörungen und Totschlägen, zumal denselben das Tragen von allerlei Waffen nicht untersagt werde [2]. In einem Berichte an Herzog Heinrich von Sachsen heißt es im Jahre 1539 über einen vorgefallenen Aufruhr: derselbe sei ‚vornehmlich durch diejenigen erweckt worden, die in der Stadt bei den Bürgern Haus und Tisch und gänzlich ihren freien Willen haben, niemand gehorchen' und den andern Studenten ‚große Ursache' gäben zu ‚viel Unehrlichkeit' [3]. Der hochangesehene lutherische Rechtsgelehrte Melchior von Ossa schrieb im Jahre 1555: Zur Zeit seiner Jugend, unter dem Herzog Georg dem Bärtigen, habe sich die Leipziger Hochschule in einem blühenden Zustand befunden; jetzt sei sie ‚eine arme, betrübte, fast gefallene' Anstalt. ‚Mit vielen Vorzügen', sagt er, ‚ist die Universität von den Fürsten begabt und gefreiet, Kollegiaturen und Stipendien sind in guter Anzahl vorhanden: wäre man der alten Ordnung nachgegangen, so würde alles in gedeihlichem Wesen sein. Mit Freude hat man sich der Zeit zu erinnern, da alle Kollegien voller gelehrter Leute und Studenten, alle Stuben und Kammern bewohnt gewesen. In allen Kollegien waren Magister, welche die Knaben in großer Anzahl in Kost und Lehre hatten und letztere unter besonderer Aufsicht von feinen alten Bakkalaureen standen; da durfte kein Knabe ohne Erlaubnis des Lehrers in die Stadt gehen.' Ossa erwähnt des großen Kollegs, des Fürsten- und Frauen-Kollegiums, der gelehrten Kollegiaten, welche gemeinsamen Tisch geführt und die Möglichkeit gehabt hätten, den Wissenschaften obzuliegen: ‚das alles' aber sei ‚in Verfall gekommen'. Mit nicht geringen Schmerzen seines Gemütes müsse er dies anzeigen. ‚Nicht ein Meister hält mehr für Knaben Tisch; die schönen Gebäude gehen dem Verfall entgegen; die jungen Leute müssen bei irgend einem Bürger oder Kaufmann sich eindingen, wo sie bisweilen seltsame Gesellschaft haben, ärgerliche Reden hören und schon in der Jugend durch Ärgernis jämmerlich vergiftet werden.' [4]

---

[1] Eine heilsame Predigt (vgl. oben S. 146 A. 1) Bl. B.

[2] Vgl. die Schriftstücke bei Stübel 274 279 280 286 287 316 353.

[3] Ebd. 520.

[4] v. Langenn, Melchior von Ossa 183—185. **Über ‚Studentisches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August (1553—1586)' handelt P. Zink in der

‚Wenn ich betrachte', sagte Melanchthon in einer öffentlichen Rede an der Universität zu Wittenberg im Jahre 1537, ‚wie in dieser Zeit die Zucht darniederliegt, die Frechheit herrscht, so ergreift mich ein tiefer Schmerz. Niemals war die Jugend so aufsässig gegen die Gesetze; sie will nur nach eigenem Willen leben, dem fremden sich nicht fügen. Gegen das Wort Gottes und die Gesetze ist sie taub.' ‚Es ist nicht Gottes Wille', mahnte er die Studenten vier Jahre später, ‚daß ihr hier zusammenkommt wie ein trunkener Haufe zu den Bacchanalien oder wie Centauren zum Schmause.' [1] Auch Luther erklärte es für ‚leider allzu wahr', daß ‚die Jugend jetzt so wüst und wild' sei und ‚sich nicht mehr wolle ziehen lassen': ‚Gehen hin im dummen Sinn, sind wüste und unerzogen; wachsen in ihrem Sode und Mutwillen auf.' Insbesondere sei die Trunkenheit allenthalben ‚nun gar mit Wolkenbruch und Sündflut eingerissen', habe ‚alles überschwemmt'. ‚Wir haben', schrieb er im Januar 1544 an den Kurfürsten Johann Friedrich über heimliche Verlöbnisse in Wittenberg, ‚einen großen Haufen junges Volk aus allerlei Landen, so ist das Meydevolk kühne worden, laufen den Gesellen nach in ihre Stüblin, Kammer ... und ich höre, daß viel Eltern sollen ihre Kinder heimgefordert und noch fordern und sagen: wenn sie ihre Kinder zu uns schicken ins Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals.' ‚Wir leben in Sodoma und Babylon', sagte er in einem Briefe an den Fürsten Georg von Anhalt, ‚alles wird täglich schlimmer.' Im Jahre vor seinem Tode verließ er einmal Wittenberg und beauftragte seine Hausfrau, dort alles zu verkaufen. ‚Vielleicht wird Wittenberg, wie es sich anläßt, mit seinem Regiment nicht St Veits Tanz, noch St Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebubs Tanz kriegen. Nur weg aus diesem Sodoma!' [2]

Zeitschrift für Kulturgeschichte 1899, 199—218 288—301. Darin und S. 209 ff 296 ff Zusammenstellungen über die Kosten des Universitätslebens in Leipzig, 212 ff über den Kleiderluxus der Studenten, 288 ff über die Auswüchse und Roheiten im studentischen Privatleben.

[1] Corp. Reform. X 934 939. Über einen Wittenberger Studentenauflauf vom Jahre 1520 (die Studenten wollten an zehn Enden der Stadt Feuer anlegen) vgl. Förstemann, Neue Mitteilungen VIII, 2, 51—71. **Auf Urteile von Oldecop und A. Burrer über Wittenberger Universitätszustände im 16. Jahrhundert hat Schmid im Histor. Jahrbuch XVII 77 ff aufmerksam gemacht.

[2] Vgl. unsere Angaben III 596—597. Brief bei de Wette V 615. In einer ‚Ernsten Vermahn- und Warnschrift an die Studenten zu Wittenberg', welche Luther am 13. Mai 1543 an die Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ, sagte er: ‚Ihr wollet ja gewißlich gläuben, daß der böse Feind solche H .... hieher sendet, die da grätzig, schäbig, garstig, stinkend und französicht [mit der Franzosenkrankheit behaftet] sind, wie sich leider täglich in der Erfahrung befindet. Daß doch ein gut Gesell den andern warne, dann eine solche französichte H ... 10, 20, 30, 100 guter Leute Kinder verderben kann.' ‚Wer nicht ohne H .... leben will, der mag heimziehen und wo er

‚Junge Gesellen, künftige Theologen‘, äußerte sich Luthers Hausfreund Mathesius, blöcken und schreien wie die andern Waldesel, und da sich sonst der Berghauer und Handwerksgesell durch bürgerliche Ordnung ziehen und zähmen läßt, so haben Büttel und Wächter an jenen zu ziehen und disziplinieren; und die sollen danach Diener Jesu Christi geben und treulich predigen und Kinder zu Gottesfurcht und Tugend erziehen: das will mir in meinen Kopf nicht.‘[1] Kaspar Schwenkfeld behauptete, ohne Widerspruch zu finden: In Wittenberg sei ‚ein solch unsinnig wüst Wesen, daß es zu erbarmen‘; es sei dort ‚so gar keine Zucht noch Gottesfurcht, und ein wild, frech und ungezogen Volk‘, besonders unter den Schülern Melanchthons, ‚so daß Doktor Major unlängst in seiner Predigt soll geklagt und gesagt haben: „Unser Wittenberg ist so weit beschrieen, und es meinen andere Leute, daß eitel Engel hie seien; wenn sie aber herkommen, finden sie lebendige Teufel“‘[2]. Unter den Studenten, berichtete im Jahre 1557 ein in Wittenberg studierender Breslauer, ‚trägt sich so viel Betrübendes zu, daß dem Melanchthon bei seinen Vorlesungen bisweilen die hellen Tränen aus den Augen stürzen und er oftmals sagt: der grenzenlose Mutwille der Jugend sei ein Zeichen, daß der Weltuntergang nahe bevorstehe‘[3]. Wider die unzüchtige Tracht der Studenten wurden wiederholt strenge Verbote erlassen. ‚Die Studenten in allen Fakultäten‘, hieß es in einer Verfügung aus dem Jahre 1546, ‚sollen nicht zerschnitzelte, noch kurze Kleider tragen, sondern ihre Kleider sollen ehrlich und einer ziemlichen Länge sein, denn es zumal eine große Leichtfertigkeit und Mißstand ist, so die Jugend in kurzen Kleidern vor ehrlichen und züchtigen Frauen gehet[4]. Der verhängnisvolle Verfall der Zucht, schrieb Ursinus im

---

hin will; hie ist ein christlich Kirch und Schule, da man soll lernen Gottes Wort, Tugend und Zucht. Wer ein H.... treiber sein will, der kann's wohl anderswo tun. Unser gnädiger Herr hat diese Universität nicht gestiftet für H.... jäger und H.... häuser, da wisset euch nach zu richten.‘ Bei de Wette V 561; vgl. Meyer, Studentica 6. Vgl. auch über Luthers Klagen Löschke 184—186.

[1] Historia Christi II 112a.

[2] Andere Verantwortung auf Melanchthons Beschuldigung (1556) Bl. A 3a.

[3] Löschke 184.

[4] Grohmann I 208. Eine gleiche Verordnung erfolgte im Jahre 1562. Meyer, Studentica 5, wo auch eine Äußerung des Christophorus Hegendorfinus aus dem Jahre 1529. In Jena wurde den Stipendiaten verboten, ‚Pluderhosen, gar kurze Kleider und zottige Hosen‘ zu tragen. Kius, Stipendiatenwesen 148. Übrigens kamen ungebührliche und unzüchtige Trachten der Studenten schon im ausgehenden Mittelalter vor. In Leipzig sah sich der Rektor Andreas Frießner im Jahre 1482 zu einer scharfen Verfügung genötigt, in welcher die eingerissene, ‚zuvor unerhörte Üppigkeit und liederliches Wesen in Kleidung und Geberden‘, namentlich auch unzüchtige Körperentblößungen, sowie das Tragen von Schwertern, Messern, Degen und andern Waffen verboten wurden. Infolge dieses Verbotes entstanden ‚be-

Jahre 1556, reiße in Wittenberg selbst den guten Lehrern die Zügel aus der Hand. Als Melanchthon einmal unter die in der Nacht tobenden Studenten eilte, um ihrem Rasen Einhalt zu tun, griff ihn ein Student mit blanker Waffe an. Wilde Trinkgelage und Schlägereien kamen fast täglich vor, und man konnte kaum eine Wohnung finden, welche davor Sicherheit bot [1]. Im Jahre 1560, wenige Monate nach Melanchthons Tod, mußte der Senat der Universität ‚das abscheuliche Verbrechen‘ rügen, daß ein Hause aufrührerischer Studenten ‚des teuersten Lehrers Haus‘, in welchem dessen Tochtermann Kaspar Peucer, damals Rektor der Hochschule, wohnte, während der

---

sorgliche und erschreckliche Aufläufe‘, so daß der Rektor und andere Mitglieder der Hochschule kaum ihres Lebens sicher waren. Im Jahre 1510 beschwerte sich dort ‚die sächsische Nation‘: ‚Die Studenten, Magistri und Doktores tragen widerliche, weltliche und schändliche Kleider, Hauben, Messer und Gewehr als die Laien: solches macht an der Universität eine große Dissolution.‘ Stübel 226—231 379. Auch in Heidelberg, in Wien und an andern Universitäten mußten schon während des 15. Jahrhunderts und im Anfang des 16. wiederholte Verfügungen wider üppige und ungebührliche Kleidung ergehen. Vgl. Thorbecke 61 u. 53* A. ‚Der Unterschied der vornehmeren oberen Fakultäten, zu denen der Zugang nicht so leicht zu erreichen war, und der unteren Fakultät, die allen ohne Unterschied Aufnahme gewährte, tritt uns entgegen. Von den zeitraubenden und ärgerlichen Pflichten einer genauen disziplinarischen Aufsicht war hier keine Rede. Die Studenten des Rechts waren ältere Leute von gesetzter Haltung, die sich ihre Grade bei den Artisten schon erworben hatten, die nicht selten an der Spitze der ganzen Universität erschienen, den Studien jedenfalls mit klarer Vorstellung ihrer Bedeutung und dem ruhigen Ernste eines bewußten Willens folgten. Bei ihnen war es kaum nötig, auf die vorgeschriebene Kleidung und Sitte oder auf den Fleiß in der Studienarbeit zu weisen.‘ Ebenso in der theologischen Fakultät. ‚Zucht und Ordnung verlangten kaum eine gesetzliche Bestimmung, denn die Scholaren der theologischen Fakultät waren wohl fast ausnahmslos Magister der Artisten und eingelebt in die Forderungen, welche die Sitte stellte; doch schien es von Zeit zu Zeit angezeigt, gerade weil hier eine Übertretung am empfindlichsten berühren mochte, längst bekannte Vorschriften über die Kleidung nochmals in Erinnerung zu bringen.‘ Thorbecke 103—104 109. Zu Wien wurde im Jahre 1513 die Kleidung der Studenten und der Bakkalaureen von neuem genau vorgeschrieben, das Waffentragen verboten. Kink I 228 A. 266. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ging infolge der wachsenden allgemeinen Verwilderung an den meisten Hochschulen auch in den ‚oberen Fakultäten‘ bezüglich der Kleidung ‚alles aus Rand und Band‘. Die Lehrer an den hohen Schulen, schrieb Joachim Westphal im Jahre 1565, kleiden sich ‚reuterisch, kurz, zerhackt, zerlumpt, gehen äffisch und unbedeckt für männiglich einher, wie die groben Leute: man würde sie eher für Reutersknaben, Handwerksburschen, Tanzjunker, Bieramseln, als für Schulregenten ansehen‘. Hoffartsteufel Bl. R 7. Die Studenten richteten sich nach ihren Lehrern, und so fand man nach den Worten Westphals nirgends mehr als an den Universitäten ‚so seltsame, närrische, ungeheuere, fremde, üppige, leichtfertige, freche, prächtige, unverschämte Kleidung‘. Die Universitäten dienten den Gymnasien zum Vorbild; vgl. oben S. 57 ff.

[1] Vgl. Gillet, Crato von Crafftheim I 101—102 105—106. Hauß I 91.

Nacht erstürmt, alle Fenster zertrümmert, die Wände eingebrochen habe [1]. Im Jahre 1562 befürchtete man wegen der herrschenden Zügellosigkeit den Untergang aller Studien, eine cyklopische ‚Barbarei‘ [2]. ‚Nichts erschreckt tugendliebende Männer mehr‘, sagte in demselben Jahre Professor Paul Eber in einer öffentlichen Rede, ‚als diese Ausgelassenheit der Sitten und Verachtung aller Zucht, dieses freche Toben, Wüten, Stehlen, selbst bei solchen, welche kaum den Knabenschuhen entwachsen sind.‘ [3] Im Jahre 1564 heißt es in einem akademischen Programm: ‚Wir erfahren es, wie das Leben vieler an den Universitäten beschaffen ist. Alle klagen darüber, und redliche Leute bedauern es. Wir wollen aber unsere Schande durch Aufzählung nicht bekannt machen: die meiste Schuld besteht in Ungehorsam und Trunkenheit.‘ [4] ‚Es ist landrüchig‘, schrieb gleichzeitig der Regensburger Prediger Waldner, ‚wie gottlos sich unter den Wittenberger Studenten viele mit Unzucht, Spielen, Gottschänden, Lästern, Fluchen und Vollsaufen halten.‘ [5] Zwei Söhne des Herzogs Philipp von Pommern, welche in den Jahren 1563—1565 in Wittenberg studierten, fanden so viel Dürftigkeit geistigen Lebens, so viel Roheit, Ausschweifungen jeder Art, Sittenlosigkeit und Gemeinheit, daß sie sich von dort hinwegsehnten. Sie hatten Wohnung genommen im ehemaligen Augustinerkloster, welches Luther früher vom Kurfürsten von Sachsen zum Geschenke erhalten hatte und wo jetzt dessen Sohn Martin Wirtschaft hielt. Sie konnten aber dort nicht bleiben, weil über ihren Zimmern sieben Stuben voll waren von allerlei Studenten, Franzosen und Pollaken, Schwaben und Franken, deren unordentliches Leben bei Tag und Nacht große Störung verursachte. Ihre Bitte an den Hausherrn, daß er Wandel schaffen und diese Studenten entfernen möchte, war vergeblich; denn der in seinen Vermögensverhältnissen herabgekommene Luther, ‚in rohe Ausschweifung versunken, war taub gegen alles, was ihm als eine Schmälerung seines Erwerbs erschien, den er auch auf unrechtem Wege fand‘. ‚Mit Saufen und andern Dingen, die zu erwähnen unnötig‘, schrieb einer der Herzoge, geht es in Wittenberg ‚so unordentlich zu, als es vielleicht an andern Orten nicht geschehen mag‘ [6].

---

[1] Strobel, Neue Beiträge I^b 106—108.

[2] Arnold, Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie I 715—716.

[3] Döllinger II 160. [4] Ebd. I 514.

[5] Waldner, Verzeichnis der beschwerlichen Punkte Bl. B b.

[6] Medem, Die Universitätsjahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern (in Wittenberg 1563—1565), Anklam 1867. Baltische Studien, Jahrg. 9, Heft 2, 105—110. Der Däne Bording schickte im Jahre 1559 seinen Enkel nur wider den Willen seines Vaters nach Wittenberg, weil die dortige Universität eine ‚schola insolentiae et petulantiae‘ sei. Tholuck, Akademisches Leben I 276. Über die Zügellosigkeit des damaligen Studentenlebens siehe auch die Aufzeichnungen des Magisters Viktorin Schönfeld. Vgl. Bechstein, Kalendertagebuch 10—11.

Auch wegen häufiger Wilddieberei waren die Studenten berüchtigt. Sie gehörten zu den Jagdfrevlern gefährlichster Art. Nach einem Berichte vom Jahre 1574 gingen sie in Rotten von acht, zehn und noch zahlreicher mit Büchsen aus, bedrohten die kurfürstlichen Förster, stellten sich denselben zur Wehr [1].

Kurfürst August drohte einmal, die Professoren einen nach dem andern ‚beim Schopf' zu nehmen und ein paar Fähnlein Söldner in die Stadt zu legen, wenn die Universität nicht eine strengere Gerechtigkeitspflege wahrnehme [2]. Im Jahre 1583 wurde der kurfürstliche Befehl verkündigt: ‚Wer mit Fehdebriefen, Wegelagerungen oder sonst etwas Tätliches vornimmt oder einen solchen mutwilligen Frevler wissentlich hauset, heget und unterschleift, ihm Rat, Beistand und Vorschub erzeigt, soll ohne weitere Erklärung in die höchste Landesacht verfallen und mit dem Schwerte hingerichtet werden.' Eine Strafverordnung des Kurfürsten Christian I. vom Jahre 1587 richtete sich gegen ‚die unruhigen und mutwilligen' Studenten, welche ‚bei nächtlicher Weil auf den Gassen nicht allein hin und wieder schweifen, sondern auch alle diejenigen, die ihnen begegnen, danieder schlagen', ‚fürnehmlich auch mit Spießen, Stangen, langen oder kurzen Röhren, auch Sturmhauben sich bei der Nacht sehen' lassen ‚und dabei mit Stürmung der Häuser, viehischem Geschrei und sonsten allerhand Mutwillens und Frevels sich unterstehen, auch darunter der Toten in den Gräbern nicht schonen'. Im Jahre 1591 wurden die Studenten von neuem ermahnt, abzustehen vom ‚Häuser-Stürmen, Wegelagern, nächtlichen Überfällen, Fenster Auswerfen, Rottieren'. Die Studenten trugen Waffen aller Art, ‚Schwert, Messer, Dolche, Bleikugeln, Wurfkreuz, Barten, Hammer und Büchsen', und duellierten sich wohl gar auf öffentlicher Straße. Strafverordnungen, welche Einhalt tun sollten, blieben erfolglos [3].

Als Friedrich Taubmann, Professor der Dichtkunst, im Herbste 1608 das Rektorat der Universität andern Händen übergab, schilderte er in einer öffentlichen Rede die allgemeine Verkommenheit [4]. Er warnte darin vornehm-

---

[1] Falke, Kurfürst August 341 A. 18. Über eine Verwüstung des kurfürstlichen Weinbergs durch eine Rotte von Studenten heißt es im Jahre 1565 in den Akademischen Schriften: ‚Ante paucos dies quidem scholastici facta irruptione in vineam Illustrissimi principis Ducis Saxoniae Electoris, multa non tantum petulanter sed scelerate ac crudeliter designarunt, rupta maceria, effractis foribus, fornace, pulsatis miseris mulierculis, quarum altera fuit puerpera, caede etiam, ut audimus, intentata misero infanti vagienti in cunis, ipsa puerpera vix manus horum crudeles effugit.' Grohmann I 202.

[2] Ebeling, Friedr. Taubmann 115.

[3] Leges acad. Witenberg. 172 181 185. O. Doch 63 ff 70. Meiners IV 53.

[4] Er gab die Rede heraus unter dem Titel: Rector sive Hercules Academicus, Wittenberg. 1609. Vgl. Grohmann II 216. Ebeling, Friedr. Taubmann 124.

lich auch vor der Trunksucht und ihren Folgen. Allein seine Warnungen mußten ihren Zweck verfehlen, weil er selbst diesem Laster nur zu häufig ergeben war, nicht selten an den Trinkgelagen der Studenten sich beteiligte, dabei die Herrschaft über sich bisweilen vollständig einbüßte, und am Kurhofe in Dresden, wo er bei allerlei Gelegenheiten die Rolle eines ‚lustigen Rates' zu spielen hatte, sich zeitweilig in eine solche Trunkenheit versetzen ließ, daß er sich am Boden wälzte, im Pferdestall auf Stroh gebettet wurde und die Knechte ihren unreinen Mutwillen an ihm verübten. Der kurfürstliche Geheimrat Roling berichtete einmal als Augen- und Ohrenzeuge einem Freunde folgenden Vorfall. Kurfürst Christian II. erkundigte sich in Dresden eines Tages über Tisch bei dem Wittenberger Professor der Dichtkunst nach dem allgemeinen Verhalten der dortigen Studenten. Taubmann schwieg unter eigentümlichem Gesichterschneiden. Sofort nach aufgehobener Tafel aber nahm er den Degen eines Hofherrn, ging damit in den Schloßhof hinab, lief dort unter fürchterlichem Johlen und Schreien herum, hieb mit dem Degen auf das Steinpflaster, bedrohte die herbeigelaufenen Knechte und Mägde, riß sich die Kleider vom Leibe und zeigte sich überhaupt äußerst ungebärdig. Der Kurfürst, durch den Lärm an das Fenster gelockt, befahl Taubmann, herauf zu kommen, und fragte ihn, was er für tolles Zeug begehe. ‚Kurfürstliche Gnaden', lautete die Antwort, ‚ich wollte nur ein schwaches Bild des allgemeinen Verhaltens der Wittenberger Studenten geben.' [1]

Daß die Universität im Jahre 1596 sich genötigt sah, in ihren Gesetzen an allererster Stelle die Studenten aufzufordern: ‚Seid keine Diebe!' [2] hing zusammen mit dem verschwenderischen Leben derselben und den ‚vielen Schulden, welche sie aufhäuften und nicht bezahlen' konnten. ‚Zwei Übel', besagt ein Universitätserlaß vom Jahre 1571, ‚schaden nach auswärts unserem Rufe und verderben von Grund aus unsere Disziplin: wobei wir bekennen müssen, daß alle Mittel, welche wir bisher dagegen ersonnen haben, ohne Wirkung geblieben sind. Das erste Übel ist die ungeheuere Schuldenlast der Studierenden, welche alles verschwenden, und ausschweifen; das zweite, aus welchem jenes großenteils entspringt, besteht darin, daß die meisten jungen Leute ohne Auf-

---

[1] Ebeling 66 80—84. ‚Eines Tages befahl Christian II., den Professor nicht eher von dannen zu lassen, als bis er gänzlich betrunken sei. Ehe es jedoch dahin kam, vomierte Taubmann über die Tafel hinweg und rief: Ihr Herren alle, ist Euer Saufen keine Unehre, so ist mein Speien auch keine Schande!' S. 170 Nr 22. Daß ‚ein berühmter Dichter und Universitätslehrer' die Stelle eines Hoflustigmachers in Dresden bekleidete, ‚warf einen Schatten der Entwürdigung auf das Ansehen aller Universitätslehrer in Sachsen, sowohl in den Augen der Beamten als des Adels im Lande'. S. 88.

[2] Vgl. Tholuck, Akademisches Leben I 273.

seher, welche ihre Studien und Sitten leiten und ihre Gelder verwalten könnten, umherirren.‘ [1]

Bei all diesen schweren Übelständen muß man jedoch in Anschlag bringen, daß die Stadt mit Studenten aus fast allen Nationen Europas ganz überfüllt war und dadurch die Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung die größten Schwierigkeiten bot. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts zählte die Universität zuweilen 3000 Studenten; um das Jahr 1598 wird die Zahl auf über 2000 angegeben; im Jahre 1613 fanden nicht weniger als 786 Imatrikulationen statt [2].

‚Als ein besonderes Verderbnis der evangelischen Hochschulen‘ wurden von den Protestanten selbst ‚die unaufhörlichen Beißereien und theologischen Streitigkeiten unter den Professoren‘ bezeichnet, weil diese ‚eine wahre Zucht der studierenden Jugend‘, welche sich an den Streitigkeiten beteiligte, unliebsame Lehrer verfolgte und beschimpfte, ‚nicht aufkommen‘ ließen.

‚Man sehe doch hin‘, heißt es in einer Predigt vom Jahre 1571, ‚nach Wittenberg, nach Jena, Frankfurt an der Oder, Königsberg und schier nach allen hohen Schulen, so unter dem Licht des lieben Evangeliums blühen sollten, wie viel Zank und Neid, Hader und Verfolgung, Verjagung und Austreibung unter den Lehrern hat es dort gegeben und gibt es annoch, daß man wohl von hohen göttlichen Wundern sprechen könnte, wenn nicht die Jugend dieser Schulen dadurch ebenmäßig in all diese Laster geraten und vielfältig von Grund aus verdorben werden sollte.‘ [3]

Die von dem Prediger an letzter Stelle genannte Universität zu Königsberg war vom Herzog Albrecht von Preußen im Jahre 1544 nach dem Muster der Wittenberger als eine Pflanzstätte des Protestantismus für den ganzen Nordosten des Reiches ins Leben gerufen worden. In seiner Stiftungsurkunde sagte der Herzog: er habe auf den meisten Universitäten ein Leben wahrgenommen, wie es nicht nur christlicher Schulen, sondern überhaupt jeder bürgerlichen Gesellschaft unwürdig sei; seine Anstalt solle dagegen eine Werkstätte der Frömmigkeit und Tugend sein. In den Statuten wurde unter Strafe des Karzers und der Relegation den Studenten der Besuch der theologischen Vorlesungen und des Gottesdienstes geboten; sogar die Doktoren und Professoren, von welchen man Unliebsames befürchtete, wurden mit Karzer oder gar mit körperlicher Strafe bedroht. Zwei Jahre später erging die

---

[1] Meiners IV 79—83; vgl. 73—78.

[2] Tholuck, Akademisches Leben II 2 142. ** Vgl. oben S. 185 A.

[3] Christliche Osterpredig über das Wort unsers einigen Erlösers und Seligmachers: Der Friede sei mit euch (1571) Bl. C[3].

Klage: ‚Wie durch ein Verhängnis' herrsche eine völlige Zerrüttung der Disziplin und ein unglaublicher Trotz und Starrsinn der Studierenden. In den akademischen Gesetzen mußte ausdrücklich untersagt werden: Häuser zu belagern, Türen zu erbrechen, Gärten zu verwüsten. Die Streitigkeiten der Studenten mit den Handwerkern und Kaufleuten waren so heftig, daß es zu blutigen Kämpfen, selbst Mordscenen kam, und deshalb der Vorschlag gemacht wurde, die Universität nach Wehlau zu verlegen. Im Jahre 1553 legte Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn, Rektor der Anstalt, das Bekenntnis ab, daß alle Sittenzucht verschwunden sei. Der Herzog mußte einen Befehl erlassen wider die eingerissene Unsitte, ‚schändliche und schmähliche Pasquillos und Schmähbriefe, in denen die Professoren angegriffen wurden', zu verbreiten. Dreien Professoren, welche die Studenten aufgewiegelt hatten, wurde Ausweisung in Aussicht gestellt. Der fortwährende Zank und Hader unter den Lehrern zersplitterte auch die Studierenden in erbitterte Parteien. Der Theologe Andreas Osiander, mit Joachim Mörlin in leidenschaftlichstem Streit, glaubte sich seines Lebens nicht sicher und nahm deshalb, wie auf die Kanzel, so auch in den Hörsaal, Waffen mit. Man sagte ihm nach: in seiner Begleitung seien stets ‚zwei Teufel in schwarzer Hundsgestalt, die nicht jedermann sähe; auch habe er einen Teufel, der schreibe in der oberen Stube für ihn, während er in der unteren mit den Leuten esse und trinke'. Zur Zeit seines Todes, im Jahre 1552, wurde ausgestreut: er habe ‚auf seinem Sterbebette gebrüllt wie ein besessener Ochs; der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper zerrissen'. Als sämtliche Gegner der Lehre Osianders abgesetzt wurden, löste beinahe die ganze philosophische Fakultät sich auf. Fast seit Gründung der Anstalt, sagte der Herzog, habe ‚Uneinigkeit und Zwietracht unter den Kollegaten' ihn mit Mühe und Unruhe beladen. Professor David Voit befürchtete im Jahre 1567 den Einbruch ‚einer barbarischen Verwüstung' [1].

An der Universität zu Frankfurt an der Oder [2] hielt Kaspar Hofmann, Professor der Philosophie und der Medizin, im Jahre 1578 eine öffentliche Rede ‚Über die drohende Barbarei', in welcher er unter den Gründen des zunehmenden Verfalles der Hochschulen namentlich auch hervorhob, daß die

---

[1] Töppen, Die Gründung der Universität Königsberg und das Leben des Sabinus 121 137 139 213—214 230. Döllinger I 519—522 und II 666 A. Über die theologischen Streitigkeiten vgl. unsere näheren Angaben IV 9—13 194—199.

[2] ** Zur früheren Geschichte der Universität Frankfurt a. d. O. bis zu ihrer Protestantisierung im Jahre 1540 vgl. G. Bauch, Die Anfänge der Universität Frankfurt a. d. O. und die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens an der Hochschule (1506 bis 1540) = Texte und Forschungen zur Gesch. der Erziehung und des Unterrichts III, Berlin 1900.

Lehrer untereinander nicht mehr einig und freundschaftlich verbunden, vielmehr meistenteils feindselig und verbittert seien, insbesondere dann, wenn sie in der Sklaverei einer Sekte gefangen lägen. ‚Dann soll sich alles nach ihrem Kopfe richten; mit größter Heftigkeit verteidigen sie ihre Meinung und greifen jede fremde an, suchen die Andersdenkenden mit Spott und Schande zu überhäufen: Haß und Neid, Bosheit und Unredlichkeit, Lästerung und Verleumdung sind die Folgen solcher erbitterten Kämpfe. Dadurch müssen dann freilich die gelehrten Anstalten verwüstet werden, die Disziplin muß verderben.‘ [1]

Schon seit Jahrzehnten war damals die Frankfurter Universität ein Hauptherd theologischer Zanksucht und wachsenden Sittenverderbnisses gewesen. ‚Sodoma und Gomorrha, selbst der Venusberg‘, behauptete der dortige Prediger und Professor Andreas Musculus, ‚sind Kinderspiel gegen die jetzt umlaufende Unzucht. Wenn unsere Großeltern‘, die katholischen Vorfahren, ‚die jetzige Welt sehen sollten, sonderlich die Jugend, sie würden die Augen verhüllen oder uns anspeien müssen. Wir alle schreien und klagen darüber, daß die Jugend nie ärger und boshafter gewesen, seit die Welt gestanden, als eben jetzunder, und nicht wohl ärger werden kann.‘ Musculus, über die Lehre von den guten Werken und vom Abendmahl in erbittertem Streit mit dem Professor Abdias Prätorius, wurde einmal von den Studenten, welche auf seiten seines Gegners standen, mit Steinen beworfen; zweimal wurde ihm sein Haus gestürmt [2]. ‚Man hat die Burschen‘, schrieb er, ‚so roh gemacht, daß Professoren und Bürgerschaft ihres Leibes und Lebens nicht sicher sind und lieber im Böhmerwald sitzen möchten. Das junge Volk wird in aller Schande und Sünde erzogen, nachdem keine Disziplin, Zucht und Ehrbarkeit gehalten.‘ So sei er auch mit seinem ‚armen Weibe vor solchen gottlosen Buben nicht sicher‘. Der städtische Rat, obgleich Gegner des Musculus, sprach sich dahin aus: ‚Der Mutwille bei den Studiosen ist groß; man erfährt alle Tage was Neues. Es werden die Fenster eingeworfen, die Jungfrauen in der Kirche herumgedreht; unzähliger Unfug wird verübt; drei Dienstleute sind auf der Gasse vergewaltigt worden, einem Bürger vier große

---

[1] De barbarie imminente, Francofurti ad Od. 1578, B 4[b] C 5[b]. Vgl. Döllinger I 509—511.

[2] Vgl. unsere Angaben IV 188—190 193. ** Paul Creusing, Prediger in Belitz bei Berlin, schreibt in seiner 1572 abgeschlossenen Chronik über Frankfurt: ‚Es hat diese Akademia viel trefflicher, gelehrter Leute gehabt; aber itziger Zeit ist diese herrliche Akademia in einen solchen Fall kommen, daß viele pflegen zu sagen, man könne fast nicht einen tüchtigen Küster zu Frankfurt bekommen, geschweige denn einen guten Pfarrhern.‘ Creusings Märkische Fürsten-Chronik, herausgegeben von Fr. Holtze, in: Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins, 23. Heft, Berlin 1886, 159.

Löcher in den Kopf gestochen. Wenn die Herren an der Universität das alles ungestraft passieren lassen, so ist ein Aufruhr unter der Bürgerschaft zu fürchten.' Es ereigneten sich so blutige Raufereien zwischen Studenten und Bürgern, daß letztere gegen erstere sogar Kanonen aufführten[1]. Auch in den Familien der Professoren kamen bisweilen ‚gar unförmliche Dinge' vor. Die Tochter des Professors und Generalsuperintendenten Körner lebte als feile Dirne, und dessen Sohn, ein Magister der Universität, wurde im Jahre 1594 auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg enthauptet, weil er seinen 76jährigen Vater geschlagen, mörderisch auf den Hals getreten und bei den Haaren herumgeschleppt, und mit seinem eigenen Kinde, einem zehnjährigen Mädchen, Blutschande getrieben hatte[2]. Der Lehrer der Rechte Christoph von der Straßen, Geheimrat des Kurfürsten Joachim II., verteidigte in Frankfurt einen Grundsatz, welcher die Studierenden zu den ärgsten Ausschweifungen verleiten mußte[3]. Als Alesius, Professor der Theologie, eine lateinische Dissertation dagegen aufsetzte, um öffentlich darüber zu disputieren, verbot der Kurfürst auf Verwenden seines Günstlings die Disputation und erteilte Alesius einen Verweis, worauf dieser der Stadt den Rücken kehrte[4].

An der Universität zu Rostock vertrat Adam Traziger, Professor der Rechte, später Mitglied der theologischen Fakultät, im Jahre 1547 zum Rektor gewählt, denselben Grundsatz[5]. Der dortige Professor Nathan Chyträus äußerte sich im Jahre 1578 über die herrschenden Zustände: Eine Hauptursache der allgemeinen Lasterhaftigkeit der Jugend, welche in Ausgelassenheit und Wildheit gleichsam ersäuft sei, liege unzweifelhaft in dem Verfall der häuslichen Erziehung. Aber auch auf die Lehrer, ihre Saumseligkeit, Sorglosigkeit und Wohldienerei falle ein guter Teil der Schuld. Wie eifrig und fleißig seien dagegen die Ahnen für das Gedeihen der Akademie bedacht gewesen! Nicht ohne Bewunderung ersehe man aus den alten Grundgesetzen, wie jene Männer von alter Treue und Rechtschaffenheit ein-

[1] Vgl. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften 393—394. Tholuck, Akademisches Leben I 265. Spieker, Musculus 115 339 A. 2. ** Siehe auch Bruno Gebhardt, Deutsches Studentenleben im 16. und 17. Jahrhundert, in der Zeitschr. für allgem. Gesch. IV 949 ff.

[2] Moehsen 543. Spieker, Beschreibung der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder 476.

[3] Der Satz lautete: ‚Accessus ad publicas meretrices est licitus et de iure impunibilis.'

[4] Strobel, Neue Beiträge II[b] 355. Spieker, Musculus 13.

[5] ‚Quod simplex scortatio non sit peccatum.' Vgl. Grape 377 529. Krabbe 467 A. 2.

mütig für das öffentliche Wohl ihren eigenen Nutzen und alles kleinliche Trachten nach eigenem Ruhm hintangesetzt hätten. Sie seien aber auch nicht der jetzt überall verbreiteten Meinung gewesen, Obrigkeiten und Lehrer hätten ihre Pflicht erfüllt, wenn sie nur der Jugend Gesetze und Verordnungen gegeben; sondern sie hätten auch für sich selber Gesetze gemacht, und sich mit ängstlicher Sorgfalt in deren Schranken gehalten, und erst dann ein Gleiches von den Studierenden verlangt. ‚Nachdem wir aber jetzt jenes Joch der alten Gesetze und Statuten selbst von unserem Nacken geschüttelt haben und wie die Israeliten nach Josuas Tod jeder nach seinem Belieben tut, was ihm gut scheint, so ist kein Wunder, daß wir bei dem größten Teil unserer Jugend jene zügellose Ungebundenheit, jene bäuerische Unwissenheit, jene unbändige Frechheit, jene lasterhafte Gottlosigkeit gewahren; es ist kein Wunder, daß sie alle Sorge für Erfüllung ihrer Pflicht als etwas ihnen Unanständiges abwerfen, alle gesetzlichen Vorschriften und alles obrigkeitliche Ansehen hochmütig verachten und ihren tollen und schändlichen Lüsten alle Zügel schießen lassen.‘ [1]

Lange vor Chyträus hatte der Westfale Arnold Büren, welcher in Rostock als Regens des ‚Kollegium Aquilä‘ eine strengere Zucht wieder herzustellen sich eifrigst bemühte, das der Religionsveränderung vorausgegangene Zeitalter mit dem späteren vergleichend, im Jahre 1556 sich vernehmen lassen: ‚Alle Gutgesinnten klagen mit einem Munde, und noch deutlicher bezeugen es die Sitten der Menschen selbst, daß eine allgemeine Verschlechterung eingetreten ist, daß von Tag zu Tag mannigfaltige Laster sich entwickeln, daß an der Stelle des vorigen sittlichen Ernstes und der jugendlichen Schamhaftigkeit freche Leichtfertigkeit und zügellose Liederlichkeit Platz gegriffen hat.‘ [2] ‚Die cyklopische Wildheit‘ der Studenten forderte immer von neuem die Rüge der Vorgesetzten heraus [3].

‚Der Rat und die Bürgerschaft‘, heißt es z. B. in einem herzoglichen Visitationsrezeß vom Jahre 1578, ‚beschweren sich zum heftigsten über die Scholaren, daß sie allerlei gewaltsame Taten und Mutwillen auf der Gasse bei nachtschlafender Zeit üben, Röhre aus den Stuben abschießen, und mit bloßen Wehren die Leute, auch ehrliche Matronen, anlaufen und gefährden.‘ [4]

---

[1] Döllinger I 515—517. [2] Ebd. 514—515.

[3] Vgl. Etwas von Rostocker gelehrten Sachen I 422—423 364—365 552. Im Jahre 1558 schrieb Johann Bocerus an Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg über die Universität: ‚Forma gubernationis et disciplinae fere nulla est — nulla studiorum aut morum disciplina et gubernatio laudabilis existere potest — privilegia et immunitates fere omnes academiae ereptae sunt.‘ Bei Schirrmacher II 50—51.

[4] Bei Dähnert II 837.

Im Jahre 1595 hielt Professor Hoecker eine Predigt ‚Über das allgemeine Laster der Trunkenheit, das teuflische Zutrinken, die epikurischen Nachtgesöffe und das sodomitische Leben, welches aus dem Saufen folgt‘[1]. Als Nathan Chyträus dem Herzog Ulrich von Mecklenburg im Jahre 1581 über die Fortschritte ‚einiger Studierenden‘ Bericht erstattete, sprach dieser ihm seine Freude aus: er sehe doch, daß an dieser Akademie nicht alle gleich faul und zügellos, und demnach die auf die hohe Schule verwendeten Ausgaben nicht ganz hinausgeworfen seien[2]. Um das Jahr 1600 bat Professor Cothmann die Studenten, sie möchten doch wöchentlich wenigstens einmal eine Vorlesung besuchen[3].

Wie viel es aber auch in Rostock zu beklagen gab, so fand doch der berühmte Philologe Johann Caselius, welcher von dort im Jahre 1590 nach Helmstädt übersiedelte, daß hier ‚die Sitten der Studenten noch schlechter seien, als er sie selbst in Mecklenburg gefunden‘ habe[4].

Herzog Julius von Braunschweig hatte die Universität zu Helmstädt im Jahre 1575 gegründet und mit Gandersheimschen Stiftsgütern ausgestattet, vornehmlich zu dem Zwecke, tüchtige und gesittete Prediger heranzubilden; denn er habe, sagte Julius, gefunden, daß die Studiosen der Theologie, welche von andern Akademien zurückkehrten, ‚mehr an eitle Händel gewöhnt als mit Gelehrsamkeit ausgestattet‘ seien. Jedoch schon nach zehn Jahren kam es im Generalkonsistorium in Gegenwart des Herzogs zur Sprache: auf der neuen Universität sei ‚eine große Unordnung eingerissen, Sittenlosigkeit, Mord und Totschlag im Gange‘. Eine Visitation wurde für notwendig erachtet, sowie die Anordnung, daß jedem Studenten, der unter 20 Jahren alt sei, das Tragen von Waffen verboten werden müsse[5]. Die Visitation blieb ohne Frucht. Im Jahre 1588 erfolgte ein förmlicher Aufruhr der Konviktoristen: ganze Haufen drangen auf den Ökonomen ein, und als der Rektor einige ins Karzer schickte, versammelten sich ihre Genossen mit Stöcken, Schwertern und Spießen, brachen Türe und Fenster des Ökonomen ein, zerstörten dessen ganzen Hausrat und warfen ihn auf die Straße, befreiten sodann die Gefangenen aus dem Karzer[6]. Im Jahre 1602 wurde dem Konsistorium angezeigt: ‚in den Konviktorien fänden sich mehr Soldaten als Studenten ein‘[7].

[1] Etwas von Rostocker gelehrten Sachen I 560.
[2] Krey, Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchengesch. I 314.
[3] Etwas von Rostocker gelehrten Sachen VI 238.
[4] Henke, Calixtus I 103—104.
[5] Schlegel, Kirchen- und Reformationsgesch. von Norddeutschland II 305.
[6] Tholuck, Akademisches Leben I 214—215.
[7] Schlegel II 366.

Für die Landgrafschaft Hessen und die benachbarten Grafschaften sollte die vom Landgrafen Philipp im Jahre 1527 ins Leben gerufene Universität zu Marburg eine Pflanzschule und kirchlicher Mittelpunkt des Protestantismus sein, eine ‚rechte Pflegstätte christlicher Zucht'. Aber schon in kurzem hatte der Rektor Eobanus Hessus über ‚die Frechheit und Zügellosigkeit der Studenten' zu berichten[1]. Er selbst war dem Trunke mit solcher Leidenschaft ergeben, daß er sich mit vollem Bewußtsein langsam zu Tode trank. ‚Ich lebe', schrieb er im Jahre 1540 kurz vor seinem Ende, ‚immer nach der gewohnten Weise, und wenn ich mir auch bei heranrückendem Alter durch diese Gewohnheit Krankheiten zuziehe, wie neulich das heftigste Podagra und den Husten, an dem ich noch leide, gehe ich doch davon nicht ab.'[2] Die meisten andern Professoren konnten den Studenten ebensowenig zum Muster dienen. ‚Die Zucht der Sitten', meldete der Züricher Theologe Rudolf Walther, welcher in Marburg sich aufhielt, am 3. August 1540 seinem Lehrer Bullinger, ‚ist hier so beschaffen, wie sie Bacchus und Venus ihrem Gefolge vorgeschrieben haben. Sich volltrinken und dann übergeben, öffentlich in den Straßen umhertaumeln, dessen schämt sich niemand, das bringt vielmehr Lob und dient zu Scherz und Gelächter. Siehst du einen Studierenden, so wirst du zweifeln, ob er ein Soldat oder ein Musensohn sei. Warum aber sollten auch die Schüler sich nicht so benehmen, da der größte Teil der Professoren ebenso zu leben pflegt?'[3] ‚Ach Gott', schrieb der protestantische Theologe Martin Butzer am Weihnachtstage 1539 aus Marburg an den Landgrafen, ‚es wird böse Ordnung hier und anderswo gehalten, denn man weiß, daß Ew. Gnaden mit keinem Nachdruck zur Sache selbst tut. Das Volk verwildert; das so gar unzüchtig Leben nimmt überhand.'[4] Die Marburger Ratsherren selbst, klagte er dem Landgrafen im April des folgenden Jahres, richten, weil sie größtenteils ‚Weinschenken' und ‚Trunkenbolde' sind, ‚alle Trunkenheit an, daß die Leute täglich wie das Vieh auf den Gassen liegen'[5]. Also auch von seiten dieser Behörde fehlte es den Studenten an guten Vorbildern. Gefährliche Händel zwischen den Studenten und den Bürgern veranlaßten den Landgrafen Philipp im Jahre 1557 zu der Verordnung: ‚Es soll keiner, er sei woher er wolle, Student oder Bürger, bei der Nacht unter den Kleidern Feuerbüchsen tragen, bei Verlierung des Kopfes.'[6] Landgraf Wilhelm IV. mahnte einmal den Herzog von Holstein ab, seinen Sohn nach Marburg zu schicken, weil hier die Sitten wegen Vereinigung der Hofhaltung und der

[1] Krause, Eobanus Hessus II 230.

[2] Döllinger I 229. [3] Ebd. 230. [4] Lenz I 121—122.

[5] Hassencamp, Hessische Kirchengesch. im Zeitalter der Reformation II 617 bis 621.

[6] Die Vorzeit, Taschenbuch 1826, 36.

Universität nicht gut bestellt seien[1]. Die Jahrbücher der Hochschule bieten nähere Belege für die unter den Studierenden vorhandene Zuchtlosigkeit[2].

Ein studierender Jüngling, sagte Johann Winckelmann, Professor der Theologie, im Jahre 1599 in einer Rede beim Begräbnis eines Studenten, der von einem andern des Nachts mit einem Rapiere tödlich verwundet worden, soll nicht ‚fressen, saufen, huren und Bubenspiel üben, schändliche, leichtfertige, lotterbübische Reden treiben, des Nachts auf den Gassen jauchzen und schreien, mit bloßen Wehren auf den Gassen tumultuieren, Fenster stürmen, andere Leute molestieren und verunruhigen. Das ist eine solche Lust und Fröhlichkeit, daraus großer Unlust entstehet: Zorn, Zank, Hader, Hauen, Balgen, Mord, Totschlag, Gefängnis, Flucht, Krankheit.‘[3] Im Herbste 1610 sprach der Universitätsrektor seine Freude darüber aus, daß trotz der ‚verschiedenen und gefährlichsten Aufläufe und verbissensten Faktionen‘ dieses Studienjahr ‚ohne Mord und Blut‘ vorübergegangen sei; aber schon gegen Ende Dezember wurde der Vorsteher der Scharwächter von mehreren Studenten grausam ermordet; bald darauf hatten die Jahrbücher gefährliche ‚Catilinarische Bewegungen und Tumulte‘ zu verzeichnen[4]. Bemerkenswert für die damaligen Professoren und ihre Stellung gegenüber dem Landesherrn ist ein Brief des Landgrafen Moritz aus dem Jahre 1615. Der Landgraf hatte der Universität seinen etwas vertrunkenen Privatsekretär zum Professor vorgeschlagen, erhielt aber eine abschlägige Antwort und schrieb nun eigenhändig zurück:

---

[1] Rommel, Neuere Gesch. von Hessen I 220.

[2] Vgl. die Belegstellen aus den Annalen von 1598 bis 1601 bei Tholuck, Akademisches Leben I 274—275.

[3] Eine christliche Leichpredigt auß dem 12. Kap. des Predigers Salomons, Marburg 1599, 14 25.

[4] Catalogi studiorum scholae Marpurgensis cum Annalibus brevibus coniuncti, particula undecima und duodecima, zur Festfeier des kaiserlichen Geburtstages 1883 und 1884. Wie in Marburg, so herrschte auch an der im Jahre 1607 eröffneten Universität zu Gießen gleich von Anfang an, nach Ausweis der Akten, eine gewaltige Zügellosigkeit. Die Studenten, welche in dem Freiheitsbriefe der Hochschule mit hoher und niederer Jagd innerhalb der städtischen Gemarkung versehen waren, fielen wie Heuschrecken in die benachbarten Gärten und Wälder ein und wurden von dem Rektor mit wilden Tieren verglichen. Im Jahre 1617 war der Unfug so groß, daß nicht allein ein Student den andern auf offener Straße erstach, sondern daß sie auch das Pflaster gegen den Hauptmann von Gießen, Hans Wolf von Schrautenbach, behaupteten, der, durch ihre Bewaffnung geschreckt, gute Worte geben mußte. Rommel, Neuere Gesch. von Hessen II 148. An der im Jahre 1584 gegründeten hohen Schule zu Herborn ereignete sich bereits im Jahre 1586 ein solcher Aufruhr unter den Studenten, daß die Grafen Johann und Georg von Nassau zur Wiederherstellung der Ruhe mit einer bewaffneten Mannschaft herbeieilen mußten; vgl. Zeitschr. für histor. Theologie XI, 4, 106.

‚Sollte es dabei auf unnötigen Trunk gemeint sein, tragen wir die Vorsorge, er würde zu Marburg viele Brüder finden, die mit ihm eure, uns fast unvermutliche Repulsam zum Tore hinaustragen müßten, denn uns leider zu viel bekannt ist, daß fast in allen Fakultäten gute Zechbrüder und Lukubranten mit unterlaufen.‘ [1]

Auch an der Universität zu Heidelberg, welche nach einem Berichte des Zürichers Rudolf Walther ‚vor andern gepriesen wurde [2], hatte man insbesondere seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts über ‚die Unbezähmbarkeit der Jugend‘ nicht weniger zu klagen als anderwärts [3]. Am Karfreitage 1550 drangen 16 Studenten, mit Wehren und großen Prügeln versehen, in die Kirche ein, trieben die Geistlichen auseinander, zerbrachen die Bilder und Stühle, schlugen einem Standbild des hl. Leonhard Hände, Füße und Nase ab, stellten es auf den Markt vor ein Wirtshaus und hefteten daran einen Zettel: ‚Lieber Wirt luge, wie bin ich beschädigt worden, beherberge mich.‘ Dann stürmten sie unter gewaltigem Getümmel ins Barfüßerkloster, um ‚den Mönchen den Herrgott aus dem Grabe zu stellen‘ [4]. Im Jahre 1552 wurde ein Mitglied der Familie des kurfürstlichen Hofmarschalls von Studenten mit bloßen Waffen angegriffen, die Kurfürstin, welche mit ihrem Gemahl Friedrich II. nach dem Stifte Neuburg zog, gröblich verhöhnt und geschmäht [5]. Über die ‚Armenburse‘ [6] hieß es in den Jahren 1559 und 1561: ‚alle Disziplin scheine darin zu Grunde gegangen‘; die Studenten seien ‚höchlich ungehorsam und frech‘; einige verließen ohne Erlaubnis die Anstalt und schweiften wohl einen ganzen Monat lang in Schenken und Wirtshäusern umher [7]. Der Theologe Ursinus, Vorsteher des Sapienzkollegs, schrieb im Jahre 1568 an seinen Freund Bullinger: ‚Die traurige Auflösung der Disziplin hat wie ein unheilbarer Krebsschaden vorzugsweise die Universitäten ergriffen‘; zu seinem tiefen Schmerze höre er, daß Studenten aus der Schweiz, welche in Heidelberg sich aufgehalten, verdorbener zurückgekehrt seien, als sie gekommen [8]. Neun Jahre später äußerte er sich:

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben I 40. [2] Vgl. oben S. 195.

[3] Übrigens hatte es bereits im 15. Jahrhundert in der artistischen Fakultät nicht an Roheiten und Zügellosigkeiten gefehlt. Wimpheling beschwerte sich bitter darüber im Jahre 1499. Vgl. Thorbecke 59—60 62 90. G. Knods Mitteilungen in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins XL 322.

[4] Bericht des Protestanten Thomas Trage in der Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XII 51. Gegen welche ‚enormia‘ in der Realistenburse anzukämpfen war, zeigen die Statuten (1546) bei Winkelmann I 226—228.

[5] Hautz I 472. [6] Contubernium Pauperum oder Dionysianum.

[7] Hautz I 200 A. 69 und 201 A. 71.

[8] Sudhoff, Olevianus und Ursinus, Elberfeld 1857, 340 A. Hautz II 99 A. 11.

‚Kann mich mit der ungezogenen, sonderlich gewachsenen Jugend nicht mehr bläwen.‘ [1] Daß die Zustände an der Hochschule in späterer Zeit sich nicht verbesserten, geht aus zahlreichen Vorkommnissen und aus Verordnungen deutlich hervor [2].

Aus Heidelberg wurde im Jahre 1590 der Italiener Scipio Gentilis als Professor der Rechtswissenschaft an die von Nürnberg gegründete, im Jahre 1578 mit kaiserlichen Vorrechten ausgestattete Universität Altorf berufen. Sein Leben dient zum Beweis, wie sehr auch diese Anstalt gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens an all den Übelständen litt, welche an den andern vorherrschend geworden waren. Gentilis war leidenschaftlich dem Trunke ergeben; in bezechtem Zustande trieb er sich oft mit den Studenten unter Poltern, Fluchen und Schreien nach Mitternacht in den Gassen der Stadt umher. Einmal stieß er einem Bürger seinen Degen ins Gesicht. Wenn er betrunken war, schlug er alles zusammen, was ihm unter die Hände kam. Auf der Trinkstube zu Nürnberg benahm er sich so gemein, daß ihm der Wirt und die Wirtin wiederholt erklärten: einen unflätigeren Gast hätten sie noch niemals bei sich gehabt. Trotz allem wurde Gentilis im Jahre 1597 zum Rektor, im folgenden Jahre zum Prorektor gewählt. Wenn diese akademischen Ämter ihn nötigten, gegen Studenten einzuschreiten, bat er sie, es ihm nicht nachtragen zu wollen: er handle nur unter dem Drucke seiner Vorgesetzten. Unter den wildesten Studenten ragte seit dem Herbste 1599 für einige Zeit Freiherr Albrecht von Waldstein hervor, welcher später als kaiserlicher Generalissimus über die Geschicke Deutschlands verfügte. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft, im Dezember 1599, stand er an der Spitze eines zusammengerotteten Haufens, welcher tobend und lärmend vor das Haus des Professors der Theologie Jakob Schopper zog, die Fenster einwarf, Türen und Läden zerhieb. Auf Befehl des Nürnberger Rates ließ der akademische Senat, wie laut auch Professor Gentilis widersprach und lärmte, Waldstein und drei andere beim Auflauf besonders beteiligte Studenten in Haft nehmen. Jedoch bald wieder freigelassen, kam Waldstein noch in demselben Monate Dezember von neuem in Anklage: er habe bei der Ermordung eines Bürgers-

[1] Hautz II 99 A. 11.

[2] Vgl. Winkelmann II 160 ff Nr 1350 1352 1354 1359. Hautz II 133 A. 433–436. Tholuck, Akademisches Leben I 219. Ein Karzer wurde in Heidelberg erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut und seitdem häufig benutzt. ‚Der Raum befand sich in einem bedenklichen Zustande.‘ Einem Studenten, der darin mehrere Monate sitzen mußte, faulten durch die Feuchtigkeit die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen; die Universität selbst erklärte, daß ‚wegen der bösen Dünste keiner lang ohne gefährliche Krankheiten darin bleiben möge‘. Deshalb ließen sich auch die Studenten lieber ausweisen als einsperren. Thorbecke, Anmerkungen 52*.



sohnes durch den Studenten Hans Hartmann von Steinau ‚die Sache sich wohl befohlen sein lassen'. Um die akademischen Behörden, welche den Vorfall einer Untersuchung gar nicht wert erachteten, zur Wahrung der Würde der Hochschule zu veranlassen, bedurfte es eines ernsten Auftrages und scharfen Verweises von seiten des Nürnberger Rates. Als der Pfleger der Universität in den Wohnungen der Studenten Haussuchung nach dem Mörder halten wollte, fand er gewaltsamen Widerstand. Die gesamte Bürgerschaft mußte zu den Waffen gerufen werden. Zur Wiederherstellung der Ruhe ordnete der Rat von Nürnberg eine eigene Gesandtschaft ab und gab derselben eine bewaffnete Mannschaft mit. Waldstein wurde ergriffen und vor die Behörde geführt. Er hatte sich überhaupt ‚alles Mutwillens und mancherlei Unruhe beflissen' und sich ‚allerlei Schweres' zu schulden kommen lassen: er hatte die Wachen geschmäht und beleidigt, einen Studenten in den Fuß gestochen, seinen Diener ‚so unmenschlich gezeichnet', daß dieser nach Nürnberg in ärztliche Pflege geschickt werden mußte; auch wurde Klage geführt über seine und seiner Spießgesellen ‚unerhörte Gottlosigkeit, daß sie auch der heiligen Dreifaltigkeit mit Spotten und Schimpfieren nicht verschonet'. Die Strafe war sehr gelinde. Nach kurzem Stubenarrest erhielt er schon im Monat Januar 1600 die Erlaubnis, abzureisen, wann er wolle. Bald darauf zog Waldstein ab[1]. ‚Als noch die Schulen', besagte ein gegen Ende des 16. Jahrhunderts über die Universität abgefaßtes Gutachten, ‚unter päpstlichem Regiment, da wurde eine strenge Disziplin gehalten, und jedermann hat sich mehr vor dem geistlichen Zwange als der Obrigkeit Strafe gefürchtet. Da hat man denn die Jugend desto leichter in Furcht und Disziplin erhalten können: jetzomal ist es leider umgekehrt, daß man niemand weniger achtet als die Geistlichen, und ist in solcher Zerrüttung wohl zu erwägen, was für Freiheiten der hohen Schule können nützlich sein. Die Befreiung von Zoll und bürgerlichen Auflagen ist ein löblich Werk in diesen schweren Zeiten, da ein armer Student ohnedies sich schwerlich behelfen kann.' Dagegen bringe ‚die Befreiung von Strafen der weltlichen Obrigkeit' bei ‚Stürmung der Häuser, Unzucht der Jugend keinen Nutz'. ‚Die Lizenz bei den Studenten hat so sehr überhand genommen, daß schier niemand in seiner Behausung sicher; sie haben sich auch unterfangen, allerlei Rumor anzurichten, die Leute ohne Ursache zu beschädigen und wohl gar um Leib und Leben zu bringen.'[2]

[1] Aus: J. Baader, Wallenstein als Student an der Universität Altdorf, Nürnberg 1860. K. Patsch, Albrecht von Waldsteins Studentenjahre, Prag 1889. Vgl. Will, Universität Altdorf 39 73 (über Professor Schopper), und Historisch-diplomatisches Magazin I 223—225.

[2] Tholuck, Akademisches Leben I 37—38.

Im übelsten Rufe stand auch die Universität zu Tübingen, wo ‚das wüsteste Pokulieren‘ ‚ganz außerordentlich im Schwange‘ war [1]. Im Jahre 1539 stellten die Professoren samt den geistlichen und weltlichen Beamten am Aschermittwoch eine Festlichkeit auf dem Rathause an, ‚um Fleisch zu speisen, zu trinken, zu springen und zu tanzen‘: es wurde verboten, die Fasten zu beobachten. Solche Beispiele von oben konnten nicht günstig einwirken. Jakob Andreä, Propst zu Tübingen und Kanzler der Universität, klagte in den Jahren 1568 und 1569 heftig über das herrschend gewordene ‚wüst, epikurisch, viehisch Leben mit Fressen und Saufen‘; Trunkenheit werde ‚gemeinlich weder bei hohen noch niedern Standes Leuten‘ noch für Schande gehalten; ‚die mit gutem Exempel und ernstlicher Strafe es abschaffen sollten, tun und treiben es am heftigsten‘. Neben der Völlerei herrsche ‚das erschreckliche Laster der Gotteslästerung‘. ‚Bei den Voreltern‘ seien ‚solche Flüche, die jetzt gar gemein, nicht erhört worden, und wann sich einer in diesem Laster übersehen, obwohl nicht so grausam, wie jetzt gemeinlich geschieht‘, so hätten sie ‚ihn ins Gefängnis eingezogen und peinlich beklagt‘ [2].

Daß die Schilderung Andreäs von den herrschenden Lastern nicht übertrieben war, lernte Herzog Christoph aus eigener Anschauung in Tübingen kennen. Er war gewohnt, diese Universität als ‚den Augapfel reiner Lehre‘ und als ‚die Mutter und Pflegerin christlicher Zucht‘ anzusehen. Alle Lehrer, zu welcher Fakultät sie gehören möchten, sollten sich ‚der württembergischen und augsburgischen Konfession gemäß erzeigen‘, weder Personen noch Lehrbücher ‚verworfener Sekten‘ sollten geduldet werden [3]. Wiederholt hatte Christoph strenge Verordnungen getroffen gegen die Roheit und Ausgelassenheit der Studenten, gegen deren Nachtlärmen, ungebührliche Kleidung und ‚Wehrtragen‘ [4]. Als er aber im Jahre 1565 Tübingen besuchte, schrieb er: ‚Es ist eine hohe Notdurft, daß bedacht werde, wie dem Schulsenate mit Ernst auferlegt werde, daß sie ob ihren Statuten und Ordnungen besser halten, und nicht also ein dissolut Wesen den Studiosen gestattet und zugegeben werde. Wir befinden unter anderem, daß da das greuliche Gotteslästern so gar gemein unter ihnen und dermaßen ist, daß, welcher baß fluchen kann, sich einen Ruhm haben will; item das Saufen, Unzucht mit den Weibern, wie wir es denn im verschienenen August mit eigenen Augen gesehen. Das nächtliche Gassenlaufen mit Jauchzen, Schreien, Fluchen, Toben, mit Rechen, Wannen und großen Wehren ist sehr gemein, und dieweil sämtliches in unserem Allhiersein geschieht, geschieht es

---

[1] Sattler III, Beilage 148. Schnurrer, Erläuterungen 178. Horawitz, Kaspar Bruschius 31.

[2] Vgl. unsere Angaben IV 514—515.

[3] Hartmann, Gesch. der Reformation in Württemberg 150.

[4] Mohl, Geschichtl. Nachweisungen Nr 22 33 35 59 u. 60.

noch viel mehr in unserem Abwesensein. So geschieht auch solch' Gassenlaufen nicht zu geringer Beschwerde manches frommen Biederweibes, Magd und Jungfrauen, welche von den Studiosen ungebührlicherweise angefallen, Unzucht ihnen zugemutet, auch etwa mit Gewalt hinweg und in die Häuser gerissen werden, wie denn nicht lange das einer solchs widerfahren, das alles ungestraft von Rektor und Senat hingeht.' [1]

An den Senat erließ der Herzog einen Bescheid: er habe erwartet, daß seine mündlich erteilten Befehle zur Abstellung des Unfugs der Studenten, besonders des Nachtlärmens, ernstlich befolgt würden. ,Da befinden wir aber, ist uns auch selbst, als wir jüngst mit den hochgeborenen Fürsten unsern freundlichen lieben Vettern Herzog Ludwig Pfalzgrafen und Landgrafen Wilhelm zu Hessen zu Tübingen gewesen, mit der Tat begegnet, daß dermaßen durch die ganze Nacht ein Mordgeschrei, Toben und Wüten auf den Gassen fast durch die ganze Stadt gewesen, daß wir selbst keinen ruhigen Schlaf haben, viel weniger in der Nacht und unserem Schlosse wissen mögen, was für Brand und Mörderei in unserer Stadt durch solche leichtfertige gottlose Leute angerichtet worden.' [2] In demselben Jahre erklärten mehrere Bürger dem Rektor, sie seien in ihren Häusern vor den Studenten nicht sicher, ,und es werde nicht gut tun, bis sie derselben einen einmal zu tot schlügen'. Im Jahre 1577 beschwerte sich der Untervogt von Tübingen beim Senate: das Verhalten der Studenten bei Nacht sei so ungebührlich, daß sich kein Bürger mehr zum Wächter wolle bestellen lassen und zu besorgen sei, daß, wo man nicht beizeiten dies abstelle, ein arger Jammer und Not daraus hervorgehe. ,In Summa, sei ein gottlos Wesen, wie in Sodom und Gomorrha.' Im Jahre 1583 erhielt der Untervogt vom Herzog die Weisung, die Häuser zu visitieren, in welchen ,ungebührende Tänze und Schlaftrünke' gehalten würden; damit ,das überhand nehmende Laster der Unzucht ausgerottet werde, solle er Vogel und Nest miteinander aufheben'. Wegen der ,strafmäßigen Handlungen und Widersetzlichkeit' der Studenten besorgte der Herzog ,einen gemeinen Aufstand'. ,Man müsse bekennen', berichtete der Senat im Jahre 1584 nach Stuttgart, ,daß den Statuten gemäß nicht gelebt werde; aber die Jugend sei so verderbt, daß man notwendig die Statuten revidieren müsse.' Totschläge kamen wiederholt vor, und schwere Verwundungen waren nicht selten. Als einmal ein Student einen andern ,so gestochen, daß die Gedärme bis auf den Boden gehangen', wurde er, weil der Verwundete nicht gestorben sei, bloß mit Karzer bestraft. Zwei Studenten kamen ins Karzer, ,weil sie einander die Finger abschneiden und darum spielen wollten', zwei andere, weil sie eine ,Schlachthandlung' gehabt, einander ,mit bloßen Wehren und

[1] Pfister, Herzog Christoph II 149 150. [2] Mohl Nr 69.

großem Gottesschwören' über den Kirchhof gejagt hatten. Zwei Studenten, welche einen Bürger mit dem Dolch angegriffen hatten, mußten je einen Gulden bezahlen. Einmal gingen drei Studenten im bloßen Hemd durch die Straßen. Zwei Studenten wurden ins Karzer gelegt, weil sie eine schwangere Frau geschlagen und getreten hatten. Im Jahre 1585 verlangte der Senat: weil ,die Studiosen, vorzüglich die von Adel, Tag und Nacht fressen und saufen, Fenster einschlagen, schreien', sollten die Wirte durch die Vögte bestraft werden. Von den Nürnbergern hörte der Senat: sie würden gern ihre Kinder in Tübingen studieren lassen, aber durch die an der Universität vorhandene Sittenlosigkeit sähen sie sich daran verhindert.

Selbst Söhne von Doktoren und Professoren machten sich durch ihr Unwesen besonders bemerklich. So zeigte am 13. Januar 1592 der Rektor an, es sei Tags zuvor ein beschwerlicher Auflauf gewesen, bei welchem ein Student von einem Schmiede mit einer eisernen Stange niedergeschlagen worden sei. Doktor Hambergers Sohn habe angefangen; es sei eine gemeine Stimme in der Stadt, der junge Hamberger sei ,ein Magikus, schlage stracks einem an den Hals'. Er wurde zum Karzer verurteilt, schließlich aus der Stadt geschafft, ,weil er die Leute auf der Straße angreife und sich mit ihnen haue'. Den Sohn des Professors Crusius mußte der Senat im Jahre 1591 auf eigene Anklage des Vaters wiederholt ,ins Loch legen' lassen. Gegen den Sohn des Professors Cellius wurde im September 1597 beschlossen: ,ihn zu arretieren und einen Schneider, den er hart geschlagen, kurieren zu lassen'. Im Dezember 1600 wurde derselbe öffentlich ausgewiesen, weil er ein Mädchen verleitet hatte, einem Studenten, auf den er eifersüchtig war, ein Messer in den Hals zu stechen. Vier Jahre früher wurde im Senate gegen einen Studenten verhandelt, ,der sich dem Teufel verschrieben, wenn er ihm etwas Geld wolle zustellen'. Auf die Frage: ,wie lange er schon mit dem Teufel zu tun gehabt, und wie oft er von ihm Geld empfangen, und was Geding er mit dem Teufel getroffen habe', antwortete der Student: ,Es sei das erste Mal, er habe noch kein Geld vom Teufel erhalten, seine Schulden hätten ihn dazu gebracht; er habe es nur auf zwei Jahre mit dem Teufel treiben wollen, und wenn er in dieser Zeit gestorben wäre, würde er dem Teufel abgesagt und ihm erklärt haben, er habe einen andern Helfer, Jesum.' Er bekam längere Karzerstrafe und mußte sich zum Abendmahle vorbereiten. Da er aber im nächsten Monate in Wirtshäusern drei silberne Becher und drei Löffel stahl und dieselben verkaufte, wurde beschlossen, peinlich gegen ihn zu verfahren [1].

---

[1] Mohl Nr 36 74 92 96 97 105 106 115 117—122 125—127 134 138 bis 140 145—148 151 153 157 161 168—170 178 183 188 190 199 205—206 211 216 218—224 234—236 238 242 250 253 u. 277.

Auch gegen die Stipendiaten der Theologie wurden, namentlich seit dem Ausgang des Jahrhunderts, laute Klagen geführt über zunehmenden ‚Unfleiß, Üppigkeit und sittenloses Wesen'. Unbekümmert um alle Verordnungen, schwärmten ‚die Kollegiaten im Wirtshaus zum goldenen Adler Tag und Nacht'. Überhaupt war die Anstalt ‚von dem Geiste der Widersetzlichkeit' beherrscht. Wurden Strafen verkündigt, so erfolgten Verwahrungen, die Vollziehung ward verzögert oder unterblieb. Im Jahre 1605 entstand ein förmlicher Aufruhr, und selbst die Unruhigsten wurden begnadigt. Die Unzucht nahm an der Universität erschreckend zu, sogar in den Familien von Professoren der Theologie [1].

Es entstand der Spruch:

Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Jena mit gesundem Leib,
Von Helmstädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht studiert auf allen [2].

Der später berühmte Philologe und Schulmann Hieronymus Wolf, welcher in Tübingen studiert hatte, berichtete aus seinen Jugenderinnerungen: ‚Auch in Tübingen herrschte das barbarische Herkommen, nach welchem der dümmste

[1] Schnurrer, Erläuterungen 478—482. Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 102 ff. Tholuck, Akademisches Leben I 145—147 218. Georg Liebler, Professor der Physik, hielt im Jahre 1576 an der Universität eine Oratio de causis corruptae iuventutis (Tubingae 1576), worin es Bl. A 2 heißt: ‚Cogitanti mihi saepenumero et in res nostrorum hominum intuenti quaerendum esse visum est cur in scholis publicis iuventutem corrumpi vulgo dicatur et multi parentes spe sua quam de liberis conceperant frustrati afflictam et tristem exigant senectam. Ac ego quidem ut in multis aliis rebus ita hic quoque longissime a consuetis hominum opinionibus dissentire me ingenue fateor maximamque partem corruptae adolescentiae non praeceptoribus, ut omnes fere, sed ipsis parentibus ut nemo vel paucissimi tribuo.' Er schildert dann des Näheren die Wirkungen einer verderbten häuslichen Erziehung auf die Knaben. ‚. . . Nostros sermones spurcos, nostras ineptias, nostras blasphemias audire coguntur, nostras crapulas et perpotationes vident atque ita miseri haec discunt antequam sciant esse vitia. Inde soluti ac fluentes non accipiunt ex scholis mala ista, sed in scholas afferunt. . . .' Bl. A 3ª.

[2] In anderer Wendung:

Wer kömmt von Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen.

Meyer, Studentica 6.

und wildeste Raufbold befugt war, den neuen Ankömmlingen jede beliebige Schmach in Worten wie in Werken anzutun. Diese liberale Prüfung der Köpfe und Herzen nannten sie eine Deposition. Die allerwenigsten derjenigen, welche sich auf der Hochschule herumtrieben, waren mit hohen Kenntnissen auch nur mittelmäßig ausgestattet, und unter denen, die mich und andere Neulinge hergebrachterweise verspotteten und schlugen, konnten die meisten kaum zwei oder drei lateinische Worte ohne grobe Sprachschnitzer herausbringen.' [1]

Die sog. ‚Deposition', ‚Ablegung der Hörner', war schon an den mittelalterlichen Universitäten gebräuchlich, jedoch in der Regel damals noch nicht ausgeartet [2].

Wer eine deutsche Hochschule bezog, hieß Beanus, Gelbschnabel, oder Fuchs, und wurde angesehen als ‚ein Tier des Feldes, dem zur gebührlichen Vorbereitung für die öffentlichen Vorlesungen die Hörner abgenommen werden' mußten [3]. Man hing ihm eine Ochsenhaut mit Hörnern über den Kopf und steckte ihm einen Eberzahn in den Mund, letzterer wurde dann unter allerlei ‚Zeremonien' ausgebrochen, die Hörner wurden abgesägt und darauf der Beanus, um ihn ‚von groben, bäuerischen Sitten zu befreien', an verschiedenen Teilen des Körpers mit Kamm, Säge, Hammer und Zange, auch mit ‚richtigen Ohrfüchsen' bearbeitet. Nach solchen ‚Zeremonien' führte der Beanus den Namen Pennal, von Pennale, Federbüchse.

Diese ‚Deposition' war ursprünglich ernsthaft gemeint, in akademischen Gesetzen anerkannt, sogar anbefohlen, und geschah im Beisein und unter Mitwirkung des Dekans der philosophischen Fakultät. So wurde z. B. zu Greifswald im 15. Jahrhundert behufs Vermeidung von Mißbräuchen vorgeschrieben: die ‚Deposition' solle unter Aufsicht der Lehrer in den Kollegien oder Regentien stattfinden, und der Beanus dürfe für dieselbe nicht über den dritten Teil eines Gulden zahlen [4]. Bereits im Anfang des 16. Jahr-

---

[1] H. Wolfs Jugendleben von F. Passow, in v. Raumers Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1, 375—376.

[2] **Vgl. W. Fabricius, Die akademische Deposition (depositio cornuum). Beiträge zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, speziell zur Sittengeschichte der Universitäten, Frankfurt 1896; vgl. auch Fabricius in der Zeitschr. für Bücherfreunde I (1897/98) 177 f, III (1899/1900) 99 f. Über die sog. ‚Deposition' vgl. auch Zinck, Studentisches Leben in Leipzig 194 f.

[3] Der Beianus (hergeleitet von bejaune = bec-jaune = Gelbschnabel; vgl. Birlingers Alemannia VI 82 A. 1) wurde erklärt: Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum. v. Raumer IV 4. **Meinhardi in der S. 220 A. 1 genannten Schrift gibt Bl. Dr* eine andere Definition des Beanus: Beanus est *b*estia *e*qualis *a*sino *n*ihil *v*ero *s*ciens.

[4] Kosegarten I 84—85. Die bei der ‚Deposition' vorkommenden ‚Zeremonien' entsprangen wesentlich aus der Gesellenweihe der Handwerker. Auch dort, wie bei der

hunderts[1], noch mehr aber im Laufe desselben entartete die ‚Deposition' in allerlei ‚unzüchtiges, barbarisches Gespreu, Wort, Werk und Possen', ‚verlief in buhlerische und andere grobe Anreizung'[2]; sie wurde, wie der Rat zu Köln sich ausdrückte, ‚ein lauteres Bacchantenwerk', ‚aus welchem einzig und allein alles Übel: Saufen, Fressen, Geldversplitterung, Neid, Haß, auch vor diesem Mord und Totschlag verursacht' wurde[3].

Im Anfange des 17. Jahrhunderts ging aus der ‚Deposition' vorzugsweise an den protestantischen Universitäten der sog. ‚Pennalismus' hervor, welcher mit der schmählichsten Ausbeutung und Mißhandlung der ‚Pennäler' verbunden war und zu dem eigentlichen ‚akademischen Ungeheuer' auswuchs. Seitdem nämlich die Bursen abgeschafft waren, wurden die Neuankommenden zur Beaufsichtigung älteren Studenten, besonders Landsleuten, zugeteilt, und diese fingen bald an, eine unerträgliche Herrschaft über die ihnen Empfohlenen auszuüben. Sie hießen ‚Schoristen', ‚weil sie den jungen Studenten die Haare abschoren und diese auch sonst wacker schoren'. Jeder Ankömm-

---

Aufnahme in eine Kaufmannsgilde, war das Zwicken und Zausen in Gebrauch. Das von Zarncke herausgegebene, im 15. Jahrhundert weitverbreitete Manuale Scholarium bietet mit dramatischer Lebendigkeit und in bewegtem Dialog eine deutliche Vorstellung von der ‚Deposition'. Näheres daraus bei Thorbecke 55—57; vgl. Hartfelder in der Zeitschr. für allgemeine Gesch. II 780—785.

[1] ** Den Beweis, daß die Deposition bereits vor dem Ausbruch der Kirchenspaltung vielfach entartete, liefert J. Haußleitner, Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers (Leipzig 1903), auf Grund der Schrift des Mag. Andreas Meinhardi, Dialogus illustrate ac augustissime urbis Albiorene vulgo Vittenberg dicta etc. (Lipsiae 1508), aus der S. 54 f Auszüge mitgeteilt werden. Meinhardi schildert ausführlich die Deposition, ohne die dabei vorkommenden Mißbräuche zu tadeln. Haußleitner (S. 50) schließt aus dem Umstande, daß Kurfürst Otto Heinrich 1558 in Heidelberg das Unwesen tadelte, während Meinhardi dies nicht tut: ‚Die Reformation hat den Maßstab der Beurteilung durchaus erhöht.' Warum ist aber dann das Unwesen an so vielen protestantischen Universitäten vorgekommen?

[2] Vgl. darüber für die Universität Heidelberg die Angaben bei Thorbecke 57. Winkelmann I 322—323.

[3] Bianco I[a], Anlagen S. 244—245. Über das Unwesen der entarteten ‚Deposition' findet sich eine anschauliche Schilderung im zweiten Akte von Albert Wichgrevs Drama ‚Cornelius relegatus'; vgl. E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Leipzig 1880, 12—13, und unsere Angaben VI 392 bis 396. Eine ausführliche Erzählung: ‚Wie es mir Wilhelm Weber (bei der Deposition) zu Altorf ergangen', im Weimar. Jahrbuch für deutsche Sprache 2c. VI 328—340. Bartholomäus Sastrowe (I 188) berichtet, daß ihm ‚in der Deposition zu Rostock der Depositor mit dem hölzernen Schermesser die Oberlippe durchschnitt'. Hayn (Bibl. Germanorum erotica 289) verzeichnet eine um das Jahr 1590 gedruckte ‚Kurtzweilige Fastnachtspredig, lustig zu gebrauchen bey dem Deponiren, Hoblen und Hänsseln'; ein neuer Abdruck davon besorgt von Th. G. v. Karajan, Wien 1851.

ling, ‚Fuchs', mußte als Famulus seinen Leibburschen, seinen ‚Herrn' oder ‚Patron', bei Tische bedienen, ihm Kleider und Schuhe reinigen, seine eigenen besseren Kleider abliefern, während er selbst nur in schmutzigem und zerlumptem Gewande und in Pantoffeln sich blicken lassen durfte. In den Hörsälen, sogar in der Kirche hatten die Füchse ihre besondern Sitze, wurden auf der Straße wie während des Gottesdienstes mit Backenstreichen, Nasenstübern, Fußtritten behandelt, zum Genusse ekelhafter Speisen und Getränke gezwungen. Bei den Saufgelagen und Schwelgereien in der Stadt und auf dem Lande warteten ihrer die erniedrigendsten Dienste. Nach Ablauf des Dienstjahres mußte der Fuchs bei den einzelnen Mitgliedern der Landsmannschaft sich die ‚Absolution' erbitten und erhielt dieselbe auf einem von ihm herzurichtenden ‚Pennalschmaus' ‚im Namen der heiligen Dreieinigkeit': das Haar wurde ihm abgebrannt, er wurde Brandfuchs und konnte nunmehr anfangen, an andern zu vergelten, was er selbst erduldet hatte. Bei diesem heillosen Treiben handelte es sich nicht mehr um die Ausschreitungen einzelner Studenten, sondern um eine ‚wahre Verschwörung zum Bösen', welche ‚jede Zucht beseitigte und jede disziplinarische Maßregel der akademischen Obrigkeiten vereitelte' [1].

Alle Verbote gegen die Pennalschmäuse waren erfolglos; selbst Professoren beteiligten sich an denselben und zogen ihre Vorteile daraus [2]. ‚Man findet Professoren', schrieb Sigmund Evenius, ‚welche die verbotenen Pennalschmäuse gern besuchen und das Kalb weidlich mit austreiben helfen, zum Gesauf an den Tischen selbst mit Anleitung geben, die Halbe einschenken und das Doppelte anschreiben, zum Weinschmaus und Kartenspiel anreizen, damit sie einen guten Rausch und das Hellerlein davon bringen.' [3]

---

[1] Näheres bei Chr. Schöttgen, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennalwesens, Dresden u. Leipzig 1747. v. Raumer IV 47 bis 54. Tholuck, Akademisches Leben I 200—202 280 ff. Henke (Calixtus II 19 A. 1) hebt hervor, daß der Pennalismus ‚auf katholischen Universitäten viel weniger bekannt' gewesen sei. ‚Im ganzen 17. und zum Teil noch im Anfange des 18. Jahrhunderts waren', sagt Meiners IV 54, ‚die Sitten der studierenden Jugend auf den protestantischen Universitäten mehr als auf den katholischen verdorben, weil die Greuel des Pennalismus auf jenen allgemeiner als auf diesen herrschten.' Bei Wachsmuth (Europ. Sittengesch. V 297) heißt es: ‚Der Pennalismus würdigte die Studenten bis zur Bestialität herab; er wurde hauptsächlich von Theologen geübt; die katholischen Universitäten waren frei davon.'

[2] Vgl. oben S. 192.

[3] Evenius 95—109, wo überhaupt eine Schilderung der ‚Gott- und Ruchlosigkeit der Jugend' und des ‚ungeheuern Pennalisierens'. Über die Pennalschmäuse und den weiteren Unfug des Pennalwesens sagte Landgraf Wilhelm von Hessen im Jahre 1610 in einem Befehle für die Universität Marburg: ‚Quid vero ibi? Optimae quidem leges, sed omnium pessimi mores, quos, quae vitiorum fomes ac nutrix est, quemadmodum ex Agathensi concilio olim scriptum fuit, ebrietas et helluatio

Wie ‚ein rechter Schorist' an den Universitäten sich aufführte, wurde von Wolfgang Heider, Professor zu Jena, im Jahre 1607 näher geschildert. ‚Ein solcher greulicher Student', sagte er, ‚betet gar nicht zu Gott, um welche Ruchlosigkeit, wenn er von andern gestrafet wird, er gar feuberlich spricht: „Die Säue, ob sie wohl Gott niemals verehren und anrufen, werden doch sehr fett auf ihren Mastställen." Die bösen Begierden, welche in diesem Schlingfraß herrschen, vertilgen gänzlich alle Empfindungen der Ehrbarkeit, unterdrücken alle Lieb zu der Tugend und alle Lust zu dem Studieren, erseufen solche gleichfalls in der ersten Saat. Er gedenket nicht an Weisheit, nicht an Geschicklichkeit, nicht an ehrliche Studien in dem menschlichen Leben, nicht an die Wohlfahrt der Kirche, der Policey, sondern durchaus trachtet er nach Schalkspossen, Müßiggang, Faulheit, Zechen, Hurerey, Balgen, Verwunden, Morden.' ‚Kommst du ohngefähr in seine Stube, ich frage dich, was wirst du für Hausrat finden? Erstlich zwar keine Bücherlein oder etliche wenige unter die Bänke und in die Winkel verwegentlich geworfen, die von Staub verwüstet, von Motten zerfressen und von Meusen fast auffgezehrt sind. Schauest du hin und her, du wirst sehen an der Wand hangen etliche Dolche, etliche Sticher, etliche Büchsen, die er bißweilen in dem Losament oder in den Vorstädten zwischen Häusern, mit Schindeln gedecket, und Scheuern, mit Getraide bereichet, loß zu platzen sich gar nicht scheuet. Du wirst sehen Panzer, oder eiserne Händschuhen, damit der Riese nicht ungewapnet auf dem

perenni quasi ubere alit atque fovet. Quid enim? incredibile auditu: novum compotationis genus a nonnullis Bacchi seu malis Baccharum filiis institutum esse comperimus, quod peculiari ... verbo Ein Pennall Schmauß indigitare, eiusque sumptus et impendia indignissima ratione a novitiis, qui hanc Academiam primum ingrediuntur, praeter fas extorquere solent. Sed et praeterea alterum quendam contra bonos mores exortae helluationis modum cognovimus, quem Dischrückung appellant. Facto enim tamquam in praelium impetu, gulae studiosi in Musea et conclavia aliorum irruunt, vina adferri sibi poscunt, nolentibus libros et vestimenta auferunt, ablata aliis oppignorant, qua plus quam hostili vi atque iniuria deterriti novitii quidam et boni adolescentes hinc discedere coacti sunt. Inaudita etiam in hostium castris barbaries': mit den strengsten Strafen solle diese Barbarei ausgerottet werden. Catalogi (vgl. oben S. 211 A. 4) 1883, 10—12. In Helmstädt hielt Professor Luchtenius im Jahre 1611 am Schluß seines Vizerektorates eine Rede, in der es heißt: ‚Invasit *pridem* Academiam nostram lues quaedam contagiosa, nescio unde orta (nämlich der Pennalismus). ... Dici non potest quanta morum corruptela invehatur, quamque omnis disciplina corruat, et amor litterarum plane refrigescat.' v. Raumer IV 48 A. u. 54 A. Die Universität zu Rostock sagte im Jahre 1619: vor 30 Jahren und länger sei noch eine gute Zeit des Studiums gewesen, aber wie eine Pest sei der Pennalismus eingedrungen. ‚Unde fit, ut inter tot nomine studiosos vix pauci reipsa inveniantur, qui in vera litteratura aliquid laude dignum inficiant.' Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 1738, 133—137.

Kampfplatz erscheine; auch Wämbster, die innwendig mit Baumwollen, Werk, Haar oder Fischbeinen dick ausgefüllt und wohl vermachet sind, damit, wenn es zu Faust geraten, solche den Stich dulden können. Du wirst sehen etliche Humpen und eine große Anzahl Gläser, welche der neuen Gäste warten. Du wirst sehen Karten, Bretspiel, Würfel und mehr Instrumente, das Geld samt der Jugend zu verderben. Das öffentliche Kollegium besuchet er entweder niemals, oder gar zu langsam: er höret keine Lektionen, damit er nicht in den Auditorien wie ein Hund im Bade angetroffen werde. Wenn es auf den Gassen, auch in den Gemachen still worden, die Menschen in die Ruhe sich begeben, alsdann erhebet er sich mit großem Krachen der Pfosten und Türe, bricht los, wo er nur gestecket, gewapnet, und von seinem Jungen begleitet. Dazumal hast du ein wunderlich Schrecken- und Trauerspiel zu hören: Wo er etliche für Feinde achtet, behüte Gott! was für Henker- und Narrenhändel fähet er an vor ihren Türen! Wie springt er mit Füssen an die Tore! Wie wirfet er mit Steinen in die Fenster! Mit Lügen, Schantierungen, Schmähungen und Lästerungen darf er die ungescholtesten Leute, an denen auch der Momus selbsten nichts tadeln kann, dermassen beleidigen, daß, obwohl alles falsch und erdichtet, dennoch immerdar etwas kleben bleibet, und die argwöhnischen Gemüter schwierig macht. Wenn ihm andere Studenten oder friedliebende Bürger begegnen, an dieselbigen fället er wie ein Mörder oder öffentlicher Straßenräuber mit bloßem und gezucktem Schwerte, und indem der Flucher verschüttet eine unbegreifliche Zahl der Sakramente, hauet und stößet er auf dieselbigen, schläget, verwundet, wirft zu Boden, tritt, würget, schnaubet, tobet, und gebahret sich nicht anders als ein Teufelin, die aus der Höhle in menschliche Gestalt loßgelassen worden.'

‚Nachdem er nun', sagt Heider am Schluß, ‚in Akademien geschwänzet, gewühlet und gebahret, wird er heim, wiewohl ungern, berufen, es sei denn Sache, daß er allbereit, wie gemeiniglich zu geschehen pfleget, wegen seiner heroischen Tugend als ein pestilenzisches Glied mit Verweisung ist abgeschnitten und von der Gesellschaft der Studenten verworfen worden. Er scheidet von dannen, fast allezeit schattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zahnlos, mit Narben und Heften durch und durch zerflicket.' [1]

Unter den Studenten zu Jena war im Anfange des 17. Jahrhunderts besonders der ‚Gesang der Schlemmerzunft' beliebt:

> Laßt uns schlemmen und demmen bis morgen!
> Lasset uns fröhlich sein ohne Sorgen!
> Wer uns nicht borgen will, komme morgen!
> Wir haben nur kleine Zeit hier auf Erden,
> Drum muß sie uns kurz und lieb doch werden.

no Jews to come till tomorrow

[1] v. Raumer IV 331—334; vgl. Keil 66—68.

Wer einmal stirbt, der liegt und bleibt liegen,
Aus ist es mit Leben und mit Vergnügen.
Wir haben noch von keinem vernommen:
Er sei von der Hölle zurückgekommen,
Und habe verkündet, wie dort es stünde.
Gute Gesellschaft treiben ist ja nicht Sünde:
Sauf also dich voll und lege dich nieder!
Steh auf und sauf und besaufe dich wieder[1].

‚In dem über alle Beschreibung zügellosen Leben der jetzigen studierenden Jugend zeigt sich insbesondere', schrieb der protestantische Theologe Polykarpus Leiser im Jahre 1600, ‚die leider im allgemeinen eingetretene Verschlimmerung und der wachsende Verfall sittlicher Zucht. Das Sittenverderben ist heutzutage aller Orten so groß, daß ein schrecklicher allgemeiner Umsturz bevorzustehen scheint.'[2]

Jedenfalls war die seit dem Beginne der Religionsstürme fast allgemeine Klage begründet, daß unter den an den allermeisten Universitäten vorherrschenden Zuständen die Wissenschaft und das wissenschaftliche Leben nicht gedeihen konnten.

---

[1] Keil 54—55.

[2] Döllinger II 565. Mitten unter den Greueln des Dreißigjährigen Krieges hob J. P. Lotichius, Professor der Medizin an der Akademie zu Rinteln, hervor: er erinnere sich, daß schon vor vielen Jahren einer der größten Rechtsgelehrten Deutschlands wiederholt vorausgesagt habe, ‚impossibile esse, ut post tot insolentias, pugnas digladiationesque studiosorum adolescentum . . . fatale atque extremum aliquod Germaniae nostrae, imprimis rebus academicis, bellum non portendatur. . . .' Meiners I 247.

Zweiter Teil.

Bildung und Wissenschaft — Bücherzensur und Buchhandel.

I. Humanistische Studien — philologische Gelehrsamkeit — lateinische Dichtung.

Wenn so viele Humanisten in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts sich begeistert Luther und der neuen Lehre zuwandten, so geschah das nicht so sehr aus unmittelbarem Eifer für Religion und Theologie, als vielmehr in der Hoffnung, daß die weltlichen, vorab die klassischen Studien, von der strengeren Überwachung der Kirche und von der lästigen Unterordnung unter die weitbevorzugte spekulative Theologie abgelöst, einen freieren und fruchtreicheren Aufschwung nehmen würden. Sie übersahen, daß es gerade auf diesem Gebiete unförderlich sein mußte, sich von Rom und Italien loszureißen, wo die Pflege des Lateinischen und des Griechischen die kräftigsten Wurzeln geschlagen hatte und von seiten der Päpste, der Kardinäle und Bischöfe auf das ausgiebigste unterstützt worden war. Sie übersahen ferner, daß eine alle Schichten des Volkes von Grund aus aufwühlende Umgestaltung des gesamten Lebens unmöglich einer stillen, friedlichen Geistesarbeit sich förderlich erzeigen konnte. Ihre Meinung war, unabhängig von den geschichtlichen Mittelgliedern der Überlieferung, über das katholische Italien hinweg, sich mit der antiken Bildung in Verbindung setzen und dieselbe, dem vermeintlichen ‚Antichrist' zum Trotz, gleichzeitig mit dem neuen Evangelium in Deutschland neu aufleben lassen zu können. Ein in mancher Beziehung edles, hohes, aber einseitiges Streben mischte sich dabei mit den Irrungen, welche aus den Umsturzbewegungen des Zeitalters hervorgingen.

Als bedeutendster Vertreter des von der alten Kirche losgerissenen Humanismus, noch unter ihr zu vielseitiger Bildung herangeschult, steht Philipp

Melanchthon da, für die amtliche Formulierung des neuen Glaubenssystems wie für die Einrichtung eines neuen Schulwesens Luthers rechte Hand [1].

Wie Luther [2], so steckte sich auch Melanchthon anfangs sehr hohe Ziele. In einer zu Wittenberg im Jahre 1518 gehaltenen Rede: ‚Wie die Studien der Jünglinge zu verbessern seien?‘ forderte er eindringlichst zum Studium des Griechischen auf, welches mit dem Lateinischen zu verbinden sei, damit man bei jedem Schriftsteller, sei er Philosoph oder Theolog, Geschichtschreiber, Redner oder Dichter, bis zur Sache selbst vordringe, nicht bloß den Schatten derselben umarme. ‚Habt den Mut der Einsicht! treibt die Lateiner, legt euch auf das Griechische, ohne welches Latein nicht wirklich getrieben werden kann‘; ohne Kenntnis des Griechischen und des Hebräischen dürfe sich niemand an die theologischen Studien heranwagen; unentbehrlich sei auch das Studium der Geschichte [3].

Jedoch nur allzubald folgte für den feinsinnigen Sprachkenner und Schulmann die bitterste Enttäuschung. Als Mitkämpfer Luthers im theologischen Streit wurde Melanchthon ein für ganz Deutschland bedeutender, von seinen Glaubensgenossen vielgefeierter Mann; aber als Hüter und Pfleger einer höheren Geistesbildung befand er sich in einer Lage, welche Mitleid einflößt.

Für seine Vorlesungen über Demosthenes, Homer und Sophokles konnte er, obgleich er auf jedes Honorar verzichtete, kaum Zuhörer bekommen. ‚Durch die Schönheiten der zweiten olynthischen Rede hoffte ich‘, sagte er im Jahre 1533, ‚die Zuhörer für Demosthenes zu gewinnen. Aber taub ist das Zeitalter für solche Schriftsteller. Kaum einige Zuhörer hielten aus, und diese nicht um des Griechen, sondern um meinetwillen.‘ Bezüglich seiner Vorlesungen über Homer brach er im Jahre 1531 in die Klage aus: ‚Ein Bettler soll Homer bei seinen Lebzeiten gewesen sein; auch heute noch geht er betteln, nämlich nach Zuhörern: so groß ist die Verachtung des Besten.‘ ‚Morgen beginne ich‘, verkündete er im Jahre 1534, ‚die Erklärung der Antigone von Sophokles; eine Ermahnung mag ich nicht hinzufügen, denn an diesen Barbarengemütern wäre sie doch vergeblich.‘ Am Beginn einer Rede über das Studium der griechischen Sprache erklärte er im Jahre 1549: ‚Die Studien liegen samt den Schulen in diesen verworrenen Zeiten am Boden, und Satan droht den Kirchen und Schulen die Zerstörung.‘ Ähnlich äußerte er sich in einer Rede über das Studium ‚der alten Philosophie‘ im Jahre 1557: ‚Wenn der drohende Untergang der schönen Wissenschaften durch unsere Schuld herbeigeführt wäre und nicht vielmehr durch das Schicksal der

[1] Vgl. oben S. 41. [2] Vgl. oben S. 43 f.

[3] Corp. Reform. XI 15—25.

in den letzten Zügen liegenden Welt, dann müßte ich, voraussehend die bald hereinbrechende Barbarei, klagen und verzagen über unsere Schuld.'[1] Er beneidete den Lehrer Philipp Eberbach in Koburg um dessen glückliches, friedliches Los. ,Ach, wäre auch ich in einer solchen Schule, fern von den Streitereien der unnützen Schwätzer! Denn ich werde hier, und zwar von unsern Freunden, auf das unwürdigste behandelt. Ich mag gar nicht darüber schreiben.'[2] ,Du weißt', schrieb er um dieselbe Zeit, im November 1526, an Camerarius, ,wie ich hier nahezu mit Fesseln Vulkans angeschmiedet bin; denn für Sklaven gibt es keine Muße. Nichts freut mich hier als unser bischen Literatur.'[3] Im Jahre 1535 wandte er sich mit einem literarischen Bittschreiben selbst an einen Heinrich VIII. von England, weil in Deutschland ,die Wissenschaften durch die unbilligen Urteile der Menschen in Verachtung, und durch die Religionsstreitigkeiten in Haß geraten' seien. ,Demnach wird es deiner Weisheit obliegen, mit desto größerer Gütigkeit zur Pflege derselben wieder anzuregen und den vertriebenen Musen gastliche Aufnahme zu gewähren. Wir wissen ja, wie ehemals die durch die Einfälle der Goten fast ganz ausgelöschten Wissenschaften von deiner Insel aus über den Erdkreis verbreitet worden sind.'

,Du siehst', schrieb Melanchthon am 17. Oktober 1536 an Brenz, ,daß die wissenschaftlichen Studien in ganz Oberdeutschland vernachlässigt werden.'[4] Drei Jahre später sprach er seinen ,tiefsten Schmerz' darüber aus, daß er sehen müsse, ,wie die Schulen vernachlässigt, nicht aufgemuntert, arme Studierende nicht unterstützt' würden[5]. ,Die Schulen sind in Deutschland verödet', klagte er seinem Freunde Arnold Burenius im Jahre 1542, ,denn den Studien fehlt die Aussicht auf Belohnung: im Volke sind sie allgemein verhaßt, und auch die Fürsten, welche die „Zierden des Gemeinwesens" schützen sollten, sind von Verachtung und Haß gegen dieselben erfüllt.'[6] Von einem Jahr zum andern wurde er bitterer und hoffnungsloser in seinen Äußerungen. ,Wenn jenes goldene Zeitalter eingetreten wäre', schrieb er gegen Ende des Jahres 1541 bei Herausgabe seiner Werke, ,auf welches wir wegen des blühenden Zustandes der Wissenschaften früher hoffen durften, so würden

---

[1] Vgl. Paulsen 138 258—259, wo auch die Belegstellen.

[2] ,Utinam ego in simili essem ludo procul a contentionibus τῶν ματαιολόγων remotus. Hic (in Wittenberg) enim, et quidem a nostris amicis, indignissime tractor. Non libet, ea de re scribere.' Corp. Reform. I 830.

[3] ,Tu scis, ut hic (Wittenberg) haeream, vinculis propemodum Vulcaniis alligatus, οὐ γὰρ σχολὴ δούλοις. . . . Nihil hic me praeter nostras literulas delectat.' Corp. Reform. I 831.

[4] Ebd. III 170. [5] Ebd. 803.

[6] Ebd. IV 756; vgl. V 565 den Brief vom 1. Januar 1545 an J. Lang.

meine Schriften freudiger, zierlicher und glänzender sein; aber die verhängnisvolle Zwietracht, welche bald folgte, hat auch meine Studien verscheucht.'[1]

Eine ähnliche Enttäuschung wie Melanchthon traf auch Erasmus von Rotterdam. Im Jahre 1516, vor dem Ausbruch der kirchlichen Revolution, hatte er gejubelt: ein goldenes Zeitalter stehe vor der Türe; gute Sitten und Frömmigkeit und die schönen Wissenschaften würden sich immer glänzender entfalten. Zwölf Jahre später schrieb er an einen Freund über den Tod Jakob Wimphelings: er wisse nicht, solle er klagen, oder dem Verstorbenen Glück wünschen, daß er einer Zeit entrückt sei, welche über jede Vorstellung verderbt geworden. ‚Wo immer das Luthertum herrscht', sagte er, ‚da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge suchen sie: eine Stelle und ein Weib; dazu gibt ihnen „das Evangelium" die Freiheit, nach ihrer Lust zu leben.'[2]

‚Wir hatten gehofft', betonte Euricius Cordus, ‚gerade die Sophisterei und die Barbarei würde von den neuen Theologen ausgerottet werden, als man gegen alle unsere Erwartung wie mit dem Weinbergskarst dermaßen über die schönen Künste herfiel, daß wir nur noch geringe Hoffnung hegen, dieselben mögen je wieder neue Sprossen treiben.'[3]

---

[1] Corp. Reform. IV 716.

[2] Erasmi Opp. III 186 und IV 1139 1141. ‚Erasmus äußerte sich in den letzten zwölf Jahren seines Lebens vielfach über den nachteiligen Einfluß, den das neue Religionssystem auf Schulwesen, Literatur und Wissenschaft ausübe. Luther selbst schien ihm einen Hauptanteil an diesem Verfalle zu haben. Wenn man, meinte er, wie Luther getan, die ganze aristotelische Philosophie, also überhaupt die ganze ihrer historischen Entwicklung nach auf der Grundlage des Aristoteles ruhende Philosophie, für ein Erzeugnis des Satans erkläre, wenn man ferner wie Luther alle spekulative Wissenschaft für Sünde und Irrtum ausgebe; wenn man, wie der Reformator Farel getan, alle menschlichen Disziplinen öffentlich und bei jeder Gelegenheit als Erfindungen des Teufels behandle: so könne dies freilich keine andere Folge haben, als eine allgemeine Geringschätzung und Vernachlässigung der Studien und ein überhandnehmendes Trachten nach Gewinn und sinnlichen Genüssen, wie man jetzt sehe. In Straßburg und anderwärts habe man öffentlich gelehrt, es sollten weder Sprachen noch andere Studien mehr betrieben werden, mit Ausnahme des Hebräischen. Erasmus schildert ferner in seinen Briefen den Zustand des protestantisch gewordenen Deutschlands, das sich mit Abenteurern, ausgesprungenen Mönchen, hungrigen verheirateten Geistlichen füllte; hier geschehe nichts, als daß man tanze, esse, trinke, buhle, es werde weder gelehrt noch gelernt; wo diese Menschen hinkämen, verfielen mit der Frömmigkeit auch alle ernsten Studien.' Döllinger I 470—472.

[3] Euricii Cordi medici Botanologium, Coloniae 1534, 42. Vgl. was Eobanus Hessus im Jahre 1532 schrieb, bei Döllinger I 218. ** Sehr bemerkenswert ist die Art und Weise, wie J. Jonas sich am 10. Mai 1538 gegenüber den Fürsten von Anhalt über den Verfall des wissenschaftlichen Lebens aussprach. Jonas sagt hier u. a.: Multa gymnasia ante paucos annos in Germania fuerunt, tunc cum religionis

‚Das goldene und alle besseren Zeitalter sind vorüber‘, schrieb Luthers vertrauter Freund Spalatin zwei Jahre vor seinem Tode († 1545), ‚das schlechteste ist gefolgt; ich hoffe, daß das Ende nicht mehr fern sein wird.‘ [1]

Daß der deutsche Humanismus durch den religiösen Umsturz bereits in seiner ersten Blüte geknickt wurde, ‚das Greisenalter‘ desselben sich unmittelbar an seine Jugend anschließt und nicht erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt [2], beweisen nicht nur die Klagen eines Melanchthon und Erasmus, sondern unzählige andere Zeugnisse, welche weit über diese Zeit zurückreichen [3].

Als Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1527 die Universität Marburg gründete, sagte er in seinem Gnaden= und Freiheitsbrief: ‚Studia und Fakultäten‘ seien ‚in gegenwärtigen seltsamen Läufen bei den einfältigen und unverständigen Laien dermaßen in Unwert und Abkommen gefallen, daß man gern sehen wollte, wenn alle Künste, Bücher und Gelehrte mit der Wurzel ausgerottet‘ würden. Falls man nicht noch zeitig Rat und Hilfe bringe, sei zu besorgen, daß ‚dieselben von Tag zu Tag mehr und mehr in Abfall und zuletzt in unwiederbringliches Verderben wachsen und kommen möchten‘. Darum habe er zur Förderung der Wissenschaften und Künste und zum Unterricht der Jugend die Universität errichtet [4].

---

doctrina prorsus sepulta iaceret, non frigida nec infrequentia, et infinita coenobia scholis non dissimilia. Iam in medio cursu evangelii, quasi nunc (ostensa vera ratione docendi et discendi sacra) scelus et flagitium sit, aliquem numerum esse discentium, tot scholae locis commodissimis sitae repente extinctae sunt. Ut de aliis taceam, Erphordiae, in illa tot eruditorum altrice (ubi olim antiquissima sedes fuit studiorum), vix tenuia vestigia videre licet et miserabiles ruinas, reliquias ex hoc horrendo excidio, quo ibi dilacerata et eversa iacet respublica literarum. . . . Quid nos aliud iam, cum reliquias illas et vestigia scholarum in Misnia, in Duringia, deinde desertas academias ad Danubium, ad Rhenum intuemur, quam cadavera tristia gymnasiorum, quae florere, vivere et spirare desierunt, cum dolore ac gemitu aspicimus?‘ Er befürchtet das Hereinbrechen einer neuen Barbarei. Kawerau, Briefwechsel des J. Jonas I 284 f. Bei seiner Doktorpromotion in Cambridge (1550) sagte M. Butzer: ‚Itaque academiae brevi omnino desolantur et evertuntur; id quod permultis in Germania academiis accidisse hodie cernitur.‘ M. Bucer, Scripta anglicana, Basileae 1577, 186.

[1] Kampschulte II 276. [2] wie Bursian 219 annimmt.

[3] Bis um das Jahr 1521 herrschte allgemeine Begeisterung für die klassischen Studien. ‚Mit dem Jahre 1521 legt es sich wie ein eisiger Hauch auf diese warmen Empfindungen der Herzen. Alles flieht aus dem Lager des Erasmus in das Luthers hinüber, und auch die Zurückbleibenden werden gar bald von dem Lärm der aufgewühlten Zeit, von den Meinungsstreitigkeiten der Theologen in dem Kultus ihrer bisherigen Ideale gestört. Immer verheerender wurde dieser Geist für die klassischen Studien.‘ Krause, Eobanus Hessus II 267—268.

[4] Rommel, Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen III 347—349.



‚Ich schäme mich fast dieser Zeit‘, schrieb der Straßburger Professor Gerbel im Jahre 1525, ‚alle Studien sind eingeschlafen, fast alles ist von Streit und Zwistigkeiten erfüllt.‘ ‚Ich kann in allen Geschichtsbüchern‘, sagte er in einem späteren Briefe, ‚nicht finden, daß jemals die Wissenschaften von schwereren Übeln gedrückt worden, als heutzutage.‘[1] ‚Deutschland ist nicht mehr das frühere‘, äußerte sich der Philologe Metzler im Jahre 1530, ‚alles ist verändert: die Wissenschaft findet keine Anerkennung mehr.‘[2] Nicht anders sprach sich Georg Wizel im Jahre 1533 aus: ‚Die Wissenschaft ist um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichtum und Überfluß werden wundersam verehrt. Die Schulen stehen leer, zu Hofdiensten, zur Kaufmannschaft, zur Alchimie und zum Bergbau lauft man in Haufen. Daher werden auch Lehrer und Schüler der schönen Künste in wenig Jahren sehr selten zu finden sein.‘[3]

Auch der Humanist Kaspar Bruschius ließ sich im Jahre 1542 vernehmen: Noch niemals sind die Studien ‚so verächtlich, schmählich und schmal bei Hohen und Niederen gehalten worden, als in diesen unsern, ohne Zweifel letzten Zeiten. Dahin ist es gekommen, daß manche große Stadt gefunden wird, welche kaum zwei bis drei Knaben ernstlich so weit fördert, daß sie in den Studien etwas erreichen.‘[4]

Der Straßburger Johann Sturm schüttete nach langen Erfahrungen um das Jahr 1544 in einem Briefe an Camerarius seinen Kummer aus über die herrschende Vernachlässigung und Verachtung der Studien: der Mangel an Gelehrten sei bereits groß und drohe noch größer zu werden; aber niemand kümmere sich darum, daß die Wissenschaften samt der Religion zu Grunde gehen müßten, denn es sei keine Liebe zu jenen, kein Eifer für diese zu finden; nur Vermögen zusammenzuscharren, nicht davon mitzuteilen, erachte man für Pflicht[5].

Camerarius selbst konnte in seinen vertraulichen Briefen kaum Worte genug finden, um den wachsenden Verfall der humanistischen Studien, welche in seiner Jugend, noch unter der Herrschaft der alten Kirche, in Deutschland eine so eifrige Pflege gefunden, zu schildern[6].

Aus Heidelberg, wo diese Studien beim Ausgange des Mittelalters in so hoher Blüte gestanden[7], schrieb Jakob Micyllus, seit dem Jahre 1533 Professor der griechischen Sprache, seinem Freunde Melanchthon:

---

[1] Döllinger II 55. ** Über Nik. Gerbel s. Varrentrapps Studie in der Festschrift zur 46. Philologenversammlung, Straßburg 1901.

[2] Kampschulte II 264. [3] Döllinger I 113.

[4] Horawitz, Kaspar Bruschius 56; vgl. 70 203.

[5] Döllinger I 503. [6] Vgl. oben S. 68 f.

[7] Vgl. unsere Angaben I 114 ff.

Kläglich finde ich hier die armen Kamönen verachtet
Und in den Augen des Volks jeglicher Ehre beraubt.
Wer fragt nach Poesie? Wen kümmern die Sänger der Alten?
Wem scheint gar ein Gedicht würdig unsterblichen Ruhms?
Wem wohl fiele es ein, Demosthenes' herrlichen Reden
Oder, Cicero, dir, ernstes Bemühen zu weihn?
Hellas und Latium stehn bei allen in gleicher Verachtung:
Und die barbarische Flut strömet schon wieder herein.

Nur allein auf Gewinn und auf reiche Ämter sei der Sinn gerichtet, und insofern könne man das jetzige Zeitalter mit Recht ‚das goldene' nennen. Auch ihn nötige die Sorge für Frau und Kinder, auf Erwerb, auf eine Verbesserung seiner Stelle zu sinnen. Aber wohin solle er seine Hoffnung richten in so trauriger Zeit?[1] Mit Wehmut erinnerte sich Micyllus der guten alten Zeit, als noch ein Glaube alle vereinigt, als Tugend, Frömmigkeit und Treue noch etwas gegolten und Gelehrsamkeit Anerkennung gefunden habe. Hoffnungslos blickte er in die Zukunft[2].

Luther selbst täuschte sich über den fortschreitenden Verfall der Bildung und Wissenschaft keineswegs. Bereits im Jahre 1538 drückte er im Gespräch mit seinen Freunden die Befürchtung aus: ‚Ehe etliche wenige Jahre vergehen, wird man erfahren, daß es mangeln wird an gelehrten Leuten, daß man sie würde aus Brettern schneiden und aus der Erde graben, wenn man sie nur haben könnte.'[3]

Wie ganz anders hatten seine Worte aus den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens gelautet!

Die eigentliche Hauptbedeutung des Humanismus, Wissenschaft und Leben mit dem Geiste und den feinen Formen altklassischer Bildung zu durchdringen, mußte in dem immer allgemeiner gewordenen Religionsgezänk sich naturgemäß verlieren. Auch die klassischen Studien als Hauptbestandteil des Schulunterrichts und der Erziehung wurden durch die zunehmende Zuchtlosigkeit auf einen überaus engen Wirkungskreis zurückgedrängt und einer erziehlichen Auffassung im Sinne des Christentums vielfach entfremdet. Die gelehrtesten und feinsinnigsten Kenner der alten Literatur ernteten als Lehrer an den Gymnasien und Universitäten wenig Freude und Erfolg und wandten sich mehr und mehr der Philologie als einem von der allgemeinen Bildung losgerissenen Spezialfach zu.

So starb noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts das Geschlecht der eigentlichen Humanisten mit ihrer weitausschauenden Geistesrichtung, ihrer

[1] Classen 114—115. [2] Kampschulte II 277.
[3] Sämtl. Werke LXII 339—340.

poetischen Begeisterung, ihrer künstlerischen Feinheit beinahe völlig aus, und an ihre Stelle tritt eine Reihe ernster, achtungswerter Schulmänner, die, meist schlecht gestellt, wenig geehrt, verkannt und erfolglos mit verzweifelter Mannhaftigkeit gegen die wachsende Barbarei ankämpfen; eine Reihe tüchtiger Literaten und Sprachforscher, welche den klassischen Bildungsstoff in trockenen Spezialuntersuchungen, Klassikerausgaben, grammatischen, archäologischen, literaturgeschichtlichen oder kritischen Arbeiten ausbeuten; endlich eine Schar von Gelehrten, welche nach beiden Seiten hin tätig sind: als Schulmänner und Universitätsprofessoren größtenteils vor schwacher und undankbarer Hörerzahl ihre Vorträge halten, als Schriftsteller altklassische Werke herausgeben und erklären und gelegentlich eine gelehrte Schulpoesie pflegen, die aber, von der waltenden Geschmacklosigkeit selbst ergriffen, die allgemeine Verrohung nicht aufzuhalten vermag.

Als höchst verdienstvolle Schulmänner und Philologen sind hier vor allen Joachim Camerarius, Michael Neander, Georg Fabricius und Hieronymus Wolf zu nennen.

Camerarius, im Jahre 1526 Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg[1], 1535 Professor der griechischen und römischen Literatur an der Universität zu Tübingen und in derselben Stellung von 1541 bis 1574 zu Leipzig, war ‚einer der bedeutendsten, wenn nicht der allerbedeutendste unter den Philologen Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert' durch Ausgaben und Erklärungen des Homer, der griechischen Elegiker, des Sophokles, Herodot, Thucydides und anderer Klassiker. Obwohl er auch einen kurzen Leitfaden der Rhetorik und andere Schulbücher schrieb, bewegte sich seine Tätigkeit doch vorherrschend auf dem Gebiete der höheren Philologie, namentlich der Kritik[2].

Dagegen wandte sich die nicht weniger erstaunliche Tätigkeit, welche der Ilfelder Rektor Michael Neander[3] als pädagogischer und philologischer Schriftsteller entfaltete, vorzugsweise dem Zwecke des Jugendunterrichtes zu. Man zählt von ihm 44 größere Werke auf von ausgebreiteter, wenn auch nicht gerade kritischer Gelehrsamkeit[4]. Einer seiner Lieblingsschüler war Laurentius Rhodomannus, welcher später als Professor der lateinischen und der griechischen Sprache in Jena, zuletzt in Wittenberg wirkte und zu den fruchtbarsten und gewandtesten griechischen Dichtern der Neuzeit gehört[5].

---

[1] Vgl. oben S. 70.

[2] Bursian 186—189. **Eine Probe der lateinischen Poesie des Joachim Camerarius gibt Ellinger 58 f. (Elegia hodoporica et encomium rusticae vitae.)

[3] Vgl. oben S. 63 f.

[4] Schmid, Gesch. der Erziehung II[b] 388 ff. Bursian 212.

[5] Bursian 213 227 229 235—236. **Bender urteilt S. 10: ‚Für den Stand der griechischen Kenntnisse jener Zeit [ca 1600] ist bezeichnend, daß Rhodomann

Der Meißener Rektor Georg Fabricius[1] hatte einen längeren Aufenthalt in Rom zu eingehenden Forschungen über die Topographie, die baulichen und inschriftlichen Denkmäler dieser Stadt benutzt und gab darüber verschiedene wertvolle Schriften heraus. In lateinischen Hexametern faßte er Reiseschilderungen aus Italien und Deutschland ab, veröffentlichte verbesserte Texte alter Klassiker, eine Sammlung altchristlicher Dichter und mehrere Lehrbücher und Chrestomathien für den klassischen Unterricht[2].

Die schriftstellerische Wirksamkeit des Augsburger Rektors Hieronymus Wolf[3] war vorzugsweise dem Isokrates und dem Demosthenes gewidmet, deren sämtliche Werke er wiederholt mit zahlreichen Textverbesserungen, lateinischer Übersetzung und erklärenden Anmerkungen drucken ließ. Auch von späteren griechischen Schriftstellern besorgte er Ausgaben und lateinische Übersetzungen und gab durch eine drei Foliobände umfassende Veröffentlichung byzantinischer Historiker, für welche ihm die Fuggersche Bibliothek sowie die Bibliotheken zu Wien und Augsburg den handschriftlichen Stoff geliefert hatten, in Deutschland die erste Anregung zum Studium der byzantinischen Geschichte.

Auch sein Schüler David Hoeschel, welcher im Jahre 1617 als Rektor des Gymnasiums zu Augsburg starb, erwarb sich durch Herausgabe spätgriechischer Schriftsteller und verschiedener Werke griechischer Kirchenväter hervorragende Verdienste[4]. Es fehlte demnach in Augsburg noch immer nicht an Gönnern der klassischen Studien, wenn auch im allgemeinen der wissenschaftliche Sinn, wie das Schulwesen zeigte[5], gesunken war.

Eigentlich glänzende Latinisten hatte Deutschland seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur noch wenige aufzuweisen. Weder der eifrige Rostocker Professor Arnold Burenius, noch der Marburger Professor Johann Glandorp, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der römischen Altertümer, noch Michael Neanders Vetter Basilius Faber, zuletzt Rektor in Erfurt, der Herausgeber eines lateinischen Wörterbuches, können als solche bezeichnet werden. Dagegen schlägt Johann Caselius, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien Professor in Rostock, später in Helmstädt, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1613 den Mittelpunkt der klassischen Studien bildete, noch in die Art der

in Wittenberg unüberwindliche Schwierigkeiten fand, als er mit seinen Vorlesungen über Geschichte die Lektüre der griechischen Historiker verbinden wollte: die Studierenden verstanden zu diesem Zweck nicht griechisch genug. Rhodomann klagte daher 1605 in einer Oratio de lingua graeca, daß das Studium der griechischen Sprache so sehr daniederliege; die Hauptschuld tragen übrigens die Lehrer, welche selbst nichts davon verstehen und daher den Studierenden von der Beschäftigung mit ihr abraten, was dann williges Gehör finde; es sollte daher kein Lehrer angestellt werden, der nicht laudabilem linguae graecae cognitionem usu confirmatam besitze.'

[1] Vgl. oben S. 55. [2] Bursian 205—208.
[3] Vgl. oben S. 72. [4] Bursian 210—212 236—238. [5] Vgl. oben S. 72.



früheren Humanisten. Seine Reden und Briefe sowie seine zahlreichen Übersetzungen aus griechischen Schriftstellern sind in reinem Latein geschrieben[1]. Ein vorzüglicher lateinischer Stilist wie auch Kenner der lateinischen Literatur war der hoffnungsvolle, aber früh verstorbene Kritiker Valentin oder Valens Acidalius, welcher ebenfalls mehrere Jahre in Italien zugebracht hatte († 1595). Im Vergleich zu ihm und zu Johann Wilms[2] erscheinen die übrigen damaligen deutschen Latinisten nur als Sterne zweiter bis sechster Größe[3]. So Friedrich Taubmann, in den Jahren 1595—1613 Professor der Poesie in Wittenberg, der zwar dem Verfall der klassischen Studien in Deutschland entgegenzutreten sich bemühte, aber sich selbst weder in Stil, noch Witz, noch Bildung überhaupt auf wirklich humanistische Höhe zu erheben wußte. Als Erklärer einiger Klassiker ist er ein trockener Zusammenschreiber[4].

Tüchtige Kenner und Förderer des Griechischen waren nächst Jakob Micyllus († 1558) in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts namentlich Wilhelm Xylander (Holtzmann), der nach Micyllus die Professur der griechischen Sprache in Heidelberg bekleidete († 1576), Johann Hartung († 1579 zu Freiburg im Breisgau), Nathan Chyträus, Professor in Rostock und Rektor in Bremen († 1598), und dessen Bruder David Chyträus, zugleich einer der angesehensten strenglutherischen Theologen, der im Jahre 1600 als Professor der Theologie zu Rostock starb. Martin Crusius, Professor der griechischen und der lateinischen Sprache in Tübingen († 1607), besaß eine solche Gewandtheit im griechischen Ausdruck, daß er gegen 7000 Predigten, welchen er beigewohnt hatte, griechisch nachschreiben konnte; aber selbständige Eingebung, Geschmack und Urteil gingen ihm ab. Über die umfassendsten Kenntnisse der griechischen Literatur verfügte Friedrich Sylburg († 1596 zu Heidelberg), unermüdlich mit der Herausgabe und Kritik griechischer Schriftsteller beschäftigt, Mitarbeiter an dem großen ‚Griechischen Sprachschatz' des gelehrten Buchdruckers Henricus Stephanus, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte[5].

Um die Wissenschaft der allgemeinen Literaturgeschichte und Bibliographie machte sich der Schweizer Konrad Gesner († 1565 zu Zürich) in hohem Grade verdient; er war zugleich einer der hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften[6].

---

[1] Krabbe I 718 ff. Bursian 221—223. Lisch, Jahrbücher XIX 12 ff. **Vgl. Fr. Koldewey, Jugendgedichte des Humanisten Joh. Caselius, Braunschweig 1902.

[2] auf welchen wir noch später zurückkommen. [3] sagt Bursian 244.

[4] Ebeling, Friedr. Taubmann 141—160; **vgl. Bursian 244—245; siehe auch oben S. 202 f. [5] Bursian 196 ff.

[6] **Vgl. unten den Abschnitt über die Naturwissenschaften.

Die Fortschritte der fachmännischen Philologie sind unleugbar, aber die Schule vermochte denselben nicht zu folgen. Während die gelehrten Professoren sich mit schwierigen, bis ins einzelnste gehenden Untersuchungen abmühten, konnten sie bei den Schülern oft nur die notdürftigsten Vorkenntnisse voraussetzen. Als Melanchthon im Jahre 1546 die Gesetze der Universität Wittenberg einer neuen Durchsicht unterzog, sagte er bezüglich der philosophischen Fakultät: ‚Man müßte wünschen, daß Jünglinge nicht eher auf die Akademie geschickt würden, als bis sie die Grammatik mittelmäßig gelernt und sich einige Kenntnis im Latein erworben hätten; da aber eine Jugend hierher kommt, die noch ziemlich unwissend und mit grammatischen Kenntnissen noch nicht ausgerüstet ist, und da man dieselbe den Lehrern übergibt, welche Privatunterricht erteilen, so ergeht an solche Lehrer unser ernstlichster Befehl, daß sie ihre Pflicht treu erfüllen.‘ [1] In Wittenberg, Leipzig, Greifswald und an andern Universitäten wurde ein Lehrer der lateinischen Elementargrammatik angestellt; für Wittenberg hob Kurfürst Christian I. diese Hilfsprofessur auf, aber nur um dieselbe durch Privatlehrer ersetzen zu lassen. Fachphilologen wie Camerarius strebten eine ebenso umfassende als gründliche Kenntnis der griechischen wie der lateinischen Literatur an, allein an den Universitäten selbst sanken die Anforderungen bezüglich des Lateinischen wie des Griechischen auf ein dürftiges Mittelmaß herab, und oft wurde diesen nicht einmal entsprochen. Von den Bakkalaureen verlangen die Helmstädter Statuten vom Jahre 1576 nur ‚die Anfänge der griechischen und der lateinischen Sprache‘, von den Magistern nur ‚eine mittelmäßige Kenntnis der griechischen und der lateinischen Sprache‘ [2]. An der Universität zu Basel wurde im Jahre 1597 geklagt, daß bei den Studierenden, welche Vorlesungen hören sollten, nicht allein eine gewisse Armut in den lateinischen Sprachkenntnissen sich herausstelle, sondern geradezu Unwissenheit im Reden wie im Schreiben [3].

* * *

Da das Lesen, Auswendiglernen und Nachahmen lateinischer Dichter einen Hauptbestandteil aller Schulpläne bildete, so mußte die lateinische Schul-

[1] Corp. Reform. X 1016. Vgl. Löschke 193.

[2] Tholuck, Akademisches Leben I 195, wo Belege dafür angeführt werden, daß man bei den Studenten nur geringe Kenntnisse im Griechischen annehmen darf. ‚Der professor graecae in Wittenberg, Vitus Ortel, hat zwar 1560 zwei Stunden für Euripides zu lesen bestimmt, verbindet aber damit eine Stunde griechische Grammatik und „actus apostolorum, ut habeant auditores exempla regularum“. Chyträus in seiner Oratio de ratione studii theol. (1560) setzt für den gewöhnlichen Gebrauch der Theologen nur die Vulgata voraus.‘

[3] Ochs, Gesch. von Basel VI 428.



dichtung, dieses Erbstück des früheren Humanismus, naturgemäß ebenso weitere Pflege finden als das ciceronianische Latein und die Nachahmung, Deklamation und Nachbildung der alten Rhetoren. Daß dieses Bildungsmittel an sich seine nützlichen Seiten hatte, indem es geeignet war, eine bessere Aneignung der Sprache, ein richtigeres Verständnis der alten Dichter, eine feinere Bildung des Geschmackes zu befördern, ist unzweifelhaft; ebenso unzweifelhaft ist, daß wahre Dichter, wie später Jakob Balde, die antike Form zum völligen harmonischen, lebendigen Ausdruck echter Poesie zu gestalten wußten. Es ist deshalb ungerecht, die lateinische Schuldichtung überhaupt zu verurteilen. Ebenso einleuchtend ist es aber, daß sich der Mehrheit der Menschen bei aller technischen Formübung keine Poesie eintrichtern läßt, und daß in einer Zeit der größten religiösen, politischen und sozialen Wirren und eines allgemeinen geistigen Niedergangs die mechanische Formelnpflege einer alten Sprache, in und außer der Schule überwuchernd, die herrschende Geschmacksverwirrung nur noch fördern, wahre Poesie aber nur hemmen und zurückdrängen mußte. Besonders verhängnisvoll wirkte es, daß in Deutschland nicht wie in Italien die feinsten und gebildetsten Lebenskreise den Ton für diese schulmäßige Kunstpoesie angaben, sondern vielfach die wenig geachteten, meist schlecht besoldeten, mit Jammer und Not ringenden deutschen Schulmänner. Die ‚Poeten‘ wurden zahlreich wie der Sand am Meere, aber mit der ‚Poesie‘ war es übel bestellt. Diese trennte sich immer mehr von den lebendigen Quellen des Volkstums, um sich an Höfe und Universitäten zurückzuziehen, und sank in ihren meisten Erzeugnissen zu einer leblosen, versteinerten Versemacherei herab [1].

---

[1] Bei Goedeke II 89—119 sind über 270 lateinische Dichter verzeichnet. Gerard Faust zählte schon im Jahre 1546 nicht weniger als 92 lateinische Dichter in Deutschland auf. ‚Poeta‘, schrieb Nikodemus Frischlin im Jahre 1581, ‚ist ein griechisch Wörtlein, und heißt creator, ein Schöpfer und Wunderwerkmann. Und halte ich gewiß dafür (womit ich den Versemachern nicht zu nahe treten will, die auch ihres Lobes wert sind), daß in unserer deutschen Nation nicht wohl 30 oder 40 zu finden, denen dieser Titul mit Wahrheit gebühre‘ — ‚in jener Zeit‘, fügt Strauß 141 hinzu, ‚wo keine 3 oder 4, ja eigentlich kein einziger zu finden war.‘ Im Mittelalter, sagt v. Raumer I 3, ‚verlor man beim Mangel lateinischer Klassiker freilich mehr und mehr die Stilnorm des goldenen und silbernen Zeitalters aus den Augen und bildete das Latein auf eigene Hand fort. Aber in solchem Latein sind jene unsterblichen Kirchenlieder gedichtet, jenes Dies irae, Media vita! Ein einziges solches Kirchenlied wiegt alle lateinischen, dem Horaz und andern alten Dichtern nachgeäfften Poemata der späteren Philologen auf‘. ‚Eine Menge Reden und Gedichte aus dieser Zeit sind nur zusammengeflickte Floskeln, Nachahmungen, nichts als Nachahmungen. Man setzte auch jeden, welcher die Form eines Klassikers mit einigem Geschick nachäffte, diesem Klassiker gleich. Daher war man so freigebig mit den Epithetis: ein zweiter Cicero, ein zweiter Flaccus; es ging mehr und mehr der Glaube aus, daß man etwas Besseres, nämlich ein Erster sein könne, ein Original.‘ S. 129—130. **Ellinger, Deutsche

Hauptsächlich hatten es die ‚Poeten‘ darauf abgesehen, durch hochtrabende Gelegenheitsgedichte: Inschriften, Epigramme, Oden, Elegien, auch wohl größere Gedichte mit ungeheuer langen Widmungen, irgend einen Zehrpfennig, ein Gegengeschenk oder eine Förderung zu erhalten [1]. Daher eine wahre Über=

Lyriker des 16. Jahrhunderts IV f: ‚Die Hauptmasse der lateinischen Lyrik Deutschlands in dieser Zeit entfällt auf die religiöse und die Gelegenheitspoesie. Die Bibel bot für die religiöse Dichtung naturgemäß den ausgiebigsten Stoff. Daher sind einzelne dazu besonders geeignete biblische Bücher ungemein oft in lateinische Verse umgesetzt und paraphrasiert worden, namentlich die Psalmen und das Hohe Lied, gelegentlich aber auch andere Bücher der Heiligen Schrift, so aus dem Alten Testament der Jesus Sirach durch Henricus Hermann (1585), ein Teil des Buches Daniel durch Matthäus Gothus (1573), aus dem Neuen Testament z. B. die Paulinischen Briefe an die Römer, Korinther, Epheser und Galater, die Johannes Rothius (1563) in höchst nüchterner und kahler Weise umschrieben hat. Am häufigsten paraphrasiert sind natürlich die Psalmen, und zwar sowohl einzelne wie auch der ganze Psalter. Da die Psalmen für eine solche Art der Bearbeitung relativ am geeignetsten waren, sind auch unter den Psalmenparaphrasen einige wirklich gelungene Leistungen zu treffen. Auch die sonntäglichen Evangelien und Episteln haben vielfach ähnliche Bearbeitung gefunden.... Wie an Bibelstellen, so knüpfte die lateinische Dichtung selbstverständlich auch an die christlichen Feste an. Zahllos sind die Gedichte In natalem diem, In resurrectionem Iesu Christi, In Pentecosten; man kann sagen, daß kaum einer der Dichter, von denen wir eine größere Anzahl von Werken besitzen, nicht ein solches Gedicht oder mehrere verfaßt hat; von zahlreichen Dichtern sind uns überhaupt nur derartige Gedichte überliefert worden.‘ ... S. VII: ‚Rein individuelle religiöse Lyrik ist entsprechend dem Charakter des Zeitalters und des gleichzeitigen Kirchenliedes im ganzen wenig zu finden.... Nur einem Dichter ist es hin und wieder gelungen, die religiöse Lyrik individueller zu gestalten: Johannes Stigel.... Neben Stigel werden als die beiden hervorragendsten religiösen Dichter Georg Fabricius und Johannes Mylius anzusehen sein.‘ — S. VIII: ‚Den größten Raum innerhalb der Gelegenheitsdichtung nimmt die Hochzeitspoesie ein; zahllos sind die carmina nuptialia, die die lateinischen Poeten zu den Hochzeiten ihrer Mäcenaten und Kollegen verfertigt haben. Daß bei einer solchen Menge von gleichartigen Dichtungen eine starke Monotonie unvermeidlich war, erklärt sich von selbst, und ebenso selbstverständlich ist es, daß fast keine dieser Gelegenheitspoesien einen andern als historischen Wert beanspruchen kann.‘ Trauerpoesie XIII f. Gelegenheitsgedichte zu akademischen Festen und Ereignissen, insbesondere zu Doktorpromotionen XIV. Lehrhafte Gedichte XVIII f. Eklogen XXI f. Heroiden XXII f. S. XXIII: ‚Zu den beliebtesten Gattungen der neulateinischen Dichtung in Deutschland gehört das Reisegedicht oder Hodochoricon. Die Reiselust des Zeitalters wirkte hier zusammen mit der Neigung der neulateinischen Dichter zu beschreibender und schildernder Dichtung.

[1] ‚Ein sehr großer Teil der humanistischen Literatur‘, sagt Paulsen 149, ‚besteht eigentlich aus Anbohrungsversuchen fürstlicher und städtischer Kassen mittels lateinischer Reden und Verse.‘ Dazu kamen in unendlicher Zahl die gegenseitigen Lobhudeleien der ‚Poeten‘. ‚Diese deutschen Schulmeister in römischer Toga, sich wechselseitig mit Lorbeer bekränzend, haben etwas unwiderstehlich Komisches.‘ Ambros, Gesch. der Musik III 377. **Für das Dedikationsunwesen jener Zeit charakteristisch

schwemmung von Lob-, Trauer- und Triumphgedichten, welche bald Hochzeiten, bald Todesfälle, bald Einzüge fürstlicher Personen und Heere, auch wohl Pestverheerungen und andere allgemeine Landplagen besangen: alles in mehr oder weniger schlechtem Latein, voll wüsten Schwulstes und mit Ausbeutung der ganzen alten Mythologie [1].

Der Leipziger Professor Gregor Bersmann ließ im Jahre 1596 drei Bände größtenteils Hochzeits- und Begräbnisgedichte erscheinen; in einem der ersteren tritt Apollo mit sämtlichen Musen auf, um das Brautpaar zu feiern. Paul Schede, Melissus genannt, Bibliothekar zu Heidelberg († 1602), richtete an die ‚jungfräuliche' Königin Elisabeth von England Lobgesänge, in welchen er sie zugleich mit Venus, Juno, Pallas Athene, Charis vergleicht, auch als ‚Rose' preist. Nikolaus Reusner, Professor in Jena († 1602), verfertigte außer unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen für alle seine Gönner und Freunde auch je ein Epigramm auf alle Pflanzen und Tiere im Paradiese [2]. Kaspar Bruschius widmete einem Leipziger Senator eine Elegie auf dessen toten Pfau, der ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollte [3]. Unter den Elegien Frischlins findet sich eine auf ‚einen friedlich dahingeschiedenen Hund' [4].

---

ist die Tatsache, daß selbst siebenjährigen Schulbuben Bücher dediziert wurden! Vgl. Görges 8 A. 3.

[1] Vgl. Chlumecky I 263. ‚Nicht der göttliche Funke ließ den Dichter werden, sondern das Bedürfnis nach Lebensmitteln; Poesie ward zum Brotstudium.' (**Vgl. Ellinger x.) Eine sehr bezeichnende Figur derartiger Poeten, welche alle Welt ansangen, ist Hulbrich Buchner, Lehrer an der Schule zu Wertheim am Main; unter dem Titel ‚Plejades' veröffentlichte er im Jahre 1601 über 700 epigrammatische Gedichte. Vgl. A. Kaufmann im Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken XIX, Heft 2, S. 45—46. Auch die geringsten Gegengaben der Gefeierten waren ‚den Poeten' willkommen. Friedrich Taubmann erhielt in seiner Jugend einmal für eine lateinische Geburtstagsbeglückwünschung zwei Groschen. Ebeling 20.

[2] W. Menzel, Deutsche Dichtung II 275 278. **Vgl. Ellinger xx.

[3] Horawitz, Bruschius 78.

[4] ‚In obitu lepidissimi canis, cui nomen Berillus erat, quiete defuncti.' Strauß 325 A. — Kennzeichnend für die deutsch-lateinische Renaissance ist, daß weitaus die meisten Vertreter derselben für die bildenden Künste nicht den geringsten Sinn verraten. So gedenkt zum Beispiel Franz Modius ‚in dem poetischen Lob seiner Vaterstadt Brügge, welche er mit Rom und Athen vergleicht, nicht einmal der berühmten Brügger Malerschule, der Meister Hubert und Jan van Eyck und Jan Memling. In der Vorrede zu den Pandectae triumphales, deren zweiter Teil mit Holzschnitten nach Jost Amman geziert ist, macht er dem letzteren das schlechte Kompliment, daß, wenn man Vergnügen an der bildlichen Darstellung der Turniere und Ritterspiele finde, dies doch in viel höherem Grade durch das Lesen einer guten Beschreibung stattfinden müsse; denn während die Malerei und die Skulptur nur die Augen ergötzten, so bildeten und nährten die Bücher Geist und Gemüt des Menschen. Die Malerei

Aus den seitenlangen Katalogen der ‚Poeten‘, die fast ohne Ausnahme dem verdienten Lose der Vergessenheit anheimgefallen sind, ragen nur wenige hervor, welche wie Frischlin, Melissus, Georg Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn und erster Rektor der Universität Königsberg, wirklich etwas poetischen Geist und ein mehr als bloß nachahmendes Versetalent besaßen [1].

Überaus nachteilig für Literatur und Leben war es, daß sehr viele gerade der begabteren lateinischen Versekünstler sich nicht die besseren Leistungen eines Horaz, Virgil und anderer Klassiker zum Vorbilde nahmen, sondern mit Vorliebe die römischen Erotiker lasen und nachahmten, wobei dann das schon bei den Römern kaum Erträgliche unter dem Einfluß der zeitgenössischen Roheit sich vielfach noch unerträglicher gestaltete.

Einen solchen Ton der neulateinischen Dichtung hatte bereits der Führer der jüngeren Humanistenschule, Konrad Celtes, angeschlagen. In einer lateinischen Ode rief Celtes den Apollo an, doch mit seiner Lyra von Italien nach Deutschland zu kommen. Apollo kam, aber nicht jener, welcher Pindars Siegesgesänge und Horazens römische Oden eingegeben hatte, sondern der Apollo der herabgekommensten, schamlosesten Kaiserzeit. In seinen ‚Libri amorum‘ überbot der deutsche Humanist den römischen Dichter Ovid, indem er mit allem Cynismus seine wirklichen oder nur erdichteten Liebeshändel und Ausschweifungen in Krakau, Regensburg, Mainz, Lübeck breit ausmalte und dabei in tiefe Pornographie versank.

---

biete eine stumme, leere und oft falsche Darstellung, wie sie gerade dem Gehirn des Künstlers entsprungen sei; die Bücher dagegen gewährten eine lebendige und genaue Unterweisung; die Maler seien meistens unwissende Leute; die literarischen Werke würden nur von Gelehrten mit genauer Kenntnis aller Dinge und Umstände verfaßt, und die Wissenschaft stehe so hoch über der Malerei, wie die Gelehrten den Unwissenden, die Lebendigen den Toten vorzuziehen seien.‘ Seibt II 50—51.

[1] **Als einen Dichter, ‚der der Freude an der Natur und ihren Erscheinungen in anmutender Weise Ausdruck zu geben wußte‘, hebt Ellinger xv f. den Michael Haslobius hervor, aber als eine Ausnahme (Proben von dessen Poesie teilt er S. 64 ff mit). Sonst trete das Naturgefühl in den Elegien dieser lateinischen Dichter des 16. Jahrhunderts wenig hervor. S. xii: ‚Große Schilderungen und Beschreibungen werden entworfen, nicht selten in endlosen Versen, aber bei aller Wortverschwendung nicht von sonderlicher Anschaulichkeit. Wenn man z. B. das ausführliche Gedicht betrachtet, in welchem Bernhardus Mollerus den Rheinstrom auf 320 Seiten behandelt, so findet man eigentlich selten eine wirklich gelungene und klare Schilderung; nur die Charakteristik des Vierwaldstättersees und seiner Umgebung macht eine Ausnahme.‘ S. xxiii f: Georg Sabinus weiß (Elegiae, lib. 2), während er vieles andere recht oberflächlich abtut, doch für die Empfindungen, die der Anblick des Hochgebirges in ihm erregt, angemessenen Ausdruck zu finden.‘ Über Elias Corvinus, Poeta laureatus und Professor an der Artistenfakultät in Wien († 1602), vgl. Nachträge zu Aschbach I, 1, 313—331.

Unter seinen Nachfolgern steht der Norddeutsche Kaspar von Barth (geboren zu Küstrin im Jahre 1587) in seinen ‚Juvenilia‘ vom Jahre 1607 und seinen ‚Amabilia‘ vom Jahre 1612 an Lüsternheit obenan. Er nahm sich abwechselnd Catull, Ovid, Properz und die schlimmsten Pornographen der italienischen Renaissance zum Muster, und scheute sich nicht, die schändlichen H . . . . gespräche des Pietro Aretino zu übersetzen[1]. Mit welcher Geschmacklosigkeit die Lüsternheit oft verbunden war, zeigt beispielsweise Matthäus Zuber in seinen zu Wittenberg im Jahre 1599 herausgegebenen Liebesgedichten. Er vergleicht seine Angebetete nicht allein mit seiner Taube, seinem Sperling, seinem Eichhörnchen, sondern auch mit seinem Kamin, seinem Seidenwurm und seinem Blutegel[2].

Neben dem Venusdienst fand auch der ‚Bacchusdienst‘, die unbegrenzte Trinklust der Zeit, ihre poetischen Beschreiber, und es ist den Dichtern schwer zu glauben, wenn sie, wie Vincentius Obsopöus am Schluß seiner ‚Ars bibendi‘, versichern:

Trunken fließt mein Gedicht,
Nüchtern das Leben mir hin[3].

Zur höchsten Entwürdigung der Dichtkunst führten allgemach die Dichterkrönungen, welche in Deutschland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts aufgekommen waren und ‚gleich einer Seuche‘ sich ausbreiteten.

Der erste Deutsche, welcher den Lorbeerkranz empfing, war Konrad Celtes: am 18. April 1487 wurde er von dem Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg feierlich zum Dichter gekrönt. Unter Friedrichs Nachfolgern häuften sich diese Ehrenbezeigungen; das Reich wimmelte bald von ‚gekrönten Poeten‘,

---

[1] Vgl. über diese und andere Poeten gleicher Art W. Menzel, Deutsche Dichtung II 267 ff 279 ff. — Viele ‚Poeten‘ schlugen, wie Alberdingk Thijm (De la Littérature néerlandaise 126) richtig bemerkt, für ihre künstlerischen Erzeugnisse denselben Weg ein wie die Maler des Naturalismus: sie ahmten die Natur nach, oft bis in ihre ekelerregendsten Abwege. ** Über die schon bei den Humanisten des 15. Jahrhunderts beliebte Erfindung von Liebesgeschichten zu stilistischer Bearbeitung vgl. Wattenbach, Peter Luder, Karlsruhe 1869, 110. Siehe auch Anz. für Kunde deutscher Vorzeit 1874, 212.

[2] **W. Menzel II 279.

[3] Ebria musa mea est,
Sobria vita mihi.

Obsopöus malt in seiner ‚Ars bibendi‘ (1536), einer Parodie zu der ‚Ars amandi‘ Ovids, ‚zuerst ein Symposium der Grazien aus, bei denen weise Freunde glücklich sind, dann den Übergang zur Geschwätzigkeit und zu fruchtlosen Reden; den Schluß aber macht ein wildes, barbarisches Gelag, bei dem man sich mit den Bechern und Krügen schlägt, wie weiland Herkules unter den besoffenen Cyklopen‘. Ebd. II 272.

welche zugleich zu 'kaiserlichen Pfalzgrafen' ernannt wurden und als solche neben sonstigen 'Privilegien' das Recht erhielten, andere Dichter zu krönen. Mit verschwenderischer Hand teilten nun die Pfalzgrafen an Freunde, Bekannte und Schützlinge den Lorbeer aus ohne viel Rücksicht auf die Würdigkeit der Empfänger; nicht wenige machten aus dem Titel 'gekrönter Poet' einen förmlichen Handelsartikel, verkauften sogar die Befugnis zu Dichterkrönungen an nichtgekrönte Personen. Manche solcher 'Berechtigten' zogen, absonderlich gekleidet, von Land zu Land, von Ort zu Ort, kündigten ihre Ankunft gleich Seiltänzern und Bärenführern mit Pauken und Trompeten und Umritten an, laut ausrufend, daß sie mit kaiserlicher Vollmacht versehen seien, Dichter zu krönen und durch Krönung poetische Talente zu erwecken. Dann drängten sich meist junge Leute an sie heran, welche nach einigen gleichviel welchen Antworten auf an sie gerichtete Fragen und gegen Erlegung eines vorher bestimmten Preises die Krönungsurkunde unter dem Jubel oder Gelächter und Hohn der Menge davontrugen. Bisweilen schloß man das unwürdige Schauspiel mit vielen Zeremonien, immer mit einer Zecherei. Zwei der frechsten solcher Schacherer und Landstreicher waren Willichius Westhov und Bartholomäus Bilovius aus Stendal, letzterer ein aus mehreren Ämtern verjagter Gelehrter, den Hunger zum Feilbieten von Dichterkränzen veranlaßte und der mit besonderem Erfolg in Leipzig und Wittenberg sein Wesen trieb. Hier verkaufte er die Ehrenzeichen des Dichterruhmes Stück um Stück für 8 Taler. Der Wittenberger Professor Friedrich Taubmann, selbst ein gekrönter Poet und einer der größten Verskünstler seiner Zeit, zog anfangs, in einer Schrift vom Jahre 1602, heftig gegen Bilovius und sein Gebaren zu Felde; aber schon im Jahre 1604 versöhnte er sich mit demselben, gab ihm sogar Empfehlungsbriefe mit, die dieser auf seinen weiteren Krönungsreisen vorwies [1].

Zu den gekrönten Poeten und kaiserlichen Pfalzgrafen, welche zugleich Schullehrer und gelehrte Philologen waren, gehörten der Tiroler Michael Tozites, der Deutsch-Böhme Kaspar Bruschius und der Schwabe Nikodemus Frischlin, drei Männer, deren Wirken und Lebensschicksale eingehender dargestellt zu werden verdienen, weil sie nach vielen Richtungen hin: in Bezug auf Schulwesen, Bildung und Wissenschaft wie auf den Verkehr der Poeten und der Gelehrten untereinander, die damalige Zeit kennzeichnen und rechte Spiegelbilder jenes aufgeregten, unsteten, abenteuerlichen Geistes sind, welcher damals so vielfach vorherrschte. Alle drei kennzeichnen jene Zeit aber auch

[1] Aus Ebeling 134—137.

dadurch, daß sie, obgleich sie ungeordneten Lebens, starke Trinker waren, dennoch eine unverdrossene schriftstellerische Tätigkeit und eine Arbeitskraft und Arbeitslust bekundeten, welche als solche volle Anerkennung herausfordert: sie sind auch deshalb besonderer Beachtung wert.

Michael Schütz, genannt Toxites, wurde um das Jahr 1515 zu Sterzing in Tirol geboren. Er studierte zuerst in Dillingen, dann, von dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion mit Geldmitteln versehen, an der Universität Tübingen. Im Jahre 1535 ging er nach Pavia, wo er philosophische und medizinische Vorlesungen hörte, dann nach Wittenberg. Nachdem er zum Protestantismus übergetreten, wurde er seit dem Jahre 1537 Schulmeister zu Urach in Württemberg. Dort führte er ein hartgeplagtes, sorgenvolles Leben und suchte sich durch lateinische Lobgedichte auf den Reutlinger Prediger Matthäus Alber einen Gönner zu verschaffen. Um Alber würdig zu preisen, bedürfte es, sagte er, ‚eines Dichters wie Maro, oder eines Liedes, wie Apollo selber es den pierischen Kamönen eingibt'; aber Alber werde auch seine ‚barbarische Muse' nicht verschmähen, ‚verschmähe doch der tarpejische Jupiter die bescheidenen Opfer des armen Landmanns nicht'; ‚Griechen und Römer mögen schweigen von ihren Helden! Alber ist ein größerer Sieger' — er habe nämlich in Reutlingen das Papsttum besiegt. So machte sich Toxites als ‚Poet' bekannt. Das schlug aber zu seinem Verderben aus, indem nun auch ein an dem Uracher Rathause angeklebtes Spottgedicht gegen den Stadtpfarrer ihm zugeschrieben wurde. Auf den bloßen Verdacht der Täterschaft hin mußte er, ein Opfer damaliger Gerechtigkeitspflege, ins Gefängnis wandern und einem peinlichen Verhör sich unterwerfen. Viermal bestand er die Qualen der Folter, ‚bei seiner Seele Seligkeit und dem jüngsten Gericht' seine Unschuld beteuernd. Erst die fünfte Folterprobe entriß ihm das falsche Geständnis, daß er der Verfasser des Spottgedichtes sei. Zur Sühnung dieses Verbrechens sollte er der schwersten Strafe unterliegen, denn er habe, sagten die Anwälte des Untervogtes von Urach, nicht allein einen frommen, christlichen Mann schimpfiert, sondern auch durch die Worte des Gedichtes: ‚die Prädikanten predigen nur, was der Schultheiß wolle', den Schultheißen verdächtigt, somit die vom Herzog eingesetzte Obrigkeit und folglich auch den Herzog selber angegriffen; deshalb müsse er dem Henker übergeben werden, ‚da er besser tot denn lebendig, nützlicher unter denn auf der Erde sei'. Schließlich wurde er jedoch nicht am Leibe, sondern nur ‚bürgerlich getötet', d. h. aller Rechte und Ehren für verlustig erklärt. Von dem Henker mit Ruten bis vor das obere Tor der Stadt geschlagen, kam er im Jahre 1540 mit Frau und zwei Kindern in erbärmlichem Zustande zuerst nach Basel, dann nach Straßburg. Hier nahm sich Johann Sturm seiner freundlich an

und vermittelte ihm im Jahre 1542 eine Stelle als Lehrer am Gymnasium. Da jedoch sein jährliches Einkommen von etwa 60 Gulden zu seinem und seiner Familie Unterhalte nicht genügte, er ‚täglich mit viel Sorgen und Not umringt' war, ging er darauf aus, durch lateinische Bettelverse sich Gönner zu erwerben; in Gedichten an protestantische Gelehrte und Fürsten eiferte er wider ‚die wilde Tyrannei und die abscheulichen Irrtümer des Papsttums', während er gleichzeitig in einem Lobgedicht den streng katholischen Augsburger Bischof Otto Truchseß von Waldburg besang. Zum Lohne dafür verschaffte ihm derselbe im Jahre 1544 auf dem Reichstage zu Speier die öffentliche Dichterkrönung durch den Kaiser. In Lobdistichen auf Johann Sturm pries Toxites sich glücklich, daß seinem langen Mißgeschicke nun ein Ende gemacht sei und er die Sonne wieder leuchten sehe; er selbst aber ließ seinen Schülern die Sonne nicht leuchten; er versah nachlässig sein Schulamt, ergab sich dem Trinken und wurde infolgedessen im Jahre 1545 abgesetzt. Er ging nach Basel, kehrte jedoch, da er trotz einer Empfehlung Sturms dort keine Anstellung finden konnte, nach Straßburg zurück, besuchte jetzt die Vorlesungen Sturms über klassische Schriftsteller, gab mit dessen Bewilligung die Kollegienhefte in Druck und half dadurch seiner Geldnot auf. Als Sturm im Auftrage des Schmalkaldischen Bundes, um Geld aufzubringen, nach Frankreich reiste, nahm er Toxites als Begleiter mit.

Im Jahre 1548 tauchte Toxites plötzlich von neuem in Basel auf: die Bestimmungen des in Straßburg verkündeten Interims hätten ihm, behauptete er, Gewissensnöten verursacht, so daß er dort nicht länger habe ausharren können. Zu Basel ließ er sich als Student der Rechte an der Universität einschreiben, in der Hoffnung, daß der berühmte Bonifatius Amerbach ‚als Doktor und Apoll' sich seiner annehmen würde. Da diese Hoffnung fehl schlug, wandte er sich wieder dem Schulfach zu und übernahm in dem Städtchen Brugg im Aargau das Amt eines Schulmeisters; er wurde nun aus einem strengen Lutheraner im Nu zwinglisch gesinnt. Allein auch in Brugg fand er keine Ruhe. Er vernachlässigte die Schule, frönte der Trinklust und sehnte sich nach Basel zurück. Um sich den dortigen Stimmführern zu empfehlen, begann er die Abfassung eines großen lateinischen Gedichtes ‚Über die Liebe Christi', welches in drei Büchern die ganze christliche Religion behandeln sollte. ‚Wenn es', sagte er in den 32 ersten Distichen, welche er nach Basel schickte, ‚noch ein Volk gibt, das Christum nicht liebt, so lese es mein Gedicht. Man hat alles besungen, die Natur der Dinge, die Weinberge, den Ackerbau, die Einteilung des Jahres, die Gestirne des Himmels, das Meer, die Erde, die Kräuter, die Edelsteine; ich aber will Christum besingen.' Mit den alten Göttern wolle er nichts mehr zu tun haben, er ‚sei nicht in den Höhlen der Musen erzogen worden, nicht Phöbus, sondern

Christus begeistere ihn und sei sein Apoll, jener der Griechen sei ein falscher Gott'. Ein zweites großes ‚Heroisches Gedicht', eine Art ‚Anti-Lucrez', sollte die Aussprüche der Philosophen über die Natur der Dinge nach der Regel der Heiligen Schrift entwickeln, von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Erlösung handeln, nicht weniger auch ‚von der einstigen Erneuerung der Welt, von dem Fatum und von vielen andern Dingen, die Gott uns geoffenbaret' habe: sein Wunsch sei, als ein ‚Sänger der Frömmigkeit und der wahren Philosophie' betrachtet zu werden. Sein nächster Wunsch war jedoch, in Basel eine ihn ernährende Stelle zu finden, und dieser ging nicht in Erfüllung. So fand er sich dann, dem ‚barbarischen' Brugg den Rücken kehrend, auf gut Glück im Jahre 1551 abermals in Straßburg ein, erteilte wieder gelegentlichen Unterricht am Gymnasium, besorgte neben andern literarischen Arbeiten drei Bände der Vorlesungen Sturms über Reden Ciceros zum Drucke und wurde zugleich Herbergsvater und Quacksalber für durchreisende und kranke Studenten. Besonders auffallend war letztere Beschäftigung nicht, denn nicht bloß Bader, Scherer, Kräutler, alte Weiber, sondern selbst Magisterfrauen betrieben Kurpfuscherei; verstand es doch eine Magisterin, aus acht aromatischen Kräutern einen Trank zu destillieren, ‚gut für Schwindel und Schlag des Hauptes, die Red wieder zu bringen, stärkt das Haupt und die Vernunft dem Menschen'. Aber auch auf politischem Gebiete war Toxites tätig, und zwar als Mithelfer Sturms zur Zeit des Bündnisses, welches Kurfürst Moritz von Sachsen und seine Mitverschworenen im Jahre 1552 mit dem französischen Könige Heinrich II. gegen Kaiser Karl V. geschlossen hatten. Daneben eröffnete sich der ‚gekrönte Poet' noch andere Geldquellen. Für den jungen König Eduard VI. von England verfaßte er einen vollständigen Katechismus in Distichen: ‚Die personifizierte Pietas exponiert dem König, Artikel nach Artikel, ein protestantisches Glaubensbekenntnis; Christus macht ihm eine Paraphrase des Vaterunsers, die Sakramente erklären ihm ihre Natur; den Schluß bildet eine Rede Calliopes.' Zu derselben Zeit ließ er auch ein Lobgedicht drucken auf den Bischof von Padua und auf dessen Vater, den österreichischen Feldherrn Nikolaus von Salm. Für einen den katholischen Äbten von Kempten und Murbach gewidmeten Kommentar über Ciceros Rhetorik erhielt er, über ‚Armut und Mißgeschick' jammernd, 1556 auf fünf Jahre einen jährlichen Gehalt.

Inzwischen hatte er sich die Gunst des Herzogs Christoph von Württemberg zu verschaffen gewußt. Nachdem der wahre Verfasser jenes Uracher Spottgedichtes bekannt geworden, wollte Christoph das an Toxites begangene Unrecht wieder gut machen und übertrug demselben gegen Ende des Jahres 1556 nicht allein die Professur der Dichtkunst an der Universität Tübingen, sondern er ernannte ihn sogar zum ‚Pädagogarchen' des ganzen Herzogtums.

Kraft dieses Amtes sollte er als oberster Schulmann im Auftrage Christophs sämtliche Schulen beaufsichtigen und über den Stand derselben sein Urteil abgeben. Dieses Urteil fiel höchst ungünstig aus. In einer dem Herzog im Jahre 1557 eingereichten Denkschrift erklärte er: Von den Schulen aus verbreiten sich über ganz Deutschland hin Lehrer und Prediger, welche durch ihre Sittenlosigkeit und Unfähigkeit zum Lehrerberuf das Volk von dem Streben nach Gottseligkeit und die Jugend von der Liebe zu den Wissenschaften abwendig machen. Die zwei Ursachen dieser Übel seien: die gänzliche Aufhebung aller sittlichen Zucht, auf welche die Vorfahren ihr meistes Augenmerk gerichtet gehabt hätten, und der Verlust der rechten Lehrmethode. Wenn es mit dem Sittenverderbnis der Jugend so wie bisher vorangehe, so könne er nichts anderes voraussagen als gänzliche Barbarei. Denn es gebe dermalen keine Schule, keine Akademie, welche nicht voller Laster sei, so daß die Protestanten bei den Papisten in dem schlimmsten Rufe ständen: sie erzögen eine nichts weniger als christliche Jugend. Und dieses sei auch in der Tat klarer als der helle Tag[1].

Toxites befürwortete deshalb eine strengere Zucht, und zwar für sämtliche Schulen, auch für die Universität des Landes. Dadurch aber zog er sich in Tübingen den Groll nicht allein der Studenten, sondern auch mehrerer Professoren zu. Allerlei Verleumdungen wurden wider ihn ausgestreut; an der Tübinger Kirchtüre schlug man Spottverse an, bedrohte ihn mit Ohrfeigen und Schlägen; besonders aufsässig wurde ihm der Sohn eines seiner Kollegen. Seine Beschwerden über die Unbilden blieben, wie es scheint, ohne Wirkung, und so faßte er den Entschluß, eine neue Lebensstellung aufzusuchen, und zwar nicht mehr als Lehrer, sondern als Arzt.

‚Nur noch der höheren Kunst, der Medizin‘, wolle er sich, sagte er, in Zukunft widmen. Im Jahre 1561 besuchte er in Paris medizinische Vorlesungen, im folgenden Jahre ging er nach England, zwei Jahre später trat er von neuem in Straßburg auf, und zwar jetzt als ‚Doktor der Arznei‘. Ob und wo er diesen Titel rechtmäßig sich erworben hatte, weiß man nicht. Er vertiefte sich in die Schriften des Theophrastus Paracelsus, der ‚die Wahrheit in Philosophia und Medicina aus den Finsternissen der Sophisten wieder ans Licht gebracht‘ habe[2]. Nicht weniger als 23 dieser Schriften gab er heraus, einzelne Stücke übersetzte er ins Lateinische, andere erklärte er unter Mitwirkung des viel und allerlei schreibenden Satirikers und Schmähpoeten Johann Fischart, der ‚dem hochberühmten Doktor Michael Toxites‘ gern die nachgesuchte Hilfe gewährte. Einen besonders hohen Rang unter den Schriften

---

[1] Döllinger I 538.

[2] Über Paracelsus vgl. unsere Angaben VI 484 ff.

des Paracelsus behauptete die ‚Astronomia magna, oder die ganze Philosophia sagax der großen und kleinen Welt‘, welche Toxites im Jahre 1571 dem Kurfürsten August von Sachsen widmete. Dieselbe ‚rechtfertigte nicht nur die Astrologie, sondern auch die Magie, das Wahrsagen und die Geistererscheinungen‘; sie sollte ‚zugleich zu einem tieferen Verständnis der christlichen Religion verhelfen‘: ‚eine himmlische Schwarzkunst sollte der höllischen entgegengesetzt werden‘. Ein ausgedehntes philosophisches Realwissen schützte Toxites nicht vor allen möglichen Geheimkünsten. Ließ er doch auch zwei Schriften ‚Von dem gebenedeiten Stein der Weisen‘ im Druck ausgehen, ferner ein paar Kräuterbücher des Wiener Wunderdoktors Bartholomäus Carrichter; in einem derselben wollte er dartun, ‚was die himmlischen Einfließungen in den Kräutern wirken‘. Alchimistische Versuche hatte er schon, als er noch Schulmeister und Professor war, wiederholt angestellt, aber nur, wie er schrieb, ‚mit großen Unkosten, mancherlei Nöten und wenig Erfolg‘. Seine letzte Lebenszeit brachte er in Hagenau zu, wo er im Jahre 1581 starb, bis zum Tode unermüdlich als Schriftsteller tätig. Hatte er früher als ‚gekrönter Poet‘ protestantische und katholische Geistliche, Gelehrte, Grafen und Fürsten, auch theologische Gegenstände besungen, so machte er später den Versuch, in 150 Distichen die Medizin zu feiern und seinen Meister Paracelsus zu verherrlichen[1].

Gleichzeitig mit Toxites, im Jahre 1536, studierte in Tübingen Kaspar Bruschius[2] aus Schlackenwald in Böhmen (geboren 1518), wie jener von dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion mit Geldmitteln unterstützt. Auch er trat zum Protestantismus über und widmete im Jahre 1537 den Theologen Ambrosius Blarer und Paul Phrygius seine erste Schrift: eine Anzahl lateinischer Gedichte meist theologischen und panegyrischen Inhalts. Ohne einen akademischen Grad erlangt zu haben, begab er sich nach Ulm, verherrlichte die Geschichte zweier Klöster in langen Gedichten, hielt sich wiederholt am Hofe Christophs von Stadion zu Dillingen auf und feierte denselben als ‚unvergleichlichen‘ Mäcenas aller Gelehrten. Im Jahre 1540 war er in Wunsiedel, wo er eine Verdeutschung des ‚Funus‘ von Erasmus den katholischen Konventualen von Michelfeld widmete. In demselben Jahre übernahm

[1] Ausführlicheres bei K. Schmidt, Michael Schütz. Diese Schrift enthält ein wirklich belehrendes ‚Stück Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts‘ (S. 118). ** Über die ‚Querela anseris‘ des Michael Toxites, ‚eines der eigentümlichsten Stücke der neulateinischen Dichtung‘, vgl. Ellinger xxvi.

[2] ** Hauptwerk von Horawitz, Leipzig 1874. Nachträge dazu gibt Horawitz selbst in den Mitteil. des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen, 16. Jahrg., Nr 4, und Falk in den Histor.-polit. Blättern 1875, s. auch Kirchenlexikon II² 1382 f.

er das Rektorat der Schule in Straubing und bearbeitete dort eine Ausgabe von Aventins ‚Chronica von Ursprung, Herkommen und Taten der uralten Teutschen'. Sein Schulamt dauerte aber nur wenige Monate.

Im Frühjahr 1541 befand er sich in Nürnberg und in Regensburg. Dort wurde er zum Dank für ein paränetisches Gedicht, in welchem er zum Kampfe gegen die Türken aufgerufen hatte, während des Reichstages von König Ferdinand I. zum Dichter gekrönt. Damals spielte er sich wieder als Katholiken auf, pries in einer ‚Klage der bedrängten Germania'[1] die frühere Zeit, in welcher nur ein Glaube geherrscht habe, weder Pseudopropheten noch Schismen vorhanden gewesen seien; er ging die Äbte von Kempten und von Weingarten mit Lobgesängen an und verherrlichte Karl V., der ihm dann auch die Würde eines ‚kaiserlichen Pfalzgrafen' erteilte.

Aber schon im nächsten Jahre verfaßte er in Wittenberg, wohin er sich gewendet hatte, ein ‚Heroisches Gedicht wider die Feinde des Evangeliums'. Da er dort kein Unterkommen fand, trat er im Jahre 1543 an der Universität Leipzig als Privatlektor über alte Dichter auf, tiefbekümmert über ‚die teuflische Wut des Satans', welche es dahin gebracht habe, daß ‚beinahe die ganze Welt mit Verachtung auf diese Studien' blicke. Um jedoch als Lorbeerbekränzter wenigstens klingende Anerkennung zu verdienen, verfertigte er eine Unzahl von allerlei poetischen Gaben an Gönner und Freunde, feierte den Rektor und die Professoren, Bürgermeister und Ratsherren, auch Bürger und Studenten von Leipzig. Die Erkrankung eines der Professoren gab im Gelegenheit, in mehreren Gedichten ‚das Fieber' aufzufordern, ‚die grausamen Feinde des Evangeliums': den Papst und seine Anhänger und die Türken, kräftig heimzusuchen. In einem langen Poem an einen Breslauer Magister verglich er die Wirkungen des schlesischen Bieres mit den zwölf Bildern des Tierkreises und malte, offenbar auf Grund eigener Erfahrungen, rohe und ekelhafte Gelagescenen aus[2]. Bereits in Tübingen war er ein starker Trinker geworden, stürzte gelegentlich in der Trunkenheit vom Pferde und erging sich dafür in poetischen Deklamationen gegen die Trunksucht als eines der Hauptlaster seines Zeitalters[3]. Daneben verfaßte er auch ‚poetisierte Gebete', welche er ‚zweien Knaben' zueignete, und schrieb eine ‚christliche und liebliche Narration von Eva, der ersten Mutter, und Abel, Seth und Kain, ihren Söhnen'.

Mittlerweile hatte er an dem Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn auf Arnstadt und Sondershausen, welchem er unter den ausgesuchtesten

[1] ‚Querela afflictae Germaniae.'

[2] Es fehlt darin sogar nicht an einer ‚behaglichen Betrachtung eines Vomitus'. Horawitz 75.

[3] Ebd. 31 170.

Schmeicheleien eine Sammlung seiner Gedichte (‚Sylvae') gewidmet hatte, einen Schutzherrn gefunden und wurde von diesem im Jahre 1544 zum Rektor der Schule nach Arnstadt berufen. Dort zog er in einem während einer Predigt abgefaßten ‚Idyllion' wider die Mönche, diese ‚großen Esel und schändlichen Monstra', zu Felde, wollte durch einige lateinische Oden die Schuljugend von Arnstadt zur ‚Erreichung der wahren Philosophie anspornen' und durch ein ‚Leben Christi', welches sie neben ihrem Plutarch studieren solle, zu guten Christen und künftigen ‚ausgezeichneten Helden' heranbilden. Mit Bedauern, sagte er, habe er bemerkt, daß das Leben Christi nur von so wenigen gekannt sei; allein dieses sei leicht begreiflich ‚in so ganz verdorbenen Zeiten, in welchen alle Menschen vom Teufel gänzlich geblendet und in höllische Irrtümer verwickelt' seien, dienstbar ‚entweder der Habgier oder schändlichen Genüssen und schwächlichen Lüsten, nicht anders, als wenn es keinen Gott und keinen ewigen Richter mehr gebe'. Nun könne man allerdings ‚Christi Leben und Wirken am besten aus der Bibel erkennen, jedoch dieses Werk sei zu teuer: ‚die geizigen Buchhändler geben es ja nicht unter zwei bis drei Goldgulden, während mein Büchlein schon um zehn bis zwölf „Nummuli" zu bekommen ist'. Jedoch seine Lehrtätigkeit in Arnstadt ging noch in demselben Jahre 1544 infolge von Zwistigkeiten mit dem dortigen Prediger zu Ende. ‚Wie ungerecht ich hinausgeworfen wurde', klagte er am 29. Oktober dieses Jahres, ‚weiß Gott und wird einst die Nachwelt beurteilen.'

Um eine neue Stellung zu erhalten, eilte er nach Nürnberg und ‚zweifelte gar nicht, daß ihm Gott für die bäuerische Galathea eine weit schönere Amaryllis geben werde'.

Da seine Hoffnungen fehl schlugen, wandte er sich an die Grafen von Henneberg, widmete denselben eine Verdeutschung der Postille Melanchthons und beschwor die Gemahlin des Grafen Georg Ernst, ‚gnädiglich mitzuhelfen, zu treiben und zu schieben, damit in ihren Herrschaften alle Abgötterei und Götzendienst', d. h. alles Katholische, ‚ganz niedergelegt' und in Kirchen und Schulen ‚die ewige Wahrheit' gelehrt werde. Diese Bemühungen hatten Erfolg. Graf Georg Ernst hatte zu Anfang 1545 zum größten Ärger ‚aller Satelliten der päpstischen Tyrannei' zu Schmalkalden eine protestantische Schule gegründet und vertraute nun dem gekrönten Poeten die Leitung derselben an, unter der Verpflichtung, ‚den Kanonikern an der Hauptkirche und sämtlichen Schülern täglich die Heilige Schrift zu erklären'. Bruschius übernahm sein Amt im Jahre 1545, allein auch hier war die Herrlichkeit von kurzer Dauer.

Schon nach wenigen Monaten trug er sich dem Rate von Mühlhausen als Lehrer an, dann, als seine Schritte umsonst, im April 1546 dem Rate von Lindau. Dort wurde er wirklich, und zwar unter günstigen Bedingungen, zum Rektor bestellt, jedoch bereits im nächsten Jahre wieder entlassen.

Nachdem ‚die evangelische Sache', der er viele Jahre hindurch in gebundener und ungebundener Rede seine Feder gewidmet hatte, in dem Schmalkaldischen Kriege unterlegen war, trat Bruschius als Verherrlicher des ‚unüberwindlichen Kaisers' auf, der die deutschen ‚Rebellen' besiegt habe und mit Jupiter und Phöbus zu vergleichen sei. Christliches und Heidnisches werden von dem Dichter auf das widerlichste miteinander vermischt[1].

Seit dem Jahre 1548 zog Bruschius unstet und heimatlos in Deutschland umher. Bald feierte er Äbte und Äbtissinnen, Bischöfe und Erzbischöfe, welche ihm gastliche Aufnahme gewährten oder Geldgeschenke darreichten, und sprach sich zu Gunsten der alten Kirche aus gegen die ‚lutherische Häresie', bald nannte er Luther den neuen ‚Elias'[2]; bald erklärte er sich in einer Behandlung des Investiturstreites gegen Gregor VII. und für Heinrich IV., dann wieder stellte er sich auf seiten des Papstes, dieses ‚heiligen Mannes, der für die Gerechtigkeit viele Verfolgungen erlitten' habe[3]. Wie beinahe sämtliche Humanisten war er von Haß gegen die Juden erfüllt und billigte deren grausame Verfolgung. Von einem Jahre zum andern seinen Aufenthaltsort wechselnd, zeigte er sich unerschöpflich im Versemachen, verfertigte aber auch mehrere geschichtliche Arbeiten, unter welchen seine ‚Klostergeschichte Deutschlands' die meiste Beachtung verdient. Häufig lebte er in Saus und Braus, häufig in äußerster Dürftigkeit; zuletzt war er protestantischer Pfarrer zu Pettendorf in der Oberpfalz und eiferte dort wieder in einer Schrift gegen das Papsttum, ‚die Synagoge des Antichristes'. Seine Grundbestimmung war und blieb, daß ‚ein Mensch des andern Teufel' sei:

Haben vil Feindschaft umb uns her,
Die Welt so allen Guten leer
Und alles Jamers ist so voll,
Daß wohl ein Mensch möcht werden toll.

Am 20. November 1559 wurde er, wahrscheinlich auf Anstiftung von Adeligen, welche er mit einem Pasquill bedroht hatte, in einem Walde, eine

---

[1] Wie seine Lobhudeleien über den Kaiser und dessen Bruder Ferdinand beschaffen waren, zeigen z. B. die Verse:

Pareat his, amet hos ac ipsus adoret Olympus,
Fratribus his quid enim maius et orbis habet!
Iuppiter astra regit, sed terras Carolus omnes,
Quas videt a pulchra Iuppiter arce sua etc.

Ein Epitaph auf die Kaiserin Isabella lautet:

Qua nulla in toto pulchrior orbe fuit,
Iuppiter in thalamos spreta hanc Iunone vocabit.

Horawitz 115.

[2] Horawitz 118 175 194. [3] Ebd. 167 194.

Meile von der Stadt Rothenburg an der Tauber, überfallen und meuchlings erschossen [1].

Ein gewaltsames Ende nahm auch der viel berühmtere Dichter und Gelehrte Frischlin, einer der angesehensten Klassiker des damaligen lateinisch schreibenden Deutschlands.

Nikodemus Frischlin, geboren im Jahre 1547 zu Balingen, wo sein Vater Diakonus war, hatte schon als Dreizehnjähriger in der ‚Kosterschule‘ zu Königsbronn unter Leitung seines Lehrers Jakobus Stiger, eines Niederländers, die Anfertigung lateinischer und griechischer Verse gelernt. Im Jahre 1563 bezog er die Universität Tübingen, betrieb humanistische und theologische Studien, beschäftigte sich auch mit Astronomie und Medizin und bekundete frühzeitig sein ‚satirisches Ingenium‘. Er war noch nicht 21 Jahre alt, als er zum außerordentlichen Professor der Poesie an der Universität ernannt wurde und über lateinische Dichter und Geschichtschreiber Vorlesungen hielt. Als den Fürsten der Dichter verehrte er Virgil und wollte diesen der studierenden Jugend so auslegen, ‚daß beinahe das ganze Papsttum mit allen Gebräuchen und Zeremonien aus demselben hergeflossen‘ sich dartun sollte. Habe doch z. B. ‚die Fürbitte Marias und der Heiligen ihr Vorbild in der Fürbitte der Venus für die Trojaner; die Totenfeier für Anchises sei eine Seelenmesse; in Än. 6 könne man das Fegfeuer und in Polyphem, diesem „schrecklichen, ungestaltigen, ungeheuern Monstrum, das des Lichtes beraubt sei“, das deutliche Ebenbild des Papstes nicht verkennen‘ [2].

So wurde selbst die Erklärung der Klassiker benutzt zur Anschürung konfessionellen Hasses.

Mit seinem ehemaligen Lehrer Martin Crusius, Professor der griechischen und der lateinischen Sprache, stand Frischlin anfangs auf gutem Fuße; Crusius habe, sagte er in einem griechisch-lateinischen Gedicht, ‚durch unvergängliche Schriften sich himmelhohen Ruhm erworben und werde als die Zierde Griechenlands überall gepriesen; sein Leben sei tadellos, und allen Menschen, sonderlich den frommen, sei er hold und gewogen‘; noch im Jahre 1575 nannte er ihn den ‚Stolz der griechischen Sprache‘ [3]. Crusius seinerseits rühmte Frischlin als ‚Freund der Musen, Stolz der jüngeren Männer‘; er war bei dessen Hochzeit anwesend und wurde Pate seines ersten Sohnes. Bald aber entstanden Reibungen zwischen den Beiden, welche später, nachdem

[1] Horawitz 118—201. Zu den von Bruschius in vielen begeisterten Versen Gefeierten gehörte auch eine Baronin Magdalena von Perneck, welche durch Bayern, Böhmen, Kärnten und Steiermark umherzog, um bei Gastmahlen zu singen. S. 181 184.

[2] Strauß 33. [3] Ebd. 20 83.



sie miteinander in einen gelehrten Streit geraten, sich gegenseitig der gröbsten Vergehen beschuldigten.

Mit der Bürgerschaft geriet Frischlin in Verdrießlichkeiten, weil er in einer lateinischen Elegie, welche er an der Kirchtüre anschlagen ließ, gesagt hatte: Frömmigkeit und Glauben seien aus Tübingen verbannt. Bezüglich seiner eigenen Frömmigkeit kam bei einer gegen ihn im Jahre 1576 eingelegten Injurienklage im Senate wiederholt zur Sprache, daß er ein ‚schändliches Leben' führe, sich oft betrinke und sein Weib übel behandle; auch verachte er die meisten Professoren; am Hofe zu Stuttgart spiele er den Hofnarren. Auf die Bezichtigung des zu starken Weingenusses erwiderte Frischlin: Zur ‚Erfrischung des Ingeniums' tue er, wie andere Poeten, bisweilen einen starken Trunk. Wenn man die Universität von allen Trinkern säubern wollte, würden gar manche Stellen dort erledigt werden; wo würden dann beispielsweise die Professoren Liebler, Planer und Burckard bleiben?[1] Den hochangesehenen reformierten Theologen Lambert Danäus, der ihm in späteren Jahren ebenfalls zum Vorwurfe machte, daß er zu viel trinke und an der herzoglichen Tafel sich zum Hofnarren hergebe, bediente er mit den Worten: er trinke, so oft er Lust habe, auf gut deutsch und poetisch unter Freunden. ‚Auf gut deutsch: weil es doch einmal das Volkslaster ist, daß die Deutschen mehr trinken als essen. Auf gut poetisch: weil die Verse der Wassertrinker nichts taugen. Will mein Lambert Danäus nicht mit meiner Pythia tanzen, so soll er zur Strafe einen Becher leeren. Wir sind die besten Freunde, sind Brüder, sind Kollegen: ich der Narr meines Fürsten, du der deiner Mitbürger; ich Spaßmacher für mich, du für das Volk; ich der Hofmann Aristipp, du Diogenes der Cyniker'[2].

Am Hofe in Stuttgart stand Frischlin bei dem Herzog Ludwig, welcher selbst ein starker Trinker war[3], in hoher Gunst. Ähnlich wie der Wittenberger Professor Friedrich Taubmann am Dresdener Hofe[4], war er berühmt dafür, wie ‚bossierig' er in Conviviis' sei; aber er sorgte ungleich vielseitiger als jener für die Ergötzung seines Landesherrn, indem er für ihn Komödien machte und aufführen half und dessen Hoffeste mit unendlich langen, nicht gerade gedankenreichen, aber formvollendeten lateinischen Dichtungen verherrlichte. Als Ludwig im Jahre 1575 Hochzeit feierte, bewährte sich Frischlin zugleich als Elegiker, Epiker und Dramatiker. Seine Beschreibung der Hochzeit erschien in 7 Büchern, jedes von mehr als 700 Hexametern. Er ruft darin Christus und den Heiligen Geist um Hilfe an; allein auch Apollo,

[1] Strauß 59--67. [2] Ebd. 229—230.
[3] Wir kommen auf ihn bei der Schilderung des Fürsten- und Hoflebens zurück.
[4] Vgl. oben S. 203.

Bacchus und Ceres, Mars und Minerva werden nicht übergangen; am Traualtare erscheint Ludwig ‚ähnlich einem Gotte‘. Alle vornehmen Festgenossen sowie alle Speisen und Weine werden besungen, die Fürsten, welche die feineren Weine gespendet, eines unvergänglichen Ruhmes bei der Nachwelt für würdig erklärt.

Für Frischlin war diese Festbeschreibung von wichtigen Folgen. Er wurde von dem Herzog nicht allein reichlich beschenkt, sondern auch mit einem Empfehlungsbrief an Kaiser Maximilian II. versehen. Frischlin widmete demselben zur Zeit des Regensburger Reichstages vom Jahre 1576 seine Komödie ‚Rebekka‘ und erhielt dort, nachdem Maximilian gestorben, von dessen Nachfolger Rudolf II. die Würde eines gekrönten Poeten, mit Wappen und Gürtel. Er schrieb nun sofort seine ‚Panegyriken auf die österreichischen Kaiser‘ und wurde dafür im Jahre 1577 von Rudolf II. zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben [1].

Er hatte als solcher zahlreiche Standesgenossen, aber nur sehr wenige unter denselben waren sich der mit der Pfalzgrafenwürde wirklich oder angeblich verbundenen ‚Rechte und Befugnisse‘ so bewußt als Frischlin, und Herzog Ludwig sagte nicht ohne Berechtigung später von seinem Günstling: ‚Der Pfalzgraf hat ihn verdorben.‘ [2]

In der für Frischlin ausgestellten kaiserlichen Urkunde war nur ‚das Recht‘ namhaft gemacht, daß er als Pfalzgraf ‚im ganzen Umfang des römischen Reiches Notare ernennen und ihnen die Befugnis, gültige Urkunden jeder Art zu errichten‘, erteilen könne. Frischlin schrieb sich aber auch die Vollmacht zu, Magister zu ernennen, Wappen zu verleihen und die von ihm gekrönten Dichter in den Adelstand zu erheben. Ein Pfarrer im Kraichgau, der sich darauf berief, von Frischlin den Adel erhalten zu haben, wurde dafür von seinem Patron Ludwig von Hirschhorn acht Tage lang ‚ins Loch‘ geschickt. Ein Stadtschreiber von Herrenberg hatte dem Pfalzgrafen Frischlin für einen Adelsbrief 9 Philippstaler zu entrichten.

An der Universität zogen die kaiserlichen Würden für Frischlin allerlei Mißhelligkeiten nach sich. Einem Pfalzgrafen, meinte er, gebühre bei öffentlichen Anlässen ein Platz neben dem Rektor; als er sich einmal wenigstens über den Dekan des philosophischen Kollegiums setzte, erfolgte dagegen ein Befehl des Senates: er solle stets unterhalb dieses Kollegiums sitzen. Wie es ihm auch sonst im Verkehr mit seinen Kollegen erging, kennzeichnen seine Worte in einer bei Gelegenheit einer Disputationsübung gehaltenen Rede: ‚Diese Leute meinen, sie tun mir weh, wenn sie mich zu den Mahlzeiten und Trinkgelagen, welche sie auf öffentliche Kosten halten, nicht einladen. Ich

---

[1] Strauß 80—98. [2] Ebd. 416.

aber tröste mich mit dem Horazischen Spruch, daß es ungleich ehrenvoller sei: hoch zu Rosse zu sein und an fürstlicher Tafel zu speisen.'

Weil ihm die Beförderung zum ordentlichen Professor hartnäckig verweigert wurde, wollte er im Jahre 1579 eine Professur an der katholischen Universität Freiburg im Breisgau annehmen; denn ,warum', sagte er, ,sollte ein protestantischer Philologe nicht mit gutem Gewissen an einer papistischen Hochschule Dichter und Redner erklären können?' ,Sind wir doch eines Reiches Bürger, wir Bekenner der beiden Konfessionen', ,noch ist ja Gemeinschaft unter uns, und durch die gleichen Studien eine heilige Seelenververbindung.' Er hatte vergessen, auf welche Weise er in Tübingen den Virgil erklärte [1], und von der gepriesenen ,Gemeinschaft' unter den Konfessionen und der ,heiligen Seelenverbindung' legte er zu Fastnacht des folgenden Jahres eigentümliche Proben ab in seiner für den Herzog Ludwig verfaßten und in Tübingen vor Fürsten und Herren aufgeführten Komödie ,Phasma', in welcher er die Vertreter sämtlicher Konfessionen, mit alleiniger Ausnahme der lutherischen, dem Teufel zur Beute übergab [2].

Der Abzug nach Freiburg scheiterte an der entschiedenen Weigerung seiner Frau, mit ihm in einer katholischen Stadt Wohnung zu nehmen, und an dem schweren Bedenken der Stuttgarter Theologen und Kirchenräte, welche nicht ratsam fanden, ihn ,hinauszulassen, weil dieses nur mit Nachteil der hohen Schule in Tübingen geschehen könne, und weil zu besorgen sei, er möchte draußen etwan aus Unbedacht Epigrammata schreiben, daraus Unruhe und Beschwerung erfolgen möchte'.

So nahm Frischlin, der von seinen Zuhörern sich schon öffentlich verabschiedet hatte, seine Vorlesungen wieder auf, kam aber bald in Lebensgefahr, weil er im Jahre 1580 eine lateinische Rede ,Vom Bauernleben oder Bauernstand' drucken ließ, in welcher er die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Bauern pries im Gegensatz zu der Gottlosigkeit, Unmenschlichkeit und Treulosigkeit so mancher vom Adel.

In seiner Beschreibung der herzoglichen Hochzeit vom Jahre 1575 hatte er die adeligen Festgenossen auf das höchste gefeiert, hatte früher und später an den Gelagen von Herren und Edlen sich als tüchtiger Trinker und Lustigmacher beteiligt, bekam aber bald mit mehreren derselben persönliche Händel und wurde nun wegen seiner Rede einer grimmigen Adelsfeindschaft beschuldigt. Einmal versuchten betrunkene Adelige sein Haus zu stürmen; man schickte sogar Meuchelmörder gegen ihn aus. ,Es hat die Cyklopes, die Scharrhansen verdrossen', sagte er im Jahre 1581, ,daß ich in meiner Oration hab gesagt, es seien gar wenig fromme Nobiles. Unsere Scharrhansen wollen

---

[1] Vgl. oben S. 250. [2] Vgl. unsere Angaben VI 361 ff.



so gute Christen, so gut lutherisch sein, wohlan lesen sie die Opera Lutheri, da werden sie finden, was er von ihnen schreibt, und daß er befiehlt, daß wir es ihnen sagen sollen, was sie für schöne Gesellen sein. Aber weil ich solches getan hab, und grade das den Scharrhansen nicht gefallen hat, wollen sie mich tot haben, wie denn ein verzweifelter, ehrloser, treuloser Schelm neulich zu Heidelberg öffentlich gesagt hat, wo ich ihm aufstoße, wollt er eine Kugel durch mich jagen.' Er berichtete dann den Studenten, welche Anschläge schon gegen sein Leben versucht worden seien, und rief sie zu seinem Schutze auf wider ‚die verzweifelten Schelme und Bösewichter', vor welchen er ‚selbst hier in der Stadt' seines Leibes und Lebens nicht sicher sei. Er trug fortan stets zwei Büchsen unter dem Mantel, selbst wenn er nur in den Garten ging.

Vor Jahren hatte er in Polyphem ein Ebenbild des Papstes erkennen wollen, jetzt wurde er in einem lateinischen Pasquille selbst mit jenem Ungeheuer verglichen und in einer deutschen Schmähschrift, welche man aus Stuttgart nach Tübingen schickte, ein ‚stinkender, räudiger Poet', eine ‚verlogene, schelmische Mißgeburt des Teufels' genannt. Wenn er von den Adeligen gesagt habe, ‚daß sie sich wie Kettinnen aneinander binden und keiner vom andern in keiner Gefahr weiche', so sei dieses ‚leider Gott erbarm erlogen; wollt Gott, es wäre aber, wie du geschrieben, so solltest du, loser Mensch, der Carmina oder Gedichte nicht mehr viel machen, sondern bald ein Rapier im Herzen haben, welches doch, ob Gott will, in kurzer Zeit etwa von einem tugendreichen, wackern, freudigen Held beschehen wird'. Werde doch überhaupt, wie ‚gemeiniglich jedermann bewußt', ein ‚Poeta zu teutsch ein Erdichter und Verlügner genannt'; die deutschen Fürsten sollten, einige redliche Poeten und Gelehrte ausgenommen, die andern als ‚Aufrührer und und Teufelskinder ab dem Grat ausrotten und vertilgen', ‚wenn sie anders' wollten, ‚von solchen dermaleinst keiner Verräterei gewärtig sein'.

In einem von dem sächsischen Theologen Markus Wagner im Jahre 1581 veröffentlichten Adelsbuch, zu welchem der Magdeburgische Domprediger Siegfried Sack, Doktor der Theologie, eine Vorrede geschrieben, wurde Frischlin als ein Anreizer zum Aufruhr, als ein zweiter Thomas Münzer behandelt. Dieser Wagner, erwiderte der Angegriffene, sei ‚ein verlaufener Bube, der dreißig ganzer Jahre vagiert, wegen Kirchendiebstahls und weil er in Schottland aus alten Büchern in Klöstern Blätter ausgeschnitten, hätte gehenkt werden sollen, und nur durch Fürbitte gerettet worden sei'. Zwischen Frischlin und Wagner entspann sich ein Federkrieg, in welchem die Kämpfenden mit den ausgesuchtesten Schimpfwörtern widereinander losfuhren und sich gegenseitig zu Galgen und Rad verurteilten. Auch der Domprediger erhielt von Frischlin seinen Teil in einer ‚Abfertigung der Vorred des thummen

und vollen lutherischen Predigers im Stift zu Magdeburg, genannt Seyfriz oder Sewförz Sack, mit einem Wort Sewsack'. Ein in dieser ‚Abfertigung' befindlicher ‚Widerhall von Marx Wagner und Seyfried Sackpfeifer' beginnt mit den Worten:

Sie sind zwei lutherische Pfaffen — Affen.
Was macht sie also hart vermessen? — Essen.

Dieses Echo trug dem Dichter von seiten lutherischer Prediger später manche Feindschaft ein.

In Tübingen konnte er es nicht länger aushalten. ‚Es ist weltkundig', schrieb er an Herzog Ludwig, ‚daß ich, mein Weib und Kinder hie in einem solchen erbärmlichen Neid und Haß sind, dazu in solcher Gefahr stehen, dergleichen niemals erhöret worden.' Er bat um seine Entlassung, erhielt sie und siedelte im Juni 1582 nach Laibach in Krain über, wo er das Rektorat der protestantischen Schule übernahm. Als tüchtiger Lehrer brachte er dieselbe rasch empor. Allein die Ritterschaft der drei Kreise Schwaben, Franken und Rheinstrom samt Wetterau, welche mit ihren Klagen gegen Frischlin von dem Herzog Ludwig abgewiesen worden, forderte die Krainer Stände auf, denselben wegen seiner Schmähungen des Adels ‚nicht allein aus ihrem Lande zu schaffen, sondern auch der Gebühr nach mit Ernst darum anzusehen, sonst müsse man sich an den Kaiser wenden.' Da in Laibach noch andere Mißhelligkeiten entstanden, kehrte Frischlein im August 1584 nach Tübingen zurück.

In Laibach hatte er eine lateinische Grammatik geschrieben, welche ihm eine ehrende Stellung in der Geschichte der Wissenschaft sichert. Auch ein nach sachlichen Kategorien geordnetes lateinisch-deutsch-griechisches Lexikon[1] gehört, soweit es vorliegt, wesentlich seinen Laibacher Jahren an. Um an der Akademie in Straßburg, wo er eine Gesamtausgabe seiner lateinischen Dramen veranstaltete, eine Anstellung zu erhalten, widmete er dem Rate und den Scholarchen eines dieser Stücke: den ‚Iulius redivivus'[2], in welchem er der Stadt die höchsten Lobsprüche erteilt hatte. Sein episches Gedicht in lateinischer Sprache, ‚Von der Geburt Christi', 1300 Verse lang, wurde an der Akademie öffentlich vorgetragen; allein die gewünschte Stelle erhielt er nicht, trotz der Empfehlung Johann Sturms, der edelmütig genug war, den Schulmann nicht entgelten zu lassen, daß er in einem theologischen Streit über das Abendmahl ihn früher bitter bekämpft hatte.

In Tübingen wollte man Frischlin nicht mehr als Lehrer annehmen, verweigerte ihm sogar ‚aus nahmhaften und wichtigen Ursachen', welche aber nicht näher bezeichnet wurden, das akademische Bürgerrecht. Diese Weige-

[1] ‚Nomenclator trilinguis'. [2] Vgl. oben Abschnitt V, S. 123.



rung war um so peinlicher für den ehemaligen Professor der Universität, weil er dadurch in Vergleich kam mit einem Sohne des Theologieprofessors Jakob Heerbrand, der wegen seiner Verheiratung mit der übelberüchtigten, aber reichen Witwe eines, nach Frischlins Worten, ‚offenen Schelmen und henkermäßigen Diebs‘ von der Universität ausgeschlossen worden war und trotz der flehentlichen Bitten seines Vaters eine Wiederaufnahme nicht erlangen konnte. Zu seinem Glücke konnte Frischlin aufs neue als württembergischer Hofpoet auftreten bei Gelegenheit der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig im Jahre 1585, welche er in ‚vier Büchern auf 105 Seiten‘ besang. Als der Herzog einmal auf der Jagd einen Bären erlegte, erhielt der Dichter den Befehl, auch dieses Ereignis würdig zu verherrlichen. Was alles seiner Muse zur Vorlage diente, zeigt die überaus reiche Sammlung seiner Gedichte, in welcher sich unter anderem lange Beschreibungen des Tübinger Stiftes und der württembergischen Klöster, zahlreiche Hochzeitsgedichte für Hohe und Niedere, Glückwünsche zu allerhand Doktorpromotionen, Trauergedichte auf Kaiser und Könige bis herab zum Tübinger Nachtwächter befinden.

Da aber die Welt, wie er seinem Landesherrn klagte, gegen die Studien der schönen Künste höchst undankbar geworden, so dachte er, ähnlich wie zur Zeit Michael Toxites, daran, diese Studien aufzugeben und sich der Medizin zu widmen. ‚Meinen Kindern wäre es viel besser‘, schrieb er an einen Gönner, ‚ich hätte alle meine poetas vor 20 Jahren verbrannt und mich auf das Studium Juris oder Medicinä begeben; wollt vieler Unruhen überhoben sein, und wär zu hohen und fürnehmen Ämtern mit meinem hohen großen Nutz gekommen.‘ Er begab sich wirklich im Jahre 1585 ‚auf das Studium der Medizin und wollte davon nicht eher abweichen, bis er seinen Kursus vollendet haben werde‘.

Inzwischen aber bemühte man sich von Stuttgart aus eifrig dafür, ihm seine frühere Professur an der Universität wieder zu verschaffen. Um dieses zu verhindern, erhoben seine Feinde, unter denen der Kanzler der Hochschule, Jakob Andreä, und der Professor Martin Crusius hervorragten, wider ihn die doppelte Beschuldigung des Ehebruchs und der Tötung. Crusius hatte seine Frau des Ehebruchs angeklagt und war von Frischlin mit spitzigen Epigrammen heimgesucht worden: er habe, behauptete dieser, ‚zwei Weiber nacheinander zu Tode geprügelt‘; jetzt rächte Crusius sich, indem er im Senate hervorhob: ‚den Professor Sackerwitz habe man entlassen, weil er sich vollgesoffen und seine Bücher zum Fenster hinausgeschmissen habe; Frischlin habe eine Magd geschwängert und eine andere durch Arznei umgebracht, den Adel injuriert, die Professoren mirifice vexiert, und ihn sollte man annehmen?‘

Während die gegen Frischlin wegen Ehebruchs und Tötung eingeleiteten Verhandlungen noch schwebten, entfloh dieser im Jahre 1586 nach Frankfurt

am Main und sprengte von dort ‚weit und breit eine Famosschrift‘ wider die Universität aus, worin er, meldete der Kanzler Andreä nach Stuttgart, ‚fast die vornehmsten Professoren, auch ihre Weiber und Kinder anzog‘.

Den ‚Famosdichter‘ traf das Los der Verbannung. Freudig schrieb Crusius in sein Tagebuch: ‚Frischlin und Familie aus Tübingen von Gott ausgerottet, Sonntag den 23. April 1587.‘

Aber nun eröffnete Frischlin aus der Ferne einen gewaltigen ‚Grammatik-Krieg‘ wider Crusius und seine Anhänger; von beiden Seiten wurden Schriften gewechselt, welche durch die Flut persönlicher Beschimpfungen überaus bezeichnend sind für die Art und Weise, wie damals Streitfragen über gelehrte Sachen ausgefochten wurden. Nach Frischlin versteht Crusius ‚von der Philosophie weniger als ein geschlachtetes Schwein; er ist ein schimmlicher Alter, ein meineidiger Schurke, eine Kloake des Satans‘ usw. Dagegen ist Frischlin für Crusius ein neuer Catilina, ein Clodius. Eine der Schriften von Crusius enthält 3 Seiten Sachliches und 90 Seiten Persönliches, zu welchem die Mitteilungen eines entlaufenen Famulus Frischlins den meisten Stoff dargeboten hatten.

Mittlerweile befand sich Frischlin auf der Suche nach einer neuen Stellung. Vergeblich bemühte er sich, in Marburg eine solche zu erlangen; dann war er in Erfurt, in Schulpforta, in Leipzig, in Grimma, in Dresden, bis er endlich im April 1587 aus Prag als ‚kaiserlich-königlicher Majestät Böhmischer Historikus und Bibliothekarius‘ einem Freunde schreiben konnte: der Kaiser habe ihm Schutz und Gnade verliehen, und er habe sich demselben ganz verpflichtet und sei bereit, Blut und Leben für ihn hinzugeben. ‚Es lebe der Kaiser! Das Haus Österreich soll leben, blühen und zunehmen! England möge Matthias, Polen Ernst, die erhabenen Erzherzöge, davontragen!‘ Vornehmen Gönnern am Kaiserhofe widmete er seine Arbeiten über Aristophanes und Persius.

Da er ‚für immer ein Österreicher zu bleiben‘ gedachte, ließ er seine Familie aus Tübingen nach Prag kommen; jedoch schon nach einigen Monaten war er wieder auf der Wanderschaft. Er siedelte nach Wittenberg über und meldete von dort Anfang September 1587 nach Tübingen: er habe sich ‚für 300 Fl. ein Haus gekauft, mit 4 Zimmern, 2 Weinkellern und einem angenehmen Gärtchen: in Wittenberg gedenke er zu leben und zu sterben‘. Bis er eine öffentliche Anstellung gefunden, wollte er als Privatdozent an der Universität auftreten und hielt zur Eröffnung seiner Vorlesungen vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Grafen, Baronen und Universitätsangehörigen eine Rede über rhetorische und poetische Übungen. Er gab dieselbe sofort in Druck und widmete sie, da er ‚viele Feinde‘ habe und deshalb ‚auch viele Patrone suchen‘ müsse, elf Prinzen, Grafen und Edeln aus verschiedenen Ländern. Im Februar 1588 trug er bei einer Universitätsfeier

ein episches Gedicht über die fünf letzten sächsischen Herzoge und Kurfürsten vor, allein die erhofften ‚Patrone‘ fand er in Wittenberg nicht. Bereits im nächsten Monat war er mit Groll im Herzen von dort weggezogen und trat als Rektor der Martinsschule in der Stadt Braunschweig auf [1].

Fleißig, wie immer, arbeitete er hier verschiedene Schulbücher aus und gab auch einige Übersetzungen griechischer Dichter und ein kleines griechisches Epos über die Geburt Christi in Druck. Freundlicher Aufnahme beim Rate scheinen sich diese Arbeiten nicht erfreut zu haben, denn Frischlin klagte, die Mehrzahl der Ratsherren hätte über seine Schriften ‚weniger Urteil als geschlachtete Schweine, erwürgte Hunde und abgehäutete Esel‘.

Als er so sich aussprach, war er bereits wieder ein fahrender Schulmann. Er hatte sich zu Braunschweig in theologische Streitigkeiten eingelassen und war in deutschen Reimen gegen die Wittenberger Theologen, namentlich gegen Melanchthon, heftig losgefahren. In seiner Antrittsrede in Wittenberg hatte er der Rhetorik Melanchthons großes Lob gespendet, aber bei dessen Freunden blieb es unvergessen, daß er früher einmal, seine Grammatik mit jener Melanchthons vergleichend, geschrieben hatte: ‚Mir zweifelt nicht, es werde in wenig Jahren meine Grammatika dem Philippo sein Lapperei in Grund austilgen.‘ Jetzt nannte er Melanchthon einen ‚Mameluken‘, der von Luther abgefallen sei und sich ‚an die Rotte Zwingels‘ gehängt habe:

> So weiß man leider überall,
> Daß Wittenberg ist Zwinglisch worden
> Nach's abtrünnigen Philippi Orden...

Die reine Lehre vom Abendmahl werde in Sachsen nicht mehr geduldet. Dafür wurde er von dem Wittenberger Doktor Johann Major, den er ehemals den besten lateinischen Poeten der Zeit beigezählt hatte, in lateinischen Distichen auf das ärgste beschimpft, des Galgens und Rades für würdig erklärt und blieb dann seinerseits dem Gegner an persönlichen Schmähungen nichts schuldig.

In Braunschweig sollte er für seine ‚Famosschrift‘ gegen die Wittenberger festgenommen und am Leibe gestraft werden und konnte nur durch eilige Flucht, im Oktober 1589, der Verhaftung sich entziehen.

In Helmstädt, wohin er sich begab, wurde er von dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig gastlich aufgenommen und für eine lateinische Elegie mit 50 Talern beschenkt, jedoch nach acht Tagen wieder entlassen. Er hielt dann in Marburg um Aufenthalt an, wurde aber mit seiner zahlreichen Familie — seine Frau brachte damals ihr sechzehntes Kind tot zur Welt — ausgewiesen und irrte nun, oft in Armut und Elend, unstet umher. Bald wollte er zu Ursel im Taunus eine Druckerei anlegen, bald in Magdeburg

[1] Vgl. oben S. 26 f.



mit einigen Genossen eine Salzsiederei errichten. Er nannte sich jetzt auch ‚Doktor der Medizin‘.

Inzwischen hofften seine Freunde in Württemberg, daß er bei dem Herzog wieder zu Gnaden gelangen werde und nach dem Tode Jakob Andreäs sogar das Kanzleramt der Universität Tübingen leicht erhalten könne. Allein alle Hoffnungen scheiterten, weil Frischlin, der sein ‚unbändiges Ingenium‘ zu zügeln nicht im stande war, an die herzogliche Kanzlei eine Schrift einsandte, welche dem Landesherrn als eine ‚Famosschrift‘ bezeichnet werden konnte. Herzog Ludwig, den der Dichter so oft durch allerlei Festgesänge gefeiert und durch seine Komödien ergötzt hatte, und der seinerseits demselben früher so viel Gunst und Gnade erwiesen, erließ im März 1590 den Befehl, den Pasquillanten, wo man ihn ‚betreffe, auf Recht niederzuwerfen‘ und seine Auslieferung zu begehren. Frischlin wurde daraufhin in Mainz gefangen genommen und auf die Feste Hohen-Urach gebracht. Ende November 1590 fand er bei einem Fluchtversuche den Tod.

Bewunderung verdient die Geistesfrische und die rastlose Tätigkeit, welche der Unglückliche selbst während seines harten Gefängnisses an den Tag legte. Binnen weniger als vier Monaten schrieb er in einem engen und finstern, von Ungeziefer wimmelnden Kerker, häufig krank, nicht allein ein halbes Hundert Briefe und zum Teil umfangreiche Bittschriften, sondern neben vielen kleineren Arbeiten auch zwei biblische Komödien in deutscher Sprache und in mehr als 12500 Hexametern ein lateinisches Epos, die ‚Hebrais‘, worin er die Geschichte der israelitischen Könige behandelte.

Wiederholt hatte er versucht, mit seinem Todfeinde Martin Crusius sich auszusöhnen, aber der Neid, der Haß und die Rachsucht dieses Mannes ließen keine Aussöhnung zu; sie beherrschten denselben sogar noch nach dem Tode Frischlins. ‚Einen wütenden Hund‘, schrieb Crusius, ‚steinigt man. Diesen schmähsüchtigen Hund hat Gott gesteinigt. Aber dort fallen die Steine auf den Hund: hier ist der Hund auf die Steine, d. h. den Felsen gefallen. Dort steinigen andere den Hund: hier hat der Hund sich selbst gesteinigt.‘ Auch in lateinischen Versen besang Crusius den Untergang seines Gegners. Darin hieß es unter anderem ungefähr so:

> Der hoch hinaus gewollt, der stürzte tief und schwer;
> Daß es der Hölle zu gegangen, fürcht' ich sehr [1].

Alle die unerfreulichen Bilder, welche in dem Lebensgange der drei behandelten Dichter, Schulmänner und Gelehrten hervortreten, werden zur

[1] Alles Nähere bei Strauß, wo S. 584—585 auch ein genauerer Nachweis der einzelnen in der Biographie besprochenen prosaischen und poetischen Werke Frischlins.

allgemeinen Kennzeichnung des Zeitalters, namentlich der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wesentlich ergänzt durch die Zeugnisse unzähliger ihrer Standesgenossen, welche über den fortschreitenden Verfall aller edlen Sitte und feinen Bildung, über den Mangel an Lernbegier bei der studierenden Jugend, über die zunehmende Geringschätzung der klassischen Kenntnisse und der Wissenschaft überhaupt auf das bitterste sich aussprachen.

So äußerte sich der Theologe Georg Major im Jahre 1564: wenn er, jetzt ein Greis, in seine Jünglingsjahre sich zurück versetze, werde er von einem unaussprechlichen Kummer gequält: an Stelle des glühenden Eifers, der unaufhaltsam vorwärts strebenden Lernbegierde, welche in ‚jenen finstern Zeiten' des Papsttums geherrscht haben, sei ‚unter den Strahlen des neu aufgegangenen Lichtes' eine solche Trägheit und Nachlässigkeit bezüglich der geistigen Bildung getreten, daß er fast alle Hoffnung für die Nachwelt aufgeben müsse, die Barbarei stehe vor der Türe [1].

‚Jetzt eilt die Kunst, Lehre und Wissenschaft', sagte der Bremer Gelehrte Heinrich Knaust im Jahre 1563, ‚dem lieben Brote nach, und kann dasselbige schwerlich erlangen und überkommen, macht sich auch um ihrer Nahrung, Notdurft und Geldes willen gar veracht, daß man sie beinahe für eine Bettlerin will schätzen, da sie doch bei unsern Vorfahren und den Alten nie also verächtlich und schmählich gehalten worden. Aber es neigt sich alles zum Ende und Untergange in diesen letzten gefährlichen Zeiten.' [2]

Ähnlich schrieb Abraham Sawr von Frankenberg im Jahre 1590: ‚Es stehet jetzund jämmerlich, Kunst gehet nach Brot, aber wie es sich läßt ansehen, so wird Brot widerumb nach Kunst gehen, wie das gemeine Sprichwort sagt; man ist auch freier Künste so gar verdrüßig, daß heutigestags den Menschen darab ekelt und grauet wie den Juden ab dem Manna.' [3]

Matthäus Dresser, seit dem Jahre 1581 Professor in Leipzig, beklagte die im Vergleich zu der früheren Zeit immer mehr abnehmende Liebe zum Studium des Griechischen [4], Eusebius Menius, Professor der Mathematik zu Greifswald, dann Professor in Wittenberg, die wachsende Verachtung der mathematischen und physikalischen Studien. Er gerate, schrieb er im Jahre 1562, jedesmal in große Verlegenheit, wenn er die Trägheit seiner Zeit mit der Lernbegierigen Eifer des vorigen Jahrhunderts vergleiche: damals hätte es auch den weniger Gebildeten Schande gemacht, wenn sie in der Mathematik und Physik nicht bewandert gewesen wären; jetzt aber müsse er sehen, wie es zur Schmach vor der ganzen Nachwelt dahin gekommen sei, daß man

[1] Döllinger II 170—171.

[2] H. Knaust, Vom heimlichen Winkelschmähen, Frankfurt a. M. 1563, 4 7. **Vgl. H. Michel, H. Knaust, Berlin 1903.

[3] Rhetorica, Vorrede A 6. [4] Döllinger II 610—612.

diese Wissenschaften völlig verachte und daß unter einer so großen Zahl von Studierenden nur wenige wüßten, was einst den Knaben wohl bekannt und geläufig gewesen sei[1].

Über die Verachtung der Wissenschaften im allgemeinen sprach sich Kaspar Hofmann, Professor der Philosophie und der Medizin zu Frankfurt an der Oder, im Jahre 1578 in einer öffentlichen Rede dahin aus: ‚Alle Wohlmeinenden bejammern, daß die Akademien sich zum völligen Sturze neigen, an Stellung, Lehre und Sitten ganz anders sind als vormals. Einst hielten es die Städte für ihre höchste Ehre, blühende Akademien und wohlbestellte Schulen zu besitzen; jetzt ist es dem dummen Pöbel lieber, wenn diese leer stehen, als wenn sie stark besucht sind. Früher trugen die Großen solche Liebe zu den Wissenschaften, daß sie nicht allein großartige Akademien errichteten und sie mit Rechten, Freiheiten und Einkünften aufs reichlichste begaben, sondern auch mit hohen Besoldungen von allen Seiten Männer, welche im Rufe der Gelehrsamkeit standen, herbeiriefen. Nunmehr aber ist es dahin geraten, daß die Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft verächtlich geworden; man sieht geringschätzig auf sie herab; bei hoch und niedrig ist der Name „gelehrt“ beinahe verhaßt, und wohlverdiente gelehrte Würden sind fast eine Schmach in den Augen derjenigen, welche sich nur an dem Lärm der Jagd ergötzen. Man braucht sich deshalb bei solcher Verachtung der gelehrten Studien und bei solchem Mangel an Aufmunterung nicht darüber zu wundern, daß die Gelehrten so mutlos und niedergeschlagen sind, daß sie nur Tagwerker und Lohnarbeiter geworden und alle Wege versuchen, selbst zu unedleren Mitteln greifen müssen, um ihrer Not zu steuern.‘[2]

Fünf Jahre früher hatte Andreas Musculus, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, eine Rede ähnlichen Inhaltes ‚Über die barbarische Verachtung der Studien und freien Künste‘ herausgegeben[3].

Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wies im Jahre 1574 darauf hin: ‚Jetzunder meint man, es soll niemand studieren, denn die Ärmsten und Unedelsten; die es wohl könnten und zu verlegen hätten, wollen's nicht tun, ergeben sich dafür auf eitel Wollust und unnütze oder schädliche Übungen, die doch weder dem Adel noch weisen Leuten wohl anstehen, als da sind Saufen, Spielen, Wuchern u. dgl.‘[4]

‚Die Besitzer des Doktorgrades‘, sagte der sächsische Theologe Polykarpus Leiser nach langjährigen Erfahrungen im Jahre 1605, seien früher bei Hofe

---

[1] Döllinger II 609.

[2] Vgl. unsere Angaben oben S. 205 f.

[3] ‚De barbarico literarum et artium liberalium contemtu‘ (1573); vgl. Döllinger II 412 A.

[4] G. Nigrinus, Daniel 19.

dem Adel gleichgestellt worden, ‚zu unsern Zeiten aber will der Gelehrten Stand von dem andern gar vernichtet und verachtet werden, müssen ihre Blackscheiter und Dintenfresser genennet sein‘[1].

Am wehmütigsten schütteten die hervorragendsten Schulmänner und Philologen in vertraulichen Briefen untereinander ihre Klagen aus über die hereingebrochene geistige wie sittliche Barbarei. So der Helmstädter Johann Caselius[2]. Trotz all seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Verdienste starb derselbe im Jahre 1613 ‚recht eigentlich in Hunger und Kummer‘[3]. Er hatte nur den einzigen Trost gehabt, daß die Besten unter den Zeitgenossen ihm Teilnahme bewiesen und seine Klagen für begründet erklärt hatten. ‚Wir sind‘, hatte ihm z. B. der große Joseph Scaliger im Jahre 1603 aus Leyden geschrieben, ‚auf dem Höhepunkte der Barbarei angelangt; sie kann nicht mehr weiter gehen; sie hat das Vollmaß erreicht. Nur noch wenige sind übrig, welche eine bessere Natur gebildet hat, von denen die einen noch einigen Sinn für höhere Studien, die andern neben diesem noch praktische Übung besitzen.‘ ‚Wenn ich bei vielen Gelehrten die Bescheidenheit vermisse, so ist dieses doch besonders bei euern Deutschen der Fall. Bei diesen sind gerade die Unwissendsten und Rohesten allzeit am meisten zum Schmähen bereit. Wie viele Ungeheuer deutscher Schriften fördert nicht die Frankfurter Messe alljährlich zu Tage! Wer hat im ganzen übrigen Europa mehr oder frechere Schreibereien unfähiger Köpfe gesehen als jene Bücher, teils in deutscher Sprache geschrieben, teils lateinisch, aber von deutschen Furien ersonnen! Wer ist so verdorben, um sich mit der Lesung derselben die Zeit zu verderben! Und doch stehen die Wissenschaften so sehr im Dienste der Rasereien und Wutausbrüche dieser Menschen, daß man meinen sollte, sie wären nur zur unreinen Handlangerei derselben erfunden worden.‘[4]

* * *

Die gewaltige Einbuße, welche Bildung und Wissenschaft durch das rohe Religionsgezänk und die damit verbundene Sittenverwilderung erlitten, trug

---

[1] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 72.

[2] Vgl. Henke, Calixtus I 96; ** s. auch Bender 39 f.

[3] Lisch, Jahrbücher XIX 35.

[4] ‚Ad fastigium barbariei pervenimus; non habet quo ulterius progressum faciat; iam stat in praecipiti. Pauculi supersunt, quos melior natura formavit, ex quibus alii sensum bonarum literarum, alii sensum et usum habent.‘ ‚Modestiam ego quum in multis qui literas colunt, tum in vestris praecipue Germanis requiro, apud quos nulla magis ad maledicendum parata sunt ingenia quam quae maxime horrida sunt et agrestia. Quot Teutonicorum scriptorum portenta nundinae Francofurtenses producunt! Quis in reliqua Europa aut plura vidit, aut petulantiora impotentium animorum argumenta, quam sunt illa lemmata librorum, partim

nicht wenig dazu bei, manche hervorragende Humanisten und Philologen in ihrer anfänglichen Begeisterung für die neue Lehre herabzustimmen.

Zu diesen zählt in erster Reihe der großmütige Förderer aller Wissenschaften, Willibald Pirkheimer, selbst ein tüchtiger Gräzist und Kenner der römischen Altertümer, auch als Geschichtschreiber bedeutend [1]. Der Humanist Crotus Rubianus, der Hauptverfasser der ‚Briefe unberühmter Männer', trat seit dem Jahre 1530 als entschiedener Verteidiger der alten Kirche auf [2]; ebenso der Straßburger Ottmar Nachtigall, genannt Luscinius, ein ausgezeichneter Forscher im Griechischen. Derselbe unterhielt zu Freiburg im Breisgau regen Verkehr mit Heinrich Loriti Glareanus, welcher früher eng mit Zwingli und Ökolampadius befreundet gewesen war, seit dem Jahre 1524 sich immer mehr von der neuen Lehre abgewendet hatte und seit dem Jahre 1529 als Professor der Poesie in Freiburg eine vielseitige Tätigkeit entfaltete († 1563). Am ausgiebigsten beschäftigte er sich mit Livius, erklärte aber auch eine ansehnliche Zahl anderer römischen Klassiker [3].

Johann Reuchlin, in Deutschland einer der ersten Bannerträger der griechischen und der hebräischen Studien, hatte gleich nach dem Auftreten Luthers eine treu kirchliche Stellung eingenommen und sich gegen diesen so entschieden ausgesprochen, daß ihn sein ehemaliger Verherrlicher Ulrich von Hutten mit Feindschaft bedrohte [4]. Unter einem außerordentlich starken Zulauf von Studierenden hielt Reuchlin als Professor des Griechischen und des Hebräischen Vorlesungen zu Ingolstadt und zu Tübingen und besorgte Ausgaben einiger Schriften von Xenophon, der Reden des Äschines gegen Ktesiphon und des Demosthenes vom Kranze († 1522).

Germanico sermone, partim Latino, sed a Germanis Furiis concepta! Quis tam perditus, ut legendis illis bonas horas perdere postulet! Et literae tamen furoribus et debacchationibus horum ancillantur, ut non ad aliud quam ad impura horum hominum ministeria natae esse videantur.' Henke, Calixtus I 217 A. 1.

[1] Vgl. über ihn unsere Angaben I 152 ff und II 376 ff 384 ff.

[2] Vgl. über ihn II 55 f 60 f 106 f 127 f.

[3] ** Über Luscinius vgl. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace II 174—208; Geiger in der Allgemeinen deutschen Biographie XIX 455 ff. Siehe auch Liers Aufsatz im Archiv für Literaturgesch. XI 1 ff, wo ein sehr treffender Vergleich gezogen wird zwischen den Fazetien des Bebel und denen des Luscinius, und endlich die Beiträge zu Lebensbildern O. Nachtigalls von Dr A. Schröder im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1893. Aus Augsburger Archiven werden hier wichtige neue Daten mitgeteilt, sodann wird die kirchliche Stellung Nachtigalls eingehend untersucht. Bezüglich des Glareanus siehe Schreiber, Biographische Mitteilungen über Heinrich Loriti Glareanus, Freiburg 1827; Räß, Konvertiten I 191 ff, und O. F. Fritzsche, Glarean. Sein Leben und seine Schriften, Frauenfeld 1890; vgl. dazu Geiger in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgesch. N. F. III 395 f.

[4] Vgl. unsere Angaben II 104—105.

Für das Studium der Archäologie hatte vornehmlich der Augsburger Konrad Peutinger die Wege geöffnet [1]. An seine Forschungen schlossen sich jene des Mainzer Humanisten Johann Huttich [2], der im Jahre 1544 als Chorbischof der Kathedrale zu Straßburg starb, und des Propstes Johann Choler in Augsburg. Wie Peutinger sammelte auch der im Jahre 1530 in den Grafenstand erhobene Raimund Fugger antike Inschriften und Bildwerke. Markus Welser, Ratsherr, später Stadtpfleger zu Augsburg († 1614), war einer der eifrigsten Beschützer und Pfleger klassischer und geschichtlicher Studien und schrieb selbst eine ganze Anzahl gelehrter Werke. Zu Rom hatte er sich der Erforschung römischer Altertümer gewidmet, regte den protestantischen Philologen Janus Gruter zu einer umfassenden Sammlung der lateinischen und griechischen Inschriften an und unterstützte ihn bei diesem berühmt gewordenen Werke durch Abschriften von Inschriftensammlungen italienischer Bibliotheken. In Verbindung mit seinen drei Brüdern Anton, Matthäus und Paul und einigen andern wohlhabenden Gönnern der Wissenschaft brachte Welser die Gründung einer eigenen großen Druckerei zu stande und ernannte einen Ausschuß von protestantischen und katholischen Gelehrten, welche über die Auswahl der zu verlegenden Schriften entscheiden sollten; unter letzteren befand sich der mit ihm innig befreundete Jesuit Jakob Pontanus. Aus dieser Druckerei gingen unter andern philologischen Werken in den Jahren 1595—1614 die von dem Protestanten David Hoeschel veranstalteten Ausgaben spätgriechischer Schriftsteller hervor [3].

Auf dem neutralen Gebiete der klassischen Studien und der Altertumskunde begegneten sich überhaupt vielfach katholische und protestantische Gelehrte, Deutsche und Italiener, so daß der Aufschwung des humanistischen Realwissens keineswegs allein auf protestantische Einflüsse sich zurückführen läßt.

Einer der verdienstvollsten Philologen war Beatus Rhenanus, im Jahre 1485 in Schlettstadt geboren und durch den gelehrten Dominikaner Johann Conon zu Basel im Griechischen unterrichtet. Unermüdlich forschte er in den Bibliotheken, um die Neuausgaben alter Schriftsteller auf den Text verlässiger Handschriften zu gründen, und zeigte in deren Beurteilung eine ernste und besonnene Kritik. Fern dem wüsten Treiben der Zeit, wirkte er als friedlicher Gelehrter bis zum Jahre 1527 in Basel, dann in seiner Vaterstadt Schlettstadt. Anfangs hatte Beatus Rhenanus das Unternehmen Luthers freudig begrüßt; aber seit dem Bauernkrieg trat bei ihm eine gewaltige Ernüchterung ein, und er nahm von nun an bis zu seinem Tode (1547) eine Mittelstellung zwischen

[1] Vgl. unsere Angaben I 154 f.
[2] ** Vgl. Falk im ‚Katholik' 1888, II 418—432.
[3] Bursian 236—238 272—273. Kapp 134—135.

dem alten und neuen Kirchentum ein[1]. Als Früchte seiner Tätigkeit hinterließ er trefflich verbesserte Ausgaben und Erklärungen vieler Klassiker sowie ein Werk ersten Ranges über deutsche Geschichte[2].

Zu den hervorragendsten Latinisten des ausgehenden 16. Jahrhunderts gehörte der Konvertit Johann Wilms, genannt Janus Gulielmus, geboren 1555 zu Lübeck, im Jahre 1575 Student in Rostock, schon in den nächsten Jahren durch gelehrte Arbeiten bekannt. Im Jahre 1579 trat er zu Köln in den Schoß der alten Kirche zurück, genoß in Paris den Umgang der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten und veröffentlichte im Jahre 1583 seine reiffste Arbeit: einen Kommentar zu Plautus. Ausgedehnte Studien über seinen Lieblingsschriftsteller Cicero wurden erst nach seinem im Jahre 1584 erfolgten Tod durch Janus Gruter herausgegeben[3].

---

[1] ** Über Beatus Rhenanus' Leben, literarische Tätigkeit und Bibliothek vgl. vor allem die Abhandlungen von Horawitz in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Philos. Kl. LXX 189 ff; LXXI 643 ff; LXXII 323 ff u. LXXVIII 313 ff. Rhenanus wird hier getadelt, weil er sich von der Sache der Religionsneuerung zurückgezogen und ein ‚bedächtiger, ängstlicher Reaktionär' geworden sei. Im Gegensatz zu Horawitz folgert Hartfelder (Briefwechsel des Beatus Rhenanus, gesammelt und herausgegeben von Horawitz und Hartfelder, Leipzig 1886) aus dem Umstand, daß am Sterbebett des Rhenanus auch Butzer stand, Rhenanus habe zweifellos der protestantischen Partei angehört. Daß diese Ansicht unhaltbar ist, zeigt J. Schmid im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XI 737—742; vgl. auch Erichson in Briegers Zeitschr. für Kirchengesch. XII 211 ff. Schmid vermutet (a. a. O. 741), Rhenanus habe zur Partei der sog. Exspektanten (vgl. Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen 115 ff) gehört. Paulus (Hoffmeister 96) zählt Rhenanus richtig zu den Männern der ‚Mittelpartei'. Was Rhenanus zur Umkehr veranlaßte, war vor allem der schlimme Einfluß der neuen Lehre auf Sittlichkeit und Bildung. Seine Klagen stimmen ganz überein mit denjenigen seiner Freunde Wizel und Gabriel Hummelberger. Ersterer meinte, Europa werde noch türkisch werden, mit Deutschland aber werde es bald aus sein. Auch Hummelberger kündigte in einem sehr merkwürdigen Briefe vom Jahre 1531 geradezu den Untergang Deutschlands an: ‚Demum de Germania nostra quid sperandum putas? Ego certe nihil aliud augurari possum, quam miserandam sui ipsius ruinam. . . .' Ein jedes Reich, das uneins ist, muß zerfallen; unserer Sünden halber schreitet das Verderben, wenn auch langsam, gegen uns heran. Gott möge sich unser erbarmen. ‚Res Germaniae', fährt er dann fort, ‚auguste componi poterant, sed nihil actum est. Forte peccata nostra nil aliud meruerunt. Romanistas Germanorum abusos simplicitate nemo bonus negabit. Sed Lutheranismo quid aliud etiam actum est, nisi ut omnia ruent? Dei timor, proximi amor et quod merito dolendum est, omnium bonarum literarum evanescit disciplina, et nemo nunc amplius liberos suos bonis literis erudire studet.' Horawitz a. a. O. LXXVIII 336. Zur Biographie und Bibliographie des Beatus Rhenanus ist auch noch zu vergleichen das Zentralblatt für Bibliothekswesen 1885, Jahrg. 2, Heft 7.

[2] Bursian 150—152. [3] Ebd. 240—242.

Ein nicht unbescholtenes Andenken hinterließ der Oberpfälzer Kaspar Schoppe (geboren im Jahre 1576 zu Neumarkt), der im Jahre 1598 in Prag das katholische Glaubensbekenntnis ablegte und in den Jahren 1607—1613 vom Papste Paul V. sowie von dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark mit diplomatischen Aufträgen betraut wurde. Er war ein in der alten Literatur sehr belesener Gelehrter, ein scharfsinniger Kritiker und gewandter Stilist, aber erfüllt von unbändiger Streitlust, welche sich erst gegen seine früheren Glaubensgenossen, in seiner letzten Lebenszeit († 1649) auch wider die Jesuiten wandte. Um das Ansehen seiner Person wie seinen Glaubenswechsel und seine protestantenfeindliche Polemik in Verruf zu bringen, veröffentlichte Melchior Goldast um das Jahr 1606 eine überaus schmutzige Jugendarbeit, welche Schoppe noch als protestantischer Student zusammengeschrieben hatte. Jener Zeit, nicht dem späteren Lebenskreise des Konvertiten, fällt dieselbe zur Last[1].

Der Konvertit Martin Eisengrein, Vizekanzler der Universität Ingolstadt, erwarb sich um die dortige Bibliothek die größten Verdienste. Er vermachte derselben nicht allein seine eigene reiche Büchersammlung, sondern veranlaßte auch zu gleichen Vermächtnissen im Jahre 1574 die Erben des Kanzlers Simon Eck, im Jahre 1577 den Professor Elenck und vorher schon den Würzburger Kanonikus und späteren Augsburger Bischof Johann Egolph von Knöringen († 1575). Letzterer hatte die Bibliothek Glareans erworben und auf wiederholten Reisen durch Deutschland, Belgien und Italien seine Bücher- und Handschriftensammlungen so bedeutend vermehrt, daß sie 6062 Bände umfaßten. Auch seine Münzsammlung und seine ‚Kunstkammer' vermachte er der Ingolstädter Bibliothek und errichtete eine Stiftung zur Verwaltung derselben[2].

[1] Bursian 282—286; vgl. über Schoppe (Scioppius) unsere Angaben V 471 ff.

[2] Prantl I 344—346. **Ein Mann, der wie wenige den Wert einer guten Büchersammlung zu schätzen verstand, war Petrus Canisius, der erste Provinzial der deutschen Jesuiten. Eine der ältesten Aufzeichnungen, welche von seiner Hand noch zu sehen sind, ist ein Bibliothekskatalog der kleinen, kaum ein Jahr alten Jesuitenniederlassung von Köln. Gleich bei der Gründung der Kollegien von Ingolstadt und Prag sorgte er dafür, daß sie mit einer Bücherei ausgestattet würden. In einem Visitationsberichte, den er 1561 als Provinzial nach Rom sandte, rühmte er von dem Rektor des Münchener Kollegs: ‚Derselbe hat seine Anstalt mit einer trefflichen Büchersammlung versehen.' Die Ingolstädter Ordensgenossen dagegen erhielten von Canisius im Jahre 1562 den Befehl, ein Verzeichnis von philosophischen und literarischen Werken zusammenzustellen, welche auf der Frankfurter Büchermesse für das Kollegium gekauft werden sollten; ‚denn', so tadelt er sie, ‚ihr steht meines Erachtens in diesem Punkte hinter den andern Kollegien zurück' (Canisii Epistulae I 579 614 671 903—904; II 10 11; III 206 576 721). Ganz besondere Sorgfalt aber wandte Canisius der Bibliothek der Inns-

Johann Egolph von Knöringen war überhaupt ein hochherziger Gönner und Förderer sprachlicher, geschichtlicher und antiquarischer Forschungen. Er gehört zu den wenigen Humanisten, welche auch dem Studium der Muttersprache und der älteren deutschen Literatur ihre Kräfte widmeten. Der Franke Lorenz Albert, ein Konvertit, der Herausgeber der ersten eigentlichen deutschen Grammatik, feierte ihn als deren ‚Princeps und Autor' in einer 17 Seiten langen Widmung vom 20. September 1572. Auch der Konvertit Johann Engerd aus Thüringen, der erste deutsche Prosodiker, Professor der Poesie, zeitweise Dekan an der Universität Ingolstadt, verkündete in mehreren Gedichten seinen Ruhm als ‚allgemeinen Patrons der Wissenschaften und Künste'[1].

Aus Ingolstadt gingen zahllose Gedichte ins Land, denn dort wie in der Hauptstadt München herrschte unter dem für alle geistigen Bestrebungen begeisterten Herzog Albrecht V., dem Begründer der großartigen Bibliothek, der Kunstkammer und des Münzkabinetts zu München, ein überaus reges humanistisch-poetisches Treiben. Die meisten Räte des Herzogs waren humanistisch gebildet und verfaßten selbst allerlei zierliche lateinische Verse, deren Gedankenreichtum nicht größer und nicht kleiner war als jener der protestantischen Dichter.

Von hervorragender poetischer Begabung war der Jurist Johannes Aurpach aus Niederaltaich, welcher zeitweise in Ingolstadt und in München lebte, im Jahre 1565 nach Regensburg zog, wo er später bischöflicher Kanzler wurde. Er gab heitere Lieder, spitzige Satiren, Epigramme und Oden heraus, welch letztere im Jahre 1584 von Johann Engerd ins Deutsche übersetzt wurden[2].

---

brucker Jesuiten zu. Schon hatte er für dieses Kollegium auf Rechnung des Kaisers Ferdinand I. um 140 Gulden Bücher aus Augsburg geschickt; schon hatte er außerdem um 110 Gulden, die gleichfalls der Kaiser gespendet, aus der Sammlung des Tiroler Gelehrten Peter Kirchpuchler, eines Schülers von Reuchlin, eine Reihe von Büchern ausgewählt, darunter besonders hebräische Werke und Schriften italienischer Humanisten; da reichte er noch der Innsbrucker Regierung ein langes Verzeichnis von Schriften ein, welche man aus Frankfurt für das Kolleg möchte kommen lassen; neben vielen Aristoteleskommentaren, alten und neuen, sind hier auch mathematische, physische, astronomische, archäologische Werke genannt; auch Protestanten erscheinen unter den Verfassern; so der schweizerische Zwinglianer Jakob Wiesenbanger und der Straßburger Calvinist Johannes Sturm (ebd. III 702 710—711 712—714).

[1] ‚Johann Egolph von Knöringen, ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens Bayerns im 16. Jahrhundert', in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1883, Nr 240 f. Vgl. Orterer im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft VII 89 ff; Stimmen aus Maria-Laach LVI (1899) 238 ff und Histor.-polit. Blätter CXX (1897) 745 f.

[2] ‚Wer die Gedichte Aurpachs liest, dem tut nur eins wehe, daß sie lateinisch geschrieben sind, und er kann nicht umhin, zu beklagen, daß unserer Muttersprache eine Entwicklung beschieden war, welche so bedeutende dichterische Kräfte wie Aurpach

Der Münchener Poet Christophorus Bruno förderte die deutsche Sprache durch Übersetzungen und Nachbildungen fremder Werke und besorgte im Jahre 1545 eine besonderer Beachtung würdige Ausgabe des Curtius. Dem von den Humanisten vielgefeierten Münchener Stadtrichter Simon Felix Schaidenreisser verdankt man die erste deutsche Übersetzung der Odyssee. Die im Jahre 1562 erschienenen Elegien und Epigramme des Münchener Schulmeisters Georg Vaigel, eines feinen Latinisten, welcher den hochbedeutenden protestantischen Dichter Martinus Balticus[1] sich zum Vorbilde genommen hatte, werden von Kennern wegen ihrer vielen trefflichen Gedanken gerühmt. Ein lateinisches Epos, in welchem Vaigel den Kampf Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen von Österreich besang, bekundet warme Begeisterung für die heimatliche Geschichte.

Ein gründlicher Kenner des Altertums und gelehrter Forscher war der Arzt Samuel von Quickeberg; unter andern Werken gab er im Jahre 1565 zu München im Auftrage Albrechts V. eine Schrift ‚Inscriptiones' heraus, worin er musterhaft die Grundsätze entwickelte, nach welchen großartige Kunstsammlungen zu erwerben, anzulegen, aufzustellen und nutzbar zu machen seien. In der Vorrede eines zu Köln im Jahre 1571 erschienenen Buches ‚Biblische Sprüche' rühmt Quickeberg seinen Lehrer, den Jesuitenpater Canisius, welchen er zu Ingolstadt als einen Meister des lateinischen Ausdruckes verehren gelernt habe[2].

---

veranlaßte, ihrem Gefühle die Fessel einer fremden, einer toten Sprache anzulegen. Doch er hat ja seinen Übersetzer gefunden. Und was immer das Urteil über den Poeten Engerd sein mag, daß er Aurpachs poetische Tiefe erkannt und gewürdigt hat, bleibt ihm ein ewiger Ruhm.' K. v. Reinhardstöttner in dem S. 269 A. 1 angeführten Aufsatz S. 94. ** Auch Georg Westermayer in seinem schönen Aufsatze: ‚Joh. Aurpach, ein bayrischer Humanist' (Histor.-polit. Blätter C [1887] 489 ff), urteilt sehr günstig über Aurpachs dichterische Begabung. ‚Bayern', sagt er, ‚hat im Zeitalter der Frührenaissance keinen Poeten aufzuweisen, der die anmutigen Formen der antiken Dichter in gleicher Art mit dem Ausdruck idealer und gläubiger Gesinnung zu durchdringen wußte, wie wir dies bei Aurpach verwirklicht finden.'

[1] ** Über M. Balticus vgl. K. v. Reinhardstöttner, M. Balticus, ein Humanistenleben aus dem 16. Jahrhundert, Bamberg 1890.

[2] Aus dem trefflichen Aufsatz von K. v. Reinhardstöttner: ‚Zur Geschichte des Humanismus und der Gelehrsamkeit zu München unter Albrecht V.', in dem Jahrbuch für Münchener Geschichte IV 45—174. ‚Die Hauptursache der verhältnismäßig geringen Anerkennung der reichen süddeutschen, speziell bayrischen lateinischen Literatur liegt in dem siegreichen Vorschreiten der Literatur in Deutschland, welche diese meist der Gegenreformation angehörigen Dichter und Humanisten in Bausch und Bogen verwarf, so daß nur einige wenige, wie etwa ein Balde, der allgemeinen Vergessenheit entrissen blieben.' ‚Die bayrischen Humanisten und hier zu wirken berufenen

Kilian Leib, der Prior des Klosters Rebdorf, veröffentlichte im Jahre 1542 eine gelehrte Abhandlung, welche von gründlichen Kenntnissen des Hebräischen zeugt[1]. Der große Orientalist Johann Albert Widmannstadius starb im Jahre 1557 als Domherr in Regensburg[2].

Im Norden verdienen unter den lateinischen Dichtern der große Astronom Nikolaus Kopernikus und dessen Freund Johannes Dantiscus, Bischof von Ermland, besondere Beachtung.

Kopernikus besang als frommgläubiger Priester in seinem ‚Siebengestirn' die Hauptereignisse im Leben Jesu und pries die heilige Jungfrau als die Reinste unter den Erdgeborenen[3]. Dantiscus, dessen Familienname ursprünglich von Höfen war (geboren zu Danzig im Jahre 1485), verfaßte viele weltliche und geistliche Gedichte und ließ als sein letztes poetisches Werk durch seinen Freund Kardinal Hosius im Jahre 1548 eine Sammlung von 30 Hymnen, welche sich sämtlich durch gemütvolle Einfachheit auszeichnen, zum Drucke besorgen. Das epochemachende Werk des Kopernikus ‚Über die Bewegungen der Himmelskörper', zu dessen Herausgabe Dantiscus denselben ermunterte, begleitete er mit einem einleitenden Gedicht an die Leser, für welches jener ihm mit den Worten dankte: ‚Ich erkenne die Vortrefflichkeit dieses Gedichtes an und weiß gewiß, daß es nur hervorgegangen ist aus dem Wohlwollen, welches du gegen die der Wissenschaft Beflissenen zu hegen pflegst.' Das größte Gedicht des Dantiscus ist ‚an den edlen Jüngling Konstanz Alliopagus' gerichtet; hier spricht er sich auch, mahnend und warnend, über die Wirkungen der religiösen Umsturzbewegungen, namentlich gegen die neue Solafideslehre aus:

Gelehrten waren selten so glücklich, ihren Namen in den Enzyklopädien auf die Nachwelt fortzupflanzen, welche manchem weit minder bedeutenden Geiste anderer Landstriche willig einen Raum in ihren Spalten gewährten, der oft mit seiner literarischen Bedeutung nicht im richtigen Verhältnisse steht.' S. 50. ‚Die Dichtkunst wurde in Bayern nicht bloß an den Sitzen der Gelehrsamkeit gepflegt; Klöster und Pfarreien bargen nicht minder gewiegte Kenner des Altertums als gewandte Dichter.' ‚Vor allem herrschte in den altbayrischen Klöstern ein reges Leben.' S. 107. Der Verfasser bringt dafür zahlreiche Belege bei.

[1] v. Reinhardstöttner 108.

[2] Vgl. über ihn die Histor.-polit. Blätter LXXXII 513—529; dazu 739.

[3] **Die ‚Septem Sidera' des Kopernikus wurden 1857 von Hipler herausgegeben und übersetzt: Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus und seines Freundes Nikolaus Kopernikus geistliche Gedichte, Münster 1857, 552 ff. Prowe (Kopernikus I, 2, 375 ff) glaubt die Echtheit dieser Gedichte des Kopernikus beanstanden zu müssen, allein seine Gründe sind nicht stichhaltig; vgl. die wertvolle Rezension seines Werkes von Hipler in der Literarischen Rundschau 1884, Nr 7, 207 f.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt,
Durch den eben ein mächtiger Teil des rasenden Haufens,
Und kein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.
Stets sind ihnen der Glaube und Christi Worte im Munde,
Aber, der Wirkung bar, eitele Worte es sind.

Alles Heil komme allein von Christus und dem Glauben an ihn, dieser Glaube aber müsse durch werktätige Liebe sich bewähren:

Denn der geübete Glaub', mit nichten der tote, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremblings; wen hungert,
Brich ihm dein Brot; den Durst, nimm von den Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los, und rastlos besuche die Kranken,
Und der Gestorbenen Leib senk in die Erde hinab;
Eil Elenden zu Hilf', steh bei den von Schmerzen Befallnen,
Liebe die Menschen gesamt, lieb ungeheuchelt sie all [1].

Unter den deutschen Jesuiten ist, vor Jakob Balde, der Schuldramatiker Jakob Bidermann der bedeutendste Dichter [2].

Derselbe war ein Lieblingsschüler des Paters Matthäus Rader, eines Tirolers (geboren zu Innichen im Jahre 1561), welcher ebenfalls mehrere lateinische Schuldramen verfaßte und als philologischer Schriftsteller verdientes Ansehen genoß. Im Jahre 1599 veröffentlichte Rader eine verbesserte, gereinigte und mit Sacherklärungen versehene Ausgabe des Martial, von der in verschiedenen Städten Nachdrucke erschienen; das von Scaliger belobte Leben Martials, welches Rader dieser Ausgabe beifügte, wurde noch im 19. Jahrhundert wieder abgedruckt [3]. Zahlreiche Auflagen erlebte ebenfalls seine zuerst

---

[1] F. Hipler, Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus und seines Freundes Nikolaus Kopernikus geistliche Gedichte IX ff 21 ff. Seinen alten Freund Eobanus Hessus, mit dem er in poetischen Wettkämpfen gestanden, ermahnte Dantiscus wiederholt, von seinen falschen theologischen Wegen zur Kirche zurückzukehren. Sehr bezeichnend ist eine Antwort desselben schon aus dem Jahre 1531: ‚Ich komme zu dem Teile deines Briefes, in welchem du schreibst, es sei für mich nicht sehr heilsam, in dieser Tragödie zu verbleiben. O mi Dantisce, sentio et intellego satis, quam dicas tragoediam; sed quis me liberabit ex hac tragoedia? quis ex tragoedo comoedum me faciet? Obsequendum est, uti vides, hisce et temporibus et moribus, in quae quoniam et ego incidi, necesse est et me velut Ixionis rotae alligatum verti, circumverti rapique ac volutari, quocumque fert impetus haec omnia moderantis fati. Verum haec ad te quidem, nam super huiusmodi rebus voces hic nequaquam sunt liberae.' S. XXXVIII. Also nur weil er sich bereits zu tief in die protestantische Sache eingelassen hatte, wollte Eoban bei derselben verharren. ** Vgl. Hipler, Beiträge zur Gesch. des Humanismus 9.

[2] Vgl. unsere Angaben oben S. 142 f.

[3] Bibliotheca classica latina, Paris. 1835, I XIII f. Daselbst S. LXXV Äußerungen Scaligers und Ernestis über Rader. Vgl. Bursian 249.

im Jahre 1615 zu München veröffentlichte Ausgabe des Curtius Rufus. Rader besorgte auch mehrere byzantinische Schriften zum erstenmal in Druck.

Bekannter als Rader ist der Jesuit Jakob Gretser aus Markdorf in Schwaben (geboren 1562), 25 Jahre lang Lehrer der Philosophie und Theologie in Ingolstadt. Die Gesamtausgabe seiner Werke verschiedensten Inhaltes umfaßt 17 Foliobände. Im Jahre 1596 ließ er zu Ingolstadt ein lateinisch-griechisch-deutsches Lexikon in Druck ausgehen. Seine griechische Grammatik, zuerst im Jahre 1593 erschienen, erlebte unzählige Auflagen in Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Polen und anderwärts; noch im Jahre 1757 wurde sie in Augsburg, im Jahre 1866 in Paris von neuem gedruckt. Wenn auch heute überholt, ist sie eine Leistung, welche jenen der zeitgenössischen protestantischen Grammatiker die Wage hält[1].

Ein sehr gewandter Gräzist war der aus Rain in Bayern stammende Pater Georg Mayr (geboren 1565). Er übersetzte viele Schriften ins Griechische, unter andern im Jahre 1615 die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen; letztere Übersetzung erschien in den folgenden Jahrhunderten wiederholt in neuen Auflagen. Seine hebräische Grammatik vom Jahre 1616 fand eine sehr günstige Aufnahme, ebenso seine hebräische Übersetzung des Katechismus von Pater Canisius. Auch das Neue Testament wurde von ihm ins Hebräische übertragen[2].

Den glänzendsten Erfolg unter den humanistischen Schulmännern des Jesuitenordens hatte der im Prager Kolleg ausgebildete Jakob Pontanus. Seit dem Jahre 1582 wirkte er als Professor der Poesie und Rhetorik an dem neu errichteten Gymnasium zu Augsburg und war dort zugleich mit der Leitung der ganzen Anstalt betraut. Sein Hauptwerk sind die ‚Progymnasmata latinitatis‘, welche zum erstenmal in den Jahren 1588—1594 zu Ingolstadt in vier Bänden erschienen. In einfachen, aber feinen lateinischen Dialogen geschrieben, bezwecken dieselben einerseits Anleitung zu geben zu einem gewandten mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache, anderseits die notwendigen Realkenntnisse über das klassische Altertum zu vermitteln. Für die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Werkes zeugen die fast unzähligen Auflagen desselben in Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich und Italien. Die Münchener Ausgabe erreichte schon im Jahre

---

[1] ‚Die Gretsersche griechische Grammatik‘, urteilt Ruhkopf 379 A., ‚ist vollständiger und zweckmäßiger als die griechischen Grammatiken von Golius, Melanchthon, Crusius und Weller.‘

[2] Agricola II 262. Alegambe 157; vgl. de Backer II 1177—1182 und Artikel ‚Mayr, Georg‘ in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VIII 1115—1117. Dort auch über Mayrs berühmte Bilderkatechismen mit mehr als 100 Holzschnitten, welche in vielen Sprachen erschienen.



1620 die 15. Auflage. Zahlreiche Ausgaben in Frankfurt und Leipzig deuten darauf hin, daß das Werk auch an protestantischen Schulen Eingang fand. In Regensburg erließ zwar das Scholarchat des protestantischen Gymnasiums ein Verbot, den Pontan und andere jesuitische Bücher beim Unterrichte zu gebrauchen, aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts war ersterer an derselben Anstalt wieder eingeführt. Eine weite Verbreitung fanden auch Pontans Poetik[1] und seine Ausgaben von Virgil und Ovid. Dagegen blieben seine lateinischen Übersetzungen byzantinischer Schriftsteller natürlich auf einen engeren Leserkreis beschränkt[2]. Der gelehrte Augsburger Markus Welser hielt dafür, daß Pontan einem Justus Lipsius und einem Joseph Scaliger ebenbürtig sei[3]. ‚Pontan war‘, so meldete eine Inschrift unter seinem Bildnis im Refektorium des Prager Jesuitenkollegs, ‚ein wundersam beredter und freundlicher Mann, allen lieb und teuer, da er sich allen nachsetzte, für alle voll Rücksicht war.‘[4]

[1] ‚Poeticarum Institutionum libri tres.‘

[2] Pontans Werke verzeichnet bei de Backer II 2075—2081 u. III 2427. Vgl. Braun, Geschichte des Jesuitenkollegs in Augsburg 178—180. Zirngiebl 292. Kleinstäuber, Gesch. des evangelischen Gymnasii poetici, Regensburg 1881, 39, und Zeitschr. für kathol. Theologie 1904.

[3] Kropf IV 430.

[4] ‚Fuit vir mire facetus, comis et carus omnibus, qui omnes prae se haberet omnesque suspiceret.‘ Wiener Staatsarchiv, Geistl. Akten Nr 419, mitgeteilt von P. B. Duhr.

II. Rechtsstudium und Rechtswissenschaft.

Während die Vertreter der humanistischen Studien und der klassischen Gelehrsamkeit sich bitter darüber beklagten, daß die Jugend derartiger Gelehrsamkeit überdrüssig geworden sei und ‚schier jeder Stand‘ mit Verachtung auf die Ausübung und Pflege der freien Künste hinblicke, drängte sich schon seit Mitte des 15. Jahrhunderts[1] alles zum Studium der Jurisprudenz, welche den größten Erwerb und Einfluß in hohen und niedern Lebenskreisen in Aussicht stellte. ‚In unserer Zeit‘, sagte der Leipziger Professor Christoph Hegendorfinus im Jahre 1529, ‚lächelt die Jurisprudenz alle so an, daß jeder ein Rechtsbeflissener zu werden wünscht; die meisten werden zu diesem Studium angetrieben durch Gier nach Geld oder aus Ehrgeiz; außer demselben werden fast keine andern Studien mehr geliebt.‘ ‚Die juristischen Vorlesungen‘, heißt es in einem im Jahre 1540 erschienenen ‚Dialog über das Studium des Rechtes‘ von Johann Apel, ‚zählen nicht wenige Zuhörer, weil dieses Studium größeren Reichtum und Glanz verspricht als die Theologie oder die Medizin; sie zählen Edle und Unedle, Patrizier und Plebejer, Geistliche und Laien, Knaben, Jünglinge und häufig Vierzigjährige, indem der eine dem Ruhm, der andere dem Reichtum, ein dritter dem Broterwerb nachgeht.‘[2] In Heidelberg erging im Jahre 1551 die Klage, daß durch die

[1] ** Viele Geistliche vernachlässigten damals das Studium der Theologie und widmeten sich ausschließlich dem Studium der Rechte, weil sie auf diese Weise viel leichter einträgliche Stellen erlangen konnten. Vgl. die Klagen von Nikolaus von Straßburg (‚Katholik‘ 1891, 352), Geiler von Kaisersberg (Dacheux, Geiler de Kaysersberg, Paris 1876, 112 f) und Bartholomäus Arnoldi von Usingen (Paulus, Barth. Arnoldi von Usingen 84).

[2] Hegendorfinus in seiner ‚Oratio de artibus‘ vom Jahre 1529: ‚Ad iurisprudentiam venio, quae hoc tempore adeo omnibus arridet, ut nemo non Iurisconsultus evadere cupiat — rapit plerosque ad huius professionis studium fames rei pecuniariae, illicit alium ad hanc professionem ambitionis sitis.‘ ‚Non raro miratus sum, quinam fieret, quod, cum isto saeculo iuventus adeo legum civilium studio ardeat, ut praeter haec studia fere adamet nulla, tamen nemo existat, qui ei certam viam monstraret.‘ J. Apel: ‚Habent haec auditoria passim non paucos auditores, quod haec professio plus polliceatur et divitiarum et splendoris, quam vel Theologia, vel Medicina; habent nobiles, ignobiles, patricios, plebeios, sacros, profanos, adolescentes,

Jurisprudenz jedes andere wissenschaftliche Streben an der Universität in den Hintergrund gestellt werde [1].

Daß das Studium der ‚Juristerei' wegen der damit verbundenen äußeren Vorteile an den Universitäten vorherrschend geworden, war eine ‚aller Welt vor Augen liegende', Unzähligen im Volke jedoch so wenig erfreuliche Erscheinung, daß bei diesem daraus eine Verachtung der Schulen überhaupt erfolgte. Wegen der Juristen, schrieb der mansfeldische Kanzler Georg Lauterbeck im Jahre 1564, lassen die Leute sich hören: ‚Die Schulen dienen zu nichts mehr, denn daß man darin Müßiggänger erziehe, die da lernen, wie man die Leute ineinander verwirren', die ‚guten Sachen bös und böse gut machen, einem Armen sein Recht stopfen und aufhalten, einem Reichen zu seinem Unrecht helfen' könne. ‚Fahren auch darauf', fügt Lauterbeck hinzu, ‚frei heraus und sagen, daß es nie übler in der Welt und in allen Regimenten gestanden ist, denn seit man zu der Regierung die Gelehrten, sonderlich die Juristen, hat kommen lassen. Darauf schließen sie, es sei besser, daß man die Schulen lasse zergehen, denn daß man sie mit vielen Unkosten solle aufrichten und erhalten.' [2]

---

iuvenes et plerumque quadragenarios: dum alius consulit existimationi, alius divitiis, alius inediae.' Angeführt bei Stintzing, Juristen böse Christen 29—30 A. 10. ** Über Apel vgl. Muther 230—328.

[1] Hautz I 423.

[2] Lauterbeck Bl. a⁸ ff. Stintzing, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, spricht sich in seiner ‚Rechtswissenschaft' 72 ff über die tieferen Gründe der Abneigung des Volkes gegen die Juristen dahin aus: ‚Gewaltsam und rücksichtslos ward vielfach das heimische Recht in der Anwendung dem römischen geopfert, das Rechtsgefühl durch rabulistische Fertigkeit überwunden. Ehrgeiz und Gewinnsucht der Doktoren waren wirksame Bundesgenossen für die steigenden Ansprüche der Landesherren. Und in den unteren Schichten des Juristenstandes fand sich eine unsaubere Gesellschaft zusammen, deren Treiben uns Zasius, Melanchthon, Jakob Köbel u. a. schildern. Ansehen und Reichtum, heißt es, stelle die Jurisprudenz in Aussicht; Ehrgeiz und Habsucht führen ihr Jünger in Menge zu; wenige nur wählten sie aus edlen Motiven; daher sei sie zu einer gemeinen Fertigkeit herabgesunken, zu streiten und einen Streit aus dem andern zu entspinnen. Der landläufigen Beschuldigung schikanöser Prozeßführung und rabulistischer Beutelschneiderei verdankt das Sprichwort: „Juristen böse Christen" seine populäre Bedeutung und Verbreitung.' Vgl. S. 73—75 die Aussprüche von Melanchthon und Melchior von Ossa. ‚Was stets Tadel und Vorwurf hervorrufen wird, ist die Art, wie die Rezeption (des römischen Rechtes) durchgeführt wurde. Ein nationales Unglück war jenes engherzige Ignorieren des deutschen Rechtes, jenes geistlose und rein äußerliche Aufpfropfen römischer Rechtssätze auf einheimische Verhältnisse, die Unkenntnis des Gegensatzes zwischen diesen und dem römischen Rechte, welche taub machte gegen die Wahrheit, daß kein Volk mit der Seele eines andern zu denken vermag. Wenn man erwägt, daß wir infolge dieser Fehler das römische Recht noch heute nicht vollständig verdaut haben, mag man die Verwirrung ermessen, welche zur

Der Unterricht im Rechte stand im allgemeinen während des ganzen Zeitalters noch auf derselben niedern Stufe, worüber Reuchlin sich geäußert hatte: ‚Welcher Schmuck, welche Würde kann in einem Studium liegen, welches an der Erklärung einzelner Punkte und Buchstaben klebt? Für jeden nicht auf Ruhm und Reichtum, sondern auf Höheres und Edleres gerichteten Menschen steht die juristische Wissenschaft niedriger als irgend ein Handwerk.'[1]

Die Lehrmethode war bei den meisten Professoren völlig verkommen. In den Geist des römischen Rechtes, welches immer mehr zur Alleinherrschaft gelangte, drangen die wenigsten ein; nicht einmal eine übersichtliche Zusammenstellung der Grundsätze wurde den Zuhörern geboten. Oft Wochen und Monate lang verweilte man in den Vorlesungen bei einer Stelle und allen über dieselbe vorgebrachten Meinungen der Juristen. ‚Schon fünf volle Jahre', beschwerte sich ein Student aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, habe sein Lehrer ‚mit der Erklärung der Institutionen hingebracht und werde dazu wohl noch ein weiteres Jahr brauchen.'[2] In Tübingen wurde dem Professor Johann Habritter im Jahre 1588 ein Verweis erteilt, weil er zwei Jahre zu den ersten zwei Büchern der Institutionen gebraucht habe. Der Helmstädter Professor Andreas Cludius rühmte sich gegen Ende des Jahrhunderts: er erkläre die Institutionen für reifere Studenten so wenig wortreich und weitläufig, daß er binnen vier Jahren damit fertig werde. Selbst Hermann Vultejus, Professor zu Marburg, dessen Schriften den besten wissenschaftlichen Leistungen jener Zeit an die Seite zu stellen sind, berichtet, daß er seine erste öffentliche Vorlesung über die Institutionen vor zahlreichen Zuhörern vom 10. Januar 1582 bis zum 15. März 1585 gehalten habe[3]. Und doch war Vultejus nicht gerade ein Freund der auf fast sämtlichen deutschen Hochschulen eingebürgerten weitläufigen ‚italienischen Manier', über welche Johann Thomas Freigius, Professor der Rechte zu Freiburg im Breisgau, im Jahre 1574 sich dahin aussprach: ‚Was für großer Nutz aus den Schulen komme, da der Welsch Pracht und Apparatus mit Lesen gehalten wird, das gibt die tägliche Erfahrung zu erkennen. Ich hab alle meine Tag keine seltsamere Logik im Lehren gesehen, denn derselbige Apparatus ist, da muß man nur viel diktieren, große Bücher schreiben, Dinten und Papier versudeln. . . .'[4]

Außer der schlechten Lehrmethode wirkte teils der Unfleiß so vieler Professoren, teils die Überbürdung derselben mit praktischen Arbeiten höchst schäd-

Zeit der Rezeption unter der Herrschaft eines unsäglich bornierten Juristenstandes im deutschen Rechtsleben einriß.' H. Brunner in v. Holtzendorffs Enzyklopädie der Rechtswissenschaft I[2] 204.

[1] L. Geiger, Reuchlin 63. [2] Stintzing, Rechtswissenschaft 290.

[3] Ebd. 130—131 456 ff.

[4] Ebd. 109 A. Näheres über den mos italicus und dessen Wirkungen 106 ff.

lich auf den Unterricht ein. Klagen darüber wurden fast an sämtlichen Universitäten laut.

‚Die vornehmsten‘ Mitglieder der Juristenfakultät in Leipzig, sagt Melchior von Ossa im Jahre 1566, ‚sind mit andern Geschäften, als Schöppenstuhl, vieler Fürsten und Herren Diensten, und mit überhäuften Praktiken dermaßen beladen, daß sie, der Schulen täglich abzuwarten verhindert, nur gar selten lesen, dadurch die Scholares treffenlich versäumt werden.‘ [1]

In Helmstädt wurde zeitweise, wie der Herzog von Braunschweig im Jahre 1614 schrieb, ‚wohl in 16, 20 und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfrist nicht eine Lektion gelesen‘ [2].

Über die Nachlässigkeit der Professoren in Tübingen finden sich die bittersten Klagen in den Briefen des Baselers Basilius Amerbach, welcher im Jahre 1552 die dortige Universität zum Studium der Rechte bezogen hatte: sie seien zwar gelehrt, aber saumselig in der Erfüllung ihrer Pflichten als Lehrer. Sehr häufig würden die Vorlesungen unterbrochen: ‚Ihre Gleichgültigkeit gegen das Lesen ist so groß, daß man es fast nicht glauben möchte.‘ [3] ‚Der ganze Kursus Juris‘, heißt es in einer Beschwerde der württembergischen Regierung vom Jahre 1561, solle in Tübingen binnen fünf Jahren vorgetragen werden, es habe sich aber gezeigt, daß ‚in einem ganzen Jahre nicht über ein Vierteil eines Jahres‘ gelesen, während desselben überdies noch ‚weitläufig diktiert‘ werde; die Studenten hätten so ‚wenig Lektiones‘, daß ‚der mehrere Teil‘ infolgedessen ‚in Müßiggang und Vertun, auch andere Üppigkeit gerate‘ [4].

Aus Basel meldete ein dort studierender Jurist im Jahre 1587: ‚Im Studium der Rechte können wir leider keine guten Fortschritte machen; der eine der Professoren liest aus Nachlässigkeit sehr selten, der andere pflegt ohne alle Methode Himmel und Erde durcheinander zu mischen.‘ [5]

In Wien stellte sich bei einer Untersuchung im Jahre 1557 heraus, daß einer der Professoren innerhalb eines Vierteljahres statt der vorgeschriebenen 42 nur 24, ein anderer nur 19 Stunden gelesen hatte [6].

In Ingolstadt hatte der Herzog von Bayern im Jahre 1582 den juristischen Professoren von neuem eingeschärft, daß die sog. Konsistorien, d. h. die Übungen der Studierenden in Rechtsentscheidung praktischer Fälle, fleißig abgehalten werden sollten. Gleichwohl lagen dieselben noch im Jahre

---

[1] Testament, herausgeg. von Thomasius 382 388. **Bruchmüller S. 35 bemerkt in Bezug auf Leipzig: ‚Die Klagen über den Unfleiß der Juristen und die Verordnungen dagegen‘ seien ‚häufiger wie in den andern Fakultäten‘.

[2] Vgl. unsere Angaben oben S. 194 f. [3] Thommen 165—166.

[4] Reyscher XI[c] 157. [5] Tholuck, Akademisches Leben I 123.

[6] Vgl. unsere Angaben oben S. 150.



1584 ‚völlig danieder‘; ‚einige Professoren‘, schrieb die Regierung, ‚beziehen trotz Verbot förmliche Bestallungen aus fremden Orten und versäumen über derlei Diensten die Vorlesungen‘. Im Jahre 1586 hatte der Rektor nach München zu melden: ein Konsistorium sei seit zwei Jahren nicht mehr gehalten worden, und im laufenden Jahre habe in der juristischen Fakultät nur eine einzige öffentliche Disputation stattgefunden. Was die Vorlesungen anbelangt, so kennzeichnete sich der Unfleiß vieler Professoren am besten durch einen gleichzeitig nach München eingegebenen amtlichen Bericht: mehrere Studenten hätten gesagt, sie seien wirklich begierig, den einen oder andern Professor einmal zu Gesicht zu bekommen[1].

Zu all diesen Übelständen kamen an manchen Universitäten noch andere Umstände, welche am wenigsten dazu geeignet waren, die Achtung vor der Jurisprudenz im Volke zu heben.

Wer den Doktortitel erworben hatte, erhielt Rang und Ansehen der Ritterbürtigen und sollte in Lehre und Praxis den höchsten Ansprüchen sich gewachsen zeigen. Damit aber stimmte schlecht, wenn beispielsweise in Königsberg, wie der brandenburgische Kanzler Distelmeyer im Jahre 1603 an den Wittenberger Professor Friedrich Taubmann schrieb, die juristische Fakultät den Doktorhut für 40 Taler an unstudierte Leute verkaufte. Taubmann äußerte darüber nicht das geringste Befremden. ‚Ich sehe wohl‘, erwiderte er, ‚es gibt in Preußen auch Narren. Hat mich wunder genommen, wie die Schellen anhero so teuer gewesen sind.‘ Der Niederländer Dominikus Baudius wies Taubmann im Jahre 1605 darauf hin: ‚Nichts ist heute so leicht, als Doktor zu werden, wenn man nur Geld hat. Jedermann kann Doktor werden, ohne doctus zu sein. Die Prüfungen sind lächerliche Fragen und eben solche Antworten.‘ Ähnliches schrieb er an Distelmeyer[2].

Der erste, welcher mit voller Entschiedenheit gegen die in Unterricht und Schrift verkommene Lehrmethode zu Felde gezogen, war Ulrich Zasius, in Deutschland eine ‚der größten Leuchten der Jurisprudenz des Jahrhunderts‘, Professor an der Universität zu Freiburg im Breisgau († 1535)[3]. Mit dem Italiener Andreas Alciatus und dem Franzosen Budäus vertrat er den gleichen wissenschaftlichen Standpunkt, daß es vor allem darauf ankomme, der Barbarei der Glossatoren des Rechtes ein Ziel zu setzen, zu den Quellen

---

[1] Prantl I 309—311. [2] Ebeling, Friedr. Taubmann 139—140.

[3] Vgl. über ihn unsere Angaben I 129—131 556—557 562—563; II 24 188 196 f 320 518, **J. Neff, Udalricus Zasius I u. II. Programme des Gymnasiums zu Freiburg im Breisgau 1890 u. 1891 und Werminghoff in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F., XIII (1898) 695 f.

selbst zurückzukehren, in das Verständnis derselben, unbeirrt durch bisherige spitzfindige und verschrobene Erklärungen, unmittelbar einzudringen und hierbei die Ergebnisse der Altertumskunde und der Sprachwissenschaft zu verwerten. ‚Wie zweckmäßig, ja wie notwendig wäre es', sagt er in einer ersten bedeutenden Schrift vom Jahre 1518, ‚die endlosen Kommentare zu beschneiden, welche, wie jeder Verständige leicht erkennt, mehr Finsternis als Licht enthalten! Denn mit einem Wust von Streitfragen überladen, zeigen sie nur gelehrten Prunk, statt wahre Wissenschaft zu bieten.' ‚Ich halte wenig auf unser Zivilrecht', schrieb er an Bonifatius Amerbach, ‚wie es von Bartolus und andern Italienern gelehrt wird, denn wenn du davon die Irrtümer abziehst, bleibt wenig übrig. Die Barbarei hat wie eine Schlingpflanze das reine Recht überwachsen, und zwar so sehr, daß sie die tiefsten Wurzeln hineingetrieben hat. Echte und wahre Erklärer des Rechtes sind nur diejenigen, welche sich vor allem bemühen, die Quellen selbst zu erklären, von der Glosse und den Kommentaren aber nicht mehr vortragen, als wahr und brauchbar ist, so daß das Verständnis nicht durch den Wirbelwind der gelehrten Meinungen verworren wird.' In der Vorrede zu seinem Hauptwerke vom Jahre 1526 erklärte er: ‚Vor allem will ich bekennen, daß ich allein von dem Texte der Quellen und von wahren und sichern Gründen, welche auf dem Rechte oder auf der Natur der Sache beruhen, abhängen, nur auf diese mich stützen und an sie mich halten will.' Wo es ihm notwendig schien, trat er, was vor ihm kein deutscher Jurist gewagt hatte, dem überlieferten Ansehen der Italiener und der Franzosen kühn entgegen [1].

Nachfolger hatte Zasius in all diesen Richtungen unter den deutschen Juristen sehr wenige.

Nur sehr wenige derselben gingen auch in der Behandlung des einheimischen Rechtes in dessen Verhältnis zum fremden römischen Recht so schonend vor als er. Er sah letzteres allerdings für das unbezweifelt geltende gemeine Recht an, aber es gab seiner Auffassung nach in Deutschland Zustände, Sitten und Gewohnheiten, welche mit den Grundsätzen jenes Rechtes unvereinbar seien oder demselben geradezu widersprächen; deshalb dürfe vom römischen Rechte nur Aufnahme finden, was ‚nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend' sei. Wenn er auch, so wenig wie irgend einer seiner juristischen Zeitgenossen, den vollen Wert des volkstümlichen Rechtes erfaßte, so wollte er doch demselben nirgends wissentlich Abbruch tun. In seiner Bearbeitung des Freiburger Stadtrechtes suchte er das deutsche Recht zweckmäßig mit dem römischen zu verbinden, ohne diesem einen ungemessenen Vorzug einzuräumen [2].

[1] Stintzing, Ulrich Zasius 166 249; Rechtswissenschaft 161—163.
[2] Stintzing, Rechtswissenschaft 167—169.



Zu den vielen unter Zasius herangebildeten Juristen gehört Joachim Mynsinger von Frundeck, welcher im Jahre 1550 eine Sammlung und Herausgabe sämtlicher Schriften des gefeierten Lehrers veranstaltete. Er trat später zum Protestantismus über. Neben dem Kölner Andreas Gail, von seinen Zeitgenossen als ‚deutscher Papinian‘ gepriesen († 1587 als Kanzler des Erzstiftes), ist er der Begründer der kameralistischen Jurisprudenz[1].

Der nächst Zasius verdienstvollste deutsche Jurist, gleichfalls katholischer Konfession, ist Gregor Meltzer, genannt Haloander, geboren zu Zwickau im Jahre 1501, gestorben zu Venedig im Jahre 1531. Durch seinen Freund Julius Pflug war er zu dem Studium des römischen Rechtes veranlaßt worden und hielt sich bei demselben in Zeitz, wo dieser die Dompropstei bekleidete, in den Jahren 1524—1525 längere Zeit auf. Pflugs Unterstützung und ein Stipendium seiner Vaterstadt ermöglichten ihm zur Fortsetzung seiner in Leipzig begonnenen juristischen Studien eine Reise nach Italien. Daselbst sammelte er während eines etwa zweijährigen Aufenthaltes reichhaltigen Stoff zu einer kritischen Ausgabe der sämtlichen Justinianeischen Rechtsbücher, welche er dann in den Jahren 1528—1530 zu Nürnberg unter Beihilfe des dortigen Rates veröffentlichte. Das Werk stellte zum erstenmal diese Rechtsbücher auf einer von den Überlieferungen des Mittelalters befreiten Grundlage her und wurde von den Juristen ersten Ranges als eine epochemachende Erscheinung begrüßt. Zasius, der von Willibald Pirkheimer, einem kräftigen Förderer des jungen Juristen, ein Exemplar der Pandekten zum Geschenk erhalten hatte, wußte in seinen Briefen kaum Worte genug zu finden, um seiner Bewunderung Haloanders und seiner Freude über die Herstellung des reinen Textes Ausdruck zu geben[2]. ‚Wer bewundert nicht‘, schrieb Johann Oldendorp im Jahre 1541, ‚den unermüdlichen Fleiß Haloanders, der, wie durch höhere Eingebung, die verderbtesten Bücher des römischen Rechtes in ihrem alten Glanze wiederherstellte!‘[3]

Oldendorp, um das Jahr 1480 zu Hamburg geboren, gehörte um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Lehrer und Schriftsteller zu den hervorragendsten deutschen Juristen. Im Jahre 1515 war er in Bologna zum Lizentiaten des Rechtes promoviert worden und nannte sich bei dem Antritt seiner Lehrtätigkeit zu Köln im Jahre 1538 stolz ‚Doktor von Bologna‘. Er wurde in den Stürmen der Zeit vielfach umhergeworfen und griff, ent-

[1] Stintzing 485—502. **Über Andreas Gail vgl. Varrentrapp, Hermann von Wied 89 ff; L. Ennen, A. Gail, in der Monatschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung III (1877), und H. Burckhardt, A. Gail, Würzburg 1887.

[2] Flechsig, Gregor Haloander (1872). Stintzing 180—203.

[3] Stintzing 323 A.



schieden protestantisch gesinnt, bisweilen der Wiedertäuferei verdächtig und wegen schlechten Lebenswandels angeschuldigt, in die Kämpfe derselben tätig ein; seine längste Wirksamkeit gehörte der Universität Marburg an, wo er, 87 Jahre alt, im Jahre 1567 starb. In seinen zahlreichen Schriften verfolgte er vorzugsweise eine praktische Richtung, beschäftigte sich aber auch mit der Philosophie des Rechtes, war, auf Melanchthon gestützt, einer der ersten, welche das positive Recht aus dem Naturrechte herzuleiten suchten. Auch der Geschichte des Rechtes wendete er seine Studien zu und verfaßte unter anderem eine Erklärung der Zwölf-Tafel-Gesetze. Die Mehrzahl seiner Schriften, welche er als Professor in Köln und Marburg einzeln, dann im Jahre 1559 gesammelt herausgab, ging darauf aus, eine Verbesserung der Rechtspflege in Deutschland herbeizuführen. Klagen über die Länge der Prozesse und die Unsicherheit der Entscheidungen kämen, sagt er in der Widmung der gesammelten Schriften an die Kurfürsten des Reiches, auf allen Reichstagen zur Sprache, und man suche denselben bei kaiserlichen und fürstlichen Gerichten durch Visitationen, Vermehrung der Beisitzer und Geschäftsordnungen abzuhelfen. Allein der Grund des Übels liege tiefer. Heilung könne nur eintreten, wenn die Parteien genötigt würden, klar und kurz abgefaßte Klagen und Verteidigungen zu übergeben, und den Richtern untersagt würde, ohne Angabe von Gründen bloß mit der leeren Klausel ‚aus beweglichen Ursachen‘ Urteile abzugeben. Vor allem aber sei der juristische Unterricht zu verbessern. Schon im Jahre 1539 hatte er in einer zu Köln erschienenen Schrift sich dahin ausgesprochen: in der falschen Lehrart, welche das Einfache weitläufig mache und auf die praktischen Bedürfnisse keine Rücksicht nehme, in der eitlen Lust am Disputieren liege der Grund, daß ‚die Rechtswissenschaft vor allen andern Wissenschaften dunkel sei‘. Man dürfe, wiederholte er mehrmals, die Studenten nicht an das Streiten über alles gewöhnen, sondern müsse ihnen feste und sichere Rechtsgrundsätze beibringen, sie nur in wirklich brauchbaren Dingen unterweisen und sie in der Anwendung des Rechtes, im Auffinden der richtigen Klage praktisch einüben. In mehreren Werken bot er Hilfsbücher dar, um die Übelstände in Schule und Praxis zu überwinden [1].

Einen wesentlichen Erfolg erreichten seine Bemühungen nicht. Zwanzig Jahre nach seinem Tode hatte Nikolaus Vigelius, ebenfalls Professor der Rechte zu Marburg († 1600), die allgemein herrschende falsche Methode des Unterrichtes von neuem zu rügen und die für Religion und Gemeinwesen überaus schädlichen Wirkungen desselben hervorzuheben.

---

[1] Stintzing 311—338. Über Oldendorps Teilnahme an den Lübecker Wirren unter Wullenweber (1533) vgl. unsern Bd III 344 ff.



Der Unterricht, sagte er, gehe nicht darauf aus, dem jungen Juristen feste Rechtsbegriffe beizubringen und ihn zu einem sichern Urteil heranzubilden, sondern er diene nur dazu, die Fähigkeit und Kunst des Disputierens zu entwickeln. Noch ehe die jungen Juristen vom Rechte selbst etwas gelernt hätten, würden sie schon geübt, über Rechtssätze zu streiten. ‚Die Jugend wird auf spitzig Deklamieren und Disputieren abgerichtet, noch ehe sie ein Judicium bekommt, so daß sie alles vorsätzlich disputieren und in Zweifel ziehen, nichts Gewisses schließen; daher weder Recht noch Religion bei uns Christen mehr gewiß ist.‘ So erziehe man nicht wirkliche Rechtsgelehrte, sondern nur rabulistische Advokaten, Oratoren und Disputatoren. ‚Es kommt keiner aus den akademischen Schulen, welcher versteht, mit was Ordnung das Recht zu studieren, oder wie von Sachen zu urteilen sei. Dieses ist leichtlich daraus zu spüren, daß in einer Sache zehn oder zwanzig Jahre oft prozediert wird, welcher in einem Monat, ja bisweilen im ersten Tag könnte abgeholfen werden.‘ Durch die auf den Universitäten gebildeten ‚Oratoren und Disputatoren‘ werde die ganze Rechtspflege verdorben, Treue und Glaube im Volke zerstört. ‚Zu welchem Glauben‘ ein Landesherr ‚von seinen Oratoren und Disputatoren beredet wird, demselbigen müssen alle Untertanen bei Verlust von Gut und Ehre, Leib und Leben anhangen, wenn sie schon allesamt zum Teufel oder seiner Mutter fahren sollten. Recht, Treue und Glaube sind bei uns gar verloschen. Derwegen geht unser Reich den Krebsgang‘ [1].

Durch eine Reihe sehr umfangreicher Werke suchte Vigelius eine bessere Methode des Unterrichtes zu begründen: er war in Deutschland der erste, welcher die Aufstellung eines vollständigen, ins einzelne gehenden Systems des gesamten Rechtes zur Durchführung brachte. Sein Hauptwerk ‚Methode des Zivilrechtes‘ erlebte von 1561 bis 1606 sieben Auflagen und fand in Frankreich, Italien und Spanien große Anerkennung, in Deutschland dagegen so geringe Berücksichtigung, daß Vigelius klagte, er habe durch Herausgabe desselben auf eigene Kosten sein Vermögen erschöpft; er habe nicht einmal wagen dürfen, in Marburg nach eigener Methode vorzutragen, sondern die alte ‚Justinianische Konfusion im Lesen‘ beibehalten müssen, um nicht gegen die bestehenden Verordnungen zu verstoßen [2].

Unter der gewaltigen Zahl der Studierenden, welche sich auf den Universitäten als Juristen einschreiben ließen, waren nur wenige mit genügenden Vorkenntnissen zu einem ernsten Studium des Rechtes versehen; nur ein Bruchteil von diesen verließ, unter dem Einfluß einer verkommenen Lehr-

---

[1] Goldast, Politische Reichshändel 240 241.
[2] Stintzing 426—434.

methode, die Hochschulen mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung [1]; um den Besuch der Vorlesungen hatten sich sehr viele kaum bekümmert [2], sondern nur aus einer armseligen populären Rechtsliteratur sich einige dürftige Kenntnisse des Rechtes angeeignet — alle gingen dann aber als ‚praktische Juristen in Stadt und Land aus‘, zum allgemeinen Verderben des Volkes.

Schon Ulrich Zasius hatte sich über die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts immer höher anschwellende populäre Literatur mit aller Entrüstung geäußert, namentlich auch über Thomas Murner, der im Jahre 1518 nicht allein eine deutsche Übersetzung der Institutionen, sondern auch ein ‚Chartiludium‘ derselben herausgegeben hatte, von dem er rühmte, daß sogar ein ganz Unwissender in vier Wochen die Institutionen vollkommen lernen könne [3]. ‚Diejenigen‘, sagte Zasius im allgemeinen, ‚verdienen Züchtigung, welche jetzt die Wissenschaft des Zivilrechtes, die sie selbst kaum von außen kennen gelernt haben, in die Muttersprache und in allerlei Spielereien übertragen; denn nicht genug, daß sie selber unwissend sind, machen sie auch andere zu Narren.‘ [4] Alle die populären Hilfsmittel, ‚Formelbücher‘, ‚Laienspiegel‘, waren in der Tat eine wahre ‚Pest der verderbten juristischen Sudelei‘. Das heimische Recht fand in denselben so gut wie gar keine Berücksichtigung, das fremde römische wurde darin verworren, oberflächlich und geistlos dargestellt, und aus diesem Grunde konnte ihr Einfluß nicht allein auf die wissenschaftliche Bildung, sondern auch auf die Rechtspflege nur ein gefährlicher und verderblicher sein. Sie wurden das eigentliche Handwerkszeug jener zahllosen, völlig ungebildeten oder halbgebildeten Schreiber, Sachwalter, Prokuratoren, welche das Gerichts-

---

[1] Stintzing (Juristen böse Christen 14—15) erkennt diese Tatsache unumwunden an. ‚Wie es‘, sagt er (Rechtswissenschaft 76), ‚für den Erwerb der Vorbildung vielfach an den erforderlichen Anstalten fehlte, so stellten die Verhältnisse der Universitäten der juristischen Ausbildung die größten Schwierigkeiten in den Weg. Sie lagen nicht nur in der Unregelmäßigkeit der Vorlesungen, sondern noch mehr in deren schwerfälliger und planloser Methode. Wenn, wie es die Regel bildete, die Vorlesung über die Institutionen sich durch Jahre hinzog, so verfehlte sie durch Länge und Ausführlichkeit, sowie dadurch, daß ein Teil der Zuhörer mitten in das Thema eintrat, gänzlich den Zweck einer Einleitung in das juristische Studium. Die Exegese der Pandekten und des Codex beschränkte sich tatsächlich auf die breite Erörterung einer geringen Zahl von Stellen im Laufe des Jahres; ohne systematischen Zusammenhang lehrte sie nur Fragmente der Wissenschaft.‘ So kam es, daß ‚die große Masse, ohne mehr als dürftige und lückenhafte Kenntnis des Rechtes erworben zu haben, die Universität verließ‘.

[2] Vgl. was wir oben S. 167 f 170 f 195 ff dafür beigebracht haben.

[3] ‚Chartiludium Institutionum iuris.‘ Im Jahre 1509 hatte Murner schon ein ‚Chartiludium logice‘ veröffentlicht, worin er die Dialektik als Kartenspiel lehrte. Stintzing, Ulrich Zasius 150 208—209.

[4] Stintzing, Rechtswissenschaft 170.

wesen in die Hand bekamen und in Städten und auf den Dörfern ihr Gewerbe mit allen Künsten gewissenloser Rabulisten betrieben[1]. Es waren jene Leute, von welchen Zasius schrieb: ‚Sie vergiften die Gerichte, sie spotten der Richter, stören die Ruhe, suchen das Gemeinwesen zu verwirren und sind den Himmlischen und den Menschen verhaßt.‘[2]

Nach wie vor stand die deutsche Jurisprudenz unter dem entscheidenden Einflusse der Italiener, und das alte Herkommen, zum Zweck der juristischen Ausbildung italienische Hochschulen zu besuchen, dehnte sich im 16. Jahrhundert noch fortwährend aus. ‚In den Rechtsstudien‘, schrieb im Jahre 1557 der venetianische Gesandte Badoero aus Deutschland, ‚stehen nur solche Lehrer in Ansehen, welche sich in Italien einen Namen erworben haben.‘[3] Hervorragende Juristen, wie Haloander, Oldendorp, der Frankfurter Johann Fichard, der Österreicher Georg Tanner und viele andere, hatten in Italien studiert, zum Teil dort die akademischen Würden erhalten. Studenten, welche die Kosten erschwingen konnten, Protestanten nicht weniger als Katholiken, strömten zu Tausenden nach Italien. In Padua allein enthält die im Jahre 1546 begonnene Matrikel der deutschen Juristen in den ersten 25 Jahren über 1600 Einträge; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zählte die dortige juristische Fakultät jährlich im Durchschnitt 200 deutsche Studenten, unter diesen sehr

---

[1] Stintzing, Gesch. der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechtes in Deutschland am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1867. ‚Von der populären juristischen Literatur ist zu sagen, daß die geistige Kraft unserer Nation sich an ihr nicht eigentlich produktiv beteiligte. Sie verhielt sich ihr gegenüber fast nur rezeptiv. Man wollte lernen, nicht schaffen; denn es galt jetzt, eine fertige, außerhalb des Volkslebens zu einer hohen Vollendung gebrachte Kunst und Lehre kennen und anwenden zu lernen. Deutschland war gewissermaßen in einen neuen Zustand der Kindheit in der Rechtskunde zurückversetzt.‘ ‚Wenn das Eindringen des römischen Rechtes treffend mit einer Sündflut verglichen worden ist, so darf man von seiner populären Literatur sagen, daß sie wie ein strömender Regen in kurzem Zeitraum auf Deutschland herabfiel.‘ S. XLV—XLVII. — ‚Unter der Juristen Zahl‘, heißt es in dem Testamente des Augsburger Domherrn K. Braun vom Jahre 1564, ‚findet man etliche, die nichts anderes denn etliche deutsche processus iuris, verdeutschte institutiones und summas Rolandinas, richterliche Klag- und Laienspiegel, Statuta und Ordnungen und dergleichen zusammengestupflete Büchlein gelesen haben, welche allein darum, daß sie das Maul ein wenig vören (heben, regen) können, für die gelehrtesten Juristen und Practicos gehalten werden.‘ Werk, Stiftungsurkunden 196.

[2] Stintzing, Ulrich Zasius 102.

[3] Albèri, Le Relazioni degli ambasciatori Veneti Ser. 1, III 185.

viele Söhne von Fürsten, Grafen und Herren [1]. Aus Mangel an tüchtigen einheimischen Juristen sehe man sich, klagte der Herzog von Württemberg im Jahre 1561, genötigt, für Tübingen fremde Professoren zu gewinnen [2]. Melchior von Ossa schlug im Jahre 1554 dem Kurfürsten von Sachsen vor, zwei italienische Juristen nach Leipzig zu berufen, damit die Universität mehr Glanz und Anziehungskraft gewinne und die Landeskinder nicht genötigt seien, auswärtige Universitäten aufzusuchen, um etwas Ordentliches zu lernen [3]. Die juristische Fakultät zu Ingolstadt besaß in den Jahren 1538—1597 vier italienische Professoren, unter welchen zwei hervorragende Gelehrte waren [4]. Mehrere angesehene italienische Juristen, welche dem Protestantismus anhingen, lehrten an den Universitäten zu Heidelberg und Altorf [5].

Auch die französischen Universitäten lockten Unzählige, zumal adelige Studenten, an. Im höchsten Ansehen als Rechtsschule stand Bourges, wo der Italiener Andreas Alciatus von 1529 bis 1536, später Franz Duarenus und Jakobus Cujacius als Sterne erster Größe glänzten. Die Zahl der deutschen Studenten war dort so groß, daß sie eine eigene Korporation bildeten. Toulouse war berühmt als Sitz der Akkursianer; auch Poitiers und Angers lockten viele Deutsche an, zumal solche, welche zum calvinischen Bekenntnis

---

[1] Meiners I 235 ff. A. Luschin von Ebengreuth in der Zeitschr. für allgemeine Gesch. III 805 ff; vgl. das Tagebuch im Neuen vaterländischen Archiv für Niedersachsen IV (1828). Stölzel, Entwicklung des gelehrten Richtertums I 52 ff. **Über den Besuch italienischer Universitäten durch Deutsche bzw. Österreicher hat Professor Luschin v. Ebengreuth eine Reihe sehr wertvoller, auf ausgedehnten archivalischen Studien beruhender Aufsätze geliefert. Vgl. namentlich folgende: 1. Österreicher an italienischen Universitäten zur Zeit der Rezeption des römischen Rechtes, in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., XIV (1880) 228—252 401—420; XV (1881) 83—113 250—264 379—402 417—428; XVI (1882) 54—72 236—273; XVII (1883) 393—411 490—516; XVIII (1884) 271—316 431 bis 446; XIX (1885) 503—558. 2. Grabstätten deutscher Studenten in Italien, in den Mitteilungen der Wiener Zentralkommission XIII (1887) VIII ff XCIX ff CXX ff; XV (1889) 22 ff 106 ff 145 ff. 3. Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie. Histor. Kl. CXIII 744 ff; CXVIII 1 ff; CXXIV Abhandl. 11. 4. A. Luschin von Ebengreuth, Vorläufige Mitteilungen über deutsche Rechtshörer in Italien ebd. CXXVII. Vgl. ferner Zeitschr. für Kulturgesch. XVIII 135 f; Knod in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F., XV 197 f 432 f; Annalen für Gesch. des Niederrheins Heft 68; Zeitschr. für Kirchengeschichte XVI 700 f 703 f, wo reiche italienische Literatur zur Gesch. der deutschen Studenten in Italien verzeichnet ist. Siehe auch v. Kreß, Briefe eines Nürnberger Studenten aus Leipzig und Bologna, in Mitteilungen des Vereins für Gesch. von Nürnberg 1895. Knod, Deutsche Studenten in Bologna 1289—1562. Biograph. Index zu den Acta nat. germ., Berlin 1899. v. Orterer, Histor. Jahrb. XXII 343 f.

[2] Reyscher XI[c] 155—156. [3] Stintzing 127.

[4] Prantl I 194 309 416. [5] Stintzing 390 ff.

hinneigten [1]. Nicht ein einziger deutscher Rechtslehrer konnte mit den großen französischen Juristen einen Vergleich aushalten [2].

Eine ansehnliche Zahl hochbedeutender französischer Juristen, welche als Calvinisten ihre Heimat verlassen mußten, lehrten in Deutschland: so Hugo Donellus erst in Heidelberg, zuletzt in Altorf, wo er die letzte Hand an das Hauptwerk seines Lebens, ‚Kommentare des Zivilrechtes', legte († 1591), der Rechtshistoriker Franz Balduinus in Straßburg und Heidelberg, Franz Hotomanus, ein vielseitiger Gelehrter, in Basel [3].

Zu hohem Ansehen gelangte die juristische Fakultät in Straßburg, welche Studierende aus weiter Ferne, besonders aus den vornehmen Ständen des nördlichen Deutschlands, herbeizog. Die Schüler wurden dort zur selbsttätigen systematischen Bearbeitung der Quellen herangebildet, die Ergebnisse in Examinatorien erörtert. Der Professor Georg Obrecht († 1612) ließ dramatisierte Prozesse öffentlich von Studenten aufführen. Von ungewöhnlicher Bedeutung als Lehrer war die Wirksamkeit des Holländers Justus Meyer [4].

In ihrem unermüdlichen Eifer, die Herrschaft des römischen Rechtes über das einheimische Recht immer weiter auszudehnen und zu befestigen, erfreuten sich die Juristen der vollen Zustimmung Melanchthons. Derselbe legte in den Jahren 1525—1550 in mehreren Reden seine Verehrung für jenes Recht an den Tag und pries die Weisheit der Vorfahren, dasselbe in die Gerichte eingeführt zu haben: die noch geltenden städtischen Statuten und sächsischen Rechte seien barbarisch, das römische Recht übertreffe die Rechte aller andern Völker, es entspreche durchaus der Natur des Menschen, es sei eine durchdachte Philosophie. Auch Luther sprach dem römischen Rechte wiederholt seine Anerkennung aus [5].

Anders verhielt es sich mit dem kanonischen Rechte.

Luther verlangte die Abschaffung desselben, weil es ein ‚kindisch, albern, schlechtes Ding' sei, und geriet dadurch in ernsten Streit mit den hervor-

---

[1] Barthold, Deutschland und die Hugenotten I 383—384.

[2] ‚Deutschland hat zwar tüchtige Strebungen und Anläufe, auch einzelne bedeutendere Erscheinungen, aber keinen Vertreter der Rechtswissenschaft aufzuweisen, welcher den großen französischen Juristen an die Seite gestellt, und noch jetzt, wie jene, als unübertroffenes Vorbild genannt werden könnte.' Stintzing 125.

[3] Ebd. 377—385. **Über die Wirksamkeit des Hugo Donellus in Heidelberg (1573—1579) s. H. Buhl in: Neue Heidelberger Jahrbücher II (1892) 280—313.

[4] Stintzing 672—679.

[5] A. Haenel, Melanchthon als Jurist, in der Zeitschr. für Rechtsgesch. VIII 259 ff. Stintzing 272 284.

ragendsten protestantischen Juristen, welche an der bindenden Kraft des kirchlichen Gesetzbuches festhalten wollten. Ein solcher Streit entspann sich seit dem Jahre 1531 zwischen ihm und dem Wittenberger Professor Hieronymus Schürpf. Dieser stimmte der neuen Lehre vom Alleinglauben zu, aber es widersprach seiner Überzeugung, die überlieferte Autorität des Papstes und der Bischöfe zu verneinen und dadurch die Kirche selbst aufzulösen. In seinen Vorlesungen und Rechtsbedenken verwarf Schürpf unter anderem den neu aufgekommenen Satz, daß Fürsten und weltliche Obrigkeiten befugt seien, über geistliches Vermögen zu verfügen: wer dieses zu andern als kirchlichen Zwecken verwende, sei, sagte er, ein ‚Dieb, Räuber und Kirchenschänder'. Kanonischen Grundsätzen gemäß wollte er auch die Ehen der Prediger nicht als gültig, die Kinder nicht als ehelich und erbberechtigt anerkennen. Sämtliche Wittenberger Juristen stimmten darin mit ihm überein [1]. ‚Ich habe bis daher', schrieb Luther am 5. Oktober 1536 an den Grafen Albrecht von Mansfeld, ‚nicht einen Juristen, der wider den Papst in solchen oder dergleichen Fällen mit mir und bei mir halten wolle, also daß sie auch meine Ehre und Bettelstücke nicht gedenken meinen Kindern zuzusprechen, noch keines Priesters.' [2] Überhaupt sei das päpstliche Recht, klagte er, ‚so tief eingerissen und eingewurzelt in den Herzen, daß man es nicht leichtlich kann wieder herausreißen, wie wir sehen und erfahren' [3]. Häufig wendete Luther auf seine Gegner das Sprichwort an: ‚Juristen böse Christen'; er zog wiederholt öffentlich in seinen Predigten wider die ‚Schand-Juristen' zu Felde [4]. Er nahm sogar keinen Anstand, die Juristen, mit einziger Ausnahme des sächsischen Kanzlers Gregor Brück, ‚allzumal für gottlos' auszugeben, und zu verlangen, ‚man solle solchen stolzen Tropfen und Rabulen die Zunge aus dem Halse reißen' [5].

In Tübingen stemmte sich der juristische Professor Johann Sichardt den stürmischen Neuerungen entgegen und trat für die fortdauernde Gültigkeit des kanonischen Rechtes ein [6]. In Heidelberg, wo die juristische Fakultät früher sechs Professoren: drei für das kirchliche, drei für das römische Recht, gezählt hatte, beließ der Kurfürst Otto Heinrich im Jahre 1558 derselben nur vier Professuren, von welchen eine für die Dekretalen bestimmt war [7]. Als der calvinistische Kurfürst Friedrich IV. im Jahre 1604 letztere Professur beseitigen

[1] Näheres über die ‚ernsten Differenzen' zwischen Luther und Schürpf bei Muther 203–216. Vgl. Stintzing 273–275.

[2] Bei de Wette V 26; vgl. V 716.

[3] Sämtl. Werke LXII 240 244–245.

[4] Stintzing 275, und dessen Schrift: Das Sprichwort ‚Juristen böse Christen' 10–11.

[5] Sämtl. Werke LXII 238 254; vgl. unsere Angaben III 204–205.

[6] Stintzing 216–217. [7] Thorbecke 102.



wollte, weil das kanonische Recht nur ein ‚vermeintes Jus‘ sei, ‚Erbarkeit und Gewissens halber vor kein Recht zu halten‘ [1], sprach sich die Fakultät gegen die Abschaffung derselben aus. Nur auf solchen evangelischen Hochschulen, ‚so entweder nicht Academiä universales oder vor etlichen Jahren erst von neuem aufgerichtet‘ seien, habe man das kanonische Recht ‚ausgemustert‘, nicht aber ‚bei den vornehmsten älteren und rechten Universitäten als Basel, Wittenberg, Leipzig, Tübingen u. a.‘ [2]

Wurde aber auch die fortdauernde Gültigkeit des kanonischen Rechtes auf den meisten Universitäten nicht bestritten, und kam es in den praktischen Entscheidungen und Gutachten der Fakultäten nach wie vor zur Anerkennung, so war es doch selbst auf den katholischen Hochschulen im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten nur schwach vertreten; die wissenschaftliche Tätigkeit bewegte sich fast ausschließlich auf dem Boden des römischen Rechtes.

Dieses fremde Recht mit all seinen übeln Einwirkungen auf die Zustände des Volkes [3], namentlich des Bauernstandes [4], war im Verlaufe des 16. Jahrhunderts durch Lehre, Gesetz und Anwendung die eigentliche Grundlage der Rechtszustände geworden. Justiz und Verwaltung lagen in den Händen der Juristen; das Staatsleben bewegte sich in juristischen Formen [5]. Die Rechts-

---

[1] Hautz II 144. [2] Winkelmann I 370—373.

[3] Vgl. unsere Angaben I 561 ff. (847 m. S.)

[4] Hierauf kommen wir unten näher zurück.

[5] ‚Unter den Invektiven‘, welche Hippolytus a Lapide den deutschen Juristen ‚zuschleudert, deutet eine auf ein Grundübel unserer Staatsentwicklung hin: es ist die Behandlung öffentlicher Angelegenheiten nach der Methode und den Prinzipien des Zivilrechtes. Der Einfluß, zu welchem der Juristenstand mit dem Staate und in ihm gelangt war, zog diese Folge nach sich, da er, bis in alle Fasern von zivilistischen Anschauungen durchtränkt, die öffentlichen Dinge kaum anders als privatrechtliche Streitigkeiten zu erfassen wußte. „Nur wer in das Zivilrecht eingeweiht ist“, sagt unser Autor, „gilt fähig, an der Leitung und Regierung öffentlicher Angelegenheiten des Staates teilzunehmen; und so kommt es denn, daß alle hergebrachten Formen, Kautelen und Schikanen aus den Gerichtssälen in das Staatsleben übertragen sind.“‘ Stintzing, Juristen böse Christen 19. — Bei den Katholiken war die Zahl der nach römischem Recht geschulten, geschäftstüchtigen Juristen verhältnismäßig sehr gering. ‚Ew. fürstlichen Gnaden‘, schrieb der bayrische Kanzler Christoph Elsenheimer am 5. Juni 1578 an Herzog Albrecht V., ‚sehen und erfahren selbs täglich, daß an katholischen Gelehrten und tauglichen Leuten großer Mangel, also daß auch die fürnehmsten geistlichen Kur- und Fürsten dieselben nit bekommen mögen, sondern sich mit andern, so ihrer Religion nit zugetan, behelfen müssen.‘ Bei M. Lossen, Christoph Elsenheimer, im Jahrbuch für Münchener Gesch. III 454. So nahm beispielsweise der Fürstbischof von Würzburg einen protestantischen Rechtsgelehrten aus den Niederlanden in seinen Dienst unter dem Versprechen, daß derselbe in seiner Religion nicht behindert werden solle. v. Wegele, Universität Würzburg I 127. Die Juristen hatten ‚kein Bedenken, auf die Autorität des Baldus gestützt, die deutschen Fürsten als praesides

lehrer der Universitäten übten einen entscheidenden Einfluß aus sowohl auf die Feststellung der Gesetzgebung in den einzelnen Reichsgebieten als auf die Ausbildung des fürstlichen Absolutismus und wurden deshalb von den Landständen, welche für ihre althergebrachten Rechte eintraten, nur als eine bezahlte Gesellschaft von Verteidigern fürstlicher Ansprüche angesehen und als solche gehaßt [1].

Aus der Tätigkeit der Universitätslehrer als Beisitzer von Gerichten, als Mitglieder der Spruchkollegien, als Konsulenten und Räte ging eine neue, immer höher anschwellende Rechtsliteratur hervor, die der ‚Responsa‘ oder ‚Konsilien‘, welche in großen Sammlungen, namentlich von Buchhändlern zu Frankfurt am Main, verbreitet wurden. Bis zum Jahre 1618 umfassen diese in Deutschland erschienenen Sammlungen deutscher und ausländischer Juristen über 150 Bände, meistens Folianten [2]. Neben den ‚Konsilien‘ wurden noch viele andere Sammlungen praktischer Literatur herausgegeben. Verderblich wirkten die ‚Traktate der Kautelen‘, welche nur zu oft darauf ausgingen, die Vorschriften des Rechtes zu umgehen und, gedeckt durch ihren Wortlaut, unlautere Zwecke zu verfolgen [3].

Eine höchst untergeordnete Stellung nahmen bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts sowohl in der wissenschaftlichen Beschäftigung als auch in den akademischen Vorlesungen das Strafrecht und der Strafprozeß ein. Die Juristen hatten daran, weil bis um jene Zeit die Strafrechtspflege meist noch von ungelehrten Schöffen geübt wurde, wenig praktisches Interesse. Noch im Jahre 1549 weigerte sich die Tübinger Fakultät, in peinlichen Sachen Urteile abzugeben. Dagegen erwähnt dieselbe Fakultät in einem Gutachten vom Jahre 1566, daß sie beinahe täglich Anlaß habe, sich über eine bestimmte

---

provinciarum, die Kurfürsten als praefecti praetorio zu behandeln, und zugleich sie in ihren Territorien als principes dem Kaiser gleichzustellen, namentlich das „legibus solutus“ für sie in Anspruch zu nehmen‘. Stintzing 666.

[1] Vgl. z. B. Henke, Universität Helmstädt 47—48. Der lutherische Jurist Johann Wolf klagt im Jahre 1600 in einer ‚Zuschrift an einen Freund‘, daß so viele Juristen an den Höfen feige Speichellecker seien, andere das Recht um Geld feilbieten und verdrehen. Wolfius, Lectiones memorabiles II 1040—1041. Daß es aber an den Höfen auch mutvolle Juristen gab, welche den Fürsten bittere Wahrheiten sagten, werden wir unten im 4. Buche, bei der Schilderung des Fürstenlebens, sehen.

[2] Stintzing 523—532.

[3] ‚Die spitzfindige Kasuistik, zu welcher sich die wissenschaftliche Behandlung seit Bartolus immer mehr gestaltet, die Form der Quästionen, in der sie sich bewegt, begünstigte diese Kunst ungemein: und nicht mit Unrecht sagt Budäus, daß die Ausbildung der Kautelen wesentlich die Schuld an der Entartung der Rechtswissenschaft trage.‘ Ebd. 533.

strafrechtliche Frage in ihren ‚Konsilien‘ auszusprechen [1]. Andere Fakultäten befanden sich in ähnlicher Lage [2]. Unter dem Einflusse der im Jahre 1532 erlassenen peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. war nämlich die Kriminaljustiz seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr und mehr in die Hände gelehrter Richter übergegangen. Infolgedessen wurden jetzt an einzelnen Universitäten, wie Tübingen, Jena, Rostock, Ingolstadt, eigene Professoren für das Strafrecht angestellt.

Eine wissenschaftliche kriminalistische Literatur brachte das Strafgesetzbuch des Reiches nicht hervor. Bis gegen Ende des Jahrhunderts beschränkte sich diese Literatur auf das, was in den allgemeinen populären Rechtsschriften über Strafrecht und Strafprozeß, vielfach ganz ohne Rücksicht auf die Karolina, gesagt wurde [3].

Mit der Erledigung praktischer Fälle, mit Entscheidungen in Kriminalprozessen bekamen die Juristen immer mehr zu tun, je höher bei der stets wachsenden Verwilderung des Volkes die Zahl dieser Prozesse stieg. Vor allem waren es die unseligen Hexenprozesse, welche die Tätigkeit der juristischen Fakultäten von einem Jahrzehnte zum andern stärker in Anspruch nahmen. Die darauf bezüglichen ‚Konsilien‘ waren in den meisten Fällen nicht danach angetan, den Hexenwahn und die grausame Hexenverfolgung zu mildern, sie trugen vielmehr zur Schärfung derselben bei; aber man findet doch manche Juristen, welche auf eine Milderung hinarbeiteten und in Wort und Schrift sich der unglücklichen Opfer einer entarteten Kriminaljustiz annahmen [4].

Was den Umfang der juristischen Vorlesungen anbelangte, war es noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts herkömmlich, nur das Privatrecht vorzutragen. Als etwas Neues kündigte Hubert Giphanius, im Jahre 1590 als Professor nach Ingolstadt berufen, in seinen Vorlesungen an, daß er besonders auch das öffentliche Recht berücksichtigen werde [5]. Das erste staats-

[1] Seeger, Die strafrechtlichen Consilia Tubingensia 21 ff 83 ff.

[2] Die Fakultät zu Greifswald gab im Jahre 1589 innerhalb 17 Wochen über 50 ‚Consilia‘ ab. Kosegarten, Universität Greifswald I 219. Peter Theodorich, seit dem Jahre 1608 Professor und Beisitzer des Schöppenstuhls in Jena, berichtet im Jahre 1618, daß dieser Stuhl vorzugsweise mit Strafsachen beschäftigt sei. Stintzing 640 721.

[3] ‚Eine wahrhaft lebendige Jurisprudenz würde das neue Gesetzbuch zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung gewählt, sich bemüht haben, in die legislatorischen Gedanken einzudringen, sie zu Prinzipien zu gestalten und aus ihnen in Verbindung mit dem überlieferten gemeinen Recht ein System des Strafrechtes herzustellen. Allein wo war die Kraft vorhanden, um ein solches Problem auch nur zu stellen, geschweige denn zu lösen?‘ Stintzing 632.

[4] Wir handeln darüber ausführlicher in dem 4. Buch bei den Hexenprozessen.

[5] Stintzing 407 663 667.

rechtliche Kompendium erschien erst im Jahre 1616, herausgegeben von Daniel Otto in Jena; die dortige Universität wurde durch die langjährige Lehrtätigkeit des Professors Dominikus Arumäus († 1637) die eigentliche Pflanzschule der deutschen Publizistik [1]. Für die Erörterung der Reichsverfassung gab es im juristischen Unterricht keinen Raum [2].

Für deutsches Rechtswesen und deutsche Vergangenheit bekundeten die römisch geschulten Juristen im allgemeinen überhaupt wenig Herz und Verständnis. Allein es traten unter ihnen doch mehrere auf, welche als ehrenvolle Ausnahmen Anerkennung und Lob in hohem Grade verdienen. Der Jurist Johann Sichardt, zuletzt Professor in Tübingen, gab im Jahre 1530 die Volksrechte der ripuarischen Franken, der Alemannen und Bayern heraus und führte dadurch der Wissenschaft neue Schätze zu, mußte aber von Standesgenossen den Vorwurf hören, daß er abgetanes Recht wieder aus der Vergessenheit hervorziehe. Seine Sammlung sowie spätere Sammlungen der Volksrechte fanden bei der Jurisprudenz des Zeitalters keine Berücksichtigung [3]. Der Ingolstädter Professor Wolfgang Hunger, ein Schüler von Ulrich Zasius, zuletzt bischöflicher Kanzler in Freising († 1555), besorgte mehrere Arbeiten für die deutsche Geschichte und schrieb eine ‚Vindicatio' der deutschen Sprache, worin er gegen den Franzosen Bovillus eine größere Zahl französischer Wörter aus dem Deutschen abzuleiten suchte [4]. Auch die Juristen Nikolaus Cisner, Professor in Heidelberg († 1583), und Simon Schard, zuletzt am Reichskammergericht zu Speier tätig († 1573), wendeten sich mit großem Eifer dem Studium deutscher Geschichte, namentlich der Quellenkunde, zu [5]. Am bedeutendsten sind die Geschichtswerke und Quellenveröffentlichungen des Heidelberger Professors und kurfürstlich pfälzischen Rates Marquard Freher († 1614), der auch durch Herausgabe wichtiger altgermanischer Sprachdenkmale sich hervortat. Von einem unermüdlichen Sammelfleiße, weniger von Gewissenhaftigkeit zeugen die zahlreichen Schriften, welche der unstet umhergeworfene Melchior Haiminsfeld Goldast auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Literatur und der Reichsgeschichte veröffentlichte [6].

---

[1] Stintzing 669—671 719—721. [2] Ebd. 663.

[3] Stobbe, Rechtsquellen I 8 ff. Stintzing 214—215 219.

[4] v. Raumer, Gesch. der germanischen Philologie 48; vgl. Stintzing 502 bis 503 ** und Rubensohn in der Allgem. Zeitung 1898, Beil. Nr 243.

[5] Stintzing 503—512.

[6] v. Raumer a. a. O. 50 ff. Stintzing 680—682 734—736.





291

III. Geschichtschreibung.

Ähnlich wie die humanistischen Wissenszweige befanden sich auch die geschichtlichen am Ausgange des Mittelalters und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in erfreulicher Entwicklung.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte machte sich der Nürnberger Stadtphysikus Hartmann Schedel[1] durch seine im Jahre 1493 erschienene ‚Weltchronik', ungleich mehr aber Johann Nauclerus (Verge oder Vergenhanns), der erste Rektor und Kanzler der Universität zu Tübingen († 1510), durch seine Chronik, ein zu allgemeiner Verbreitung bestimmtes enzyklopädisches Geschichtssammelwerk, verdient; diese Arbeit wurde im Jahre 1516 auf Kosten dreier Bürger von Tübingen zum Drucke befördert. Nauclerus ging in der Aufsuchung und Benutzung neuer Quellen für die Geschichte des Mittelalters mit ungewöhnlicher Sorgfalt und mit einer gewissen Kritik zu Werke; seine Chronik fand den Beifall von Reuchlin und Erasmus und erlebte viele neue Auflagen[2].

Einer ganz besondern Pflege erfreute sich die deutsche Geschichte, für welche Kaiser Maximilian I. die höchste Teilnahme und Fürsorge bekundete. Durch den Humanisten Konrad Celtes, den kaiserlichen Hofhistoriographen Johann Stabius, den kaiserlichen Leibarzt Johann Spieshaimer, genannt Cuspinian, den Augsburger Stadtschreiber Konrad Peutinger und andere wurden neue wichtige Quellenschriften zur mittelalterlichen Geschichte Deutschlands in Archiven und Bibliotheken entdeckt und veröffentlicht; namentlich Peutinger wurde einer der tüchtigsten Begründer der wissenschaftlichen Erforscher vaterländischer Vorzeit[3].

Für deutsche Landesgeschichte zeichnete sich im Norden Albert Krantz, Professor der Theologie an der Universität Rostock († 1517), am meisten aus. Sein bedeutendstes Werk ist die zuerst im Jahre 1548 gedruckte, dann in vielen Auflagen erschienene ‚Metropolis', in welcher er mit Ernst und

---

1467.X [1] Vgl. unsere Angaben I 152 f.

[2] Joachim, Joh. Nauclerus 8—70.

.148.X [3] Näheres in unserem Bd I 154—162. (in m. d. I 137 ff.

Liebe und in selbständiger Forschung das geschichtliche Leben der sächsischen und der slavischen Bistümer behandelt [1].

Die bayrische Geschichte fand im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts eine volkstümliche Behandlung in deutscher Sprache durch den Ritter Hans Ebran von Wildenberg und den Maler und Dichter Ulrich Fütrer; wissenschaftlich höher steht die lateinisch und deutsch verfaßte Bayrische Chronik des Geistlichen Veit Arnpeck, die erste ausführliche Darstellung der Vergangenheit Bayerns [2].

Die Geschichte Österreichs erfuhr eine wesentliche Bereicherung durch Cuspinians ‚Austria', ein auf Grund umfassender Quellenstudien aufgebautes Werk, welches die Zeit von den babenbergischen Markgrafen bis auf Maximilian I. umspannt und in der Benutzung der Quellen nach richtigen kritischen Grundsätzen vorgeht [3]. Neben ihm verdient besondere Erwähnung die deutsch geschriebene, namentlich für die Geschichte Innerösterreichs in den Jahren 1468—1499 wichtige Österreichische Chronik von Jakob Unrest, Pfarrer zu St Martin am Techelsberg bei Pörtschach in Kärnten, eine wissenschaftliche und doch zugleich echt volksmäßige Arbeit [4]; in letzterer Beziehung reiht sie sich würdig den besten deutschen Städtechroniken an.

Die städtische Geschichtschreibung erlebte gegen Ende des 15. Jahrhunderts ihre höchste Blüte. Die spätere Zeit besitzt in deutscher Sprache kaum noch ein oder das andere Werk, welches sich an unbestechlicher Wahrheitsliebe, an Volkstümlichkeit, Anschaulichkeit und anziehendem Inhalt mit der Augsburger Chronik des Burkard Zink, der Nürnberger Chronik des Sigmund Meisterlin und der ‚Cronica van der hilligen stat van Coellen' vergleichen ließe [5].

In der Darstellung der allgemeinen deutschen Geschichte zeichnete sich in erster Reihe Jakob Wimpheling aus, der in einem Werke vom Jahre 1502 nicht allein die politischen Ereignisse bis auf seine Zeit, sondern in Verbindung damit auch die Kulturzustände behandelte [6]. In wissenschaftlich kritischer Beziehung steht am höchsten, nicht von einem der späteren Historiker des 16. Jahr-

[1] Krabbe, Universität Rostock I 224—236; vgl. v. Wegele, Historiographie 85—89; ** Zeitschr. für hamburg. Gesch. X (1898); E. Schäfer, Zur Geschichtsschreibung des Alb. Krantz, Dissertation, Rostock 1898. Über Alb. Krantz' Leben s. Beitr. zur Gesch. der Stadt Rostock III. Über Bugenhagens ‚Pommerania' s. die neue Ausgabe dieses Werkes von O. Heinemann, Stettin 1900.

[2] Kluckhohn in den Forschungen zur deutschen Gesch. VII 208—213. v. Wegele 155—160. ** Joetze, V. Arnpecks in den Verhandl. des Histor. Vereins für Niederbayern XXIX, und Leidinger, Über die Schriften des bayrischen Chronisten V. Arnpeck, München 1893. [3] Aschbach II 306—309.

[4] F. Krones im Archiv für österreichische Gesch. XLVIII 421—530. Vgl. unsere Angaben I 310.

[5] Vgl. unsere Angaben I 307—312. [6] Vgl. I 137—140 **und Knepper 153.

Vd I 291, 297

hunderts erreicht, Beatus Rhenanus, dessen Hauptwerk über deutsche Geschichte erst im Jahre 1531 erschien [1].

Die meisten genannten Männer waren von einer ebenso treu kirchlichen wie treu vaterländischen Gesinnung beseelt, und wenn mehrere derselben, welche der Zeit Luthers angehörten, wie Cuspinian, anfangs das Auftreten des Wittenberger Mönches freudig begrüßten, weil sie davon eine wirkliche Reform des religiös-sittlichen Lebens erhofften, so wandten sie sich doch bei dem Anblick der traurigen und zerstörenden Wirkungen des kirchlichen Zwiespaltes bald wieder der alten einheitlichen Kirche, dem Glauben ihrer Jugend zu, oder wenigstens wie Rhenanus von dem neuen Kirchentum ab.

Nur Franz Friedlieb, genannt Irenicus, der im Jahre 1518, im 23. Jahre seines Alters, eine lateinisch abgefaßte, durch vielseitige Forschung und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete ‚Schilderung Deutschlands in zwölf Büchern', Geschichte, Staats- und Hausaltertümer enthaltend, herausgegeben hatte, wurde ein eifriger Parteigänger der neuen Lehre. Er leistete aber seitdem, in allerlei theologische Streitigkeiten verwickelt, nichts mehr für die geschichtliche Wissenschaft, für welche er in seinem Jugendwerk eine ungewöhnliche Begabung bekundet hatte [2].

Die religiöse Umwälzung übte überhaupt im 16. und 17. Jahrhundert auf die geschichtlichen Studien und die Geschichtschreibung einen hemmenden und schädlichen Einfluß aus [3].

---

[1] Vgl. die bei Bursian 151 A. angeführten Abhandlungen von A. Horawitz. Über Rhenan als Philologen vgl. oben S. 265 f.

[2] Vgl. v. Wegele, Historiographie 128—132.

[3] ‚Für manche Wissenschaften und Studien, von denen sich, nach den ersten Leistungen des Jahrhunderts zu schließen, ein eifrig fortgesetzter Anbau und eine kräftige Förderung erwarten ließ, hatte die Religionsveränderung den Menschen die geistige Sehkraft und damit auch alle Neigung geraubt. Dies zeigte sich recht auffallend in der Geschichte. Während Deutschland vor der Reformation und noch in der ersten Zeit derselben eine ganze Reihe tüchtiger Forscher und auch der Darstellung mächtiger Geschichtschreiber besaß, war es in der nächstfolgenden Generation bereits in dieser Beziehung verarmt.' Für die deutsche Geschichte insbesondere war ‚in der Zeit von 1500 bis 1530 zum Bewundern vieles und wichtiges geleistet' worden; ‚vergleicht man die Armut der folgenden siebzig mit diesem Reichtum der ersten dreißig Jahre des Jahrhunderts, so ist der Kontrast in der Tat schlagend'. Döllinger I 530 532. Die Ursachen des Niederganges gibt Karl Adolf Menzel (III 48) mit den Worten an: ‚Der Haß, mit welchem das Papsttum betrachtet ward, dehnte sich nach und nach auf alles dasjenige aus, was mit der römischen Kirche verwandt oder aus deren Pflege hervorgegangen war. Die Geschichte erschien als Mitschuldige der antichristischen Arglist, die, in der langen Reihenfolge geistlicher Machthaber und ihrer Gehilfen verkörpert, ein Jahrtausend hindurch Lug und Trug für Wahrheit und Recht verkauft und im deutlichen Bewußtsein von der Verruchtheit ihres Tuns unablässig daran gearbeitet haben sollte, das gesamte Christenvolk, vornehmlich aber das deutsche, immer tiefer in

Seitdem die Nation in feindliche Heerlager gespalten war, fand die allgemeine deutsche Geschichte nicht mehr einen einzigen hervorragenden Bearbeiter; nur auf dem Gebiete der Landesgeschichte wurden mancherlei Arbeiten gefertigt, unter welchen die des bayrischen Hofhistoriographen Johann Turmair, nach der latinisierten Namensform seiner Vaterstadt Abensberg gewöhnlich Aventin genannt, bis auf die Gegenwart die meiste Beachtung und von gewisser Seite das größte Lob gefunden haben.

Aventin, geboren im Jahre 1477, empfing den ersten Unterricht bei den Karmelitern in Abensberg, studierte an den Hochschulen von Ingolstadt, Wien und Krakau, zuletzt in Paris, wo er im Jahre 1504 zum Magister der freien Künste ernannt wurde. Auf seine früh geweckte Vorliebe für geschichtliche Studien wirkten in Ingolstadt und Wien vorzugsweise Konrad Celtes, Johann Stabius und Johann Cuspinian fördernd ein. Im Jahre 1508 ernannte ihn Herzog Wilhelm IV. von Bayern zum Lehrer seiner beiden jüngeren Brüder Ludwig und Ernst, und Aventin versah dieses Amt bis zum Jahre 1517; mit dem Prinzen Ernst machte er im Jahre 1515 eine Reise in Italien und begleitete diesen noch in demselben Jahre auf die Universität Ingolstadt. Hier gründete er unter Mitwirkung seines fürstlichen Zöglings

---

die Nacht des Irrtums und der Sünde zu verstricken. Eine solche Ansicht war nicht geeignet, geschichtlichen Sinn zu entwickeln und die Geister zur Freiheit des Urteils zu erziehen. Die Flur, auf welcher die Saat der Jahrhunderte geblüht hatte, verwandelte sich durch sie in eine dürre Steppe voll Disteln und Dornen, und anstatt das eigentliche Leben der Zeiten zum heitern Verständnis zu bringen, anstatt die großen Gestalten der Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte näher zu führen, war die Geschichtsforschung ängstlich bemüht, Beispiele und Belege für die Behauptung zu sammeln, daß zwischen dem 5. und dem 16. Jahrhundert eine tiefe Finsternis die Völker bedeckt habe und nur bei einigen Zeugen der Wahrheit ein spärlicher Funke des Lichtes christlicher Erkenntnis aufbehalten worden sei.' Über ‚die schädlichen Einflüsse der Reformation auf die Geschichtschreibung' sagt Wesendonck in seiner von der philosophischen Fakultät zu Leipzig im Jahre 1876 gekrönten Preisschrift ‚Die Begründung der neueren deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer' S. 3: ‚Nicht nur gab die Reformation den Geistern die vorherrschende Richtung auf den Dogmatismus und damit die Veranlassung zu einer auf Parteileidenschaft und Tendenziösität beruhenden Geschichtsdarstellung, sondern sie legte auch in der Folge durch den von ihr herbeigeführten und gestützten Absolutismus der Fürsten, welche neben der weltlichen nun auch die höchste geistliche Gewalt in Händen hielten, eine freie, gesunde Geschichtsanschauung lahm, eine Tatsache, die noch bis in unser Jahrhundert in Deutschland nachwirkte.' Vgl. noch andere derartige protestantische Zeugnisse bei B. Duhr 541—542. ** Über ‚Luther und die Kirchengeschichte', d. h. über Luthers kirchengeschichtliche Kenntnisse, handelt Köhler in einem besondern Werke, Erlangen 1899. Über Melanchthon als Historiker s. das Programm von Bretschneider, Insterburg 1880. S. auch Berger, Melanchthons Vorlesungen über Weltgeschichte, in Theolog. Studien und Kritiken 1897, 781 f.

im Jahre 1516 eine gelehrte Gesellschaft [1], welche sich namentlich mit der Aufsuchung und Veröffentlichung geschichtlicher Quellen beschäftigen sollte. Die Gesellschaft bestand nur bis zum Jahre 1520; unter ihren Veröffentlichungen ist eine von Aventin nach einem St Emmeramer Codex besorgte Ausgabe der Vita Kaiser Heinrichs IV. besonders bemerkenswert.

Nachdem die Erziehung der beiden Prinzen vollendet war, wurde Aventin von den Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig im Jahre 1517 mit dem Amte eines bayrischen Hofhistoriographen betraut; er durchforschte auf seinen Reisen die bayrischen Bibliotheken und Archive und hatte bereits im April 1521 sein geschichtliches Hauptwerk, die ‚Annales Boiorum‘, handschriftlich vollendet. Erst im Jahre 1526 überreichte er dasselbe dem Münchener Hofe und erhielt bei dieser Gelegenheit den Auftrag, es ins Deutsche zu übertragen. Diese Übertragung oder vielmehr eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, die ‚Bayrische Chronika‘, brachte er im Jahre 1533 zum Abschluß. Bei seinen Lebzeiten († am 9. Januar 1534) gelangten beide Werke nicht zum Druck. Auch seine im Jahre 1529 auf Anregung des Regensburger Rates verfaßte, weniger geschichtliche als moralisierende Schrift ‚Von den Ursachen des Türkenkriegs‘ [2] kam erst später heraus. Aventin handhabte die lateinische und die deutsche Sprache mit großer Gewandtheit. Sachlich liegt sein Hauptverdienst in einem außerordentlichen Reichtum an neuem, zuverlässigem Stoff, welchen er zusammenbrachte. In dieser Hinsicht wie in der Erfassung des Zusammenhanges der Ereignisse bezeichnet Aventin einen großen und erfreulichen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern. Dagegen ist es mit seiner oft gerühmten Kritik im allgemeinen schlecht bestellt, und von absichtlichen Fälschungen ist er keineswegs freizusprechen. Bisweilen ist es, als wollte er mit seinen Lesern Hohn und Spott treiben; oder wie soll man es anders erklären, wenn er in seiner ‚Chronika‘ z. B. sagt, er finde nicht allein bei den alten Historienschreibern, sondern auch in den Briefen des hl. Paulus, daß der heilige Apostel Thomas ‚in groß Deutschland gepredigет habe den Deutschen und Winden‘. ‚St Paulus rühmt sich, er habe Christum verkündt bis an Illyricum und die Donau, und wie er weiter schreibt, so haben Titus gepredigет im Lande Dalmacien und Croatien, seine Schüler, nämlich Crescens zu Meinz am Rhein . . . Clemens zu Metz an der Musel, Trophimus zu Arlat im Delphinat . . . Lucius Cyrenensis, St Paulus Mitgenoß und gesippter Freund, zu Regensburg und hinauf bis oben an den Rhein. Von denen allen tut St Paulus in seinen Briefen Meldung.‘ [3]

---

[1] Sodalitas literaria Angelostadensis.

[2] Aventins Werke I 172—242.

[3] Ebd. IV 788 (Chronika, Buch 2, Kap. 103).

Mit welcher Kritiklosigkeit und Willkür Aventin in der Benutzung seiner Quellen verfuhr, läßt sich aus sehr vielen Stellen nachweisen. Er kannte beispielsweise den Briefwechsel des hl. Bonifatius, aber die Briefe, welche er daraus mitteilt, sind entweder vollständig interpoliert oder frei überarbeitet oder willkürlich geänderte Auszüge aus den Originalen[1]. Wiederholt gibt er Staatsschriften, Bullen und Urkunden anscheinend wörtlich oder in getreuem Auszuge wieder, tatsächlich aber übersetzt er dieselben in seine Redeweise, schmückt sie sogar mit seinen Gedanken aus. Um seinen Erzählungen von den ältesten bayrischen Fürsten ein höheres Ansehen zu sichern, bezeichnet er Machwerke des 15. Jahrhunderts als ‚die ältesten Geschichtschreiber der Bayern‘, und gibt vor, Quellen zu folgen, wo er lediglich eigene Erfindungen bietet. Vorhandene Lücken füllt er willkürlich aus. Vorzugsweise war es ihm darum zu tun, Abneigung und Widerwillen gegen die Päpste und die Geistlichkeit zu schüren. Zu diesem Zwecke erdichtet er Reden und scheut sich nicht, zu behaupten, er habe sie in seinen Quellen gefunden; in den Urkundenauszügen trägt er die Farben viel greller auf, als sie in den angeblich richtig wiedergegebenen Vorlagen sich finden[2].

---

[1] Vgl. unsere Angaben V 350 A. 2, wo auch darauf hingewiesen worden, daß der Jesuit Gretser schon vor 300 Jahren dem Aventin die gemeinsten Fälschungen nachgewiesen hat.

[2] Im Nachwort zum dritten Bande der Werke Aventins hat Riezler auf alle diese Kennzeichen der Geschichtschreibung desselben bereits aufmerksam gemacht. Wir führen aus diesem Nachwort noch folgendes an. Aventin schickt jedem einzelnen Buche der Annales und der Chronik ein kurzes Quellenverzeichnis voraus, aber ‚oft werden wichtige Autoren, die sehr stark benutzt sind, mit keiner Silbe genannt oder angedeutet, zuweilen dagegen als Quellen Schriften erwähnt, die, wenn überhaupt, nur in sehr geringem Maße herangezogen sind. Auch erfolgt die Benennung der Quellen, sowohl in den vorangeschickten summarischen Verzeichnissen als in den selten auftretenden Zitaten im Text, in solcher Weise, daß uns dadurch nur neue Rätsel aufgegeben werden‘ (S. 561). ‚Eine absichtliche Täuschung hinsichtlich des Alters, also auch Wertes seiner Quellen‘ (S. 564) ist nicht ausgeschlossen. Dort, ‚wo durch die Ungarneinfälle und das Emporkommen eines selbständigen Herzogtums die bayrische Geschichte besondere Wichtigkeit gewinnt‘, ‚rankt sich um die wortkargen Nachrichten der Quellen eine meist ziemlich willkürliche Ausmalung‘ (S. 578). ‚An der Spitze der Autoren, denen er im sechsten Buche folge, nennt Aventin den Schotten David, der in drei Büchern das Leben Heinrichs V. beschrieben habe. In seiner Darstellung dieser Periode findet sich aber nicht ein einziger Zug, der auf eine unbekannte Quelle deutet, so daß man dieser Angabe des Autors leider den Glauben versagen muß‘ (S. 580). Bei der Darstellung des an dem Bayernherzoge Ludwig I. begangenen Mordes ‚verläßt er den Boden gewissenhafter Quellenforschung, um seiner Tendenz zu dienen‘ (S. 598—599). ‚Er kombiniert, malt, wo die Überlieferung auf dürftige Einzelzüge beschränkt ist, diese zu zusammenhängenden Bildern aus, er schaltet Reden ein, er erlaubt sich, den Inhalt von Urkunden und Aktenstücken frei zu umschreiben, Gedanken und Ausdrücke hineinzutragen, die der Reformationszeit eigentümlich sind‘ (S. 603). Bei der Umschreibung

So verfuhr Aventin als ‚Wächter der Wahrheit'.

Sein unerschöpflicher Haß gegen Papsttum und Geistlichkeit hat ihm bei allen Feinden derselben bis heute den meisten Ruhm eingetragen.

---

einer Bulle Johanns XXII. gibt er ‚die aufs allgemeine bezogene trügerische Versicherung: „quaecumque in diplomatibus reperi, *incorrupta* profero"' (S. 605). Als ein Beispiel, daß Aventin ‚die Farben um der Wirkung willen greller aufträgt, als ihm die Quellen gestatten', erwähnt Riezler: ‚Der jüngere Ebersberger Chronist berichtet von den Gefangenen nach der Lechfeldschlacht: reliquos Ungros *iaculatos* ingenti fossa inmiserunt. Daraus macht Aventin, der hier keine andere Quelle hatte: ceteros Eburonardus Eburnbergomi *vivos* in fossam abiecit terraque *et luto* obruit, und in der Chronik, das Gräßliche noch etwas steigernd: ließ si nackend also lebendig in die Grueb werfen und schüttens darnach mit Kot zue.' ‚Eine andere Gruppe von Fehlern ist aus Flüchtigkeit der Quellenbenutzung oder aus Lesefehlern Aventins entsprungen.' ‚Die Eile, mit der das Werk ausgearbeitet wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf seine Genauigkeit bleiben; auch in den häufigen Wiederholungen spricht sich eine gewisse Flüchtigkeit der Redaktion aus. Dem Kanzler Eck wird z. B. an drei Stellen mit denselben Worten Lob gespendet' (S. 606 607). Zum Belege dafür, mit welcher Flüchtigkeit Aventin arbeitete, wollen wir nur als einziges Beispiel anführen, daß er in seiner Chronika, Buch 1, Kap. 213, den König Mithridates ‚unbezwungen von den Römern, seinen Feinden, gar alter in seinem Erb- und Königreich' sterben läßt, dagegen vier Kapitel später berichtet, derselbe habe sich auf der Flucht vor den Römern selbst entleibt. Aventins Werke IV 526 550. Im allgemeinen lautet Riezlers Urteil: Aventin habe seinen ‚reichen Stoff nicht ganz kritiklos zusammengetragen' (S. 600 601). Selbst v. Wegele, der S. 261 ff dem ‚Vater der bayrischen Geschichtschreibung' als ‚wissenschaftlichem Forscher unter seinen Zeitgenossen einen der ersten Plätze' einräumen will, dessen ‚lebhaften Sinn für geschichtliche Wahrheit', ‚gelehrten und kritischen Standpunkt', ‚sichtendes Gewissen' und so weiter lobpreist, muß S. 270 bekennen: ‚Dadurch, daß er sich verleiten ließ, die freche Fälschung des Annius von Viterbo gutmütig [sollte heißen: aus Mangel an Kritik] zu reproduzieren, obwohl Beatus Rhenanus und Pirkheimer sie erkannt und verworfen hatten, hat er die gesamte Schilderung der frühesten Epoche auf eine falsche Basis gestellt. Für diesen Irrtum [vielmehr für diese hartnäckige Beibehaltung einmal angenommener Fälschungen] ist er kaum zu entschuldigen, vor allem aus dem Grunde nicht, weil er ihn in der „Chronik" beharrlich wiederholt, also zu einer Zeit, wo er tatsächlich aufs nachdrücklichste gewarnt war und die Täuschung doch nicht erst von gestern stammte.' ‚Wo er die Anschauung seiner Zeit Personen des 12. und 13. Jahrhunderts in den Mund legt, ruft er ein Zerrbild statt eines getreuen Gemäldes hervor.' ** Über die seltsame Beurteilung Aventins durch Ranke und den neuen Döllinger s. E. Michael, J. v. Döllinger, Innsbruck 1892, 322 ff. Über die Beziehungen Aventins zu Beatus Rhenanus s. M. Lenz, Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation, Halle 1895. Riezler VI 389 f, wo weitere Angaben aus der reichen Literatur über Aventin. Riezler sucht hier die von ihm früher beleuchtete ‚schwächste Seite' Aventins abzuschwächen, um die Darstellung von Janssen-Pastor als ‚ein Zerrbild' erscheinen zu lassen. Daß dort kein ‚Zerrbild' gezeichnet ist, ergibt sich übrigens indirekt auch aus der neuesten Darstellung Riezlers. Derselbe schreibt dort (VI 404): ‚Napoleon hat die Geschichte als den

Öffentlich konnte er sich in seiner Stellung als besoldeter Hofhistoriograph der bayrischen Herzoge, welche die Ausübung der lutherischen Lehre in ihrem Lande verboten und streng bestraften, dieser Lehre nicht anschließen; aber im geheimen war er ein Anhänger derselben und suchte einmal auch, wenngleich vergeblich, im Jahre 1531 durch Vermittlung Melanchthons eine Zufluchtsstätte in Wittenberg zu erlangen [1]. Der Aufenthalt in Bayern war ihm verleidet, seitdem er im Jahre 1528, man weiß nicht recht aus welchem Grunde — er selbst sagt ‚wegen des Evangeliums' —, auf Befehl des Herzogs Wilhelm gefänglich eingezogen worden war und elf Tage in Haft zubringen mußte, bis er auf Verwenden seines Gönners, des bayrischen Kanzlers Leonhard von Eck, in Freiheit gesetzt wurde. Diese Haftstrafe, deren Veranlassung er der Geistlichkeit, namentlich den Mönchen, zur Last legte, steigerte gegen dieselben noch seinen eingewurzelten Haß, dem er übrigens bereits in seinen einer früheren Zeit angehörigen Annalen den leidenschaftlichsten Ausdruck verliehen hatte [2].

Und doch hatte er die Annalen größtenteils ausgearbeitet innerhalb der Mauern eines Klosters, nämlich bei den Karmelitern in Abensberg, welchen er seinen ersten Unterricht zu verdanken hatte und die ihm zur Herstellung seines Werkes bereitwillig Gastfreundschaft gewährten. Überhaupt waren es gerade Welt- und Ordensgeistliche, welche ihm bei seinen Arbeiten durch Zusendung von Urkunden und Beiträgen kräftige Förderung zu teil werden ließen; unter diesen befanden sich nach seiner eigenen Angabe: der Kardinal Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg; der Eichstätter Bischof Gabriel von Eyb; Wiguleus Fröschl, Domherr, später Bischof von Passau, und dessen Sekretär Philipp Tanßer; die Augsburger Domherren Matthäus Marschall von Biberbach und Konrad Adelmann von Adelmannsfelden; der

großen Feind der durch menschliche Unvollkommenheit entstellten Religion bezeichnet. Aventin ist der erste deutsche Historiker, der sich zu solcher Auffassung durchgerungen hat, und trotz aller Mängel bleibt es sein unsterbliches Verdienst, daß bei ihm die Geschichte tatsächlich der hohen Aufgabe dieses gewagten Kampfes dient.' Mir will es scheinen, daß bei solchen Ansichten von der Aufgabe der Geschichtschreibung ein ‚Zerrbild' entstehen muß. Über die gehässige und leidenschaftliche Entstellung, mit der Aventin den Albert Beham verwertete, s. Ratzinger, Forschungen zur bayrischen Geschichte, Kempten 1898. Ratzinger glaubt (S. 25), daß Aventin das Original der Konzepte Alberts (das erste Konzeptbuch) beiseite geschafft haben dürfte, um die Kontrolle seiner Parteikritik unmöglich zu machen.

[1] Vgl. Wiedemann, Aventin 39—40. v. Wegele, Aventin, Bamberg 1890, 43—46.

[2] ‚Manche Ausbrüche in den Annalen', sagt Riezler (Nachwort zu Aventins Werken III 595), ‚sind so derb, daß der Leser denken mag, sie ließen sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben, bis ihn ein Blick in die deutsche Chronik eines Besseren belehrt.'

Regensburger Domherr Wilhelm von Preising; die Äbte von Niederaltaich, von St Emmeram, von Aldersbach, von Scheyern und viele andere mehr[1].

Zum Entgelt für all diese Unterstützung und Förderung überhäufte Aventin in seinen Schriften die gesamte hohe und niedere Geistlichkeit mit Schmähungen aller Art, welche den Schmähungen Luthers gleichkamen, wenn nicht dieselben überboten.

So schrieb er unter anderem: ‚Es nennt sich bei uns eine Rotte Menschen Geistliche, gleich als ob die andern alle des Teufels wären, mit denen der Heilige Geist nichts zu schaffen hätte.' Die Bettelmönche nennt er ‚windige Hunde'; ‚man mach daraus', sagt er, ‚was man wölle, so hat ja Gott das Bettlen gleich so wohl als die Hurerei verboten, die Bettelklöster als die Frauenhäuser'. Bischöfe, Pfaffen und Mönche seien ‚die ärgsten, vergiftigsten Ketzer', ‚die meiste, ja fast allein Ursach alles Sterbens und Verderbens, so je über die Christenheit und Gläubigen gangen ist'. ‚Sie wollen, es sei die Hurerei besser, denn der eheliche Stand; Unzucht, Spott und Schand, Buberei, Verräterei sei besser, denn Zucht, Scham und alle Erbarkeit.' ‚Wenn bei uns einer dem andern sein Weib nimmt, schändet alle Wittib und schwächt Jungfrauen, so ist er ein heiliger geistlicher Vater.' ‚Jetzo können unsere Bischöfe nichts dann würgen und töten . . . müssen auch mitsamt den Sünden der Menschen Blut fressen und sich gar darin baden'[2].

Man kann fast nur annehmen, daß solche Ausbrüche wilder Leidenschaft im Zustande der Trunkenheit niedergeschrieben worden. Aventin war nämlich, während er die Geistlichkeit der Trunksucht anklagte und sich darüber zum Sittenrichter aufwarf, selbst diesem Laster oft genug ergeben. Seine eigenen Aufzeichnungen lassen darüber keinen Zweifel zu[3].

Während sogar die größten Feinde der Mönche des Mittelalters nicht umhin konnten, die Verdienste derselben um die Erhaltung der alten Literatur anzuerkennen, schrieb Aventin zum Beweise seines grenzenlosen Hasses wider die Geistlichkeit: ‚Sider die geistlichen Orden aufgestanden sein, hat man die köstlichsten Bücher der allergelehrtesten Heiden und Christen verloren, haben die Orden mit ihrem Tand und Märlein eingedrungen, die alten Bücher zerrissen und zerschnitten ꝛc., haben nichts anderes getan, als nach den besten

[1] Vgl. Wiedemann ebd. 56—57 69 70—71 78 79 81—82 163—165.

[2] Diese und andere Stellen bei Aventin I 181—182 183—190 227, und IV 98 402 1103.

[3] So verzeichnet er in seinem Hauskalender z. B.: ‚1521. Abensperg fui, scripsi historiam Boiorum. Mart. 10. crapula. 11. crapula, vomitus. 16. crapula' usw. Aventin I 677. Riezler hat im Nachwort zu III 596 bereits darauf aufmerksam gemacht, daß neben Aventins ‚Eifern über die Völlerei und Trunksucht des Klerus' solche ‚Einträge seines Tagebuches sich sonderbar ausnehmen'.



Gütern getrachtet, Fürsten und Herren, Witwen und Waisen das Ihre abgeilt.'[1] Die ganze philosophische und theologische Wissenschaft des Mittelalters war in seinen Augen nur ‚Haderei, Spiegelfechten'; Thomas von Aquin nur ein ‚Zerrütter, Betrüber und Verderber der Künste und guten Köpfe' usw. ‚Es könnte einer', rief er aus, ‚kein größer Werk tun, er nehme denn alle ihre Bücher und verbrennte sie alle ob einem Haufen.'[2]

Aventins Anklage gegen die Mönche, daß durch ihre Schuld ‚die allerköstlichsten alten Bücher verloren' gegangen, tritt in ein eigentümliches Licht durch die unanfechtbare Tatsache, daß nicht wenige der allerwichtigsten alten Quellen durch seine Schuld ‚abgängig' geworden sind. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig hatten ihm bei seiner Ernennung zum Historiographen im Jahre 1517 den Auftrag erteilt, ‚die alten Monumente, Antiquität und Anzeigen allenthalben bei den Klöstern ihres Fürstentums zu erfaren, zu besichtigen und zu beschreiben', und sie hatten die Vorsteher der Stifter und Klöster aufgefordert, ihm ‚zu gestatten, in ihren Libereien, Briefen und anderem nach solchen Antiquitäten, Monumenten und alten Anzeigungen zu suchen und zu sehen'[3]. Eine Erlaubnis zum Mitnehmen der literarischen Schätze hatte er nicht erhalten. Nun beschuldigen ihn aber die Klöster St Emmeram in Regensburg und Benediktbeuern, daß er Urkunden und Handschriften aus ihren Archiven entwendet habe[4]. Herzog Maximilian I. von Bayern schrieb am 20. Juli 1595: ‚Aventin habe fast alle zweckdienlichen alten Schriften und Bücher aus den Bibliotheken der Stifter und Klöster des Landes an sich gebracht, und mehrere seien daselbst jetzt noch abgängig.'[5]

Herzog Maximilian, der sich so aussprach, wendete der Geschichte seines Landes die eifrigste und umsichtigste Tätigkeit zu, und er hatte das Glück, vier als Historiker durch gründliche, umfassende und unbefangene Forschung ausgezeichnete Männer für dieselbe zu finden: den Augsburger Stadtpfleger Markus Welser, der in der Behandlung der älteren Jahrhunderte an Gelehrsamkeit und kritischem Blick den Aventin weit überragte[6], und die drei deutschen Jesuiten Matthäus Rader, Andreas Brunner und Jakob Keller,

---

[1] Aventin IV 225 (Chronika, Buch 1, Kap. 102).

[2] Ebd. 327 ff 426 ff.

[3] Wiedemann, Aventin 31 ff, wo Näheres über die Forschungsreisen Aventins.

[4] Ebd. 196 A. 31 u. 32.

[5] Aventin III 553. Der darin gegen Aventin liegende Vorwurf verliere, meint Riezler, ‚viel von seiner Schärfe durch die Erinnerung an die schwierigeren Verkehrsverhältnisse der Zeit und durch die Erwägung, daß ihn wohl nur der Tod an der Rückgabe verhinderte'. Aber, fügt er hinzu, es lasse ‚sich nicht verhehlen, daß von den Urschriften mancher unserer allerwichtigsten Quellen, welche Aventin benutzt' habe, ‚seit Aventin jede Spur verloren' sei.

[6] v. Wegele 382—384.

deren wissenschaftliche Verdienste auf dem Gebiete der Geschichtschreibung auch von den entschiedensten Widersachern des Ordens anerkannt werden [1].

Für die Geschichte Österreichs erwarb sich Wolfgang Lazius, Professor der Medizin an der Universität zu Wien, von König Ferdinand I. zu seinem Historiographen ernannt († 1565), wesentliche Verdienste. Er durchforschte auf wiederholten Reisen unermüdlich die österreichischen Klosterbibliotheken und Archive nach alten Handschriften, sammelte Münzen, Wappen, Inschriften, und benutzte die gewonnenen Schätze nicht allein in verschiedenen allgemeinen Werken über österreichische Fürsten- und Landesgeschichte, sondern auch in besondern Schriften über Genealogie, Numismatik, Epigraphik und Geographie. Unter den von ihm entdeckten Handschriften sind mehrere von größter Wichtigkeit, namentlich die sog. Reimchronik des Ottokar von Horneck und die letzte Bearbeitung des Liedes der Nibelungen. Im Gegensatz zu Aventin gehörte Lazius der streng katholischen Richtung an, war ein großer Freund der Jesuiten [2] und gab diesen Gesinnungen unumwunden Ausdruck; aber er ließ sich nicht wie jener durch seine Gesinnung zu Gehässigkeiten, willkürlichen Erfindungen oder gar Fälschungen verleiten. Seinen zahlreichen, oft rasch gearbeiteten Werken über alte und mittelalterliche Geschichte fehlt allerdings nicht selten tieferes Studium und eine gesunde Kritik; aber wenige unter den Zeitgenossen haben so anregend wie er auf die Erforschung der Vergangenheit gewirkt. Eine von ihm verfaßte Geschichte des Schmalkaldischen Krieges ist noch ungedruckt, aber wenig bedeutend [3].

An Wichtigkeit für die frühere Geschichte der Habsburger werden seine Arbeiten weit übertroffen durch die von dem Niederländer Gerhard van Roo, Bibliothekar des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol, im Jahre 1592 ver-

[1] Vgl. Wolf, Maximilian I. I 497—499. v. Wegele 385—388. B. Duhr, Jesuiten als Historiker 57—60 ** und dessen Artikel über Keller in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VII[2] 361 f. Vgl. oben S. 264 ff und jetzt namentlich Riezler VI 433 f, wo auch (405 f) die vorhergehenden bayrischen Geschichtschreiber eingehend behandelt werden.

[2] ‚Societatis nostrae amicissimus', sagt von ihm Johann von Polanco, der langjährige Sekretär des hl. Ignatius und seiner Nachfolger im Generalate (Vita Ignatii Loyolae et Rerum Societatis Iesu Historia III, Matriti 1895, 241).

[3] Aschbach III 204—233. **Vgl. M. Mayr, Wolfgang Lazius, Innsbruck 1894; s. auch Histor. Jahrb. XX 361 f und Neues Archiv für sächs. Geschichte XXIV. Die Reformationsordnung Ferdinands I. für die Wiener Universität vom Jahre 1537 enthielt für den Professor der Geschichte die Weisung: ‚Er soll daneben auch sui temporis Annales schreiben, daß die Geschichten unserer Zeiten den Nachkummenden auch bekannt werden.' Die spätere Ordnung vom 1. Januar 1554 ließ aber diese Stelle ganz weg und beschränkte den geschichtlichen Vortrag lediglich auf die Erklärung der alten Historiker und Dichter. Kink I 268 A.



öffentlichten ‚Annalen von Rudolf I. bis auf Karl V.‘, ein auf gründlichen und vielseitigen Forschungen beruhendes Werk [1].

Auf seiten der Protestanten wurde für die frühere Geschichte der protestantisierten Gebiete nichts Erhebliches geleistet; nur für Pommern gebührt den Arbeiten des herzoglich pommerschen Sekretärs Thomas Kantzow († 1542) besondere Erwähnung [2]. Kurfürst Friedrich von Sachsen wollte vor dem Ausbruch der religiösen Umwälzung durch Georg Spalatin eine Geschichte der kursächsischen Lande ausarbeiten lassen und ließ zu diesem Zwecke Nachforschungen auch außerhalb seines Kurstaates anstellen, aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Der Arzt Erasmus Stella, Ratsherr und Bürgermeister zu Zwickau († 1521), erwies sich in seiner Darstellung der ältesten Geschichte Obersachsens als gemeinen Fälscher [3]. Die protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz und die Herzoge von Württemberg zeigten nicht den geringsten Eifer für die geschichtliche Vorzeit. Was in den Reichsstädten für Geschichte geschah, kommt im Vergleich zu den Leistungen des 15. Jahrhunderts kaum in Betracht.

Zahlreich sind bei Katholiken und Protestanten die Schriften über zeitgenössische Ereignisse.

Franz von Sickingens Versuch zum Umsturz der Reichsverfassung fand von kurpfälzischer Seite durch Hubert Thomas von Lüttich einen trefflichen Darsteller; seine Angaben werden durch den Speierer Bischof Philipp von Flörsheim in der von ihm entworfenen Chronik seines Geschlechtes willkommen ergänzt [4]. Für die Geschichte des sog. Bauernkrieges sind an erster Stelle die Schriften des kurpfälzischen Sekretärs Peter Haarer und des bischöflich würzburgischen Archiv- und Kanzleivorstehers Lorenz Fries zu nennen [5]. Auch

---

[1] ‚Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus a Rudolfo I. usque ad Carolum V. gestarum‘, Innsbr. 1592; vgl. Hirn I 345 f. Das Werk wurde auch ins Deutsche übersetzt. ** Über G. v. Roo, sein Leben und seine Werke wird mein Schüler P. Max Straganz eine eigene Arbeit veröffentlichen.

[2] Vgl. v. Wegele 307—308. ** S. auch Groenwall, Th. Kantzow und seine pommerische Chronik, Stettin 1889. G. Gaebel, Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart, 2 Bde, Stettin 1897—1898. Über David Chyträus als Historiker handelt die Dissertation von P. Paulsen, Rostock 1897.

[3] v. Wegele 306 321—322.

[4] Die Flörsheimer Chronik ‚erweckt zugleich ihrer Form nach als der erste und zwar höchst gelungene Versuch einer Geschlechtsgeschichte ein besonderes historiographisches Interesse‘. v. Wegele 244.

[5] ** Über Haarer s. O. L. Schäfer, Das Verhältnis der drei Geschichtschreiber des Bauernkrieges: Haarer, Gnodalius und Leodius, Chemnitz 1876, und Schwalm

Kilian Leib, Prior in Rebdorf († 1553), widmete in seinen die Jahre 1502—1548 umfassenden, durch ihre Zuverlässigkeit ausgezeichneten ‚Annales' dem Bauernkriege eine ausführliche Darstellung [1]. Über die Wiedertäufer in Münster lieferte Heinrich Gresbeck, ein einfacher Handwerker, als Augenzeuge und Mithandelnder glaubwürdige und anschauliche Berichte.

Nicht ein einziges Geschichtswerk des Jahrhunderts hat eine so weite Verbreitung gefunden und einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt, wie Johann Sleidans im Jahre 1555 in lateinischer Sprache veröffentliche ‚Kommentare über den Stand des Religions- und des Gemeinwesens unter Kaiser Karl V.' [2] Noch in demselben Jahre erschienen vier neue Auflagen des Werkes; dasselbe wurde bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; an protestantischen Gymnasien wurde es als Unterrichtsbuch gebraucht; noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch wurden an verschiedenen deutschen Universitäten darüber Vorlesungen gehalten. Lange Zeit galt es den Protestanten als die einzige Quelle für die Kenntnis der religiös-politischen Umwälzung bis zum sog. Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555.

Der Verfasser des Werkes, Johann Philipson, um das Jahr 1506 oder 1508 zu Schleiden in der Eifel geboren, in der gelehrten Welt gewöhnlich Sleidanus genannt, hatte zuerst mit seinem Landsmann Johann Sturm die Schule in Schleiden besucht, dann in Lüttich, Köln, Löwen und Paris huma-

---

in den Mitteil. des Instituts für österreich. Geschichtsforschung IX (1889) 638—664. Bezüglich des L. Fries vgl. Heffner und Reuß, L. Fries, der Geschichtschreiber Ostfrankens, Würzburg 1853. Rockinger in den Abhandl. der Histor. Kl. der bayr. Akademie der Wissenschaften XI, Abtl. 3, 147 ff. Schäffler und Henner, L. Fries' Geschichte des Bauernkrieges. Herausgegeben im Auftrage des Historischen Vereins, Würzburg 1884, III ff. Kartels, L. Fries und seine Chronik vom Hochstift Würzburg. Quellennachweis bis Mitte des 13. Jahrhunderts und Kritik, Würzburg 1899.

[1] **Neben den größeren Annales schrieb K. Leib noch ‚Kleine Annalen' (herausgeg. von Schlecht im Sammelblatt des histor. Vereins Eichstätt II [1887]), die zwar viel weniger umfangreich, aber nicht minder gehaltvoll sind und frappante Beiträge zur Kulturgeschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert liefern.

[2] ‚Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare.' Die beste, mit Varianten und Quellennachweisen reich ausgestattete Ausgabe ist die von Am Ende. 3 Bde, Frankfurt a. M. 1785—1786. Über die verschiedenen Ausgaben, deren Zahl sich auf beiläufig achtzig beläuft, über die lateinischen und deutschen Fortsetzungen und ausländischen Übersetzungen des Werkes vgl. Paur 130—137. **Vgl. auch Ulmann in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F., X 547 ff. Histor. Zeitschr. 1889, 1 f. O. Winckelmann, Zur Geschichte Sleidans und seiner Kommentare, in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F., XIV (1899) 565 f; vgl. ebd. 428 f.

nistische Studien betrieben, war später zur Rechtswissenschaft übergegangen und in Orleans zum Lizentiaten der Rechte ernannt worden. Schon um das Jahr 1530 war er von seinem katholischen Glauben abgefallen und bekannte sich als einen entschiedenen Anhänger des Protestantismus. Im Jahre 1537 trat er in den Dienst des Pariser Kardinal-Erzbischofs Johann du Bellay, welcher öffentlich eine katholische Maske vorhielt, im geheimen aber die Protestanten begünstigte und nach der Versicherung Martin Butzers ‚mit Ernst‘ darauf ausging, ‚das Papsttum zu brechen‘. ‚Aus Angaben des Kardinals hat uns‘, schrieb Butzer am 4. Februar 1541 an den Landgrafen Philipp von Hessen, ‚Johann Sleidanus bisher nun etliche Jahre, was sich je in Frankreich zugetragen, uns nützlich zu wissen, gar vertraulich zugeschrieben. Ist ein guter Christ, der auch dem Antichrist‘, dem Papste, ‚gern ab dem Wege hilfe.‘ [1] Im Jahre 1540 war Sleidan, nachdem er in den Sold des französischen Königs Franz I. eingetreten war, als dessen geheimer Geschäftsführer auf dem Tage zu Hagenau erschienen, um dort die Aussöhnung der Schmalkaldener mit dem Kaiser zu verhindern und bei den Räten des Landgrafen Philipp dahin zu wirken, daß derselbe ein Bündnis dieser Stände mit Frankreich betreibe [2]. Auch in späteren Jahren war Sleidan mit seinem gleichfalls von Franz I. besoldeten Freunde Johann Sturm von Straßburg für französische Zwecke in Deutschland bemüht [3]. Im Jahre 1544 wurde er durch Butzer dem Landgrafen von Hessen zum Historiker der Glaubensneuerung empfohlen. ‚Derselbige hat‘, versicherte Butzer, ‚zusammen gelesen die fürnehmsten Stück dieser Histori, unter denen auch die Wunderwerke Gottes, die er an Ew. fürstlichen Gnaden bewiesen, gar ordentlich vermerkt und zu beschreiben angesetzt sind.‘ [4] Sleidan, welcher inzwischen nach Straßburg übergesiedelt war, erhielt dann eine förmliche Bestallung als Historiker der verbündeten protestantischen Fürsten. Die Bundeshäupter legten ihm die Pflicht auf: ‚Er soll solch Cronic, sie sei denn zuvor durch uns oder unser dazu Verordnete besichtigt, und also ohne unsere Bewilligung, nicht publizieren noch ausgehen lassen.‘ [5] Sein ‚Dienstgeld‘ für die Abfassung des Werkes wurde für die nächsten zwei Jahre auf jährlich 300 Gulden festgesetzt [6].

Am 24. Juni 1545 meldete Sleidan seinem Freunde, dem Straßburger ‚Staettmeister‘ Jakob Sturm: er habe kürzlich den ersten Band der Werke Luthers gekauft und vor einigen Tagen mit der Ausarbeitung seines Werkes begonnen. Er arbeitete so rasch, daß er bereits 17 Tage später das erste, bis zum Jahre 1520 reichende Buch vollendet hatte und seinem Freunde am

---

[1] Butzers Brief bei Lenz, Briefwechsel II 3.
[2] Vgl. unsere Angaben III 495 f. [3] Vgl. III 615.
[4] Baumgarten, Aus Sleidans Leben 67. [5] Ebd. 113–114.
[6] Ders., Briefwechsel 47–48; vgl. 143.

11. Juli eine Abschrift davon überschicken konnte [1]. Seinem eigenen Geständnis nach war dasselbe lediglich aus dem ersten Band der Werke Luthers entnommen; aber Sturm sowohl wie der Vizekanzler des Kurfürsten von Sachsen ließen sich, nach dem Berichte Sleidans an den Landgrafen von Hessen, das Buch ‚wohlgefallen, mit Anzeigung, wo es dermaßen ausgeführet, soll es ein herrlich und ansehnlich Ding sein' [2].

Um die Sache der Protestanten hatte Sleidan sich damals schon durch zwei Reden an den Kaiser und an die Reichsstände, welche er in deutscher Sprache unter fremdem Namen drucken ließ, verdient gemacht: er trieb darin zum Kriege gegen den Papst, ‚den Antichrist', an, der ‚alles verderbt und vergiftet' habe; alles, was er besitze, müsse man ihm wegnehmen; der Kaiser, nur ein Vasall des Papstes, müsse sich aus dessen ‚Tyrannei und Bezwang' befreien und den Eid brechen, welchen er ihm geleistet habe; denn die Päpste seien ‚Aufrührer und schädliche Glieder des christlichen Bezirks' [3]. Luther, mit der Abfassung seines Schmähbuches ‚Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestift', beschäftigt, freute sich über die durch diese Reden ihm geleistete Unterstützung; der Kaiser dagegen wurde über dieselben heftig erzürnt. Sleidan erstattete darüber Bericht an seinen Gesinnungsgenossen Kardinal du Bellay und bat zugleich um Bezahlung seines rückständigen französischen Soldes [4].

Sein Geschichtswerk konnte Sleidan nach Vollendung des ersten Buches vorläufig nicht fortsetzen, weil er im August 1545 von den Schmalkaldenern mit einer politischen Mission an König Heinrich VIII. von England betraut wurde. Er ließ jedoch sein Werk nicht aus den Augen, benutzte vielmehr seine Sendung zur Förderung desselben. Als ‚Historiograph der Protestanten' überschickte er dem Könige seine papstfeindlichen Reden und schrieb ihm am 11. Dezember 1545: da durch Hilfe Gottes und die Macht des Königs das Papsttum aus England vertrieben worden sei, so müsse er in seinem ‚die wahrhaft wunderbare' Umwandlung des Religionswesens behandelnden Werke auch über die englischen Vorgänge berichten; deshalb möge ihm Heinrich an Briefen und Schriften alles dasjenige mitteilen, was er zur Benutzung und Veröffentlichung geeignet erachte [5]; den Schmalkaldenern werde es höchst erwünscht sein, zu hören, daß der König, der sich ‚durch sehr viele andere Tugenden' auszeichne, als Liebhaber der Wissenschaft ‚ein so heiliges und so

---

[1] Baumgarten, Briefwechsel 72 77—78. ‚Mitto tibi primum librum historiae meae, hoc est quidquid ex primo Lutheri operum tomo potui colligere.'

[2] Ebd. 131—132. [3] Vgl. unsere Angaben III 591—592.

[4] Baumgarten 54; vgl. 46.

[5] ‚Quae quidem maiestas vestra pati possit evulgari.'

vortreffliches Unternehmen'[1] unterstützen werde[2]. Später trat Sleidan auch in englischen Sold; infolge der Bemühungen Butzers wurden ihm jährlich 200 Goldkronen zugesichert, auf deren Auszahlung er eifrig drang[3]. So erklärt sich leicht, daß er in seinem Werke über Heinrich VIII., einen der ärgsten Tyrannen und Volksverderber, nicht ein Wort des Tadels ausspricht und dem Könige Eduard VI. großes Lob erteilt.

Bis Mitte Mai 1546 war er über das erste Buch seines Werkes noch nicht hinausgekommen und bat um Mitteilung von Akten aus dem kursächsischen und dem hessischen Archive. Wann er die Arbeit wieder aufgenommen, steht nicht fest; erst im Oktober 1547 hatte er das zweite, dritte und vierte Buch vollendet. Dann ruhte die Arbeit wieder länger als fünf Jahre. Erst im Dezember 1552 begann er das fünfte Buch, in welchem er zunächst den Münzerschen Aufstand vom Jahre 1525 darstellte. Bis zum 24. Juni 1553 war er bereits zum Wormser Religionsgespräch vom Jahre 1540 gekommen[4]. Am 13. September desselben Jahres 1553 beschäftigte ihn schon die Darstellung des Schmalkaldischen Krieges[5]; drei Monate später war er ungefähr bis 1553 gelangt[6].

Überblickt man den Umfang des Werkes, so muß man sich über eine solche Schnellfertigkeit wundern, zumal die Arbeit in einem reinen und fließenden Latein geschrieben ist. Natürlich konnte aber binnen einer so kurzen Zeit ein historisches Kunstwerk nicht zu stande gebracht werden; der Darstellung fehlt alle künstlerische Einheit; die Tatsachen sind nur äußerlich chronologisch aneinander gereiht, der innere Zusammenhang der Ereignisse tritt nirgends hervor[7].

---

[1] ,Tam sancto et praeclaro instituto.'

[2] Baumgarten, Briefwechsel 90—91 113—114.

[3] Ders., Aus Sleidans Leben 83; Briefwechsel 260 261.

[4] Brief an Johann Friedrich von Sachsen vom 24. Juni 1553. ,Bis in das 1540. Jar und das Colloquium zu Wormbs.' Baumgarten, Briefwechsel 262.

[5] Brief an Calvin vom 13. September 1553. ,Perduxi rem usque ad annum 1546 et sum iam in bello Caesaris contra nostros.' Briefwechsel 263.

[6] Brief an Calvin vom 28. Dezember 1553. ,Ad hoc fere tempus usque perduxi.' Briefwechsel 265.

[7] Paur, der gründlichste Kritiker Sleidans, sagt S. 58 ff: ,Bis ins einzelne läßt sich ein bestimmter Plan, nach welchem Sleidan gesammelt hätte, nicht erkennen. In der Weise eines Chronisten erwähnt er öfter neben und zwischen der Erzählung der Hauptbegebenheiten geringfügige, vereinzelt dastehende Begebenheiten; so berichtet er ziemlich umständlich, wie im Jahre 1546 zu Mecheln ein Pulverturm in die Luft springt, wie im Jahre 1556 zu Oberehnheim, unweit Straßburg, ein Winzer aus Armut seine drei Kinder tötet; dahin gehören auch Berichte über Wetter, Krankheiten, merkwürdige Naturerscheinungen (auch über angebliche Wunderzeichen, z. B. bei der Schlacht bei Mühlberg, bei dem Tode des Kurfürsten Moritz von Sachsen, S. 50). Solche

Das im April 1554 vollendete Werk erschien im folgenden Jahre im Druck und erregte bei Freunden und Feinden ein ungeheueres Aufsehen. Merkwürdig ist das Urteil Melanchthons, welcher am 18. Mai 1555 einem Freunde schrieb: ‚Es erschien Sleidans Geschichte über die deutschen Volksbewegungen der letzten 30 Jahre und besonders über die Kirchenveränderungen. Das Buch wurde dem Herzog August von Sachsen gewidmet, der dem Verfasser 200 Joachimstaler überschickte. Ich kann die Freigebigkeit des Fürsten nur loben, aber das Werk lobe ich nicht; denn über unschöne Dinge läßt sich nichts Schönes sagen. Er erzählt vieles, was ich in ewiges Stillschweigen begraben wünschte.‘[1] Daß das Werk ‚insonderheit den Papisten übel gefallen‘ werde, hatte Sleidan vorausgesehen; ‚man ist aber‘, sagte er, ‚solchen Geschreies an ihnen wohl gewohnet, und sie müssen ihrer Väter Maß erfüllen‘[2]. ‚Den kaiserlichen und päpstlichen Haufen‘, berichtete einer seiner Anhänger, sei das Werk ‚zuwider‘[3]. Aus Regensburg erfuhr der Verfasser von einem Freunde: man spreche von dem Erscheinen eines Buches ‚Über 1000 Lügen Sleidans‘[4]. Kaiser Karl V. bezeichnete denselben wiederholt als einen Lügner. So berichtet der Kölner Kartäuser Laurenz Surius in seinem zur Widerlegung Sleidans verfaßten und zuerst im Jahre 1564 zu Löwen lateinisch erschienenen Werke: ‚Kurzer Kommentar über die Zeitereignisse von 1500 bis 1564‘[5]. Noch schwerer wiegt das Urteil des Ratgebers des

---

vereinzelte Nachrichten häufen sich besonders in den letzten Büchern des Werkes. So ungleichmäßig der Stoff, so ungleichmäßig erscheint auch die Form desselben, insoweit sie die Anordnung betrifft. Nirgends sind im ganzen die Zustände wirklich fortschreitend entwickelt: annalistisch folgen die Verhandlungen und Begebenheiten aufeinander; chronikartig sind dann wieder ohne äußeren und inneren Zusammenhang Tatsachen eingeschaltet.‘ Paur bringt dann eine Reihe ‚auffallender Beispiele jener zusammenhangslosen Aneinanderreihung der Tatsachen‘ bei. ‚Diese zerrissene, ordnungslose Darstellung findet sich besonders häufig in den drei letzten Büchern.‘ Wie nachlässig Sleidan bei chronologischen Angaben ist, vgl. Paur 62—64. Überhaupt ‚darf man seine Angaben im einzelnen nur mit Vorsicht gebrauchen‘. S. 120.

[1] ‚Edita est Sleidani historia de germanicis motibus, qui his triginta annis extiterunt, ac praecipue de ecclesiarum mutationibus. Liber dedicatus est duci Saxoniae Augusto, qui misit scriptori ducentos Ioachimios. Liberalitatem principis laudo, sed historiam non laudo, quia ἀπὸ ἔργων οὐ καλῶν οὐκ ἔστιν ἔπη καλά. Multa narrat quae malim obruta esse aeterno silentio.‘ Corp. Reform. VIII 483. Wegele, der sonst von der Bewunderung Melanchthons als Historiker überfließt, meint hier: ‚Die Begründung des in Frage stehenden Urteils (über Sleidan) von seiten des sonst vortrefflichen, aber leicht ängstlichen Mannes hat freilich wohl oder übel den mindesten Wert.‘ S. 237.

[2] Baumgarten, Briefwechsel 275. [3] Ebd. 309.

[4] Ebd. 328.

[5] Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab anno salutis 1500—1564. (** Über Surius vgl. die Dissertation von Ehrodt, die mir leider nicht zugänglich

sächsischen Kurfürsten Christoph Carlowitz, welches ein protestantischer Gelehrter, Matthäus Dresser, aufbewahrt hat. Als Geschichtsprofessor an der Leipziger Hochschule hielt Dresser im Jahre 1582 eine Antrittsrede, in welcher er unter anderem die dem Geschichtschreiber nötige Wahrheitsliebe hervorhob. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Dresser, daß Christoph Carlowitz sich über die wahrheitswidrige Darstellung, welche Sleidan von Ereignissen gegeben habe, von welcher er (Carlowitz) die genaueste Kunde hatte, sich in den schärfsten Ausdrücken ausgesprochen habe. ‚Sleidans Geschichtswerk', so pflegte Carlowitz seine Klagen zu schließen, ‚nimmt mir den Glauben an alle früheren Geschichten.' [1]

Sleidan und Surius sind zwei voneinander nicht allein wegen ihres religiösen Standpunktes, sondern fast in jeder Beziehung grundverschiedene Chronisten. Nur darin stimmen sie überein, daß sie beide beteuern: ohne vorgefaßte Meinung und Trug die geschichtlichen Tatsachen, so weit diese

---

war.) Das Werk ist dem Herzog Albrecht V. von Bayern ‚Ex Carthusia Coloniensi, Idibus Martii anno 1564' gewidmet. Dort heißt es über die Kommentare Sleidans: ‚Carolus V, cum eos interdum legi audivisset, identidem exclamavit: „Mentitur nebulo, mentitur nebulo." Quod idem non semel auditum est ex ore doctissimi Numburgensis episcopi Iulii Pflugii, cum illi ad mensam praeligerentur. Et illi certe, quod res Imperii probe cognitas haberent et plerumque praesentes interfuissent illis, quae a Sleidano narrantur, facile de hominis fide pronuntiare potuerunt.' Er berichtet weiter: ‚Imperator Carolus V cuidam egregio viro Acta publica, literas et alia instrumenta sua manu tradidit, ut ex iis Sleidani mendacia detegerentur.' Bei dem Jahre 1556 kommt er, das Ableben Sleidans erwähnend und beteuernd: ‚Nemo me putet hominis illius odio saepius illum perstringere', auf die obigen Äußerungen Pflugs und Karls V. zurück und gibt an: ‚Et sane datum erat ab eodem imperatore negocium cuidam, ut comitiorum acta ob Sleidani mendacia confutanda syncere excuderentur: sed nescio quo casu res illa impedita fuit, et omnia in Hispanias transferri iussa feruntur' (S. 489—490 der Kölner Ausgabe des Werkes vom Jahre 1602, nach welcher wir auch im folgenden zitieren).

[1] ** Orationes Matthaei Dresseri, Francof. ad M. 1587, fol. 335. ‚Ex animo meo numquam effluit vox Christophori Carolovitii, eius qui sapiens, qui eruditus a plerisque habebatu et cognominabatur. Is quoties mentio Sleidani commentariorum incidebat, *fere cum gemitu quodam multa aliter commemorabat, quam scriptor ille exposuit*, affirmabatque se non solum interfuisse plerisque conventibus imperii et privatis communibusque consultationibus, actionibus et decretis, sed nonnullis etiam praefuisse, ut fidem mereri ipsius oratio omni iure videretur. Sic igitur de Sleidano dicebat, tamquam epiphonemate quodam narrationem claudens: *Sleidani historia adimit mihi fidem omnium superiorum historiarum.*' Dresser fügt dann noch entschuldigend hinzu: ‚Quod bono tamen studio a me commemoratum existiment studiosi, non ulla calumniandi libidine aut cupiditate detrahendi aliquid de auctoritate Sleidani optime de Republica literaria meriti.' Vgl. Paulus im ‚Katholik' 1895, II 573 f.

zu ihrer Kunde gekommen, wahrheitsgetreu darzulegen[1]. Der Kartäuser Surius vertritt mit aller Entschiedenheit den katholischen Glauben und die mittelalterlich-katholische Weltanschauung über die Stellung des Papsttums und des Kaisertums und das heilige römische Reich deutscher Nation. Sleidan jedoch tritt dieser Weltanschauung grundsätzlich entgegen; er steht in einem inneren Gegensatze wider das Kaisertum und schreibt seine Geschichte von dem territorialfürstlichen, kaiserfeindlichen Standpunkte des Schmalkaldischen Bundes, der ihn besoldete und ihm urkundlichen Stoff, so weit dessen Benutzung für zweckdienlich gehalten wurde, darbot[2]. Wenn Sleidan von sich aussagt: er halte sich bei seiner Darstellung frei ,von aller Heftigkeit in Worten'[3], so trifft diese Aussage im allgemeinen zu, während Surius reich ist an herben, bitteren und verletzenden Äußerungen gegen die Häretiker, vornehmlich gegen Luther, dem gegenüber er einer ähnlichen Sprache sich bedient, wie dieser sie unzähligemal über Päpste, Bischöfe und alle ,Papisten' geführt hatte. Läßt Surius hierin die einem Geschichtschreiber notwendige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wesentlich vermissen, so fehlen ihm diese Eigenschaften nicht, wenn er einzelne Schriften Luthers oder anderer Häupter der kirchlich-politischen Revolution kennzeichnet oder einzelne Stellen daraus anführt. Bloße Gerüchte behandelt er als solche[4]. Mit Vorliebe hebt er Luthers Widersprüche mit sich selbst und die unaufhörlichen religiösen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen protestantischen Parteien hervor und macht dabei Sleidan den begründeten Vor-

[1] Vgl. die Stellen bei Kampschulte, Sleidan 67 A. 4.

[2] Kampschulte (68—69) hat Sleidans Standpunkt treffend bezeichnet: ,Das ganze Werk ist in einem inneren Gegensatz gegen den Kaiser geschrieben. Die Anklage, welche in dieser Hinsicht schon Zeitgenossen gegen den Verfasser erhoben, ist vollkommen begründet, trotz all seiner Beteuerungen vom Gegenteil, trotz aller obligaten Lobeserhebungen des Kaisers. Er spricht wohl noch in hergebrachter Weise von dem deutschen Reiche als einer Fortsetzung des römischen, aber innerlich hat er sich bereits längst davon losgesagt. Wie wenig er noch in den Traditionen des Reiches lebt, wie sehr er bereits den alten Ordnungen des Reiches entfremdet ist und dieses auch bei seinen Lesern voraussetzt, zeigen manche der von ihm eingeschobenen Erläuterungen. So ist es z. B. charakteristisch, wenn er es für nötig hält, den Ausdruck Princeps elector zu erklären.'

[3] ,Ab omni acerbitate verborum abstineo.' Comment. (Ausgabe von Am Ende) I 15. An einer Stelle freilich macht er die Zeremonien der heiligen Messe ,unverhohlen lächerlich, ohne daß es der historische Zusammenhang fordert'. Paur 65.

[4] So sagt er über Luthers Tod S. 411: ,Eius obitus non eodem modo a Catholicis et Evangelicis id temporis referebatur', geht dann auf die Berichte der Katholiken gar nicht ein. Bezüglich Butzers heißt es S. 454: ,De eius horrenda morte multa tum (1551) dicta fuere, sed quia non satis constant, nolim ea huc adscribere.' Von Herzog Moritz von Sachsen schreibt er S. 472: ,Fertur Mauritius durissima obiisse morte et se mirum in modum ob nimios dolores velut in spiras contraxisse. Sed nihil huius pro certo asseverare velim.'

wurf, daß er alle diese ihm unliebsamen Dinge entweder ganz verschwiegen oder nur beiläufig oder oberflächlich berührt habe. Mit gleichem Rechte konnte gegen Sleidan der Vorwurf erhoben werden, daß er die allgemeine Volksbewegung, welche hauptsächlich durch Luthers Auftreten und dessen wider die geistlichen und weltlichen Fürsten und den Kaiser maßlos heftige Schriften heraufbeschworen wurde, mit Stillschweigen übergeht[1]. Sleidan war Meister in der Kunst des Verschweigens. So ist z. B. bei ihm von der gewaltigen Einwirkung Huttens und Sickingens auf Luther und den ganzen Gang der revolutionären Bewegung nirgendwo Rede. Das im Jahre 1520 unter dem Einflusse Huttens entstandene Sendschreiben Luthers ‚An den christlichen Adel deutscher Nation‘, eine der allerwichtigsten Schriften der Zeit, das eigentliche Kriegsmanifest der Lutherisch-Huttenschen Revolutionspartei, wird von Sleidan gar nicht erwähnt[2]. Für Hutten hat er überhaupt nur wenige Zeilen übrig, und diese stehen mitten zwischen der Angabe einiger theologischen Sätze Luthers und eines Briefes Heinrichs VIII. an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dessen Bruder Johann und Herzog Georg von Sachsen[3]. Über Franz von Sickingens Versuch zum Umsturz der Reichsverfassung und dessen öffentlich im Volk verbreiteten Aufruf zum Religionskrieg findet sich bei Sleidan nicht eine Silbe. Nur gelegentlich, dort wo über die Verhandlungen zwischen dem Abgesandten des Papstes Hadrian VI. und den zu Nürnberg versammelten Reichsständen berichtet wird, geschieht Sickingens Erwähnung, und zwar lediglich mit den Worten: ‚Franz von Sickingen, ein tapferer und Luther sehr ergebener Mann, führte Krieg gegen den Erzbischof Richard von Trier; die Ursache des Krieges aber war nicht die Religion.‘[4] Und doch hieß es in einer öffentlichen ‚Vermahnung‘ Sickingens an sein Heer im Jahre 1522: man wolle streiten ‚wider Päpste und Bischöfe, diese Feinde und Vertilger der evangelischen Wahrheit‘. Auf dem Rückzuge von Trier ließ Sickingen, in Nachahmung Ziskas, Kirchen und Klöster grundsätzlich niederbrennen[5].

Wo immer aber derartige Greuel von Protestanten verübt wurden, hüllt sich Sleidan in Schweigen. Ein besonders beredtes Beispiel dafür bietet seine

[1] ‚. . . fortassis et ipsum puduit, referre tam atrocia in principes convicia, ne Lutheri causam efficeret deteriorem: sed nos Sleidani fraudes non ignoramus‘; zum Jahre 1523 S. 122.

[2] Schon Kampschulte (Universität Erfurt II 77—78, vgl. 105 A.) hat darauf aufmerksam gemacht.

[3] Vgl. Kampschulte, Joh. Sleidanus 64.

[4] ‚. . . vir fortis et Lutheri valde studiosus; verum belli causa fuit non religio, sed quod Richardus duos quosdam suae ditionis homines, pro quibus ille fidecusserat, non sisteret iudicio.‘

[5] Vgl. unsere näheren Angaben II 254—259.

Darstellung des von den Schmalkaldenern gegen Herzog Heinrich von Braunschweig im Jahre 1542 eröffneten Krieges. Kaum die wildesten Bauernhorden hatten im Jahre 1525 so furchtbar gewütet, als hier unter den Augen der schmalkaldischen Bundesfürsten durch Mord, Raub, Plünderung und Brandschatzung gewütet wurde. Noch im Jahre 1578 wußte der eifrig lutherische Herzog Julius von Braunschweig davon zu berichten: man habe seine Mutter und Schwester nicht einmal in ihrem Ruhebettlein verschont; man habe sie, ,da sie noch unverwest, spoliert, wiederum aufgegraben und also liegen lassen, daß auch die Säue und Schweine darüber gekommen seien und darvon gefressen haben, das doch Türken und Heiden nicht tun' [1]. Sleidan als Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Bundes durfte derartiges nicht berichten. Er widmet überhaupt dem ganzen Krieg und der gewaltsamen Besitzergreifung und Protestantisierung eines Landes, auf welches die Schmalkaldener nicht das geringste Recht besaßen, nur wenige Zeilen. Als dann aber Herzog Heinrich im Jahre 1545 den Versuch einer Wiedereroberung seines Landes unternahm, verfehlt Sleidan nicht, zweimal auf einer Seite zu erwähnen, daß derselbe durch Brand und Raub vielen Schaden angerichtet habe.

Nicht weniger bezeichnend für seinen Standpunkt als Historiker ist, daß er das schändliche Liebesverhältnis des Herzogs Heinrich mit der Eva Trott ausführlich behandelt, dagegen von der Doppelehe des hessischen Landgrafen Philipp und von allen damit in Verbindung stehenden schandbaren Dingen nicht ein Wort berichtet [2].

Nach dem Tode des Königs Franz I. bemühte sich der Kardinal du Bellay, bei dessen Nachfolger Heinrich II. die Weiterzahlung des französischen Soldes für seinen Freund Sleidan zu erwirken: dieser könne ihm, schrieb er an den König, bei gegebener Gelegenheit großen Dienst erweisen [3]. Ob diesem Ansuchen Folge geleistet worden und ob Sleidan Gelegenheit gehabt hat, zum Vorteil des Königs irgendwie tatsächlich einzugreifen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls aber hat er dem Könige wesentliche Dienste geleistet durch seine Darstellung der gewaltigen Verschwörungen deutscher Fürsten mit Frankreich wider Kaiser und Reich. Ein französischer Geschichtschreiber hätte diese Verschwörungen kaum günstiger für Heinrich und dessen reichsverräterische Bundesgenossen darstellen können. Heinrichs Manifest an das deutsche Volk vom 3. Februar 1552, ein Muster von Verlogenheit, begegnet bei Sleidan nicht die geringste Einsprache; auch bei ihm erscheint Heinrich als ,Rächer der deutschen Freiheit' gegen die ,unerträgliche Tyrannei' des Kaisers.

So fand es Sleidan in den ,Akten', aus welchen er Auszüge lieferte.

[1] Vgl. unsere Angaben III 545 A. 5. [2] ** Kampschulte, Joh. Sleidanus 67.
[3] Baumgarten, Briefwechsel 143—144.



Wiederholt beruft er sich darauf, sein ‚ganzes Werk sei aus Akten entnommen‘ [1]. In der Tat besteht dasselbe zum wesentlichsten Teil aus einer nur lose verbundenen Sammlung von Urkunden und amtlichen Berichten, welche ihm ganz besonders aus dem Straßburger Archive durch Jakob Sturm zur Verfügung gestellt wurden. Aber alle seine urkundlichen Quellen beziehen sich nur auf die öffentlichen Verhandlungen, die wichtigeren geheimen Verhandlungen der Fürsten untereinander und mit ihren Geschäftsträgern bleiben dem Leser verborgen, selbst dann, wenn Sleidan darüber, wie bei dem Hagenauer Konvente vom Jahre 1540, aus eigener Kenntnis berichten konnte [2]. Auch manche wichtige offizielle Urkunden übergeht er mit Stillschweigen, sei es, daß sie ihm nicht bekannt geworden, oder daß er Gründe hatte, sie nicht zu erwähnen [3]. So fehlt bei ihm beispielsweise jener ‚rechte, dem Kaiser verdrießlichste Absagebrief‘ der Schmalkaldener, über den der Lutheraner Bartholomäus Sastrowe sagt, gerade er habe das größte Unglück über Deutschland gebracht: ‚nicht Menschen, sondern Luzifer selbst‘ habe ihn ‚mit höllischer Tinte geschrieben‘. ‚Dieweil man aber‘, fügt Sastrowe hinzu, ‚dieses Briefes Schimpf und Schaden entfunden, ist er Sleidano nicht zu Handen gekommen, oder fürsetzlich wollen supprimiert werden.‘ [4] Gänzlich verschweigt Sleidan den bedeutungsvollen Naumburger Konvent, obgleich er an demselben als Abgeordneter Straßburgs persönlich teil genommen hatte [5]. Bei andern Gelegenheiten ist er dafür um so mitteilsamer. Handelt er doch z. B. ganze Seiten lang über eine im Jahre 1549 erschienene Schmähschrift gegen Paul III., eines der frechsten Pasquille des Jahrhunderts, in welcher dem Papste die furchtbarsten Laster angedichtet werden und er für schlimmer als Commodus und Heliogabalus dargestellt wird. Dieselbe sollte für Sleidan wohl auch zu den ‚Akten‘ gehören, aus welchen er sein Werk zusammenfügte [6].

In der Widmung seines Werkes an den Kurfürsten August von Sachsen spricht Sleidan mit Verachtung von einem ‚vor sechs Jahren in Mainz er-

---

[1] ‚Opus hoc meum confectum est totum ex actis.‘ Comment. I 10. In der Widmung an August heißt es ebenfalls: ‚Scribendi materiam mihi suppeditarunt acta.‘ Welche Freiheiten sich Sleidan mit dem Text der Urkunden nicht selten erlaubt durch Verallgemeinerung des Ausdruckes, durch offenbare Zusätze, durch unachtsame Auffassung, falsche Deutung, darüber vgl. Paur 78—93. ** Über Sleidans Unzuverlässigkeit siehe auch v. Druffel, Des Viglius von Zwichem Tagebuch des Schmalkaldischen Donaukrieges, München 1877, 49; vgl. 111.

[2] Vgl. Paur 34 68 ff. [3] Ebd. 70—72.

[4] Vgl. unsere Angaben III 643.

[5] ** Paur 23. K. A. Menzel III 531 A.

[6] Kampschulte faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen über Sleidan S. 66 und 69 in die Worte zusammen: ‚Der Wert des Sleidanschen Werkes kann für die

schienenen Buch', welches ‚ganz angefüllt' sei ‚mit Beschuldigungen, Verleumdungen, Narrenpossen und Schimpfwörtern'[1].

Es handelt sich um das lateinische Werk ‚Taten und Schriften Martin Luthers' von Johann Cochläus[2].

Cochläus hatte anfangs, ähnlich wie Ulrich Zasius, Willibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Beatus Rhenanus und unzählige andere, Luthers Auftreten mit warmer Teilnahme begrüßt, aber sich wie jene von demselben abgewendet, sobald er erkannte, daß dessen Unternehmen einen völligen Umsturz des ganzen bisherigen einheitlichen Kirchenwesens bezweckte und alle bisherigen Rechtszustände in Frage stellte. Seitdem trat er als einer der unermüdlichsten Kämpfer für die alte Ordnung auf[3]. Mit geschichtlichen Studien hatte er

---

ersten Jahre kaum gering genug angeschlagen werden. Die so oft aufgeworfene Frage nach der Glaubwürdigkeit des Sleidanus hat für die ersten Bücher gar keinen Sinn. Nicht etwa bloß einzelnes, sondern die ganze Auffassung und Behandlung des Gegenstandes ist verfehlt.' ‚Ich rechne dahin namentlich die ersten sechs Bücher.' Das ganze Werk überhaupt ‚ist nichts als eine Sammlung und Überarbeitung urkundlicher Relationen, eine fleißige, zum Teil trockene Gelehrtenarbeit, die in ihrer ersten Hälfte der unmittelbaren Anschauung völlig ermangelt und von ganz irrigen Voraussetzungen ausgeht, die aber auch in ihrer größeren zweiten Hälfte — abgesehen von ihrer konfessionell-politischen Färbung — nur von beschränktem Werte ist, da das ihr zu Grunde liegende und lediglich exzerpierte urkundliche Material zum größten Teil auch uns noch zu Gebote steht. Besteht das Hauptmerkmal und der wesentlichste Vorzug der gleichzeitigen Geschichtschreibung in der Unmittelbarkeit der Anschauung, in der Mitteilung von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, so kann Sleidan zu den gleichzeitigen Geschichtschreibern kaum gerechnet werden.' — Als Otto Heinrich, Kurfürst von der Pfalz, den Straßburger Johann Sturm aufforderte, Sleidans Werk fortzusetzen, mahnte Michael Toxites diesen entschieden von dem Unternehmen ab. ‚Der Kurfürst', schrieb er an Sturm, ‚will allein dein Mäcen sein, du weißt aber, für welchen Sold! Was, du würdest für so wenige Taler eine solche Geschichte schreiben, du, der du bisher frei gewesen bist? Da sei Gott vor! Verspreche nichts! Verpflichte dich zu keiner Arbeit, die nicht besser besoldet wäre als die eines Knechtes.' Sturm unterzog sich der Arbeit nicht. Schmidt, Michael Schütz 73.

[1] ‚. . . criminationibus, calumniis, nugis, conviciis refertissimus.'

[2] Acta et Scripta Martini Lutheri, Moguntiae 1549. Wir benutzen die Pariser Ausgabe von 1565. In den früheren Bänden unseres Werkes ist häufig von Cochläus und seiner literarischen Tätigkeit die Rede; vgl. die Personenregister zu Bd II ff. Die beiden historischen Hauptwerke des Cochläus, die ‚Geschichte der Hussiten' und die ‚Taten und Schriften Luthers', die beide 1549 zuerst erschienen, sind 1534 verfaßt. Über die spätere Forsetzung des Buches über Luther bis zu dessen Tode vgl. Spahn 312.

[3] Von protestantischer Seite wurde Cochläus als ‚ewig Streit suchender und fanatischer Polemiker' verschrieen, er selbst aber schrieb im Jahre 1535 an seinen Freund Johannes Dantiscus, Bischof von Kulm: ‚Ego contentionum iamdiu pertaesus, nihil opto vehementius, quam ut Deus per novum Papam det nobis universale concilium, quod rebus perturbatis et medelam afferat et cum pace quietem. . . . Faxit Deus,

sich schon frühzeitig beschäftigt. Als Vorsteher der Schule bei St Lorenz in Nürnberg [1] gab er in lateinischer Sprache eine mit vaterländischer Liebe und Begeisterung verfaßte ‚Kurze Beschreibung Deutschlands‘ heraus, einen Abriß der deutschen Geschichte bis auf seine Zeit, worin er, ähnlich wie Wimpheling, ein Hauptgewicht auf die Kulturzustände legte, in bunter, lebendiger Mannigfaltigkeit über Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Naturerzeugnisse des Landes sich aussprach, auch Erinnerungen aus dem eigenen Leben einflocht [2]. Zur Zeit der sozialen Revolution vom Jahre 1525 schrieb er einen ‚Kurzen Begriff der Aufruren, Rotten und Haufen der Bauren im hohen Teutschland‘ [3] und kennzeichnete treffend den Charakter von Luthers Schrift ‚Wider die reubischen und mordischen Rotten der Bauren‘ [4]. Bedeutender ist seine im Jahre 1549 lateinisch veröffentlichte ‚Geschichte der Husiten‘. Seine Befähigung für historische Kritik ist nicht zu bestreiten [5]. Unablässig bis zum Ende seines Lebens († 1552 in Breslau) war er bemüht, den Gelehrten bisher ungedruckte Quellen aus Handschriften zugänglich zu machen; die zahlreichen Werke kirchengeschichtlichen und theologischen Inhalts, welche er zum erstenmal herausgab, sichern ihm allein schon einen bleibenden Namen in der Literaturgeschichte [6].

Sein Hauptwerk über Luthers ‚Taten und Schriften‘ leidet an denselben Gebrechen, welche die ‚Kommentare‘ des Kartäusers Surius [7] verunstalten: er ist heftig und leidenschaftlich in seinen Ausdrücken, und in den Folgerungen, welche er zieht, fehlt es an Übertreibungen nicht. Im allgemeinen aber kann man behaupten, daß er besser als irgend ein anderer

---

ut desinat suspecta et molesta nobis esse Wittenberga.‘ Über Melanchthon, den er literarisch zu bekämpfen genötigt gewesen, sagt er: ‚cui alioqui privatim optime volo.‘ ** Widmann, Eine Mainzer Presse 51.

[1] Vgl. oben S. 7 und unsere Angaben I 94. [2] Otto 39—42.

[3] Vgl. die von uns II 601 aus dem Schlußwort mitgeteilten Stellen.

[4] Vgl. F. Falk, Zur Cochläus-Biographie und -Bibliographie, im Mainzer ‚Katholik‘ LXIX 315—321; ** F. Lauchert, Zur Cochläus-Bibliographie, im Zentralblatt für Bibliothekswesen, 12. Jahrg. 1895, 145 f.

[5] ‚Von Anbeginn dieses Wettkampfes an standen die Verteidiger des alten Glaubens an Fleiß und Rührigkeit in der Quellenforschung nicht hinter den Neuerern zurück. Der Eiferer für die alte Lehre, Cochläus, hat als einer der ersten in diesem Sinne den Weg kritischer Geschichtsforschung eingeschlagen.‘ Sickel, Die Urkunden der Karolinger I, Wien 1867, 27. **Vgl. auch F. Geß, Joh. Cochläus 56. Spahn 232 betont zutreffend, daß ‚die Anschauungen, die Cochläus über die Pflicht der Wahrhaftigkeit hegte, ihn in dieser Hinsicht durchaus zum Forscher befähigt hätten‘. ‚Cochläus war kritisch veranlagt und übte Kritik; dafür, daß die Regeln der kritischen Geschichtschreibung damals noch unentwickelt waren, konnte er nichts‘ (S. 234).

[6] Ein Verzeichnis dieser Werke bei Otto 154—187.

[7] Vgl. oben 308 f.



Geschichtschreiber jener Zeit die gewaltigen zerstörenden Wirkungen, welche die religiöse Umwälzung in den drei ersten Jahrzehnten auf allen Lebensgebieten hervorrief, vor Augen führte[1]. In sehr vielen Einzelheiten zeigt er sich genauer unterrichtet als andere Zeitgenossen, z. B. über den Grund der Romreise Luthers vom Jahre 1511[2], über den Frankfurter Bürgeraufstand vom Jahre 1525[3], über die Packschen Händel[4], über welche Sleidan durchaus ungenügende Angaben beibringt. Den Revolutionshäuptern Hutten und Sickingen, welche Sleidan völlig ungeschichtlich behandelt, weist Cochläus die richtige Stellung an[5]. Über die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen drückt er sich, ohne dessen Namen zu nennen, sehr vorsichtig aus[6]. Wertvoll sind seine Auszüge aus damaligen Streit- und Flugschriften. Beachtung verdient, was er über Luthers Tod berichtet; von einem angeblichen Selbstmord desselben ist bei ihm so wenig wie bei Surius irgendwie die Rede[7].

Ist Cochläus einer der heftigsten Gegner Luthers, so spricht sich volle Begeisterung für denselben aus in den biographischen Schriften des Predigers Johann Mathesius († 1565) und des Matthäus Ratzeberger, Luthers Freund und Hausarzt[8].

Für kirchengeschichtliche Studien zum Zwecke konfessioneller Polemik und der gröbsten Anfeindung und Verunglimpfung des Papsttums entfalteten

---

[1] ‚Cochläus‘, sagt Kampschulte (Sleidanus 65), ‚schreibt aus dem reichen Schatze eigener Erfahrungen, nicht so urkundlich als Sleidanus, aber um so wirkungsvoller und — fügen wir es hinzu — auch wahrer. Es ist der Geist der Zeit selbst, der aus seinem Werke uns entgegenhaucht, während bei Sleidanus in dem Spiegel öffentlicher Aktenstücke alles abgeschwächt, verblaßt erscheint und eben nur das mitgeteilt wird, worüber öffentliche Aktenstücke existierten.‘ ** Ein protestantischer Forscher, der aus seiner Sympathie für die ‚großen Reformatoren‘ kein Hehl macht, F. Geß in seiner Schrift über Joh. Cochläus (vgl. die Kritik von Dittrich im Histor. Jahrbuch VIII 164), muß doch gestehen: ‚Die „Commentaria“ sind uns eine nicht unwichtige Quelle für die Geschichte der Reformation.... Wo anders lernen wir Haß und Wut der gegnerischen Partei besser kennen? Und wer, der sich orientieren wollte über die hochaufgeschichtete Konfutationsliteratur, die Luther und seine Mitarbeiter heraufbeschworen, möchte dieses Vademekum entbehren?‘ S. 59. Krafft (protestant. Prediger) bemerkt in der Zeitschr. für preußische Geschichte V, Berlin 1868, 481, aus dem Geschichtswerk des Cochläus könne man ‚mehr für die Reformationsgeschichte lernen als aus manchen protestantischen Lobhudeleien‘.

[2] Vgl. Paulus im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XII 72 A. 2.

[3] Vgl. Otto in den Histor.-polit. Blättern LXXIV 327—332.

[4] Fol. 171 f. Als Geheimsekretär des Herzogs Georg von Sachsen war Cochläus in der Lage, Zuverlässiges darüber berichten zu können.

[5] Fol. 19 f 33 84—86b. [6] Ebd. 278. [7] Ebd. 294 f.

[8] Vgl. v. Wegele 242—244.



namentlich die sog. Magdeburger Centuriatoren eine überaus rührige Tätigkeit[1]. Sie riefen von katholischer Seite zahlreiche Widerlegungen hervor, in Deutschland durch Konrad Braun, Wilhelm Eisengrein, Petrus Canisius u. a.[2]

Ohne Berücksichtigung der Centuriatoren arbeitete Christoph Brower, neben Matthäus Rader und Andreas Brunner einer der tüchtigsten Geschichtschreiber unter den deutschen Jesuiten, eine Zeitlang Rektor des Jesuitenkollegs in Fulda, später in Trier, wo er im Jahre 1617 starb. Im Jahre 1612 gab er zu Antwerpen seine bis zum Jahre 1606 reichenden ‚Fuldaer Altertümer'[3], in welchen er verschiedene, seitdem verschollene Quellen benutzte, heraus; vier Jahre später ließ er zu Mainz eine Reihe von Lebensbildern deutscher Bischöfe und Äbte nach ungedruckten Handschriften aus Fulda, Bamberg und Prag erscheinen[4]. Wesentlich aus Archiven geschöpft ist auch das Hauptwerk seines Lebens, eine Geschichte des Hochstiftes Trier[5], welche wegen ihrer wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe die Zensur des Trierer Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern nicht bestand[6].

Nächst Brower erwarb sich der durch zahlreiche theologische und polemische Werke, auch als Schulmann[7] berühmte Pater Jakob Gretser um die deutsche Geschichte, namentlich Kirchengeschichte, besondere Verdienste durch

[1] Näheres über die Magdeburger Centurien, ihre Verfasser und ihre Einwirkung auf andere Schriftsteller in unserem V 346 ff.

[2] Werner, Gesch. der polemischen Literatur IV 319 455 538. Hipler, Die christliche Geschichtsauffassung, zweites Vereinsheft der Görres-Gesellschaft für 1884, 75 ff. ** Über die Arbeiten katholischer Gelehrten zur Widerlegung der Centuriatoren vgl. noch Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III² 11 und namentlich Schmid im Histor. Jahrbuch XVII 79 ff. Die erste Gegenschrift verfaßte auf Veranlassung Philipps II. von Spanien der gelehrte Augustiner-Eremit Onofrio Panvinio († im März 1568 zu Palermo; s. G. Orlando, Onofrio Panvinio, Palermo 1883, 7 9). Außer dem spanischen Könige interessierten sich lebhaft für die Widerlegung der Centuriatoren Papst Pius V., Kardinal Hosius (s. Eichhorn, Hosius II 402 ff) und Filippo Neri. Letzterer war es, der Cesare Baronio zur Abfassung seiner berühmten Annalen (Annales ecclesiastici a Christo nato ad a. 1198, 12 voll.), deren erster Band 1588 zu Rom erschien, veranlaßte. Über den außerordentlichen Wert dieses Riesenwerkes, welches seinem Verfasser den Namen eines Vaters der Kirchengeschichte eintrug, vgl. Laemmer, Analecta Romana, Schaffhausen 1861, 69 f 74; Böhmers Leben von Janssen II 275 352, und Reumont, Gesch. der Stadt Rom III, 2, 692.

[3] Antiquitatum Fuldensium libri 4.

[4] Sidera illustrium et sanctorum virorum qui Germaniam praesertim magnam olim gestis rebus ornarunt.

[5] Antiquitatum et Annalium Trevirensium libri 26.

[6] Vgl. v. Wegele 406—408, und dazu die Bemerkungen und Ergänzungen von Duhr 66—68. Wegele erkennt übrigens die hervorragende Bedeutung Browers unbefangen an.

[7] Vgl. oben S. 271.

mehrere Schriften und durch Herausgabe und Erklärung neu aufgefundener oder früher nur in schlechtem Texte veröffentlichter Urkunden und anderer Quellen. Eine gleich ehrenvolle Anerkennung verdient auch der Jesuit Nikolaus Serarius († 1609 zu Mainz) durch seine ‚Fünf Bücher Mainzer Geschichte' und seine ‚Lebensbeschreibung des hl. Kilian', welche er mit vielen für die Aufhellung der Geschichte des Bistums Würzburg und des gesamten Frankenlandes wichtigen Anmerkungen versah [1]. Vor ihm hatte das Würzburger Bistum in dem bischöflichen Archiv- und Kanzleivorsteher Lorenz Fries († 1550) einen hervorragenden Geschichtschreiber erhalten, so wie die Geschichte der Erzdiözese Salzburg und sämtlicher dazu gehörigen Bistümer und Stifter in dem gelehrten bayrischen Hofrat und Kanzler Wiguleus Hundt († 1588) [2].

Der Eifer der Katholiken für kirchengeschichtliche Studien zeigte sich auch in der Zusammenstellung und Veröffentlichung der alten Konzilsakten. Eine erste Sammlung derselben wurde in den Jahren 1530—1551 zu Köln in drei Foliobänden gedruckt. Da diese sich als lückenhaft erwies, gab der Kartäuser Laurenz Surius im Jahre 1567 eine neue Sammlung in vier Bänden heraus; eine dritte folgte im Jahre 1618 durch den Kölner Domherrn Severin Binius. Auch viele patristische Werke wurden seit dem Jahre 1567 von Surius und von Binius veröffentlicht, und im Jahre 1618 konnte unter vereinigtem Zusammenwirken der Kölner Theologen die Herausgabe der ‚Großen Bibliothek der alten Väter' in fünfzehn Foliobänden beginnen, das erste Werk dieser Art [3].

Auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte erschien zuerst im Jahre 1532 die später häufig aufgelegte und in mehrere Sprachen übersetzte, in mancher Beziehung nicht unbedeutende Weltchronik des Mathematikers und Astrologen Johannes Carion [4]. Melanchthon, der auch für geschichtliche Arbeiten eine emsige Tätigkeit entfaltete [5], unterwarf diese Chronik einer völlig neuen

[1] Über Gretser und Serarius vgl. Duhr 62—66. **Bezüglich Gretsers als Geschichtschreiber s. jetzt auch Hirschmann in der Passauer Theol. Monatschrift 1892, 251 ff 359 ff.

[2] Vgl. v. Wegele 298 390. **Siehe ferner Mayer, Leben, kleinere Werke und Briefwechsel des Dr Wiguleus Hundt, Innsbruck 1892, und Schlecht im Histor. Jahrbuch XIII (1892) 904 f.

[3] Werner, Gesch. der katholischen Theologie 39—42.

[4] **Vgl. H. Ziegler, Chronicon Carionis. Ein Beitrag zur Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts, Halle 1898.

[5] **Vgl. Herrlinger, Theologie Melanchthons 444 ff, und H. Brettschneider, Melanchthon als Historiker. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Historiographie

Umarbeitung bis auf Karl den Großen herab; dessen Schwiegersohn Kaspar Peucer lieferte eine Fortsetzung bis auf Karl V. Auch Sleidan ließ nach Herausgabe seines Hauptwerkes im Jahre 1556 ein weltgeschichtliches Kompendium ‚Über die vier Monarchien' erscheinen, welches im wesentlichen auf Bekämpfung des Papsttums ausging, bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts in Gebrauch blieb und in mehr als 70 Auflagen verbreitet wurde[1].

Einer der eigenartigsten Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts ist der von Katholiken und Lutheranern gleich heftig bekämpfte Sebastian Franck.

Geboren zu Donauwörth im Jahre 1499, betrieb Franck in dem Dominikanerkolleg zu Heidelberg, welches mit der dortigen Universität verbunden war, seine humanistischen und theologischen Studien, wurde um das Jahr 1524 katholischer Geistlicher im Bistum Augsburg, nahm später die neue Lehre an und wirkte als Prädikant in dem nürnbergischen Flecken Gustenfelden. In kurzem aber zerfiel er mit dem Luthertum und galt, vielfach verfolgt, in den Augen der Lutheraner als Schwärmer und Wiedertäufer. Er lebte abwechselnd, bald als Schriftsteller, bald als Seifensieder, bald als Buchdrucker beschäftigt, in Nürnberg, Straßburg, Eßlingen, Ulm und Basel, wo er im Jahre 1542 mit Tod abging.

Seine Hauptschriften auf dem Felde der Geschichte sind: die zuerst im Jahre 1531 zu Straßburg veröffentlichte ‚Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibel', welche verschiedene Auflagen, Nachdrucke und Übersetzungen erlebte; sein ‚Weltbuch oder Cosmographei, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens' (1534 und 1542), und seine deutsche Chronik ‚Von des ganzen Teutschlands, aller teutschen Völker Herkommen, Händeln, guten und bösen Thaten', welche ‚den Teutschen zu Teutsch, sich darin zu erspiegeln, fürgestellt' wurden (1539).

Alle diese Arbeiten sollten nur Lesebücher für die gebildeten Kreise des Volkes sein und praktisch wirken; gelehrte Zwecke verfolgte Franck mit denselben nicht. Sie sind ohne jede selbständige und gründliche Quellenstudien abgefaßt, nach den eigenen Worten des Verfassers nur ‚aus dem Vorbilde aller Bücher gesammelt und angemaßt'; dabei enthalten sie keineswegs, wie er meinte, überall ‚den Kern und das Mark aus vielen Büchern'[2], sondern lassen in der Auswahl des Stoffes die Scheidung der wesentlichen von den

---

im Zeitalter des Humanismus. Programm des Gymnasiums zu Insterburg 1880. Siehe auch Histor. Zeitschrift LXXXIX 11 f.

[1] Näheres über die genannten Weltchroniken und andere sich daran anschließende lateinische Werke bei v. Wegele 190—219. Über Sleidans Kompendium vgl. Paur 46—49.

[2] Weltbuch 143ᵇ; vgl. Bischof 70.

unwesentlichen Dingen sehr häufig vermissen; auch verraten sie nicht selten einen großen Mangel an Kritik. Absichtliche Fälschungen aber ließ sich Franck nirgends zu schulden kommen.

Was ihn besonders auszeichnet, ist die Weite seines kulturgeschichtlichen Blickes, die scharfe Beobachtung des Volkslebens, wie es sich unter seinen Augen entwickelte, vornehmlich der kirchlichen, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den oberen und unteren Schichten des Volkes [1]. Die deutsche Sprache handhabte er mit einer solchen Meisterschaft, daß er den besten Prosaisten des 16. Jahrhunderts beizuzählen ist.

Franck war Sozialist, allein sein Sozialismus ging nicht auf niedere Zwecke aus, und die schonungslose Bitterkeit seines Urteils über die wachsende Entartung der Zustände richtete sich unparteiisch gegen Hohe wie Niedere. Er verglich die Fürsten mit dem Adler, der immer blutgierig sei, nur großen Raub liebe, mit allen andern Tieren Feindschaft unterhalte, weder gezähmt werden könne noch Nutzen bringe; während sie ‚mit Gesetz und Exempel' dem Laster, vor allem der Trunkenheit, wehren sollten, seien sie ‚die ersten, des Landes Plag und Strafe, die Tag und Nacht voll' seien, ‚als heiße ein Fürst „voll sein" — wie kann es denn recht zugehen?' Jedoch das Übel stecke in allen Ständen, denn alles gehe auf ‚Fressen und Saufen' aus, alles sei ‚voll Zinskauf, Wucher, Verkauf, unnützer Händel und Hantierung'; das Volksvermögen gerate in die Hände weniger Kaufleute und Wucherer, während der größere Teil verarme. Von ‚der Torheit des säuischen, rasenden, aufrührerischen, wankenden, vielköpfigen' Pöbels sprach er mit der größten Geringschätzung [2].

Was Francks pseudomystische und pantheistische Ideen anbelangt, so läßt sich, wie immer man auch darüber urteilen möge, nicht bezweifeln, daß er eine tief religiöse Natur, daß die Religion ihm in Wahrheit ‚Sache des Herzens und der Liebe und Mildtätigkeit gegen alle Nebenmenschen' war, und daß er lieber in Not und Armut leben als um weltlicher Ehren und Vorteile willen seine Überzeugungen opfern wollte [3]. Wieviele auch gegen ihn

---

[1] Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung noch mehrere seiner Aussprüche darüber anführen.

[2] Vgl. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik 92—95. Hagen III 385—391.

[3] Letzteres mit Recht schon hervorgehoben von Weinkauff in seinem Artikel über Franck in der Allgem. deutschen Biographie VII 264 ff. **Die frühere Literatur über S. Franck ist zusammengestellt in Birlingers Alemannia 1876 f. Unter den Monographien über S. Franck nenne ich: Gosche, Franck als Geograph, Berlin 1853; Feldner, Die Ansichten Francks nach ihrem Ursprung und Zusammenhang, Berlin 1872; Haggenmacher, S. Franck, sein Leben und seine religiöse Stellung, Zürich 1886; Hegler, Geist und Schrift von S. Franck, Freiburg 1892; Tausch, S. Franck (Dissert.), Halle 1893. Über Franck als Historiker handelt H. Oncken in der Histor. Zeitschrift

auftraten und ihn bekämpften, so konnte doch niemand mit Grund seinen Wandel verdächtigen.

Wohltuend berührt sein Eifer gegen jene Gelehrsamkeit, welche nicht das Höhere, das göttliche Element, sondern nur sich selbst wolle, aus Selbstsucht zusammengesetzt sei, und anstatt durch die Wissenschaft zur Bescheidenheit geführt zu werden, diese als Deckmantel ihres Hochmutes und ihrer Selbstsucht benutze.

Wenn Franck in dem Papsttum das Antichristentum erblicken wollte und es dem hl. Bonifatius nicht verzeihen konnte, Deutschland ‚zu dem päpstischen Glauben verkehrt' zu haben; wenn er die Beschlüsse der Konzilien für eine ‚Lügenbastei', ‚alle Orden auf einem Haufen' für ‚des Teufels Konvent' erklärte [2], so stand er mit diesen und ähnlichen Anschauungen durchaus auf dem Boden damaliger protestantischer Polemik und wiederholte nur, was Luther und unzählige andere vor ihm geschrieben hatten; dagegen war es bei der damals alles überflutenden Gehässigkeit und Schmähsucht eine ungewöhnliche Erscheinung, daß er in seiner ‚Geschichtbibel' doch wenigstens eine ganze Reihe von Päpsten aufführte, welche durch hohe geistige Eigenschaften und alle Tugenden sich ausgezeichnet hätten [3]. Daß es in Deutschland, nachdem man ‚den päpstischen Teufel' ausgetrieben habe, besser geworden sei, wollte Franck so wenig behaupten, daß er vielmehr die Überzeugung äußerte, es seien an dessen Stelle ‚sieben ärgere, schalkhaftere Geister' getreten [4].

Hatte er anfangs die lutherischen Grunddogmen von dem Alleinglauben und von der Unfreiheit des menschlichen Willens mit aller Schroffheit vertreten, so sprach er sich später, je mehr er die entsittlichenden Wirkungen dieser Lehren im Volke beobachtete, auf das entschiedenste gegen dieselben aus. ‚Wäre kein freier Wille', schrieb er, ‚so wäre keine Sünde, alle Strafe unbillig und alle Lehre vergebens und ein Affenspiel, daß Christus über die Blindheit der Pharisäer trauert. Summa, wir müssen einen freien Willen haben oder der ganzen Schrift Gewalt antun und Gott zu einem Erzsünder machen.' [1] Durch die neue Rechtfertigungslehre sei es dahin gekommen, daß ‚kein Gewissen der Sünde mehr' vorhanden sei, ‚weil man das Herz beredet' habe, ‚die Werke helfen nicht, allein der Glaube mache selig'. ‚Bei mir ist gewiß und beschlossen, auch bezeugen dies zusamt der Schrift Erfahrung alle Historien, daß nie eine glaubenslosere, ausgelassenere Welt gewesen, denn diese letzte evangelische Welt, da jedermann vom Glauben singt und sagt, so doch Christus das Widerspiel sagt.' ‚Unleugbare Anzeichen, daß kein Glaube mehr auf

LXXXII (1899) 385—435; s. endlich auch Hegler, S. Francks lateinische Paraphrase der deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen 1901.

[1] Geschichtbibel 462 501ᵃ und ähnlich an andern Stellen; vgl. Bischof 251—254.

[2] Geschichtbibel 287ᵇ 288ᵃ 295ᵇ 300 303ᵃ 304 312ᵇ.

[3] Cosmographei 163. [4] Vgl. Bischof 204.

Erden ist, sind, weil dem die Liebe auf den Socken folgt. Die tolle Welt dichtet ihr jetzt selbst einen falschen Glauben an.' ,Jetzt ist Fasten Sünde geworden, und wer sich abbricht in der Meinung (es sei gut), ist ein Papist und werkheilig; nur voll sein ist unser etlicher Evangelium. Solches Saufen ist nie gewesen von dem Weib bis auf das Kind.' Wie alle Gottesfurcht, so sei auch ,alle Einigkeit aus dem Lande getrieben' [1].

Auf das tiefste beklagte Franck die innere Glaubenszerrissenheit Deutschlands und den fürstlichen Cäsaropapismus in Sachen des Glaubens. ,Germanien', heißt es in seiner ,Cosmographei', ,ist in viel Sekten und Glauben zerteilt, also daß seither wohl zehn Glauben entstanden sind und noch kein Ende.' ,Alle Tage fängt eine neue Sekte an, deren jede ihren eigenen Lehrer, Vorgeher, Pfaffen hat, also daß niemand über den deutschen Glauben jetzt schreiben kann und wohl ein eigen Volumen erheischt, ja nicht genügend wäre, alle ihre Sekt und Beiglauben anzuzeigen.' Im Volke glaube ,ein jeder dem Haufen und der Obrigkeit zulieb'. ,Die Fürsten, so mit Luther stimmen, haben ein lutherisch oder, wie man es nennt, evangelisch Volk.' Wenn ,einer etwa mehr aus Fürwitz als aus Verstand einem andern Land oder Haufen etwas zuliebe glaubt, so muß er doch das Maul drucken und den Landgott anbeten, den ihm sein vorgesetzter Bischof oder Vorgeher fürtragen. Stirbt ein Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, bald ist dann dies Gotteswort. Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her, und auch die, die ihm Vorgeher und Bischöfe etwa wollen sein — was Losung ist, des haben sie Münz'. ,Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß alles gehoffiert sein, oder es ist aufrührisch, so zart ist die lezt Welt worden. Gott erbarm's.' [2]

Alle diese Erscheinungen und ihre in der Verwilderung des Volkes sichtbaren Wirkungen erfüllten ihn mit solcher Trauer, daß er ausrief: ,Wer diese Sache mit Ernst ansehe, dem wäre nicht wunder, daß ihm sein Herz zerbreche im Leib vor Weinen und eher ihm wünschet, tausendmal zu sterben, denn diesen Jammer und Blindheit anzusehen. Siehet man's, wie Demokrit, schimpflich an, sollt einer vor Lachen zerknallen, so gaukelt die Welt.' [3]

Hatte Sebastian Franck in seinem ,Weltbuch' die Volkskunde mit der Landeskunde bereits durchgreifend verbunden, so lieferte Sebastian Münster aus Ingelheim am Rhein, ein Lieblingsschüler des Mathematikers Johann

[1] Vgl. die Aussprüche bei Bischof 279—280 287; Döllinger I 200—202

[2] **Mit der Durchsicht obiger Ausführungen beschäftigte sich der verewigte Verfasser dieses Werkes noch an seinem vorletzten Lebenstage.

[3] Cosmographei 37ᵇ 44 163ᵃ.

Stöffler in Tübingen, später Professor des Hebräischen an der Universität Basel († 1552), mit ungleich größerer Gelehrsamkeit und unter der Mitarbeit vieler in seiner ‚Kosmographie, Beschreibung aller Länder‘ die erste allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache. Das Werk, welches dem Verfasser den Ehrennamen des ‚deutschen Strabo‘ eintrug, erschien zuerst im Jahre 1544 und wurde als Haus- und Handbuch für die Gebildeten häufig aufgelegt und in die verschiedensten Sprachen übersetzt; es übertrifft die Leistungen von Seb. Franck bei weitem; auch ist es anziehend durch seinen treuherzigen, gemütlichen Ton und von einem warmen Hauch vaterländischer Gesinnung durchweht [1]. Neben vielem Unrichtigen und Fabelhaften enthält es höchst schätzenswerte Nachrichten, namentlich über Deutschland und die Schweiz.

In der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche erreichten die Deutschen von der Mitte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts vor allen andern Völkern eine allgemein anerkannte Vorherrschaft. Nirgends gab es damals eine größere Anzahl von Kartenzeichnern als in Deutschland. Bis auf die Grafschaft Waldeck besaß jedes Reichsgebiet seinen Geographen, und einzelne Blätter zeigen bereits eine Genauigkeit, wie sie anderwärts kaum ein Jahrhundert später erreicht wurde [2]. Nach Peter und Philipp Apian [3] zeichnete sich der aus dem

[1] Vgl. W. H. Riehl, Freie Vorträge. Erste Sammlung, Stuttgart 1873, 135—160. Der Aufsatz enthält treffende Angaben zu einem Vergleich zwischen Franck und Münster; auch Roscher (Nationalökonomie 96) zieht einen solchen Vergleich. ** Über Münster siehe auch L. Gallois, Les géographes allemands de la Renaissance, Paris 1890 und jetzt namentlich W. Hantzsch in den Abhandl. der philos.-histor. Kl. der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft X (1899). Hier wird das Leben Münsters sowie seine Tätigkeit als Kosmograph, Kartograph, Mathematiker, Astronom und als Hebräist eingehend geschildert. Vgl. dazu Histor. Zeitschrift LXXXIV 101 f. Siehe auch Schultheiß in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1897, Nr 120. Hantzsch behandelt in der Geographischen Zeitschrift III (1897/98) die deutschen Geographen der Renaissancezeit. Vgl. ferner Günther, Joh. Eck als Geograph, in Reinhardstöttners Forschungen II 140 f; ders., Jakob Ziegler, ein bayrischer Geograph und Mathematiker (ebd. IV 1 f, vgl. V 116 f); Ruge, Geschichte der sächsischen Kartographie, in der Zeitschrift für wissenschaftl. Geographie II 89 f 223 f; Schmid, Kurfürst August von Sachsen als Geograph, Dresden 1898; vgl. Neues Archiv für sächsische Geschichte XX 155 f; Ehrenburg, Beitrag zur Gesch. der fränkischen Kartographie zur Zeit J. Echters von Mespelbrunn I: Seger als Kartograph, Würzburg 1892; Hartmann, Der erste bayrische Geschichtschreiber Johannes Turmair, genannt Aventinus, in seinen Beziehungen zur Geographie, Ingolstadt 1898; S. Günther, Die Aventin-Karte, in der Allgem. Zeitung 1899, Beil. Nr 289, vgl. Histor. Jahrbuch 1900, 559 f; Pixis, Kepler als Geograph, in Günthers Münchener geograph. Studien VI, München 1898.

[2] sagt Peschel 373—374; er begründet diese Behauptung durch Anführung verschiedener Meisterwerke höchsten Ranges.

[3] Wir kommen auf beide später zurück. ** Über den Kartenzeichner Daniel Keller (Cellarius) aus Wildberg vgl. Allgem. deutsche Biographie.

Jülicher Lande stammende, seit dem Jahre 1552 in Duisburg als ‚Kosmograph des Herzogs von Jülich, Kleve und Berg' angesiedelte Gerhard Krämer oder Mercator durch seine Kartenwerke in erster Reihe aus[1]. Schon in Löwen, wo er Student gewesen, hatte er sich mit der Anfertigung von Landkarten, Erd- und Himmelsgloben und Astrolabien beschäftigt; seine große Weltkarte vom Jahre 1569 wurde weit verbreitet, vielfach nachgebildet und auf lange Zeit hinaus als Musterkarte benutzt, für Seekarten ausschließlich angewendet: er gehört zu den größten darstellenden Geographen aller Zeiten († 1594)[2].

Die von den Deutschen auf diesem Gebiete errungene Meisterschaft ergab sich aus ihrer Überlegenheit in den mathematischen Wissenschaften.

---

[1] Über Mercators Abstammung vgl. Peschel v A. 1.

[2] Peschel vi A. 294 369. Wolf, Gesch. der Astronomie 326 386—387. ** Vgl. F. Sander, G. Mercator und sein Atlas (1595), in der Allgem. Zeitung 1895, Beil. Nr 228 229. Über Mercator siehe auch Lassalle in den Histor. Studien und Skizzen zur Naturwissenschaft am Niederrhein 2—5.

IV. Mathematik und Astronomie.

Eine bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie war von dem Kardinal Nikolaus von Kues († 1464) ausgegangen. Sowohl in der Mathematik als in der Physik hatte derselbe neue Wege eröffnet und in der Astronomie und Kosmologie das kopernikanische System vorbereitet durch seine Annahme, daß das Weltall von unendlicher Ausdehnung sei und alles darin in unaufhörlicher Bewegung sich befinde [1]. Unter seinem persönlichen und schriftstellerischen Einflusse entwickelten sich der Oberösterreicher Georg von Peuerbach und Johann Müller, von seinem Geburtsorte Königsberg in Unterfranken Regiomontanus genannt, welche in den neu zugänglich gewordenen Quellen des Altertums eine sichere Grundlage für die astronomischen Studien suchten und fanden und für Deutschland als die eigentlichen Väter der rechnenden und beobachtenden Astronomie anzusehen sind. Die Universität Wien, an der sie wirkten, erhielt durch sie in den mathematischen und astronomischen Wissenschaften einen Weltruf.

Schon Heinrich von Hessen (‚Langenstein‘), Professor der Theologie, hatte gegen Ende des 14. Jahrhunderts diese Wissenschaften an der dortigen Universität eingebürgert; zu seinen Verdiensten gehört, daß er als mutiger Vorkämpfer gegen die Astrologie und den Kometenaberglauben auftrat [2]. Später hatte Johann von Gmünd, der erste mathematische Fachprofessor an einer reindeutschen Hochschule, Domherr zu St Stephan († 1442), eine tiefgreifende Lehrtätigkeit in Wien entfaltet, unter anderem die Lehre von dem Astrolabium in den Kreis der ständigen Unterrichtsgegenstände eingeführt und durch ein großartiges Vermächtnis an Büchern und Instrumenten den Grund zu der später so berühmten Wiener Bibliothek gelegt [3]. Peuerbach († 1461) zeichnete sich namentlich als Schriftsteller und als Beobachter aus. In seiner ‚Planeten-

---

[1] Alles Nähere darüber in den beiden Schriften von Schanz, Der Kardinal Nikolaus von Kusa als Mathematiker, und: Die astronomischen Anschauungen des Nikolaus von Kusa und seiner Zeit, Rottweil 1872, 1873. Vgl. Günther 281—282 und Cantor 170 ff.

[2] Vgl. unsere Angaben VI 465.

[3] Aschbach I 455—467. Günther 232—235.

theorie' stellte er ein neues System von den Planeten, ihren Sphären und Bewegungen auf und regte dadurch Kopernikus zu seinen Forschungen an. Das Werk blieb beinahe ein Jahrhundert lang die Hauptquelle des astronomischen Studiums; bis zum Jahre 1581 werden von demselben noch 14 verschiedene Ausgaben aufgeführt; zwei derselben erschienen mit einer Vorrede Melanchthons in den Jahren 1535 und 1542 in Wittenberg [1]. Ein in den astronomischen Wissenschaften nicht weniger epochemachendes Werk Peuerbachs ‚Über die Sonnen- und die Mondfinsternisse' erlebte noch in den Jahren 1553 zu Basel und 1557 zu Neuburg neue Auflagen [2]. Ein von Peuerbach verfaßtes arithmetisches Lehrbuch beherrschte für längere Zeit den Büchermarkt und wurde auf mehreren Universitäten, beispielsweise in Wittenberg, als Grundlage für die Vorlesungen benutzt [3]. Auch von diesem Buche besorgte Melanchthon im Jahre 1538 eine neue Auflage, schrieb dasselbe aber irrig dem Justus Jonas zu [4].

Viel einflußreicher noch als Peuerbach wirkte dessen Schüler und vertrauter Freund Regiomontan, einer der größten Männer, welche Deutschland jemals hervorgebracht hat [5]. Durch ihn wurde ein für allemal die Richtung festgestellt, in welcher hauptsächlich die Arbeiten der deutschen Astronomen sich bewegten: es ist der rechnende Teil der Astronomie und als deren Grundlage die Trigonometrie. Regiomontans Behandlung der letzteren ist in ihren Grundzügen bis auf die Gegenwart unverändert beibehalten worden [6]. Seine ‚Ephemeriden' wurden für die wissenschaftliche Ausbildung der Nautik von maßgebender Bedeutung [7]. Sein großartiges Unternehmen, alle wichtigen mathematischen, physikalischen und geographischen Werke des Altertums und des Mittelalters in kritisch gereinigten Texten und mit den notwendigen Erläuterungen durch den Druck zu veröffentlichen, kam infolge seines frühzeitigen Todes († 1476) über die ersten Anfänge nicht hinaus; aber er hatte doch

[1] Günther 236 A. Gerhardt 9—11. [2] Aschbach I 490 A. 3.

[3] Gerhardt 9—11. [4] Aschbach I 487 A.

[5] ‚Regiomontan ist einer der außerordentlichsten Menschen, die je gelebt haben. Sein umfassendes Wissen, das sich über das gesamte Gebiet der mathematischen Wissenschaften erstreckte, seine glühende Begeisterung für die Verbreitung und Erweiterung derselben sichern ihm einen Ehrenplatz unter den größten Männern Deutschlands. Er übte nicht nur auf seine Zeitgenossen den mächtigsten Einfluß, sondern er bestimmte auch mehrere Menschenalter hindurch die Richtung wissenschaftlicher Bestrebungen.' ‚Er gab den kräftigen Anstoß, daß die mathematischen Studien in Deutschland ein Jahrhundert hindurch zu einer Blüte kamen wie in keinem andern Lande.' Gerhardt 22 23. ** Vgl. auch Günther in der Festschrift der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 5 ff.

[6] Günther 246. Gerhardt 11.

[7] Vgl. unsere Angaben I 149 f. Gerhardt 131 A.

dadurch den Anstoß gegeben, daß größtenteils in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Wien und Basel die Werke der hervorragendsten Mathematiker des Altertums herausgegeben wurden [1]. In der Einrichtung des Kalenders ist Regiomontan bis heute mustergültig geblieben [2].

Der größte Nutzen seiner rastlosen Tätigkeit kam der Stadt Nürnberg zu gut. Dort hatte er seit dem Frühling 1471 vier Jahre hindurch seine Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie, in den verschiedenen Zweigen der Naturkunde und in der Industrie praktisch ins Leben einzuführen gewußt. Er hatte eine eigene Druckerei für mathematische und astronomische Schriften sowie eine Werkstätte für die Anfertigung astronomischer Instrumente, Maschinen und Räderwerke, Kompasse, Himmelsgloben und Landkarten errichtet und die erste Sternwarte in Deutschland gebaut [3].

Unter Regiomontans zahlreichen Schülern erlangte Martin Behaim († 1507) als Kosmograph und Seefahrer einen weltgeschichtlichen Namen; der Pfarrer Johann Werner († 1528) stellte viele meteorologische und astronomische Beobachtungen an und gewann für den mathematisch-physikalischen Zweig der Erdkunde eine gewaltige Bedeutung [4]. Selbst der Maler Albrecht Dürer konnte sich des durch den Einfluß Regiomontans in Nürnberg übermächtig gewordenen Zuges zur Mathematik und zur Sternkunde nicht erwehren. In seiner im Jahre 1525 erschienenen ‚Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit' bot er ein ausgezeichnetes geometrisches Lehrbuch dar und bahnte die Wege für die Behandlung der darstellenden Geometrie; seine trefflich gezeichnete und in Holz geschnittene Himmelskarte war im Abendlande das erste Werk dieser Art [5]. Während die klassischen Studien an dem in Nürnberg errichteten Gymnasium keineswegs gedeihen wollten, vielmehr zusehends verkümmerten [6], war Johann Schöner, der auf Rat Melanchthons im Jahre 1526 die mathematische Lehrstelle an der Anstalt übernahm und bis zu seinem Tode im Jahre 1547 ununterbrochen bekleidete, von sämtlichen Lehrern der einzige, welchem es niemals an Zuhörern gebrach [7]. Schöner

[1] Günther 248. Gerhardt 135. [2] Wolf, Gesch. der Astronomie 95.

[3] Vgl. unsere Angaben I 148—149.

[4] Siehe Günther, Studien zur Gesch. der mathematischen und physikalischen Geographie, Halle 1879, 273—331. Wolf 100. Gerhardt 23—25. ** Vgl. Günther, Martin Behaim, Bamberg 1890. Über Martin Behaim vgl. auch Günther in der genannten Festschrift 10 ff. Über Johannes Werner ebd. 13 f.

[5] Günther, Gesch. des mathematischen Unterrichts 354—358. Gerhardt 25—27. Wolf 423. ** Vgl. auch Cantor 421 f und H. Staigmüller, Dürer als Mathematiker. Programm des Realgymnasiums, Stuttgart 1891. Siehe ferner Neue Heidelberger Jahrbücher I (1891) 17—31: Cantor, A. Dürer als Schriftsteller.

[6] Vgl. unsere Angaben oben S. 69—71.

[7] Heerwagen, Zur Gesch. der Nürnberger Gelehrtenschulen, Nürnberg 1867, 11. ** Über Johannes Schöner (Schoner) vgl. Günther in der genannten Festschrift 17 f.

wurde durch Willibald Pirkheimer bei der Verfertigung astronomischer Instrumente wesentlich unterstützt, arbeitete eine Reihe mathematischer und astronomischer Werke aus und besorgte neben deren Veröffentlichung die Herausgabe verschiedener von Regiomontan und Johann Werner hinterlassener Schriften [1].

Nächst Nürnberg erlebte Wien, der alte Brennpunkt mathematischer Bildung in Deutschland, eine neue, glänzende Zeit auf diesem Gebiete, nachdem Kaiser Maximilian I. an der dortigen Universität zwei ordentliche und ständige Lehrstühle der Mathematik und der Astronomie errichtet hatte. Zu den angesehensten Vertretern dieser Wissenschaften gehörten Andreas Stöberl (Stiborius) aus Öttingen in Bayern († 1515) und dessen Landsmann und Schüler Georg Tannstetter, genannt Collinitius († 1535), welcher ein ganz neues Fach, die physikalische Geographie, in den Kreis der akademischen Lehrgegenstände einführte [2]. Um die Mitte des Jahrhunderts erlosch der Ruhm der Wiener mathematischen Schule mit Johannes Vögelin aus Heilbronn [3].

Unabhängig von der Universität wirkte in Wien Christoph Rudolf aus Jauer in Schlesien, ein Schützling des Fürstbischofs Sebastian von Brixen. Er verfaßte im Jahre 1525 das erste Lehrbuch der Algebra in deutscher Sprache. Im folgenden Jahre gab er ein Rechenbuch heraus, dessen Einrichtung allen späteren Rechenbüchern zum Vorbilde diente, auch jenem des Annaberger Bergbeamten Adam Riese († 1559), welches unter allen die weiteste Verbreitung fand [4]. Der lutherische Pfarrer Michael Stifel († 1567) besorgte im Jahre 1553 von Rudolfs Algebra eine neue und verstärkte Auflage und veröffentlichte mehrere sowohl für die theoretische als die praktische Arithmetik wertvolle Schriften; er ist der letzte beachtenswerte deutsche Algebraist des 16. Jahrhunderts [5].

Mit der Wiener Schule in Verbindung stand der dort gebildete Peter Bienewitz, genannt Apian, aus Leisnig in Sachsen. Seine zuerst im Jahre 1524, später in zahlreichen Auflagen erschienene ‚Kosmographie‘ verschaffte ihm den Namen eines der gelehrtesten Kosmographen; im Jahre 1527 wurde er zum ‚Ordinarius der Astronomie‘ an die Universität Ingolstadt berufen und wirkte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1552. Wegen seiner Geschicklichkeit in Erfindung astronomischer Instrumente ernannte ihn Karl V. zum

---

[1] Wolf 100—101. ** Allgem. deutsche Biographie XXXII 295 f. Über den Globus Joh. Schöners vom Jahre 1520 s. Kretschmers Aufsatz in der Festschrift für Heinrich Kiepert, Beiträge zur alten Gesch. und Geographie, Berlin 1898.

[2] Aschbach II 271—277 374—376. [3] Ebd. 339—343.

[4] Gerhardt 38 ff 54 ff. ** Cantor 385 ff.

[5] Gerhardt 60—74. Wolf 340—341. ** Cantor 394 ff.

kaiserlichen Mathematiker und erhob ihn in den Adelstand. Große Verdienste erwarb er sich namentlich auch um die kometarische Astronomie; er zählt zu den wenigen, welche den Wahnglauben, daß man in einem Kometen eine ‚vorbedeutende' Naturerscheinung zu erblicken habe, öffentlich bekämpften. Sein Sohn und Nachfolger in der mathematischen Professur, Philipp Apian, war einer der tüchtigsten Kartographen der Zeit. Er trat zum Protestantismus über und mußte im Jahre 1568 Ingolstadt verlassen, weil er sich auf das allen Professoren vorgeschriebene Tridentinische Glaubensbekenntnis nicht verpflichten wollte; er wurde dann Professor an der Universität zu Tübingen, aber auch dort abgesetzt, als er sich weigerte, die Konkordienformel zu unterschreiben; in sehr dürftigen Verhältnissen starb er im Jahre 1589 [1].

Eine außerordentlich vielseitige Lehrtätigkeit als Mathematiker, Physiker und Astronom entwickelte in Ingolstadt der Jesuit Christoph Scheiner, geboren im Jahre 1573 zu Wald, einem Dorfe bei Mindelheim in Schwaben. Er las in den Jahren 1610—1616 unter anderem über sphärische Astronomie, über ‚Sonnenuhren und deren Konstruktion', über praktische Arithmetik und Geometrie, über Kosmographie, Optik, Gnomonik, sowie über den Bau der um das Jahr 1608 in den Niederlanden aufgekommenen, von dem großen Italiener Galilei verbesserten Fernrohre, deren Bedeutung für die Astronomie und deren Gebrauch zu militärischen Zwecken und zur Feldmessung. Er erfand im Jahre 1603 den Storchschnabel, schrieb wichtige Erörterungen über die Kegelschnitte, bearbeitete mit Sorgfalt und Erfolg sowohl die Anatomie des Auges als die physikalische Optik; er war der erste, welcher die Rotationszeit der Sonne und die Lage ihres Äquators wirklich bestimmte, und einer der ersten, welche die Sonnenflecken entdeckten; er zuerst durchschaute sofort die Bedeutsamkeit dieser Entdeckung und regte die wissenschaftliche Welt zur Beschäftigung mit diesem Phänomen an. Auch auswärtige Gelehrte, unter diesen der Niederländer Karl Malapertius, suchten ihn auf, um die Einrichtungen und die Methoden kennen zu lernen, deren er sich zu seinen Beobachtungen der Sonnenflecken bediente. In der ansehnlichen Zahl seiner Schüler ragt sein Ordensgenosse und Nachfolger in der Professur zu Ingolstadt Johann Baptist Cysat aus Luzern hervor, der erste Entdecker der

---

[1] Siehe Günther, Peter und Philipp Apian, zwei deutsche Mathematiker und Kartographen, Prag 1882. Wolf 264—266 407—408. Wiedemann, Aventin 58—66. ‚Die Münchener Globen Philipp Apians', im Jahrbuch für Münchener Gesch. II 131—148. ** Cantor 369 ff. Ph. Apians Topographie von Bayern, herausgeg. von dem Histor. Verein von Oberbayern, München 1880. H. Wagner, Die dritte Weltkarte P. Apians vom Jahre 1530 und die pseudo-apianische Weltkarte von 1551, in den Nachrichten der Gött. Gesellsch. der Wissensch. 1892, Nr 16. Riezler VI 454 f.

Nebelflecken im Gürtel des Orion und Verfasser einer vorzüglichen Schrift über den im Jahre 1618 erschienenen Kometen[1].

Den lebhaftesten Anteil an den gewaltigen mathematischen und astronomischen Fragen, welche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Gelehrten bewegten, nahm auch der Jesuit Christoph Schlüssel, genannt Clavius, aus Bamberg († 1612 zu Rom). Seine neue Ausgabe des Euklid vom Jahre 1574 erlebte in Köln, Frankfurt, Graz, Amsterdam und anderwärts viele neue Auflagen[2]. Im Jahre 1611 erschien zu Mainz eine Gesamtausgabe seiner ‚Mathematischen Werke' in fünf Foliobänden. Er behandelt darin unter anderem die ebene und sphärische Trigonometrie, die praktische Geometrie, die praktische Arithmetik und Algebra, die Verfertigung und den Gebrauch der Sonnenuhren, deren Theorie er näher begründete. Den weitesten Ruf erlangte er durch seine zahlreichen Schriften über den neuen gregorianischen Kalender, welchen er gegen die Angriffe der Protestanten verteidigte[3]. Mit dem kopernikanischen System war er nicht einverstanden, weil er es für unmöglich hielt, daß, wie Kopernikus lehre, die Erde mehrere Bewegungen gleichzeitig haben könne.

Nikolaus Kopernikus, der Schöpfer der neueren Astronomie, wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn geboren. Sein Vater ‚Niklas Koppernigk' war wahrscheinlich slavischer, seine Mutter Barbara Watzelrode war deutscher Abkunft. In Krakau, wo er (1491 bis etwa 1494) gleichzeitig mit dem durch seine Schriften über das Astrolabium bekannten Jakob Köbel aus Heidelberg studierte, hatte er die beste Gelegenheit, Vorlesungen über alle Teile der

[1] A. v. Braunmühl, Christoph Scheiner als Mathematiker, Physiker und Astronom, Bamberg 1891, und dessen Aufsatz ‚Zur Gesch. der Entdeckung der Sonnenflecken' in der Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1890, Nr 107. In ersterer Schrift bespricht Braunmühl ausführlich den bezüglich der Entdeckung der Sonnenflecken zwischen Scheiner und Galilei entbrannten Prioritätsstreit. Über Scheiner und Cysat vgl. auch Wolf 255 319—320 391—394 409 419, ** und Cantor 633 ff. S. ferner Trautmanns Jahrbuch 1894, 53 f; Riezler VI 466 f; die Abhandlung von Schreiber über Chr. Scheiner und seine Sonnenbeobachtungen in der Zeitschr. ‚Natur und Offenbarung' 1903, Heft 1.

[2] ** Über die Ausgabe des Euklid durch Clavius und die hohe Anerkennung, welche dieses Werk fand, bemerkt Cantor 512, ‚daß selten eine solche Anerkennung in gleich hohem Maße verdient' gewesen sei. ‚Clavius hat in einem umfang- und inhaltreichen Bande vereinigt, was die früheren Herausgeber und Erklärer da und dort zerstreut mitgeteilt hatten. Er hat bei dieser Sammlung scharfe Kritik geübt, alte Irrtümer aufgedeckt und vernichtet. Er ist keiner einzigen Schwierigkeit aus dem Wege gegangen. Er hat vielfach eigene Erläuterungsversuche mit Glück versucht.'

[3] De Backer I 1291—1295.

Mathematik zu hören, und wurde dort gründlich in die Kunst der Handhabung astronomischer Werkzeuge eingeführt. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Bologna und Padua und hielt im Jahre 1500 zu Rom vor einem ansehnlichen Zuhörerkreis Vorlesungen über Astronomie, genoß große Auszeichnung und wurde Regiomontan ebenbürtig zur Seite gestellt. Seine spätere Lebenszeit verbrachte er meist als Domherr in Frauenburg. Sein Hauptwerk ‚Über die Revolutionen der Himmelskörper' (De revolutionibus orbium coelestium), welches ihn seit dem Jahre 1509 beschäftigt hatte, gab er erst kurz vor seinem am 24. Mai 1543 erfolgten Tode zum Drucke heraus. Auf Anraten seines Freundes, des Bischofs Tiedemann Giese, widmete er das Werk dem Papste Paul III. ‚Es scheint mir', schrieb er an denselben, ‚daß diese meine Arbeit, wenn mich nicht alles täuscht, auch dem kirchlichen Gemeinwesen, dessen höchste Regierung in Deinen Händen ist, von Nutzen sein werde.' [1]

Die Hauptsätze, in welchen Kopernikus die Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen aussprach, lauten: Die Welt und die Erde haben die Gestalt einer Kugel; der Mittelpunkt der Welt ist die Sonne, welche feststeht und um welche die Planeten, unter diesen die Erde, sich bewegen; die Erde hat eine doppelte Bewegung, eine tägliche um ihre eigene Achse und eine jährliche um die Sonne. ‚Durch keine andere Anordnung habe ich', erklärte Kopernikus, ‚eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Weltalls, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron gesetzt habe.'

Das neue Weltsystem rief in allen Kreisen eine unbeschreibliche Aufregung hervor, und die meisten Mathematiker und Astronomen, Physiker, Philosophen und Theologen des Jahrhunderts nahmen gegen dasselbe eine ablehnende, wenn nicht feindliche Stellung ein.

Zu den wenigen, welche auf protestantischer Seite entschlossen für Kopernikus Partei nahmen, gehörte Georg Joachim, nach seinem damals zu Rhätien gerechneten Geburtsorte Feldkirch Rhäticus genannt, Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg. Er hatte zwei Jahre (1539—1541) bei Kopernikus in Frauenburg zugebracht und erachtete es für sein ganzes Leben als das höchste Glück, mit jenem ‚größten und anstaunungswerten

---

[1] Wolf 222—242. Hipler 9—53. Bruhns, Artikel über Kopernikus in der Allgem. deutschen Biographie IV 461—469, wo am Schluß auch die nähere Literatur über Kopernikus angeführt wird; vgl. auch den Artikel über Kopernikus in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III² 1079 ff, **und die Monographie von Prowe. 2 Bde, Berlin 1883—1884, sowie die wertvolle Schrift von A. Müller, Nikolaus. Kopernikus, Freiburg 1898.

Mann' näher bekannt geworden zu sein[1]; er gab die erste genauere Mitteilung über das System des Kopernikus und besorgte dessen Werk zum Drucke. Erasmus Reinhold, Professor der Mathematik zu Wittenberg (1536—1553), verfertigte auf Grund der Beobachtungen und Rechnungen des Kopernikus seine berühmt gewordenen ‚Neuen astronomischen (sog. Prutenischen) Tafeln' jedoch dessen System nahm er nicht an; sein Schüler und Nachfolger in Wittenberg, Kaspar Peucer, zeichnete sich durch mehrere astronomische Arbeiten aus, hielt aber an der Lehre fest, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt ruhe. Das kopernikanische System sei, sagte er, absurd und unwahr, man könne es, ohne Ärgernis zu geben, nicht vortragen[2].

Entschiedenen Widerstand gegen dasselbe leisteten die Wittenberger Theologen. Luther nannte Kopernikus ‚einen Narren', ‚der die ganze Kunst Astronomiä umkehren' wolle. ‚Aber wie die Heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich.'[3] Auch Melanchthon, obgleich er das Studium der Mathematik, Physik und Astronomie eifrig betrieb und an der Wittenberger Universität zu fördern suchte[4], sprach sich nicht günstiger über das neue Weltsystem aus; er konnte dasselbe nicht mit der Bibel und seinen theologischen Ansichten reimen[5]. In Tübingen wagte der dort seit dem Jahre 1583 ungemein tätige Mathematik-Professor Michael Mästlin aus Furcht vor den Theologen nicht, die Lehre des Kopernikus, von deren Richtigkeit er überzeugt war, öffentlich vorzutragen, folgte vielmehr in seinen Vorlesungen dem alten ptolemäischen System[6].

Mutvoll dagegen trat Mästlins Schüler Johann Kepler, der Stolz Deutschlands, für Kopernikus ein. Geboren am 27. Dezember 1571 zu ‚Weil der Stadt', verbrachte Kepler in ärmlichen Verhältnissen eine freuden-

[1] Hipler 49. ** Vgl. Prowe I, 1, 387 ff.

[2] Schuster 86. [3] Vgl. Hipler 8.

[4] Bernhardt, Philipp Melanchthon als Mathematiker und Physiker, Wittenberg 1865. ** Siehe ferner L. Hofmann, Melanchthon als Mathematiker und Physiker: Prakt. Physik 275 ff 332 f; H. Rentwig, Die Physik an der Universität Helmstädt, Wolfenbüttel 1891, 18 ff; und Bernhardt, Melanchthon als Mathematiker und Physiker, Wittenberg 1897.

[5] Näheres bei Beckmann, Forschungen zur Gesch. des kopernikanischen Systems, in der Zeitschr. für die Gesch. Ermlands Bd II u. III. Diesen ‚Forschungen verdanken wir die Konstatierung der Tatsache, daß die Opposition gegen das kopernikanische System von der Schule von Wittenberg ausging und von ihr bis in die neueste Zeit hin vorzugsweise getragen wurde'; vgl. Hipler 8 A.

[6] Gerhardt 74. ‚In dieser Zeit waren die Universitäten nicht die Stätten, wo freies wissenschaftliches Leben gedeihen konnte', weil ‚infolge der Reformation fast nur theologische Streitfragen die Geister beschäftigten, orthodoxe Eiferer in Glaubenssachen sich fest an das Althergebrachte klammerten und jede freie wissenschaftliche Regung und Neuerung verfolgten und unterdrückten'.

lose Jugend. Nachdem er die ‚Klosterschule' zu Adelberg und die höhere Schule zu Maulbronn besucht hatte, bezog er im Jahre 1589 die Universität Tübingen, wo er zum Studium der Theologie in dem landesfürstlichen ‚Stifte' unentgeltliche Aufnahme fand. Mit allem Fleiße lag er seinem Fachstudium ob, wandte sich jedoch mit besonderer Vorliebe, unter Leitung Mästlins, mathematischen und astronomischen Forschungen zu, verteidigte bereits als ‚Stiftler' die Behauptungen des Kopernikus und verfaßte eine eigene Abhandlung zu Gunsten der Achsendrehung der Erde. Dadurch kam er bei seinen theologischen Lehrern in einen übeln Ruf und wurde von denselben frühzeitig als untauglich zum Kirchendienst bezeichnet.

Kepler übernahm deshalb im Jahre 1594 eine ihm angebotene Stelle als ‚Landschafts-Mathematikus' an dem ständisch-protestantischen Gymnasium zu Graz, wo aber die mathematischen Studien so wenig Achtung genossen, daß er schon im zweiten Jahre meist ohne Zuhörer war. ‚Damit er nun', wie die steierischen Stände im Jahre 1595 sich aussprachen, ‚seine Besoldung nicht umsonst einnehme', mußte er auch ‚Virgilium und Rhetorik' lehren und den Landschaft-Kalender samt meteorologischen und politischen ‚Prognosticis' abfassen[1].

So suchte er denn in die Geheimnisse der Astrologie einzudringen, und da er gleich mit seinem ersten Kalender auf das Jahr 1595 das Glück hatte, daß seine Prophezeiungen von Bauernunruhen und von einem ausnehmend strengen Winter eintrafen, galt er bald für einen ausbündigen Astrologen, und sehr viele vom Adel ließen sich von ihm ‚die Nativität' stellen und ihre künftigen Lebensschicksale voraussagen. ‚Die Astrologia ist wohl', schrieb er, ‚ein närrisches Töchterlin; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß deroselben zu ihrem Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eingeschwatzt und eingelogen werden muß. Und seind der Mathematicorum Salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe.'

Auf manchen Universitäten konnte der Mathematiker oder Astronom entweder überhaupt nur als Astrolog eine ihn ernährende Stellung erhalten, oder

[1] Über die Abneigung des protestantischen Adels gegen die Wissenschaften schrieb C. Zehentmayer, der protestantische Sekretär der steirischen Abgeordneten, an Kepler: ‚Gäbe es doch unter unsern Adeligen einige, welche die Pfleger der Wissenschaften zu schätzen wüßten, gegen geziemende Kenntnisse nicht eine Abneigung an den Tag legten! Aber weil sie in dichter Unwissenheit über alles dahinleben und ihr Urteil durch gänzliche Bildungslosigkeit danieder gehalten wird, hassen sie alles Wissen und bekümmern sich um niemand weniger als um gelehrte und durch ihre Kenntnisse ausgezeichnete Männer.' Hurter, Ferdinand II. I 511—512.

er war wenigstens gezwungen, sich durch ‚Prognostizieren‘ einen zu seinem Lebensunterhalte notwendigen Nebenverdienst zu verschaffen[1]. Es wurden an den Universitäten wohl eigene Vorlesungen über ‚Nativitäten‘ gehalten, z. B. im Jahre 1563 von Professor Schönborn zu Wittenberg[2].

‚Wer Not leidet, ist ein Sklave‘, schrieb Kepler an seinen Gönner Georg Herwart von Hohenburg, katholischen Kanzler des Herzogs von Bayern, im September 1599, ‚aber niemand wird freiwillig ein Sklave sein wollen. Wenn ich zeitweilig Nativitäten und Kalender verfertige, so ist mir das eine unerträgliche Sklaverei, aber sie ist notwendig; um meinen Jahrgehalt, meinen Titel und meinen Wohnsitz behalten zu können, muß ich der unwissenden Neugier zu Willen sein.‘[3]

Als Herwart zwei Jahre früher mit Kepler Verbindungen anzuknüpfen gewünscht hatte, benutzte er den Pater Christoph Grienberger, Professor der Mathematik am Grazer Jesuitenkolleg, als Vermittler[4]. Mit den Jesuiten nämlich stand Kepler in freundlichen Beziehungen, auch nachdem er infolge der von dem Erzherzog Ferdinand für Steiermark ergriffenen Religionsmaßregeln[5] sich genötigt sah, Graz zu verlassen. Die Jesuiten blieben stets seine aufrichtigen Gönner und unterstützten ihn aus allen Kräften bei seinen mathematisch-astronomischen Arbeiten. Bei ihrer Verbreitung über alle Erdteile, bei dem regen brieflichen Verkehr, welchen besonders ihre zahlreichen Astronomen und Mathematiker miteinander unterhielten, und bei dem Eifer, mit welchem sie gerade diesen Wissenschaften sich hingaben, stand ihnen ein reicher und erlesener Schatz von Beobachtungen zu Gebote. Diesen Schatz teilten sie neidlos dem protestantischen Astronomen mit, damit er seine großartige Kombinationsgabe zum Besten der Wissenschaft daran erprobe, und sie freuten sich, wenn durch neue glänzende Leistungen sein Ruhm sich hob. Kepler seinerseits war den Jesuiten von Herzen dankbar für alle ihre Bemühungen und brachte ihnen eine aufrichtige Freundschaft entgegen[6].

---

[1] Wolf 82—83 285. Schuster 1—5 13—14. Vgl. unsere Angaben VI 468 ff.

[2] Grohmann I 186.

[3] Schuster 205. Über G. H. v. Hohenburg vgl. jetzt Riezler VI 463 f.

[4] C. Anschütz, Ungedruckte wissenschaftliche Korrespondenz zwischen Johann Kepler und Herwart von Hohenburg, Prag 1886, 4.

[5] Vgl. darüber unsere Angaben V 259 ff.

[6] Für das Gesagte findet sich eine Fülle unanfechtbarer Belege in dem Aufsatze ‚Kepler und die Jesuiten‘ in der Beilage des Grazer Volksblattes 1886, Nr 214—220, und bei Schuster 194—230. Aus diesen Belegen geht auch hervor, daß auf seiten der Jesuiten von einer verwerflichen ‚Proselytenmacherei‘ keine Rede war. Über andere katholische Gönner und Förderer Keplers (Erzbischof Ernst von Köln, die Äbte von Admont und Kremsmünster usw.) vgl. Schuster 192—193.

Bei seinen lutherischen Glaubensgenossen dagegen fand er nicht die geringste Unterstützung; vergebens bemühte er sich, in seiner Heimat Württemberg eine Stelle zu erhalten; er wurde, weil er der Konkordienformel unbedingte Unterwerfung versagte, in den Bann getan und von der kirchlichen Oberbehörde Württembergs, dem Stuttgarter Konsistorium, als ein ‚Schwindelhirnlein' bezeichnet[1]. Von seiten der Protestanten wurde es schon wie ein Abfall von dem ‚reinen Evangelium' angesehen, daß Kepler mit aller Entschiedenheit zu Gunsten des verbesserten gregorianischen Kalenders eintrat und seinem früheren Lehrer Michael Mästlin, einem leidenschaftlichen Gegner desselben, erklärte: ‚Es ist eine Schande für die Deutschen: sie haben die Kunst der Kalenderverbesserung erfunden und sind nun' — d. h. die deutschen Protestanten — ‚das einzige Volk, welches der Verbesserung selbst entbehrt.'[2]

Auf Empfehlung Herwarts von Hohenburg kam Kepler im Jahre 1600 an den Kaiserhof Rudolfs II. zu Prag und wurde im folgenden Jahre, nach dem Tode des berühmten dänischen Astronomen Tycho de Brahe, des Hofmathematikus und Vorstehers der kaiserlichen Sternwarte, zu dessen Nachfolger ernannt. In seinem lutherischen Glauben wurde er ebensowenig behindert als der Schweizer Jost Bürgi, der Verbesserer der trigonometrischen Tafeln, Erfinder der Dezimalbruchrechnung, der Logarithmen und der Pendeluhr, welcher früher an der von dem hessischen Landgrafen Wilhelm IV. in Kassel errichteten Sternwarte gewirkt hatte, seit dem Jahre 1603 gleichzeitig und in Verbindung mit Kepler in Prag lebte und die Stelle eines kaiserlichen Kammeruhrmachers bekleidete[3].

Für Kepler war die Zeit seines Prager Aufenthaltes die eigentliche Glanzperiode in seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit. Er arbeitete in dem vollen Bewußtsein, daß er ‚nicht allein dem Kaiser, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, nicht allein für die Mitwelt, sondern auch für die Nachwelt' sich bemühe. ‚Wenn Gott mir beisteht und für die Kosten Vorsehung tut, hoffe ich etwas zu leisten.'

Dieses ‚etwas' bestand in der Auffindung der drei nach ihm benannten Gesetze, durch welche die wahre Form der Bahnen, die Schnelligkeit der Bewegung und der harmonische Zusammenhang der Planeten unter sich und

---

[1] Vgl. P. Stark, Joh. Kepler. Sein Verhältnis zur schwäbischen Heimat 1596—1619, in Niedners Zeitschr. für histor. Theologie XXXVIII 3—88. Schuster 138—190.

[2] Über die Kalenderstreitigkeiten und Keplers Stellung in denselben vgl. unsere Angaben V 378 ff.

[3] Wolf 273 ff 370 ff, und dessen Aufsatz: Joh. Kepler und Jost Bürgi. Zürich 1872. Gerhardt 75—83 116—120.

mit der Sonne bestimmt und erklärt wurden. Erst mit diesen Gesetzen wurde das kopernikanische Weltsystem mathematisch begründet[1].

Die Herausgabe des Werkes, in welchem Kopernikus dieses System niedergelegt hatte, war durch den Kardinal Nikolaus Schönberg und den katholischen Bischof Tiedemann Giese von Ermland auf das eifrigste betrieben worden, Papst Paul III. hatte die Widmung desselben angenommen, unter dreizehn Päpsten (von Paul III. bis Paul V.) durfte es ungestört in der ganzen katholischen Christenheit gelesen und verbreitet werden; nachdem aber die großen mathematisch-astronomischen Fragen auf das Gebiet der biblischen Exegese herübergezogen worden, erfolgte im Jahre 1616 ein Dekret der römischen Indexkongregation, des Inhalts: ‚das Werk des Kopernikus sei zu suspendieren, bis es verbessert worden', d. h. bis die Stellen verbessert würden, in welchen es nicht hypothetisch, sondern in bestimmter Behauptung über die Stellung und die Bewegung der Erde spricht[2].

---

[1] Gerhardt 100—112. ‚Der Ruhm also gebührt dem Kaiser Rudolf, während er das Reich in Trümmer fallen ließ, den Mann, der die Ordnung des Weltalls nachzuweisen vermochte, auf den rechten Standort gesetzt zu haben.' K. A. Menzel III 155.

[2] Vgl. darüber die bei Wolf 252 angeführten Stellen eines Indexdekretes vom Jahre 1620; vgl. auch, was Johann Remus über den Ursprung und die Bedeutung des Dekretes vom Jahre 1616 an Kepler schrieb, bei Schuster 128 A. Kepler selbst erklärte ‚den ungestümen Eifer einiger Männer, welche astronomische Lehrsätze an unpassenden Orten und in unschicklicher Weise vorgetragen' hätten, als die Ursache, daß in dem Dekrete von 1616 ‚die Lesung des Kopernikus, die seit 80 Jahren vollständig frei gestanden, nun untersagt worden sei, bis das Werk korrigiert werde'; die ‚suspensio' werde wieder aufgehoben werden, sobald das kopernikanische System durch klare Beweise begründet und als richtig erkannt worden sei. Schuster 131—134. ** Vgl. jetzt auch Müller, Kopernikus 125 ff. Bossert (Die Wirkung der Reformation auf Schule und Bildung nach Janssen, in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung, 27. Jahrgang [1894] Sp. 702) macht die schwer gebührend zu charakterisierende Bemerkung: ‚Selbstverständlich tut sich Pastor auf den Katholiken Kopernikus viel zu gut. Hübsch ist seine Verlegenheit über das Urteil der Indexkongregation; er hütet sich auch, ein Wort darüber zu sagen, wie lange das Werk des Kopernikus darauf war. Das mögen die Leser anderswo erfahren.' Dabei ‚hütet sich' Bossert seinerseits, seinen arglosen Lesern ‚ein Wort darüber zu sagen', wie sich die protestantischen Theologen zu Kopernikus gestellt haben; das mögen sie auch ‚anderswo erfahren', nur nicht aus dem schlimmen Janssen-Pastor.

V. Naturwissenschaften.

Das Studium der eigentlichen Naturwissenschaften stand in Deutschland am Ausgange des Mittelalters noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Es herrschten fast allenthalben jene wunderbaren Ansichten über die Naturprodukte, welche ebenso poetisch wie unwissenschaftlich sind [1]. Den verschiedenen Tieren und Pflanzen wie Mineralien schrieb man die seltsamsten magischen Eigenschaften und Kräfte zu; ganz unbedenklich nahm man in dieser Hinsicht die unwahrscheinlichsten und sonderbarsten Nachrichten der Vorzeit in Treue und Glauben hin. Das erste Lebenselement der Naturwissenschaft, die unmittelbare, methodisch geübte Beobachtung der Wirklichkeit, fehlte fast gänzlich. Diesem niedrigen Stande der Naturwissenschaften entsprechend waren auch die einzelnen Fächer derselben, welche später jedes für sich oft die ganze Kraft eines Forschers beanspruchen sollten, ungeteilt. Die Gestein-, Pflanzen- und Tierkunde ward fast stets in einem Werke vereinigt und nur insofern berücksichtigt, als ein handgreiflicher Nutzen für den Menschen daraus zu schöpfen möglich schien. Die Kenntnis der Naturprodukte galt als Nebensache, weil man nur den Wirkungen derselben in medizinischer und pharmazeutischer Hinsicht seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es waren deshalb hauptsächlich Ärzte, welche über Mineralien und Pflanzen schrieben, während man sich mit den Tieren fast nur als wunderbaren Geschöpfen Gottes beschäftigte. An eine Beobachtung der Natur dachte man um so weniger, je größeren Wert man auf kritiklose Wiederholung der Nachrichten der Vorgänger legte. Nur sehr langsam trat hier ein Umschwung zum Besseren ein.

Auf dem Gebiete der Mineralogie entfaltete in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine überaus wichtige Tätigkeit ein Gelehrter, welcher unter allen Stürmen der Zeit ein treuer Sohn der alten Kirche blieb: Georg Agricola.

Dieser hochbedeutende Mann, einer der größten Naturforscher aller Zeiten, erblickte das Licht der Welt am 24. März 1494 [2] zu Glauchau in Sachsen.

---

[1] Grimm, Altdeutsche Wälder III, Frankfurt 1816, 36. Holland, Gesch. der deutschen Literatur 162.

[2] Nicht 1490, wie Adelung in der Fortsetzung von Jöchers Gelehrtenlexikon I, Leipzig 1741, 101, Gümbel in der Allgem. deutschen Biographie I 143 und Cotta, Gesch. der Geologie 10, angeben.

Seinen deutschen Familiennamen Bauer vertauschte er der Sitte der Zeit gemäß auf der Universität Leipzig mit dem lateinischen Agricola. An der genannten Hochschule wandte sich der talentvolle Jüngling philologischen Studien zu und hörte besonders den berühmten Petrus Mosellanus. Auf Empfehlung dieses Gelehrten ward der erst fünfundzwanzigjährige Bakkalaureus bei der Erweiterung der Zwickauer Lateinschule im Jahre 1519 als Rector extraordinarius und Lehrer der griechischen Sprache an diese Anstalt berufen. In Zwickau begann der bereits literarisch tätige junge Philologe sich auch für Mineralogie und Bergbau zu interessieren. Im Jahre 1522 verließ er jedoch seine Stellung, um Lektor seines Freundes und Gönners Mosellanus zu werden. Nachdem dieser treffliche Mann gestorben, trat Agricola eine Reise nach Italien an, auf der er die Philologie mit der Medizin vertauschte. Nach gründlichen Studien in Bologna, Venedig und Ferrara und Erwerbung des Doktorhutes in der zuletzt genannten Stadt kehrte er Ende 1526 nach der Heimat zurück. Schon im folgenden Jahre nahm er die Stelle eines städtischen Arztes in der Bergstadt Joachimsthal an[1]. Nach seinem eigenen Geständnis suchte Agricola als Wohnsitz einen Bergwerksort, um als Arzt die wahre Konstitution von den metallenthaltenden Pflastern der Alten kennen zu lernen[2].

Die Wahl des neuen Wohnortes wurde für die fernere wissenschaftliche Tätigkeit Agricolas von entscheidender Bedeutung. Am Ausgange des Mittelalters nahm der Bergbau durch Auffinden zahlreicher neuer Erzlager einen hohen Aufschwung: in rascher Folge entstand eine Reihe von Bergstädten, so Schneeberg 1471, Annaberg 1497, Joachimsthal 1516, Marienberg 1521, Gottesgab, Platten um 1532[3]. Seit 1516 blühte in Joachimsthal der Silberbergbau in außerordentlicher Weise: ein armer Bergmann, der mit seinem Weibe allein schurfte, soll in einem Zuge unglaublich hohe Summen gewonnen haben. Im Jahre 1518 wurden die bekannten Joachimstaler geprägt, 1520 der Ort zu einer freien Bergstadt erhoben[4]. Infolge des regen Berglebens in seiner nächsten Umgebung erwachte bei Agricola wieder die Vorliebe für mineralogische Forschungen. Bald gehörte jede freie Stunde,

[1] Vgl. Schmid 12 f; Jacobi 2 ff; Laube 92 ff; s. auch E. Herzog, G. Agricola, in den Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins 1865, 365 f; Eckardt, Agricola, im Freiberger Bergkalender 1873; Schrauf, Über den Einfluß des Bergsegens auf die Entstehung der mineralogischen Wissenschaft im Anfang des 16. Jahrhunderts, Wien 1894; F. Falk in den Histor.-polit. Blättern CXIII 140 f über G. Agricola und J. Haß. Nicht zugänglich war mir R. Hofmann, Dr G. Agricola aus Glaichau, der Vater der Mineralogie, Separat-Abdruck aus Schönburger Geschichtsbl. IV, Glaichau 1897. Briefe von G. Agricola, bei Weber, Virorum clarorum saec. XVI et XVII epistolae selectae, Lipsiae 1894.

[2] Schrauf 88. [3] Vgl. Laube 75; Schrauf 88 u. 89.

[4] Jacobi 9 f, und Laube 78.

welche ihm sein ärztlicher Beruf übrig ließ, dem Studium der Mineralogie, Metallurgie und Geologie. Seine Stellung als Arzt brachte ihn in beständigen vertrauten Verkehr mit den Bergleuten, und von diesen eignete sich der wißbegierige Mann bald eine Menge sonst schwer zu erwerbender, oft mit dem Deckmantel des Geheimnisses umgebener Kenntnisse an. Besonders das Vorkommen des Silbers in Begleitung zahlreicher anderer Mineralien ‚wirkte günstig auf die mineralogische Schulung Agricolas, der anfangs mit dem Studium der Metalle begann, jedoch bald die unterscheidenden Merkmale aller Mineralien zu erfassen versuchte, um dieselben richtig bestimmen zu können'[1]. ‚Unermüdlich studierte er die aus den Bergwerken gewonnenen Erze, die Art ihres natürlichen Vorkommens und ihrer Gewinnung, beobachtete mit richtigem Verständnis und großem Scharfblicke, wie die in dem Bergbau gewonnenen Erze durch hüttenmännische Prozesse zu Gut gemacht wurden, und verglich alles, was er selbst beobachtet hatte, mit dem, was die Gesamtliteratur seit den ältesten Zeiten über diesen Gegenstand mitteilte.' Das Ergebnis dieser Studien war die Erkenntnis, ‚daß von den Alten eigentlich nur mehr die Namen überkommen waren und daß sie selbst das meiste nur nach dem Hörensagen gekannt hatten, überhaupt, daß das von den Alten Geschriebene auf die gegebenen Verhältnisse gar nicht passe, und daß man, um wenigstens die Namen und die wenigen Andeutungen doch an etwas Bestimmtes zu knüpfen, die passendsten Erze und Gesteine zu den Namen suchen müsse: also nicht den Namen zu dem Gegenstand, sondern umgekehrt, den Gegenstand zu dem Namen'[2].

Es kennzeichnet Agricola als klassisch gebildeten Philologen, daß er die Resultate seiner mineralogischen Forschungen in der Form eines lateinischen Dialoges unter dem Titel ‚Bermannus, oder vom Metallwesen' Ende 1529 oder Anfang 1530 bei Froben in Basel veröffentlichte[3]. Trotz seiner humanistischen Vorbildung tadelt er doch in der Vorrede mit Recht die einseitige linguistische Geistesrichtung seiner Zeit. Wohl sei es den Bestrebungen einzelner Männer gelungen, sagt er, das Studium der Philologie wieder neu zu beleben, allein das Studium der Natur, welche alles umfasse, was wir mit unsern Sinnen und unserem Geiste erforschen können, werde größtenteils vernachlässigt. Der Inhalt der Schrift ist folgender. Zwei in den Schriften der Alten wohlerfahrene Ärzte, Nikolaus Ancon und Johannes Näve, unterhalten sich mit Lorenz Bermannus, dessen Vater Bergmann war, zunächst über das Aufkommen des deutschen Bergbaues, die hauptsächlichsten Bergorte

[1] Schrauf 92.

[2] Gümbel in der Allgem. deutschen Biographie I 144, und Laube 94.

[3] Bermannus sive de re metallica (deutsche Übersetzung von F. A. Schmid, Freyberg 1806). Über die Zeit der Veröffentlichung s. Jacobi 65.

und die Benennung der Gruben, der Maschinen und Lokalverhältnisse beim Bergbau. Dann wendet sich das Gespräch den aus den Joachimsthaler Gruben zu Tage geförderten Erzen zu. ‚Zuerst ist es das Bleierz, worüber sie diskutieren und die Begriffe des Metalles und des metallähnlichen Erzes feststellen, dann der Kies, über welchen sie verschiedene auseinander laufende Ansichten kennen und worüber ihnen Bermann aus seiner Erfahrung treffliche Auskunft gibt; weiter kommen die Silbererze an die Reihe, später das Silber. Schritt für Schritt gelangen die Gelehrten der Überzeugung näher, daß das, was von den alten klassischen Völkern überliefert wurde, den Verhältnissen wenig entspreche, und daß hier mehr zu heben liege, als man je erwartet habe. Die Silbererze kannten die Alten kaum, das gediegene Silber gar nicht, und zu den sechs bekannten Metallen hatten die Joachimsthaler Gruben ein neues, den Wismut, geliefert. Da spricht es Näve endlich selbst aus: so viel sei sicher, der sonst gelehrte Plinius habe vieles gar nicht gekannt, und außer dem, was er in Spanien gesehen, habe er alles andere von den Griechen abgeschrieben. Wie unklar und ungenügend auch die übrigen medizinischen Schriftsteller sind, verbergen sie auch keinen Augenblick; die Betrachtung über den Zinnober und ähnliche mineralische Körper gibt Gelegenheit dazu. Aber nicht nur auf die Erze, auch auf die andern von den Alten genannten Mineralien, Gips, Kohle, Steinmark, Vitriol ꝛc., dehnen sie ihre Betrachtung aus und fragen nach deren Vorkommen, Kennzeichen und Verwendbarkeit. Zuletzt, indem sie einsehen, wie durch die Lauigkeit der Ärzte in Bezug auf die Naturgeschichte die Heilkunde in tiefen Verfall geraten ist, kommen sie zu dem löblichen Entschlusse, die hier begonnenen Studien fleißig fortzusetzen. Wie Galenus seinerzeit den Orient bereiste, um das Vorkommen der von Dioskorides genannten mineralischen Heilmittel an Ort und Stelle zu studieren, so wollen sie die mineralischen Stoffe der Heimat aus eigener Anschauung kennen lernen, um so, ohne sich weiter um jemand zu kümmern, welcher darin ein Vergehen gegen die den alten Griechen schuldige Ehrerbietung erkennen möchte, eine neue Grundlage der Heilmittellehre zu schaffen.‘ [1]

Durch diese Schrift ist Agricola der Vater der neueren wissenschaftlichen Mineralogie geworden. Der gewaltige Fortschritt, welcher bei dem Meißenschen Gelehrten zu Tage tritt, zeigt sich am besten durch einen Vergleich mit dem vielgerühmten Bergbüchlein: ‚Ein wolgeordnet und nutzlich Büchlein, wie man Bergwerck suchen und finden sol, von allerley Metall mit seinen Figuren nach Gelegenheyt deß Gebirges artlych angezeygt, mit anhangenden Bercknamen, den anfahrenden Bergleuten vast dienstlich.‘ Der Verfasser dieses ältesten deutschen

[1] Laube 95; vgl. Schrauf 87 f.

Bergbuches ist unbekannt; es ward 1518 bei Peter Schöffer in Worms gedruckt[1]. Nach einer Vorrede in Form eines Zwiegespräches zwischen einem Bergverständigen (Daniel) und einem Knappen (Knappius) behandelt die Schrift in zehn Abschnitten den Ursprung der Erze, die Natur der Gänge, Silber-, Gold-, Zinn-, Kupfer-, Eisen-, Blei- und Quecksilbererze; dann folgt eine Erklärung bergläufiger Bezeichnungen und Redensarten und eine kurze Bemerkung über das Hüttenwesen.

Schon aus dieser Inhaltsangabe ergibt sich, daß die Schrift nicht für den Mineralogen, sondern lediglich für den Praktiker, den Bergmann, geschrieben ist. Ganz anders Agricola. Er vertritt den Standpunkt, daß ‚auch die Heilkunde ihren Anteil an den aus der Erde gegrabenen Schätzen verlange; nicht nur die zur Gewinnung der Metalle allein verwendbaren Mineralien, auch andere zieht er in den Bereich der Betrachtung und spricht den Satz aus, daß hier ein von den alten Philosophen nur notdürftig gekanntes Feld der Wissenschaft ausgebreitet liege, das man selbständig bebauen müsse. Damit war die Grundlage der wissenschaftlichen Mineralogie gelegt, Joachimsthal war berufen ihre Wiege, ein deutscher Arzt ihr Vater zu sein.‘[2]

Neben seinen naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigte sich Agricola auch mit historischen und politischen Studien. Das Erscheinen der Türken vor Wien im Jahre 1529 veranlaßte ihn, sich mit der orientalischen Frage zu befassen. Auf diese Weise entstand seine feurige, an König Ferdinand I. gerichtete Rede über den Krieg gegen die Türken. Dieselbe wurde im Winter 1529 lateinisch niedergeschrieben, sofort ins Deutsche übersetzt und im Jahre 1531 von Lorenz Bermann deutsch herausgegeben[3]. In der Einleitung gibt

---

[1] Eine genaue Wiedergabe des Bergbüchleins, dem auch die alten Holzschnitte in Faksimile beigegeben sind, lieferte H. v. Dechen, Das älteste deutsche Bergwerksbuch. Abdruck aus der Zeitschr. für Bergrecht, Bonn 1885. Vgl. dazu den Aufsatz von Daubrée im Journal des Savants, Juin-Juillet 1890. Welche Wunderkräfte das Mittelalter den Steinen, namentlich den Edelsteinen, zuschrieb, darüber vgl. den interessanten Aufsatz von A. Kaufmann in der Monatschrift für Gesch. Westdeutschlands VI (1880) 112 ff.

[2] Laube 96. Vgl. Mitteilungen des Vereins für Gesch. Böhmens, Lit.-Beil. 1885, 24 f, wo überzeugend gezeigt wird, daß Agricola nicht der Verfasser der Schrift ‚Der Ursprung gemeyner Berckrecht‘ ist.

[3] ‚Oration, Anrede und vormanunge zu . . . Ferdinandum . . . Auch allen Churfürsten und Fürsten des heyligen Römischen Reichs, Georgii Agricole von Kriegsrüstung und Heerzuge widder den Türcken geschrieben, aus dem Latein ins Teutzsch gebracht. MDXXXI.‘ Am Schlusse: ‚Wolfgang Stöckel‘ (also Dresden). 24 Bl. 4°. Die Vorrede des ‚Dolmetschers‘ an den Leser, datiert 29. Dezember 1529, nennt Agricola: ‚der Arznei doctor und Physicus oder Stadtarzt in der Bergstadt St Joachimsthal.‘ Am Ende ein Widmungsschreiben von Lorenz Bermann an König Ferdinand, datiert Joachimsthal, 15. März 1531; es sagt, daß Agricola in dieser Rede ‚seinen fleiß gegen

der Verfasser der Furcht vor einem neuen Angriff der Türken für das folgende Jahr Ausdruck. Deshalb will er zum Kriege auffordern. Im ersten Abschnitt wird auseinandergesetzt, wie gerecht, leicht und nützlich ein solcher Kampf sei. Es handle sich um das Heil und die Freiheit des deutschen Vaterlandes. Zudem ‚steht in Gefahr unsere allerheiligste Religion und Glauben, welchen so wir zu verleugnen gezwungen, was werden wir nach diesem Leben verhoffen?‘ Mit großer Beredtsamkeit werden dann die von den Türken verübten Greueltaten geschildert. Hier wendet sich Agricola wohl mit Anspielung auf gewisse Äußerungen Luthers gegen jene ‚wahnsinnigen Priester, welche offen sagten, man solle den Türken als den einzigen Ausüber der Gerechtigkeit mit offenen Armen aufnehmen‘. Des weiteren wird ausgeführt, der Krieg sei nicht allein gerecht, sondern auch leicht zu führen. Um dies zu beweisen, will Agricola ‚etwas von deutschen Landen und ihrer Gewalt sagen, welches, wiewohl es von etlichen Ausländischen, die das ihre (wie gemeiniglich geschieht) groß aufmutzen und das unsere verachten, für nichte und gering angesehen wird, so wird es doch die Sach selber erweisen, daß es wahr und nicht um Zuneigung und Liebe des Vaterlands erdicht‘. Es folgt nun eine begeisterte Schilderung Deutschlands, zunächst seiner Größe, dann seiner Produkte. Hier zeigt sich gleich der Mineraloge. Kein Land, rühmt Agricola, habe einen solchen Reichtum an unterirdischen Schätzen. ‚Denn wem sind die Erzgruben und das Silber, das man auch gediegen ausgrabet, Meißner und Behemer Land unbekannt? Wer ist unwissend der Etschländer Bergstollen? Wem sind die Schlesischen Metall unerhört? Auch sind gar viele Eisengruben im deutschen Lande, desgleichen goldreiche Flüsse und Bäche. Nun wird nicht aus Metall Münze gemacht, die ein Wert des Kaufmanschatzes und ein Erhalt des Krieges ist? Werden nicht aus Metall die Waffen geschmiedet, damit wir uns wehren und die Feinde beschädigen? Derwegen kann und mag Deutschland nicht zu dem Krieg ungerüstet sein.‘ Weiter sei Deutschland fruchtbar an Getreide, reich an Wein und an zahmen und wilden Tieren. Besonders betont Agricola die Kriegstüchtigkeit seiner Landsleute. ‚Die Deutschen werden als Kriegsleute geboren, andere müssen es lernen.‘ Nachdem der Verfasser noch an den Heldenmut der alten Deutschen erinnert, wird nachgewiesen, der Krieg sei wie leicht so auch nützlich. Die Deutschen, ‚so sie außerhalb ihres Landes nicht zu kriegen haben, so suchen sie unter sich selber Ursach zu Kriegen. Wollt ihr nun Deutschland von Kriegen und Räuberei frei, so rüstet euch mit Waffen wider den Türken.‘ In diesem Kampfe seien auch große Reich-

---

dem Vaterland wohl erklärt‘. Ob Bermann auch der Übersetzer sei, wird nicht bemerkt. Eine zweite deutsche Ausgabe erschien 1531 zu Nürnberg, das lateinische Original erst 1538 zu Basel.

tümer zu erwerben. Der Krieg dürfe aber nicht nach der bisher üblichen Weise, daß man nur die Grenzen zu verteidigen suche, geführt werden. Dies habe nichts geholfen: man müsse mit einem großen, gewaltigen Heere in das Land des Feindes eindringen, und zwar schon im kommenden Frühling. Aus Liebe zum Vaterlande möge man ‚die Zerspaltung im Glauben, welche sich dermaßen ansehen läßt, als ob sie die Einigkeit deutscher Nation zertrennen wollte', durch gute Mittel aufzuheben suchen. ‚Derohalben leget erstlich um Liebe willen des Vaterlandes und christlichen Namens den heimlichen Groll, so irgend unter euch wäre, hinweg und beschließet einen Krieg in der Feinde Land zu führen, von welchem nicht ehe abzulassen, bis der Türke aus Europa vertrieben, aus Afrika, darinnen er über Ägypten herrscht, verworfen und in Asia erlegt. Welches in eurem Vermögen von der Gnade Gottes steht. Und ob ihr hierzu zu schwach, so müßt ihr Kriegsgehilfe erfordern, von welchen ich endlich ein wenig sagen will.' Man möge sich mit andern christlichen Königen und Nationen Europas verbinden, die auch großer Gefahr ausgesetzt seien, sollte Deutschland unterliegen.

Die herrliche, formvollendete, schwungvolle Türkenrede Agricolas ist ein bleibendes Denkmal seiner patriotischen Gesinnung. Welche Begeisterung für das deutsche Vaterland, welch lebhaftes Gefühl für die Größe und Bedeutung des heiligen römischen Reiches ihn beseelte, ergibt sich auch aus andern Stellen seiner Schriften [1].

Mit gleicher Liebe, wie sein deutsches Vaterland, umfaßte Agricola die alte Kirche. Als junger Mann hatte er allerdings, wie viele seiner Zeitgenossen, an der Tetzelschen Ablaßverkündigung Anstoß genommen und war mit einem lateinischen Epigramm dagegen hervorgetreten [2]. Sobald er aber erkannt hatte, wohin die lutherische Bewegung führe, trat er offen als treuer Bekenner und mutiger Verteidiger der katholischen Lehre auf. ‚Seine philologischen und theologischen Studien hatten ihn auch zur Bekanntschaft mit den Kirchenvätern geführt und ihn über das Verhältnis der protestantischen Lehre zu der alten Kirche der früheren Jahrhunderte belehrt; zugleich sah er rings um sich herum die sittlichen Wirkungen, welche die neue Religion erzeugte, und wurde so durch seine Kenntnis der Vergangenheit wie der Gegenwart in seiner Anhänglichkeit an die katholische Religion befestigt.' [3]

---

[1] Siehe Jacobi 42. [2] Abgedruckt bei Becher 58.

[3] Döllinger I 581—582. Schmid (Agricolas Bermannus 26) findet ‚Agricolas Anhänglichkeit an die alte Kirche rätselhaft'. Adam (Vitae Medic. 76; vgl. Becher 61) schrieb schon 1620: ‚Viele unbedachtsame Schritte mancher lutherischen Gelehrten und Schriftsteller, ein ärgerliches Leben vieler neuen Anhänger der gereinigten Lehre, die fanatischen Greuel des Bauernkrieges und des Bilderstürmens, endlich die durch die Reformation erfolgte Abstellung alles Gepränges bei kirchlichen Gebräuchen hätten Agricola nie zur evangelischen Bekehrung vermögen können.'

Agricola lebte seit 1534 als Stadtarzt in Chemnitz und gab hier bis zu seinem Tode inmitten des fast allgemeinen Abfalls ein denkwürdiges Beispiel standhafter Anhänglichkeit an die Kirche seiner Väter. Auch literarisch trat der vielseitige Gelehrte gegen die Religionsneuerer auf durch eine Schrift über die apostolischen Traditionen, die jedoch ungedruckt blieb. Daneben fand er noch Zeit zu geschichtlichen Arbeiten sowie zu antiquarischen Untersuchungen über die Maße der Alten. Sein Hauptaugenmerk aber blieb nach wie vor der Mineralogie zugewandt. Auf alle Weise suchte er auf diesem noch so wenig erforschten Gebiete seine Kenntnisse zu erweitern. Mit erfahrenen Bergleuten, mit weitgereisten Kaufleuten, mit den verschiedensten Gelehrten, auch entschieden protestantisch gesinnten, stand er im lebhaftesten Verkehr: von allen Seiten sandte man ihm Mineralien zu. In der Vorrede zu einer seiner Schriften sagt er selbst, daß er beflissen gewesen sei, sich aus Deutschland wie aus andern europäischen Ländern und einigen Gegenden Asiens und Afrikas jede mögliche Kenntnis von Mineralien zu verschaffen [1].

Die Ergebnisse dieser weitverzweigten Forschungen machte er seit 1544 durch eine Reihe hochbedeutender Werke der wissenschaftlichen Welt zugänglich. Fast in jedem Jahre erschien jetzt eine Schrift des auf dem Gebiete der Mineralogie wie Geologie gleich unermüdlichen Gelehrten, so 1544 eine Abhandlung ‚Über die Entstehungsursachen der unterirdischen Körper und Erscheinungen', worin die Grundzüge einer physikalischen Geologie niedergelegt sind; im folgenden Jahre eine Abhandlung ‚Über die Beschaffenheit der Erdausflüsse' [2]. Beide Schriften sind dem Herzog Moritz von Sachsen gewidmet, welcher dem Verfasser ein jährliches Stipendium verlieh und ihn zum Bürgermeister von Chemnitz ernannte [3]. Im Jahre 1546 veröffentlichte Agricola ‚die erste systematische und nach dem damaligen Stande der Kenntnisse vollständige Beschreibung der Mineralien, welche er nach ihrer äußeren Beschaffenheit in Farbe, Durchsichtigkeit, Geschmack, Geruch, Härte, Schwere, äußerer Gestalt, nach ihrem chemischen und physikalischen Verhalten in einfache und zusammengesetzte einteilte; zugleich besprach er ihren ökonomischen Gebrauch

---

[1] Vgl. Jacobi 52.

[2] Becher 22. Günther, Geophysik I, Stuttgart 1884, 15.

[3] Im Jahre 1552 wurde Agricola als Bürgermeister abgesetzt. ‚Der allgemeinen Angabe nach', sagt Jacobi 8, ‚geschah dies wegen seines zweideutigen Verhaltens gelegentlich einer der Stadt Chemnitz drohenden Besetzung durch Herzog Moritz' Truppen. Der Vorgang ist entschieden noch nicht aufgeklärt und wird dies nur werden, wenn in Chemnitz selbst archivalische Nachrichten darüber neu aufgefunden würden, was zweifelhaft erscheint, da Richter die betreffenden Quellen schon zu Gebote standen.' Wahrscheinlich ist, was Lehmann (Chronik von Chemnitz, Schneeberg 1843) annimmt, nämlich, daß Agricola als Opfer seines Eifers für den Katholizismus fiel.

und gab ihr Vorkommen an verschiedenen Fundorten an'[1]. Diese Schrift ‚Über die Mineralien'[2] ‚ist das erste Lehrbuch der Mineralogie: edle und unedle, technisch brauchbare und unverwendbare Mineralien werden in gleicher Weise behandelt'. Das Werk enthält fast alle Grundsätze, welche noch heute bei der Einteilung neuer, noch nicht analysierter Mineralien benutzt werden[3]. In demselben Jahre noch erschien Agricolas Werk ‚Über die Metalle des Altertums und der Neuzeit', das ein Muster für die Mineralstatistik und für die Geschichte des Bergwesens geworden ist[4].

Wie alle Schriften Agricolas, so sind auch diese klassisch nach Form und Einkleidung, kernig, kräftig, anmutig und lebendig. In allem zeigt sich eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe[5]. In einzelnen Dingen ist Agricola allerdings noch so sehr ein Kind seiner Zeit, daß er beispielsweise an Berggeister glaubt, während er sich in andern Punkten durch ungemeine Klarheit und Nüchternheit auszeichnet. So bemerkt er über die Wünschelrute: der Bergmann werde als verständiger und der Natur kundiger Mann einsehen, daß er mit derselben nur Zeit und Mühe verliere. Auch von der Astrologie wollte der große Meißener Naturforscher nichts wissen; seine alchimistischen Ansichten verwarf er später ganz entschieden[6].

Einem Manne, der seiner Zeit so weit vorausgeeilt war, konnte es an Anfeindungen nicht fehlen. Am meisten freilich hatte Agricola wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die alte Kirche zu leiden. Er ließ sich jedoch nicht beirren, wie dies sein Bischof Nikolaus von Carlowitz in einem Schreiben vom 2. März 1555 lobend anerkannte. ‚Daß du dich von den Irrlehrern fern hältst', heißt es hier, ‚und der heiligen apostolischen Kirche treu bleibst, lobe ich außerordentlich. Unmöglich kann der Gott den Herrn zum Vater haben, der die katholische Kirche nicht als Mutter anerkennt.'[7] Kurze Zeit nach dem Empfange dieses Briefes hatte Agricola noch einmal Gelegenheit, die alte Kirche in einem Streite mit Protestanten mutig zu verteidigen. Infolge der Aufregung erlitt der greise Mineraloge einen Schlaganfall, welcher am 23. Oktober 1555 seinen Tod herbeiführte. Der Haß der Sektierer verfolgte den großen Gelehrten, welchen der Protestant Georg Fabricius die Zierde des ganzen Vaterlandes nannte, noch über das Grab hinaus. Der Prediger und Superintendent Johann Tettelbach erklärte sofort, daß Agricola

---

[1] Gümbel in der Allgem. deutschen Biographie I 144. Vgl. Jacobi 33 f.
[2] De natura fossilium libri 10, Basileae 1546.
[3] Schrauf 93.
[4] Urteil von Schrauf 94.
[5] Becher 19.
[6] Jacobi 25 32 34. Schmieder 270. Schrauf 86.
[7] Abgedruckt bei Schmid 25 A.

als Papist auf städtischem Gebiete nicht beerdigt werde dürfe, und Kurfürst August von Sachsen bestätigte dies [1].

Fünf volle Tage stand die sterbliche Hülle 'des großen, unsterblichen Mineralogen, des unvergeßlichen Bergbaukenners und Schöpfers aller neueren europäischen Mineralogie' [2], unbeerdigt, bis Bischof Julius von Pflug sie zur ehrenvollen Beisetzung in der Stiftskirche des nahen Zeitz abholen ließ. Hier ward ihm ein schöner Denkstein gesetzt mit der Inschrift:

Dem Andenken des Georg Agricola, Arzt und Stadtrat
zu Chemnitz, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und
Gelehrsamkeit, hochverdient um sein Vaterland,
dessen Schriften seinen Namen unsterblich gemacht haben
und dessen Seele Christus der Herr in die ewigen Wohnungen übertragen hat,
die trauernde Gattin und die Kinder [3].

Ein Jahr nach dem Hinscheiden des großen Mannes erschien von Fabricius, der auch Agricolas Biographie schreiben wollte, zum Druck befördert sein eigentliches Hauptwerk 'Von der Bergwerk- oder Bergbaukunst' [4]. Wie sich aus der an Kurfürst Moritz und dessen Bruder August gerichteten Vorrede ergibt, war dasselbe schon im Jahre 1550 vollendet. Wahrscheinlich wurde die Herausgabe verzögert durch die Herstellung der zahlreichen, kulturgeschichtlich ungemein interessanten Holzschnitte, zu welchen ein Joachimsthaler Bürger, Basilius Wefring, die Zeichnungen (im ganzen 275) lieferte. Der prächtigen und kostspieligen äußeren Ausstattung entspricht der innere Wert des Werkes, das über 500 Folioseiten füllt. Die Anerkennung, welche diesen 'mineralogischen Pandekten' zu teil wurde, war wohl verdient. Das bahnbrechende Werk erlebte bald wiederholte Auflagen und ward auch ins Deutsche übersetzt. Konrad Geßner nannte Agricola den deutschen Plinius,

---

[1] Döllinger I 588 f, wo noch andere Beispiele angeführt werden, daß Verweigerung der Bestattung oder schimpfliches Begräbnis damals diejenigen traf, welche in protestantisch gewordenen Städten an der alten Kirche festhielten.

[2] So nennt ihn Becher 9. Vgl. auch über Agricolas wissenschaftliche Bedeutung Jacobi 26 f; Laube 97; Marx, Gesch. der Kristallkunde, Karlsruhe 1825, 19; Cotta, Gesch. der Geologie 10.

[3] Becher 64. Von welch vornehmen Grundsätzen Agricolas wissenschaftliches Streben geleitet war, erhellt aus der Dedikation des Werkes 'Über die Erdausflüsse' an Kurfürst Moritz: 'Meine dürftigen Umstände gestatteten mir nicht, viele Kosten auf meine Schriften zu verwenden. Aber einigen Aufwand habe ich doch gehabt und dabei meine Einkünfte nicht wenig geschmälert. Indem ich mich mit ganzer Seele leidenschaftlich dem Studium der Natur widmete, entschlug ich mich der Sorge für mein Vermögen, welches ich auf eine ehrenvolle Art hätte vermehren können, wenn ich Reichtum, Glücksgüter und Ehrenstellen hätte höher geachtet als die Wissenschaft von unbekannten Dingen und die Erforschung der Natur.' Schrauf 97.

[4] De re metallica libri 12, Basiliae 1556.

und ein neuerer Forscher bemerkt: ‚In der Geschichte der deutschen Wissenschaft wird der Begründer der Mineralogie allzeit mit Achtung und Ehrfurcht genannt und sein Name nur mit ihr selbst ausgelöscht werden.‘ [1]

So religiös Agricola war, so vermied er doch mit richtigem Takte, in seine wissenschaftlichen Werke frommes Beiwerk einzumischen. Den größten Gegensatz bildete in dieser Hinsicht der protestantische Theologe Johann Mathesius [2]. Dieser begeisterte Schüler, Verehrer und Biograph Luthers (von 1545 bis zu seinem Tode 1565 Pastor in Joachimsthal) veröffentlichte im Jahre 1562 ein Werk unter dem Titel: ‚Sarepta oder Bergpostill.‘ In diesem wunderlichen Machwerke findet man die Forschungen Agricolas in seltsamster Weise verquickt mit biblischen und historischen Notizen sowie frommen Ermahnungen. In 16 Predigten wird gehandelt von der alten Bergstadt Sarepta im Gelobten Lande, von Ankunft und Ausbreitung der Bergwerke, vom Ursprung, Zu- und Abnehmen der Metalle, vom Golde, von goldigem Silber, vom Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Glas usw. Aus den Überschriften kann man bereits einen gewissen Rückschluß auf den seltsamen Inhalt machen. So handelt Predigt 7: ‚Von Kupfer und Kupferbergwerk samt Erklärung Mosis kupferner Schlang‘; Predigt 8: ‚Von Art und Eigenschaft des Eisens mit Erklärung Danielis Regiment-Säulen, darin von Ankunft und Untergang der vier Hauptmonarchien in der Welt Erklärung geschieht samt dem ewigen Reich Jesu Christi‘; Predigt 14: ‚Von der Münz in gemein neben einem guten Bericht, was die alten Münz, der die Schrift erwähnt, für Schrot, Korn und Gepräg gehabt und was sie nach unserer Münz zu rechnen golten haben und von Adams dreierlei Bildnis vorm Falle, nach dem Falle und nach der Bekerung neben einem Bericht vom äußerlichen und geist-

---

[1] Laube 99. ‚Agricolas Zusammenstellung von Erfahrungen‘, sagt Kopp (Gesch. der Chemie I 106), ‚erlangte erst später in der Chemie die Anerkennung, welche diese Wissenschaft ihr schuldig ist.‘ Siehe auch Kopp, Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit, München 1873, 26, und Hirsch, Gesch. der Medizin, der bemerkt (S. 38): G. Agricola nimmt ‚auch in der Geschichte der Chemie‘ ‚eine geachtete Stellung ein‘. ‚Er lehrte die Reinigung der Metalle‘ und ist somit auch ‚als der Begründer der chemischen Metallurgie anzusehen‘. ‚Das Aufblühen der schlesischen Glasindustrie ist ohne Zweifel von dem berühmten Begründer der Mineralogie . . . G. Agricola, hervorgerufen worden.‘ C. Friedrich, Die altdeutschen Gläser, herausgeg. vom bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg, ebd. 1884, 25. Über Agricola vgl. auch Zittel 17 f 30. S. 17: ‚Seine Zeitgenossen bezeichnen ihn als „Zierde Deutschlands“, und Werner nennt ihn den Vater aller Bergwerksgelehrten und den Schöpfer aller mineralogischen Kritik. In der Tat nimmt Agricola an Schärfe der Beobachtung und Präzision der Darstellung unter den Mineralogen aller Zeiten eine hervorragende Stellung ein.‘ Über Konrad Gesner als Mineralogen ebd. 18.

[2] Neben Jacobi 59 f vgl. Laube 100 f und die Monographie von Ledderhose, Heidelberg 1849.

lichen Münzwerk, darum Gott sein Bild in unsere Herzen prägen läßt'. Vom Standpunkte des Geschmackes aus muß die ‚Bergpostill' als ungenießbar bezeichnet werden; sie steht auch wissenschaftlich auf ziemlich niedriger Stufe. So sehr sich im allgemeinen der protestantische Pfarrer auf seinen katholischen Vorgänger Agricola stützt, so bringt er dennoch ganz unbefangen Sachen vor, die von diesem längst abgetan waren [1]. Mathesius, der es für seine Hauptaufgabe hielt, ‚eifrig wider die Papisten zu predigen und ihre Bosheit zu offenbaren', läßt es auch in der ‚Bergpostill' nicht an Ausfällen wider die ‚verfluchten Päpste, den päpstlichen Stuhl und seine Bubenschule' fehlen [2].

Einen vollständigen Rückschritt auf den unwissenschaftlichen Standpunkt der Alchimisten und des ältesten ‚Bergbüchleins' bezeichnet die im Jahre 1557 erschienene Bergwerkskunde des Thüringer Arztes Christoph Encelius [3]. Es muß billig überraschen, daß Melanchthon sich herbeiließ, dieses Machwerk zu empfehlen, weil es manches Neue enthalte. Einzelne gute Bemerkungen über erzgebirgische Gruben und Mineralien brachte eine im Jahre 1566 erschienene Arbeit des Jakob Fabricius. Einen Fortschritt, wenn auch einen sehr bescheidenen, gegenüber dem großen Meißenschen Naturforscher verdankt die Mineralogie dem Jakob Kentmann, welcher auch wie sein Freund Fabricius sich eine systematische Sammlung anlegte [4]. Ein Jahr vorher hatte der Schweizer Gelehrte Konrad Gesner sein Buch über die Mineralien veröffentlicht. Auch hier ist ein eigentlicher Fortschritt im Vergleich zu Agricola kaum bemerkbar; dagegen sind gute Abbildungen beigefügt [5]. Im Jahre 1590 schrieb Peter Albinus eine Meißnische Bergchronik. Doch geschah in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für die Mineralogie nichts Bedeutendes [6]. Kein Wunder, da die begabtesten Köpfe ihre Kraft in theologischen Fehden verzehrten.

Für die Kenntnis der Pflanzen hatte einst Albert der Große sehr Bedeutendes geleistet, aber keine Nachfolge gefunden. Die lange Periode vom

[1] Jacobi 59 ff; G. Loesche (Joh. Mathesius I, Gotha 1895) nennt trotzdem unter Ausfällen auf Janssen S. 522—523 die Sarepta eine ‚bewundernswerte Leistung'.

[2] Vgl. z. B. die achte Predigt der ‚Bergpostill'; s. auch Döllinger II 127.

[3] Jacobi 53 f. Marx (Gesch. der Kristallkunde 23 f) urteilt günstiger über Encelius; indessen sind die Beweise Jacobis durchschlagend.

[4] Jacobi 55 ff. Über die mineralogischen Forschungen des Philipp Apian s. Günther, Apian 113.

[5] Über Gesner vgl. unten S. 356 f. Siehe auch Beckmann, Beiträge zur Gesch. der Erfindungen II, Leipzig 1788, 388 f.

[6] Siehe Quenstedt, Handbuch der Mineralogie [3], Tübingen 1863, 3, und Kobell, Gesch. der Mineralogie, München 1864, 3.

Ende des 13. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 15. wird von den Geschichtschreibern der Botanik als der letzte, von wenigen wachen Augenblicken unterbrochene Schlummer dieser Wissenschaft bezeichnet. Ein wirklicher Fortschritt war hauptsächlich aus zwei Gründen nicht möglich. Man glaubte, daß alle Pflanzen in den Schriften der Alten, namentlich des Dioskorides, enthalten seien, ohne dabei zu beachten, daß jene Schriftsteller teilweise eine ganz andere Flora vor Augen gehabt hatten. Infolgedessen mühte man sich vergebens ab, die beschriebenen Pflanzen aufzufinden, während man es auch nicht für nötig hielt, neue Pflanzen zu entdecken und zu beobachten [1]. Dazu kam, daß man den Pflanzen nicht als solchen, sondern allein als Heil- und Zaubermitteln Aufmerksamkeit schenkte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind sämtliche botanischen Werke des späteren deutschen Mittelalters verfaßt. Gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts suchte man durch Veröffentlichung medizinisch-botanischer Volksbücher die Lehre von den Heilmitteln populär zu machen. Weit verbreitet war namentlich der ‚Gart der Gesuntheit', zuerst in Mainz 1485, dann in vielen Auflagen erschienen [2].

Eine Entwicklung der Pflanzenkunde über die Grenzen der Heilmittellehre hinaus auf Grund eigener Beobachtung der Natur versuchten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Anzahl von deutschen Gelehrten. Während man bisher die Botanik fast ausschließlich aus den Schriften der Alten, Theophrast, Dioskorides und Plinius, studiert hatte, wandte man sich jetzt zur unmittelbaren Erforschung der Natur, zum Beobachten, Beschreiben und Abbilden der Pflanzenwelt selbst. Die Männer, welche hierzu die Bahn brachen, nennt man mit Recht die Väter der abendländischen Pflanzenkunde. Die Beschreibungen blieben freilich auch jetzt noch höchst einfach und sind in vieler Hinsicht unzureichend; die Hauptaufmerksamkeit war noch immer auf die Untersuchung der Pflanzen in medizinischer Hinsicht gerichtet, so daß die botanischen Schriften zugleich wahre Arzneimittellehren sind. Allein ein großer Fortschritt ist doch überall, wie namentlich ein Blick auf die oft ganz vortrefflichen Abbildungen lehrt, unverkennbar, seitdem man sich überzeugt, daß das grüne Buch der Natur den vergilbten Blättern der alten Schriftsteller vorzuziehen sei. Durch die unmittelbare Erforschung zunächst der heimischen Pflanzendecke begann endlich ein neues Leben in der botanischen Wissenschaft zu erwachen [3]. Als erster ist hier Otto Brunfels zu nennen. Gegen den Wunsch seines Vaters in die Mainzer Kartause getreten, entfloh er später

[1] Winkler, Gesch. der Botanik 67.

[2] Meyer IV 107 189 ff 198 ff 284 f. Zacher, Zeitschr. für deutsche Philologie XII 200 f. Vgl. auch von vorliegendem Werke I 363.

[3] Vgl. Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 1—2, und Kerner, Die botanischen Gärten 7 f.

aus derselben, wandte sich der neuen Lehre zu und ging in seiner Bibelkritik bald so weit, selbst das Ansehen der Evangelien anzugreifen. Obgleich der Unruhige die Stelle eines protestantischen Predigers erlangte, fand er doch keine Befriedigung; er trat nun von der Theologie zur Medizin über, ward Stadtarzt zu Bern, starb jedoch schon 1534 [1]. Die 1530—1536 in drei Teilen erschienenen ‚Abbildungen der Kräuter' [2] von Brunfels bedeuten einen großen Fortschritt gegenüber den bisherigen Leistungen. Der beschreibende Text zeigt das Streben, Kritik zu üben und sich nicht bloß auf die Nutzanwendung zu beschränken. Vereinzelt wird schon der Standort der Pflanze genannt; einige Gewächse sind beschrieben, von welchen Brunfels sagt, daß er sie bei seinen Vorgängern nicht gefunden habe. Das Wichtigste aber ist, daß den zuweilen noch dürftigen und mangelhaften Beschreibungen ganz vortreffliche Abbildungen der Pflanzen in Holzschnitt beigefügt sind. Auf diesen Abbildungen beruht der eigentliche Wert der Arbeit. Statt der rohen, phantastischen Bilder, wie sie z. B. der ‚Gart der Gesuntheit' bietet, begegnet man hier Holzschnitten, welche durch ‚die Klarheit ihrer einfachen Umrisse, die naturgetreue Zeichnung, die Korrektheit des meist nur in den Konturen ausgedrückten Schattens und überdies durch die künstlerische und geschmackvolle Auffassung unübertroffen dastehen' [3].

Eine Kritik der Arbeit von Brunfels lieferten der Humanist Hermann von Neuenar und der als Dichter, Arzt und Gelehrter hervorragende Euricius Cordus. Ein Gesinnungsgenosse von Mutian und Hutten, ist Cordus bekannt durch seine beißenden Epigramme und seinen unversöhnlichen Haß gegen die Vertreter der alten Kirche. In Marburg, wo Euricius Cordus seit 1527 Professor der Medizin war, geriet der maßlos zornige Mann auch mit seinen eigenen Glaubensgenossen, Professoren wie Beamten, in solchen Streit, daß er die Stadt verlassen mußte († 1535 in Bremen) [4].

Euricius Cordus war gerade als Arzt von der hohen Bedeutung eines gründlichen Studiums der Botanik durchdrungen. Wiederholt klagt er, daß

[1] Vgl. Adam, Vitae Med. 22 f; Meyer IV 295 f; Döllinger II 20 f. Siehe auch ‚Katholik' 1877, I 629. Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche Badens I 175; Wartmann in der Allgem. deutschen Biographie; Hartfelder in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F., VIII 565 f; Roth ebd. IX 284—320; L. Keller, O. Brunfels im Monatsheft der Comeniusgesellsch. VIII 267—279; Jahrbuch des Vogesenklubs 1900, 257 ff.

[2] Herbarum vivae eicones ad naturae imitationem . . . Argentorati 1530, tom. II: 1531; tom. III: 1536 f. Pritzel, Thesaurus 45.

[3] Jessen, Botanik 176. Zacher in der Zeitschr. für deutsche Philologie XII 203 f. Vgl. Treviranus, Anwendung des Holzschnittes 10 f; Winkler 74—75.

[4] Über Cordus' Leben vgl. neben der Monographie von Krause noch die wertvollen Bemerkungen desselben Gelehrten in der Einleitung zur Neuausgabe von Euricius Cordus' Epigrammata, Berlin 1892.

seine Zunftgenossen die Pflanzenkunde verachteten und sie den Apothekern überließen. Es war ihm unbegreiflich, wie jene Ärzte Krankheiten heilen wollten ohne Kenntnis der dazu erforderlichen Mittel. Er verglich deshalb solche Leute mit einem Baumeister, der bei dem Baue eines Hauses statt der Axt das Senkblei, statt der Säge den Bohrer anwenden wolle. Cordus' Streben war vor allem, die beste Lehrerin, die Natur, zu belauschen; er zog in seinem eigenen Garten viele Kräuter und unternahm allein oder von seinen Schülern begleitet botanische Ausflüge in die Umgegend von Marburg. An der genannten Hochschule stand er freilich mit diesen Bestrebungen ganz vereinsamt da; die Marburger Ärzte, welche meist noch der alten arabistischen Schule angehörten, beschuldigten Cordus, er wolle ‚eine neue Häresie' in der Medizin aufbringen, da er behaupte, daß die Apotheker schon seit Jahrhunderten eine falsche Kenntnis von den Pflanzen gehabt hätten. Seine botanischen Forschungen verspotteten sie auf jede Weise. Er ließ sich jedoch hierdurch nicht beirren, verglich die gefundenen Pflanzen mit den Beschreibungen des Dioskorides und suchte die deutschen Namen derselben zu ermitteln. Die Ergebnisse seiner Studien legte er, die Ansichten der älteren und neueren Mediziner und Botaniker, namentlich des Otto Brunfels, berichtigend, in seinem im Jahre 1534 zu Köln erschienenen ‚Botanologikon' in der leichten Form eines Gespräches nieder. Obgleich diese Arbeit ‚wegen ihrer Unvollständigkeit und unwissenschaftlichen Form nicht auf den Namen und Wert eines eigentlichen Lehrbuches der Botanik Anspruch machen kann, so ist sie doch eine für jene Zeit bedeutungsvolle Leistung. Es war der erste Versuch zu einer von streng kritischen Grundsätzen geleiteten Bearbeitung der Pflanzenkunde in Deutschland. In dieser Beziehung steht das „Botanologikon" sogar über dem Werke des Brunfels'. Ungemein wichtig war, daß Cordus hier zuerst darlegte, daß es unmöglich sei, die von Dioskorides beschriebenen Pflanzen Griechenlands und Italiens sämtlich in Deutschland wiederzufinden [1].

Mit Brunfels befreundet war Hieronymus Bock (genannt Tragus), zuerst Schullehrer und Aufseher des fürstlichen Gartens in Zweibrücken, dann Prediger und Arzt zu Hornbach im Wasgau, später Leibarzt des Grafen Philipp von Nassau († 1554 zu Hornbach) [2]. Diesem Fürsten widmete Bock

[1] Krause 109—114, woselbst die Belege. Vgl. ferner Meyer IV 248 f; Winkler 77; Bischof 427. Von den medizinischen Schriften des Cordus ist namentlich die Arbeit De abusu uruscopiae, ‚Über den Mißbrauch der Harnbeschauung', bemerkenswert. Vgl. dazu das vorliegende Werk VI 489 A. 1; Maier, Joh. Schenck 97 f, und Moehsen, Beiträge 71—72 84—85 128—129.

[2] Neben Meyer IV 303 f vgl. namentlich den Aufsatz von F. Kirschleger in Stöbers Alsatia 1862—1867, Mülhausen 1868, 227 ff, J. Mayerhofer im Histor. Jahrbuch XVIII 765 ff und Roth in den Mitteilungen des histor. Vereins der

die dritte Auflage seines zuerst 1539 in Straßburg erschienenen ‚Kräuterbuches' [1]. ‚Dies Gewächsbuch, wohlgeborener, gnädiger, lieber Herr', heißt es in der Vorrede, ‚habe ich E. G. diesmal zu Ehren und folgends gemainem Nutz, zu Dienst und Wohlfahrt um vieler Ursachen willen widerum von neuem übersehen und dasselbig E. G., damit es einen Schutzherrn überkomme, untertäniglich wollen dedizieren und zueignen, darum das E. G. für andere zu allen rechtschaffenen Künsten und sonderlich zu den einfachen Gewächsen als Kräuter, Wurzeln und anderes Lust tragen, sich damit belustigen und ihre Kurzweil damit haben. Ich war zwar sonst Willens, etwas Ansehnlicheres von den zusammengesetzten Stüken und Arzneien, soviel mir derselben bewußt und bei mir in Übung sind, ein Büchlein zu stellen und ans Licht zu geben. Nachdem ich aber an den einfachen Dingen, so man Simplicia [2] nennt, noch hange, und dieselbige nit genugsam ergründen kann, weiß ich diesmal nit für über zu schreiben und das nit unbillig, dann die einfache Gewächs als Kräuter, Wurzeln, Samen, Frucht u. dgl. allwegen ihr ewiges Lob haben und behalten, richten auch aus ohne zu tun vieler Vermischung, was von nöten dazu sie geschaffen sind.'

Im folgenden macht der Verfasser die Wiedererwecker der Kräuterkunst und unter ihnen Brunfels und Euricius Cordus namhaft und wendet sich dann scharf gegen die unselbständigen Bearbeiter. ‚Es sind eitel Schnaken, Bremen und Fliegen, welche nach anderer Tiere Schweiß und Blut auszusaugen trachten, und so sie dasselbe genugsam gesoffen, verkaufen sie um Geld mit neuem Titel und Namen fremder Leute Schweiß und Blut, dazu hilft ihnen die Feder, welche sie in dem Teil ein wenig nach dem gemainen Sprichwort wissen zu spitzen, das also laut:

> Wer die Feder weiß zu führen,
> Das nit ein jeder kann spüren,
> Der flickt aus fremder Geschrift ein Buch,
> Macht ein neu Kleid von anderem Tuch.'

Im Gegensatz zu solchen hebt der Verfasser nachdrücklich hervor, was für ‚Gefahr, Angst, Sorg, große Arbeit, Hunger, Durst, Frost, Hitze, Schrecken, lange sorgliche Reis hin und wider durch viel Unwege des deutschen Landts, als in Wäldern, Bergen und ebenen Feldern', er erduldet, um sein Herbarium

Pfalz XXIII 25 ff. Siehe auch Reichardt in der Festschrift der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft, Wien 1876, 147.

[1] New Kreutterbuch von underscheydt, würckung und namen der kreutter, so in teutschen Landen wachsen. Vollständiger Titel bei Pritzel, Thesaurus 30.

[2] So nannte man die Arzneipflanzen im Gegensatz zu den von den Apothekern bereiteten remediis compositis. Kerner, Die botanischen Gärten 16.

zu verfassen. In humoristischer Weise setzt er dann auseinander, warum er den Nesseln als den zartesten, reinsten Kräutern den ersten Platz in seinem Buche angewiesen habe.

Zu den drei Auflagen, welche Bock noch selbst erlebte, kamen bis zum Jahre 1595 noch sieben weitere. Ein solcher Erfolg war verdient, denn Bocks Beschreibungen übertreffen alle früheren. ‚Große Sorgfalt verwendet er ferner auf die Angabe des Vorkommens und der speziellen Fundorte der Pflanzen. In dieser Hinsicht nähert sich sein Werk noch mehr als das seines Vorgängers einer Flora im heutigen Sinne des Wortes. Auch nimmt er keine Pflanze auf, die er nicht selbst gesehen, von diesen aber „so vil derselben im Teutschen land ihm zu handen gestossen", also ohne Rücksicht darauf, ob sie von älteren Ärzten als Heilmittel empfohlen waren oder nicht. Überall zeigt sich in ihm der eifrige Beobachter, der den Pflanzen in freier Natur und, wo es nötig schien, im Garten ihre Eigenschaften ablauschte.‘ [1]

Bezeichnend für den Forschungs- und Beobachtungseifer des Verfassers ist die Tatsache, daß er trotz seiner schwächlichen Gesundheit ganze Nächte im Wald zubrachte, um festzustellen, ob die über gewisse Pflanzen verbreiteten Sagen berechtigt seien oder nicht. Wo er wirklichen Pflanzenaberglauben berührt, macht er denselben mit scharfen Worten lächerlich. So z. B. in dem Abschnitt von der Artemisia: ‚Dies ehrwürdig Kraut, Beifuß, ist auch in die Superstition und Zauberei kommen, also daß etlich dies Kraut auf gewissen Tag und Stund graben, suchen Kohlen und Narrenstein darunter für Febres, andere henken es um sich, machen Kreuz daraus, folgends werfen sie das Kraut mit ihrem Anfall in St Johannsfeuer mit ihren Sprüchen und Reimen. Dies Affenspiel und Zeremonien treiben nit die Geringsten zu Paris in Frankreich. Andere haben von Plinio gelernt, wo sie Beifuß mit Salbei anhenken, sollen sie auf der Reis nit müd werden, und des Dings ist kein Ende.‘

Auch Bock ist noch in dem Glauben befangen, man müsse die von Dioskorides beschriebenen Pflanzen in Deutschland auffinden können: er gibt sich in dieser Hinsicht viele unnötige Mühe [2]. Sehr bemerkenswert ist, daß er die bisher übliche alphabetische Ordnung aufgibt und eine Art natürlichen Systems der Zusammenstellung zu Grunde legt. ‚Und hab‘, sagt er, ‚in gedachten Büchern diesen Prozeß und Ordnung gehalten, nemlich, daß ich alle Gewächs, so einander verwandt oder sonst etwas ähnlich sein und vergleichen, zusamen und doch unterschiedlich gesetzt, und den vorigen alten

[1] Meyer IV 307. Zacher (in der Zeitschr. für deutsche Philologie XII 206 f) rühmt Bocks Stil; Bock verdiene wohl, in der Literaturgeschichte unter den Prosaikern des 16. Jahrhunderts lobend erwähnt zu werden.

[2] Winkler, Gesch. der Botanik 76; vgl. Bischoff, Botanik 425.

Brauch und Ordnung mit dem ABC, wie das in den alten Kräuterbüchern zu ersehen, hindangestellt; dann die Gewächs nach dem ABC in Schrifften zu handeln gar ein große Ungleichheit und Irrung gebären, dann jeztundt muß man ein Kraut, bald nachher eine Stauden oder Baume dem ABC nach für die Hand nemen. Wie kann man die Gewächs, so offt einander nahe verwandt, wann sie in eine fremde Anordnung dem ABC nach gestellt, recht gründlich und eigentlich lernen erkennen, unterscheiden, oder aus einander lesen?'

Ein Verdienst Bocks ist, daß er zwei dem Mittelalter unbekannte Cerealien zum erstenmal gut beschrieben und ‚contrafaẏt' hat: das ‚Heidenkorn und das Welsch- oder Türkischkorn'. Von ersterem sagt er: ‚In den rauhen Sand-Gebürgen als Odenwald und Wasgau, da dies Korn gern und schnell aufwächset, zielen die Einwohner solche Frucht zum Viehfutter, darum daß es wohl speißt, und das Vihe redlich davon zunimpt, wiewohl die armen Leut auch Brot daraus bachen, und in sonderheit die Odenwälder; ist nunmehr an vielen Orten gemein zu Kaiserslautern und umb die Stadt Hagenau. Gibt auf der Mühlen schön weiß Mähl, sonderlich so es durch dem Beutel getrieben würdt.'

Wie gut Bock beobachtete, zeigt seine Beschreibung des Welschkorns. ‚Das größt und verborgen Geheimnuß der Natur an diesem Gewächs ist, daß die Ähren sich nicht, wie an einem andern Korn, befrüchtigen, sondern ein jeder knöpfechter Stamm stoßt zu den Seiten heraußer lange, dicke, kolbechte Ähren, mit vilen Fachen, deß Gras verschlossen, und mit dünnen Feldern eingewickelt; ein jeder Kolb so er emplößt ist, so hat er etwan acht oder zehn Zeilen mit hart zusammengedrungenen Körnern besezet in einer Ordnung. Die obersten Spizen der Fruchtkolben seẏndt mit reinem, zartem, langem Haar geschmücket, etlichs gäl, etlichs weiß, je nachdem die Frucht weiß oder rot ist; damit ja solche Fruchtkolben herrlich und wohl für den Vögeln und Gewürm behüt und beschirmet werden. Also wunderbarlich spilt und handelt Gottes Dienerin, die Natur, in ihren Werken, dessen wir uns billich verwundern müssen, und den ewigen, einigen Gott und Schöpfer in den Kreaturen, wie Paulus sagt, lernen erkennen. Welschkorn gibt schön weiß Mähl und süß Brodt, doch etlichermaßen eines frembden Geschmacks.'[1]

Ungemein reich ist das ‚Kräuterbuch' des fleißigen Elsässers an kulturhistorischen Bemerkungen. Von den welschen Bohnen bemerkt er: ‚Jederman weiß, daß diese Frucht nicht lang in Germania gewöhnet, sondern neulich darein kommen.' Auch der Spargel ist nach seiner Angabe ‚erst kürzlich wie andere Leckerbißlein ins Teutschland kommen'. Die Färberröte wurde damals

[1] Vgl. Kirschleger a. a. O. 234 ff 238 f.

so häufig in der Gegend von Straßburg und Speier gepflanzt, daß ‚die Äcker viel mehr die Wurzel Rödt dann Weytzen geben‘. Von den Traubensorten zählt Bock auf: ‚Muskateller, Traminer, klein und groß Fränkisch, Edel- oder Lautertrauben, Riesling wachsen an der Mosel und am Rhein, Hinschtrauben seind die gemeinsten, Drutscht- und Albich-Trauben wachsen im Gebürg und um das Gebürg bei Landau; um Dürkheim und Wachenheim findet man Harthinnsch, Frühschwarz oder Kleber zu Weißenburg; Gänsfüssel zu Neustadt; schwarz Lampers zu Kleeburg, dann Österreicher — wer will aber alle Geschlecht erzählen?‘ Unter dem Bilde des Rebstockes sieht man in Bocks ‚Kräuterbuch‘ links Noah trunken, rechts die drei Söhne, und auf der Abbildung des Kirschbaumes erblickt man eine das Obst pflückende Frau, während unten ein Kind die Früchte auffängt. Beim Wacholder fehlen die Krammetsvögel nicht. In den Binsen stolziert ein Storch, während sich im Wasser Frösche tummeln. Unter der Dattelpalme sieht man ein Eichhorn, in den Weiden ein Vogelnest, unter der Birke einen Besen, unter der Eiche Wildschweine, unter der Linde einen Bauerntanz, beim Maulbeerbaum die Geschichte von Pyramus und Thisbe (in der Tracht jener Zeit!); beim Feigenbaum versinnbildlicht eine sehr derbe Darstellung die Folgen zu reichlichen Genusses. An einigen Stellen macht Bock seinem Katholikenhasse Luft, so z. B. bei Beschreibung des Sevenbaumes in einem wüsten Ausfall gegen ‚die Meßpfaffen und alten Huren‘. Gleich unmotiviert ist bei der Schafmülle ein Angriff gegen die ‚ongeschlachten Barfüßer, so von der Welt kommen und doch die Welt nicht mehren‘, angebracht. Statt solcher Ausfälle würde der Verfasser besser getan haben, für gute Abbildungen zu sorgen. Diejenigen, welche er bietet, sind meist roh und mangelhaft [1].

Bocks Ausfälle gegen die alte Kirche waren um so weniger berechtigt, als die von den Religionsneuerern vorgenommene Aufhebung der Klöster der Wissenschaft großen Schaden zufügte. Ein anderer verdienter Botaniker jener Zeit, Leonhard Fuchs († 1566 als Professor in Tübingen) [2], gleichfalls Protestant, bewahrte sich die Unparteilichkeit und den offenen Sinn, dies deutlich auszusprechen. Mit bittern Worten beklagte er im Herbste des Jahres

[1] Treviranus 15.

[2] Über den unruhigen Lebenslauf von Fuchs vgl. Hizler, De vita et morte L. Fuchsii, Tubingae 1566. Sprengel III 262 f. Prantl I 162 f 197 f. Maier, Joh. Schenck 39 f. Riezler VI 458 f. Hirsch in der Allgem. deutschen Biographie VIII 169, wo jedoch die Abhandlung von Lorenz, De L. Fuchsio, Berolini 1846, fehlt. Sehr ausführlich auch Meyer IV 309 ff, freilich mit dem seltsamen Irrtum, Fuchs habe 1533 ‚auf Betrieb der den Protestanten in ihm verfolgenden Jesuiten die Stadt Ingolstadt verlassen müssen‘! Zacher (in der Zeitschr. für deutsche Philologie XII 207) wiederholt diese Behauptung.

1541 ‚die allgemeine Verwirrung, bei der alle Studien schutzlos daniederliegen‘. ‚Einst‘, sagte er, ‚wurden die Wissenschaften auf alle Weise gefördert; heute, wo sie so weit gefördert sind, schenkt ihnen fast niemand mehr Interesse, ja die von unsern Vorfahren gestifteten Studienanstalten werden zu andern, fernab liegenden Zwecken verwendet. Alle Welt weiß ja, daß die Klöster hauptsächlich dazu bestimmt waren, eine Stätte der Wissenschaft und schönen Künste, der Frömmigkeit und Enthaltsamkeit zu sein. Heutzutage sind sie nichts anderes als Nester für Ritter, Jäger und anderes schlimmes Volk. Deshalb ist zu fürchten, daß die Gottesgabe der Wissenschaft allmählich den Menschen entrissen werde und daß die frühere Barbarei zurückkehre.‘ [1]

Das große botanische Werk von Fuchs erschien zuerst im Jahre 1542 zu Basel in lateinischer Sprache. Bereits im nächsten Jahre folgte eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: ‚New Kreüterbuch, in welchem nit allein die gantz Histori, das ist Namen, Gestalt, Statt und Zeit der Wachsung, Natur, Kraft und Würkung des meisten Theils der Kreüter so in Teutschen und anderen Landen wachsen mit dem besten Fleiß beschrieben, sondern auch alle derselben Wurzel, Stengel, Bletter, Blumen, Samen, Frücht und in Summa die ganze Gestalt also artlich und kunstlich abgebildet und contrafayt ist, das desgleichen vormals nie gesehen noch an den Tag kommen durch den hochgelerten Leonhard Fuchsen der Artznei Doctorn und derselbigen zu Tübingen Lehern. Basel 1543.‘

In der Vorrede sagt Fuchs, sein lateinisches Werk habe er für Ärzte herausgegeben, sein deutsches aber nicht deshalb, ‚damit auch der gemein Mann kündte ihm selbert in der Not Artznei geben und allerlei Krankheit heilen (dann mir wohl bewußt, das vil mehr zu einem rechtschaffenen Arzt gehört, dann allein Kreüter und derselbigen Würkung erkennen und wissen)‘, sondern weil er für gut und nützlich befunden habe, ‚das die Kreüter nit allein von den Ärzten, sondern auch von den Leyen und dem gemeinen Mann in Gärten hin und wider fleißig gepflanzt und auferzogen werden, damit derselben Erkenntniß in Teutschen Landen dermaßen täglich wachs und zuneme, das sie nimmer in Vergessung möge gestelt werden. Darum hab ich‘, fährt er fort, ‚in dem Teutschen mich insonderheit beflissen, das die Ding, so dem gemeinen Mann zu wissen nit dienstlich noch nöthig sind, wurden ausgelassen und überschritten. Hergegen hab ich die Beschreibung der Gestalt aller Kreüter vil völliger gemacht und baß herausgestrichen, dann vormals in Latein geschehen, damit dieselbigen menigklich dermassen würden ingebildet, das sie

[1] Widmungsschreiben an den Benediktiner Nik. Buchner, Abt von Zwiefalten, in Claudii Galeni Pergameni de sanitate tuenda libri sex . . . annotationibus a Leonardo Fuchsio scholae Tubingensis professore . . . illustrati, Tubingae 1541.

fürhin nimmer in einerlei Vergessen kommen möchten.' Dementsprechend zerfällt jedes Kapitel in folgende Abschnitte: ,Namen. Geschlecht. Gestalt. Statt irer Wachsung. Zeit. Die Natur und Komplexion. Die Kraft und Würkung.'

Fuchs folgt in der Pflanzenbeschreibung meist wörtlich Bock, er übertrifft diesen aber durch seine ausgezeichneten Abbildungen [1]. ,In scharfen Umrissen sieht man bei ihm über 500 Pflanzenbilder, bei weitem die meisten nach musterhaften Exemplaren in solcher Stellung dargestellt, daß weder die Deutlichkeit und Naturtreue, die der Botaniker verlangt, der künstlerischen Auffassung, noch diese jener den mindesten Abbruch tut.' [2] An Anerkennung fehlte es Fuchs nicht; sein Werk ward in mehrere fremde Sprachen übersetzt, er selbst von Kaiser Karl V. durch Verleihung des Adels ausgezeichnet und sein Name in der Botanik durch die Gattung Fuchsia verewigt.

Wie die bisher genannten Botaniker, so widmete sich auch der begabte Valerius Cordus, ein Sohn des Euricius, zunächst der Erforschung der vaterländischen Pflanzenwelt; später aber ging er nach Italien, wo ein früher Tod seiner Tätigkeit ein Ziel setzte († 1544) [3]. Um die Herausgabe seiner wertvollen Forschungen erwarb sich hervorragende Verdienste ein Mann, der zu den größten Naturforschern und Gelehrten des 16. Jahrhunderts gehört: Konrad Gesner [4]. Im Jahre 1516 zu Zürich geboren als Sohn eines armen Kürschners, der mit Zwingli in der Schlacht bei Kappel seinen Tod fand, hatte er von früher Jugend an mit Armut und Not zu kämpfen. Ein Verwandter, der reformierte Prediger Johannes Frick, gab dem talentvollen Knaben die erste Anregung zu naturwissenschaftlichen Studien. Schon auf der Hochschule zu Bourges vertiefte sich Gesner in die Werke der griechischen

[1] Siehe Zacher a. a. O. 208 f.

[2] Meyer IV 315. Vgl. Winkler 78. Treviranus, Holzschnitt 13 f, der bemerkt: ,Das Werk von Fuchs machte Epoche in der Wissenschaft, indem die Holzschnitte desselben für die späteren Bildersammlungen weit mehr benutzt worden sind als die oft ebenso vorzüglichen, aber minder verbreiteten von Brunfels.'

[3] Siehe Th. Irmisch, Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, Sondershausen 1862, 10 ff. Über die Verdienste des Valerius Cordus für die Verbesserung der Pharmazie vgl. Haeser II 215 f. V. Cordus ward in der deutschen Nationalkirche dell' Anima zu Rom bestattet; s. seine Grabschrift bei Forcella, Iscrizioni di Roma III 454.

[4] Außer den Monographien von Hanhart (1824) und Lebert, Gesner als Arzt, Zürich 1854, vgl. noch Wolf, Biographien zur Kulturgesch. der Schweiz I, Zürich 1858, 15 ff; Allgem. deutsche Biographie IX 107 ff; Meyer IV 322 ff, und Jessen 178 ff. Merkwürdig ist, wie unwissend der sonst so gelehrte Gesner in der katholischen Theologie war. Einen schlagenden Beweis dafür liefert sein Schreiben an den Konvertiten und Botaniker Jakob Dalechamps, den er vergeblich wieder für den Protestantismus zu gewinnen suchte; s. Räß I 579 ff.

Ärzte und der botanischen Schriftsteller. Er besuchte dann noch die Universitäten Paris und Basel und folgte 1537 einem Rufe als Professor der griechischen Sprache an die neu gegründete Akademie in Lausanne. Hier war er eifrig schriftstellerisch tätig und beschäftigte sich namentlich mit botanischen Studien. Infolge derselben erwachte bei ihm die Neigung zum ärztlichen Berufe. Ein Reisestipendium seiner Vaterstadt ermöglichte ihm den Besuch der Universitäten Montpellier und Basel, wo er im Frühling 1541 den Doktorgrad erwarb. Darauf ließ er sich in Zürich als praktischer Arzt nieder und erlangte zugleich eine Professur der Philosophie; seine Besoldung war indessen so kärglich, daß er genötigt war, sich durch literarische Tätigkeit Geld zu verdienen. Er veröffentlichte eine Reihe philosophischer und philologischer Schriften, im Jahre 1545 ein allgemeines Schriftstellerverzeichnis, wodurch er sich einen guten Namen in der Gelehrtenwelt erwarb [1]. Reisen nach Frankfurt am Main, Venedig und Augsburg bereicherten seine Kenntnisse und vermehrten seine vielfachen literarischen Verbindungen. Letztere wurden so ausgedehnt, daß man sagen kann: fast alle bedeutenden Naturforscher und Ärzte jener Zeit standen zu Gesner in Beziehung. Im Jahre 1548 gab er eine Real-Enzyklopädie des menschlichen Wissens heraus, drei Jahre später den ersten Teil eines großen zoologischen Werkes. Die Vollendung desselben ward nicht bloß durch Gesners andauernde Kränklichkeit verhindert, sondern vor allem durch seine Armut. Obwohl er 1554 die Stelle eines Stadtarztes erhalten, blieb seine Lage eine sehr dürftige: 20 Gulden jährlich als Arzt, 80 als Professor, dazu einige Naturalien, das war sein ganzes Einkommen [2]. Um so bewunderungswürdiger ist, daß der für seine Wissenschaft begeisterte Mann doch noch Mittel erübrigte, um durch geschickte Maler zahlreiche Pflanzenzeichnungen anfertigen zu lassen; er führte dabei genaue Aufsicht, daß die Künstler nicht nach Gutdünken arbeiteten, sondern sich in allen Stücken aufs strengste an die Natur hielten [3]. Ein Brief an Bullinger bewirkte im Jahre 1558 eine Verbesserung der Stelle Gesners; in demselben Jahre erhielt er auch die Professur der Naturwissenschaften. Nun konnte er sich neben seinem kleinen, mit seltenen Alpenblumen und ausländischen Pflanzen angefüllten Garten noch einen zweiten, größeren anlegen; hier zog und beobachtete er die seltenen Gewächse, welche ihm seine gelehrten Freunde aus der Heimat, aus Deutschland, Italien und Frankreich zusandten. Außer philologischen, theologischen und medizinischen Schriften war der Rastlose ebenso eifrig mit botanischen und zoologischen Arbeiten beschäftigt. Im Jahre

[1] ‚Noch heute', urteilt Ebert (Allgem. bibliographisches Lexikon 672), ist Gesners Arbeit ‚eine reiche, noch bei weitem nicht erschöpfte und sehr oft um vieles sicherere Quelle als die Werke späterer Bibliographen'. Vgl. Hanhart 113 ff.

[2] Allgem. deutsche Biographie IX 112. [3] Treviranus 17 u. 23.

1559 reiste er zum Reichstage nach Augsburg, um dort dem Kaiser Ferdinand, dem er das vierte Buch seines zoologischen Werkes gewidmet hatte, vorgestellt zu werden. Der Kaiser, der sich für Naturgeschichte interessierte, unterhielt sich länger als eine Stunde mit dem gelehrten Manne und entließ ihn mit der Versicherung seines huldreichen Wohlwollens. Auch später hatte sich Gesner der kaiserlichen Gunst zu erfreuen. Aber schon waren seine Körperkräfte durch Entbehrungen und Arbeit erschöpft. Bereits im Jahre 1563 schrieb er seinem Freunde Kentmann: ‚Wenn du meine Gestalt sähest, so würdest du ein Bild des Todes an mir erblicken.‘ Trotzdem schonte er sich nicht: nach wie vor wurde selbst ein Teil der Nacht dem Studium gewidmet. Im Jahre 1564 kam er bei Behandlung der Pestkranken wiederholt in große Gefahr; im folgenden Jahre raffte die tückische Krankheit den bis zuletzt mit seinem großen Pflanzenwerke eifrig Beschäftigten dahin (13. Dezember 1565). Sein Schüler Kaspar Wolf, dem er die Vollendung seines botanischen Werkes übertragen, zeigte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er verkaufte Gesners botanischen Nachlaß für 175 Gulden an Joachim Camerarius den Jüngeren in Nürnberg. Aber auch dieser wurde mit der Ergänzung und Vollendung der großen Arbeit nicht fertig: erst 150 Jahre nach dem Tode des Verfassers gelangte dieselbe zum Druck[1].

Gesners Bedeutung als Botaniker besteht darin, daß er dem bisher fast ganz vernachlässigten Bau der Blüten und Fruchtteile seine Aufmerksamkeit zuwandte, dieselben mehrfach abbildete und ihren hervorragenden Wert für die Bestimmung der Verwandtschaft erkannte[2]. Noch größer aber sind die Verdienste des Schweizer Gelehrten um die bisher fast ganz vernachlässigte Zoologie. Sein Streben war hier, in einem umfangreichen Nachschlagewerke alles zusammenzufassen, was man nur irgend von den Tieren wußte. ‚Wie schwer und langweilig es ist‘, bemerkt Gesner selbst, ‚die Werke der verschiedenen Autoren unter sich zu vergleichen, so daß alles in eine einheitliche Form komme, nichts übersehen und nichts wiederholt werde, kann nur der verstehen, welcher es versucht hat. Ich habe gesucht, es so sorgfältig zu machen, daß man auf andere Schriftsteller über dieselben Dinge nicht mehr zurückzugehen nötig haben wird, sondern überzeugt sein kann, in einem Bande alles darüber Geschriebene, gleichsam in *einem* Buche eine ganze Bibliothek zu besitzen.‘

Dieses Ziel hat Gesner erreicht. Seine Geschichte der Tiere, fünf Folianten füllend, ist eine Riesenleistung, durch welche der Zoologie ganz neue

---

[1] Vgl. *Hanhart* 291 ff.

[2] *Sachs*, Gesch. der Botanik 21; vgl. *Jessen* 201 ff; *Reeß*, Pflege der Botanik 5 f, und *Bruhin* im Bericht der St Gallischen naturwissenschaftl. Gesellsch. 1865, 18 f. Über Gesners große Verdienste für den Pflanzenholzschnitt s. *Treviranus* 16 ff.

Bahnen gewiesen wurden. Zum erstenmal sind hier auf Grund guter Beobachtungen von einem wirklich naturhistorischen Standpunkte aus die damals bekannten Tierformen geschildert: im ersten Bande die Säugetiere, im zweiten die eierlegenden Vierfüßer, im dritten die Vögel, im vierten die Fische und Wassertiere; der fünfte Band, welcher die Schlangen und die Insekten behandeln sollte, erschien unvollendet nach dem Tode des Verfassers. Ein besonderes Verdienst der Gesnerschen Naturgeschichte besteht auch in der Einführung guter Abbildungen. Will man den Fortschritt hier ganz erkennen, so muß man die bisherigen vollständig ungenügenden Versuche in Rechnung ziehen [1].

Zoologe und Botaniker wie Gesner war auch der Niederländer Karl Clusius, jedoch kamen die Leistungen dieses Forschers mehr der Botanik zu Gute, wie denn überhaupt die Pflanzenkunde im 16. und 17. Jahrhundert ungleich mehr gepflegt wurde als die Tierkunde. Ein gewiegter Fachmann urteilt über diesen vielseitigen Gelehrten: keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen habe die Pflanzenkunde mit neuen Entdeckungen mehr bereichert, seine Entdeckungen genauer beschrieben und untersucht als er [2].

Clusius machte in den Jahren 1564—1565 als Begleiter der Grafen Fugger eine Reise durch die den damaligen Botanikern noch fast ganz un-

---

[1] Carus, Gesch. der Zoologie 277 f 283. Vgl. ebd. 310 ff auch über die biblische Zoologie jener Zeit, besonders über das Biblische Tierbuch des H. H. Frey (Leipzig 1595) und die Historia animalium sacra (Wittenberg 1612) des Wittenberger Theologieprofessors Wolfgang Franz. Hier erscheint unter den geschilderten Tieren sowohl der Phönix als der Drache. Der Drache wird näher geschildert: er hat drei Reihen Zähne in jeder Kinnlade; einige Drachen sind ungeflügelt, andere haben Flügel, aber nicht mit Federn, sondern nur mit flossenartigen Hautfalten. Dann fährt der Verfasser fort: ‚So viel nun von den natürlichen Drachen. Der Hauptdrache ist der Teufel' usw. Zu erwähnen ist noch, daß Georg Hoefnagel in Augsburg dem Kaiser Rudolf II. gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein naturhistorisches Bilderwerk in vier Bänden in Miniatur malte, für das er die hohe Summe von 1000 Gulden erhielt. Das Werk befindet sich jetzt in Augsburg (s. Blätter für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., II [1868] 37). — Über die zoologischen Untersuchungen des Nürnberger Arztes Volcker Koiter († 1590) s. Hirsch, Gesch. der Medizin 36 f.

[2] Meyer IV 354. Über Clusius als Zoologen s. Carus 323 f. Über das Leben und Wirken dieses großen Gelehrten vgl. Meyer IV 350 ff; Neilreich, Gesch. der Botanik in Niederösterreich, in den Verhandlungen des Zoologisch-botanischen Vereins in Wien V 22 ff; Morren, Charles de l'Ecluse, sa vie et ses oeuvres, Liège 1875; Aschbach III 347 ff, und namentlich eine Anzahl von Aufsätzen Reichardts in den Blättern für Landeskunde von Niederösterreich II (1866) 33 ff; IV (1868) 72 ff. S. auch Pluskal, Zur Geschichte der Pflanzenkunde in Mähren, in den Verhandlungen der Zoologisch-botanischen Gesellsch. 1856, 363; Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins VI (1875) 59 ff, und Knuth, Gesch. der Botanik in Schleswig-Holstein, Kiel 1892, 9 f.

bekannte Pyrenäische Halbinsel. Seine wissenschaftliche Ausbeute legte er in einem eigenen Werke nieder, das im Jahre 1576 erschien. Die beigefügten Holzschnitte gehören zu den schönsten, welche man bis dahin gesehen hatte[1]. Drei Jahre vorher war Clusius von Maximilian II. als Hofbotaniker nach Wien berufen worden. Während seines langen Aufenthaltes in der Kaiserstadt durchstreifte der unermüdliche Forscher den größten Teil von Niederösterreich und bereiste die Alpenländer und die noch nicht der Türkenherrschaft unterworfenen Gebiete von Ungarn und Kroatien. Viele der auf seinen Wanderungen gefundenen Pflanzen brachte Clusius nach Wien und kultivierte sie in seinem eigenen Garten wie in demjenigen seines Freundes, des Arztes und Professors Aichholz[2]. Clusius war der erste, welcher in Wien die Centifolie, die Roßkastanie und die Kartoffel zog. Seine botanischen Forschungen über die österreichischen Pflanzen faßte er in einem Werke zusammen, das im Jahre 1583 herauskam. Die hier gegebenen Pflanzenbeschreibungen sind meisterhaft und durch beigefügte Holzschnitte erläutert[3]. Vier Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes siedelte der Verfasser von Wien nach Frankfurt am Main über. Von hier aus trat er in enge Beziehungen zu dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen.

Dieser für die Wissenschaft begeisterte Fürst hatte eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, namentlich für die Pflanzenkunde. Schon von Wien aus hatte ihm Clusius wiederholt seltene Samen und Gewächse verschafft.

---

[1] Treviranus 35.

[2] Über den Garten des Wiener Professors Aichholz vgl. auch Nachträge zu Aschbach I, 1, 21—23.

[3] Siehe Reichardt in den Blättern für Landeskunde von Niederösterreich II 37. Mit Clusius befreundet waren eine Anzahl von Gelehrten, die sich ebenfalls große Verdienste um die Botanik erwarben. So Rembertus Dodonäus, kaiserlicher Leibarzt unter Maximilian II. und Rudolf II., † 1585 (vgl. v. Meerbeeck, La vie et les ouvrages de Remb. Dodon, Malines 1841; Roentzen, Dodonäus' Leben und Schriften, Würzburg 1842; d'Avoine, Remb. Dodon, Malines 1850; Meyer IV 340 f; Treviranus 26 ff), und Matthias Lobelius, † 1616 (s. Meyer IV 358 f; Sachs 34 f, und Treviranus 29 ff über die Verdienste des Lobelius um den Pflanzenholzschnitt). Leibarzt Maximilians II. (vorher des Erzherzogs Ferdinand von Tirol) war gleichfalls ein Botaniker, P. A. Mathiolus, † 1577 (nicht 1574, wie Hirn I 362 angibt) in Trient, wo man im Dome sein schönes Grabmal sieht (s. Tiraboschi, Lett. ital. VII, 2, 2 f; Meyer IV 366 f; Treviranus 22 f, der die Abbildungen des Mathiolus tadelt, und Ambrosi im Archivio Trentino 1882). Von den Freunden des Clusius ist hier noch zu nennen Jakobus Theodorus Tabernämontanus, Professor und Leibarzt zu Heidelberg, wo er 1590 (nicht 1559, wie Hautz II 145 angibt) starb. Tabernämontanus war ein Schüler des Bock; über seine botanischen Schriften s. Pritzel, Thesaurus 311. Vgl. außerdem Hautz a. a. O.; Bischoff, Botanik 430 f; Fraas, Gesch. der Landbauwissenschaft 34 f; Treviranus 38 f und Zeitschr. für deutsche Philologie XII 210 f.

Am 5. Februar 1576 übersandte Wilhelm IV. seinem botanischen Freunde einen goldenen Becher, weil er ihm ‚schon zu etzlichen malen aus bevehl der kayserlichen Majestät nicht allein allerlei gute Samen zur Zierung seines Gartens, sondern auch ein fein eigentlich Registerlein, wie dieselbigen Samen eine jede Art zu seiner rechten Zeit geseet werden sollen‘, zugeschickt habe[1].

Seit der Übersiedelung des Clusius nach Frankfurt wurden seine Beziehungen zu dem hessischen Landgrafen noch enger. Durch einen Jahrgehalt setzte jetzt Wilhelm IV. den berühmten Botaniker in den Stand, ganz der Wissenschaft zu leben. Daneben hatte der Landgraf offenbar die Absicht, mit Hilfe von Clusius seine botanischen Kenntnisse zu erweitern, vor allem seine Gärten mit seltenen Pflanzen zu bereichern. Über manche Ansichten seines fürstlichen Gönners mochte freilich Clusius lächeln, denn auch in naturwissenschaftlichen Dingen war Wilhelm IV. noch stark in den seltsamsten Vorstellungen befangen. Schrieb er doch im Jahre 1578 einem Naturkundigen, ‚er habe es bisher für ein Fabelwerk gehalten, daß ein Basilisk von einem Hahnenei geboren werden könnte, wünsche aber, weil neulich ein alter großer Hahn nach langem Brüten und Gackern ein großes, kugelrundes Ei gelegt und ein Hund, der von jenem Hahn gefressen, daran gestorben sei, sein Urteil zu wissen‘[2]. In andern Punkten aber war der hessische Landgraf seinen Zeitgenossen vorangeeilt. So sprach er den Satz aus, daß es kein chemisches Präparat gebe, durch welches geringere oder unreine Metalle in Gold verwandelt werden könnten. ‚Substantias metallorum et creaturarum zu verändern, ist keines Menschen, sondern allein Gottes Werk, derowegen wer solche Dinge zu tun vorgibt, der ist ein Lügner.‘[3] In der Mathematik und Astronomie besaß Wilhelm IV. solche Kenntnisse, daß man ihn zu den Gelehrten dieser Fächer rechnen muß. Was er hier geleistet, hat erst eine spätere Zeit anerkannt. Groß sind auch seine Verdienste um die Pflanzenkunde; ist er doch wahrscheinlich der erste deutsche Fürst, welcher einen Garten anlegte, den man in gewisser Hinsicht als einen botanischen bezeichnen kann. Dem leidenschaftlichen Pflanzenfreunde genügten seine Gärten in Kassel, Marburg, Eschwege, Rotenburg und Rheinfels nicht. Aus diesem Grunde ließ er in den Jahren 1568 und 1569 in Kassel unterhalb des Residenzschlosses an der Fulda einen sehr ausgedehnten neuen Garten einrichten. Derselbe bildete ein Rechteck und nahm den größten Teil des Geländes im gegenwärtigen Aupark unterhalb des Orangeriegebäudes ein. Hier ‚kultivierte der Landgraf die mannigfaltigsten in- und ausländischen Gewächse und wirkte für deren

[1] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 15.

[2] Rommel, Gesch. von Hessen V 768 A. 263. Vgl. Gräße, Beiträge zur Literatur, Dresden 1850, 59—60.

[3] Rommel V 774.

Verbreitung in weiten Kreisen; besonders machte er hier seine Versuche mit neu entdeckten Pflanzen, die ihm bei seiner ausgedehnten Bekanntschaft in der botanischen Welt alsbald von allen Seiten mitgeteilt wurden. Er stand mit Botanikern von Fach und botanischen Reisenden in Verbindung, unterhielt mit den ausgezeichnetsten Gartenbesitzern in der Nähe und Ferne Tauschhandel mit Samen und Gewächsen, ließ junge Leute auf seine Kosten ausbilden und schickte dieselben zu diesem Zwecke ins Ausland.' So den Johann Albert Hyperius aus Marburg, der im Jahre 1584 beauftragt wurde, Bäume, Pflanzen und Samen aus Italien nach Kassel zu bringen, dann aber gleich wieder ‚hinein ziehen sollte, um seine Studia zu kontinuieren' [1].

Der Garten Wilhelms IV. war in gewissem Sinne ein botanischer, aber zugleich ein Lustgarten. Ein hessischer Chronist schreibt von demselben, er sei ‚voll schöner Gewächse, Baumfrüchte, Hütten, Gängen und sehr artiger Springbrunnen und Wasserkünste'; es sei ‚darin auch ein absonderliches Haus, so man jährlich zu gewissen Zeiten ablegen und wieder aufbauen kann, worin die Menge stattlicher tragbarer Feigen-, Pomeranzen-, Zitronen-, auch Lorbeerbäume gefunden werden'. Mit welchem Eifer Wilhelm IV. auf den Bezug auswärtiger Sämereien und Gewächse bedacht war, zeigt sein Briefwechsel. So bestellte er z. B. im Jahre 1562 bei den Thurisanern in Nürnberg Pomeranzen-, Limonien-, Zitronen-, Myrten- und Adamsapfelbäumchen, ‚welche sie am Gartensehe (Gardasee) zu Tusculano bei Feliciano Colosino kaufen sollten'. Selbst politische Agenten erhielten derartige Aufträge. War Wilhelm IV. von Kassel abwesend, so mußten ihm seine Beamten genau über den Stand seines geliebten Gartens berichten. Eine ganze Reihe von deutschen Fürsten erbat sich aus dem ‚weitberühmten' Garten zu Kassel Samen und Gewächse. So Landgraf Ludwig von Hessen-Marburg; Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt; Joachim Friedrich, Erzbischof zu Magdeburg; Graf Friedrich von Mömpelgard; Georg Ludwig, Landgraf zu Leuchtenberg; Graf Hermann von Neuenar und Kurfürst Christian von Sachsen. An Letzteren schrieb Wilhelm IV. am 10. März 1591: ‚Wir überschicken auch E. L. unter anderm ein gewechße, so wir vor wenig Jahren aus Italia bekommen, und Taratouphli genannt wird. Daßelbige wechst in der erden und hat schene Blumen guts geruchs, und unden an der wurtzeln hat es viele tubera henden, dießelbige wenn sie gekocht werden, seind sie gar anmuthig zu eßen; man muß sie aber erstlich in waßer uffsieden lassen, so gehen die obersten Schalen ab, darnach thut man die Bruhe darvon und seudt sie in

[1] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 3 u. 20 f. Diesseits der Alpen hatte die erste Anregung zur Anlage eines botanischen Gartens Konrad Gesner gegeben, war damit aber in Zürich nicht durchgedrungen. Vgl. seine Eingabe an den Bürgermeister und Rat bei Hanhart 212 f.

Butter vollends gahr.' Wiederholt bat sich der gelehrte Landgraf über neue Gewächse die Ansicht der sachkundigen Professoren der Universität Marburg aus [1].

In regem brieflichen Verkehr wegen Erwerbs und Tausches von Samen und Pflanzen stand Wilhelm IV. auch mit dem Nürnberger Stadtarzt Joachim Kamerer, latinisiert Camerarius († 1598). ,Eine große Liebe zu den Pflanzen, worin Cordus, Vater und Sohn, seine Vorbilder waren, ein eigener Garten, um sie zu jeder Zeit vor Augen zu haben, eine bedeutende Sammlung von getrockneten Pflanzen, die Camerarius selber in ihrem Leben beobachtet, Kenntnis vom klassischen Altertume sowie von der Kunst, so die Umgebungen seiner Vaterstadt, seine Lehrer, seine Reisen ihm hatten einflößen müssen, seine Wohlhabenheit, um Künstler bezahlen zu können: alles dies und ähnliches ließ von ihm Abbildungen erwarten, vollkommener, als man sie bisher gekannt.' Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die Holzschnitte von Pflanzen, welche der Nürnberger Gelehrte in seinen botanischen Werken, namentlich in seinem ,Medizinisch-botanischen Garten' (Frankfurt 1588) gab, sind die schönsten, welche bisher ans Licht getreten waren [2].

Camerarius erwarb sich auch Verdienste durch Herausgabe botanischer Werke anderer Forscher. So verdankt man ihm das Erscheinen der ,Sylva Hercynia' des Nordhauser Arztes Johann Thal († 1583), ,der ältesten, verhältnismäßig vollständigen, in den Einzelheiten überaus sorgfältigen Aufzählung und Schilderung eines Lokalflorenbestandes'. Wenn Camerarius auch nicht der erste ist, der nach italienischer Sitte in Deutschland einen botanischen Garten anlegte [3], so war sein Garten doch einer der schönsten und reichsten im ganzen Reiche. Man sah hier unter andern Seltenheiten die mittelamerikanische Tabakspflanze, von der Camerarius berichtet: ,Die Indianer lassen den Rauch von den Blettern in sich gehen, und erquicken sich damit in großer Arbeit, solches macht sie etwas fröhlich, ist derowegen nicht von allen, sonderlich müssigen Leuten zu gebrauchen, dann ich gesehen, daß es mehr geschadet dann genutzt hat. Man machet daraus etliche köstliche Wundsalben, die sonderlich zu dem Krebs gut seindt, item ein Öl und anderes mehr.' [4]

---

[1] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 3 7 ff 11 f 19 ff.

[2] Treviranus 41 ff 46 f. Über Camerarius vgl. Adam, Vitae Med. 344 f, und Irmisch, Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, Sondershausen 1862, 39 ff.

[3] wie Reeß (Pflege der Botanik in Franken 6) angibt. Hier sind S. 36 ff 18 Briefe Wilhelms IV. an Camerarius abgedruckt.

[4] Schwertschlager 50 A. 1. Ein Beispiel, wie auch sonst damals der Tabak als das größte Heilmittel gepriesen wurde, bei Fraas, Gesch. der Landbauwissenschaft 53.

Von sonstigen berühmten Privatgärten jener Zeit, die man in gewisser Hinsicht wohl als botanische bezeichnen kann [1], hebt Konrad Gesner in seiner Schrift ‚Über die deutschen Gärten‘ folgende hervor: diejenigen des Aretius zu Bern, des Cordus zu Marburg, des Curtius zu Lindau, des Leonhard Fuchs zu Tübingen, des Minkel zu Straßburg, des Scholz zu Breslau und des Zwinger zu Basel [2]. Anderweitig werden noch erwähnt die Gärten des Christoph Leuschner zu Meißen, des Stadtschreibers Renward Cysat zu Luzern, des Rudolf Schlick in Kaufbeuern, des Clusius und Aichholz zu Wien. Die zuletzt genannten Forscher hoben bei ihren Alpenwanderungen ganze Stöcke der schönstblühenden Alpinen aus, um sie in ihren Gärten anzupflanzen; andere Alpenpflanzen zogen sie aus Samen, den sie bei ihren Bergpartien sorgsam auflasen. Clusius beklagt es, daß trotz aller Sorgfalt ein Teil dieser Kulturen nach einem oder zwei Jahren wieder zu Grunde ging oder verkümmerte. Die auch im Tale gut gedeihenden Alpinen suchte er in den Wiener Gärten als Zierpflanzen einzubürgern [3].

Die Angaben über die ältesten botanischen Universitätsgärten Deutschlands bedürfen noch sehr einer kritischen Sichtung. Gewöhnlich werden als die ältesten genannt diejenigen von Leipzig (1579 oder 1580), Breslau (1587), Basel (1588) und Heidelberg (1593); es ist jedoch noch keineswegs ausgemacht, ob dieselben jenen Ruhm wirklich beanspruchen können. Sicher ist jedenfalls, daß, wie die botanischen Gärten überhaupt, so auch die Universitätsgärten nur ganz allmählich aus Pflanzstätten für Arzneigewächse zu

[1] In dieser Beziehung sagt Schwertschlager (Der botanische Garten 5) bei Besprechung der Gärten italienischer Gelehrten und desjenigen des J. Camerarius sehr richtig: ‚Die Mehrzahl dürfte den vorwiegenden Zweck erreicht haben, arzneiliches Material zu liefern; einige jedoch kultivierten Pflanzen in größerer Auswahl und zu physiologischen Versuchen, und diese verdienen den Namen botanischer Gärten, wenn auch mit der Einschränkung, daß es sich hier nicht um öffentliche und zum Unterricht bestimmte Institute handelte, also nicht um botanische Gärten im heutigen Sinne.‘

[2] Gesner unterscheidet folgende Arten von Gärten: 1. Nutzgärten, 2. Medizinalgärten, 3. mannigfaltige Gärten mit Heilpflanzen und andern seltenen Pflanzen, 4. elegante, welche nur zur Zierde dienen, mit Lauben, Lusthäusern und Irrgärten, 5. Prachtgärten mit großen Gebäuden, Teichen, künstlichen Hügeln usw. De hortis Germaniae als Anhang zu Val. Cordus, Annotationes in Pedacii Dioscoridis de medica materia, Argentorati 1561, fol. 237^b f 248. Vgl. Jessen, Botanik 251.

[3] Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins VI (1875) 45 f. Hier auch über die Gärten des 15. und 16. Jahrhunderts; vgl. dazu A. Kaufmann, Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance, Berlin 1892. Über Cysats Garten vgl. Jahrbuch für Schweizer Gesch. XIII 170; XX 6 f. Über den botanischen Garten in Meißen im 16. Jahrhundert s. Mitteil. des Vereins für Geschichte Meißens IV 45 f. Kulturhistorisches über Blumenzucht auch bei Schultz, Häusliches Leben 46 f.

übersichtlichen Darstellungen des ganzen Pflanzenreiches sich entwickelten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß es in Heidelberg ein Professor der Medizin war, welcher den Garten anlegte [1]. Auch der Breslauer Garten verdankt seine Gründung einem Mediziner, dem als Arzt berühmten Lorenz Scholz. Hier machte der schlesische Plinius Kaspar Schwenkfeld († 1609) seine Studien. Pflanzen, die damals noch außerordentlich selten waren, wurden hier mit Erfolg gezogen; so die erst im Jahre 1561 nach Europa gekommene Agave, die Tulpe, der Kürbis, der rot wie der gelb blühende Tabak, endlich die Kartoffel [2].

Gleichfalls ein Mediziner, der Professor Ludwig Jungermann, ein Neffe des Camerarius, zuerst Professor in Gießen, dann in Altorf († 1653), war es, der im Jahre 1609 in Gießen, im Jahre 1626 in Altorf einen botanischen Universitätsgarten gründete. Wahrscheinlich beteiligte sich dieser Gelehrte auch an der Anlage des botanischen Gartens in Eichstätt durch den hochgebildeten, für Wissenschaft und Künste begeisterten Fürstbischof Johann Konrad von Gemmingen; die wichtigste Rolle hierbei aber fiel den Nürnbergern Joachim Camerarius und Basilius Besler zu. Letzterer, ein Apotheker, stand auch mit Karl Clusius in Verbindung [3].

Der botanische Garten des Eichstätter Fürstbischofs, dessen Einrichtung im Jahre 1597 begonnen wurde, lag im Halbkreis um die Willibaldsburg innerhalb der Befestigungswerke. Derselbe bestand ursprünglich aus etwa acht unregelmäßig neben- und übereinandergelegenen Terrassengärten; jede dieser Abteilungen hatte einen besondern Gärtner, welcher auf die Pflege der ihm unterstellten Gewächse eingeübt und für dieselben verantwortlich war. Eine beträchtliche Zahl von Zierpflanzen wärmerer Gegenden stand in Töpfen

---

[1] Siehe Hautz II 144 f; Kerner, Die botanischen Gärten 17 f; Becker, Gesch. der medizinischen Fakultät in Heidelberg, Heidelberg 1876, 13; Puschmann, Medizinischer Unterricht 269, vgl. 339; Saint-Lager, Hist. des Herbiers 13; Heß, K. Bauhin 47 f; Schwertschlager 4. ‚Der Einfluß dieser Gärten auf die Wissenschaft', sagt Jessen (Botanik 191), ‚lag zunächst nicht so sehr darin, daß die Pflanzenkenntnis in dem großen Kreise der Mediziner sehr bedeutend gehoben ward, als vielmehr darin, daß das Studium der Pflanzen von der Buchgelehrsamkeit auf die Untersuchung und Unterscheidung der lebenden Pflanzen überging, und ferner darin, daß nunmehr jede Universität einen Mittelpunkt für die Erforschung der Landesflora darbot.' Vgl. auch Gr. Kraus, Geschichte der Bevölkerung der botanischen Gärten, in dessen: Der botanische Garten der Universität Halle, Leipzig 1894, 2. Heft, 83 ff; S. 85 ff über Gesners Horti Germaniae sowie Untersuchungen über die Zeit der Einführung der in den botanischen Gärten vorkommenden Pflanzen.

[2] Grünhagen, Gesch. Schlesiens II 391. Vgl. F. Kohn, Dr Laurentius Scholz von Rosenau, ein Arzt und Botaniker der Renaissance, 1890.

[3] Schwertschlager 6—7. Zu Freiburg im Breisgau ward im Jahre 1620 ein botanischer Universitätsgarten gegründet. Schreiber, Universität Freiburg II 147.

und Kübeln an andern Orten, auf Mauern und den niedrigen Dächern von Wallgängen. Für die sehr großen Pflanzen heißer Klimate, z. B. für Kaktusarten, waren besondere Treibhäuser errichtet. Eine vom Fürstbischof eigens erbaute Wasserleitung sorgte für das Lebenselement dieses kleinen Paradieses. Die Zeitgenossen heben besonders die schöne Ordnung hervor, in welcher hier die Blumen gleicher Sippe zusammen gepflegt wurden. Dabei waren vortrefflich die Existenzbedingungen der einzelnen Pflanzenfamilien berücksichtigt; so war der sonnigste Teil, der sog. hintere Schloßgarten, für die Nelkenkultur und die Kakteen bestimmt. Über den Reichtum des Gartens, der auch viele südeuropäische und tropische Pflanzen barg, unterrichtet eingehend das von Besler 1613 herausgegebene botanische Prachtwerk: ‚Eichstätter Garten, oder sorgfältige und genaue Abbildung und naturgetreues Konterfei sämtlicher Pflanzen, Blumen und Sträucher, welche aus verschiedenen Erdteilen mit besonderem Eifer zusammengebracht worden sind und in den hochberühmten, die dortige bischöfliche Burg umgebenden Pflanzengärten zurzeit gesehen werden.‘ Aus diesem mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Werke ersieht man, welch verhältnismäßig große Zahl von Medizinal-, Nutz- und Zierpflanzen der reiche und für die Natur begeisterte Fürstbischof ‚für das Studium und die Bequemlichkeit der Botaniker‘ gesammelt hatte. Besonders bemerkenswert ist dabei das Bestreben, eine Sammlung der seltensten exotischen Ziergewächse zur Schau zu stellen. Konrad von Gemmingen hatte diese kostbaren Pflanzen vorwiegend aus Antwerpen, Brüssel und Amsterdam bezogen. Neben Orangen-, Zitronen- und Granatbäumen sah man hier den wilden Jasmin, die amerikanische Agave, die Papageifeder, die Wunderblume, den spanischen Pfefferbaum, die Kartoffel, drei Arten Tabak, außerdem die herrlichsten Rosen, Hyazinthen, Narzissen, Orchideen, Anemonen, Lilien, namentlich zahlreiche Tulpensorten. Die Not des Dreißigjährigen Krieges hat leider dieser ganzen Herrlichkeit ein frühes Ende bereitet [1].

---

[1] Obiges ist den überaus sorgfältigen Forschungen von Schwertschlager (7 ff 11 ff 28 ff 38 ff) entnommen. Vgl. auch Reeß, Pflege der Botanik 7, Mitteilungen aus dem Germanischen Museum I 57; Peters I 100, und Schultz, Häusliches Leben 46 f, wo die hier von mir bereits 1894 gemachten Angaben übersehen sind. Keinen wissenschaftlichen Charakter hatten die zahlreichen Gärten der meisten deutschen Fürsten und Großen: sie dienten aber mittelbar der Botanik, da Ruhmsucht und Liebhaberei sehr bald die prachtvolle Flora überseeischer und tropischer Länder in denselben einbürgerten. Obenan stehen hier die Rothschilde jener Zeit: die Fugger. Vgl. Kaufmann, Gartenbau 40 f. Über die Gartenanlagen des 16. und 17. Jahrhunderts siehe auch Lübke, Gesch. der deutschen Renaissance 212—216. Über den Garten des Erzherzogs Ferdinand zu Ambras: Hirn II 422 f, über denjenigen Maximilians II.: Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins VI 50. Bei dem Kurfürsten August von Sachsen und seiner Gemahlin erhielt die Neigung zum Anbau

Wie die botanischen Gärten, so wurden auch Sammlungen getrockneter Pflanzen zu wissenschaftlichen Zwecken zuerst in Italien angelegt. Der erste, welcher in Deutschland sich dieses für die Botanik so außerordentlich wichtigen Hilfsmittel bediente, war der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf († 1596)[1].

Sein Herbarium füllt drei Bände; in den beiden ersten sind die Pflanzen vereinigt, welche er 1560—1563 in Frankreich und der französischen Schweiz gesammelt hatte. Der dritte enthält die Ausbeute einer im Jahre 1563 unternommenen Reise nach Ober- und Mittelitalien und der Schweiz, während in dem vierten jene ‚frembden Kreuter aufgeleimbt' sind, welche Rauwolf von seiner großen orientalischen Reise mitgebracht hatte. Eine Beschreibung dieser Fahrt, welche er im Mai 1573 antrat, erschien zehn Jahre später unter dem Titel: ‚Leonharti Rauwolfen, Arztnei Doctorn und bestallten Medici zu Augsburg Aigentliche Beschreibung der Raiss, so er vor dieser zeit gegen Auffgang in die Morgenländer, fürnehmlich Syriam, Judaeam, Arabiam, Mesapotamiam, Babyloniam, Assyriam, Armeniam ꝛc. nicht ohne geringe Mühe unnd grosse gefahr selbs vollbracht: neben vermeldung etlicher mehr gar schön fremden und aussländischen Gewächsen samt iren mit angehemckten lebendigen contrafacturen und auch anderer denckwürdiger sachen, die alle er auf solcher erkundigt, gesehen und observiret hat.'[2]

Einen besondern Namen trägt die trefflich erhaltene Sammlung Rauwolfs nicht, sie führt vielmehr die Aufschrift: ‚Kreutterbuech darein vil schöne und frembde Kreutter durch den hochgelehrten Herrn Leonhard Rauwolf der Arzney Doctorn und der Stadt Augspurg bestallten Medicum gar fleissig eingelegt und aufgemacht worden. Welche er nit allein in Piemont umbt Nissa und in der Provincia umb Marsiglia sonder auch in Syria an dem Berge Libano, auch durch Arabiam neben dem Fluesz Euphrate in Chaldea Assyria Armenia Mesopotamien und andern Orten in seinen mit Gottes hilff vollbrachten dreijarigen Rayzen mit groszer Muehe arbeit gefehrlikkhait und

---

von Gewächsen aller Art eine wissenschaftliche Färbung und steigerte sich zu einem Studium der einzelnen Pflanzen und deren Brauchbarkeit zu den Zwecken der Heilkunde. Falke, Kurfürst August 118.

[1] Vgl. Saint-Lager, Histoire des Herbiers 30 ff 69 ff. Die Sammlung von Rauwolf (vgl. über ihn Bettelheim, Biographische Blätter 1, und Hantzsch, Deutsche Reisende im 16. Jahrhundert, Leipzig 1895, 129 f) hatte merkwürdige Schicksale. Bis zur Schwedenzeit blieb sie in Augsburg, kam dann an die Königin Christine, welche das Herbar dem Isaak Vossius schenkte. Von dessen Erben ging es durch Kauf an die Bibliothek zu Leyden über, welche noch heute die glückliche Besitzerin dieses Schatzes ist.

[2] Näheres über die Ausgaben und Übersetzungen bei Pritzel, Thesaurus 256; vgl. Treviranus 37.

uncosten berlhinnen hat davon er auch in seinem Raysƶbuech so in dem Druck auszgegangen ist meldung thuet. Geschehen nach der Geburt unseres Seligmachers Jhesu Christi 1573. 74. und 75. Jar.'[1] Der jetzt übliche Name für solche Sammlungen kommt wohl zuerst vor bei der Kollektion[2] des Dr Kaspar Ratzenberger († 1603), der schon als Kandidat der Medizin botanische Reisen nach Italien und Südfrankreich gemacht (1559—1560) und in ersterem Lande namentlich die Klostergärten besucht hatte.

Ratzenberger widmete seine drei Bände umfassende Sammlung dem Landgrafen Moritz von Hessen, woraus sich ergibt, daß Herbarien damals noch etwas Seltenes waren. Zur Widmung, sagt er, habe ihn ,insonderheit dis bewogen, daß E. F. G. Herr Vater mein auch gnediger Fürst und Herr ein besonderer Liebhaber rei herbariae et culturae hortensis einen fürstlichen Lustgarten zu Cassell mit allerhand köstlichen Kreuthern und frembden gewechsen also geziehret und versehen, dehrmassen mit allem Vleyss zurichten lassen, das ihrer fürstlichen gnaden billich höchstes lob mit geburender ehre nachgesaget werden kahn, das derselbige für allen anderen fürstlichen Lustgarten deutschlands ruhm hat, auch gelobet und geprieset werden mag. Und können aus diesem meinem Herbario vivo junge Medici und Medicinae Tyrones innerhalb acht tagen so viell aus- und Einländische kreuther und Simplicia kennen lernen, als ich ohnferniglichen wol in zehen oder zwölff iharen zu lernen und zu kennen nicht vermochte, wie denn diesfalls dieser

[1] Saint-Lager, Hist. des Herbiers 72—73.

[2] Diese im Jahre 1592 angelegte Sammlung befindet sich gegenwärtig im königlichen Museum zu Kassel. Sie führt nachstehenden Titel: ,Lebendiger Herbarius oder Kreuterbuch aller Gewechs, beume, stauben, hecken, kreuter, wurzelen, bluet, blomen, früchte, Gummata, hartzigen, safften, gewurtz, getreidich, Meehr- und wassergewechsen so in deutzsch, francreiche und welschen landen, in Hispanien, Indien, Türkei und anderer örter der neuen Welt wachsen durch mich Casparum Ratzenbergerum, Sallveldensem der Arztnei Doctorem und der stadt Naumburgk an der Sala Medicum Physicum zum teil in oberwehnten auslendischen landen selbst eingesamlet zum teil aber in meinem lust- und kreutergarten selbsten gezielet und gepflanzet und von lysibon, Antworff, dantzigk und Wien aus erlanget und bekommen sambt derselbigen, rechten nahmen in mancherlei sprachen und soviel möglichen in ihrer natürlicher und lebendiger erwachsung der wurtzeln, Stammen, blettern, blüten, früchten und Sahmen mit allem vleiss zusammen und in drei unterschiedliche theill gebracht.' Vgl. Dr H. F. Keßler, Das älteste und erste Herbarium Deutschlands, im Jahre 1592 von Dr K. Ratzenberger angelegt, beschrieben und kommentiert, Kassel 1870. Vgl. auch Fr. Matouschek, Über alte Herbarien, im Bericht des Vereins der Naturfreunde in Reichenberg 1901 II, Stimmen aus Maria-Laach LXI (1901) 440 f. Die ältesten Pflanzen dieses Herbariums stammen aus dem Jahre 1556. Über ein auf der Ulmer Stadtbibliothek befindliches Herbar aus dem Ende des 16. Jahrhunderts siehe Kreutzer, Das Herbar, Wien 1864, 157 f.

mein Herbarius in einer Bibliotheca solchen Tyronibus Nützlichen und sehr diehnlichen sein würde. Ich auch dehrendwegen in solchen vivo Herbario allezeit ledige Latera gelassen, dass man in Zukunft auf dieselbe vergleichen aus- oder Einlendische und derselben Species auch ferner affigere möge.' Landgraf Moritz verehrte dem fleißigen Gelehrten einen vergoldeten Becher samt 100 Goldgulden ,pro honorario' [1].

Die Sammlung Rauwolfs enthielt 513, diejenige Ratzenbergers 746 Pflanzen. Das Herbarium des Baseler Anatomen und Botanikers Kaspar Bauhin (geboren 1560, † 1624) birgt nicht weniger als 4000 Stück. Kaspar und sein Bruder Johann Bauhin nahmen unter den Botanikern jener Zeit eine solch hervorragende Stellung ein, daß eine nähere Erwähnung ihrer Wirksamkeit hier nicht fehlen darf [2].

Die Familie Bauhin stammt aus Frankreich und war von dort wegen ihres reformierten Glaubens nach Basel ausgewandert. Hier erwarb sich Jean Bauhin als geschickter Arzt Ansehen und Reichtum, so daß er seinen beiden Söhnen Johann und Kaspar eine sehr sorgfältige Erziehung zu teil werden lassen konnte. Beide erwählten den Beruf ihres Vaters, von dem sie auch die Neigung zum Studium der Naturgeschichte, besonders der Botanik, erbten.

Johann Bauhin, geboren im Jahre 1541, trat bereits als Jüngling mit dem berühmten Konrad Gesner in Verbindung, der ihn bald seiner wärmsten Freundschaft würdigte. Nachdem er in Basel, Tübingen, Mömpelgard, Padua, Lyon und Montpellier studiert, erhielt er im Jahre 1566 in seiner Vaterstadt die Professur der Rhetorik; allein schon im Jahre 1570 berief ihn der Herzog von Württemberg als seinen ,Leibarzt, Anatom und Botaniker' nach Mömpelgard. Hier war er bis zu seinem Tode im Jahre 1613 als praktischer Arzt wie medizinischer und botanischer Schriftsteller eifrig tätig. Die Vollendung seines bereits sehr früh gefaßten Planes einer großen kritischen Pflanzengeschichte war ihm nicht beschieden; alle seine sonstigen botanischen Schriften waren hierzu nur Vorläufer [3].

Ungleich bedeutender war Kaspar Bauhin, geboren im Jahre 1560. Bereits mit sechzehn Jahren begann er an der Universität Basel seine medizinischen und botanischen Studien, welche er dann in Padua, Montpellier und Paris fortsetzte. Überall erwarb er sich in hohem Grade die Liebe und

---

[1] Keſſler 21—23.

[2] Saint-Lager, Histoire des Herbiers 86 sagt: ,Parmi les botanistes antérieurs à Linné, il n'en est pas qui aient autant contribué aux progrès de la Botanique que les deux frères Bauhin.' Vgl. auch Sprengel I 364.

[3] Jessen in der Allgem. deutschen Biographie II 149 f. Siehe auch Treviranus 48 f.

Achtung seiner Lehrer. Im Frühling 1580 begab er sich nach Tübingen; ein Jahr später erwarb er sich in Basel den Doktorhut. Schon bald nachher ward er unter die Dozenten der Baseler medizinischen Fakultät aufgenommen und lehrte von nun an privatim die Anatomie und die Botanik. Im Sommer ging er mit seinen Schülern fleißig auf die Felder und Berge und zu den Sümpfen, um die Pflanzen aufzusuchen und kennen zu lernen.

Im Jahre 1582 ward der schon früher wegen Völlerei gemaßregelte Professor der griechischen Sprache Matthäus Mayer abgesetzt, weil er entgegen dem Verbot der Baseler Behörde die Konkordienformel unterschrieben hatte, um ein Pfarramt zu behalten, das er neben seiner Professur in einem Dorfe des benachbarten lutherischen Markgrafenamtes verwaltete. Die erledigte Stelle erhielt Bauhin, der auch jetzt fortfuhr, privatim Anatomie und Botanik zu lehren. Die Professur dieser beiden Fächer wurde ihm erst im Jahre 1589 zu teil. Fünfunddreißig Jahre lang hat Bauhin diese Stelle mit größtem Erfolg bekleidet; viermal war er während dieser Zeit Rektor, neunmal Dekan der medizinischen Fakultät. Man staunt über die Wirksamkeit des unermüdlichen Mannes, wenn man erfährt, daß er neben seiner Lehrtätigkeit noch vielfach als Arzt und vor allem als Schriftsteller tätig war. Von seinen anatomischen und medizinischen Schriften wird noch die Rede sein[1]. Nicht minder bedeutend sind seine botanischen Arbeiten. Im Jahre 1596 gab er eine Schrift ‚Pflanzentafel‘ heraus, in welcher unter den zum erstenmal beschriebenen Gewächsen die Kartoffel erscheint. ‚Auf deutsch nennen einige‘, sagt er, ‚die Frucht „Liebapffel“, aber fehlerhafterweise; andere nennen das Gewächs „Grüblingbaum“. Die Italiener essen sie und nennen die Knollen „Tartuffoli“. Auch pflegen die Leute in Burgund die Wurzeln entweder in der Asche zu braten oder gekocht zu essen: etwas, das jetzt bei ihnen häufig ist. Freilich halten andere die Frucht für giftig.‘ An die ‚Pflanzentafel‘ reihten sich zahlreiche andere Schriften, unter welchen vor allen sein berühmtes ‚Botanisches Theater‘ (1623) hervorzuheben ist. Diese Schrift, die Frucht vierzigjähriger Studien, enthält einen Index von etwa 6000 Pflanzen; er ist aber nur das Inhaltsverzeichnis des großen Pflanzenwerkes, dessen Vollendung dem Verfasser leider nicht vergönnt war. Wie sein großer Landsmann Konrad Gesner, ward auch Kaspar Bauhin mitten in der Arbeit vom Tode überrascht (5. Dezember 1624)[2].

Kaspar Bauhin übertrifft als Botaniker alle seine Vorgänger. Seine Leistungen bilden den Abschluß der bisherigen Entwicklung ‚sowohl betreffs

[1] Siehe unten den Abschnitt: Heilkunde.

[2] Aus Heß, K. Bauhin 11—67. Vgl. auch Wolf, Biographien III 63 ff. Teilweise falsche Daten haben Jessen in der Allgem. deutschen Biographie II 151 f. und Saint-Lager, Hist. des Herbiers 87 f.



der Namengebung und Einzelbeschreibung als auch bezüglich der Anordnung nach habituellen Ähnlichkeiten. Bei ihm sind endlich alle Nebenrücksichten geschwunden, seine Werke können in streng wissenschaftlichem Sinne als botanische gelten, und zeigen, wie weit man es in einer beschreibenden Wissenschaft bringen kann, ohne daß eine allgemeine vergleichende Formenlehre dieselbe unterstützt, und wie weit die bloße Wahrnehmung der habituellen Ähnlichkeiten im stande ist, eine natürliche Anordnung der Pflanzen zu begründen; weiter konnte man auf dem von den deutschen und niederländischen Botanikern eingeschlagenen Wege nicht wohl gelangen.‘ [1]

Auf seinen Reisen in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und Italien hatte Kaspar Bauhin zahlreiche Pflanzen gesammelt. Viele andere wurden ihm von seinen Schülern und Freunden zugeschickt. Da der gelehrte Baseler mit fast allen Botanikern Europas in Verbindung stand, mehrte sich seine Sammlung von Tag zu Tag. Selbst aus Kreta und Ägypten erhielt er Gewächse und Sämereien; der in Ostindien wirkende Jesuitenpater Johannes Terentius unterstützte eifrig die Forschungen des andersgläubigen Gelehrten. So kann es nicht überraschen, daß Bauhin in seinem Herbarium die für jene Zeit außerordentlich große Zahl von 4000 Pflanzen vereinigte [2].

Nicht so umfangreich und bedeutend ist das nach dem Jahre 1610 angelegte Herbarium des Tiroler Arztes und Botanikers Hippolytus Guarinoni. Die 600 Pflanzen dieses jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrten ältesten österreichischen Herbars sind mit sehr wenigen Ausnahmen noch so gut erhalten, daß ihre Bestimmung keinen Schwierigkeiten unterliegt. Den lateinischen Namen der Pflanzen sind hier stets die deutschen, wie sie das Volk teilweise noch heute braucht, beigefügt [3].

---

[1] Sachs, Gesch. der Botanik 35 f. Über Bauhins Prodromus Theatri Botanici (1620) sagt der genannte Forscher: ‚Die Deskription der einzelnen Art ist hier in der Tat zu einer Kunst ausgebildet, die Beschreibung zur Diagnose geworden. Noch höher ist es anzuschlagen, daß bei K. Bauhin die Unterscheidung von Gattung und Species schon vollständig und mit Bewußtsein durchgeführt ist; jede Pflanze besitzt bei ihm einen Gattungs- und einen Speciesnamen, und diese binäre Nomenklatur, als deren Begründer gewöhnlich Linné betrachtet wird, ist besonders im Pinax des Bauhin beinahe vollständig durchgeführt. . . . Der Pinax ist das erste und für jene Zeit vollkommen erschöpfende Synonymenwerk, welches für historische Studien betreffs einzelner Pflanzenarten noch jetzt geradezu unentbehrlich ist, gewiß kein kleines Lob, welches einem Werke selbst nach 250 Jahren noch gespendet werden kann.‘ Vgl. auch Sprengel I 370 f; Heß 64 f; Bischoff, Botanik 447.

[2] Die Hälfte dieser Sammlung ist zu Grunde gegangen; die erhaltenen Pflanzen werden noch heute in Basel in 20 großen Kartons aufbewahrt. Eingehende wissenschaftliche Beschreibung bei Saint-Lager, Hist. des Herbiers 95 ff.

[3] Siehe A. Kerner, Das älteste österreichische Herbarium, in der Österreichischen botanischen Zeitschrift XVI (1866) 137 ff 172 ff 246 ff 319 ff.

Die zahlreichen Hochgebirgspflanzen, welche Guarinonis Herbar enthält, zeigen deutlich, daß der treffliche Mann auch beschwerliche Alpenwanderungen nicht gescheut hat. In seinem berühmten Werke ‚Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts‘ [1], das man als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnen kann, hat er selbst einige dieser Bergwanderungen geschildert. ‚Es zieht ein Hauch tiefen Naturgefühls durch diese Beschreibungen.‘ [2] In dem Abschnitt ‚Vom Bergsteigen, Jagen des Wildes und Besuch der köstlichen Bergkräuter‘ sagt Guarinoni: ‚Das Gebirg ist in dieser runden Welt nichts anderes, als gespitzter Diamant und Edelstein im guldenen und runden Ring. Das Gebirg ist ein Zeiger Gottes, so in die Höhe zeigt, wer sein und unser Schöpfer und Erschaffer sei; denn mit dem, daß wir das Birg ansehen, kehren wir weit öfter unsere Augen gen Himmel und zu Gott. Wer es nur mit einfältigen gemeinen Augen ansieht, dem kommt es wegen seiner fürtrefflichen und besondern auswendigen Gestalt nicht anders vor, als ein edlerer, ansehnlicherer, herrlicher, verwunderlicher, beständiger, tugendlicherer und kostbarerer Teil dieser unteren Welt, darum ihn auch Gott und die Natur vor allen seiner Vortrefflichkeit wegen weit über das andere Erdreich erhebt und nichts anderes als einen König und Kaiser in seinen höheren Thron gesetzt, aus welchem er das andere, unvollkommene, niedere Erdreich unter seinen Augen hätte und darüber herrschte. Die Birgleut sind den kühnen Riesen gleich, von welchen die Poeten fabulieren, daß sie sich unterstanden, mit dem Abgott Jove zu kämpfen, sie aber dennoch nicht wichen.‘

Guarinoni stand übrigens mit seiner Begeisterung für das Hochgebirge keineswegs vereinzelt da. Der neu erwachte Eifer für naturhistorische Studien, vor allem die Begierde, die heimische Pflanzenwelt mit eigenen Augen zu sehen, hatte schon vorher manche Forscher in die Alpen geführt und für die Wunder der majestätischen Gebirgswelt begeistert. Vor allem ist hier nochmals an Karl Clusius zu erinnern, welcher in der Zeit von 1573 bis 1588 fast alle Gipfel des an der Grenze von Steiermark und Niederösterreich sich erstreckenden Alpenzuges bestieg, so die Schneealpe und Veitschalpe, die Raxalpe, den Wechsel, den Schneeberg, den Ötscher. Leider hat der große niederländische Forscher keine eigentliche Beschreibung dieser Ausflüge hinterlassen, wenn er ihrer auch wiederholt gelegentlich Erwähnung tut. Man vernimmt, wie er, mit Steigeisen ausgerüstet, Hirten und Jäger zu Führern hatte, welche er nach den im Volksmunde üblichen Pflanzennamen zu befragen pflegte [3].

---

[1] Vgl. unten S. 382 ff. [2] Pichler, Guarinoni 11.

[3] Vgl. den höchst interessanten Aufsatz von A. Kerner, Zur Geschichte der Aurikel, in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins VI (1875) 40 ff. Zu den dort genannten Bergbesteigern sind noch die von Hirn I 361 namhaft gemachten zu vergleichen.

Andere von den Herrlichkeiten der Hochgebirgslandschaft begeisterte Gelehrte jener Zeit waren glücklicherweise nicht so schweigsam wie Clusius. So vor allen Konrad Gesner. ‚Ich bin entschlossen', schrieb letzterer im Jahre 1541 seinem Freunde Jakob Vogel, ‚solange mir die göttliche Vorsehung mein Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens *einen* Berg zu ersteigen, und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in ihrer vollen Kraft ist, teils um meine Kenntnis derselben zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geiste die edelste Erholung zu verschaffen. Denn welch ein herrlicher Genuß, was für eine Wonne ist es, die unermeßlichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken emporzuheben! Diese erstaunenswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Nur Menschen von träger Seele bewundern nichts, bleiben in dumpfer Gefühllosigkeit bei Hause, treten nicht heraus in den herrlichen Schauplatz der Welt, liegen gleich Murmeltieren schlummernd in einem Winkel begraben, bedenken es nicht, daß das menschliche Geschlecht auf diese Erde hingesetzt sei, um aus Betrachtung der Wunder derselben etwas Größeres, nämlich die unsichtbare Gottheit selbst, kennen zu lernen. Die Dumpfheit ihres Sinnes ist so groß, daß sie immer nur zur Erde gebückt sind, niemals mit erhobenem Antlitz den Himmel beschauen, niemals ihre entzückten Blicke zu den Gestirnen erheben. Mögen sie sich denn im Schlamme der Erde herumwälzen, nur an ihren Gewinn und ihre niedrigen Genüsse denkend! Wer aber die Weisheit liebt, der fahre fort, mit Augen des Körpers und des Geistes den reichgeschmückten Schauplatz dieser Welt zu betrachten; er besteige hohe Berge, er wende seine Blicke auf jene unermeßliche Alpenkette, er wandle durch schattige Wälder, er stelle sich hin auf erhabene Bergeshöhen und umfasse da die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die vor seinen Blicken ausgebreitet liegt. Und dann frage er sich: Wie kommt es, daß eine so hoch getürmte Last der Berge nicht allmählich sich in die Tiefe niedersetzt, besonders da der Boden gegen den Fuß derselben immer weicher und wasserreicher wird? Wozu müssen sich so viele Bergspitzen in die Höhe erheben? Sie sind die unerschöpfliche Vorratskammer, in deren Schoße die Quellen, Bäche, Flüsse sich bilden, aus welchen die umliegenden Länder ihre Wasserschätze erhalten. An ihren Füßen liegen jene schönen Seen unseres Vaterlandes, ja oft finden wir dergleichen sogar auf den obersten Gipfeln der Alpen. In ihrem Innern sind neue Schätze verborgen, und ihre Heilquellen werden ein Born der Gesundheit und des Lebens für die, welche den oft beschwerlichen Zugang zu ihnen nicht scheuen. Aber auch der geistige und sinnliche Genuß, den eine solche Bergreise gewährt, ist ebenso mannigfaltig als wohltätig. Schon die Anstrengung der Reise selbst, angenehme Gesell-

schaft, ein von allen Sorgen der gewöhnlichen Berufsgeschäfte freier Geist ist ein großer Gewinn. Dazu kommt die reine Bergluft, die uns überall zuströmt und deren Einatmen ebenso erfrischend als belebend ist. Der Sinn des Gesichtes wird durch die mannigfaltigste Abwechslung erheitert und genährt: in der Nähe Pflanzen, die durch den lebhaftesten Farbenschmuck und die zartesten Bildungen sich auszeichnen, in der Ferne die wunderbaren Gestalten der Berge, die spiegelnde Fläche der Seen, der schlängelnde Lauf der Flüsse, die reichen, wohlangebauten, mit Städten, Dörfern, Weilern geschmückten Ebenen oder die mit Hirtenwohnungen übersäten, mit weidenden Herden belebten grasreichen Alpen. Das Ohr vernimmt bald den anmutigen Gesang der Vögel, und bald erfüllt uns gerade die tiefe, durch keinen noch so leisen Laut unterbrochene Stille mit heiligem Schauer. Überall umduften uns Wohlgerüche; denn selbst die Pflanzen, welche im tieferen Tale keinen Geruch haben, hauchen auf Alpenhöhen zarte, gewürzhafte Düfte aus, und in dieser reineren Luft ist auch jeder Sinnengenuß reiner, feiner, edler. Das kalte Wasser erfrischt den ganzen Körper, die balsamische Milch stärkt und erfreut, und der durch die Anstrengung des Besteigens erregte Hunger macht das einfache Mahl in der Hütte des Alpenhirten zur Götterkost.'[1] Ein ebenso leidenschaftlicher Bergsteiger wie Gesner war dessen Freund Benedikt Marti, Aretius genannt. Neben der Freude an der Natur war es vor allem wissenschaftlicher Eifer, welcher diesen Gelehrten immer wieder ins Gebirge trieb: noch mit 62 Jahren stieg er auf den Simmentaler Alpen umher, Steine und Pflanzen sammelnd. In seiner ‚Kurzen Beschreibung der Berge Stockhorn und Niesen im Kanton Bern und der auf denselben wachsenden Pflanzen' sagt Aretius: ‚Ich weiß keine angenehmeren Reisen als Bergreisen; alles findest du da, wunderbare Pflanzen, wilde Vögel, Steine, schattige Täler, Wasserfälle, den Ausblick ins weite Land, gesunde, erfrischende Luft, Abgründe, überhängende Felsen, staunenswerte Schluchten, abgelegene Höhlen, Eisfelder! Das ist das Theater des Herrn!'[2]

---

[1] Hanhart, Gesner 91—94.
[2] Graf, Gesch. der Mathematik und Naturwissenschaften I 36 43.

VI. Heilkunde.

Neben der wissenschaftlich botanischen Literatur geht durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert eine andere, welche im Interesse des medizinischen Aberglaubens namentlich mit der sog. Signatur der Gewächse sich beschäftigt. Man glaubte nämlich, daß aus gewissen äußeren Merkmalen, aus Ähnlichkeiten gewisser Pflanzenteile mit menschlichen Organen die Wirkung derselben auf bestimmte Körperteile oder gewisse Krankheiten sich erkennen lasse. Diese Lehre wurde von Paracelsus und seinen Anhängern bis zum Aberwitz ausgebeutet[1]. Die Zahl der Anhänger des ‚Reformators von Einsiedeln' war

---

[1] Urteil von Haeser II[3] 98; vgl. Meyer IV 431 f. Über Paracelsus vgl. vom vorliegenden Werke Bd VI 484 ff; Hirsch, Gesch. der Medizin 50 ff. R. Netzhammer, Theoph. Paracelsus, Einsiedeln 1901; F. Strunz, Th. Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit, Leipzig 1903. Über Paracelsus und die Paracelsisten s. auch Baas 203 ff. Unleugbar ist, daß Paracelsus trotz aller Seltsamkeiten namentlich durch Einführung neuer, kräftiger Arzneimittel sich mannigfache Verdienste erworben hat; allein ‚das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war ein verfehltes; nicht minder der Weg, auf dem er es zu erreichen bemüht war' (Haeser II 105; vgl. Roth, Vesalius 56); und ebenso ist sicher, daß das Richtige bei Paracelsus und noch mehr bei seinen Anhängern von einem Wust von Unsinn und Einbildung so verhüllt und erdrückt wird, daß es schwer fällt, einen vernünftigen Kern herauszufinden. Vgl. Finckenstein in der ‚Deutschen Klinik' 1868, Nr 11. Petersen, Therapie 26—27. Baas urteilt über Paracelsus (S. 203 f): ‚Daß Theophrast ebensosehr der Philosophie und Natur- (resp. Geheim-)wissenschaft seiner Zeit wie der humanistischen Richtung huldigte, dessen ist diese Namensänderung [die Annahme des Namens Paracelsus] nur ein äußeres Zeichen, ein inneres, wichtigeres aber der Umstand, daß er mit seinem System dem Arabismus (und Galenismus) ausdrücklich entgegentrat und daß er wie einer, ein erklärter Anhänger der Erfahrungslehre und Physiotherapie des Hippokrates war. Ihm galt sogar die Erfahrung geradezu als Wissenschaft (scientia est experientia), wodurch er zum Vorläufer Bacons ward. Seine physiotherapeutische Richtung und seine auf klare Beobachtung ebenso wie auf tiefes Nachdenken gestützte Einsicht in das bekannte und doch unbekannte Wirken der Natur in Krankheiten und die „Macht" des Arztes aber beweist nichts schärfer und offener als dessen chirurgisches Bekenntnis: „Ein jeglicher Wundarzt soll wissen, daß er nicht der ist, der da heylet, sondern der Balsam im Leib ist, der da heylet und warzu du Wundarzet gut seist, ist, daß du der Natur an dem verletzten Schaden Schirm und Schützung tragest."' Siehe auch Stange, Einführung in die Gesch. der

namentlich in Deutschland überaus groß. Von Basel aus, wo Adam von Bodenstein im Sinne des Meisters wirkte, verbreitete sich die neue Lehre mit außerordentlicher Schnelligkeit über das südliche und westliche Deutschland, um dann auch in das nördliche vorzudringen [1].

Man kann die Paracelsisten in zwei Klassen einteilen: ,Die einen sind Leute ohne allgemeine und ohne ärztliche Bildung, welche sich die praktischen Lehren ihres Meisters aneignen und bald mit dem Eifer ehrlicher Phantasten als ein Evangelium verkündigen, bald als schlaue Betrüger ausbeuten. Die andern sind gebildete Männer, größtenteils Ärzte, welche ebensosehr die paracelsischen Theorien als die praktischen Folgerungen derselben im Auge haben. Sie bringen jene mit den im 16., noch mehr im 17. Jahrhundert hervortretenden mystischen und theosophischen Doktrinen in Verbindung und suchen dieselben, namentlich die Lehre von den Arkanen, mit den Fortschritten der Chemie in Einklang zu setzen.' [2] Von eifrigen Paracelsisten der letzteren Art ist neben Adam von Bodenstein († 1577 zu Basel an der Pest) und dem wegen seiner kryptocalvinistischen Gesinnungen mit zwölfjährigem harten Gefängnis bestraften Schwiegersohn Melanchthons, Kaspar Peucer, vor allen der Calvinist Oswald Croll († 1609 als Leibarzt des Fürsten Christian von Anhalt=Bernburg) zu nennen [3]. Sein im Jahre 1609 erschienenes Werk

---

Chemie, Münster 1902, 35 ff: Paracelsus und das Zeitalter der medizinischen Chemie. ,Paracelsus ist einer jener Feuerköpfe', urteilt Stange (S. 37), ,wie sie stets auf der Grenze zweier Zeitalter sich finden; voll neuen Geistes wie Propheten, vorausschauend in die Zukunft, aber mit mancher Faser ihres Herzens noch wurzelnd im Vergangenen.... Voll von Widersprüchen, ist Paracelsus einmal strenger Forscher, dann wieder richtiger Phantast. Hier fordert er von seinen Schülern eine naturwissenschaftliche Ausbildung, dort erklärt er, seine Lehre sei auch von Ungelehrten zu verstehen; ja er ist darauf stolz, daß er mit der Schulweisheit seiner Zeit auf sehr gespanntem Fuße steht. Seine Schriften, bald anziehend durch die Neuheit und Eigenart des Gedankens, stoßen an sehr vielen Stellen wieder durch die unglaubliche Roheit des Tones ab.'

[1] Fränkel 18.

[2] Haeser II [3] 106; vgl. Rosenbaum in Ersch=Grubers Enzyklopädie (dritte Sektion) XI 284. Hirsch (Gesch. der Medizin 64 f) unterscheidet vier Kategorien von Anhängern des Paracelsus: 1. Schwindler, 2. halbverdorbene Theologen, 3. wissenschaftlich gebildete Ärzte, 4. die spagierischen Ärzte. Nicht ganz richtig ist übrigens, wenn Hirsch (a. a. O.) den M. Bapst von Rochlitz zu den Paracelsisten zählt. Vgl. unten S. 386 ff.

[3] Über Bodenstein und Peucer s. Schmieder 278 f; Allgem. deutsche Biographie III 7 ff u. IV 604, sowie Bd IV des vorliegenden Werkes S. 368 ff. Über die abenteuerlichen Behauptungen, welche Bodenstein über Paracelsus reproduzierte, s. Mook, Paracelsus, Würzburg 1876, 11 f. Das wenige, was über Crolls Leben bekannt ist, hat Fränkel (88 f) zusammengestellt. Die Verdienste, die sich Croll durch Einführung wirksamer Arzneimittel erwarb, betont Hirsch, Gesch. der Medizin 65—66.

‚Basilica chymica‘ enthält eine Anweisung zur Bereitung neuer und wirksamer Arzneien, daneben eine leidenschaftliche Verteidigung des Paracelsus und seiner Lehren. ‚Kein Sterblicher‘, sagt Croll, ‚hat in der gesamten Philosophie und Medizin durch unzweifelhafte Gunst des Himmels so tiefe und verborgene Geheimnisse gekannt als dieser Theophrastus, der wahre Monarch der Heilkunst und erste Arzt des Mikrokosmus, welcher über den inneren astralischen Menschen und dessen von Gott erschaffenes Amt, desgleichen über der großen und unheilbaren Krankheiten natürlichen und metaphysischen Ursprung zuerst und allein geschrieben hat, was den Ärzten der früheren Zeitalter nicht einmal im Traume beigekommen war, viel weniger unsern Anhängern der heidnischen Philosophie. In der chemischen Kunst war Paracelsus ausgezeichnet erfahren, doch nicht der Urheber derselben, hat vielmehr von seinen Vorgängern stillschweigend vieles entlehnt. Weil er aber ein von Gott ausersehenes Werkzeug zur Wiederherstellung und Erweiterung der wahren philosophischen Heilkunst war, ja sämtliche Wissenschaften auf ihr Zentrum zurückzuführen versuchte, so hat der Teufel, der stete Feind des Menschengeschlechtes und der boshafte Begleiter aller auftauchenden Wahrheit, sofort seine Trabanten wider ihn ausgesandt und die Ärzte aufgestachelt und zu der Meinung verführt, als ob die von ihm vollbrachten Heilungen Teufelswerke wären. Wie es der Fehler der Deutschen ist, daß sie nur auswärtiges hochschätzen, das ihrige aber gering achten, so haben sie ihren Landsmann Paracelsus verworfen, während fremde Nationen seine Kenntnisse bewunderten und unter den Dänen Severinus, unter den Italienern Bovius, unter den Engländern Muffet und unter den Franzosen mein geehrter Freund Joseph Quercetanus (der Leibarzt Heinrichs IV.) die Anhänger desselben wurden.‘[1]

Daß Croll auch die theologischen Ansichten des Paracelsus verteidigt, kann um so weniger überraschen, als er selbst einer pantheistischen Philosophie huldigt. ‚In therapeutischer Hinsicht stellt er als höchstes Ideal die Heilung der Krankheiten auf geistigem Wege durch die Macht des Glaubens, die Kraft des Gebetes und die unmittelbare magnetische Einwirkung des Arztes auf.‘ ‚Jedes Agens‘, so lehrt er, ‚strebt nach seinesgleichen. Soll das Medikament eine Heilwirkung ausüben, so muß es, da die Krankheit etwas Spirituelles ist, ebenfalls spirituell, aus seinem natürlich rohen Zustande heraus gearbeitet, geläutert und vergeistigt sein. Denn in der Natur ist nichts so edel, was nicht ein Gift in sich enthielte, und umgekehrt: ubi virus, ibi virtus (wo Gift, da Kraft). Alle Läuterung und Reinigung aber geschieht durch Feuer. Durch Vulkan wird die Kreatur Gottes vollendet. Die Scheidekunst trennt das Böse vom Guten, das Sichtbare vom Unsichtbaren, das

[1] Fränkel 93.

Irdische, Unreine, die Rinde und Schale, den Körper der Arznei von dem himmlisch Reinen, von ihrer Seele, von ihrem überirdischen Mysterium und ihrer Quintessenz. Nicht die Pflanze, nicht das Metall ist das Medikament, sondern das Wort Gottes, welches darin Wohnung hat. Das erste Leben der Pflanze und des Metalles muß untergehen, damit aus der Fäulnis und Zersetzung das neue Leben auferstehe und erwachse. Die alte Natur muß sterben, damit die neue geboren werde. Die Chemie ist die wahre und lebendige Anatomie der Natur; das Feuer ist das echte anatomische Messer, welches Mark und Bein durchdringt, Leib, Seele und Geist scheidet und die ihnen entsprechenden drei Grundprinzipien aller Dinge: Salz, Schwefel und Merkur, darstellt und frei macht. Aus dem Zerfallen der Einheit dieser drei Grundprinzipien im Mikrokosmus, aus der Exaltation und Absonderung eines derselben besteht die Krankheit. Der Arzt stellt die Einheit der drei Substanzen, die normale Mischung der Urflüssigkeit wieder her, indem er dem Mikrokosmus diejenige Substanz, die in Verfall geraten ist, oder eine ihr ähnliche aus dem Makrokosmus zuführt. Darum muß der Arzt Chemiater sein und können Medizin und Chemie nicht voneinander getrennt werden.'[1]

Im selben Jahre 1609 erschien auch Crolls Schrift ,Von den Signaturen'. In der Natur, so wird hier ausgeführt, ist nichts vergebens oder bloß zum Spiele gebildet; auch das geringste habe seine Bedeutung. Namentlich gelte dies von den Pflanzen, denen Gott wie den Stummen eine Zeichensprache gegeben, durch welche sie ihre innerlich verborgenen Kräfte verraten, nämlich die Symbolik der Form und Färbung, in der sie auf magische Weise zu uns sprechen. Wie nun der Mensch der Zweck und das Zentrum der Natur ist, so beziehe sich alle Ähnlichkeit und Signatur der übrigen Geschöpfe schließlich auf ihn und seine Bedürfnisse. Aus der Ähnlichkeit einer Pflanze oder eines ihrer Teile mit einem bestimmten Organe des menschlichen Körpers lasse sich auf die Heilkraft derselben für das fragliche Organ schließen. So haben die Walnuß, die Päonie, der Mohn die Signatur des Kopfes und Gehirns, die Galangawurzel die des Magens, und deshalb dienen sie als Heilmittel für die genannten Organe. Doch nicht bloß die menschlichen Organe, sondern auch die einzelnen Krankheitszustände derselben sind in den Naturkörpern vorgebildet. Die Wurzeln der Saxifraga tragen die Signatur der Steinkrankheit; alle harzigen Gewächse, welche Rindenspaltungen erleiden, sind für Wunden und Narben heilsam[2].

Die Ideen des Paracelsus hatten wie bei protestantischen Ärzten, so gleichfalls bei protestantischen Theologen die weiteste Verbreitung gefunden. Auch

---

[1] Fränkel 97—98.

[2] Ebd. 99—100; vgl. Sprengel, Arzneikunde III 530.

der bekannte Valentin Weigel (seit 1567 Prediger in Zschopau bei Chemnitz, wo er 1588 starb) war ein großer Bewunderer des medizinischen ‚Reformators von Einsiedeln‘[1]. Der Zschopauer Prediger wußte wohl, wessen er sich von der verfolgungssüchtigen protestantischen Orthodoxie zu versehen hatte. ‚Gott sei es nicht gefällig‘, sagte er selbst, ‚die Perlen für die Seuw zu schütten oder das Heiligthumb den Hunden zu geben; zu Lohn hetten sie mich zertretten und zurissen, were mir billig geschehen, daß ich für der Zeit mir mein Leben abgekürtzet, meine Bekenntniß were keinem under dem gantzen Hauffen nütze gewesen, keiner were von der falschen Lere abgetreten, mir were geschadt worden und ihnen gar nichts geholfen.‘ Aus diesem Grunde hielt er seine Schriften sorgfältig geheim. Seine gnostisch-mystischen Bücher erschienen erst nach seinem Tode und erwarben ihm zahlreiche Anhänger. Zu sehr bedenklichen Folgen in medizinischen Hinsicht mußte Weigels Lehre führen, daß viele Krankheiten auf Erden nicht kuriert werden können und ihre Heilmittel nur im Himmel wachsen.

Ähnliche Grundsätze wie Weigel vertrat der Theosoph Ägidius Gutmann aus Schwaben; derselbe gab vor, ‚das Universalmittel zu besitzen, wodurch die menschliche Natur veredelt, alle Krankheiten abgewandt und geheilt und nebenher das Gold hervorgebracht werde. Es liege, behauptete er, bloß am Glauben, daß man durch die Luft gehen, Verwandlungen der Metalle und geheime Künste verrichten könne.‘

Eine weitere Ausbildung fanden die Ideen von Paracelsus und Weigel durch den Pantheisten Jakob Böhme, Schuster in Görlitz. Er ist der erste, welcher größere philosophische Schriften in deutscher Sprache verfaßte. Nicht so vorsichtig wie Weigel, geriet der phantastische Mann im Jahre 1612 kurz nach der Abfassung seiner ersten Schrift ‚Die Morgenröte im Aufgange‘ in Konflikt mit der lutherischen Orthodoxie. Der Görlitzer Oberpfarrer Gregor Richter zwang ihn, die Handschrift seines Werkes auszuliefern. Um der Verbannung zu entgehen, mußte Böhme im Jahre 1613 das Versprechen geben, ferner nichts schreiben zu wollen. Als er seit dem Jahre 1619 wieder anfing zu schriftstellern und im Jahre 1624 seine Schrift ‚Weg zu Christo‘ im Druck herausgab, brach ein neuer Sturm von seiten der lutherischen Rechtgläubigen gegen ihn los. Richter forderte jetzt den Görlitzer Rat auf, den ‚Aufrührer und frevelhaften Ketzer zu bestrafen, damit Gott nicht Ursache habe, der Stadt Görlitz zu tun wie den Korah, Dathan und Abiron‘. Weiteren Verfolgungen entging Böhme durch einen frühen Tod (17. November 1624). Seine Schriften und Lehren aber fanden namentlich in Schlesien zahlreiche Anhänger. So sehr Böhme, besonders in der Rechtfertigungslehre,

---

[1] Siehe Herzog, Real-Enzyklopädie XVI[2] 677 ff; vgl. Zöckler 593.

von Luther abwich, so war er doch in Bezug auf Schmähungen gegen katholische Lehren und die Päpste ein gelehriger Schüler desselben[1].

Heftige Schmähungen gegen Papst und Kirche enthielt auch die im Jahre 1614 im Druck erschienene Schrift ‚Bekenntnis der löblichen Brüderschaft des hochgeehrten Rosenkreuzes'. Ungefähr zur selben Zeit war ebenfalls ohne Angabe des Verfassers ans Licht getreten: ‚Entdeckung der Brüderschaft des hochlöblichen Ordens des R. C.', und hierzu kam im Jahre 1616 noch das Buch: ‚Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz'. Hier wurde das Bestehen eines Bundes, welcher eine Weltreformation bezwecke, verkündet. Stifter desselben sei der im Jahre 1388 geborene Christian Rosenkreuz gewesen, der in Palästina und Ägypten mit geheimem Wissen vertraut geworden sei; heimgekehrt habe er sieben Männer zu einer Brüderschaft des Rosenkreuzes vereinigt. Die Glieder dieses Bundes seien für den Zweck desselben auf Reisen gegangen, alljährlich aber einmal zusammengekommen. Jeder warb sich einen Nachfolger, 100 Jahre lang sollte der Bund geheim bleiben. So hätten die Brüder lange gewirkt, bis das Grab des Stifters im Bundeshause entdeckt und dort seine Aufzeichnungen gefunden worden seien. Bundeszweck sei: die Verminderung des Elendes der Menschen durch Hinführung derselben zur wahren Philosophie und Religion, die Anleitung, wie sie zum höchsten Wissen gelangen und bei sittlich reinem Leben fern von Schmerz und Krankheit bleiben können[2].

Der Verfasser dieser Schriften war wahrscheinlich der protestantische Theologe Johann Valentin Andreä, welcher auf diese Weise die Leichtgläubigkeit und das Streben nach Geheimwissen lächerlich machen wollte[3]. Die meisten Zeitgenossen glaubten indessen fest an das Bestehen des Rosenkreuzerbundes. Vergebens erklärte Andreä selbst jene Schriften für Erdichtungen; es fanden sich zahlreiche Leute, welche die Aufnahme in den Geheimbund verlangten, und auch an solchen fehlte es nicht, welche sich für Glieder des Bundes ausgaben und mit ihrer Universalmedizin alle möglichen Krankheiten heilen wollten. Es erschien nun eine ganze Flut von Rosenkreuzerischen

---

[1] Menzel VI 29 ff. Kard. Rauscher in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 954 f. Grünhagen II 336. Sprengel III 526. Zöckler 593 755, wo auch die Literatur über Böhme zusammengestellt ist. Über das neue Werk von Joh. Claassen, J. Böhme, Stuttgart 1885, 3 Bde, s. Histor.-polit. Blätter XCVII 472 ff. Bemerkenswert ist, daß sämtliche Ärzte, mit welchen Böhme befreundet, Liebhaber der alchimistischen Kunst und Weisheit waren. Harleß, J. Böhme und die Alchimisten, Berlin 1870, 43.

[2] Kopp, Alchemie II 1 ff.

[3] Für ganz sicher hält auch Kopp (Alchemie II 3) die Autorschaft Andreäs nicht. Vgl. auch Henke in der Allgem. deutschen Biographie I 444 und Hefele in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I² 824; s. ferner IX 899 f.

Schriften, welche einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Wissenschaften und besonders auf die Arzneikunde ausübten [1].

Das richtigste Urteil über die neuen Schwärmer fällte der fränkische Pfarrer Andreas Forner. Die ‚sog. Rosenkreuzbrüder‘, sagt derselbe, ‚geben sich mit nichts anderem ab, als mit geheimen Künsten, wie: Gold machen, Geheimnisse entdecken, Schätze finden, Krankheiten heilen. Sie sind Betrüger‘ [2].

Wie namhafte Jesuiten die Alchimie, so bekämpften die von ihnen geleiteten Marianischen Kongregationen vielfach den Aberglauben, auch den medizinischen [3]; allein die Zeitströmung war zu mächtig, die Köpfe selbst der besten so verwirrt, daß solche Bestrebungen einen größeren Erfolg nicht erzielen konnten. Jedenfalls aber zeigt das Auftreten der Jesuiten gegen den alchimistischen und medizinischen Aberglauben, was von der Beschuldigung der Gegner des Ordens zu halten ist, derselbe habe Rosenkreuzerische Schriften ediert oder wenigstens verändert und zur Einschläferung oder Täuschung der Protestanten benutzt.

Die meisten Rosenkreuzer waren zugleich eifrige Paracelsisten; so Henning Scheunemann, Arzt in Bamberg und später in Aschersleben, ‚ein Mensch ohne alle gelehrte und Sprach-Kenntnis‘; ferner der protestantische Prediger Johann Gramann, welcher den weißen Vitriol mit Rosenkonserve als Panacee verkaufte. Hierher gehören auch: Julius Sperber, Anhaltinischer Leibarzt; Heinrich Kunrath, Arzt in Hamburg und später in Dresden, Michael Maier, Leibmedikus Kaiser Rudolfs II. und des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, und viele andere. Auch Johann Heunemann von Reussing († 1614), Leibarzt Kaiser Rudolfs II., ergab sich in seiner späteren Zeit paracelsistischen und alchimistischen Schwärmereien, fiel aber beim Kaiser in Ungnade, weil er den Stein der Weisen nicht entdecken konnte. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Deutschlands von Schwärmern und Schwindlern aller Art überflutet; Rosenkreuzer, Alchimisten, Goldmacher, Astrologen, Traumdeuter, Wunderdoktoren, Weigelianer, Paracelsisten trieben allenthalben ihr Unwesen

---

[1] Vgl. Sprengel III 519 523 f. Petersen, Therapie 28.

[2] Panoplia 71.

[3] Die Studenten, welche dem Marienbunde (Marian. Kongregation) angehörten, betrachteten es, besonders während der Ferien, als eine ihrer Vereinspflichten, im elterlichen Hause und bei ihren jugendlichen Freunden dafür zu sorgen, ‚daß verbotene, als ketzerische, unzüchtige, abergläubische Bücher nicht gelesen noch behalten werden‘. Besonders sollten sie ein wachsames Auge haben auf ‚Wundsegen oder andere abergläubische Büchlein und Gesäng, auch Gebetlein, darin Fabeln von Christo oder seinen Aposteln erzählet, damit man Krankheiten vertreibe ꝛc.‘ Ansprache an die kleine Kongregation zu Ingolstadt am 8. Juli 1590, veröffentlicht in der ‚Katholischen Bewegung‘, 19. Jahrg., 149—152. Gegen die Alchimie traten unter den Jesuiten auf: Benediktus Pereirius, ein Spanier († 1610), Balthasar Hagelius, Professor zu Ingolstadt († 1616), und Gretser; s. Kopp, Alchemie I 251; Huber 420.

und verbreiteten durch unzählige Schriften die abenteuerlichsten und ungereimtesten Ansichten. Quacksalber, Bruch- und Steinschneider, Staarstecher usw. zogen auf den Märkten umher und ließen ihre ‚Kunst auf öffentlicher Bühne durch ihren Harlekin ausbieten [1]. Selbst Männer von europäischem Rufe, wie Crato von Krafftheim (1586), der Leibarzt Maximilians II., hatten mit der Konkurrenz der elendesten Kurpfuscher und Quacksalber zu kämpfen und lebten in ‚glänzendem Elend'.

Neben Crato ragen als angesehene und tüchtige Ärzte jener Zeit besonders hervor: Johann Schenck von Grafenberg, Johann Lange, Felix Platter, Wilhelm Fabricius Hildanus († 1634) und Hippolytus Guarinoni [2]. Letzterer ist von so hervorragender Bedeutung für das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, daß eine nähere Besprechung seiner Wirksamkeit unerläßlich erscheint.

Geboren 1571 zu Trient, erhielt er seine Ausbildung im Prager Jesuitenkolleg und zu Padua; später wirkte er als Stadtphysikus zu Hall in Tirol, wo er Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonora von Steiermark im dortigen Damenstift war und als 83jähriger Greis starb (1654) [3].

Sein Hauptwerk veröffentlichte er zu Ingolstadt im Jahre 1610 unter dem bezeichnenden Titel ‚Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts'.

In der Einleitung des Buches stellt Guarinoni die Frage, woher es komme, ‚daß an mehreren Orten Teutschlands der alten Leut ein solcher Mangel und Teurung' sei, die übrigen aber ‚zwar fast alles jung, teils aber schwach und kraftlos, teils bleicher und tödlicher Gestalt und Farb, teils grimmsüchtig, teils krumm an Händen, teils lahm an Füßen, teils vergichtig, teils gries- und steinsüchtig und mit andern schweren Krankheiten und Gebresten behaft'. Und das alles, obschon doch ‚das ganze weite und breite Teutschland, wie auch insonderheit unser geliebtes Vaterland Tirol, mit dermaßen herrlichen und fürtrefflichen Gaben versehen und begnadet'.

---

[1] Vgl. Sprengel III 519 527 531 f 533 f; Hirsch, Lexikon II 628; ‚Deutsche Klinik' 1868, Nr 14; Schmieder 353 f; Haeser III³ 226; Kopp I 220; Hefele in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IX² 399; Peters, N. F., 224 227, und Bd VI des vorliegenden Werkes S. 488 f.

[2] Haeser II³ 142. H. H. Beer, Krato von Krafftheim, in der Beilage zu Jahrg. 8 der Österreich. Zeitschr. für praktische Heilkunde, Wien 1862. Archiv für Gesch. der Medizin I 167 f. ‚Deutsche Klinik' 1868, Nr 17 über Lange. Maier, Schenck 37 ff. Sammlung bernischer Biographien I, Bern 1887, 276—284 über Hildanus; vgl. Archiv für Gesch. der Medizin VI 1 ff, und Henschels Zeitschr. für Gesch. der Medizin III 225 ff; Pichler, Guarinoni 12 f; Nagl-Zeidler 611 f.

[3] Vgl. vom vorliegenden Werke Bd VI 279 ff. Siehe auch oben S. 372.



Wegen ‚Lieb und Treu, die ich zur teutschen Nation, ein jeder aber insbesonderheit zu seinem Vaterland tragen soll', will Guarinoni die Ursachen des traurigen Gesundheitsstandes aufdecken und entledigt sich seiner Aufgabe in trefflicher Weise. Das Werk ist in deutscher Sprache verfaßt und wendet sich an jedermann, besonders an die Obrigkeiten, deren Aufgabe es wäre, den geschilderten ‚Greueln' entgegenzutreten. Demgemäß sind auch die Beweise nicht aus Büchergelehrsamkeit geschöpft. An medizinischen Autoritäten werden nur Aristoteles, Galenus, Hippokrates zitiert; den neueren Empirikern und Anhängern des Paracelsus steht Guarinoni als Gegner gegenüber und ergreift gern die Gelegenheit, zu zeigen, ‚was das für Geselle ohne G' seien. Doch liegt das eigentlich Überzeugende des Buches nicht in theoretischen Entwicklungen, sondern in der drastischen Schilderung all der Übelstände, welche der erfahrene Verfasser auf seinen Wanderungen als Arzt in Dorf und Stadt, bei reich und arm beobachtet hat.

Guarinonis Schilderungen von der Unreinlichkeit in Häusern und Straßen, der Unordnung und Lasterhaftigkeit des täglichen Lebens lassen die Klagen über den schlechten Stand der Volksgesundheit nur allzu begreiflich erscheinen.

Gesundheitsschädlich sind zunächst schon die kleinen, engen, niedern Zimmer, ‚besonder wann sie darzu unordentlich und finster sein, wie in vielen Städten Teutschlands gemein, allda man keine gute Bauleut hat und den Maurern alles nach ihrem oft unwissenden Grind machen lassen' [1]. Dazu fehlt es in den engen Räumen an der erforderlichen Lüftung, und Guarinoni gibt sich viele Mühe, die Notwendigkeit einer solchen begreiflich zu machen. Wenn unbewegte Luft schon unter dem freien Himmel verdirbt und schädlich wird, sagt er, ‚wieviel mehr muß dies geschehen in der Enge einer Stadt, Haus, Zimmer, das oft in einem, ja viel Monaten nit eröffnet, bisweilen in einem oder mehr Jahren nit erfrischt und der Luft nit ledig gelassen wird? Mit was Wust, Gräul und Gift wird erst ein solcher Luft begabt sein, welcher nit allein versperrt, sondern auch in den unreinen, stinkenden Gemächern verschlossen bleibt? Was ist es denn Wunder, daß mancher sich beklagt, er sei stets ungesondt, blöd und krank und tu doch keine einzige Unordnung? Ja was größer Unordnung mag sein, als den giftigen Luft stets an sich ziehen? Wie viel könnt ich deren nacheinander nennen, denen ich solchen Gräuel verwiesen und sie hernach gesondter und frischer verblieben!' [2]

Wie in den Privathäusern, so war es ‚fast in allen Teutschen Schulen gemein, daß man die Fenster und Türen fleißig zuhalte, und alles auf das Holzsparen und Gesundheitverlieren abgesehen. Und sich derhalben die Eltern nicht verwundern sollen, wann ihre lieben Kinder bisweilen bleich und

[1] Guarinoni 490. [2] Ebd. 489.

krank aus der Schule heim kommen; ist mehrer Mal der ungeheur Schulgestank daran schuldig' [1].

Auf den Hochschulen sei es Sache der Professoren, die Pedelle zur Lüftung anzuhalten. ‚Es sein aber etliche Bedellen so st . . nkfaul, daß sie kaum mit Lust die Schultüren öffnen, wann man hineinsolle, geschweige, daß sie die Schulen öfters im Jahr auskehreten oder aussäuberten, wie denn oft auf den Bänken der Staub fingerdick und niederan der Kehricht und Kot haufenweis zu finden. Wann aber die Professores und die Studenten hinaus sein, sperren sie ehist die Schulen fleißig hinter ihnen zu, damit man die Bänk und Cathedras nicht etwan hinaus trage.' [2]

Noch viel schlimmer als in den Häusern scheint es in den Straßen der Tiroler Städte damals ausgesehen zu haben. Misthaufen lagen auch in den Städten ‚vor den Häusern und auf den Plätzen gesammelt und zusammengehäuft', aus welchen die Sonnenstrahlen ‚die groben und giftigen Mist- und Wustdämpf wolkenweis herauszziehen und eine ganze Stadt damit überziehen, viel der zärteren vergiften und mit giftigen Fiebern begeben, zuweilen auch eine rechte Pestilenzbrut ausziehen. Sonderlich wenn man solchen durch das ganze Jahr in den Städten gesammelten Schatz im Frühling rühren, auf die Wägen aufladen und aus der Stadt in die Felder verführen, darunter aber die Leut auf den Gassen und in den Häusern dermaßen erstänken tut, daß mancher von Herzen krank und ohnmächtig wird, und männiglich mit dem Nasen- und Maulstopfen gleich genug zu tun hat' [3]. ‚Kot- und Mistvieh' sollte deshalb nach Guarinoni in der Stadt überhaupt nicht geduldet werden, dem ‚die Dörfer und das Baurhaus zu Fleiß gericht ist' [4].

Ebenso müsse die Obrigkeit acht haben ‚auf die faulen Aas, die man nicht allein auf und neben den gemeinen Landstraßen, sondern in den Städten und Gassen selbsten bei vielen Inwohnern sehen, viel besser aber riechen tut' [5]. Dergleichen dürfe nicht ‚neben den Straßen ungefähr' hingeworfen oder ‚in die Bäch oder Wasserstramben' versenkt werden. Verwesende Tierleichen solle man ‚unter die Erde tief vergraben lassen'. Friedhöfe dürften gleichfalls nicht innerhalb der Stadtmauern sein, besonders da man an einigen Orten ‚kaum so tief in die Erden hineingräbt, als der Sarg hinein und gar seicht bedeckt kann werden' [6].

Mit noch schärferen Worten geißelt Guarinoni einen andern Unfug, den er freilich nur mit einigem Zögern zu berühren wagt: die Verunreinigung der Straßen, welche hauptsächlich aus dem Mangel an Aborten in vielen Häusern entstand. ‚Soll ich reden oder schweigen? Soll ich der Wahrheit Zeugnis geben oder den Unflätern heucheln? Wie kann ich aber schweigen,

---

[1] Guarinoni 492. [2] Ebd. [3] Ebd. 516. [4] Ebd. 517.
[5] Ebd. 515. [6] Ebd. 514.

wann ich der Verletzten selbsten unterweilen einer bin? Was hilft es mich und ein andern ehrlichen Mann und Hausvater, daß wir uns der Reinigkeit in unsern Häusern befleißen und annehmen, wann man wieder den Wust vor unsere Häuser und vor unsere Fenster mit sollichem ungeheuren Gestank vorwirft und ausschütt, daß wir uns gleich der Ohnmachten zu wehren und mit dem Nasenstopfen zu schaffen haben? Wohlan, spitz dich, Feder, du mußt die Wahrheit schreiben. . . . Wer auf der Gassen vorübergehe, fahre oder reite, da fragen diese Kot- und Wustmenschen eben nicht danach, daß man also zwischen jeder Tageszeit, sonderlich aber morgens und abends, wann die Leut zum meisten auf den Gassen zu schaffen und durchzugehen haben, ihren gewissen und ordentlichen Rauch und Nasenluft empfinden, welcher Rauch nit allein alle Gassen durch die ganze Stadt, sondern auch alle Häuser und Zimmer zu den Fenstern hinein angefüllt, und der Geruch so unparteiisch und treulich ausgeteilt wird, daß einer den andern wenig darum zu neiden hat.' ,O unerhörtes Ungeheuer! Ich find und hab nit Wörter, mit welchen ich diesen unmenschlichen Wust und Gräuel genugsam erklären könnte, geschweige der vielfaltigen Jammer, Gesondt- und Leibs-Schäden, so daraus erfolgen. O Pestilenz, wo solltest du mehr dann an solchen Ort sein, wo man dir ein so reiches und freies Opfer täglich aufopfert, dich damit verehrt, dir locket, dir ruft! . . .' [1]

In ähnlicher drastischer Weise schildert Guarinoni den Unverstand, mit dem man die Brunnen verunreinigt, die Nahrung verfälscht und in tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens sich von törichten Vorurteilen leiten läßt. Auf jeder Seite offenbart sich der edle Charakter des Verfassers, der trotz der mitunter derben Sprache es herzlich wohl meint mit dem Heil der ,edlen teutschen Nation', deren Vorzüge er öfters über andere Völker erhebt. Daß man ihn verlachen und verhöhnen werde wegen seines Buches, weiß er voraus. Wie er aber durch Menschenfurcht sich in seiner freimütigen Kritik der öffentlichen Verhältnisse nicht beirren läßt, so zeigt sich Guarinonis Unerschrockenheit und männlicher Charakter noch mehr darin, daß er als eine Hauptquelle der schlechten Gesundheitsverhältnisse offen die allgemeine Unsittlichkeit zu bezeichnen wagt, und die Greuel der Wirts- und Badhäuser, der Unmäßigkeit und Unzucht nicht weniger streng geißelt als die Unreinlichkeit in den Häusern und Straßen. So handelt er denn im ersten Buch des Werkes von Gott, ohne dessen Schutz alle Sorge für die Gesundheit vergeblich, betont es immer wieder, daß ein notwendiges Mittel zur Erhaltung der leiblichen Kräfte ein geordnetes Leben und Beobachtung der zehn Gebote Gottes,

---

[1] Guarinoni 504—505. Übrigens sagt Guarinoni ausdrücklich, die Schilderung des gesundheitswidrigen Zustandes der Straßen beziehe sich zunächst auf Tirol.

besonders der Reinheit und Keuschheit, sei. Auf dem ersten Blatt schon kennzeichnet es Werk und Verfasser, daß er sein ‚winzigst Gesund- und Heilbüchle‘ der Mutter des ‚Heils und Heilandes‘ widmet, da ‚kein gewaltiger noch ernstlicher Beysteher, Vertretter und Verfechter gemeinen Gesonds und Heyls wie auch der Wahrheit nach Gott seye noch erfunden werden könden‘, als die ‚Jungkfräwliche Mayestet‘ der Mutter Gottes [1].

In scharfem Gegensatze zu dem katholischen Tiroler Arzte steht Michael Bapst von Rochlitz, protestantischer Prediger zu Mohorn im Meißenschen. Selbst ein Laie in medizinischen Dingen, schrieb dieser Prediger-Arzt zahlreiche für das Volk bestimmte Bücher, welche einerseits Rezepte zur Heilung von Krankheiten der Menschen und Tiere, anderseits Anweisungen für alle möglichen technischen und ökonomischen Verrichtungen und Zufälle des menschlichen Lebens enthalten; besonders betonte er, daß man bei ihm auch Belehrung über alchimistische Dinge finden könne. Er bringt hier die fabel-

[1] Fragmente eines zweiten Bandes der ‚Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts‘ finden sich handschriftlich auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek unter * Guarinonis Manuskripten Bd IV, Fol. 390 f. Erst in seinen letzten Lebensjahren scheint der Verfasser die von vornherein geplante Fortsetzung seines Hauptwerkes in Angriff genommen zu haben. Am Schluß des zweiten Buches (Fol. 475) steht das Datum: 15. Juli 1652. Buch 3, Kap. 18 wurde, wie die Eingangsworte besagen, 44 Jahre nach der Ausarbeitung des ersten Bandes in Angriff genommen. Während der erste Band sich mit den Greueln der Verwüstung durch verkehrtes Benehmen in gesunden Tagen beschäftigt, handelt der zweite von den ‚Irrungen in Khrankheiten‘. Erhalten sind vom zweiten Band ‚daß ander Buch: Den Kranken und sein Amt betreffend‘, und (am Schluß verstümmelt) das dritte Buch: ‚Den Doktor der Arznei und sein hohe Kunst und Wissenschaft und Amt und Würde betreffend.‘ Im zweiten Buch handeln Kap. 1—5 von den Spitälern; Kap. 14 (Fol. 446ᵇ f): ‚Vom Greuel der lügenden Wahrsager, betrügenden Planetenleser und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner, Teufelsbanner und Geis-Wirten, Mensch-, Vieh- und Landverderber, Gabel- und Bockfahrer und dergleichen ungeheuer Patienten‘; Kap. 15 (Fol. 453 f): ‚Von greullichem Greull der Gott laugnendten und dem Ewigen leben und Sellen Unsterblichkheit widersprechendten, welt-Politischen Machiavellischen Vich-Patienten‘; Kap. 19 (Fol. 471ᵇ f): ‚Vom Greuel der insgemein liederlichen und verwegenen und hochgefährlichen Rath- und Arzt-Affen.‘ Im dritten Buch sind bemerkenswert die Kapitel gegen die Paracelsisten u. dgl. Kap. 17 (Fol. 513ᵇ): ‚Ob den jungen, von Hochschulen herkommenden der Arznei Doktoren sicher zu trauen.‘ Kap. 18 (Fol. 517): ‚Vom unleidentlichen sträflichen Greuel der hermetisch unmenschlichen, ungeheuern metallisch purgierenden Mord- und Tod-Giften; item wessen man sich zu deren andern (außer benannten Plutonischen Gespenstern) Gutes oder Böses zu versehen habe.‘ Kap. 19: ‚Vom unchristlichen Greuel der erzenden verruchten, treulosen Juden....‘ Kap. 21 (Fol. 530ᵃ): ‚Vom Greuel der liederlichen täglichen Eingeb- und Einnehmung der purgierenden Arzneien und der täglichen elenden Dies und Jenes Doktoren oder Alls Pillenschlucker, dadurch der Leib verwelkt, der Farb und Kraft ermatt und der Magen zur Apotheker Büchs werden.‘

haftesten Sachen vor, so daß es ihm manchmal selber angst wird um das Urteil des Lesers. So sagt er einmal[1]: ‚Weil ich des meisten teils in diesem Buche aus andern Scribenten entlehnet habe, und nicht soviel Zeit und Vormögen gehabt, alles zu versuchen, obs recht oder unrecht, könte es wol geschehen, das hie auch etwas mit unter gelauffen were. Wenn es derwegen der Leser gewar werde, wolte er solches nicht mir, sondern den Scribenten, von denen ichs abgeschrieben, zumessen, und jhm dießfals meinen Fleiß und wolgemeints Gemüte gefallen lassen.‘[2]

Von irgend welcher Anordnung ist in den Sammelbüchern des schreibseligen Prädikanten keine Rede. In seinem im Jahre 1590 zu Mühlhausen erschienenen ‚Newen und nützlichen Ertznei-, Kunst- und Wunderbuch‘ ‚folgen sich in anmutigem Wechsel Mittel für Nasenbluten und Menorrhagien, Zähmung von Leoparden, Verstopfung, Skorpionstich, Zahnweh, Hundsbiß, Spinnenstich, Erkennung der Fruchtbarkeit einer Frau, Kupfer das Aussehen von Silber zu geben, sichtbare und unsichtbare Schrift, Fischfang, Pferdekrankheiten, gegen das Fürchten bei Nacht‘ usw[3]. Eine gleich bunte Sammlung der verschiedensten und seltsamsten Lesefrüchte enthält Bapsts ‚Gift-jagendes Kunst- und Hausbuch‘ (Leipzig 1591 u. 1592). Von ‚eigener Erfahrung‘ ist kaum eine Spur zu finden. Die Schrift ‚beginnt mit dem Schlangenbiß (zuerst die Schlange im Paradies) und arzneilicher Verwendung der Schlangen, Spinnenstich, Quender (Köder) an die Angel, Löwen- und Wolfsbiß, Füchse 2c. zu fangen, Wölfe zu vertreiben, Ranula, Skorpionstich, vielerlei über Würmer, Tauben an den Schlag zu gewöhnen und daß sie andere Tauben mitbringen, Bäume pfropfen, Früchte konservieren, Pflanzenspielarten zu erzielen, Fleisch konservieren, Mücken 2c. zu vertreiben, Zips der Gänse, Durchfall der Hühner, Bienen im Stock zu halten, Fledermäuse töten, Haare und Warzen vertreiben, Wundpflaster; Motten, Mitesser, Läuse vertilgen; Vogel-, Fisch- und Krebsfang, wobei sich die Kur des Karcinoms anschließt usw. Unter den Tausenden von Rezepten aller Art sind hie und da, dem Zeitgeschmack gemäß, als Lesefrüchte auch einige alchimistische und chemiatrische Rezepte mit eingestreut.‘[4]

Ganz denselben Charakter trägt der erste Teil des im Jahre 1596 in Eisleben gedruckten ‚Wunderbarlichen Leib und Wund Artzneibuches‘. Neben der Epilepsie beschäftigt sich der protestantische Gottesgelehrte hier mit allen möglichen sonstigen Leiden, Fisteln, Krebs, Pestilenz; er behandelt auch eingehend Mittel zur Hebung der Geschlechtsfunktionen und bespricht ferner die Erkennungsmittel der Fruchtbarkeit einer Frau. Daneben verbreitet er sich

[1] Leib und Wund Artzneibuch, 2. Teil, Bl. 171b–172a.
[2] Schubert-Sudhoff 94–95. [3] Ebd. 86–87. [4] Ebd. 88.

über die Heilkräfte des Menschenkotes, über Kitt für Destillieröfen, trinkbares Gold, Aderlaßzeit und Sympathiemittel [1].

Zuweilen wird es selbst einem Bapst ‚zu toll bei den Verordnungen seiner Gewährsmänner'. So sagt er z. B. nach Anführung der Verordnung des Grafen von Hohenlohe, welcher gegen Krämpfe und Gliederschmerzen fünf Läuse und acht Schafsläuse in Brot gewickelt zu essen empfiehlt: ‚Wer es Lust zu gebrauchen hat, der mag es tun; ich will mich dafür bedankt haben.' [2]

Ganz Paracelsist ist der Kurpfuscher Thurneissen zum Thurn [3]. Schmerzerfüllt beklagt derselbe in seiner Schrift ‚Quinta Essentia', daß Gott der Herr den Meister Paracelsus ‚nahm, als er im besten Alter war'.

Seine schrifften liegen hie und dar,
Denen man teglich starck nachtracht,
Es sind ihr etlich zsamen bracht,
Werden noch manchen kunstreichen Man
Frewen, wann er's wirdt sehen an,
Denn da ist Wurtz, fundament und grund
Des Cörpers, er sey kranck oder gsund,
Auch nicht allein in der Artzney,
Sondern auch in der Alchemey
Und andrer grossen heimligkeit,
Von Gstirn, Geist, Element, hat gleit
Den grund. O het er lenger glebt,
Was hett die Welt nutzs von ihm ghebt.
Doch hat er ehr gnug erworben,
Der aller fürtrefflichst Artist ist gstorben,
Als man zalt funfftzehen hundert jahr,
Und eins und viertzig, sein hinschied war
Christlich, verstendlich, sanfft und leiß,
Am vier und zweintzigsten Septembris,
Aureolus Theophrastus er hies,
Viel schöner künst hinter ihm lies.

---

[1] Schubert-Sudhoff 89—90. Über Bapsts ‚Pimelotheca' (Eisleben 1599) wird hier S. 91 bemerkt: ‚Es ist auch wieder eine Rezeptensammlung, dabei werden allerhand niedliche Kenntnisse, welche man zum Teil gar nicht hinter dem Verfasser suchen sollte, namentlich aus dem Gebiete der Aphrodisiaka, vorgebracht. Auch „Ruß aus einem Kometen" gegen Erbgrind ist eine hübsche therapeutische Errungenschaft, die er aufgelesen.'

[2] ‚Von der psychischen Wirkung dieses noch heute unter dem Volke üblichen Mittels hat er keine Ahnung!' Ebd. 92—93.

[3] Zur Ergänzung der Angaben über Thurneissen im VI. Bande des vorliegenden Werkes S. 497 ff verweise ich noch auf den Artikel von J. J. Merlo in der Kölnischen Volkszeitung 1886 Nr 238, drittes Blatt. Hier werden aus dem Kölner Stadtarchiv einige Notizen mitgeteilt, welche den Tod dieses Kurpfuschers in Köln 1595 oder 1596 authentisch bestätigen.

In der Schlußrede seines seltsamen Werkes kommt Thurneissen nochmals auf seinen Meister zu sprechen:

> Denn was Theophrastus hat distilliert,
> Das hat er dermaß rektifiziert,
> Das er allein war (was sag ich,
> Warhafftig, warlich) eigentlich,
> Ohn einige andere substantz,
> Rein, durchleucht, klar, und subtil gantz,
> Hat extrahiert, drumb durch solche Krafft
> Hat er prophetische Wunder schafft,
> Und ist seins gleich vor ihm nicht gwest,
> Er soll vielleicht auch sein der letzt [1].

Noch weiter ging Valentin Antagrassus Siloranus, welcher den Paracelsus für einen unfehlbaren Gesandten Gottes ausgab. Der Frankfurter Arzt Gerhard Dorn tat es seinem Meister gleich in maßlosen Schimpfreden gegen alle Widersacher; ‚den Stein der Weisen bereitete er, als ein Erfahrener, in fünf Vierteljahren: andere müssen zwei Jahre darüber zubringen'. In einem im Jahre 1583 in Frankfurt erschienenen Werke leitete Dorn aus dem Buch Moses' die ganze Chemie her. Andreas Ellinger, Professor zu Jena, beförderte die Verbreitung der paracelsistischen Wahnideen durch sein ‚Apothekerbuch' (Zerbst 1602) sowie durch seine Schrift ‚Von rechter Extraktion der seelischen und spiritualischen Kräfte aus allerlei Kräutern' (Wittenberg 1609). Wie Thurneissen, so genoß auch der ‚geheime, wundermedizinische Künstler' Bartholomäus Carrichter das größte Ansehen, selbst bei Fürsten und Königen. Maximilian II. ernannte ihn zu seinem Leibarzt, allein der berühmte Mediziner Crato von Krafftheim behauptete, Carrichters verkehrte Behandlungsweise habe den Tod Kaiser Ferdinands I. verschuldet. In Carrichters Kräuterbüchern, die Michael Toxites herausgab, sind die Pflanzen nach den zwölf Zeichen des Tierkreises geordnet, ihre Wirkungen verschieden angegeben, je nach der Konstellation zur Zeit ihrer Einsammlung [2].

In der Vorrede des einen Kräuterbuches sagt der Herausgeber, ‚Doktor Carrichter sei ein gelehrter und erfahrener Mann gewesen, wiewohl ihn etliche Medici, doch unbillig, verachten, wie aus seinen andern Büchern genugsam offenbar ist. Wiewohl er nun aus Theophrasto Paracelso seine Fundamenta genommen und aber davon abgewichen und ein sondere Methodum in seinem Schreiben fürgenommen, so lob ich doch alles, was er guts in der Arznei

[1] L. Thurneissen, Quinta Essentia, Leipzig 1574, 34 203.

[2] Neben Sprengel III 501 f vgl. Allgemeine Biographie IV 27; V 351; VI 53 f; Wunderlich, Gesch. der Medizin, Stuttgart 1859, 95, und Isensee, Gesch. der Medizin I, Berlin 1840, 250. Über Carrichter s. Meyer IV 432 f, und Hirsch, Lexikon I 671. Vgl. auch Gillet II 38.

verlassen, und fürnemlich, daß er in seinen Büchern alles hell und klar an Tag bringt.' [1]

Wieweit dies dem ‚Kräutel-Doktor' Carrichter gespendete Lob berechtigt ist, mögen einige Stellen aus seinem Kräuterbuche dartun.

‚Zauberei', heißt es hier, ‚ist nichts anders, denn eine Verstopfung des Blutgeistes im Menschen, im Blutgeäder. Hierher gehört auch Topasius, junger Roßfüllen Mark, und feister junger Steinböcke Blut und Mark aus den Beinen, junger saugender Hündlein Blut bei sich tragen oder darüber trocknen, in einem seidenen Tüchlein abgetrocknet, oder reine Leinwand, die nicht gewaschen ist worden. Auch das Blut von Maulwürff lebendig von ihnen genommen, darauf gelegt, dürr oder grün, gilt gleich. Auch die Milz von den jungen Rößlein abgenommen, von der Zungen. Auch junger Roß-stuten Milch, Butter davon gemacht im Maien, damit Balsam gemacht mit Haselnußmispeln, mitten im Maien genommen, vor Aufgang der Sonnen des morgens genommen oder Unguent daraus gemacht mit kleinem Durant oder Widerthon oder Haselnußbäumen Blüte, also genommen wie gesagt ist. Diese Ding also gebraucht tun alle Schäden hin, die aus Zauberei kommen.' [2]

Zur Wolfsbeere bemerkt Carrichter: ‚Die königliche Kunst der Signatur, die sagt von diesem Kräutlein hohe Ding, und es ist nicht weniger, daß diese Kräuter gar giftig sind ihres Erddampfs halber, welchen so man ihnen nehmen kann, so sind es wunderheilsame Kräuter äußerlich zu gebrauchen, wie das Eisenhütlein zu den Füßen, also dies zu den Händen, das hieraus zu merken ist. So einer die Pestilenz hat und sie bringet ihm aus den Armen zu dem Herzen zu, so gewinnet es einen roten Strich von dem Arm herein zu dem Herzen, ist auch gleich wie ein Herzstern der Blumen formiert. Und so man diese Beer oder Kraut saftigt, und legts hinaus auf die Hand, wo der Strich hingehet, nicht mehr dann zwei oder drei Beerlein, ein wenig zerstoßen, so grün, und tut das ein Mal, zwei oder drei, und wenn einer zu den Todeszügen griffe, es wäre Mann oder Weib, so bringet's ihn wiederum zu dem Leben und zieht ihm alles Gift heraus. Und dies ist allein eine Kraft von einem jeden Kräutlein. Darum so einer hat die ganze Harmonia und Sympathia, so sollte man diese Kräuter für die edelsten Kräuter halten. Es ist nichts edleres als diese Kräuter, denn es hat ein jedes seine drei Harmonias und wiederum drei Antipathias, daraus man merken kann, was diese Kräuter können zu den vergifteten Schäden und Lüften, kann wohl korrigiert werden durch die figuralisch Triplicität, wie davon gesagt ist, aber zu-

[1] Vgl. hierzu Schmidt, Toxites 98 f, der bemerkt: ‚Man begreift kaum, wie Toxites, der nur für Paracelsus zu schwärmen vorgab, eine solche verstandlose Heilkunst lobpreisen konnte.'

[2] Carrichter, Kräuterbuch, Straßburg 1617, 12—13.



vor soll man sie mit Essig und Wein ein wenig ausziehen und darnach zu-setzen aus dem letzten Grad des Löwen und höchsten Grad der Jungfrauen.'[1]

Noch seltsamere Dinge enthält Carrichters Schrift ‚Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden'[2]. Wer dies Traktätlein lese, versichert der Verfasser, ‚und die Kräuter und Stück so dazu gehören in Zeit einsammle und kolligiere, könne Gott und dem Nebenmenschen dienen, es werde ihm auch keine Zauberei schaden'. Besonders empfohlen werden hier ‚in allen zauberischen Sachen' ‚zwei Salben, welche wir sonst Balsam nennen'.

‚Der erste Balsam von Haselen-Mistel, die Salb mach also.

‚Item nimm junger Hunds Schmalz, das wohl geläutert 8 Lot; Bärenschmalz wohl geläutert 16 Lot; Kapaunenschmalz 24 Lot; wohl gereinigt Haselmistel drei Gauffen, stoß alles in einem Mörser mit einem lindenen Stempfel, mit Beeren und Blätter, daß es saftig wird, tue es in ein Engsterlein, stelle es an die Sonne 9 Wochen, so wird ein grünlicht Sälblein daraus, damit kannst du schmieren alle zauberischen Schäden und Schmerzen, die von Zauberei herkommen, vertreibt alle Schmerzen.

‚Nun folgt der ander Balsam von Linden-Mistel.

‚Item Kapaunen Schmalz rein geläutert, dazu nimm vier Gauffen Linden Mistel, und machs aller Dings wie das vorig gemeldt. Also ist dieser Prozeß fertig.'[3]

‚Wann ein Mensch verkrummt und abdorret, daß ihm die Knie an die Brust wachsen, welches auch von Zauberei kommt', empfiehlt Carrichter folgende ‚Kur':

‚So etwa Brand oder Hitz dabei ist, so löscht man's mit Farrenkraut Wurzel und Eichenäschen Laugen, schütt dieselben kalt auf und nimm das edle Durant Wasser, so man's nicht haben kann, so nimm Widerthon Wasser, das morgens vor seinem Aufgang gegraben und gebrannt, daß es niemand nicht sieht, darin tue Blut von einem jungen Hündlein 3 oder 4 Tropfen, das tue etliche Mal nacheinander mit auflegen, bis der Brand vergeht (das Blut soll aus dem linken Ohr des Hündleins genommen werden); wo aber der Schaden offen wär oder zu schwären angefangen, so nimm Widerthon ein Teil; Durant drei Teil, klein gepulvert, bis er heil wird. Er wird von Grund aus wohl geheilet werden.'[4]

‚Wann Mann und Weib verdorren', rät Carrichter folgendes an:

‚Diesen Menschen hilf also. Nimm Johanneskraut, deß dreierlei Durant, dreierlei Widerthon, und Wasser, daß vor der Sonnen Aufgang geschöpft ist

---

[1] Carrichter, Kräuterbuch 173—174.
[2] Vgl. vom vorliegenden Werke VI 490—492.
[3] Carrichter, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden 6 7.
[4] Ebd. 8—9.

worden, dem Strom nach und nicht entgegen. In dem Wasser laß die Kräuter sieden und den Kranken 9 Tag nacheinander darinnen baden alle Tag zweimal, und alle Tag ein frisches Bad, und diese 9 Tag soll der Krank mit seinen Füßen kein Erden berühren, sondern in Pantoffeln oder Schuhen gehen und allwegen nach einem Bad die Sohlen unten an Füßen schaben und das Geschabte fleißig zusammenhalten und nach den 9 Tagen in ein jungen Eichbaum verspunden und sich nach jedem Bad allweg schmieren mit der Salben Linden Mistel, so wird er in kurzer Zeit gesund.'[1]

‚Wer sich des Bezauberns befürchtet, oder besorget', lehrt Carrichter, ‚oder bei solchen bösen Leuten wohnet, davon er sorget, solche böse Gedanken zu bekommen, der soll nehmen der edlen Hyperikon, des edlen Durants, das nach der rechten Influenz des Himmels graben und henk das in 4 Winkel des Hauses, Stuben, Kammern und Keller und legs in die Bett, du mußt es auch am Hals tragen, so will ich dir geloben, daß dir kein Zauberei widerfahren mag, du magst es auch zu acht Tagen Pulvers weiß in Leib brauchen, auch dem Vieh unter dem Salz mitteilen, so bist du vor aller Zauberei sicher.'[2]

Geradezu ekelhafte Mittel empfiehlt der ‚Kräutel-Doktor' und kaiserliche Leibarzt in seiner ‚Practica'[3]. ‚So aber die Verstopfung der Leber oder Wassersucht von ihm selbst käme', heißt es hier, ‚so nimm Regenwürm ein Maß voll, die wasche ganz sauber. Danach lege sie in trockenen Mist, laß sie also Tag und Nacht darin liegen, so geben sie alle Unsauberkeit von sich, danach nimm sie heraus, wasche sie wiederum rein, und gieß ein Seidel blauen Lilienwurzelsaft darüber in einem verglasten Hafen, decke den Hafen zu, verklebe ihn wohl mit Leim und setze ihn in einen glühenden Ofen, daß es zu Pulver brenne, danach nimm dies Pulver abends und morgens auf einmal ein Quint.'[4]

An einer andern Stelle schreibt Carrichter: ‚So einer einen erstochen oder ermordet hat, so gehe geschwind hin und werfe das Blut, das von ihm rinnet, in ein Feuer von dürrem eichenem Holz in die größte Hitz, dreimal, und verkehre ihm die Schuhe um, den rechten an den linken und herwieder den linken Schuh an den rechten Fuß, so wird er blind und meinet, er reite im Wasser bis an den Mund, und kommt wiederum zu dem Ermordeten, er sei wer er wolle.'[5] ‚Diese Exempel habe ich setzen müssen', meint der ‚Kräutel-Doktor', damit man sehe, ‚daß die bisher gehabte Remedia ohne Grund und Wahrheit gebraucht sind worden und eitel alter Weiber Künst, und danach

---

[1] Carrichter, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden 10—11.

[2] Ebd. 31—32.

[3] Ders., Practica aus der fürnemsten Secretis. 1. Von allerhand Leibs Krankheiten. 2. Von Ursprung der offenen Schäden und ihrer Heilung. Straßburg 1614.

[4] Ebd. I 99—100. [5] Ebd. II 42.

verändert je länger je mehr, in Sirup, in Pillulen, in Julep, in Latwergen und was dergleichen ist, und dadurch die hochlöbliche Kunst der Arznei in Verachtung kommen ist von den Avicennisten, Galenisten, und sprechen, daß diese alle ihren Grund und Wahrheit aus dem Hipokrate, welcher soviel die Invention antrifft locorum morborum et Simptomatum, auch der Feuchtigkeit halben, wohl etwas erfunden hat, und das mit seinen Discipulis, den Philosophis, disputieren lassen, in beide Teil, und also in ein Werk bracht. Aber soviel die Sympathie antrifft, Kräuter, Stauden, Bäum, gar unwissend gewesen, allein was er von alten Weibern erfahren hat.'[1]

Angesichts solcher Aussprüche begreift man, wie der Botaniker und Heidelberger Professor Tabernämontanus schreiben konnte: ,Die neuen vermeinten selbst gemachten Ärzte, die sich die Paracelsisten nennen, rühmen viel von ihren Extrakten und geben große Ding für, wie sie treffliche große Wunderzeichen damit ausrichten; ich hab aber gleichwohl noch nie keinen gesehen oder hören nennen, der doch je einmal ein rechtes Extrakt gehabt hätte oder auch hätte können machen: ich will der großen Wunder geschweigen, die sie damit ausrichten sollten, aber wenn man drei Teil Lügen zu einem Teil Wahrheit vermischt, bestehen sie noch etlichermaßen und tun solch Wunder mit Kurieren der Krankheiten, die doch sonst, wie sie sagen, unheilbar seien, daß viel Leut von ihnen klagen, wie sie verderbt und zu Krüppeln gemacht haben und zum Teil ihrer viel schändlich um ihr Leben gebracht.'[2]

Noch schärfer sprach sich über den Verfall der Medizin und das Treiben der Paracelsisten der berühmte Arzt Kaspar Hofmann zu Frankfurt an der Oder aus. In einer im Jahre 1578 im Druck erschienenen Rede ,Über die hereinbrechende Barbarei' auf allen Gebieten der Wissenschaft bemerkte er bezüglich der Heilkunde: ,Auch in diese heilige Wissenschaft, die so heilbringend für das Menschengeschlecht ist, drängen sich betrügerische Schwindler ein. Getrieben vom Hunger, gelockt vom Gewinn, fliehen Leute, die sonst nichts gelernt haben, zu ihr als zum letzten Hoffnungsanker, wenn alle andern Versuche fehlgeschlagen sind. Ohne humanistische Vorbildung, ohne philosophische Geistesschulung, wagen sie sich an die Behandlung der Kranken, während sie auch die allgemeinsten Vorschriften der Heilkunde nicht kennen und bei praktischer Anwendung der Kunst nicht einmal zugesehen haben. Keine Krankheit ist ihren dreisten Heilversuchen zu bedenklich. Ihre Kunst, so versichern sie auch in Fällen höchster Gefahr, werde die Rettung bringen, welche sie in Wirklichkeit allen Launen des Zufalls anheimgeben. Was die einzelnen Krankheiten ihrer besondern Natur nach und in ihren verschiedenen Stadien er-

[1] Carrichter, Practica II 121.
[2] Tabernämontanus, New Kreuterbuch I 17—18.

fordern, was die Leibesbeschaffenheit des einzelnen nach ihrer individuellen Eigentümlichkeit beanspruche, darauf wird keine Rücksicht genommen. Bestimmte Heilmittel, deren Wesen und Natur ihnen unbekannt ist, wenden sie zum großen Schaden des Patienten an, ohne nach dessen Konstitution und Kräften zu fragen, ohne den Unterschied der verschiedenen Temperamente in Rechnung zu ziehen, ohne Rücksicht auf den Sitz der Krankheit, auf Alter, Leibesbeschaffenheit, Gewohnheiten des Kranken, Jahreszeit und alles übrige, was erfahrene Ärzte als Fingerzeige für die Behandlung zu betrachten pflegen.

‚Und trotzdem erheben diese Unverschämten sich über alle andern, und im Vertrauen auf die törichte Leichtgläubigkeit des großen Haufens lügen sie tapfer etwas daher über die Geheimnisse ihrer Kunst, preisen ihre Großtaten und Wunderkuren nach Marktschreierweise an, d. h. die Kuren an denjenigen, welche dank ihrer kräftigen Natur die Gefahr überstanden haben; der übrigen, welche durch die dreiste Unwissenheit ihrer Ärzte den Tod fanden, geschieht keine Erwähnung. Schlägt aber die Kur nicht an, bringt Furcht vor schlimmerer Wendung den Kranken dazu, erfahrener Ärzte Rat sich zu erbitten, weil er sieht, wie der Erfolg die glänzenden Verheißungen nicht rechtfertigt, dann läßt sich kaum sagen, welche Unverschämtheit diese aufgeblasenen Schläuche, welche Frechheit sie sich erlauben gegen Männer, die in rühmlicher Ausübung ihrer Kunst ergraut sind. Sie fürchten eben ihrer Unwissenheit und der begangenen Mißgriffe überführt zu werden. Deshalb verheimlichen sie sorgfältig ihre Heilmittel und befleißen sich mit boshafter Verschlagenheit der Zweideutigkeit, damit man sie nicht fassen kann.

‚Wundern muß man sich nur, woher solchen Quacksalbern, die mitunter wie die Pilze aus der Erde wachsen, solches Ansehen beim großen Haufen zukommt. Denn alles läuft zu ihnen, man trägt sie auf den Händen, sie werden vom Volk angebetet, von Leuten, die von den Volksmeinungen sich bezaubern lassen, bis zum Himmel erhoben, obschon sie auf den Namen eines Gelehrten doch keinen Anspruch haben. Ihre Vorbereitung auf die Pflege der Heilkunde besteht ja nicht im Studium der Philosophie, sondern in der Kunst zu betrügen.

‚Der unerfahrene Haufe aber, der immer nur nach neuem ausschaut, hört auf jene erdichteten Wunderkuren staunend mit offenen Ohren; betört von den dreisten Versprechen, gibt er sich den kühnsten Hoffnungen auf Heilung hin. Man schaut eben nur auf die wenigen glücklichen Erfolge, beurteilt oft die ganze Sache nach einer einzigen Tatsache, und beachtet nicht, wie vielen Menschen vor der einen glücklichen Kur das Leben verkürzt wurde. Ihr Ansehen also hat seinen Grund in der Urteilslosigkeit des großen Haufens. Das Heil indes, welches sie versprachen, bringen sie meist erst dann den Kranken, wenn die Krankheiten mit der kühlen Erde bedeckt werden.

‚Aber von diesen Betrügern laßt uns jetzt übergehen zu den rauchgeschwärzten Söhnen des Vulkan, die beim Schmelzofen kein Glück hatten und nun in der Verzweiflung sich an die Heilkunst machen. Aus ihren Schmelzöfen versprechen sie Wundermittel hervorgehen zu lassen, rühmen sich glorreicher Taten auf dem Felde der Medizin.

‚Für diese ungebildeten Alchimisten ist die Natur, wie man sie früher kannte, zu gering; sie haben sich daher eine neue zurecht geträumt.

‚So haben sie sich einen neuen Weg zum Heilen erfunden, alles durch Metalle.

‚Außerdem besitzen sie noch andere Mittel, um sich einen Namen zu machen und die Börsen zu leeren. Sie verschaffen sich z. B. Ansehen durch Berufung auf Paracelsus, dessen Namen bei allen Freunden des Neuen guten Klang hat, gleich als ob vor ihm allein die Natur ehrfurchtsvoll sich erhoben und entschleiert hätte. Und doch hat gerade er, da er andern langes Leben versprach, mit seinen metallischen Mitteln den eigenen Tod beschleunigt. Ein anderes Mittel besteht darin, daß sie mit Verachtung auf die Werke der Fürsten in unserer Kunst herabsehen und dagegen sich die Kenntnis der ganzen Natur zuschreiben, sich alle Wissenschaft beilegen, den übrigen Unwissenheit vorwerfen und boshafterweise ihr Ansehen herabsetzen, daß sie den Ungebildeten mit Wortgeklingel und Wörterdunst überschütten. Zugleich aber suchen sie aufmerksamen Auges zu ergründen, welcher Geistesrichtung jeder einzelne angehöre, welches seine Neigungen, Talente, sein Charakter sei. Sorgfältig fliehen sie dann jene, die ihre Hohlheit durchschaut und Verdacht geschöpft haben werden; den Bewunderern und Lobrednern ihrer Possenreißerei aber legen sie sich verehrend zu Füßen. Den Reichen bereiten sie dann vorgeblich Tränklein aus Edelsteinen und machen sich bei ihnen durch Wahrsagen beliebt, wollen angesehen werden, als durchschauten sie die Zukunft und könnten verborgene Geheimnisse enthüllen. Nicht den letzten Platz aber behaupten unter den Geheimmitteln ihrer Kunst Amulette, die, zu bestimmten Stunden angehängt, die Krankheiten vertreiben sollen.‘ [1]

Fest verknüpft mit dieser Art von Medizin waren die astrologischen Wahnideen; dieselben wurden in die weitesten Kreise verbreitet durch die allgemeine Sitte, Kalender mit Wetterprophezeiungen und Deutungen der Konstellationen von Ärzten bearbeiten zu lassen. Diese Kalender mit ihren Regeln für Haus und Hof verschafften dem astrologischen Unsinn wie dem medizinischen Aberglauben Eingang in die Bürger- und Bauernhäuser. Auf diese Weise wurden die abgeschmacktesten Dinge im Volke verbreitet [2]. ‚Ja,

---

[1] C. Hofmanus, De barbarie imminente, Francof. 1578, und als Anhang zu Dornavius, Ulysses Scholasticus 109—115.

[2] Vgl. Hellmann, Meteorologische Volksbücher, Berlin 1891; Sprengel III 409 f; Haeser II³ 218; Schindler 84 210 235.

wenn es ohne Schaden der Kranken geschähe‘, sagt Tabernämontanus, ‚wär es doch noch wohl zu leiden; aber durch solche ihre Unwissenheit werden viel Leut verderbt, danach müssen die Planeten und das Gestirn herhalten, und die bösen A . . speck, denen legen sie es danach zu, als wenn das Gestirn ihnen solches zuvor gedräuet hätte, beschönen also ihre Schuld und Unwissenheit mit dem lieben Gestirn. Es wäre hohe Zeit, daß ein christliche Oberkeit diesen unwissenden Phantasten und Kalendermachern dieses Handwerk niederlegte: ja es sollten sich graduierte Personen dieses Lumpenwerks, das schier ein jeder Bachant tun kann, schämen und ihre doktorische Reputation nicht also verkleinern.‘[1] ‚Unsere heutigen Astrologen und Kalendermacher, indem sie ihren Beruf verlassen und die Natur und Wirkungen des Firmaments des Himmels wollen erforschen, geraten sie in ein solchen Labyrinthen und Irrgarten, daß sie auch gar keine Kräuter mehr, ja auch die Nesseln nicht erkennen können, so sie nit im Anrühren sie brennten; dennoch schreiben sie große und lange Rezept, da etwan zwanzig oder mehr Stück einkommen, für ihre Kranken, und kennen unter denselben nicht zwei oder drei; also dadurch die rechte wahre Erkenntnis der einfachen Kräuter und Gewächs gar in Abgang kommen und verdunkelt worden.‘[2]

Während Paracelsus und seine Anhänger sich mit der Erschließung der magischen Kräfte der Arzneikörper abmühten, die Astrologen hingegen die Gestirne über die Krankheiten befragten, erstand der wahren medizinischen Wissenschaft ein Retter in Andreas Vesalius (1544 Leibarzt am Hofe Karls V., später bei Philipp II., † 1564 auf der Insel Zante auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jerusalem). Einer deutschen Familie aus Wesel entstammend, ist er der eigentliche ‚Begründer der modernen Anatomie, der erste, welcher den menschlichen Körper genau und umfassend gekannt, der erste, der mit seiner Wissenschaft den allmächtigen Bücherglauben durchbrochen und widerlegt hat‘. Seine im Jahre 1543 zu Basel erschienenen, dem Kaiser Karl V. gewidmeten ‚Sieben Bücher vom Bau des menschlichen Körpers‘ enthalten die Grundlage der modernen Anatomie; sie sind noch heute der Gegenstand der Bewunderung der hervorragendsten Fachkenner: man mag das Werk aufschlagen, ‚wo und so oft man will, überall und immer findet man Belehrung, Anregung und Genuß‘[3].

---

[1] Tabernämontanus, New Kreuterbuch I 225. [2] Ebd. Vorrede.

[3] Roth, Vesalius v u. 130; vgl. 140 f, und Haeser II[3] 39 f.; vgl. Dr Aug. Froriep, Zur Gesch. der anatomischen Anstalt zu Tübingen, Braunschweig 1902, vi. Über Vesalius s. auch Baas 230 ff. Roth (151 f) zeigt, wie in Vesalius' Werk sämtliche Disziplinen wurzeln, die sich seither von der Anatomie abgetrennt haben. Der

Das Titelblatt des großartigen Werkes[1], das ungefähr 700 Seiten in groß Folio umfaßt, zeigt ein anatomisches Theater des Vesalius: in der Mitte der Meister, von zahlreichen Zuschauern umgeben, mit der Sezierung einer weiblichen Leiche beschäftigt. In der Umrahmung des Titels gewahrt man zwei grinsende Affen und ein menschliches Gesicht: es sind die Gegensätze Galenischer und Vesalischer Anatomie. In der Mitte oben prangt das lorbeergeschmückte Wappen des Verfassers: drei Wiesel[2].

In der Vorrede beklagt Vesalius mit bittern Worten den Verfall aller Zweige der Heilkunde. Am traurigsten sei es um die Anatomie bestellt: die Professoren halten es unter ihrer Würde, ein Messer zur Hand zu nehmen, die Prosektoren sind unwissende Barbiere: daher die allgemeine Unkenntnis der wunderbaren Einrichtung des menschlichen Körpers. Und doch sei die Anatomie für den Arzt, den Naturforscher, den denkenden Menschen so überaus wichtig. Den tiefsten Grund für das Daniederliegen der Anatomie findet Vesalius darin, daß allenthalben ein Mann als untrügliche Autorität gelte, der niemals eine menschliche Leiche zergliedert habe: Galen. ‚Kein Arzt‘, so schreibt er, ‚hält für möglich, daß auch nur der kleinste Fehler in den anatomischen Werken Galens entdeckt worden sei oder entdeckt werden könne. In Wirklichkeit hat aber Galen niemals eine menschliche Leiche zergliedert, da ihm bloß zwei ausgetrocknete Leichname zugänglich waren. Getäuscht von seinen Affen, greift Galen häufig mit Unrecht die alexandrinischen, in der menschlichen Anatomie geübten Ärzte an. Auch hat Galen gar manchesmal die Affenanatomie nicht richtig verstanden. Merkwürdigerweise kennt er trotz der ungeheuern Verschiedenheit im Bau von Menschen und Affen nur die der Zehen und der Kniebeugung. Selbst diese Dinge würden ihm ohne Zweifel entgangen sein, wenn es hierzu einer Sektion bedurft hätte.‘[3]

In dem Werke selbst beginnt Vesalius ‚mit den Knochen und Knorpeln, läßt die Bänder und Muskeln, Blutgefäße und Nerven folgen und macht den Schluß mit den drei Körperhöhlen. Jedes Organ wird in Bezug auf Zahl, Lage, Form, Größe, Zusammensetzung, Verbindung, Nutzen, Leistung, kurz in seinem ganzen Verhalten geschildert. Hand in Hand mit der Beschreibung geht überall die Bekämpfung und Erläuterung der Galenischen Anatomie.

---

genannte Forscher weist ferner nach, daß neben dem oben erwähnten großen, für die den Zergliederungen beiwohnenden Fachleute bestimmten Hauptwerke der Auszug aus demselben (Suorum de fabrica corporis humani librorum Epitome, Basileae 1543) nicht vernachlässigt werden darf. Letzteres, für Anfänger bestimmt, bietet mehr, als es verspricht.

[1] De corporis humani fabrica libri septem, Basileae 1543.

[2] Roth, Vesalius 178—179.

[3] Haeser II³ 40—41. Roth 131 143—144.

Galen wird an der wahren Quelle, am menschlichen Körper, geprüft.' In ähnlicher Weise wird das Wissen der übrigen medizinischen Klassiker durch die Natur, durch die Anatomie beleuchtet und widerlegt. Zur Erläuterung der Beschreibung dienen bildliche Darstellungen, welche ,bei aller Naturtreue ebensoweit entfernt von ängstlicher Individualisierung wie von oberflächlichem Schematisieren und ebensosehr geeignet sind, die Anforderungen des Anatomen wie die des Künstlers zu befriedigen'[1]. In deutscher Übersetzung wurde das Meisterwerk des Vesalius im Jahre 1551 zu Nürnberg durch Albinus Thorinus, Professor der Medizin in Basel, herausgegeben.

An der Baseler Hochschule fand der vielverkannte Meister der Anatomie warme Anhänger und Nachfolger. Durch die vereinigten Bemühungen einer Anzahl von Gelehrten hatte sich daselbst die medizinische Fakultät seit dem Jahre 1532 merklich gehoben; ihre eigentliche Blütezeit aber begann gegen Ende der fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts, als zwei Männer ihre Wirksamkeit eröffneten, die ihr von nun an als Sterne voranleuchten sollten: Felix Platter und Theodor Zwinger. Letzterer hat fast dreißig Jahre der medizinischen Fakultät angehört und sechsmal das Dekanat bekleidet. Die von ihm verfaßten neuen Statuten der Fakultät, welche im Jahre 1570 vom akademischen Senat genehmigt wurden, haben fast bis in die neueste Zeit Geltung behalten. Nicht bloß durch seine Lehrtätigkeit, auch durch Anregung freiwilliger Disputationen der Studierenden und Ordnung der Finanzen der Fakultät erwarb sich der treffliche Mann die größten Verdienste[2].

Von noch größerer Bedeutung war das Wirken des Felix Platter, des frühesten Vertreters der von Vesalius verfolgten Richtung auf deutschem Boden. Im Jahre 1557 nach einem Aufenthalt von $4^1/_2$ Jahren an der Universität Montpellier in seine Vaterstadt heimgekehrt, eröffnete Platter alsbald seine medizinische Praxis wie seine Lehrtätigkeit an der Hochschule. Auf beiden Gebieten errang er bedeutende Erfolge. Schon im Jahre 1562 konnte er in sein Tagebuch schreiben: ,Die Practic nam je lenger je mer by mir zu, bruchten mich fast all so von Adel zu Basel wonten, auch viele frembde, welche theils auch gleich wiederumb fortreiseten und die mittel sampt meinen ratschlägen mitnamen; theils frembde forderten mich in ihre Hüser und schlösser.' Später bedienten sich der Hilfe des ausgezeichneten Baseler Arztes auch zahlreiche Fürsten, so die Markgrafen von Baden und Brandenburg, die Herzoge von Lothringen und Sachsen, Katharina, Schwester des Königs Heinrich IV. von Frankreich, und namentlich die Herzoge von Württemberg[3].

---

[1] Roth 132 143—144. Haeser II[3] 40.

[2] Miescher, Medizinische Fakultät in Basel 19 f.

[3] Ebd. 43—44. Siehe auch Albert, Beiträge zur Gesch. der Chirurgie II, Wien 1878, 193 und Hirsch, Gesch. der medizinischen Wissenschaften 42 ff.

Noch mehr ragte Platter als Anatom hervor. Als Lehrer dieses Faches entfaltete er eine hochbedeutende Wirksamkeit. Bereits im Jahre 1559 hielt der Dreiundzwanzigjährige eine ‚öffentliche Anatomie‘ ab.

‚Es drug sich zu im Aprillen‘, erzählt er selbst, ‚daß man ein Gefangenen wegen Diebstals richten solt, welches als ich vernam, mein schwecher, weil er des raths, ansprach, mir um das corpus zu helfen; als er aber vermeint, ich würde nüt, das corpus würde dann von der Universität begert, ausrichten, auch villicht vermeint, ich wurde etwa im Anatomiren nit beston, dribe ich in nit witer, sunder zog selbs zum Burgermeister Franz Oberieth, dem ich mein begeren eröfnet und um das corpus, so er gericht solt werden, bat; der sich verwundert, daß ich allein solches underston wollte, erbot sich alles guts, wel es morndes für roth bringen. Man stalt den übeltheter fir witmuchen den 5 Aprilis, der wart zum schwert verurtheilt; glich als der roth uß was kompt mein schwecher, zeigt an, man habe mir das corpus bewilliget, und werde es zu St Elsbethen in die Kirchen, nachdem er gericht, fieren, do solt ichs anatomiren, aber solches den Doctoren und Wundärzten anzeigen lassen, dass sy auch wenn sie wollten darbey erschinen, wie auch beschach, samt vil volck, das zusach. Das mir ein grossen rum bracht, wil lange Jahr von den unseren allein einest von Dr Vesalio ein Anatomy zu Basel gehalten. Ich gieng dry tag mit um, darnach sott ich die abgesäuberte bein, und satzt sy zusammen, macht ein sceleton daraus, dass ich noch jetz über die fünfzig und dry Jahr by Hand, dan ich ein schön kensterlin darzu hab bereiten lassen, darin es stundt in meiner stuben.‘[1]

‚Öffentliche Anatomie‘ hielt Platter noch einmal im Jahre 1563, zweimal im Jahre 1571 ab, daneben aber sezierte er privatim so fleißig als möglich. In der Vorrede zu seinem Werke ‚Über den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers‘ gibt er an, über fünfzig Leichen zergliedert zu haben. ‚Mit solcher Wißbegierde‘, sagt er hier, ‚betrieb ich das anatomische Studium, daß mich weder die sonst abschreckende und widerliche Arbeit, noch die Gefahren, denen ich mich dabei häufig aussetzte, noch auch meine übrigen sehr mühevollen Geschäfte von dieser Art der Untersuchungen abzuhalten im stande waren.‘ Außer dem eben erwähnten Werke veröffentlichte Platter ein ‚Handbuch der Pathologie und Therapie‘ sowie ‚Beobachtungen über die Krankheiten des Menschen‘. In der Vorrede des ‚Handbuches‘ sagt er: ‚Ich habe mir darin zum Gesetze gemacht, die Wahrheit nach Kräften zu erforschen und keiner Autorität nachzubeten; dasjenige, was ich aus sichern Gründen und zuverlässiger Erfahrung als Wahrheit erkannt habe, als solche zu be-

[1] Miescher 46—47. Über Platters Skelettierungskunst im Vergleich zu derjenigen des Vesalius s. Roth 471 f.



haupten; dasjenige aber, was mir bloß wahrscheinlich oder ungewiß oder gar zweifelhaft vorgekommen, wenn es auch andere für gewiß ausgaben, aufrichtig zu gestehen; das Nichtbekannte eher aus den Folgen als aus den Ursachen zu erschließen und nicht das, was noch dunkel, durch unverständliche Theorien noch mehr zu verdunkeln, wie es gewöhnlich geschieht, indem man sich schämt, die Unwissenheit zu bekennen.' Die Beobachtungen Platters sind vor allem bemerkenswert durch das Bestreben des Verfassers, auf dem Wege anatomischer Untersuchungen den Gründen der Krankheiten nachzuforschen. Besondere Aufmerksamkeit wird in dieser Schrift auch den Seelenstörungen zugewendet [1].

Für die Hebung der medizinischen Fakultät in Basel war es überaus wichtig, daß Platter im Jahre 1589 die Errichtung einer dritten Professur durchsetzte. Bis dahin waren nur zwei Professoren angestellt gewesen, einer für die Theorie, der andere für die Praxis. In dem genannten Jahre ward eine dritte Lehrkanzel, für Anatomie und Botanik, gegründet. Zugleich wurden auch ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten angelegt. Die neue Professur erhielt der Botaniker Kaspar Bauhin [2], der nun eine nicht minder bedeutende Tätigkeit entwickelte als sein Lehrer Platter. Bauhins öffentlich vorgenommene Zergliederungen menschlicher Leichen wurden nicht bloß von Studierenden, sondern auch von Wißbegierigen aus allen, selbst den höchsten Ständen eifrig besucht. Das Dekanatsbuch erwähnt unter dem Jahre 1596 einer ‚Anatomie', bei welcher Fürsten, Grafen, Barone, Edelleute, Doktoren und eine große Menge Studenten die Zuschauer waren [3].

Sehr mißlich für das Studium der Anatomie war der Umstand, daß menschliche Leichen nur äußerst schwer zu erlangen waren, so daß man sich nur zu oft mit den Kadavern von Tieren begnügen mußte. Mit größtem Eifer suchte hier Felix Platter, der sich überhaupt in allen die Hebung der Fakultät und des anatomischen Unterrichtes anstrebenden Verhandlungen als die eigentliche treibende Kraft zeigt, Abhilfe zu schaffen. Unter seinem Dekanat (1604) wurde als Gegenleistung für die Leichenbewilligung die Visitation der armen Kranken im Spital angeordnet; er selbst machte (1612) den Anfang mit Übernahme der neuen Verpflichtung; er nahm sich endlich auch der kleineren Besorgungen an und verhandelte mit dem Rate und mit dem Scharfrichter über den Preis der Leichenbeerdigungen [4]. Durch Einführung eines regelmäßigen anatomischen Unterrichtes und die ausgezeichnete Lehrtätigkeit von Platter und Bauhin überflügelte die Baseler Hochschule alle Universitäten

[1] Miescher, Medizinische Fakultät in Basel 47 49—50.

[2] Vgl. oben S. 370 ff.

[3] Heß, K. Bauhin 53. Hier S. 58 f das Nähere über Bauhins anatomisch-medizinische Schriften.

[4] Miescher 21—22.

deutscher Junge. Als Platter im Jahre 1557 nach Basel kam, hatte er nur zwei Studenten der Medizin gefunden; im Jahre 1575 betrug die Zahl der neu Inskribierten 15, im Jahre 1580 stieg sie auf 21, im Jahre 1588 auf 29, im Jahre 1606 auf 34 und im Jahre 1609 auf 51. Noch erfreulicher ist die Zunahme der Doktorpromotionen. In der Zeit von 1532 bis 1560 waren nur 9 Doktoren der Medizin kreiert worden, in den nächsten 25 Jahren erhöhte sich diese Zahl auf 114 und erreichte in der darauf folgenden Periode von 1586 bis 1610 die Summe von 454 [1].

Platter starb im Jahre 1614, worauf Bauhin die Professur der praktischen Medizin übernahm. Allmählich begann nun der Glanz der medizinischen Fakultät im ‚helvetischen Athen' zu erbleichen, wie dies die Abnahme der Doktorpromotionen deutlich zeigt. Auch der Betrieb der Anatomie geriet ins Stocken. Hier wie allenthalben in Deutschland wurden ernstem Studium die größten Schwierigkeiten bereitet. Schon der Umstand, daß nur die Leichen von Hingerichteten für die wissenschaftliche Untersuchung bewilligt wurden, war für eine regelmäßige Wiederkehr der Demonstrationen außerordentlich hinderlich. Hatte dann einmal eine Hinrichtung stattgefunden, so gab es endlose Schreibereien und weitläufige Verhandlungen mit einer unverständlichen Bureaukratie [2]. Dazu kam, daß beim gemeinen Volke nach wie vor die allergrößten Vorurteile gegen Leichenöffnungen herrschten. Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit sich dieselben erhielten. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts versetzte der anatomische Eifer des Jenenser Professors Werner Rolfink die Bauern der Umgegend in solche Aufregung und Angst, daß sie eine scharfe Bewachung ihrer Leichen anordneten, damit dieselben nicht ‚gerolfinkt' würden. An der Hochschule zu Würzburg, der großartigen Stiftung des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, waren bereits kurz nach der Gründung seitens der medizinischen Fakultät Zergliederungen menschlicher Leichen vorgenommen worden; allein noch aus dem Jahre 1661 wird bezüglich des Professors Becher berichtet: ‚Zu Würzburg ist ihm die Stadt deswegen Feind geworden, daß er mit Erlaubnis der Obern ein justifiziertes Weib anatomieret; sie haben nicht nachgelassen, bis sie ihn von dort vertrieben!' [3]

[1] His, Zur Gesch. des anatomischen Unterrichts in Basel, in der Gedenkschrift zur Eröffnung des Vesalianum, Leipzig 1885, 6.

[2] Ebd. 6—7. Puschmann 331.

[3] Haeser II [3] 280. Kölliker, Zur Gesch. der medizinischen Fakultät an der Universität Würzburg, Würzburg 1871, 8 u. 11. In Straßburg durften erst 1690 die Leichname der im Spital Verstorbenen zur Anatomie verwendet werden. Wieger, Gesch. der Medizin in Straßburg, Straßburg 1885, 82. Alle großen anatomischen Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts wurden nur an Tieren gemacht, sagt Hyrtl, Vergangenheit und Gegenwart des Museums für menschliche Anatomie an der Wiener Universität, Wien 1869, XIII.

Wenn auch solche Vorurteile, wenigstens in den Kreisen der Vornehmen, allmählich abnahmen, so war es doch sehr bedenklich, daß hier eine wissenschaftliche Neugierde Platz griff, welche mit widerlicher Sinnlichkeit verbunden war. ‚Die Leichensektionen erschienen als pikante Schauspiele, zu denen sich die Zuschauer drängten; den Höhepunkt der dramatischen Situation bezeichnete die Demonstration der sexuellen Organe, für welche ein erhöhtes Eintrittsgeld gefordert wurde. Als der regierende Herzog von Württemberg im Jahre 1604 den Besuch von drei sächsischen Prinzen empfing, führte er sie, um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, nach Tübingen, wo sie der Zergliederung einer menschlichen Leiche beiwohnten, welche acht Tage dauerte.‘ [1]

Auch auf dem Gebiete der praktischen Medizin war Vesalius allen seinen Zeitgenossen vorausgeeilt [2]. In der Vorrede zu seinem berühmten Werke zeichnet er, wie die Anatomie, so auch die Medizin jener Epoche. ‚Die alten Ärzte‘, sagt er, ‚Hippokrates an der Spitze, haben die ganze Heilkunde gepflegt: Diätetik, Kenntnis und Anwendung der Arzneimittel, Chirurgie war ihnen gleichmäßig geläufig. Noch Galenus übte Chirurgie mit eigener Hand. Allmählich jedoch, unter dem Einflusse der Römer, gaben die Ärzte ihre Wissenschaft preis, überließen die Zubereitung der Krankenkost den Wärtern, die Arzneimittel den Apothekern, die Chirurgie den Scherern und behielten sich nichts vor als die Verordnung der Heilmittel und der Ernährung bei inneren Krankheiten. Sie verachteten den wichtigsten Teil der Medizin, der am meisten auf Naturbeobachtung fußt, die Chirurgie, und behandelten die Chirurgen kaum noch als Diener. Die Ärzte haben es selbst verschuldet, daß sie und unsere hochheilige Kunst verhöhnt werden, da sie freiwillig den besten Teil derselben aus der Hand gaben. Auf jede Weise müssen die Studierenden angetrieben werden, sich der Chirurgie zu bemächtigen, um so mehr, als gerade die Gebildetsten vor der Chirurgie eine Scheu empfinden wie vor der Pest, und zwar hauptsächlich deshalb, damit sie nicht von den andern Ärzten beim gemeinen Volke als Scherer ausgegeben und an Achtung und Erwerb geschädigt werden. Dieses abscheuliche Vorurteil des Volkes trägt größtenteils die Schuld, daß man nicht jetzt schon die gesamte Heilkunst ausüben, sondern zum Schaden der Mitmenschen die Aufgabe des Arztes nur in beschränkter Weise erfüllen darf.‘ Vesalius selbst hatte unter diesem ‚abscheulichen Vorurteile‘ zu leiden: als kaiserlichem Arzt war ihm nur die Behandlung innerer Krankheiten gestattet; der Ausübung der Chirurgie mußte er sich zu seinem Schmerze für gewöhnlich enthalten. Mit schonungslosem

[1] Puschmann 331—332.

[2] Roth (Vesalius 200—201) möchte sogar behaupten, daß er mehr wußte als die meisten Ärzte des 18. Jahrhunderts.

Freimut nennt er die damaligen Chirurgen höchst ungebildet, kaum Halbärzte, die Medici Sirupenschreiber und Goldmacher [1]. Harte Worte, aber durchaus berechtigt. Pfuscher und Quacksalber, die ohne alle Vorbildung und ohne Kenntnis der Beschaffenheit des menschlichen Körpers die schwersten Operationen ausführten, waren förmlich zu einer Landplage geworden. Wie viele Menschenleben sind damals zu Grunde gegangen, weil unzählige Ärzte der Astrologie ergeben waren und die Krankheitserscheinungen von dem Einfluß gewisser Sterne ableiteten!

An Widerspruch fehlte es zwar nicht, aber wie sollten die vorurteilsfreien Ärzte durchdringen, wenn selbst ein geistig so hochbedeutender Mann wie Philipp Melanchthon seinen Freund Jakob Milich, Professor der Medizin in Wittenberg, hauptsächlich deshalb rühmte, weil er die Astrologie mit der Medizin auf das genaueste zu verbinden suche und sie für ebenso gewiß und untrüglich halte als irgend eine andere menschliche Kunst? Ein Schüler von Melanchthon und Milich war Johann Moibanus aus Berlin, der aus der Opposition des Saturn sich selbst den baldigen Tod prophezeite, was zufällig auch eintraf. Die Anzahl der Verteidiger solchen Aberglaubens war überhaupt weitaus größer als die Zahl derer, welche das Irrige und Grundlose der Sterndeuterei einsahen. Welchen Anfeindungen solche Männer ausgesetzt waren, zeigt die Lebensgeschichte des Botanikers Cordus. Auch Thomas Erastus hatte am Hofe des Grafen von Henneberg viel zu leiden, weil er sich von der astrologischen Charlatanerie fern hielt. Diejenigen Ärzte hingegen, welche sich dem Nativitätenstellen, der Zubereitung von alchimistischen Wundertinkturen, geheimer Arzneien und Talismane widmeten, standen bei hoch und niedrig in größtem Ansehen und erwarben sich reichliche Geldmittel [2].

Dieser Verfall der praktischen Medizin war zum großen Teil dadurch veranlaßt, daß auf den deutschen Universitäten kein geordneter klinischer Unterricht bestand. Nur hie und da, z. B. in Wien, Heidelberg, Ingolstadt und Würzburg, wurden die Studierenden zuweilen in die Hospitäler geführt; im allgemeinen lag der Unterricht am Krankenbett außerhalb des Lehrplanes der Universität. Die Vorlesungen waren meist nur theoretisch. Selbst der praktische Unterricht in der Anatomie bestand hauptsächlich in der Demonstration der Leichenteile; nur ausnahmsweise erhielten die Studierenden Gelegenheit, selbst an der Zergliederung sich zu beteiligen [3].

---

[1] Roth 197—199.

[2] Sprengel III 412—413 417—418. Über Cordus s. oben S. 349—350. Über Eraft s. Bonnard, Th. Éraste et le discipline ecclesiastique, Lausanne 1894. Bezüglich der Wundertinkturen vgl. auch das vorliegende Werk VI 487 ff.

[3] Haeser II³ 129. Puschmann 274 277—278. J. Schneller, Historische Entwicklung der medizinischen Fakultät in Wien, Wien 1856, 5. An der medizinischen

Ganz abgesehen von diesen Mängeln, ist es unzweifelhaft, daß die medizinischen Fakultäten in jeder Hinsicht die Stiefkinder der damaligen Hochschulen waren. Meist waren nur zwei, oft nur ein einziger Professor angestellt. Auch bezüglich der Besoldungen standen die Mediziner den Theologen und den Juristen im allgemeinen nach. Überraschend ist die niedrige Frequenz der medizinischen Fakultäten jener Zeit. In Leipzig gab es selten mehr als vier bis sechs Mediziner. Die Baseler Hochschule zählte im Jahre 1556 zwei Professoren und zwei Studenten der Medizin. Wer konnte, begab sich damals in das Ausland, wo namentlich Montpellier und Padua von den Medizinern zahlreich besucht wurden. Freilich herrschten auch hier arge Mißstände; so bestand in Padua die Sitte, daß die Examinanden Beistände zur Prüfung mitbringen durften, welche ihnen die Antworten auf die gestellten Fragen zuflüsterten. Noch bequemer hatten es die Prüflinge in Helmstädt, wo man ihnen nach dem Bericht des Augustin Leyser die Fragen nebst den Antworten vorher schriftlich übergab. Kein Wunder, daß hervorragende Ärzte, wie Sylvius, Vesalius, sich um die Erlangung einer solchen Würde gar nicht bemühten [1].

Chirurgie ward nur ganz vereinzelt, z. B. in Wien, an deutschen Hochschulen gelehrt: sie lag fast durchaus in den Händen der Bader und Barbiere und erhob sich selten über das Handwerk [2]. Dies war um so schlimmer, weil die auf den Universitäten ausgebildeten, eigentlichen gelehrten Ärzte fast

Fakultät in Wien hatte der Professor Johann Aichholz von 1557 an durch mehr als zwanzig Jahre die Leichensektionen zu Studienzwecken vorzunehmen; vgl. Nachträge zu Aschbachs Gesch. der Wiener Universität I, 1, 4 ff. ‚Freilich steht mit diesem langen Zeitraume die Zahl der Fälle, deren nicht mehr als neun angeführt werden, in keinem Verhältnisse, und es ist daraus zu entnehmen, wie selten Lehrer und Studierende Gelegenheit hatten, durch eigene Anschauung und Praxis eine genauere Kenntnis des menschlichen Körpers zu gewinnen‘ (S. 6).

[1] Puschmann 263 265—266 279—281, wo die Belege.

[2] Ebd. 282. Vgl. auch Baas 189 ff 225 ff. Der tüchtige Felix Würtz († 1574 oder 1575; vgl. Haeser II³ 165) steht ganz vereinzelt da. Vgl. über diesen Mann auch Hirsch, Gesch. der Medizin 74 f; ebd. 73 über das Examen der Chirurgen und die Anstellung von Stadtchirurgen, und 77 f über das interessante Kompendium der Augenheilkunde von Georg Bartisch, Hofokulist in Dresden († 1607), der übrigens so tief im Aberglauben befangen war, daß er viele Augenkrankheiten durch ‚Zauberei, Hexen, Unholde und Teufelswerke‘ herbeigeführt werden läßt. Über die Schrift des Bartisch s. auch d'Elvert 118, der bemerkt: ‚Fast unglaublich sind die Erzählungen des Verfassers von der Unverschämtheit und Unwissenheit der auf den Jahrmärkten umherziehenden „Staarstecher“, welche auf offener Straße, unbekümmert auch nur um einen Schein von Diagnose, jeden Blinden um geringen Lohn (für 3, 6, höchstens 12 Groschen!) und mit Instrumenten operierten, welche selbst Bartisch plump nennt, und alsdann den Kranken seinem Schicksale überließen.‘

gar keine chirurgische Praxis (zu der damals auch die Geburtshilfe gehörte) ausübten und auch an sich wenig zahlreich waren. Der weitaus größte Teil des Volkes war auf die Chirurgen angewiesen, deren Kunst einen sehr fragwürdigen Charakter hatte.

Der traurige Zustand der Wundarzneikunde in Deutschland tritt noch mehr hervor, wenn man ihn mit der hohen Blüte vergleicht, welche die Chirurgie im 16. Jahrhundert in Italien und Spanien erreicht hat.

‚Die Chirurgen unserer Zeit', klagt Johannes Lange um die Mitte des Jahrhunderts, ‚haben kaum einmal die Ausweidung eines Kalbes oder Schweines angesehen. So tragen sie, obgleich der Anatomie vollständig unkundig, kein Bedenken, menschliche Körper mit unaussprechlicher Grausamkeit zu brennen und zu schneiden.' [1]

Daß diese Klage nicht übertrieben ist, zeigen die Berichte anderer medizinischer Schriftsteller. Mit Entsetzen sah der berühmte Berner Stadtarzt Wilhelm Fabricius Hildanus, wie ‚unwissende Menschen ohne alle Vorbildung, ohne alle Kenntnis der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, die nur einige Zeit in den Buden der Meister zugebracht, die schwersten chirurgischen Operationen ausführten. Mißerfolge schrecken diese Leute nicht ab. Es muß erfahren und erlernt sein, und sollte es hundert Bauern kosten! sagte ein solcher Heilkünstler.' ‚Noch toller als die seßhaften trieben es die fahrenden Schnittärzte. Kreuz und quer durchzogen sie das Land, um hauptsächlich auf Jahrmärkten ihre Kunst anzupreisen und unter großem Aufwand von Marktschreierkünsten auszuüben. Auch die unberufensten und zweifelhaftesten Existenzen suchten und fanden das Vertrauen der leidenden Menschheit. Quacksalber kurierten ohne alle Scheu ihnen gänzlich unbekannte Leiden mit den eingreifendsten Mitteln.' Durch das Treiben solcher Pfuscher, denen gerade die besseren Stände und vielfach selbst die obrigkeitlichen Behörden Vorschub leisteten, haben nach Hildanus die ‚blinden Deutschen so viel an Geld und Leuten verloren, als nötig wäre, um die Türken mit Erfolg zu bekriegen' [2].

---

[1] Haeser II³ 157. Über die Wundarzneikunde in Nürnberg vgl. Mummenhoff in der Festschrift der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 81 ff. ‚Die Bader, Barbiere und Wundärzte hielten sich nicht stets genau innerhalb der Grenzen ihrer Kunst, sondern griffen nicht selten in das Gebiet der gelehrten Ärzte hinüber, mit andern Worten, sie trieben Pfuscherei und Quacksalberei.'

[2] Müller, Hildanus' Leben und Wirken, im Archiv für Gesch. der Medizin VI 10—11. Vgl. auch Mitteilungen des Vereins für Gesch. von Steiermark XXXIII 32 f über das theatralische und possenhafte Treiben der dort herumziehenden Heilkünstler. ‚Die ärztliche Praxis', sagt Baas 184, ‚blieb an den meisten Orten, wenigstens zu Anfang des (16.) Jahrhunderts ganz frei, so daß akademisch gebildete und Volksärzte sozusagen vollberechtigte Konkurrenten waren, mit denen z. B. ein Felix Platter in Basel sogar noch in der zweiten Hälfte desselben rechnen mußte. Ebenso herrschte

Mit bittern Worten geißelt das Treiben der Chirurgen der Heidelberger Professor und Leibarzt Jakobus Theodorus Tabernämontanus an verschiedenen Stellen seines in den Jahren 1588 und 1591 erschienenen ‚Kräuterbuches‘. ‚Es ist‘, heißt es hier, ‚mit etlichen Eselsköpfen dahin kommen, daß wenn einer nur ein Jahr in einer Scherstuben gewesen und den Bauern die Schnäbel gewaschen, hinten heraus geschoren, die Nasen und Ohren geputzt, erhebt er sich über alle Doktores und ist ein geschickter und erfahrener Chirurgus.‘

Sehr erregt spricht sich Tabernämontanus auch bei Beschreibung der ‚Tormentillwurzel‘ aus. ‚Unsere Bartscherer, Bader und dergleichen vermeinte Wundärzt sollten dieses und dergleichen Kräuter gebrauchen, ihre Wundsalben und Pflaster davon machen; aber sie tun wie die unverständigen groben Eselsköpf und wollen bei ihrer gelben, grünen und roten Wagenschmier bleiben, und ob man schon diesen Messerschleifern, Schatthutmachern und Baderknechten von diesem und andern heilsamen Kräutern und Wurzeln etwas in der Wundarznei vorschlägt zu einer Unterrichtung, damit sie einen kurzen schleunigen Weg und Methodum haben können, ihre Verwundeten ohne die gemeldeten Karchschmierpflaster, langes Schmieren und Korrodieren und Ätzen zu fördern und der Heilung zu helfen, auch vielen und großen Unkosten zu ersparen, werden solche stolze, unerfahrene und unwissende Eselsköpf, die sich dafür halten, als wenn sie alle Künst gefressen hätten, entrüstet, sintemal sie solches in der Scher- oder Badstube nicht gesehen haben, bleiben also Bartscherer, Baderhütmacher, Leutverderber und grobe unverständige Tölpel und Eselsköpf, schmieren heuer als fernig immer fort, wie man die Stiefel schmieret, und wann sie gleich lang schmieren, so ist doch den armen, verwundeten und schadhaften Menschen damit nicht geholfen, und werden viel Menschen verderbt, die Krüppel müssen bleiben bis in ihre Grube; aber solches alles ist der Oberkeit schuld, deren gebührt ein Aufsehens darin zu haben, dann man sonst wohl ander Leut haben könnte, die die Sachen verstehen und solche Bader-

Freizügigkeit für die eigenen, wie für fremde „Länder“. Aber es entstanden mehrerenorts neue oder erneute förmliche Medizinalordnungen, z. B. in Frankfurt a. M., Würzburg, Nürnberg, mit Taxen usw. Besonders an Universitätsplätzen und in freien Städten ward das Konzessionswesen eingeführt und das irreguläre Personal überwacht — so z. B. sollte in Heidelberg das letztere sogar „geprüft“ werden (1588) —, eingeschränkt resp. zu beseitigen versucht. Der Besitz eines Universitätsgrades war das Merkmal des wissenschaftlich gebildeten Arztes: der Doktorgrad verlieh unbedingte Befugnis zur Praxis, das Lizentiat schloß nur gewisse Leistungen aus, z. B. die Besichtigung der Leprösen; dem Bakkalaureus aber war nur unter Aufsicht eines Doktors zu praktizieren gestattet. In der Wirklichkeit wurde jedoch begreiflicherweise diese Universitätsvorschrift nicht immer respektiert. Die Anzahl der promovierten Ärzte war noch gering. . . .‘ Dieselben waren ‚nur für reiche Handels-, Rats-, Stadtherren und -Bürger vorhanden, unerreichbar dagegen im großen und ganzen für das gemeine Volk und die Bauern.‘

hütleinmacher, gemeine Bartscherer, Heckenärzt, alte Weiber, Spinnenfresser, Henkersbuben, Juden, ausgelaufene Pfaffen und dergleichen Land- und Leut-Betrüger abschaffen.'[1]

Im Jahre 1555 schrieb der Apotheker Humelius aus Basel an den in Montpellier studierenden Felix Platter, ‚man ordiniere gar wenig, man halte nichts in Basel auf geschickte Ärzte, man schreibe mehr deutsche Rezepte als lateinische; die Medici richten der Mehrteil Purgierung mit dem Senet aus, Süßholz und ander Narrenwerk. D. Isaac mach selber den Kranken gemein Lumpenwerk, er wollt lieber ein Bettelvogt zu Basel sein, denn ein Apotheker. Sie können nichts, die Medici, denn purgieren, brauchen keine rechtgeschaffene Remedia wie zu Mompelier.'[2]

Ein besonders ausgedehnter Mißbrauch wurde mit ‚Koloquint' getrieben. ‚Die Landstreicher und Juden purgieren die Leut mit diesen Koloquinten, nicht ohne merklichen Schaden und höchster Verderbnis deren, so auf sie vertrauen', heißt es in einem Kräuterbuche[3]. ‚Koloquint ist aber', schreibt der Botaniker Leonhard Fuchs, ‚dem Magen über die Maßen schädlich. Derhalben billig von der Oberkeit sollten gestraft werden die Landstreicher, Juden und andere Kühärzt, welche die Leut mit dieser heftigen Arznei dermaßen purgieren, daß ihr viel den Geist aufgeben. Aber niemandts ist, der ihm solches Verderben und Sterben vieler Menschen zu Herzen lassen gehn. Ja auch viel Prediger, die sich evangelisch nennen, vergessen ganz und gar ihres Berufs, dem sie treulich und fleißig sollten auswarten und nachkommen laut ihrer eigen, ja Christi Lehr, und richten ihren Jahrmarkt auf, geben mehr Arznei aus, dann etwa zween rechtgeschaffene Ärzte und Doktores.' ‚Es tuts auch derselbigen keiner nit, allein die Stiegelhüpfer, die nit ob ihren Büchern, deren sie doch nit viel haben, bleiben mögen, mischen sich in alle Händel, wie man leider

[1] Tabernämontanus I 116 451—452. II 275 klagt der Verfasser über den Mißbrauch des Opiums: ‚Dieweil auch die Landstreicher und verzweifelte Juden diesen Saft in stetigem Gebrauch haben und große Wunderzeichen damit pflegen auszurichten, dieweil sie gar geschwind und behend alle Schmerzen damit können stillen und niederlegen und ihnen daselbst mit ein Ansehens bei dem gemeinen Mann machen, sonderlich aber die lose Juden, will ich jedermann gewarnt haben, daß er solcher Leut, so gar kein Gewissen haben, müßig gehe.'

[2] Boos 242 f. Die übermäßige Anwendung der Purgiermittel hing vielfach zusammen mit dem übermäßigen Essen und Trinken. Vgl. Carrichter, Der Teutschen Speißkammer, Straßburg 1614, 247—248.

[3] (J. de Cuba), Kreuterbuch, neu herausgeg. von Adam Lonicerus, Frankfurt 1587, CCXLI. Gegen ‚Koloquint, Hawerwurz' usw. eifert auch Dr Balthasar Conradinus zu Schwaz in Tirol (1563): ‚Solch stuck ghörn den Rossen und den Sawen zue.' Das hinderte aber den gelehrten Mann nicht, Exkremente von Vögeln, gedörrte Kröten und ähnliche appetitliche Dinge für bestimmte Fälle bereit zu halten. Mitteilungen des Vereins für Gesch. von Steiermark XXXIII 30.

vor Augen sieht.' ‚Das habe ich hie guter Meinung wollen anzeigen, damit die Oberkeit doch einmal wollte ein christlich Einsehen haben, damit solcher Mißbrauch abgestellt würde.' [1]

Die mangelnde Aufsicht über die Arzneimittel seitens der Obrigkeiten und besonders das Treiben der Judenärzte beklagt auch Adam Lonicerus [2]. ‚Heutzutage', schreibt er, ‚ist billig zu erbarmen und mit großem jämmerlichen Schaden vieler Leute zu ersehen, daß allenthalben so leichtlich einem jeden sich Arznei zu unterwinden gestattet wird. Und sonderlich den Juden solches wird gestattet, welche christliches Blut täglich verfluchen und sonst zu keinem ehrlichen Handel zugelassen werden, dann allein daß sie mit Wucher und betrüglicher Arznei den Christen das Blut aussaugen. Die Judenärzte sind hier zu Lande ungeschickte, unerfahrene Eselsköpfe und ungehobelte Bacchanten, so gar nichts studieret und keinen Verstand einiger Schwachheit haben, auch kein Wort deren Rezepten, so sie schreiben, selbst verstehen, sondern aus Teutschen Praktiken dieselbige, wie die Affen, abmalen und auf Abenteuer wagen, es gerate wie es wolle, mag ein jeder frommer Christ solches zu Herzen fassen und bedenken, wie recht daran geschehe und wie schwere Sünde es sei, daß ein Oberkeit zu solchem verderblichen Schaden ihrer Untertanen zusieht. Dann es ist unleugbar und mit der Wahrheit täglich zu beweisen, was die vermeinte Judenärzte für ein Beschwerung den Leuten mit Verkaufung der Arzneien, so sie ihnen reichen, machen; sagen, sie begehren nichts für ihren Rat und Mühe, allein man solle die Arznei ihnen bezalen, denn es seien keine gemeine Arzneien und seien auch nicht in der Apotheken zu bekommen, fordern also und nehmen von den Leuten drei oder vier Gulden für geringe Arznei, welche sie zum höchsten für drei oder vier Batzen in der Apothek zuvor geholt haben. Solchen Betrug treiben sie täglich und ist mit der Wahrheit zu bestätigen.' [3]

---

[1] L. Fuchs, New Kräuterbuch, Kap. 139.

[2] Vgl. Roth, Die Botaniker Euch. Rößlin, Theod. Dorsten und Adam Lonicerus, im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1901, 271 ff 338 ff.

[3] (J. de Cuba), Kreuterbuch, neu herausgeg. von Adam Lonicerus, Frankfurt 1587) Vorrede. Vgl. Striders Aufsatz über die Judenärzte in Deutschland in der Zeitschr. für Kulturgesch. III 222. — Die Apotheken waren in Deutschland vielfach zur Hälfte zu Spezereigeschäften geworden, in welchen das medizinische Bedürfnis des Volkes nur schlecht befriedigt wurde. Der Reichstagsabschied von 1548 verfügte eine bessere Regelung des Apothekerwesens und fand an einigen Orten, z. B. in Nürnberg, Beachtung; s. Peters in den Mitteilungen aus dem germanischen Museum I 36 f. Über den Verkauf von falschen und verlegenen Arzneien im 16. Jahrhundert zu Graz s. Mitteilungen des Vereins für Gesch. von Steiermark XXXIII 38 f. Strenge Bestimmungen enthielten die Apothekenordnungen Ferdinands I., Maximilians II. und Rudolfs II.; s. Macher, Das Apothekerwesen I, Wien 1846, 23 f. Zur Gesch. des

‚Man findet heutigestags‘, sagt Tabernämontanus, ‚stolze, vermessene und aufgeblasene Gesellen, die die gemelden nützlichen Kompositiones aus ihrem frevlen und stolzen Mutwillen nach ihrem Kopf meistern, zusetzen, davontun und ihres Gefallens stümmeln, daß nicht eine einzige Komposition in einer Apotheken zu finden, darüber sie Meister sind, die nicht durch ihren Hochmut besudelt und verfälscht sei, als wenn sie geschickter und gelehrter wären als alle Doctores Medici, die vor tausend Jahren gelebt haben bis auf diese Zeit, und sollten derwegen die Oberkeiten dazu tun und solchen hochsträflichen Mutwillen abschaffen, ja es sollten sich alle Universitäten wider solche Gesellen und stolze, aufgeblasene Geister legen und wider sie schreiben, daß dieser groß Mißbrauch und Verfälschung der Arznei möchte abgeschafft werden, denn was großer Unrat sonderlich in den laxativen und purgierenden Arzneien aus solcher ihrer Vermischung entstehe, kann auch ein jeder gering Verständiger leichtlich abnehmen.‘[1]

An einer andern Stelle klagt Tabernämontanus, daß die Ärzte die Heilmittel gar nicht kennen. ‚Ja man findet etwan einen gemeinen Wurzelträger, der mehr Erkenntnis der Kräuter und deren Unterschied weiß, als mancher Doktor, der da vermeinet, wann er sein Doktorhäublein erlanget, ein langen überschlagenen Superindentenrock trag, das Pflaster treten und ein Rezeptlein ex quam pluribus schreiben könne von solchen Dingen, die ihm unbekannt sind, so sei er ein schöner, erfahrener und gelehrter Doktor, dem gar nichts mehr mangele, der alles wisse, was er wissen sollte, so ihm doch das allernötigste, so zu seiner Kunst gehöret, nämlich die Erkenntnis der wahren Simplizien und derselbigen Unterschied, mangelt.‘[2]

Kein Wunder, daß der Heilkünstler zu einer komischen Figur für das Fastnachtsspiel wurde. Mit großer Derbheit machte namentlich Hans Sachs das Treiben der Quacksalber und Wunderdoktoren lächerlich. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht sein Schwank: ‚Der Bauer mit dem Säumagen‘. Ein Arzt schneidet einem Kranken den Magen heraus, um ihn zu reinigen; an Stelle des plötzlich verschwundenen wird ihm ein Saumagen eingesetzt: daher die ungewöhnliche Gefräßigkeit der Bauern. Den Beschluß bildet eine nachdrückliche Warnung vor Küh- und Rosseärzten, ‚die nicht haben studiert und in Medicina doktoriert und deshalb viele auf die Totenbahre bringen‘[3]. Was

---

Apothekerwesens in Nürnberg vgl. H. Peters in der Festschrift der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 97 ff.

[1] Tabernämontanus, Vorrede zu New Kreuterbuch, 2 Teile, Frankfurt 1588 u. 1591.

[2] Ebd. I 317.

[3] H. Sachs (herausgeg. von Keller) IX 308—311; vgl. Lier, Studien zur Gesch. des Nürnberger Fastnachtsspiels 61—62.

aber ein gelehrter Arzt jener Zeit sich zu heilen getraute, zeigt ein Schreiben des im Jahre 1616 verstorbenen Samuel Mylius an den Rat der Stadt Nürnberg: „Doch, auf daß man wisse, was Ich, gottlob, mir getraue, bezeugen es meine Taten, daß Ich kuriert hab Hauptwehe, Schwindl, Blindheit, Augen- und Nasenfüstl, Krebs, Hirnwüetten, Apostem, Unmässig Nasenbluetten, und Undäuen (Unverdaulichkeit), Verlierung der Gedächtnus, Tobsucht, Unsinnigkeit, den Schlag, Erkrummung des Munds, Unentpfindligkheit oder Lehmung der Glider, die Fallendsucht, Preün und Mundfeil, Zungengeschweer, innerliche Halsgeschweer, grosse Hiz, Scheerpockh (Skorbut) und andere tädliche Geschweer, so sich unversehens im Mund und Hals zutragen, davon man schnell ersticken kann, den Krampff, Lehmung der Nerven, Flüß so hin und wider fallen, weibliche Brüst- und Geburts-Glied-Geschwär, item andere um sich fressende Schäden, so von andern Ärzten und Balbierer verderbt gewesen, Seitenstechen, hitzige Lebergeschweer, Lungensucht, Huesten, Keuchen, Aitter und Bluet Auswerffen, Schwindsuecht, Hiz in grossen Schwachheiten, Ohnmacht, Herz-Zittern, Nabel- und Gemächprüch, dem Sperma wehren und den Ausfluß stillen, Hemeroidas stillen, Theuung (Verdauung) des Magens und dergleichen in Beschwerungen zurecht bringen, Unthäuung und Obenaußbrechung stillen, Ruehr, Bauchflüeß, Wassersucht vertreiben, Stain und Sandt in Lenden, Nieren und Blasen zertrennen und außführen, den Schmerzen deß Podagrams oder Zipperleins milbern und lindern, die Nerven, Knochen und Knorren, so verderbt und gelämbt, wiederumben zurecht bringen, Franzosen, Aussaz und andere Schäbigkeit deß Leibs, so nit gar überhandt genommen, curirt, so wol auch alle Fieber und Pestilenz-Peülen, die schwache und kranke Kinder im Muetterleib errötten, und beim Leben erhalten, den Kindpetterin daß angehende Geblüet, so Leib und Leben schnell verkhürzen khan, gestillt, und sie gerainigt und gestörkht, lame Glider gerad gemacht, in eusserster Gefahr die vier Lebensgeister erquicket, die Nachwehen den Kindpetterin gemildert und gestillt, faule und stinkende Schaden gehailet und gerainigt, den verlornen Schlaff wiedergebracht, dem unnatürlichen Schlaff in hitzigen Krankheiten Widerstandt gethan, unnatürlichs Schwizzen gestillt, Würm so in großer Meng im Leib gewachsen, getödt und ausgetriben, in Khindsnötten und Geperen die unnatürliche Schmerzen und Hinternus der Geburt, dadurch Weib und Kind beisamen verkhürzt werden, ertötten und erledigen, grosse Verstopffung mit Geschwellung deß Leibs und Reissen in Därmen, weichen, offnen und die Schmerzen stillen, Gelbsucht und Außlauffung der Gallen auß dem Magen und Leib füehren, Kröpff, Gewechs, grosse Peulen, darauß Krebs und andere Schmerzen und Beschwerung entspringen, vertreiben, Grimmen und Leibswehe wenden, dem unmässigen Harmfluß und Stopfung des Harms begegnen, erfaullte, stinkende Geburt im Muetterleib,

so zu vier, funff und noch lenger Jahren verlegen geblieben, darvon überauß grosse Gefahr und Leibsschmerzen entstandten, hab ich, mit Gottes Hülff, hinweg gebracht, und die Muetter in bestendiger Gesundheit erhalten.'[1]

War bei diesem kläglichen Zustande der praktischen Medizin die Lage der Kranken schon in gewöhnlichen Zeiten eine sehr traurige, so gestaltete sie sich vollends unerträglich in den Perioden ansteckender Krankheiten und großer Seuchen. Gerade in dieser Hinsicht aber war das Zeitalter der Kirchenspaltung in furchtbarster Weise heimgesucht. Die apokalyptischen Reiter: der Krieg, der Hunger und der Tod, welche Dürer am Ausgang des 15. Jahrhunderts wie eine Weissagung der kommenden Dinge gezeichnet, hielten bald hier bald dort ihren grausigen Umzug.

Eine Aufzählung aller Seuchen seit dem Ende des Mittelalters würde ein eigenes Werk beanspruchen; nur eine Übersicht der wichtigsten mit Hervorhebung der Züge, die besonders charakteristisch sind, kann hier gegeben werden[2]. Vom Volke wie von den Chronisten werden alle Seuchen jener Zeit ‚Pest' genannt. Allmählich beobachtete man genauer und unterschied die einzelnen Formen der Pest. Die wichtigste aller chronischen Seuchen des Mittelalters, der Aussatz, beginnt allerdings mit dem 16. Jahrhundert abzunehmen, sie war aber in Deutschland noch keineswegs erloschen. Dies ergibt sich aus den Berichten von Paracelsus, Schopff u. a.[3] Zu dem Aussatz

---

[1] Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1882, 267—268.

[2] Das war auch die Absicht Janssens, wie seine Aufzeichnungen beweisen. Übrigens gilt hier, was Lammert v bemerkt: ‚Die Annalen der Leiden eines Volkes sind mit denen seiner Kulturgeschichte innig verwoben; was uns in jenen berichtet wird, das hängt eng zusammen mit den wechselnden Gestaltungen des politischen und sozialen Lebens. Mit der Geschichte der Volkskrankheiten finden wir einen gar inhaltschweren, interessanten Band der großen allgemeinen Weltgeschichte aufgeschlagen, dessen Bedeutung und Tragweite im allgemeinen mehr Beachtung und Würdigung verdient.' ** Vgl. B. M. Lersch, Gesch. der Volksseuchen, Berlin 1896. Derselbe stellt die überlieferten Nachrichten über Volksseuchen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in chronologischer Folge zusammen; G. Bloos über ‚Volksseuchen in früheren Jahrhunderten' am Niederrhein, in den Histor. Studien und Skizzen 61* ff. Für Nürnberg vgl. den Aufsatz von E. Mummenhoff, Zur Gesch. der Seuchenhäuser sowie über die sanitären Maßregeln und Vorkehrungen gegen die großen Volkskrankheiten des Mittelalters in Nürnberg, in der Festschrift der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 222 ff.

[3] Hirsch, Pathologie II² 6. Haeser III³ 87. Sprengel III 201 f. Auf einem 1516 von Holbein dem Jüngeren für das Kloster St Katharina zu Augsburg gemalten Altarblatt sieht man zu den Füßen der hl. Elisabeth drei Aussätzige, welche offenbar nach lebenden Vorbildern dargestellt sind; s. Virchow und Heßling, Das Holbeinsche Aussatzbild im Archiv für pathol. Anatomie XXIII 194 f; vgl. XXII 190 f.

und zu den allgemeinen Verheerungen der Ruhr und der Wechselfieber kam um die Wende des 15. Jahrhunderts noch hinzu die Syphilis oder Lustseuche[1]. Bereits vorher bekannt, fand diese ekelhafte, in neuen Formen auftretende Krankheit plötzlich eine so allgemeine Verbreitung wie keine andere je zuvor.

Die Schilderungen der Zeitgenossen von der Pein und der Entstellung der von diesem Übel Befallenen sind entsetzlich. ‚Was unaußsprechlichen Jammers diß jämmerliche Krankheit in aller Welt, in allen Ständen und Geschlechtern den lydenhaftigen Menschen hat gebracht‘, schreibt Valerius Anshelm in seiner ‚Bernerchronik‘, ‚mag niemermehr genug erzählt, aber auch niemermehr vergessen werden. Dann sie ein so frömd, grusam Angesicht hatt’, daß sich ihrer kein gelehrter Arzt wollt oder durft annehmen und sie auch die schuchen Feldsiechen schuchtent. Und mußt ihr eigene, sondere Feldhütten machen, bis daß sie so hoch und so gewaltig ward, daß mänklich (auch Fürsten und Herren) sie dulden und behusen mußtent, und sie selbs allerhand Kunstlose und keiner Arzney Erfahrene zu fürnehmsten, thürsten Ärzten und vast rych macht. Diß einige Plag (wo Plag hülfe) sollte gnug syn der üppigen geilen Menschen Hochfahrt und Wollust ze demüthigen und ze zähmen. Hat aber nie geholfen, hilft noch nit. Gott allein mag und muß helfen.‘[2]

Durch keine Arznei, klagt im Jahre 1537 ein ungenannter Dichter aus Franken, lasse sich diese schreckliche Krankheit bezwingen, so daß die davon Ergriffenen verzweifelten[3]. Allgemeines Entsetzen erregte namentlich die ebenso rasche wie weite Ausbreitung des Übels. Dasselbe schonte ‚keines Geschlechtes, keines Alters, keines Standes; Geistliche wie Weltliche, Vornehme wie Niedere wurden befallen, und wenn die Krankheit, wie Epidemien pflegen, zuerst auch arme Leute vorzugsweise heimsuchte, so stieg sie doch bald zu den Reichen, selbst Fürsten und Herren, empor‘[4]. ‚Einer steckte den andern an; aus Stadt

---

[1] Das Nähere über diesen abstoßenden Gegenstand bei Haeser III[3] 234 ff, und Hirsch, Pathologie II[2] 41 ff. Vgl. auch Proksch, Die Literatur über die venerischen Krankheiten, Bonn 1891.

[2] Fuchs, Älteste Schriftsteller 358—359. [3] Ebd. 375.

[4] Ebd. 433. Die enorme Kontagiosität, Verbreitung und verheerende Wirkung der Syphilis unter allen Ständen der damaligen Zeit ist für die Gegenwart, wie mir von einem befreundeten Mediziner bemerkt wird, nur verständlich, wenn man bedenkt, daß damals die Krankheit mangels jeder Therapie — wenigstens im Anfang der Epidemie — sich ganz unbehindert bis in das höchste Stadium entwickeln konnte, und daß die damalige Generation hereditär noch nicht so von dem Virus durchseucht und dadurch in gewissem Sinne immunisiert war wie unser Zeitalter. Daß es sich aber wirklich um Syphilis handelte, beweisen: 1. die Beschreibungen des Krankheitsbildes, 2. die übereinstimmende Angabe der Unsittlichkeit als primären Anlasses, 3. die spätere erfolgreiche Anwendung des Quecksilbers als Heilmittel, welches ja noch heute als Spezifikum gegen Syphilis gebraucht wird. In manchen Fällen könnte es sich auch um Lepra neben Syphilis gehandelt haben.

und Dorf verstoßen, irrten ganze Scharen von Männern und Weibern aus geistlichem und weltlichem Stande umher, bedeckt mit Eiter und Geschwüren vom Kopf bis zum Fuße, winselnd und rettungslos. Vergebens waren zunächst alle bekannten Arzneimittel: ein langsamer, schrecklicher Tod erlöste die Leidenden.‘ ‚Etlichen brannte es Löcher in den Leib‘, erzählt ein Zeitgenosse, ‚und Nase und Backen hinweg und auch den Hals, dadurch etliche speislos starben.‘[1] Vielfach beschuldigte man jetzt wieder die Juden, durch Brunnenvergiftung Urheber der Krankheit zu sein; die meisten indessen sahen das Übel als ein gerechtes Strafgericht des Himmels an, welches die sittliche Verwilderung über Deutschland herabgezogen.

Auch Paracelsus leitete das Übel vom Luxus und den Ausschweifungen her. ‚Wisset‘, sagte er, ‚daß die Luxuria und die Venus so gewaltig nie gewesen sind, als zu der Zeit dieser Geberung. Darum dieser Name (Venusseuche) billich und wohl bleiben mag. Dann Venus ist dieser Krankheit eine Mutter.‘ Und an einem andern Ort: ‚Die Franzosen unterscheiden sich nicht weit von der Lepra: dann Lepra stimuliert den Luxum, alsdann werden die Franzosen nachfolgen, und das durch Venus: dann sie regiert in Lepra.‘[2]

Die Angst vor der scheußlichen Krankheit war allgemein, namentlich wegen ihres sehr leicht ansteckenden Charakters. Selbst die einfache Berührung mit der Hand galt vielfach als hinreichend, um befallen zu werden; man vermied sogar, mit den Kranken zu sprechen, weil man das Gift ihres Atems und ihrer Ausdünstung fürchtete[3]. In der ersten Zeit wies jedermann die Syphilitischen von sich; in Prag lagen sie auf den Straßen, auf dem großen Ringe unter den Lauben, später schaffte man sie vor das Tor, wo sie sich in Krambuden häuslich einrichteten. Endlich wies man ihnen ein kleines Haus als Spital an. In der Schweiz weigerten sich die Aussätzigen der Gemeinschaft mit den Syphilitischen. Allmählich ergriff man in ganz Deutschland polizeiliche und ärztliche Schutzmaßregeln. ‚Man verbot den Kranken, ihre Wohnungen zu verlassen, untersagte ihnen den Zutritt zu Badstuben, Wirtshäusern, selbst zu Kirchen. Der Kanton Baden vertrieb sogar alle Syphilitischen und untersagte fremden Kranken strengstens allen Eintritt in das Land.‘[4]

---

[1] Fuchs, Älteste Schriftsteller 346. Archiv für Gesch. von Oberfranken XV 11.

[2] Von Ursprung, Ursach und Heilung der Franzosen 191—192. Sprengel III 208; vgl. Fuchs 437.

[3] Fuchs 441.

[4] Haeser III^{3} 286 297—298. Hasner in der Prager Medizinischen Vierteljahrschrift CIX 139. Die Syphilis war ein wesentlicher Grund, daß die für die Volksgesundheitspflege so wichtige und im Mittelalter sehr blühende Sitte des Badens (Falk in den Histor.-polit. Blättern CVIII 811 ff; vgl. dazu Wichner in den Mitteilungen des Vereins für Gesch. der Steiermark 33 75 ff, und Kotelmann, Gesundheitspflege

Der Schrecken war um so größer, weil sich die Kunst der Ärzte vorerst machtlos erwies. Anfangs wollten viele Mediziner sich mit den Ekel erregenden Kranken gar nicht beschäftigen. Dadurch kam die eigentliche Praxis zunächst in die Hände der Bader, Barbiere, Scharfrichter, Handwerker, der Possenreißer und anderer leichtfertigen Leute, die ohne alle medizinische Kenntnis an den armen Kranken herumkurierten. Für Charlatane und Alchimisten brach nun eine goldene Zeit an. Vielen gelang jetzt wirklich die Lösung der großen Aufgabe der Alchimie: die Verwandlung von Quecksilber[1] in klingendes Gold[2].

Kaum war in den Formen dieser ansteckenden Krankheit eine Milderung eingetreten, als neue Plagen die Menschheit heimzusuchen begannen. Bald nach dem Bauernkrieg hatten verschiedene Teile Deutschlands durch Teuerung, ungewöhnliche Witterungsverhältnisse und Überschwemmungen zu leiden. Vielfach sah man darin ein göttliches Strafgericht: die einen wegen des Bauernaufruhrs, die andern wegen der lutherischen Ketzerei, wieder andere wegen allgemeiner Sünden[3].

‚Damit aber‘, heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung, ‚die armen Menschen in so allgemeiner Not gar keine Aussicht auf Rettung hätten, brach eine unerhörte Seuche aus, die von jenseits des Ozeans herüberkam: der sog. englische Schweiß. Er raffte viel tausend Menschen dahin: tötete sie, bevor sie ihre Krankheit kannten. Durch die Neuheit der Epidemie und ihr rasches Umsichgreifen wurden die Gemüter in die äußerste Bestürzung versetzt: keiner konnte sich mehr den kommenden Tag versprechen. Der Tod trat innerhalb 24 Stunden, meistens noch schneller ein.‘[4]

Zuerst war der ‚englische Schweiß‘ im Juli 1529 in Hamburg aufgetreten; hier raffte die Krankheit binnen 22 Tagen über 1000 Personen dahin. Bald brach sie auch in Lübeck, Bremen und Verden aus. Mecklenburg und Pommern wurden jetzt gleichfalls heimgesucht; in Rostock starben die meisten Professoren dahin. Später durchzog die Seuche auch noch das mittlere und südliche Deutschland, zuletzt die Schweiz. Wie groß der Schrecken vor der Krankheit war, erhellt unter anderem aus einer thüringischen Chronik. ‚Anno 1528 war eine Seuch die Schweißsucht oder englische Sucht, darum so ge-

---

63 ff) immer mehr abnahm; vgl. Zappert im Archiv für österreichische Gesch. XXI 137 ff; d'Elvert 84 A., und Kriegk II 34 f; die Krankheit bewog auch vielfach die Obrigkeiten, die Frauenhäuser aufzuheben. Mit der Verbreitung der Syphilis steht im Zusammenhang, daß die großen Bärte, später die Perücken, immer mehr in Gebrauch kamen. Haeser III² 316.

[1] als Mittel gegen Syphilis.

[2] Haeser III² 288 317. Simon, Gesch. der Syphilis II, Hamburg 1858, 173.

[3] Hartmann, M. Alber 147. [4] Haeser III² 240.

nannt, weil sie aus England nach Teutschland gekommen; es sturben viel tausend Leute plötzlich dahin; es war ein so geschwindes Gift, daß wenn jemand nur davon reden hörte und sich entsetzte, so sturb er gleich hin.'[1]

Als Hauptmittel gegen die neue Krankheit ward die Schwitzkur angewandt, und zwar in der allerunvernünftigsten Weise. Volle 24 Stunden ließ man die mit Betten und Decken bepackten Kranken unablässig schwitzen, und wie ein Zeitgenosse sagt, ‚zu tot schmoren'. Da die Seuche gerade in der heißen Jahreszeit auftrat, kann es nicht überraschen, daß die Sterblichkeit eine furchtbare Höhe erreichte. An manchen Orten, z. B. in Göttingen, mußten oft fünf bis acht Leichen in ein Grab gelegt werden; in Danzig sollen 3000 Menschen dahingerafft worden sein; noch im November starben in Augsburg binnen 14 Tagen von 3000 Ergriffenen 600. Unzählige Flugschriften empfahlen die Schwitzkur und fanden die weiteste Verbreitung, brachten aber teilweise solch ungereimte Ansichten vor, daß sie da, wo das Volk sich noch gesunden Sinn bewahrt hatte, nur Gelächter erregten. Ein trauriges Denkmal des ärztlichen ‚Wunderglaubens' jener Zeit ist das Arzneibüchlein des Leipzigers Kaspar Kegeler. Dasselbe ist ‚ohne alle Einsicht in das Wesen der Krankheit abenteuerlich zusammengewürfelt, eine Fundgrube wunderlicher Pillen und Latwergen aus unzählbaren Bestandteilen. Hätte er nur einen Schweißfieberkranken gesehen, so würde er mindestens inne geworden sein, wie unmöglich es gewesen wäre, in 24 Stunden auch nur den hundertsten Teil seiner Büchsen und Gläser und Schachteln in Anwendung zu bringen. Mit welchem Beifall dieses Arzneibüchlein von den Ärzten gleicher Einsicht und Gesinnung aufgenommen wurde, zeigen die acht Auflagen, welche es erlebte; man kann sich daher des betrübenden Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht Tausende von Kranken mit Kegelers Arzneien gemißhandelt und hingeopfert worden sind.'[2]

Seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts wissen die Chroniken fast von Jahr zu Jahr von Pest, Pestilenz, pestilenzische Seuchen, Kantagion zu berichten. Man verstand darunter jede Massenerkrankung infolge von An-

[1] Schnurrer 77. Haeser III³ 328 f. Hirsch, Pathologie I² 59 f, und Hecker-Hirsch, Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, Berlin 1865, 274 ff. Siehe auch Seitz, Der Friesel. Historisch-pathologische Untersuchung, Erlangen 1845, 19 f. G. C. F. Lisch, Die Schweißsucht in Mecklenburg im Jahre 1529 und der fürstliche Leibarzt Professor Dr Rhembertus Giltzheim in Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Gesch. und Altertumskunde III, Schwerin 1838, 60—83. Über die Schweißsucht des Jahres 1529 vgl. auch Lersch 215 ff; Bloos in den Histor. Studien und Skizzen 70* f. Über das Auftreten der Seuche in Köln Dreesen 12 f nach Weinsberg.

[2] Hecker-Hirsch, Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters 293 ff 298 ff 300—301.



steckung[1]. Schon die Zeitgenossen bemerkten die wunderbare Tatsache, ‚daß diese Landplage niemals ganz aufhört, sondern in jedem Jahre bald hier bald dort erscheint, von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz wandert, nach einigen Jahren wieder zurückkommt und das junge Volk, das unterdessen nachgewachsen war, abermals zum großen Teile dahinrafft[2]. Geht man die aus dem 16. Jahrhundert erhaltenen Privatbriefe durch, so findet man, daß fast in jedem Sommer Nachrichten über Seuchen wiederkehren. ‚Es stirbt‘ ist der technische Ausdruck dafür. ‚Es hebt gemachsam an zu sterben‘, ‚das Sterben nimmt überhand‘, solche und ähnliche Notizen mit einzelnen Todesnachrichten begegnen in allen Briefen jener Zeit[3].

Die Flucht aus den von der Pest befallenen Orten war allgemein Sitte. ‚Alle Hofhaltungen, höheren Regierungsbehörden, besonders auch alle höheren Lehranstalten zogen hin und her, um gesunde Orte aufzusuchen und bei der Annäherung des Übels diese wieder zu verlassen.‘ Oft ließ man sich auch durch das Schreckensgespenst der Pest ohne Grund beunruhigen. So ordnete der Senat der Universität Wittenberg durch Anschlag vom 15. Juni 1534 die Verlegung der Hochschule nach Jena an, obwohl mehr Angst als wirkliche Krankheit vorhanden war[4]. Die Mehrzahl der Ärzte stand der Pest ziemlich ratlos gegenüber: ‚Sie überließen die Wahl und Anordnung der hygienischen Vorschriften der Obrigkeit und die Aufzeichnung derselben den Chronikenschreibern, fest an den alten Satzungen haltend und sich sorgfältig hütend, in Schriften Dinge zu berühren, die über den Inhalt und die Auslegung der kanonischen Bücher hinauszugehen schienen.‘[5] In der ärztlichen Literatur stehen sich die Verteidiger und die Leugner der Ansteckung schroff gegenüber. Der erste deutsche Arzt, welcher die Idee der Ansteckung mit Klarheit festhielt und sie als Prinzip aller Maßregeln gegen die Pest durchführte, war der schon mehrfach erwähnte Crato von Krafftheim[6]. In therapeutischer Hinsicht war allgemein verbreitet der Glaube ‚an die Zauberkraft der Edelsteine, des Mithridat, vor allem des Theriak, auf dessen Echtheit man so großen Wert legte, daß man damit umging, eine besondere Gesandtschaft in den Orient zu schicken, um des echten Präparates teilhaftig zu werden‘[7].

---

[1] Vgl. Schrohe, Kurmainz in den Pestjahren 1666—1667 (in den ‚Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes‘, herausgeg. von L. Pastor, III, 5, Freiburg 1903) 1. Hier auch über sanitäre Maßregeln des Mainzer Kurstaates seit 1526.

[2] Schnurrer 81. Über die Pestepidemien im 16. Jahrhundert vgl. auch Lersch 222 ff.

[3] sagt Steinhausen, Gesch. des Briefes I 175—176.

[4] Schnurrer 81. Beer, Krato von Krafftheim, Wien 1862, 5.

[5] Urteil von Hecker bei Haeser III³ 353. [6] Gillet I 68.

[7] Haeser III³ 354—356. Vgl. Moehsen, Beiträge 129.

Zum Jahre 1541 verzeichnen fast alle Chroniken eine schwere Epidemie: dieselbe ragt hervor durch ihre große Verbreitung und die Gleichzeitigkeit ihres Auftretens in verschiedenen Teilen des Reiches. ‚Im Jahr Christi 1541 im Sommer', sagt ein Zeitgenosse, ‚erhube sich am Rheinstrom und sonsten an andern orthen ein Pestilentzisch sterben, das viel trefflicher Leut hinnamb. Zu Straßburg sturben bey 3300 Menschen und drüber, under welchen viel ansehnliche, tapfere und gelehrte Leut gewesen. Zu Kolmar schier nicht weniger. Zu Rheinfelden 700. Zu Basel auch ein große anzahl.' Nach Schadäus war die Sterblichkeit so groß, daß die Totengräber Erhöhung ihres Lohnes forderten[1]. ‚Von der Sterbden zu Köln' berichtet Hermann von Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten: ‚Anno 1541 hat die Sterbde an der Pestilenz zeitlich im Jahr greulich ihren Fortgang gewonnen, denn wiewohl im Jahr zuvor 40 viel Volks gestorben war, so hat doch dies Jahr sehr weit übertroffen, daß viel tausend Menschen gestorben sind, nit allein in Köln, denn allenthalben in Deutschland starb es schrecklich, und dauret diese Sterbde sehr lang den ganzen Winter zu Ende aus. Zuzeiten starben 200 Menschen auf einen Tag. Dies Sterbde schonte niemands, weder geistlich noch weltlich, Pastor, Kaplan, Bürgermeister, Schöffen und dergleichen, viel Leut, daß die Gerichter und Bursen geschlossen worden. Um diese Zeit wohnte ich in der Cronenbursen, ging den Tag durch und abends spät oft über die Straß, dar man allerlei aus den Häusern der Kranken und Verstorbenen schüttet, das sehr besorglich war, daß mir auch großer Schrecken oft ankam, wenn ich vernahm, daß so viel kundiger Nachbarn und Freunde täglich starben, daß so viel Leut aus der Stadt zogen und flohen, derhalb die Stadt wohl halb ledig stund, daß das ander Haus kaum bewohnt oder offen war. In dieser Sterbden ließ ich oft Ader schlagen und erfrischet also das Geblüte, gebrauchte viel Weihrauchs, weißen Knoblauch, Essig, Pestilenzpillen, Theriak und dergleichen viel Raths, räucherte alle Zeit die Gemächer mit Wachholder und anderem guten Geruch, und unser Herrgott hat sich über mich erbarmt, daß ich gesund bin geblieben.'[2]

In der Folgezeit dauerte die Pest fast beständig fort. In einzelnen Städten war die Sterblichkeit ganz erschreckend. In Hamburg starben im Jahre 1547 täglich oft 70—80 Einwohner. Über Lübeck wird beispielsweise zum Jahre 1548 berichtet, daß über 16227 Menschen dahingerafft wurden, ‚jung und alt, meistenteils aber Kinder und junges Volk, und wurden die meiste Zeit auf einen Tag 160 und 170, minder oder mehr, und den

[1] Krieger 103; vgl. Peinlich I 368.

[2] Höhlbaum, Buch Weinsberg I 156; vgl. auch Dreesen 3 ff 48 ff. In Frankfurt wurden damals Präservative gegen die Pest von der Kanzel verlesen. Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. I 278.

13. August 200 Menschen begraben'. Auf allen Kirchhöfen der unglücklichen Stadt waren fortwährend große offene Gruben, welche über 100 Särge aufnehmen konnten[1]. In Chur starben vom Juni bis zu Beginn des Winters 1550 über 1300 Personen, in Dortmund in den Jahren 1551 und 1552 an 1000 Menschen. Fast die ganze nördliche Schweiz verödete. In Zürich verlief die Krankheit (epidemische Brustentzündung) so schnell, daß die Ärzte beschlossen, keinen Kranken zu besuchen, welcher nach dem zweiten Tage ihre Hilfe verlangte[2]. In der Gegend von Baireuth wurde um diese Zeit die Einwohnerschaft um die Hälfte verringert. Zu Kulmbach, das vorher 800 Eheleute hatte, zählte man nur noch 75[3]. Im Jahre 1552 zeigte sich die Pest auch in Steiermark. Im November wurde in Graz ,das Sterben so arg, daß die „Land- und Hofrechte" ihre Amtstätigkeit bis auf minder gefährliche Zeiten einstellten. Allein diese kamen nicht so bald. Die Seuche hatte zwar im tiefen Winter, wie gewöhnlich, etwas nachgelassen, aber im Juli begann „die große Sterblichkeit und giftige Luft" in Graz wieder zu herrschen und nahm von Tag zu Tag so zu, daß sich der Adel mit seinen Familien eilends flüchtete. Auch die Behörden zogen an sichere Orte, die landschaftlichen Verordneten nach Judenburg und Schloß Katsch und später nach Knittelfeld. Das landschaftliche Einnehmeramt wurde nach Anger verlegt. Am 21. Juli wurde dies in alle „fünf Viertel" des Landes amtlich bekannt gegeben. Man hatte gemeint, nur auf einen Monat von Graz wegzubleiben, allein es dauerte ein halbes Jahr, das Einnehmeramt befand sich sogar noch im März 1554 in Anger.'[4] In Breslau brach im Jahre 1553 zum sechstenmal in jenem Jahrhundert die Pest aus; im Vergleich mit den früheren Seuchen zwar nur die ,kleine Sterbe' genannt, ergriff sie doch gegen 3000 Menschen, wovon ein Dritteil ihr zum Opfer fiel[5].

Im Jahre 1562 verbreitete sich in Deutschland die Bubonenpest. Die Verheerungen, welche diese Seuche trotz der im allgemeinen ganz verständigen gesundheitlichen Anordnungen des Rates in dem genannten Jahre zu Nürn-

---

[1] Vgl. Lappenberg, Hamburger Chroniken 148; H. Paasche in den Jahrbüchern für Nationalökonomie, N. F., V 325, und Archiv für Gesch. der Medizin I 379—380.

[2] A. Heller, Gesch. der evangelischen Gemeinde in Dortmund 19. Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, N. F., XIV 21.

[3] Archiv für Oberfranken XV 15. [4] Peinlich I 373—374.

[5] Gillet I 68. Über die Pestseuchen in Breslau in den Jahren 1542—1543, 1568 und 1585 und die dabei getroffenen Einrichtungen vgl. Markgraf in Grätzer, Gohl und Kundmann, Breslau 1884, 96 ff 101 f 140 f. Im Anhang S. 150 ff ein ,Verzeichnis der bei Pestepidemien in Breslau erschienenen medizinischen Verordnungen und Schriften'. Siehe ferner Huyskens, Zeiten der Pest in Münster während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Programm), Münster i. W. 1901.

berg anrichtete, waren entsetzlich. Im Totenbuche der Stadt sind genau Tag für Tag die Verstorbenen eingetragen; am Schlusse findet sich folgende, ‚in Anbetracht der Tatsache, daß Nürnberg in jener Zeit keine 40000 Einwohner zählte, geradezu haarsträubende Zusammenstellung:

Summa aller Personen, so vom ersten Ianuarii Anno 1562 bis auf den letzten Aprilis Anno 1563 ins Lazarett gekommen	3349	
Davon sind mit Tod abgegangen		1606
Und wiederum genesen	1671	
So sind obbestimmte Zeit in der Stadt verschieden, Personen		7273
Vom 19. Septembris 1562 bis auf den 8. Ianuarii 1563 verstorben zu Werd (Wöhrd)		155
Summa Summarum aller in diesem Sterben und in 16 Monaten in der Stadt, im Lazarett und zu Werd verstorbenen Personen		9034‘[1].

Sehr arg wurden um diese Zeit auch die österreichischen Lande heimgesucht. Schon Ende 1561 wird von dort berichtet, ‚daß die Leute umfallen wie ein Vieh, mit Ehren zu melden, also daß zu erbarmen wäre‘. Die ‚gefährlichen Sterbsleuffe‘ dauerten dann das ganze folgende Jahr an. In Obersteiermark wurden Menschen und Tiere in gleicher Weise hinweggerafft[2].

In Basel wurde in Jahresfrist 1563—1564 mehr als die Hälfte der Einwohner von der Beulenpest ergriffen und ein Dritteil derselben, ungefähr 4000 nach Platters Schätzung, dahingerafft; auch Straßburg hatte schwer zu leiden[3]. Durch eine Epidemie, welche im Jahre 1564 Freiburg im Breisgau heimsuchte, ging nach den Angaben des dortigen berühmten Arztes Johann Schenck der vierte Teil der Bürger zu Grunde[4]. In Rostock und Umgebung herrschte im Jahre 1565 eine greuliche Seuche; es starben über 9000 Menschen, 7 Professoren, 48 Studenten. In demselben Jahre verlor nach Musculus Frankfurt an der Oder gegen 5000 Menschen durch die Pest. Im folgenden Jahre starben in Braunschweig 6000, in Hannover 4000 Menschen. Die Universität Tübingen flüchtete nach Eßlingen[5].

---

[1] Solger in der Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege II, Braunschweig 1870, 73. [2] Peinlich I 377.

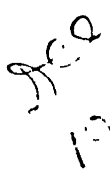
[3] Miescher 43; vgl. Boos 109. Krieger 104 f, und Meyer-Ahrens, Der Stich in den Jahren 1564 und 1565, Zürich 1848.

[4] Maier, Joh. Schenck 54.

[5] Chyträus, Newe Sachsen-Chronik, Leipzig 1598. Ander Theil S. 194. Spieker, Musculus 220 f. Havemann II 556. Schnurrer 112. Über die Hamburger Bubonenpest von 1565 f siehe Haeser, Untersuchungen II 38.

Das Jahr 1566 war ein besonders unheilvolles, weil in demselben die bereits im Jahre 1542 in dem kaiserlichen Heere vor Ofen aufgetretene sog. ungarische Krankheit (auch die Hauptkrankheit, das Kopfweh, die Herzbräune genannt) zuerst nach Deutschland kam. Heimkehrende Söldner verbreiteten die Seuche nach Steiermark und Böhmen, von wo sie dann ihren Eingang in das eigentliche Deutschland fand. ‚Die Krankheit begann beinahe immer zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags mit einem Froste und Schauder, dem schon nach 15 Minuten die größte Hitze und unerträglicher Schmerz im Kopfe, Mund und Magen folgten; letzterer war so unerträglich, daß schon die leichteste Berührung der Kleider den Kranken laut aufschreien machte, und war das pathognomische Zeichen der Krankheit. Der Durst war nicht zu löschen, die Zunge wurde trocken, die Lippen bekamen Risse; am zweiten Tag stellte sich ein eigentümliches Delirium ein. Erhoben sich Geschwülste am Rücken des Fußes und bildete sich ein eigentlicher Karbunkel, so wurde nicht selten die Amputation beider Füße notwendig.‘[1] Die ungarische Krankheit stellte sich seitdem häufiger ein. ‚Solches böse Fieber‘, sagt der fürstbischöfliche Leibarzt Johannes Oberndorfer in der Vorrede zu seiner im Jahre 1607 in Frankfurt am Main gedruckten Schrift ‚Kurzer und klarer Bericht von der Natur und Ursachen der ungarischen Krankheit‘, ‚wird nun so gemein, daß es nunmehr fast alle Jahre regiert, und wenn man eine Vergleichung zwischen ihm und der Pestilenz anstellt, die dazu nicht alle Jahre erscheint, nicht viel weniger das Jahr über wegrafft als diese.‘[2]

Nicht bloß durch Seuchen, auch durch Hungersnot wurde gerade damals Deutschland vielfach heimgesucht. Ganz trostlose Schilderungen liegen namentlich über die Hungersnot vor, von der Steiermark im Jahre 1570 betroffen wurde. Man machte Brot aus Erlenrinde und Eicheln, ja man aß gedörrte Baum- und Rebensprossen. ‚Viele Eltern setzten in Verzweiflung darüber, daß sie ihren Kindern nichts zu essen geben konnten, dieselben an mehr begangenen Straßen aus und flohen davon, um dieselben nicht Hungers sterben zu sehen. Zu Ketmonsdorf fand man ein Kind an der Brust seiner verhungerten Mutter saugend und ein anderes, das wie ein Vieh auf der Weide herumkroch, um etwas Eßbares zu finden. Und doch gab es schändliche Leute, die aus Geiz und Wucherei ihre vollen Scheunen vor den Armen verschlossen hielten.‘[3]



[1] Peinlich 380—382. Haeser, Gesch. der Medizin III³ 377. Über den morbus Ungaricus s. auch Haeser, Untersuchungen II 41 f; F. W. Müller in der ‚Deutschen Klinik‘ 1868 Nr 26; Ludwig Graf Uetterodt, Zur Gesch. der Heilkunde, Berlin 1875, 445 ff, und T. v. Györy, Morbus Hungaricus. Eine mediko-historische Studie, Jena 1901. Nach T. v. Györy war der morbus Hungaricus Flecktyphus (Typhus exanthematicus).

[2] Lammert 15. [3] Peinlich I 383—384.



Nicht besser sah es in vielen Teilen Süddeutschlands aus. In einem ‚Lied auf das Hunger- und Sterbejahr 1571 im schwäbischen Land‘ heißt es:

Als man 1571 Jahr
Zehlt das ist wahr,
Hat sich eine grosse Thewrung angefangen,
In welcher viel Volks zu grund ist gangen.
Die Hungersnoth nahm überhand
Darnach im gantzen Deutschland.
Wann eins über die Gassen thet gahn
Und zwey bey einander theten stahn,
Thet eins dem andern klagen sein Noth:
Es hebt in seinem Hauß kein Brod.
Manch Biedermann gieng Nachts zu Beth,
Da er viel lieber gessen hett.
Nun daß ich zu dem Anfang kumm,
So merket all in einer Summ,
Wie hoch das Korn kommen sei
Am dritten Tag Aprillen frei.
Ein Malter Roggen 12 fl. 30 kr. galt,
Der Kern 15 fl. in solcher Gestalt,
16 Batzen thet die Gerste gelten,
18 ß der Haber, doch bekommt man ihn selten:
Die Erbiß kann man nicht bezahlen,
Die Bauern ließens under das Brod malen.
Wann eins ein Viertelin haben wolt,
4 ß er drumb zalen solt.
Es war nichts wohlfeils überal,
Drey Eyer man umb 1 ß gab,
28 pf. umb ein Pfund Schmaltz,
34 Batzen umb ein Scheiben Saltz.
Das Buchen Holtz das thet man geben
Umb 2 fl. merk mich eben.
Ein Maß aber von dem Wein
Umb 28 Pfennig sein.
Die Herren hand in solcher Noth
Im Spital lassen bachen Brod
Aus Roggen und Haber, wie man es verstath,
Mancher es in sein Hauß geholet hat.
3500 Laib ungefahr
In einer Wochen außgeben war.
Ein Leib thet man umb 12 pf. geben,
Hat bey $3^1/_2$ Pfund gewogen,
Und welche die Laib nemmen wolten,
Dieselbe in kein Wirthshauß gehen solten.
Wo einer solch Gebot überging,
Im Gefängnuß er sein Straff empfieng.
Will es also bleiben lan,

Gott wolle bald ein genuegen han,
Und straffen nicht nach dem verschulden,
Uns bleiben lan in seiner Hulden
Und uns allzeit sein Gnad beweisen,
Und mit seinem Himmel-Brod speisen. Amen [1].

Die Jahre 1574—1577 haben wegen der Allgemeinheit der Pestepidemien eine traurige Berühmtheit erlangt. Diese ‚hörten fast nirgends auf und wüteten mit außerordentlicher Heftigkeit.‘ So starben in Trient in einem halben Jahre 6000 Personen; auch im oberen Inntal und im Pustertal wütete die Seuche in schrecklicher Weise [2]. In Biberach starben 1574 gegen 500 Personen; 1575 und im folgenden Jahre wird die Zahl der Gestorbenen in Württemberg auf 30426 Menschen berechnet [3]. In Steiermark klagten die Ärzte über die Undankbarkeit der Kranken. Verse, die damals schon üblich waren, wiederholte später der berühmte Tiroler Arzt Guarinoni:

Der Doktor hat drei Angesichte:
Dies, wenn er kommt, ist englisch,
Bald drauf, wenn er hilft aus Not,
Macht man aus ihm ein' halben Gott;
Soll sich der Krank' mit Dank einstell'n,
Scheint Doktor ein Teufel aus der Höll'n [4].

Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Pest sich noch nach vielen Jahren aus infizierten Stoffen von neuem verbreitete, wird aus Freiberg zum Jahre 1576 berichtet. ‚In der Mitte des Julius hat ein Töpfer in Freyberg beym Hospital eine Tongrube aufgerissen, darinnen im Sterben von 1564 alte Lumpen, Werg und Stroh aus den infizierten Häusern geworfen worden; davon ging ein widriger Dampf entgegen, daß er liegen mußte, und steckte nicht nur die Seinigen, sondern auch viele von der Nachbarschaft an, und sind von da bis Weynachten 1577 gestorben. Das Gift machte die Infizierte hirnwütend, so daß ein Mann in dieser tollen Weise seine Frau mit einem Stück Holz erschlagen, kurz davor er gestorben.‘ [5]

Für die achtziger Jahre hatten die Kalendermacher die schlimmsten Dinge in Aussicht gestellt: ‚1580 ein Erdbeben, ein Komet, heißes Wetter, 1581 und 1582 Überschwemmungen, Teuerung, Hunger, Pestilenz, Mord und Brand und von 1584 bis 1588 Jammer, Angst und Not wegen Änderung in Religionssachen, ferner Teuerung, Hunger und Pestilenz; daher der Kalendermacher mit den Reimen schloß:

[1] Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte, N. F. 1844, XV 410—411.
[2] Sprengel III 246. Hirn I 482; vgl. Krieger 107 f.
[3] Vgl. Schmid im Histor. Jahrb. XVII 88.
[4] Pichler, Guarinoni 7; vgl. Peinlich I 404. [5] Schnurrer 119.

Wann man wird zehlen achtzig acht,
Das ist diß Jahr, so ich betracht,
Geht in dem die Welt nicht under,
So geschiht doch großes Wunder.‘ [1]

Diese Vorhersagungen sollten sich bewahrheiten. Die Influenza verbreitete sich über viele Teile Deutschlands. ‚1580 leuchtete ein Komet‘, heißt es in der Pestchronik des Dr Lebenwaldt, ‚darauf folgte ein sehr kalter Winter mit dicker Gefrierung aller Wasser, die Menge der Mäuse tat alle Feldfrüchte verderben, giftige Seuchen schlichen die ganze Welt durch mit Steckkatarrhen, welche man die „Behaimischen Schafgift, Schafhusten, Schafkrankheiten, Lungensucht, Hirnwehe“ genannt hat. Vorher bliesen mittägige Winde, warm und feucht, in den Hundstagen folgten mitternächtige Winde. Gegen den Herbst schlich diese Krankheit durch ganz Europa und fing mit einem trockenen Husten und Heiserkeit an, darauf folgte schwerer Atem, Erbrechen des Magens mit einer korrumpierten faulen Galle, mit Schwachheit des ganzen Leibes, Stechen in den Gliedern, Kopfschmerzen, Aberwitz und andern schweren Zufällen, woran erschrecklich viel gestorben sind. Die aber davon kamen, denen blieb der Husten und eine immerwährende Heiserkeit.‘ [2]

Über die Verheerung, welche die ‚Pestilenz‘ in den Jahren 1581—1582 in Graubünden anrichtete, sind genaue Angaben überliefert. In Thusis starben dritthalb Hundert, in sechs Dörfern am Heinzenberg 800, in Schams 700, in Cazis 150, in Sils 100, im Rheinwald 748, im Prättigau in zwei Dörfern 500. ‚Tut 3000, jung und alt, wyb und man. Auch fing es an zu stärben zu Ems, Vallendas, im Lugnez, wo es doch bald nachgelassen hat.‘ [3]

Im Jahre 1581 ward im Lüneburgischen eine neue Epidemie, die sog. Kriebelkrankheit (auch Krampfsucht oder ziehende Sucht genannt), beobachtet. Dieselbe war höchst wahrscheinlich die Folge des allgemein herrschenden Mangels an Getreide und der Verderbnis desselben durch Mutterkorn. Die Krankheit begann mit ‚einer Lähmung der Hände und Füße, wobei sich die Finger mit solcher Gewalt in eine Faust zusammenzogen, daß auch der stärkste Mann sie nicht ausstrecken konnte; dabei brachen die Kranken in ein fürchterliches Gebrüll

---

[1] Peinlich I 406—407.

[2] Ebd. 407—408; vgl. Hirsch I 6 u. 31, wo eine genaue chronologische Übersicht sämtlicher Influenza-Epidemien gegeben wird. In Deutschland war diese Seuche zuerst 1173, dann 1387, 1404, 1510 und 1557 aufgetreten. In Dortmund wurden 1580 auf dem Reinoldi-Kirchhof 2034 Personen begraben. Heller, Gesch. der evangelischen Gemeinde 19. Siehe auch Gluge, Die Influenza oder Grippe nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt, Minden 1837, 17 58 f. Über die Influenza-Epidemie des Jahres 1580 vgl. auch Lersch 261 ff.

[3] Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, N. F., XIV 25.

aus, unter welchem viele den Geist aufgaben. Die, welche dieses Gebrüll überlebten, lagen mit offenen Augen und Mund bewegungslos, und auf die Zusammenziehung der Hand folgte eine große Geschwulst mit unerträglicher Hitze, so daß sie nach kalten Fomentationen verlangten; es verbreitete sich aber die Hitze allmählich auch auf die inneren Teile, worauf sie einen ebenso großen Widerwillen gegen die Kälte bekamen. Wenn auch einige nicht der Krankheit unterlagen, so erhielten sie doch nicht ihre frühere Gesundheit wieder, sondern verloren den Gebrauch der Hände und Füße, als wenn ihnen dieselben luxiert worden wären. Die meisten gaben verkehrte Antworten, delirierten, verloren das Gedächtnis und Gehör und stammelten. In den Orten, wo die Krankheit vorkam, war sie sehr verheerend, nur allein in zwei Dörfern raffte sie 523 Menschen weg.'[1]

Das Jahr 1582 sah in Böhmen eine große Pest. Von dort wurde die Seuche durch einen Metzgergesellen nach Nürnberg verschleppt. Derselbe kam krank an und starb sofort. In dem Gasthause, wo man ihn aufgenommen, starben in der Woche darauf zwei erwachsene Töchter des Wirtes — vierzehn Tage später war die ganze Familie, Eltern, Kinder, Dienstboten, bereits tot hinausgetragen. Trotz aller Vorkehrungen des Rates brach nun in der Stadt eine Epidemie aus, die erst im Jahre 1583 erlosch. Schon nach zwei Jahren folgte eine neue Seuche, welche bis zum Mai 1586 andauerte und 4703 Menschen das Leben kostete[2]. In Mitteldeutschland hatte im Jahre 1582 Thüringen schwer zu leiden: es sollen dort 37000 Menschen gestorben sein; manche Orte verloren zwei Drittel der Einwohner[3]. Auch Basel ward im Jahre 1582 von einer Pestkrankheit betroffen, welche außerordentlich verheerend auftrat. Bis zum März des folgenden Jahres wurden 1313 Personen hinweggerafft, es starben also durchschnittlich im Monat 146[4]. In Frankfurt, wo im Jahre 1582 die Bubonenpest aufgetreten, verfaßte im Jahre 1583 Dr Strupp ein ‚Ratsames Bedenken, wie man sich in Sterbensläuften verhalten soll'; es wird geraten, purgierende Pillen einzunehmen, an einem Bisamapfel zu riechen, ein Stücklein Wurzel zu kauen, so man ausgehet, das Gesicht mit Essig zu waschen, Salbei-, Rosmarin- oder Wacholderwein zu trinken usw.[5] Zu Tomils in Graubünden erlagen der Pestilenz während des Sommers 1584: 200 Personen, in Schams 150, in Paspels

[1] Schnurrer 137—138; vgl. Haeser, Pathologische Untersuchungen II 93, und Hirsch II 142 f.

[2] Solger in der Deutschen Vierteljahrschrift für Gesundheitspflege II 75 f 79 81.

[3] Pfeiffer-Ruland, Pestilentia in nummis 99; vgl. auch Martin, Versuch einer geographischen Darstellung einiger Pestepidemien, in Petermanns Geogr. Mitteilungen VIII 261.

[4] Heß, Bauhin 41. [5] Stricker in der Zeitschr. für Kulturgesch. I 280.

und Almens über 100. Über den Jammer und die Not der Jahre 1585 und 1586 erzählt ein Zeitgenosse: ‚Im Anfange des Jars (1585) fieng an der „Stärbent" inwurzln und spreitet sich aus, dergestalt, daß in Bündten die Stärbsucht in 50 Dörfern überhand genommen. Fürnemlich so sturbent in dem Gericht zu Disentis 1800 Personen, im Lugnez 500 Personen, im Thomblesche 400, zu Oberhalbstein 1300 Personen, allein zu Schweiningen 350, zu Salux 300. Da hat die Krankheit wie auch zu Scharans 1½ Jar gewärt. Zu Burwein sind nur 7 Personen überbliben in 8 Hüsren, und zu Mons sind nit me als 11 überbliben. In den 4 Dörfern sind 700 Menschen mit Tod abgangen. In Underwaz sind von 550 Personen allein 186 überbliben. Das han ich überall in den Kilchen ufzeichnet funden und abgeschrieben in min Schrybtäfeli: Uf Davos sind vom 4. Julio bis uf Martini 174 Personen gestorben. 42 Personen dran gnäsen. Von 60 Hüsren sind 18 suber bliben. Im Brettigouw bin ich zur selben Zit nit gsin, aber von vilen glaubwürdigen Lüten verstanden, der Pestilenz habe nit nur alle Dörfer, sondern auch ali Höf und Hüser in den Bärgen sampt vil Alpen durchsucht.' Außerdem grassierte die Seuche in Tinzen, Mons, Lon, Thusis. ‚Das Jar war ein strengs Jar und überus grossi Theury aler Dingen: Wyn, Molchen und Korn sampt alli äßende Ding schlugend gechligen uf, dermassen, daß bi Mannsdenken nie so thür gsin war in den 3 Pündten.

‚Am 16. Augsten (1585) hat die ganze Wält krachet und war ein unerhört dondren und blizzen. Es rägnet schier den ganzen Sommer, dadurch die Wasser in allen Landen grossen Schaden thetend. An unsrer Frauen Tag im Augsten ist das Wasser zu Thusis so angloffen, daß Stein wie Stubenöfen triben, hat sich verschwellt und eine Stund vor Tag mit solich Ungestümigkeit usbrochen, daß ein solich tosen, krachen und braschlen war, als wenn die Bergen zusammengefallen werend, dadurch denen von Caz, Thusis und Sils, Fürstno, Rotels, Tomils und durch alle Landen nider an Baumgärten, Wisen, Bruggen, Wuren, Fälder und Gärten unschätzbarlicher großer Schaden erfolget ist. Der Ryn hat denen zu Tusis vil Güter mit sammt dem Grund einen mannshoch hinweggeführt. Glycherwys beschah im Oberland, im Ryntal, im Brettigouw, im Schwyzerland, in tütschen und welschen Landen. In Ruvis ob Jlanz und in Gamboltschyn hat das Wasser etliche Hüser untergraben, umbgerissen und hinweggefürt sammt etlich Personen ertrenkt. Am 20. October sind die Wasser zu dem dritten mal so grusamlich angangen, daß die wiederum gemachten Bruggen aber hinweggeführt; darzu vielen lustigen Gütren uf ein nüwes großen Schaden zugefügt. In diesem Jar regiert Krieg, Blutvergießen, Mord, Todschlag, Zwytracht, Ufrur, Jammer, Schaden, Hunger, Theure, Pestilenz, Hagel, Ungewitter, Kälte, Wasser- und Fürsnoth, Ryfen und Schnee sampt allerlei Plagen.



‚Mit Pestilenz hat Gott allermeist folgende Lender heimgesucht als: Teutschland Oestrych, Schwyzerland, dry Pündten, Wälschland, Bohem, Frankrych, Schottland ꝛc. In der Statt Prag in Bohem sturbent 10 000 Personen. Am St Johannstag im Sommer fiel großer Schnee, der den Hanf also verdörbt, daß man in uszüchen muß und andren seien. Als derselb anfing blüyen, fiel wiederumb ein großer Schnee, der dem Ops und andren Früchten grossen Schaden zufügt und den zum andermal geseieten Hanf gar zu Grund richt. Es hat den Summer in den Winter und den Winter in den Summer verkert; der Winter war trochen und warm, dagegen der Summer kalt und naß.‘ [1]

Am entsetzlichsten wütete im Jahre 1585 der Würgengel der Pest in Breslau. Am 17. Juni brach die Seuche aus. In der inneren Stadt allein starben in mancher Woche 300 und mehr Menschen. Über 700 wurden tot von den Straßen aufgehoben. ‚Wir seind wie in einer Belagerung‘, schreibt Crato von Krafftheim an seinen Sohn in Rückerts. ‚Man führet nichts zu. Seind weder Hühner noch Eier oder was von Vogeln oder andern Sachen auf dem Markte zu finden. Der zehente Fleischer schlachtet nicht. Man bringt vom Getreide nichts herein. Also execrabiles sind die armen Bresler. Ist ein Jammer und Klage, daß es zu erbarmen.‘ Die Gesamtzahl der Opfer des ‚großen Sterbejahres‘ in Breslau belief sich auf fast 9000 bei 40 000 Einwohnern, also über ein Fünftel der Bevölkerung [2].

Im Jahre 1588 brach unter den Bewohnern der schlesischen Gebirge die Kriebelkrankheit aus. Kaspar Schwenkfeld berichtet, daß viele der davon Befallenen von Sinnen gekommen und elendiglich gestorben seien. ‚Als ich‘, sagt er, ‚von Basel in mein Vaterland zurückgekehrt war, untersuchte ich die Ursache und fand sie in einem gewissen Gifte, welches im Getreide enthalten war. Ein giftiger Tau oder ein bösartiges, luftiges Manna hatte das Korn dergestalt vergiftet, daß alle Menschen, die von solchem Brote aßen, besonders alte, müßige Leute, Weiber und Kinder dahinstarben. Die Körner waren so damit geschwängert, daß, wenn man sie gleich abwaschte, sie dennoch eine schaumichte Fettigkeit behielten; auch gab das Mehl einen sehr üblen Geruch von sich. Man empfahl gekochte Elstern als das beste Gegenmittel.‘ [3]

---

[1] Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, N. F., XIV 26—29.

[2] Vgl. Gillet II 370. Haeser III[3] 352. Markgraf in Grätzer, Gohl und Kundmann 102. Zum Vergleich erinnert Finckenstein in der ‚Deutschen Klinik‘ 1868 Nr 3 daran, daß während der stärksten Cholera-Epidemie, die Breslau durchmachte, im Jahre 1866, in der gleichen Zeit fünfthalb Tausend Menschen von einer Bevölkerung von 160 000 Einwohnern starben, also noch nicht der dreißigste Teil. Was sind demnach die Schrecken der Cholera gegen die einer Pest des 16. Jahrhunderts!

[3] Sprengel III 270.

Die letzte Zeit des unglückseligen Jahrhunderts brachte wieder arge Drangsale. Schlesien, wie auch Hessen hatten von der Kriebelkrankheit zu leiden. Die Marburger medizinische Fakultät empfahl damals eine besondere Kriebellatwerge aus drastischen Purgiermitteln, Bibergeil, Safran, Ingwer Costus, Kümmel und Gewürznelken; ferner einen Kriebeltheriak aus Päonien, Mistel, Bibergeil, gebrannten Menschenschädeln, Theriak und Mithridat; und ein Kriebelpulver aus Aland, Teufelsabbiß, Benediktenwurzeln, Lorbeerblättern usw. [1]

Im Jahre 1595 herrschten außergewöhnliche Witterungsverhältnisse: kalte Winde, Sturm und Regen folgten aufeinander, so daß man kaum von einem Sommer sprechen konnte. Der Flecktyphus verbreitete sich in den nächsten Jahren über ganz Deutschland. In Erfurt konnte im Jahre 1597 kein Gottesdienst gehalten werden, da alle Geistlichen gestorben waren. Pesttaler erinnern noch heute an die damaligen Bedrängnisse [2].

In dem folgenden Jahre 1596 entstand in Norddeutschland eine Hungersnot, und an manchen Orten brach wieder die Kriebelkrankheit aus; daneben grassierte vielfach die Brandpest. Auch im Jahre 1597 dauerte die Pest an, sowohl im Reich wie speziell in Österreich, wo sie in vielen Städten selbst im Winter nicht erlosch [3]. Die Menschenverluste waren so bedeutend, daß Brandenburg, Sachsen und Pfalz-Neuburg in dem genannten Jahre behaupteten, ‚Deutschland habe die letzte Zeit her, sonderlich durch die Pest, wohl um ein Drittel Volkes abgenommen' [4]. Die Verheerungen, welche Seuche und Hunger in dem abgelaufenen Jahrhundert angerichtet, fanden an der Schranke des neuen Säkulums so wenig ein Ende, daß ein Geschichtschreiber der Zeit vom Jahre 1600 bis 1617 die Überschrift geben konnte: ‚Notjahre vor dem großen Kriege'. ‚Der Fortbestand gleich begünstigender Faktoren auf tellurischem, physischem wie sozialem Gebiet knüpfte an die alte Leidenskette neue Glieder der Vernichtung.' Neben der Kriebelkrankheit, dem Skorbut, dem Malariafieber, typhösen Seuchen, der ungarischen Krankheit, roten Ruhr und Diphtheritis forderte namentlich die Bubonenpest unzählige Opfer [5]. In den Jahren 1600 und 1601 hatten einzelne deutsche Landstriche, namentlich Ostpreußen, wo 18000 Menschen starben, aber auch Österreich [6] schwer zu leiden. Im Jahre 1602 nahm die Pest in vielen deutschen Landstrichen einen neuen Aufschwung. In Kolberg starben zwischen Michaelis und Weihnachten in

---

[1] Sprengel III 271.
[2] Schnurrer 145. Pfeiffer-Ruland, Pestilentia in nummis 89 94 97.
[3] Peinlich I 431—432.
[4] Häberlin XXI 193; vgl. dazu Stieve, Akten II 366 A.
[5] Lammert 1. Peinlich I 461 A. Haeser III³ 390 397.
[6] Der Markt Althofen bei Friesach starb fast ganz aus.

einer Woche oft 60, die zur Nachtzeit Verstorbenen und heimlich Begrabenen nicht mit eingerechnet. In Danzig wurden bis Jahresschluß 16919 Menschen dahingerafft. In Elbing wurden am 1. August 60, in jeder der folgenden Wochen 45—50, in der Woche nach Bartholomäi über 400 Pestopfer begraben. In Thorn rafften die Epidemien 2000 Menschen hinweg. In den Jahren 1603 und 1604 traten die Seuchen nur vereinzelt in Deutschland auf. Zu Ende des letztgenannten Jahres wütete in Frankfurt am Main die Bubonenpest so stark, daß die Totenträger nicht ausreichten. In Müncheberg bei Frankfurt an der Oder starben im Jahre 1605: 112 Männer, 126 Frauen, 50 Jünglinge, 355 Kinder; in Königsberg 1060 Personen, in Luckau in der Niederlausitz 3 Bürgermeister und die meisten Ratsherren; zu Anklam in Pommern 1386, im Lande Hadeln 3530, in Iglau täglich 15—20 Personen.

Im Jahre 1606 hatten die Main- und Rheingegenden schwer zu leiden. Im Dorfe Damm bei Aschaffenburg starben im September innerhalb vier Wochen gegen 300 Menschen, so daß kaum 100 Einwohner übrig blieben. ‚Also haben sie in höchster Nott auf den negsten Freytag vor Michaelistag (29. September) zu Gott dem Allmechtigen gebeten und geschrieen um Abwendung der grossen Plag und die Feuer all ausgelöscht im Flecken, ein Zugfeuer (das ist ein durch Reiben von Holz hervorgebrachtes Feuer) gemacht und diesen obgedachten Freytag Gott gelobt zu einem heil. Feyer zu ewigen Tagen zu fasten und zu feyern.‘ Aber auch Schlesien, Böhmen, Steiermark und Mähren wurden schwer geprüft. Viele Kranke wurden durch Pulver und vergiftete Salben getötet [1]. Eine charakteristische Erscheinung ist es überhaupt, daß, während die mittelalterlichen Präservativmittel sich durch ihre Einfachheit außgezeichnet hatten, im 16. und besonders im 17. Jahrhundert außerordentlich umständliche und oft geradezu abscheuliche und ekelhafte Mittel gebraucht wurden. Man hing z. B. eine lebende Kröte bei den Füßen in der Nähe eines Feuers auf und stellte darunter ein aus Wachs geformtes Schüsselchen. Innerhalb dreier Tage spie das gequälte Tier alles, was es in seinem Magen hatte, kleine Würmer, grüne Fliegen, in diese Schüssel. Daraus wurde samt dem Wachse ein Medikament bereitet, um ‚die Impestierten zu präservieren und zu kurieren‘. Auch das Pulver von gedörrten Kröten wurde als Pestmittel eingegeben. Für besonders wirksam wurde gehalten, gedörrte Kröten, in Säckchen genäht, auf der Brust zu tragen; selbst Ärzte nahmen an, daß die Kröte ‚wegen der Positur der Glieder und Disposition der Poren als ein Beutel oder eine Tasche alles nächstgelegene Gift an sich sauge‘. Gedörrte Kröten, in Essig geweicht, auf die Pestbeulen und Karbunkeln zu legen, blieb

[1] Lammert 2—12, woselbst die Belege.

bis in das 18. Jahrhundert üblich. In einem Arzneibuche findet sich folgendes Rezept zu einem Krötenpräservativ: ‚Nimm 3—4 größere Kröten, 7—8 Spinnen und ebensoviele Skorpione, tue sie in einen wohlvermachten Topf und lasse sie etliche Zeit darinnen. Hernach gibt man Jungfernwachs hinzu, verschließt den Topf fest und macht ringsum ein Feuer. Ist alles zerflossen, mischt man es gut durcheinander und macht eine Salbe daraus. Diese tut man in eine silberne Büchse. Wer eine solche bei sich trägt, kann versichert sein, daß ihn keine Pest ansteckt.‘ [1]

Wie ratlos die ärztliche Kunst den Seuchen gegenüberstand, zeigt unter anderem die medizinische Schrift des Dr Raimund Minderer, eines um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Augsburg lebenden und sehr angesehenen Arztes. Auch hier werden die ekelhaftesten, törichtesten und selbst sehr gefährliche Mittel empfohlen.

‚Wann du es tun kannst und es dir nicht zuwider ist, so trinke morgens nüchtern deinen selbsteigenen Harn oder Urin, dieser benimmt die Faulungen, so im Magen entstehen, eröffnet die Verstopfungen der Leber‘ usw. [2] ‚Wann die Luft vergiftet ist‘, lehrt Minderer weiter, ‚und ein Geißbock vorhanden, so reibe dich an ihm, darfst dich den Gestank nicht irren lassen, oder hebe deine Nasen früh über ein heimlich Gemach und sauge dich des wiewohl abscheulichen Geruches voll ein.‘ ‚Hänge lebendiges Quecksilber, in einer ausgehöhlten Haselnuß mit spanischem Wachs behäbt vermacht, an deinen Hals.‘ Ein noch besseres Amulet soll nach Minderer das ‚Zenechton‘ sein: ‚eine Pastur aus Arsenik, eines Talers groß, in Hundsleder genäht, an dem Orte getragen, wo das Herz liegt.‘ Wäre etwas von ‚gedörrtem Krötenpulver‘ dabei, so wirke es nach Dr Minderers eigener Erfahrung noch kräftiger [3]. Die Schrift, welche diese Dinge enthielt, wurde durch die steierische Landschaft noch im Jahre 1633 von neuem gedruckt [4]. Der Verfasser († 1621) wurde als hochgeschätzter Arzt wiederholt an Fürstenhöfe berufen [5].

Ganz entsetzlich war auch der weitverbreitete Wahnglaube, daß Seuchen durch ‚Giftstreuen‘ entstehen könnten. Schon im Jahre 1542 wurden in Genf wegen ‚Pestbereitung, Zauberei und Bündnis mit dem Satan zahllose Männer und Frauen in langdauernde Haft, auf die Folter, in die Verbannung, auf Schafott und Scheiterhaufen gebracht‘ [6]. Diese Erscheinungen

---

[1] **Peinlich** II 508—510. Dr **Lieber** teilt in seinem Aufsatz ‚Die Volksmedizin in Deutschtirol‘ aus einem alten handschriftlichen Hausbuch ein ähnliches Rezept für das Kröten-Amulet mit. Zeitschr. des Deutsch-österreich. Alpenvereins XVII 225—226.

[2] **Minderer**, Medicina militaris, Augsburg 1620, 66.

[3] **Minderer** 67—68.

[4] **Peinlich** I 117 488—489.

[5] Allgemeine deutsche Biographie XXI 766.

[6] **Kampschulte**, Calvin 426.

wiederholten sich noch oft. Als im Jahre 1607 die Pest zu Frankenstein in Schlesien auftrat, wurden in dieser kleinen Stadt nicht weniger als 17 Menschen wegen ‚Giftaussseens und -strewens‘ verbrannt, darunter ein Knabe von 14 Jahren, der zuvor enthauptet wurde[1].

In dem genannten Jahre fand das ‚Groß-Sterben‘ selbst bis in die entlegenen Wohnstätten des Spessart seinen Weg. Auch sonst waren die Verheerungen der Pest außerordentlich groß. In Rüdisborn bei Windsheim starben die Bauern bis auf 5 hinweg. In Naumburg an der Saale erlagen von Juli bis September 2200 Personen; in Zerbst über 1800; in Gardelegen ebenfalls 1800; in Groß-Salze an der Elbe 700, fast die Hälfte der Einwohner; in Wurzen blieben nur 6 Häuser verschont; im Pfarrsprengel Lommatsch starben über 1600 Menschen; in Hainichen gab es am Jahresschluß nur mehr 6—7 Ehepaare; in der oberschlesischen Stadt Patschkau sollen im Jahre 1608 nur noch 22 Bürger übrig gewesen sein[2]. Im Jahre 1609 wurden besonders die Schweiz und das südliche Deutschland von der Pest betroffen. Zu Basel erlagen der Seuche in den Jahren 1609 bis 1611 nach dem genauen Berichte Felix Platters von 6408 Kranken 3968, also 61 Prozent. Gleich mörderisch wütete die Bubonenpest in Straßburg; seit Oktober 1609 nahm daselbst die Sterblichkeit um das Dreifache zu. ‚Bis Mai 1610 hält sich die Seuche auf annähernd gleicher Höhe; in den drei Monaten Juni, Juli und August mindert sie sich bedeutend, um sich vom September ab von neuem zur ersten Höhe zu erheben. Jetzt währt die Epidemie von September 1610 bis zum Mai 1611. Von da ab bis Ende 1613 treten wieder günstigere Sterblichkeitsverhältnisse ein.‘ Aber nicht bloß in Straßburg, sondern im ganzen Lande herrschte die Bubonenpest; so heißt es in der Thanner Chronik: ‚1609. Umb diese Zeit fing die leydige Pestilenz abermal an zu grassiren durch das gantze Elsaß und benachbarte Orte und währete auch noch folgendes Jahr; große Sterblichkeit in Ensisheim, Kolmar, Ruffach, Seltz, Sennheim. Zu Thann hat es zwar dann und wann ein und andern ins Grab gelegt, doch ward die Statt niemal geschloßen.‘[3]

Im Jahre 1611 ward ganz Deutschland, besonders aber wieder die Schweiz durch ansteckende Krankheiten verheert. In Zürich nahm das ‚große Sterbent‘ schon eine solche Ausdehnung an, daß täglich 40—60 und mehr Leichen beerdigt wurden. Am 5. September starben 116, und am 16. wurden sogar 132 Leichen beerdigt; drei neue Friedhöfe wurden Bedürfnis. In gleicher Weise wütete die Pest in der Landschaft, und in manchen Dörfern

[1] Siehe Aufzeichnungen des Braunauer Schullehrers M. Breßler in der Zeitschr. für Gesch. Schlesiens X 180.

[2] Lammert 14—19. [3] Krieger 111—112.

starb die Hälfte der Bevölkerung. Der Verlust in Stadt und Land wurde auf 51 200 Personen geschätzt. In Kerenzen am Wallenstädter See trug der Pfarrer, nachdem die ganze Gemeinde ausgestorben war, sich selbst als den Letzten in das Totenbuch ein. Im Thurgau fielen der Seuche mehr als die Hälfte der Volkszahl in acht Monaten 33 584 Menschen zum Opfer. Bis in die entlegensten Alpentäler drang die Seuche vor, selbst Tiere und Vögel fielen tot zur Erde. Der ‚schwarze Tod‘, wie das Volk sich ausdrückte, kam auch nach Konstanz, wo vom Juli bis November 1500 Menschen starben. Auch Württemberg, Franken und Tirol wurden damals auf das schwerste betroffen: nach den Sterberegistern der fränkischen Städte wurden in den befallenen Orten 20 Prozent der Bewohner ein Opfer der Seuche. In gleicher Weise ward Norddeutschland heimgesucht; die Bevölkerung verfiel hier vielfach in Verzweiflung. Zu Oberbösa, unweit Frankfurt an der Oder, wo die Seuche 188 Opfer forderte, erhängte sich ein Einwohner: er hatte innerhalb 24 Tagen sein Weib und seine acht Kinder verloren. Als in den sächsischen Dörfern Plotha, Prittitz und Plenschitz (bei Weißenfels an der Saale) im Jahre 1612 auf die Pest die ‚Hauptkrankheit‘ folgte, wurden die Leute ganz verwirrt und legten in unbewachten Augenblicken Hand an sich selbst [1]. Wie weit die Angst der Bevölkerung ging, zeigte sich unter anderem auch, als im Jahre 1613 die Pest in dem nach Frauenstein eingepfarrten Dorfe Kleinbobritzsch auftrat; da der Frauensteiner Diakonus Kaspar Hoffmann pflichtgemäß die Kranken des Dorfes besuchte, ließen ihn die Frauensteiner nicht mehr in die Stadt, so daß er im freien Felde seine Wohnung aufschlagen und daselbst amtieren mußte [2].

Ein so hoher Grad von Todesfurcht war bei der protestantischen Bevölkerung nichts Ungewöhnliches.

Luther wußte sich die wiederholt beobachtete Tatsache, ‚daß bei den epidemischen Krankheiten die gesamte Bevölkerung sich mit einer in der früheren, katholischen Zeit unerhörten Zaghaftigkeit benahm, und daß Kranke von ihren nächsten Verwandten feige verlassen und preisgegeben wurden, nicht zu erklären. Das eigentümliche Phänomen war ihm um so unwillkommener, als es, wie er selbst sehr stark fühlte, ein besonders ungünstiges Licht auf den durch seine Lehre gebildeten Seelenzustand des Volkes warf. Er und andere konnten nicht begreifen, wie es zugehe, daß die neue Lehre, die doch weit

---

[1] Lammert 26 ff 35. In den folgenden Jahren trat die Pest mehr vereinzelt auf, oft aber mit großer Heftigkeit. So wurde im Jahre 1616 Iserlohn durch eine Seuche bis auf sieben Junggesellen gänzlich entvölkert. In der Naumburger Gegend raffte im Jahre 1617 die Ruhr 1505 Personen hinweg; in dem Dorfe Grochlitz blieben nur elf Menschen übrig. Ebd. 46 47.

[2] Ebd. 42.

tröstlicher und beruhigender für die Gewissen als die der alten Kirche sei, die Lehre, die es dem Menschen so leicht mache, in festem Vertrauen auf die zugerechnete Gerechtigkeit Christi zum unmittelbaren und unfehlbaren Eingang in die Seligkeit hinüberzuschlummern, eine der erwarteten ganz entgegengesetzte Wirkung erzeuge. Schon im Jahre 1527 äußerte Luther seine Verwunderung darüber, als in Wittenberg eine epidemische Krankheit ausgebrochen war, und nahm, wie er in derartigen Fällen überhaupt zu tun pflegte, zu der ihm am nächsten liegenden Lösung des Rätsels seine Zuflucht, daß es nämlich der Satan sei, der die Herzen der Menschen so mit Furcht und Zagen vor dem Tod erfülle, um die ihm besonders verhaßte Universität Wittenberg dadurch zu zerstören' [1].

Der ‚Satan' spielt gleichfalls eine große Rolle in dem Gutachten, welches Luther im Jahre 1527 über die Frage, ‚ob man vor dem Sterben fliehen solle', herausgab. ‚Wiewohl ich achte', heißt es in diesem, merkwürdige Einblicke in die Wittenberger Zustände gewährenden Aktenstücke, ‚daß alle Pestilenz durch die bösen Geister werden unter die Leute gebracht, gleichwie auch andere Plagen, daß sie die Luft vergiften oder sonst mit einem bösen Odem anblasen und damit die tödliche Gift in das Fleisch schießen, so ist doch gleichwohl Gottes Verhängnis und seine Strafe, der wir uns mit Geduld ergeben sollen, und unserem Nächsten zu Dienst, also unser Leben in die Fahr setzen.

‚Wenn man sich also in einer Stadt hielte, daß man keck im Glauben wäre, wo es des Nächsten Not fordert, und wiederum fürsichtig, wo es nicht not wäre, und hülfe ein jeglicher also der Gift wehren, womit man könnte, so sollt freilich ein gnädiges Sterben in solcher Stadt sein. Aber wenn's also zugeht, als ein Teil allzu verzagt ist und fleucht von seinem Nächsten in der Not, das ander Teil all zu dummkühne, und nicht hilft wehren, sondern mehren, da hat der Teufel gut machen, und muß wohl das Sterben groß werden. Denn auf beiden Seiten Gott und Mensch höchlich beleidigt wird, hie mit Versuchen, dort mit Verzagen; so jagt den der Teufel, wer da fleucht,

---

[1] Döllinger I 345. Bereits im Jahre 1527 wurde katholischerseits die ungewöhnliche Todesfurcht der Lutheraner polemisch verwertet. Am 15. September 1527 schrieb Urban Balduyn aus Wittenberg an Stephan Roth in Zwickau: ‚Vergangene Woche, wenn ich glaublich berichtet, sei ein Predigermönch zu Leipzig aufgetreten, habe die Wittenberger mit ihrer verführerischen Lehre hervorgezogen und gesagt: Da sehet ihr wohl, wie beständig sie bei ihrer Lehre bleiben und bestehen.... Im Anfang der Christenheit waren die Leute froh, wann sie starben, und liefen darzu, denn die Lehre war recht. Wenn nun ihre Lehre recht wäre, würden sie auch wohl stehen; und fast die vornehmsten, die solche Lehre von sich geben, sind zuerst geflohen.... Dies alles müssen die Wittenberger von dem Teufel leiden.' Vgl. G. Buchwald, Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit, Leipzig 1893, 6 f. Vgl. auch Wizels Urteil im vorliegenden Werke VIII 338.

und behält gleichwohl den, der da bleibt, daß ihm also niemand entläuft. Über das sind etliche noch ärger; welche, so die Pestilenz heimlich haben, unter die Leute ausgehen, und haben solchen Glauben, wo sie ander Leut könnten damit beschmeißen und vergiften, so würden sie derselbigen los und gesund: gehen also in solchem Namen, beide, auf Gassen und in Häuser, daß sie die Pestilenz wollen andern oder ihren Kindern und Gesinde an den Hals hängen und sich damit erretten. Und will wohl glauben, daß der Teufel solches tu und helfe also das Rädlein treiben, daß es also gehe und geschehe. Auch laß ich mir sagen, daß etliche so verzweifelt boshaftig sind, daß sie mit der Pestilenz alleine darum unter die Leute oder in die Häuser laufen, daß ihnen leid ist, daß die Pestilenz nicht auch da ist, und wollen sie dahin bringen, gerade als wäre diese Sache ein solcher Scherz, als wenn man jemands zur Schalkheit Läuse in Pelz oder Fliegen in die Stuben setzet. Ich weiß nicht, ob ich's glauben soll; ist's wahr, so weiß ich nicht, ob wir Deutschen Menschen oder selbst Teufel sind; und zwar, man findet über alle Maße grobe böse Leute, so ist der Teufel auch nicht faul. Aber mein Rat wäre, wo man solche funde, daß sie der Richter beim Kopf nähme und überantwortet sie Meister Hansen, als die rechten mutwilligen Mörder und Bösewichter. Was sind solche Leute anders, denn rechte Meuchelmörder in der Stadt? Gleichwie die Meuchelmörder stoßen hie und dort ein Messer durch einen, und muß dennoch niemand getan haben: also schmeißen diese auch hie ein Kind, da ein Weib, und muß auch niemand getan haben; und gehen dennoch lachend dahin, als hätten sie es wohl ausgericht. Mit dieser Weise wäre es besser bei wilden Tieren zu wohnen, denn bei solchen Mördern. Diesen Mördern weiß ich nicht zu predigen. Sie achtens nicht; ich befehls der Oberkeit, daß die zusehe und mit Hilf und Rat, nicht nicht der Ärzte, sondern Meister Hansen dazu tue.

‚Denn also ist unser Pestilenz hie zu Wittenberg alleine aus Geschmeiße hergekommen; die Luft ist gottlob noch frisch und rein; aber aus lauter Dummkühnheit und Versäumunge hat sie etliche und der wenige vergift; wiewohl der Teufel sein Freudenspiel hat mit dem Schrecken und Fliehen, so er unter uns treibt. Gott woll ihm wehren. Amen.‘ [1]

---

[1] Sämtl. Werke XXII 327—336. Bemerkenswert ist auch, was Luther hier (S. 340) über die Zustände auf dem Wittenberger Kirchhofe sagt: ‚Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zween oder drei Markt ist er, daß nicht gemeiner oder unstiller Ort ist in der ganzen Stadt, denn eben der Kirchhof, da man täglich, ja Tag und Nacht über läuft, beide, Menschen und Viehe, und ein jeglicher aus seinem Hause eine Tür und Gassen drauf hat, und allerlei drauf geschieht, vielleicht auch solche Stück, die nicht zu sagen sind. Dadurch wird denn die Andacht und Ehre gegen die Begräbnis ganz und gar zunichte, und hält jedermann nicht mehr

Luther hatte im Jahre 1527 mit Bugenhagen mutig in Wittenberg während der Seuche ausgeharrt; aber dies Beispiel fand keine Nachahmung. Als im Jahre 1538 sich Gerüchte vom Ausbruch der Pest in Wittenberg verbreiteten, wiederholten sich die früheren Erscheinungen. Am 21. Oktober trat Luther auf der Kanzel öffentlich gegen das so auffällige Zittern und Beben vor der Gefahr auf und schalt diejenigen heftig, die sich so fürchteten, wenn ‚man ein Geschrei und Gerüchte machte von der Pestilenz'. ‚Man sollte', sagte er, ‚getrost sein im Herrn und ihm vertrauen, und ein jeglicher in seinem Beruf wandeln und bleiben, und da der Nächste der Hilfe und seiner Förderung bedürfe, daß er ihn nicht verlassen sollt. Wir sollten uns für dem Tode nicht so sehr fürchten, weil wir das Wort des Lebens und den Herrn desselbigen hätten ergriffen, der uns zu gut den Tod überwunden hat.' [1]

Auch sonst konnte sich Luther nicht genug darüber wundern, daß man sich so sehr fürchtete ‚in solchem Lichte des Evangelii, da man sich zuvor im Papsttum nicht so sehr gefurcht' hätte. Aber er wußte bald eine neue Erklärung des seltsamen Phänomens zu finden. ‚Das ist die Ursach', sagte er, ‚daß wir uns im Papsttum verließen auf das Verdienst der Mönche und anderer. Itzund muß ein jeder auf sich selbst sehen, wie er gläubt, und also dahin fahren.' [2]

Daß all seine Ermahnungen wie sein eigenes Beispiel gegenüber der Todesfurcht seiner Anhänger sich wenig wirksam erwiesen, sollte Luther gleich im folgenden Jahre von neuem erfahren. Vergebens mahnte er auf der Kanzel zum Ausharren und zur treuen Pflege der Kranken [3]. ‚Es flieht', mußte er an Wenzeslaus Link berichten, ‚einer vor dem andern, und man kann weder einen Aderlässer noch einen Diener mehr finden. Ich halt, der Teufel hat die Leute besessen mit der rechten Pestilenz, daß sie so schändlich erschrecken, daß der Bruder den Bruder, und der Sohn die Eltern verläßt, und dies ist ohne Zweifel der Lohn für die Verachtung des Evangeliums und den wütenden Geiz.' [4]

Während hier die Seuche als eine Strafe Gottes bezeichnet wird, muß in einem kurz nachher geschriebenen Briefe wieder der Teufel zur Erklärung der Luther so unangenehmen Erscheinung herhalten: ‚Auch hier hat sich große Unbarmherzigkeit der Verwandten gegen ihre Angehörigen gezeigt, so daß mir dies außerordentlichen Kummer verursachte, und mich beinahe mehr versucht

---

davon, denn als wenn jemand über einen Schindenleich liefe, daß der Türke nicht so unehrlich könnte den Ort halten, als wir ihn halten; und sollten doch daselbst eitel Andacht schöpfen, den Tod und Auferstehung bedenken, und der Heiligen, so da liegen, schonen.'

[1] Sämtl. Werke LXI 419. [2] Ebd. 411—412.

[3] Ebd. LXIV 313. [4] Döllinger I 346.

hätte, als gut gewesen wäre. Es ist dies eine ganz neue und wunderbare Pest dieser Zeit, wo der Satan, während er nur wenige mit der Krankheit heimsucht, alle durch einen unglaublichen Schrecken wie zu Boden schlägt und in die Flucht treibt; wahrlich, es ist dies etwas Ungeheueres und eine völlig neue Erscheinung unter dem so mächtig und hell scheinenden Evangelium.‘ [1]

Eine andere Erklärung ‚des Rätsels, das ihn quälte‘, versuchte Luther, als ihm Amsdorf berichtete, daß auch in dem eifrig neugläubigen Magdeburg dasselbe kleinmütige Zagen der Menschen sich zeige. ‚Ich wundere mich‘, schrieb er, ‚daß, je reichlicher die Predigt des Lebens in Christo ist, desto größer die Furcht vor dem Tode im Volke ist, entweder weil sie, solange sie unter dem Papste waren, aus einer falschen Hoffnung des Lebens den Tod weniger fürchteten, während sie jetzt, da die wahre Lebenshoffnung verkündet wird, fühlen, wie schwach die Natur sei, dem Überwinder des Todes zu glauben, oder weil Gott uns durch Schwäche versucht, und dem Satan gestattet, in dieser Furcht mehr zu wagen und uns stärker anzugreifen. Denn solange wir im Glauben des Papstes lebten, waren wir wie berauscht und schlaftrunken oder wie Wahnsinnige; wir hielten den wahren Tod für Leben, denn wir wußten nicht, was der Tod und der Zorn Gottes sei. Nun, da die Wahrheit scheint, erkennen wir den Zorn Gottes deutlicher, und die von Schlaf und Raserei erwachte Natur fühlt, daß ihre Kräfte gar nichts sind, den Tod zu ertragen. Daher kommt es, daß sie jetzo mehr als vorher zagen. Gleichwie wir, als wir noch im Papsttume waren, die Sünde nicht allein nicht fühlten, sondern in aller Sicherheit glaubten, es sei Friede; jetzo aber, da durch Erkenntnis der Sünde die Sicherheit weggenommen ist, fürchten wir uns mehr, als wir sollen. Damals gingen wir zur Rechten und ganz sicher, wo wir furchtsam sein sollten; jetzt aber zur Linken allzu furchtsam, wo wir doch sicher sein sollten. Ich tröste mich derhalben in diesem Falle damit, daß Christus seine Kraft in der Schwachheit vollenden will. Denn da wir stark, gerecht und weise waren im Papsttum, ward Christi Kraft nicht allein nicht vollendet, sondern lag völlig ausgelöscht und ward nicht erkannt.‘ [2]

Entrüstet über die Zaghaftigkeit seiner Anhänger, tat Luther im Jahre 1539 in einer Predigt die seltsame Äußerung: ‚Ja, ich bitte wohl etwan, daß Gott mit der Pestilenz komme und strafe und fege die Gassen.‘ Ein anderes Mal sagte er: ‚Das Fieber ist in Deutschland eine Arznei, denn die Deutschen fräßen und söffen sich zu Tode, wenn das Fieber nicht wäre. Dasselbige machet sie mäßiger.‘ [3]

---

[1] Döllinger I 346. [2] Ebd. 347.
[3] Sämtl. Werke LXIV 313; LXI 412.

Als Erklärungsursache der Krankheiten greift Luther wiederholt auf den Teufel zurück. ‚Ach, der Teufel ist so mächtig und gewaltig, daß alle Krankheiten, Gebrechen und Plagen von ihm kommen.‘[1] ‚Gott schickt keine Krankheit in die Welt, denn durch den Teufel; denn alle Traurigkeit oder Krankheit kömmt vom Teufel, nicht von Gott. Gott aber verhänget und läßt's geschehen, daß er uns schadet und straft, wenn wir ihn verachten.‘ Was zum Tode gehöret, das ist des Teufels Handwerk, Kunststück und Getriebe; wiederum was zum Leben gehört, das ist Gottes Gnade und Wahrheit und Wohltat, die läßt keine Traurigkeit zu. Der Teufel muß unseres Herren Gottes Henker sein. Zur Zeit der Pestilenz bläst der Teufel in ein Haus; was er ergreift, das nimmt er hinweg.‘[2]

Feige Furcht vor dem Tode und unbarmherziges Verlassen der Erkrankten zeigte sich nicht allein in Luthers nächster Nähe, sondern vielfach auch sonst, wo die neue, angeblich so tröstliche Lehre Wurzel gefaßt hatte. Gab wenigstens Luther persönlich ein gutes Beispiel, indem er die Flucht vor der Pest verschmähte und mutig die Kinder eines an der Seuche Gestorbenen zu sich ins Haus nahm, so läßt sich dies von der Mehrzahl seiner Amtsbrüder keineswegs behaupten. Die Pestzeiten boten der protestantischen Geistlichkeit die beste Gelegenheit, ‚mit ihren katholischen Amtsvorgängern in wahrhaft evangelischer Liebe zu wetteifern und damit zugleich das schwer geprüfte Volk dauernd an sich zu fesseln. Allein das gerade Gegenteil trat ein.‘[3]

‚Ist es nicht die höchste Schmach‘, schreibt Georg Wizel, ‚daß die, welche vorher als Anhänger des Antichrist (um in ihrer Weise zu reden) die Pest gar nicht oder jedenfalls nur sehr wenig fürchteten, jetzt als Christen eine so entsetzliche Furcht davor an den Tag legen? Fast niemand besucht mehr die Kranken, niemand wagt mehr den von der Pest Befallenen beizustehen. Niemand will sie auch nur von der Ferne ansehen, und alle Menschen sind von seltsamem Schrecken ergriffen. Wo ist jener alles vermögende Glaube, der jetzt so oft gepriesen wird, wo die Liebe des Nächsten? Sage mir doch in Christi Namen, ob jemals weniger Vertrauen, weniger Liebe unter den Christen gewesen ist.‘ Anläßlich einer im Jahre 1533 in Nürnberg ausgebrochenen ansteckenden Krankheit machte Osiander die Bemerkung: ‚Viel Leute entsetzen sich dermaßen ungeschickterweise darob, daß man allerlei un-

[1] Sämtl. Werke LXI 404; vgl. 414: ‚Die Ärzte betrachten in den Krankheiten nur die causas naturales, aus was natürlich Ursachen und woher eine Krankheit komme, und wollen derselbigen mit ihrer Arznei helfen, und tun recht dran; aber sie sehen nicht, daß der Teufel oft einem eine Krankheit an Hals wirft, da man keine causa naturalis hat.‘ Vgl. dazu die Äußerung des Leipziger Professors Dresser bei Döllinger II 417—418.

[2] Sämtl. Werke LXI 406. [3] Kampschulte, Calvin 484.



gewöhnliche Wort und Werke von ihnen hört und sieht, die doch einem Christen nicht wohl anstehen, dazu allerlei Werke der Liebe, die ein Christ dem andern nicht weniger denn Christo selbst zu beweisen schuldig ist, gefährlicherweise unterlassen werden, dadurch dann allerlei Ärgernis den Schwachen und Nachrede dem heiligen Evangelium entspringt.' [1] Luther selbst, der über die Unbarmherzigkeit seiner Anhänger so entrüstet war, empfahl seinen Amtsbrüdern im Jahre 1539 die Abschaffung der Krankenkommunion. Als vornehmsten Grund bezeichnet er in seinen vertraulichen Briefen, daß die ‚Krankenkommunion eine unerträgliche und unmögliche Last werde, zumal in der Pestzeit' [2].

In einer zuerst 1578 herausgegebenen Schrift stellt Michael Eychler, Pfarrer von Wallenrod in Hessen, seinen Amtsbrüdern ein sehr schlimmes Zeugnis über ihr Verhalten in Pestzeiten aus. Es gebe wohl, bemerkt er, ‚etliche wenige fromme Diener Christi, die ihr Amt redlich und christlich verwesen', die ‚meisten' aber seien ‚treulos' und kümmerten sich nicht um ihre Pflichten. Dagegen ‚wenn es mit Fressen, Saufen, Geizen, Wuchern, Wollust pflegen, Hoffart treiben usw. ausgerichtet wäre, da wären fast alle Ecken voll Gesellen, die solches könnten'. Glaube und Liebe seien erloschen. ‚Daraus erfolgt nun auch dies, daß nicht von unsern Widersachern, sondern von uns, von uns sage ich, die wir uns Gottes und seines Wortes rühmen, pflegt gefragt zu werden: ob ein Pfarrherr schuldig sei, die heimzusuchen, so an der Pestilenz krank liegen, zumal dieweil es gar — wie wir es der Vernunft nach ansehen — gefährlich und über alles Maß mißlich ist. Dieweil es denn von den Unsern, die sich der reinen Lehre der Augsburgischen Konfession und der evangelischen Wahrheit rühmen, eine harte Verstockung und große Blindheit ist, eine solche Frage zu tun', so habe er sich vorgenommen, darüber kurz zu schreiben. Zunächst erörtert Eychler die Gründe, welche den Pfarrern den Krankenbesuch zur Pflicht machen, und widerlegt die Argumente, ‚womit etliche erstreiten wollen, sie seien nicht schuldig, die Kranken in pestilenzischer Zeit zu besuchen. Einige dieser Argumente sind von Interesse. ‚Das vierte Argument, womit man sich beschönet und decket, ist, daß man vorwendet, man dürfte Weibs und Kinds halber nicht zum Kranken gehen (wegen der Ansteckungsgefahr). Das fünfte Argument ist, daß etliche vorwenden, es sei ihnen von der Oberkeit verboten, daß sie nicht zu den Kranken gehen dürfen' — wegen der Ansteckungsgefahr. Eychler betont, daß die Geistlichen sich an ein solch ‚gottloses Gebot' nicht halten sollten. ‚Es ist aber', fährt er fort, ‚nicht genugsam zu verwundern, daß sich etliche Pfarrherren mit solchem faulen, un-

[1] Döllinger I 65; II 84 A. 6.

[2] De Wette V 227—228; vgl. Evers, Katholisch oder protestantisch?[3] Hildesheim 1881, 408—409.

göttlichen Gebot dermaßen zwingen und binden, zu Menschenkindern wider Gottes Wort machen lassen, daß sie ihre armen Pfarrkinder in ihrer gefährlichen Krankheit unbesucht und gar trostlos lassen. Und was mit schmerzlichen Tränen zu beweinen steht, daß etliche aus ihren ordentlichen Pfarrhäusern weichen und anderswo hinziehen, oder sich wohl gar aus der Stadt, dem Dorfe oder dem Flecken machen aus dieser Ursache, daß sie die Physica mehr als die Biblica bei ihnen gelten lassen. Denn die Physica spricht: Mach dich bald davon und komme langsam wieder, das ist gut für die Pestilenz; dagegen sagt die Biblia: Ein guter Hirt läßt sein Leben für die Schafe, ein Mietling aber flieht.' Dies Fliehen der Prediger mache alle zaghaft. ‚Daraus folget dann, daß die Eltern die Kinder, die Kinder die Eltern, ein Ehegenoß das andere und ein Geschwister das andere verlassen, wie ich dessen viel Exempel anzuführen wüßte, wenn solches nicht männiglich bereits allzu viel bekannt wäre.' Die Leute machen sich eben ‚eine solche Rechnung': ‚Dürfe ihr Pfarrherr sein Vorteil sorgen, so wollen sie auch des ihren nicht vergessen.' Gott, betont Eychler, werde solche pflichtvergessene Pfarrer, ‚die das Hasenpanier aufwerfen', strenge strafen. In dem Vorworte, welches der Pfarrer und Superintendent von Nidda, Johannes Pistorius der Ältere, der Vater des bekannten Konvertiten, 1577 zu der Schrift Eychlers schrieb, wird gleichfalls bezeugt, daß die Protestanten ihre Pestkranken in der größten Verzweiflung ‚ohne alle Wartung, ohne Hilfe und Trost' hinsterben ließen.

Aus ‚gottloser, ungeschickter Furcht entsetze man sich ob der Pestilenz so hoch, daß auch die Kinder ihrer Eltern, ein Ehegenoß des andern sich entäußert, so daß man auch die schwangern, gebärenden Frauen in ihren Nöten verlasse [1].

Solche Klagen über die Vernachlässigung der Pestkranken lassen sich aus den verschiedensten protestantischen Territorien beibringen. Bernhard Werner, Prediger zu Schwäbisch-Hall, beklagt im Jahre 1556 im Anschlusse an Andreas Osiander mit bittern Worten die Todesfurcht der Neugläubigen bei Pestzeiten. Er komme vor, daß ‚die Leute von ihren Nächsten laufen und sie liegen lassen wie die Hunde und Katzen'. Johann Rhodius, Pfarrer zu Bischleben bei Erfurt, tadelt besonders die übermäßige Furcht bei den Laien; er bezeugt, daß in Thüringen zahlreiche protestantische Pfarrer ihre Pflicht bei den Kranken erfüllten und ‚ihr Leben bei ihren Schäflein gelassen haben'. Jedoch gab es auch in Thüringen Pfarrer, welche aus Furcht vor Ansteckung den Pestkranken das Abendmahl von der Straße aus durch das geöffnete Fenster reichten. Warum denn nicht den Mut haben, das Kranken-

[1] Vgl. Paulus, Die Vernachlässigung der Pestkranken im 16. Jahrhundert, im ‚Katholik' 1895, II 280—283.

zimmer zu betreten? Ja, heißt es bei Rhodius, ja, sprechen etliche Pastores, es ist große Gefahr dabei; Weib und Kinder wollen's nicht haben [1].

Den Mangel an Nächstenliebe den armen Kranken gegenüber rügt auch der protestantische Professor Tabernämontanus mit scharfen Worten. ‚Seit die Welt gestanden‘, schreibt derselbe, ‚ist kein größerer Luxus und Überfluß gewesen als eben jetzt und bei diesen letzten Hefen der Welt, da kein Kosten, denselben täglich zu häufen und zu mehren, gesparet wird; wenn man aber Kirchen, Schulen und Spitälern helfen soll, dieselbigen zu erhalten, oder sonst den armen Knaben zu Hilf kommen und ihnen die Lieb nach dem Befehl Christi beweisen soll, da ist's alles zu viel und ist ein großer Kost, gehet viel auf und ist ein Jammerklagens, welches Gott der Herr nicht ungestraft wird lassen hingehen, darfst dich derwegen nit darauf verlassen, daß du dich evangelisch sein rühmest, und glaubest und verhoffst durch deinen Glauben selig zu werden, denn das kann dich nicht helfen, sintemal du die Frücht des Glaubens nicht hast.‘ [2]

‚Die Frücht des Glaubens‘ waren vielfach gerade in Pestzeiten sehr eigentümlicher Art.

Als nach Neujahr 1576 die Pest in Berlin ausbrach, floh der Hof nach Küstrin, dann nach Karzig. In Berlin zeigte sich dieselbe Unbarmherzigkeit gegen die armen Kranken wie in vielen andern protestantischen Städten: ‚Ein jeder sorgte für sich selbst, und um andere bekümmerte sich niemand.‘ Was während dieser Schreckenszeit die Berliner Prädikanten trieben, erfährt man aus einem Briefe des Daniel April vom 13. Oktober 1576:

‚Wunder habe ich gehört, wie sich unsere Pfaffen schlagen, schelten und zanken, daß es Sünde und Schande ist. In St Nikolauskirche haben sie sich mit den Leuchtern wollen schlagen. Die zu St Marien haben sich auf dem Neuen Markt einander mit Steinen geworfen, daß man sie mit großer Mühe hat voneinander bringen müssen, und ist dieses alles um das leidige Geld zu tun — das sind ihre guten Exempel in diesen gefährlichen Zeilen. Ich gedenke, daß ihnen unser Herr Gott wird nicht so viel lassen zu gute werden, daß sie die Pestilenz erwische, sondern der Teufel wird sie noch wohl gar hinweg holen.‘ [3]

An manchen Orten waren für die armen Kranken weder Ärzte noch Wärter zu finden. In zahlreichen Städten suchte man sich durch Anstellung von Pestärzten zu helfen, wie man auch besondere Pestprediger aufstellte. Bei der allgemeinen Todesfurcht war es meistens sehr schwer, geeignete Leute zu solchen Stellen zu finden. In Wimpfen am Neckar mußten während der Pest-

---

[1] Siehe Paulus a. a. O. 286. [2] Tabernämontanus I 712.

[3] Moehsen, Beiträge 124 A.; vgl. 149.



epidemie vom Jahre 1606 die Wärter mit Gewalt zum Krankendienste gezwungen werden. Als in demselben Jahre zu Punitz im Posenschen nach lang anhaltendem Regen eine heftige Seuche ausbrach, ergriff der reformierte Prediger die Flucht. Die Stadt Weimar konnte während der Pestepidemie vom Jahre 1607 weder einen Pestarzt noch einen Prediger gewinnen; die Bestattung der Toten, mit der sich einige alte Weiber befaßten, ward hier so hastig vorgenommen, daß die Leichen aus den Särgen fielen, was den Schrecken der Leute noch vermehrte. Aus Braunschweig wird anläßlich der Seuche vom Jahre 1609 berichtet: ‚Manche unbarmherzigen Leute stießen ihre infizierten Diener und Schüler aus den Häusern und gaben sie dem Elend preis.‘ [1] In Wittenberg trat im Jahre 1616 nach einer ungewöhnlichen Hitze eine fieberartige Seuche so heftig auf, daß in jedem Hause Kranke lagen; zur Pflege war niemand da [2].

Im Jahre 1572 mußte man in Kursachsen ernstliche Verordnungen gegen die Krankenwärter und die Totengräber erlassen, welche die Pestkranken zu töten und zu berauben pflegten: ihre Strafe war das Rad [3]. Im Jahre 1580 sprach der Kurfürst August von ‚ganz erschrecklichen Fällen‘, daß die Pestkranken von ihren eigenen Angehörigen hilflos gelassen worden; sie hätten ‚übereinander verderben und trostlos sterben müssen‘. ‚Die Körper liegen etliche Tage unbegraben in den Häusern‘: der eine sei in der Stube, ein anderer vor der Türe, ein dritter im Garten gefunden worden [4]. Alle christliche Liebe sei erkaltet, klagte der Prediger Johann Schuwardt im Jahre 1586 nach dem Tode des Kurfürsten, mit den Elenden und Notdürftigen habe niemand mehr Erbarmen. ‚Gottes Dräuen und Strafe macht niemand furchtsam noch zitternd, die Leute haben eiserne Stirnen und steinerne Herzen.‘

Sehr eigentümliche Anschauungen waren in weiten Kreisen über die Verpflichtungen des Arztes in Pestzeiten verbreitet. Es herrschte nämlich die Ansicht, ‚daß die Hilfe der gelehrten Doktoren eigentlich nur von den angesehenen Bürgern könne begehrt werden, und daß es somit bedenklich sei, wenn diese in Pestzeiten sich in Gefahr begeben, vom niedern Volke, welches das größte Kontingent für die Pest lieferte, angesteckt zu werden, womit dann ihre Hilfeleistung bei den Honoratioren hinfällig würde‘. Aus zahlreichen Orten liegen Zeugnisse vor, nach welchen es ‚den ordentlichen Ärzten

---

[1] Lammert 10 13 16 23. Über die wenig rühmliche Rolle der meisten Ärzte s. auch Gernet, Medizinalgesch. Hamburgs 164.

[2] ‚Deutsche Klinik‘ 1868 Nr 20. Über die Herzlosigkeit des Pfälzer Kurfürsten Friedrich IV., der sich während der Pest von 1596 nicht ein einziges Mal über das Unglück seiner Untertanen Bericht erstatten ließ, s. das vorliegende Werk V 138.

[3] Richard, Licht und Schatten 320. Vgl. das vorliegende Werk VIII 337.

[4] Richter, Kirchenordnungen II 192 444—445.

und auch den Barbieren verboten war, Pestkranke zu besuchen'. In der auf Veranlassung des Hamburger Rates verfaßten und im Jahre 1597 gedruckten ‚Pestordnung' des Physikus Johann Böckel heißt es: weil ‚diese Krankheit bekannt ist, und der medicus so wohl von Haus aus, als wenn er sich wegen einer geringen Person in ein klein enges vergifftes Haus begeben und in Gefahr Leibes und Lebens stellen muß, raten und dienen und eben das schaffen kann, was er sonst gegenwärtig tun sollte oder könnte', so sei derselbe ‚mit solcher Visitierung und persönlichen Besuchung billig zu verschonen'; ‚wenn aber die Herren oder fürnehme Bürger den ordinarium oder andere medicos, zu denen sie ihr Vertrauen nehest Gott setzen, begeren, so der ordinarius so wenig als die andern medici gegen gebührliche Verehrung ihnen solchs verweigern oder abschlagen solle'.

Um aber für das übrige Volk doch etwas zu tun, schlägt Böckel vor, daß ‚ein oder mehre medici, Landläufers oder Balbierer, so nocht im Ampt gehalten werden, anzustellen seien, die Kranken zu visitieren und zu kurieren, und daß sie, wenn ihnen in der Krankheit etwas aufstieße, was sie nicht verstünden, den medicum ordinarium zu konsultieren hätten'.

Wie die Ärzte, so hielt man damals vielfach auch die Prediger nicht für verpflichtet, ‚zu jedermann in allen Häusern, Kellern und Winkeln' zu kommen, wohl aber, ‚wenn die Herren und fürnehmen Bürger ihrer begehrten' [1].

Wiederholt findet sich auch die Nachricht, daß hie und da protestantische Kranke den Arzt gänzlich zurückwiesen mit den Worten: ‚Mein Gott ist es, der mir wohl helfen und mich ohne Arznei gesund machen kann.' [2] Ist bei einem Kranken aus Überreiz der Nerven eine solche Äußerung noch allenfalls begreiflich, so gilt eine derartige Entschuldigung wohl nicht bei dem protestantischen Gelehrten Benedikt Marti. Dieser gerade in den Naturwissenschaften bewanderte Mann schreibt in seinen im Jahre 1573 zu Bern erschienenen ‚Theologischen Problemen': ‚An und für sich ist alles Medizinieren zu verurteilen, denn die Krankheiten sind Strafen für begangene Sünden. Da ist es sündlich, Medizin zu gebrauchen, denn das tun hauptsächlich nur fressende und schlemmende Mönche, wenn sie die Nachwehen ihrer Gelage spüren.' [3]

Das protestantische Volk teilte nicht durchweg diese Ansicht von den ‚fressenden und schlemmenden Mönchen'. Es wußte an manchen Orten noch

---

[1] Gernet 161—162.

[2] Peinlich I 391. Der protestantische Prediger Werner Leonhart berichtet in seiner Schrift: Der geistlich Bysemknopf wider die ... straff der Pestilenz, Nürnberg 1573, T 5 a: ‚Etliche verachten Arznei zu nehmen ... und sagen, es sei Gottes Strafe, wolle er sie behüten, so wird er's wohl tun können ohne alle Arznei.'

[3] Graf I 27.

sehr gut, was die von den Prädikanten geschmähten, von der Obrigkeit aufgehobenen oder auf den Aussterbeetat gesetzten Klöster stets und vor allem in den Zeiten von Pest und Hunger für die Linderung des menschlichen Elendes geleistet hatten. So wird aus Berlin berichtet, daß die dortigen Franziskanermönche, deren letzter erst im Jahre 1573 starb, nach wie vor bei dem Volke als Ärzte beliebt waren und bei Reichen und Armen mit ihren Arzneien sehr wohltätig wirkten [1].

Der Verfall der von kirchlicher Seite geleiteten Spitäler war von den neugläubigen Obrigkeiten als willkommener Vorwand benutzt worden, um diese Anstalten aufzuheben oder völlig zu verweltlichen. Daß hierbei die armen Kranken meist zu kurz kamen, fand keine Beachtung. ‚Durch den Eifer, mit welchem man in den protestantischen Ländern gegen viele Mißbräuche zu Felde zog, wurde häufig den bestehenden Wohltätigkeitsanstalten der größte Schaden zugefügt. Die Säkularisation der geistlichen Güter war so gründlich, daß für wohltätige Zwecke wenig übrig blieb.‘ [2] Wie es in manchen protestantischen Spitälern aussah, dafür nur einige Beispiele. Während der Epidemie im Jahre 1585 hatte man in Nürnberg ein besonderes Lazarett errichtet, mit dessen Aufsicht ein hochweiser Rat einen Bader betraute. Dieser gab den heftig Fiebernden als zweckentsprechende Krankenkost Sauerkraut, Stockfisch, Linsen- und Heidelbrei. Später ward endlich ein Arzt zur Behandlung der Kranken ernannt, aber die Zustände im Lazarett besserten sich nicht. ‚Der Hoffmeister verheiratete sich ohne Erlaubnis mit einer schwangeren

[1] Beer in der ‚Deutschen Klinik‘ 1868 Nr 2.

[2] Urteil von Haeser I³ 866. Vgl. Weiß, Apologie des Christentums IV, Freiburg 1884, 692, und das vorliegende Werk VI 5 u. 261—262. In der auf Veranlassung des Hamburger Rates im Jahre 1597 verfaßten ‚Pestordnung‘ sagt der Physikus J. Böckel: als Krankenwärterinnen sollen eine Anzahl alter Weiber dienen! Gernet, Medizinalgesch. Hamburgs 161. Derselbe Schriftsteller bemerkt S. 151: ‚Die vorhandenen Spitäler reichten kaum für gewöhnlich aus, viel weniger noch in Pestzeiten; das Siechenhaus war längst zu einer reinen Pröveneranstalt, und auch der Heilige Geist, welcher 1559 neu aufgebaut wurde, war zum größeren Teile etwas ähnliches schon damals geworden. Das Ilsabenhaus, an und für sich beschränkt, war durch die Reformation aufgehoben und gleichfalls in eine Pröveneranstalt umgewandelt. Überhaupt hat es die herrschende Klasse der Bürger in so vielen Städten und auch in Hamburg zur Zeit der Reformation nicht viel anders gemacht als anderswo Fürsten und Adel: die Klöster und Stiftungen wurden eingezogen zum Nutzen einzelner Klassen. So war es auch bei uns mit den Klöstern gegangen, welche in Versorgungsanstalten für die unverheirateten Töchter der höheren Bürgerklassen umgewandelt wurden, während recht wohl mit einem Teil der großen, durch ihre Aufhebung verfügbar gewordenen Mittel sich ein Bürgerspital hätte herstellen lassen, wie das anderswo, unter anderem in Bremen, auch geschehen ist.‘ Pfalzgraf Otto Heinrich verkaufte im Jahre 1556 Spitalgüter, um die Staatsschulden zu tilgen. Verhandlungen des Vereins für Gesch. der Oberpfalz XXIV 288.

Bettel' und errichtete in seinem Zimmer eine kleine Schenkwirtschaft; die Küsterin verlieh Kleider und verkaufte den Patienten den Met, welchen sie für dieselben im Spital umsonst erhalten hatte; die Poßler soffen sich toll und voll, und viel Gesindel, welches ins Lazarett angeblich zu Besuch lief, verschleppte daraus Wein und Brot, also daß dort ‚nichts klecken wollte'. Da auch der Barbier erkrankte, so benutzten die wiedergenesenen Manns- und Weibspersonen den Mangel an Aufsicht, um zusammenzukommen und allerlei Leichtfertigkeit und Unzucht zu treiben. Der Rat mußte zuletzt mit Absetzen, Einsperren bei Wasser und Brot, Kerkerstrafe, Landesverweisung und Drohen mit dem Nachrichter einschreiten [1].

In Frankfurt am Main wurden im Jahre 1618 schwere Klagen gegen den ‚abgestandenen Rat' erhoben, daß er ‚den Pflegern im Hospital gestattet und zugeben, daß sie desselbigen Einkommen von Jahren zu Jahren geringert und also geschmälert, daß fast nichts mehr im Vorrat und unmöglich, daß es wiederum zu einem Aufnehmen gebracht werde, zu welchem Abnehmen denn auch nicht wenig geholfen, daß die Pfleger zum öfteren des Jahres sehr stattliche Banketten und Gastereien darinnen gehalten, auch wann man einen feisten Ochsen oder Schwein geschlachtet, ihnen in ihre Häuser fast jedesmals das Beste schicken müssen. Welches aber noch nicht genug gewesen, sondern man hat die Bette, so von gottesfürchtigen Leuten mit allem Zugehör in das Hospital, die arme Leut darauf zu legen, gegeben worden, ganz und gar abhändig kommen und hingegen die arme Leut, wie das unvernünftige Vieh, im Stroh auf der Erden ganz unbarmherziger und unchristlicher Weis, nachdem sie von dem Ungeziefer genugsam gepeinigt und gefressen worden, jämmerlich sterben und verderben lassen. Sie haben auch auf die sechsunddreißig Rechnungsbücher, samt dem Schuld- und Almosenbuch, daran dem Hospital merklich viel gelegen, beiseit gebracht, das übrige aber mit Ausreißung der Blätter hin und wieder gestümmelt.' [2]

Ein grauenhaftes Kulturbild ist zum Jahre 1613 aus einem protestantischen Lande überliefert. ‚In der Stadt Wolkenstein an der Zschopau ($2^1/_2$ Stunden von Annaberg) wurde damals die Einwohnerzahl durch die Pest bedeutend abgemindert. Während diese Seuche ringsum Entsetzen und Verzweiflung verbreitete, beraubte der Totengräber die aus den Gräbern genommenen Leichen ihrer Kleider, beging mit dem Diakonus Abraham Tränkner und einigen Gehilfen in den Sterbehäusern Diebstähle und trieb allerlei Unfug. Nach Entdeckung seiner Schandtaten wurde er am 15. Juli 1615 gerädert und verbrannt, während der Diakonus entfloh.' [3]

---

[1] Solger in der Vierteljahrschr. für Gesundheitspflege II 79—80.
[2] Stricker 130. [3] Lammert 42.

Die in diesem Grade früher unbekannte Todesfurcht und Herzlosigkeit gegen die von ansteckenden Krankheiten Befallenen waren vielleicht in noch höherem Grade als bei den Lutheranern bei den Calvinisten verbreitet. Typisch ist in dieser Beziehung das Benehmen Calvins und seiner Genossen in Genf.

Als im Jahre 1542 Genf von der Pest heftig heimgesucht ward, hatte der Rat die größte Mühe, einen Prediger für das Pestspital zu bekommen. Mehrere Laien boten freiwillig ihre Hilfe an; von den Geistlichen war Pierre Blanchet der einzige, der sich bereit erklärte, den Unglücklichen den geistlichen Trost zu spenden. ‚Die Pest', schrieb damals Calvin, ‚wütet entsetzlich; wenige Kranke werden errettet. Wenn Pierre Blanchet etwas widerfährt, fürchte ich, daß ich es nach ihm werde wagen müssen; denn, wie du sagst, da wir uns allen Gliedern schuldig sind, so dürfen wir uns denen nicht entziehen, die unserer Hilfe am meisten bedürfen.' Es sollte sich bald zeigen, was von diesen Worten zu halten war. Schon im Frühling des nächsten Jahres brach die Seuche von neuem aus. Am 30. April forderte der Rat das geistliche Kollegium auf, ein Mitglied zu beauftragen, ‚die armen Kranken im Pestspital aufzurichten und zu trösten'. Es gab damals außer Calvin noch sechs andere Pastoren in Genf, allein keiner besaß den Mut, mit den Pestkranken in Berührung zu treten. Im Ratsprotokoll vom 2. Mai findet sich die Erklärung einiger dieser Seelenhirten verzeichnet, ‚sie würden lieber zum Teufel oder zum Galgen gehen als ins Pestspital'. Wiederum war es allein Pierre Blanchet, welcher seine Pflicht erfüllte; der mutige Mann fand dabei am 1. Juni seinen Tod. Die Ratsherren beschlossen noch am selben Tage, die Geistlichen sollten einen aus ihrer Mitte als geistlichen Beistand ‚für die armen Kranken im Pestspital' bezeichnen; von Calvin solle dabei abgesehen werden, weil ‚man seines Rates bedürfe'; ‚um so entschiedener drangen sie in seine Amtsbrüder, aus ihrer Mitte einen geeigneten Nachfolger Blanchets zu wählen.' Neue ‚Ratlosigkeit und Bestürzung' ergriff das geistliche Kollegium. Dasselbe erklärte endlich, daß für ein solches Amt ein Mann gewonnen werden müsse, der fest und nicht furchtsam sei, und schlug als geeignete Persönlichkeit einen Fremden, einen Franzosen aus Tours, vor. Der Magistrat war damit nicht einverstanden. Da erschienen am 5. Juni sämtliche sechs Prädikanten, an der Spitze Calvin, in der Ratsversammlung, um in aller Form, offen und unumwunden das Geständnis abzulegen, ‚daß keiner von ihnen den Mut habe, in das Pesthospital zu gehen, obschon es ihr Amt erfordere, in guten wie in schlimmen Tagen Gott und seiner heiligen Kirche zu dienen'. Sie wiederholten ihren Vorschlag, jenen Fremden, der mit den nötigen Eigenschaften ausgerüstet sei, als Blanchets Nachfolger anzunehmen, ‚was den armen Pestkranken ein großer Trost sein würde'. Umsonst machte ihnen der Rat Gegenvorstellungen. Sie räumten bereitwillig und wiederholt ein, daß ihr

Amt eine andere Handlungsweise verlange, baten aber dringend, sie für entschuldigt halten zu wollen, da ihnen Gott nicht die Gabe des Mutes und der Stärke verliehen habe, um in das genannte Hospital gehen zu können. Nur einer, der Prediger de Geneston, erklärte sich endlich bereit, zu gehen, ‚wenn ihn das Los treffe‘. Der Rat, fährt das Protokoll fort, faßte den Beschluß, ‚Gott zu bitten, daß er ihnen für die Zukunft einen besseren Mut verleihen möge‘, und kündigte ihnen an, daß man in der Folge strenge und vollständige Erfüllung ihrer Amtspflichten von ihnen verlangen werde: nur für jetzt solle noch einmal Nachsicht geübt und der Vorschlag des geistlichen Kollegiums angenommen werden. Der Fremde trat sein Amt in dem Spital an, mußte aber später wegen seines sittenlosen Lebenswandels entlassen werden [1].

‚Die Gabe des Mutes und der Stärke‘, welche Calvin und seine Genossen nach eigenem Geständnis in der Zeit der Pest nicht besaßen, war in hohem Maße vorhanden bei unzähligen Dienern der alten, vielgeschmähten Kirche.

Es ist eine historische Tatsache, daß ‚in den katholischen Zeiten gerade solche Prüfungen, wie Pest und Seuchen, dazu gedient haben, das gelockerte Band zwischen Klerus und Volk durch den Geist werktätiger Liebe und aufopfernder Hingebung, welche die Kirche dann offenbarte, immer wieder von neuem zu befestigen und inniger zu knüpfen, und selbst in den Tagen seiner größten Versunkenheit hatte der katholische Klerus, wenigstens in einzelnen Mitgliedern, seinen alten Ruhm zu bewahren gewußt‘ [2]. Seitdem der neue Geist der katholischen Restauration und Reform auch in die deutsche Kirche mit seinem belebenden und erfrischenden Hauche eingedrungen, gewahrt man allenthalben herrliche Blüten in dem weiten Garten der christlichen Liebestätigkeit.

---

[1] Kampschulte, Calvin 484—487; vgl. F. Buisson, Sébastien Castellion. Sa vie et son oeuvre (1513—1563). Étude sur les origines du Protestantisme libéral français I, Paris 1892, 184—193; hier sind die Ratsprotokolle vollständiger als bei Kampschulte mitgeteilt. Durch Buisson erfährt man auch, daß sich im Jahre 1545 doch ein Genfer Pastor, de Geneston, für die Pestkranken opferte. Merkwürdig ist, wie Beza das Benehmen Calvins während der Pestzeit erzählt. In der ersten Ausgabe behauptet er, daß, während angesichts der Pestgefahr die meisten Pastoren zurückbebten, drei sich zur Hilfeleistung anboten, nämlich Calvin, Blanchet und Castellion; es wird dann weiter erzählt, wie man loste, wer zum Hospital gehen solle: ‚Calvinum invitum senatus ... sortiri prohibuerunt‘ (Opp. Calvini XXI 134). Das Ratsregister zeigt, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhielt; auch war Castellion gar nicht Pastor. In einer späteren Auflage von 1576 erscheint Calvin bereit, sich freudig zu opfern, er will absolut in das Pestspital gehen: statt ‚invitum‘ liest man jetzt: ‚licet ultro se offerentem‘! Über die wahrhaft typische Todesfurcht der Genfer Prediger im Jahre 1564 s. Paulus im ‚Katholik‘ 1895, II 284.

[2] Kampschulte, Calvin 484.

Im protestantischen Deutschland predigte man vielfach die Nutzlosigkeit, ja die Schädlichkeit der guten Werke und klagte zugleich darüber, daß sich fast niemand mehr des armen und kranken Nächsten annehme[1]; im katholischen Deutschland erwachte von neuem mit der kirchlichen Restauration auch der alte Geist des Gehorsams, der Demut, der Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, die göttliche Charitas, welche, dem Herzen des Heilandes entsprungen, als Wasser des Lebens in tausend Strömen sich über die Welt ergossen, sie in den großen Zeiten des Mittelalters völlig durchdrungen hatte.

Wie in den besten Tagen, so ward auch jetzt wieder die Krankenpflege mit beispielloser Hingebung und unter den größten Gefahren ausgeübt.

Bischöfe, Äbte, Welt- und Ordensgeistliche wetteiferten in gewöhnlichen wie in Pestzeiten in Werken der christlichen Liebe. Nachdem das Konzil von Trient den Anstoß gegeben, beschäftigten sich zahlreiche deutsche Synoden mit der Reform der Hospitäler[2]. Geradezu Außerordentliches hat auf diesem Gebiete der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn geleistet. Als ein ,wahrer Vater der Armen und Kranken' dehnte dieser ausgezeichnete Mann, dessen Name mit leuchtenden Buchstaben in der Geschichte der katholischen Restauration erglänzt, ,seine Fürsorge auf alle Armen- und Krankenanstalten, Hospitäler und Pfründenstiftungen des ganzen Hochstiftes aus, untersuchte allenhalben den Stand der Stiftungen, ließ, was durch Unglücksfälle oder Unredlichkeit der Stiftungspfleger verloren gegangen war, nach Möglichkeit wieder vergüten, und gab, wo Unordnungen und Nachlässigkeiten eingerissen, neue Vorschriften und Ordnungen'. Mit welch unermüdlichem Eifer der Würzburger Fürstbischof tätig war, bezeugen die noch vorhandenen Spitalordnungen von Gerolzhofen, Heidingsfeld, Dettelbach, Arnstein, Münnerstadt, Mellrichstadt, Neustadt, Röttingen, Ebern, Karlstadt, Haßfurt, Iphofen, Königshofen und Volkach. Die Spitalordnung des zuletzt genannten Ortes unterzeichnete Julius im Jahre 1607 eigenhändig mit den Worten: ,Niemand ist meines Wissens eines schlimmen Todes gestorben, welcher die Werke der Nächstenliebe geübt hat, denn ein solcher hat viele Fürsprecher, und es ist unmöglich, daß die Bitten vieler nicht erhört würden.'[3] Zeitgenossen berichten, daß Fürstbischof Julius oft persönlich die Pestkranken besuchte, viele mit eigener Hand pflegte und sie dadurch für den katholischen Glauben gewann. Als seine ,edelste und größte Schöpfung' bezeichnet Doktor van Gennep mit Recht das herrliche Spital in Würzburg, ,welches unter dem Namen Juliushospital gleich der Juliusuniversität schon mehr denn zwei Jahrhunderte hindurch die ersprießlichsten Wohltaten verbreitet, die schweren Leiden unglücklicher

[1] Die wichtigsten Belege dafür hat Döllinger II 698 zusammengestellt; vgl. auch oben 439 ff.

[2] Ratzinger, Armenpflege 333 343. [3] Buchinger 243—247.

Menschen gelindert, Heil und Segen in reichem Maße gespendet hat und heutigen Tages noch als eine ausgezeichnete Anstalt besteht, rühmlichst bekannt nicht nur in Unterfranken, sondern im ganzen Königreiche Bayern und selbst im fernen Auslande, weiter noch, als die deutsche Zunge reicht'[1].

Auch der Fuldaer Abt Balthasar von Dernbach unterstützte die Hospitäler seines Gebietes und errichtete eine eigene Anstalt für arme leidende Frauen. In St Blasien stellte der Abt Kaspar Müller († 1571) das eingegangene Spital wieder her; in St Gallen gründete Abt Ottmar Kunz († 1577) ein Siechenhaus. Sein Nachfolger Joachim Opser († 1594), der zu Paris bei den Jesuiten seine Bildung erhalten hatte, übernahm während der Pest vom Jahre 1594 persönlich mit sechs andern Geistlichen die Sorge für die Kranken und fand im Dienste derselben seinen Tod.

Wie viele katholische Priester in den Pestzeiten des 16. und 17. Jahrhunderts Opfer der freiwilligen Pflege der Kranken geworden sind, weiß allein der, welcher jeden Trunk Wassers, den man einem Kranken reicht, ins Buch des Lebens schreibt. Was aber der geschichtlichen Kunde überliefert ist, reicht vollständig aus zum Belege dafür, wie viel die Katholiken an ihren durch keine Familienbande behinderten Priestern und Ordensleuten in Zeiten der Not und Krankheit hatten. In Viersen am Niederrhein wurden im Jahre 1606 sämtliche Priester des Kirchspiels im Dienste der Pestkranken eine Beute des Todes. In Konstanz fielen vom Juli bis November 1611: 3 Pfarrer, 12 andere Geistliche und 5 Klosterfrauen ihrem Berufe am Krankenbett zum Opfer[2].

Als in den Jahren 1541—1542 die Pest im Elsaß wütete, scheuten die Barfüßer zu Kolmar keine Todesgefahr, um den Kranken beizustehen: sämtliche Insassen des dortigen Klosters mit alleiniger Ausnahme des Guardians wurden von der Krankheit dahingerafft[3]. In Bozen erlagen im Jahre 1612 zwölf Franziskaner als Opfer tätiger Nächstenliebe[4]. Der Chronist Fortunat Huber führt eine ganze Reihe von Märtyrern der Nächstenliebe aus dem Franziskanerorden an. ‚Von diesen Liebs-Märtyrern', sagt er, ‚sollte ich wohl ein besonderes Buch schreiben; dann in Wahrheit, in allen Orten, wo die

---

[1] Buchinger 247; vgl. v. Wegele I 169 und Bd V des vorliegenden Werkes 222 239 f.

[2] Lammert 11 28. Vgl. was H. von Weinsberg über die aufopfernde Tätigkeit der Geistlichen und Beguinen während der Pest von 1553 berichtet (Höhlbaum, Buch Weinsberg II 43). In Köln bewies später der als Kontroversist bekannte Pfarrer Kaspar Ulenberg († 1617) während der Verheerungen der Pest hohen Mut: obgleich selbst kränklich, spendete er unermüdlich den Kranken den Trost der Religion und wurde dabei selbst von dem Übel befallen.

[3] Rocholl 85—86. [4] Lammert 37.

Franziskaner Klöster bewohnen, ja wo sie nur hinbegehrt werden, laufen, eilen und springen sie denen Sterbenden zu; machen ihnen den harten Weg zur ewigen Seligkeit mit ihrer geistlichen, seeleneifrigen Sorgfältigkeit lind und sicher. In dem Kriegslager geben sie auf der hertzhaften und sterbenden Soldaten Seligkeit emsige und uneigennützige Achtung. Zur Pestzeit und in erblichen (ansteckenden) Krankheiten achten sie des besorglichen Todes Hinderlistigkeit nit, wann sie nur die Seelen der Sterbenden gewinnen. Ganze Städte, Flecken und Gemeinden geben gesigelte Zeugnisse, was Gutes die Franziskaner in Teutschland denen kranken, betrübten, presthaften, irrigen, zweifelten, Pest-tragenden, Sucht-leidenden und sterbenden Menschen geschafft haben und noch schaffen thun. Wie vil habe nur ich schon gekennet, welche wegen Lieb Gottes, so sie durch den heiligen Gehorsam an denen Nächsten erzeigt, geschwind die Sterblichkeit ererbet und mit denen Liebs-Märtyrern in dem Himmel seind belohnt worden! An ihnen wird erfüllt der mündliche Spruch unseres Erlösers Jesu Christi, daß keine größere Lieb niemand kann haben, als wann einer sein Leben für seinen Freund an den Spitz setze.'[1]

Noch Größeres in hingebender Liebe und heldenmütiger Aufopferung leisteten die neuen Orden, vor allem die Jesuiten und Kapuziner. Hierzu kam in Deuschland im Anfang des 17. Jahrhunderts noch eine jener neuen, ausschließlich für Krankenpflege bestimmten Vereinigungen, ‚welche durch die Reinheit ihrer Zwecke, durch den Eifer, mit welchem sie dieselben verwirklichen, alles Frühere dieser Art hinter sich lassen'[2]. Es sind dies die Barmherzigen

[1] Gaudentius 354.

[2] Haeser I[3] 866 867; vgl. Haeser, Gesch. der christlichen Krankenpflege, Berlin 1857, 82 88, und Uhlhorn III 129 f. Letzterer bemerkt: ‚Während die alten Spitalgenossenschaften in der römisch-katholischen Kirche, wie wir sehen werden, eine Erneuerung erfuhren und, den Bedürfnissen der Zeit angepaßt, so Bewunderungswertes leisteten, gingen sie in der lutherischen Kirche ohne Ersatz unter. An eine neue Organisation freiwilliger Kräfte für die Liebestätigkeit auf evangelischer Grundlage wurde nicht gedacht.' Siehe auch ‚Handbuch der Krankenversorgung und Krankenpflege', herausgeg. von G. Liebe, P. Jacobsohn, G. Meyer I, Berlin 1899. Dieser erste Band enthält zunächst eine geschichtliche Entwicklung der Krankenpflege von Dr Dietrich, einem protestantischen Arzt. Darin heißt es S. 47: ‚Die protestantischen Gemeinden zeigen während der beiden ersten Jahrhunderte nach der Reformation eine große Unfruchtbarkeit in den Werken der Nächstenliebe.' S. 49: ‚Die Krankenhäuser waren und blieben im protestantischen Gebiete mit einigen wenigen Ausnahmen schlecht, nichts geschah zu ihrer Verbesserung.' ‚... Ganz anders hatte sich inzwischen der Einfluß der Reformation (!) auf die wohltätigen Kreise der katholischen Kirche geltend gemacht. Hier traten im 16. und 17. Jahrhundert Genossenschaften für die Armen- und Krankenpflege auf, die alles bisher Dagewesene durch die Reinheit ihrer Zwecke und ihre außerordentlichen Leistungen überstrahlten.' S. 50: ‚Die Reformation der Krankenpflege in der katholischen Kirche ging von Spanien aus.... Aus Spanien kam das Vorbild des modernen Hospitals und die der Neuzeit entsprechenden Pflegekräfte.'

Brüder, welchen Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein im Jahre 1605 zu Felsberg in Niederösterreich das erste Spital auf deutschem Boden errichtete; schon im Jahre 1614 räumte ihnen Kaiser Matthias ein Haus in Wien ein[1]. Die Mitglieder dieses Ordens waren nicht nur zur Krankenpflege verbunden, sondern auch verpflichtet, Buch über die verpflegten Leidenden zu führen. Auf diese Weise entstanden die ältesten Krankenprotokollbücher, welche ein hohes medizinisch-historisches Interesse haben[2].

Obgleich die Krankenpflege bei Jesuiten wie Kapuzinern erst in zweiter Linie Zweck des Ordens war, haben die Mitglieder dieser hochverdienten Kongregationen in den Pestzeiten des 16. und 17. Jahrhunderts doch so viel geleistet, als ob sie ausschließlich zum Dienste der leidenden Menschheit gestiftet seien. Gleich die ersten in Deutschland wirkenden Jesuiten waren unermüdlich in der Pflege und Sorge für alle Leidenden. Klaudius Jajus durchwachte ganze Nächte bei den Kranken; Nikolaus Bobadilla wies die ihm von Ferdinand I. angebotene Wohnung bei Hofe zurück und zog in das öffentliche Krankenhaus; während des Schmalkaldischen Krieges widmete er sich ganz dem Dienste der Kranken und Verwundeten und wurde bei diesen Liebeswerken selbst von der Pest befallen, ein andermal verwundet. In Köln wie in Prag erwarben sich die ersten Jesuiten durch ihre aufopfernde Tätigkeit während der Pestzeit die Liebe des Volkes. Kardinal Otto von Truchseß wie Herzog Albrecht von Bayern lobten ihr unablässiges Wirken in den Spitälern, ihre ‚milde Güte gegen die Aussätzigen'.. Mutig hielten sie allenthalben aus in der gefahrdrohenden Luft der Krankensäle, an den Betten der Sterbenden. So konnte das Sprichwort entstehen: ‚Lutherisch ist gut leben, katholisch gut sterben.' Während der Münchener Pest vom Jahre 1572 schlossen die Jesuiten ihre Schulen, die Patres wie die Brüder pflegten die Kranken Tag und Nacht. Als im Jahre 1598 die Paderborner Domherren vor der Pest flohen, hielten die Jesuiten aus und widmeten ihre Pflege auch den vor der Stadt untergebrachten Aussätzigen. Wer sei so emsig und unverdrossen bei den Kranken, Aussätzigen und Pestilenzbehafteten, schrieb im Jahre 1594 ein Prädikant, als diese Sendlinge des Antichrists? Beredter aber als alle Zeugnisse sprechen die in den Geschichtswerken und Jahresbriefen des Ordens überlieferten Namen derjenigen, welche als Opfer der freiwilligen Pflege der Pestkranken ihren Tod fanden: bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nicht weniger als 121 Patres[3]. Es ist überaus traurig, aber wahr, daß protestantische

[1] Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 1333.

[2] Vgl. Haas, Das Krankenmaterial des Spitals der Barmherzigen Brüder zu Prag vom Jahre 1670 bis auf unsere Zeit, Prag 1885.

[3] Vgl. vom vorliegenden Werke IV 400 401 414 416 417 425 f 426 433 460 bis 463; V 202 206 207—208 212 213—215 217—218 222 f 234 240 241 244 559;

X. 312, 318, 319-321, 326, 331, 335-337, 342 VII. 220-223, 242, 245 ff, 258 ff. 271-273, 315-321. 328, 364 f, 375

Schriftsteller wie Fischart, statt das aufopfernde Wirken der Jesuiten in den Spitälern im Dienste der leidenden Menschen anzuerkennen, dasselbe in roher Weise verhöhnten [1].

VIII 337, wo noch viele andere Beispiele aufgezählt, die Belege gegeben sind und gezeigt wird, daß sich die Jesuitenschüler, vor allen Guarinoni, gleich mutig, wie ihre Lehrer, benahmen. In Innsbruck zeichneten sich die Jesuiten besonders bei der Pest des Jahres 1611 aus. Die Historia Provinciae Societatis Iesu (Germaniae Superioris, Pars IV auctore F. H. Kropf, Dec. VIII 11) erzählt, daß die Patres sich damals um die Ehre, den Kranken in ihren letzten Stunden die Sakramente erteilen zu dürfen, beinahe gezankt haben. Das Sanktissimum wurde anfangs von der entfernten Pfarrkirche in das Lazarett gebracht, bald aber sahen sich die Jesuiten gezwungen, dasselbe in ihrem Hause aufzubewahren, weil man in der Stadt allen Verkehr mit Menschen, die das Krankenhaus besuchten, abgeschnitten wissen wollte. Dieser Umstand erzeugte zuerst den Gedanken, daß in der Nähe des Lazaretts eine Kirche stehen sollte, und Pater Köstlan beredete die Bürgerschaft zu dem Gelübde, in jener Gegend eine Kirche zu Ehren der Heiligen Sebastianus, Pirminius und Rochus, der Patrone in Pestnöten, zu bauen. Am 21. September 1611 verpflichtete sich der Magistrat dazu auf das feierlichste. Nach zwei Monaten hatte die Seuche aufgehört. Einige Unterhandlungen mit dem Erzherzog verzögerten die Grundsteinlegung, die am 24. Mai des folgenden Jahres durch den Bürgermeister — in der betreffenden Urkunde heißt er Konsul — Georg Fellengibel vorgenommen wurde. Der Bau wurde so rasch gefördert, daß die Kirche ‚zu den drei Heiligen' schon am 12. Oktober 1613 vom Weihbischofe und Dompropst von Brixen, Simon Feuerstein, eingeweiht werden konnte. Das Vermögen der Kirche mehrte sich rasch. Erzherzog Maximilian schenkte ihr ein in der Nähe stehendes kleines landesfürstliches Haus; er ließ auch den Hauptaltar bauen und opferte 1614 mehrere silberne Gefäße und anderes Kirchengerät. Das kleine, vom Erzherzog geschenkte Haus wurde erweitert, damit zu Pestzeiten darin nebst dem Meßner ein Geistlicher, ein Arzt und ein Wundarzt zum Dienste des Lazaretts sich aufhalten könnten. In dem Pestkämmerchen darin bewahrte der Geistliche das Kleid von Wachstuch, das er stets beim Besuche der Pestkranken anlegen mußte. Es war genau vorgeschrieben, wie er in dieser Kleidung nur durch eine kleine Seitentür in die Kirche und von dieser nur durch einen eigenen Seitenweg in das Krankenhaus gehen durfte. Das Haus ist gegenwärtig zum Wittum des Pfarrers von Dreiheiligen adaptiert. Über die Kapuziner siehe auch Pöckl, Die Kapuziner in Bayern, Sulzbach 1826, 31 ff. — In Memmingen hatten im Jahre 1522 die Franziskanerinnen unermüdlich den Pestkranken gedient (17 Schwestern hatte die Seuche dahingerafft, nur noch 9 derselben waren übrig). Im Jahre 1531 mußten die in ganz unglaublicher Weise gequälten gottgeweihten Jungfrauen die Stadt verlassen, für die sie sich in der Pestzeit aufgeopfert. Gaudentius 365 f 369.

[1] Vgl. unsere Angaben V 553; vgl. auch S. 211.

VII. Philosophie und Theologie der Protestanten.

Die Philosophie, vorwiegend anlehnend an Aristoteles, in manchen Punkten jedoch auch von Plato beeinflußt, von den größten Geistern des Mittelalters namentlich mit Rücksicht auf die Theologie in jahrhundertelanger Denkarbeit scharf und folgerichtig zum einheitlichen Systeme ausgebildet, war das gemeinsame Band, welches bis zum Ausgange des Mittelalters die verschiedenen Zweige des natürlichen Wissens durch die allgemeinsten Grundfragen unter sich und mit der spekulativen Untersuchung der Offenbarung verknüpfte. Durch die scholastische Methode gestaltete sie sich zugleich zu einer Schule des Denkens, in welcher der Jurist und der Arzt, der Mathematiker und der Astronom, der Sprachforscher und der Geschichtschreiber ebensosehr seine geistigen Fähigkeiten übte als der spekulative Theologe und der Mystiker. Ein Widerspruch zwischen der philosophischen und der theologischen Wahrheit, zwischen Vernunft und Offenbarung galt von vornherein und prinzipiell als ausgeschlossen, da beide von Gott, der absoluten Wahrheit, dem einen Urheber alles Lichtes, herkommen[1]. Damit ist in der kirchlichen Wissenschaft

[1] Thomas Aq., Expositio in librum Boetii de Trinitate, q. 2, art. 3: ‚. . . quod dona gratiarum hoc modo naturae adduntur quod eam non tollunt, sed magis perficiunt; unde et lumen fidei, quod nobis gratis infunditur, non destruit lumen naturalis cognitionis nobis naturaliter inditum. Quamvis autem naturale lumen mentis humanae sit insufficiens ad manifestationem eorum quae per fidem manifestantur, tamen impossibile est quod ea quae per fidem nobis traduntur divinitus, sint contraria his quae per naturam nobis sunt indita: oporteret enim alterum esse falsum: et cum utrumque sit nobis a Deo, Deus esset nobis auctor falsitatis, quod est impossibile.‘ Vgl. dessen ausführliche Auseinandersetzung: De veritate catholicae fidei contra gentiles, lib. 1, c. 7: ‚Quamvis . . . veritas fidei christianae humanae rationis capacitatem excedat, haec tamen, quae ratio naturaliter indita habet, huic veritati contraria esse non possunt. Ea enim, quae naturaliter rationi sunt insita, verissima esse constat, in tantum ut nec ea esse falsa sit possibile cogitare; nec id quod fide tenetur, quum tam evidenter divinitus confirmatum sit, fas est credere esse falsum. Quia igitur solum falsum vero contrarium est, ut ex eorum definitionibus inspectis manifeste apparet, impossibile est illis principiis, quae ratio naturaliter cognoscit, praedictam veritatem fidei contrariam esse . . .‘ Summa theol., P. I, q. 1, art. 8: ‚Cum fides infallibili veri-

des Mittelalters keineswegs eine Vermengung von Philosophie und Theologie gegeben, wie ihr die Gegner seit dem 16. Jahrhundert vorgeworfen haben[1]. Allerdings ‚liegt das eigentümliche Wesen der scholastischen Theologie in der engen Verbindung der Philosophie mit der Kirchenlehre'; aber die Philosophie ist deswegen nicht ‚maßgebend für den eigentlich christlichen Beweis geworden, in dem Sinne nämlich, als ob durch sie irgend eine endliche Entscheidung herbeigeführt worden wäre, und noch weniger in dem andern, als ob das Göttliche durch das Menschliche bestimmt worden sei'[2].

---

tati innitatur, impossibile autem sit de vero demonstrari contrarium: manifestum est probationes, quae contra fidem inducuntur, non esse demonstrationes, sed solubilia argumenta.' — Dieses Grundprinzip aller katholischen Wissenschaft hat auch die kirchliche Autorität kurz vor dem Ausbruch der protestantischen Wirren noch einmal zum Ausdruck gebracht, in der von Leo X. auf dem fünften Laterankonzil gegen die Neu-Aristoteliker erlassenen Bulle Apostolici Regiminis vom Jahre 1513: ‚Cum verum vero minime contradicat, omnem assertionem veritati illuminatae fidei contrariam omnino falsam esse definimus, et ut aliter dogmatizare non liceat, districtius inhibemus.'

[1] Vgl. Denzinger, Vier Bücher von der religiösen Erkenntnis 547 f.

[2] Staudenmaier, Dogmatik I 232. S. 233 f: ‚Die Stellung, die Plato und Aristoteles in jenem Beweise einnahmen, war die der Zeugen, die auf das gewissenhafteste abgehört wurden, um aus ihrem Munde die Philosophie, in dieser aber die Vernunft zu vernehmen. Erst wenn so nicht nur Offenbarung, Tradition und Bibel, sondern auch Vernunft und Philosophie abgehört waren, erfolgte der entscheidende Syllogismus, der in dieser Weise zu seinen Prämissen alle göttliche und menschliche Wahrheit hatte. Beide aber, göttliche und menschliche Wahrheit, standen in dem Verhältnisse zueinander, daß die göttliche die Grundlage der menschlichen, der Glaube folglich auch die Basis des wissenschaftlichen Erkennens blieb. So wichtig daher auch in dieser Zeit der Drang des Wissens war, so sehr sich der Geist bei seiner Spekulation auf alle Höhe und in alle Tiefe wagte, so kühn und zuversichtlich er sich hineinversetzte in die Welt der Natur und in die Welt des Geistes, so scharfsinnig und originell die Untersuchung, so groß die Fertigkeit und Stärke der Dialektik sich auch erwies: der Sinn blieb doch immer demütig, und das innere Auge in frommer Andacht hinaufgerichtet zu der Region des höheren Lichtes, das im Evangelium der Menschheit leuchtet, in dem wir erst das wahre Licht anschauen und durch welches unser Erkennen erst zum allverklärenden Wissen sich erhebt, welches, wenn es in ebenso demütige Ausübung kommt, das ewige und unsterbliche Leben als das in Gott verklärte zu seiner Folge hat. Und dies war überhaupt der große und mächtige Zug, den wir im Mittelalter wahrnehmen, der Zug des ganzen Menschen zur Vernünftigkeit und Intelligenz in Gott sowie zum Leben in ihm und seinem ewigen Reiche, das er nur zu diesem Ziel und Ende geoffenbaret und in die Endlichkeit hinein verflochten hat.' — Nicht der Geist heidnischer Philosophie drang in die christliche Theologie ein, sondern die aristotelischen und platonischen Elemente erscheinen in der Scholastik ‚auf eine so eigentümliche Weise verarbeitet, daß ein ganz neues wissenschaftliches Leben erzeugt wurde. Der Geist des Christentums, der in dieselben eindrang, schuf um, belebte und gestaltete neu, verklärte und veredelte alles'; und dieses Verdienst, sagt Möhler (Gesammelte

Der wissenschaftliche, spekulative Zweifel galt nur als Mittel, das schon Erkannte und im Glauben zweifellos Festgehaltene tiefer zu ergründen, oder durch Forschung neue, sichere Folgerungen daraus zu ziehen[1]. In den großen Grundfragen alles Erkennens herrschte dieselbe Sprache, dieselbe wissenschaftliche Terminologie, dieselbe Methode und in Bezug auf die meisten Grundfragen auch dieselbe Ansicht, dieselbe Einheit, Klarheit und Sicherheit. Bei Geistlichen und Weltlichen stand deshalb die Philosophie hoch in Ehren, und der Kampf der Humanisten wider Einseitigkeiten und Ausartungen der Scholastik vermochte die Stellung der Philosophie selbst im altkirchlichen Geistesleben nicht zu erschüttern[2]. Sie stand nie höher, als da sie sich dienend der Theologie unterordnete.

Anders geartet wurde ihr Los unter der Herrschaft der neuen Lehre.

Luther trug von vornherein einen maßlosen Haß gegen Aristoteles und die aristotelische Philosophie zur Schau. Schon in einem Briefe vom 8. Februar 1516 an den Augustinerprior Johann Lange in Erfurt[3] nennt er den Aristoteles ‚einen Komödianten, welcher die Kirche so lange mit der griechischen Larve geäfft habe', einen Proteus, ‚den schlauesten Betrüger der Geister, so daß man, wenn er nicht Fleisch gewesen wäre, sich nicht schämen dürfte, ihn für den Teufel zu halten'[4]. Im Jahre 1517 ließ er in einer von einem Franz Günther unter seinem Präsidium gehaltenen Disputation Sätze gegen Aristoteles verteidigen. Anderwärts nennt er diesen einen ‚großen Toren, verdammten Heiden, unnützen Wortkünstler, mit dem Gott die undankbare Welt gestraft habe'[5]. Am 9. Mai 1518 schreibt er an Jodocus[6]:

Schriften und Aufsätze I 130), könne den Scholastikern ‚nur eine Leidenschaftlichkeit, die mit der gröbsten Ignoranz um die Herrschaft streitet, schmälern und rauben'.

[1] Vereinzelte und vorübergehende, von der kirchlichen Theologie bekämpfte, rationalistische Erscheinungen, wie Abälard, bestätigen als Ausnahme nur die Regel. Vgl. Kuhn, Dogmatik I 413 ff.

[2] ‚Die philosophischen Fragen der Scholastik lassen sich nur dadurch lächerlich machen, daß man die unbedeutendsten und einfältigsten aushebt', sagt Schlosser, Vincenz von Beauvais II 14; vgl. v. Raumer I 3. Vgl. ferner Möhler I 131 ff.

[3] Luthers Briefe, herausgeg. von de Wette, I 15 f.

[4] Brief an Lange, ebd. Zugleich mit diesem Briefe hatte er an den Aristoteliker Jodocus in Eisenach, seinen Lehrer, ein nicht erhaltenes Schreiben gesandt, ‚plenas quaestionum adversus logicam et philosophiam et theologiam, id est, blasphemiarum et maledictionum contra Aristotelem, Porphyrium, Sententiarios, perdita scilicet studia nostri seculi'.

[5] Vgl. G. Th. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur besonders des 16. Jahrhunderts IV, 1 (1793), 152; Döllinger I 445. ‚Wenn Luther mehrmals auch behauptet, man habe im Mittelalter den Aristoteles nicht verstanden' (vgl. den Brief an Spalatin vom 14. Januar 1518), ‚so ändert dies an seinem verwerfenden Urteil über Aristoteles selbst nichts.' Denzinger I 124.

[6] De Wette I 108.

'die Kirche könne unmöglich reformiert werden, wenn nicht die Kanones, die Dekretalen, die scholastische Theologie, die Philosophie und Logik in ihrer jetzigen Gestalt entwurzelt und andere Studien eingerichtet werden.'[1]

Wenn sich aber Luthers Haß zunächst und speziell gegen Aristoteles und die aristotelische und scholastische Philosophie richtete, so war dies nur die Äußerung und die Folge seiner prinzipiellen Stellung gegenüber aller Philosophie überhaupt. 'Der Name Aristoteles galt ihm als Repräsentant und Inbegriff des ganzen philosophischen Denkens und Forschens und der in der Philosophie liegenden dünkelhaften Anmaßung, sich mit Dingen zu befassen, die entweder überhaupt von Menschen nicht erkannt werden könnten, oder nur Objekt des Glaubens, mit Ausschluß alles vernünftigen Einsehens, seien.'[2]

Diese Stellung Luthers zur Philosophie hängt im Innersten zusammen mit seinen dogmatischen Grundanschauungen und der aus diesen sich ergebenden Ansicht von der Vernunft. Entsprechend seiner Anschauung von der Erbsünde, wie er sie im Zusammenhange seiner Rechtfertigungslehre ausgebildet hat, spricht er dem gefallenen Menschen, wie die sittliche Freiheit des Willens, so auch alle Erkenntnisfähigkeit in Bezug auf die göttlichen Dinge ab. Für zeitliche Dinge, meint er, reiche sie wohl aus, 'wie man Häuser bauen, Kleider machen, heiraten, kriegen, schiffen oder dergleichen tun soll'; ... 'aber in göttlichen Dingen, das ist, in denen, die Gott angehen, daß man also tue, daß es Gott angenehm sei, und damit selig werde, da ist die Natur doch stock-, starr- und gar blind, daß sie nicht mag ein Haar breit anzeigen, welches dieselbigen Dinge sind. Vermessen ist sie genug, daß sie darauf fället und plumpet einhin, wie ein blind Pferd; aber alles, was sie örtert (= erörtert) und schließt, das ist so gewißlich falsch und irrig, als Gott lebt.'[3] Ärgere Schmähungen gegen die Vernunft, als Luther sie ausgesprochen hat, sind wohl kaum noch möglich[4]. Es genügt hier auf seine Äußerungen in dem

---

[1] Vgl. überhaupt I. H. v. Elswich, De varia Aristotelis in scholis Protestantium fortuna; in dessen Ausgabe von: Ioh. Launoii de varia Aristotelis in Academia Parisiensi fortuna, Vitebergae 1720, 18 ff; Denzinger I 124; Döllinger I 475 ff; Stöckl, Gesch. der Philosophie III 482 ff 512 ff.

[2] Döllinger I 445; vgl. Denzinger I 125.

[3] Werke, herausgeg. von Walch XII 399; vgl. Staudenmaier, Zum religiösen Frieden I 225 f; Denzinger I 125 f; Lutheri Commentarius in epist. ad Galatas 2, 20 (ed. Irmischer, Erlangae 1843, I 255): 'Quidquid est in voluntate nostra, est malum, quidquid est in intellectu nostro, est error. Ideo homo in rebus divinis nihil habet, quam tenebras, errores, malitias et perversitates voluntatis et intellectus.'

[4] Eine Auswahl der vulgärsten Äußerungen, aus Predigten und den Tischreden, gibt F. W. Ph. v. Ammon, in Winers Zeitschr. für wissenschaftliche Theologie I (1829) 5 ff. Wo Luther anderseits an einigen Orten der Vernunft Lobsprüche er-

größeren Kommentar zum Galaterbrief (1535) hinzuweisen[1]: ‚Die Vernunft‘, sagt er, ‚verachtet Gott, leugnet seine Weisheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, ja seine Gottheit selbst. Sie ist überall dem Wahren und Guten entgegengesetzt; alle ihre Weisheit ist nur „Fleisch“. In Sachen des Glaubens ist sie gänzlich blind. Nicht einmal sittliche Wahrheiten, selbst solchen, welche der Natur des Menschen sozusagen angeboren sind, wie: „Was du nicht willst, daß man dir tue, sollst du auch keinem andern tun“, vermag sie richtig zu erkennen und einzusehen. Von Natur aus verliert sie sich in pharisäischen Aberglauben; sogar über die Handlungen des gewöhnlichen Lebens vermag sie nicht gehörig zu urteilen; sie ist die Mutter aller Irrtümer, der Quell alles Bösen, die Pest der Menschheit.‘ Daraus ergibt sich für den gläubigen Christen nach Luther die Aufgabe, die Vernunft, diese ‚Bestie‘, zu erwürgen[2]: ‚Die gläubigen Menschen erwürgen die Vernunft und sagen: Hörst du wohl, Vernunft! eine tolle, blinde Närrin bist du, verstehest von Gottes Sachen kein Meitlein nicht, darum mache mir nicht viel Possen mit deinem Widerbellen, sondern halte dein Maul und schweig, unterstehe dich nicht, über Gottes Wort Richterin zu sein, sondern setze dich, höre, was dir dasselbe sage, und glaube ihm. Also würgen die Gläubigen diese Bestie, welche sonst die ganze Welt nicht erwürgen kann, und tun damit unserem Herrn Gott das allerangenehmste Opfer und Gottesdienst, so ihm immermehr geschehen mag.‘

Wie also Vernunft und Glaube nach Luthers Anschauung einander durchaus entgegengesetzt sind, so gilt das gleiche auch von den Verhältnissen zwischen

---

teilt, da handelt es sich teils um ihren Gebrauch in rein zeitlichen Dingen, teils wird auch zuzugeben sein, daß er sich auch hierin wie in so vielen andern Dingen nicht immer konsequent geblieben ist; der echte Luther und die Konsequenz des Systems liegt aber in jenen Schmähungen der Vernunft vor, und es ist ein vergebliches Unternehmen, wenn man in Verkennung des ganzen Standpunktes, wie dies z. B. Ammon a. a. O. versucht, die ‚heftigen und gemeinen Schimpfwörter wider jenes Vermögen unseres Geistes‘ nicht sowohl gegen die Vernunft, als gegen ‚den klügelnden und sophistischen Verstand‘ gerichtet sein lassen will. Vgl. Denzinger I 127 ff.

[1] Siehe Stöckl III 513 f.

[2] Siehe Döllinger I 446. Comm. in epist. ad Gal. 3, 6 (ed. Irmischer I 329 f): ‚Fides rationem mactat et occidit illam bestiam, quam totus mundus et omnes creaturae occidere non possunt. Sic Abraham eam occidit fide in verbum Dei.... Sic omnes pii, ingredientes cum Abraham tenebras fidei, mortificant rationem, dicentes: Tu ratio stulta es, non sapis, quae Dei sunt, itaque ne obstrepas mihi, sed tace, non iudica, sed audi verbum Dei, et crede. Ita pii fide mactant bestiam maiorem mundo, atque per hoc Deo gratissimum sacrificium et cultum exhibent.‘ Ebenso betont Luther den Gegensatz nach der andern Seite hin als einen unversöhnlichen und unausgleichbaren, indem er den Satz aufstellt: das, was den Inhalt des Glaubens bildet, sei vor der Vernunft ridiculum, absurdum, stultum et impossibile (ebd. 328).

Philosophie und Theologie; er geht von dem Grundsatze aus, daß die Philosophie, als Wissenschaft des sinnlich und vernünftig Erkennbaren, gegen die Welt des Unsichtbaren und Göttlichen in einem unbedingten Gegensatze stehe. Er war demgemäß, wie er von der Philosophie überhaupt sehr gering dachte, besonders von innerstem Widerwillen erfüllt gegen jeden Gebrauch der Philosophie in religiösen Dingen [1] und bezeichnete es als einen Teufelsfrevel der hohen Schulen, daß sie ‚das natürliche Licht' aufgerichtet, demselben eine Fähigkeit, göttlichen Dingen und geoffenbarter Lehre nachzudenken, zugeschrieben, die Vernunft als ein zur Erforschung religiöser Wahrheit geeignetes Werkzeug gerühmt, eine Vermittlung zwischen Glauben und Wissen gesucht hätten [2].

---

[1] Sogar den bloß formalen Gebrauch der Philosophie in der Theologie oder die Vorbereitung des Theologen durch die erstere will er ausschließen; Brief an Spalatin vom 29. Juni 1518 (de Wette I 127): ‚Du fragst mich, wiefern ich die Dialektik dem Theologen für nützlich erachte. Nach meiner Meinung aber kann die Dialektik dem wahren Theologen nur schädlich sein. Nehmen wir auch an, daß sie vielleicht für junge Köpfe ein nützliches Spiel und eine Übung sein könne; so muß doch in der Theologie, wo man nur Glauben und höhere Erleuchtung erwartet, der gesamte Syllogismus ferne bleiben, gleichwie Abraham, als er opfern wollte, Knecht und Esel zurückließ.' Staudenmaier, Zum religiösen Frieden I 228.

[2] Döllinger I 444: ‚Das sei der Grundirrtum der ganzen auf den Universitäten ausgebildeten Scholastik, die er nicht sowohl in ihrem damaligen Verfalle, als vielmehr in ihrem Prinzipe, dem Gebrauche der menschlichen Vernunft in Religionssachen, deren Erfassung und Aneignung nur durch den Glauben allein geschehen könne und solle, angriff und verabscheute. Dieser Widerwille bildete sich bei ihm um so kräftiger aus, als ihm häufig von den Gegnern seiner Doktrin der Vorwurf gemacht wurde, seine Lehre, insbesondere die vom knechtischen Willen des Menschen und von der Rechtfertigung, seien schon philosophisch völlig unhaltbar und widersinnig; oder man könne sich, ohne auf die biblischen und traditionellen Gegengründe sich einzulassen, schon a priori aus reinen Vernunftgründen (weil nämlich ein Mysterium der Religion wohl über der Vernunft, aber nicht wider dieselbe sein dürfe), von der Verwerflichkeit dieses Systems überzeugen.' Staudenmaier, Zum religiösen Frieden 230: ‚Warum Luther so sehr gegen die Vernunft und das Studium der Philosophie eingenommen war, läßt sich sehr gut daraus erklären, daß er ein bestimmtes Gefühl und eine gewisse Ahnung davon in sich trug, daß seine Lehre von Gott als dem Urheber der Sünde, und vom Menschen als dem sittlich Unfreien, von der Vernunft und der Philosophie als höchste Unwahrheit verurteilt sei.' Ebd. 228: ‚Der Zusammenhang, in welchem die Philosophie des Mittelalters mit den Universitäten stand, war für Luther Grund genug, nun auch über diese letzteren in der an ihm schon gewohnten Weise herzufallen. Wie Wiclif und Hus, nennt er sie an verschiedenen Orten „Erfindungen des Teufels", „Werkstätten Satans" u. dgl. „Die hohen Schulen des Papstes", sagt er, sind „die allergreulichste Hurerei und Büberei des Teufels, weil sie den Aristoteles als Nebenlicht aufwerfen".' Den ‚Justitiariern' und ‚Sophisten' (d. h. den katholischen Theologen) wirft er vor allem vor, daß sie die Vernunft, ‚diesen wildesten Feind Gottes, nicht töten, sondern vielmehr sein Leben nähren'. Comm. in epist. ad Gal. 3, 6 (ed. Irmischer I 331). Weil dieselben

So kam er denn in der Konsequenz dieser Anschauungen auf den Satz zurück, der in der früheren Zeit überall, wo er auftauchte, sofort bekämpft und überwunden wurde, daß etwas in der Theologie wahr sein könne, was in der Philosophie falsch sei, und umgekehrt[1]. Daran zweifelte er so wenig, daß er der Sorbonne gegenüber, die diesen Satz verworfen hatte, sich folgendermaßen erklärte: ‚Die Sorbonne, die Mutter aller Irrtümer und Ketzereien, hat eine recht schändliche Erklärung von sich gegeben, da sie geschrieben, daß dasjenige, was in der Theologie wahr ist, auch in der Philosophie wahr sei. Mit dieser abscheulichen Lehre hat sie deutlich genug zu erkennen gegeben, daß man die Glaubenswahrheiten unter das Joch der menschlichen Vernunft gefangen nehmen müsse.‘[2]

In seiner konkreten Äußerung richtet sich also dieser prinzipielle Haß gegen die Philosophie überhaupt als Vernunftwissenschaft besonders gegen Aristoteles als die philosophische Autorität der Schulen und gegen die scholastische Philosophie. Über Aristoteles äußerte er sich in der schon oben angeführten Weise. Der größte Philosoph des Mittelalters, Thomas von Aquin, war in seinen Augen ‚ein Wäscher und Schwätzer‘[3]. Was er aber gegen sie einzuwenden hat, gilt der Philosophie überhaupt[4]. ‚Wäre es nach seinem

---

in der Theologie von der Philosophie Gebrauch machen, macht er ihnen den Vorwurf, sie vermischen Philosophie und Theologie (ebd. I 384). Über Luthers Ausfälle auf die Universitäten vgl. auch unsere Angaben Bd II 211—213 316.

[1] Ed. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie 29: ‚Ihm ist es voller Ernst mit der Behauptung, hinter welche sich eben damals die freigeisterischen italienischen Aristoteliker zur Entschuldigung ihrer Ketzereien zu verstecken pflegten, daß etwas in der Theologie wahr und in der Philosophie falsch sein könne; ja er zweifelte nicht, daß dem so sein müsse...‘ Kuhn I 471: ‚Das auf solche Weise [wie bei Luther] sich geltend machende religiöse Bewußtsein tritt der objektiven, durch das vernünftige Denken (die Philosophie) vermittelten Wissenschaft des Glaubens notwendig feindselig entgegen. Diesem Bewußtsein war es nicht bloß gleichgültig, wie das vernünftige Urteil über seinen Inhalt lautete, ob es ihn zulässig und mit der Vernunft übereinstimmend oder ihr widersprechend finden möchte, sondern es erkannte gerade darin das Merkmal seiner Echtheit und Reinheit, daß es sich über den Widerspruch mit der Vernunft hinwegsetzt und sich ihr zum Trotz behauptet.‘

[2] In einer ‚Theologischen Disputation über die Frage: Ob der Satz: „Das Wort ward Fleisch“, in der Philosophie wahr sei‘, vom 11. Januar 1541; Walch X 1398.

[3] Luthers sämtl. Werke LXII 116. Wie wenig Luther die Blütezeit der Scholastik und insbesondere Thomas von Aquin kannte, hat Denifle, Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung quellenmäßig dargestellt, Bd I (Mainz 1904), gezeigt. Denifles an neuen Ergebnissen ungemein reiches Werk erschien leider erst, als die vorliegende Auflage bereits abgeschlossen war, so daß eine entsprechende Benutzung nicht mehr möglich war.

[4] Ed. Zeller a. a. O. 30: ‚In dem Widerspruch gegen die Scholastik stimmt er mit den Vätern der neueren Philosophie überein; aber die Gründe, auf welche sich dieser Widerspruch stützt, liegen bei ihm durchaus auf der Seite der antiphilosophischen

Sinne gegangen, so würde sich die Philosophie bei den Protestanten mit einer sehr bescheidenen Stellung und sehr mäßigen Leistungen begnügt haben.'[1] ‚Die deutschen Protestanten hätten durch Luther von aller Beschäftigung mit der Philosophie abgeschreckt werden können.'[2]

Obwohl aber demnach ‚in der Konsequenz der Anschauungen (Luthers) die Aufhebung aller Philosophie zu Gunsten der Unmittelbarkeit des Glaubens' lag[3], so gestaltete sich die Sache in Wirklichkeit in den protestantischen Schulen doch anders, da eben auch hierin wie in andern Dingen die Konsequenz preisgegeben wurde und werden mußte, wenn es bei den Protestanten überhaupt zu einer Wissenschaft kommen sollte. Derjenige, an dessen Namen sich die Begründung einer neuen Schulphilosophie in der lutherischen Kirche knüpft, ist Melanchthon.

Melanchthon selbst kam hierin erst nach mehrfachen Schwankungen zu bestimmten Prinzipien. In seiner Tübinger Zeit erscheint er, wenn auch der scholastischen Philosophie abgeneigt, als ein Verehrer des Aristoteles selbst. Noch im Jahre 1518 spricht er in der Vorrede und Postfatio der ersten Ausgabe seiner griechischen Grammatik seine Absicht aus, in Verbindung mit andern Gelehrten die aristotelischen Schriften im Original herauszugeben und dadurch das Studium der aristotelischen Philosophie in Deutschland erst auf die rechte Bahn zu bringen[4]. Ganz anders wurde dies, sobald er nach Wittenberg gekommen war, wo er zwar in seiner Antrittsrede vom 29. August 1518 noch die Wiederherstellung der echten aristotelischen Philosophie als die Aufgabe bezeichnete, die er sich gesetzt habe[5], sich aber dann bald in seiner ersten willenlosen Hingabe an Luthers Anschauungen, eine Zeitlang in dessen Geiste auch von demselben blinden Haß gegen alle Philosophie hinreißen ließ. In einer zu Wittenberg im Jahre 1520 gehaltenen Rede verwarf er dieselbe

---

Mystik. Ihm hat das Mittelalter nicht zu wenig, sondern zu viel Philosophie; nicht die Beschränktheit und Gebundenheit, sondern die Anmaßung und Herrschsucht ihres Denkens ist der Hauptfehler der Scholastik.'

[1] Ed. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie 30. [2] Ebd. 27.

[3] Überweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie III[5] (1880) 16. Möhler, Gesammelte Schriften und Aufsätze I 260: ‚Solange Luthers und Calvins Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie, keine Philosophie usw.; ja, gewiß ist es, solange die protestantische Gemeinde lutherisch war, hatte sie keine Philosophie, und als sie eine Philosophie erhielt, war sie nicht mehr lutherisch. So flieht ihr Glaube die Philosophie, und ihre Philosophie den Glauben.' Vgl. auch Schanz, Apologie des Christentums III[2], Freiburg 1898, 563—565.

[4] Corpus Reformatorum I 26 f. Vgl. A. Richter in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik CII 478; K. Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae 39 f.

[5] Corp. Reform. XI 15—25. Vgl. Paulsen 73 f; Hartfelder 65.

in Bausch und Bogen als ‚heidnischen Greuel'[1]. Die Philosophie lehre, sagte er im Jahre 1521 in einer Schrift gegen Emser, in allen Stücken das Gegenteil der Wahrheit: ‚Ein Christ ist nicht, wer den Namen eines Philosophen in Anspruch nimmt.' Die Methaphysik des Aristoteles schuldigte er des Atheismus an; dessen Ethik sei Christo diametral entgegen, dessen ganze Physik enthalte nichts als Wortungeheuer, welche geschwätzigen Menschen Stoff zum Schwatzen darböten[2]. Auch in der ersten Auflage der ‚Loci theologici' von 1521 finden sich feindselige Äußerungen gegen die Philosophie, die Vernunft und Aristoteles, ganz im Sinne Luthers[3].

Melanchthon wurde jedoch bald von seinem blinden Hasse geheilt und gab sich später alle Mühe, das Studium der aristotelischen Philosophie wieder emporzubringen. Wenn man in der Lage sein wollte, den Verteidigern der alten Kirche wissenschaftlich gegenübertreten zu können, so ging es ohne Philosophie nun einmal nicht ab. ‚Ein entwickeltes theologisches Lehrgebäude und ein geordneter Lehrgang war auch für eine protestantische Kirche eine Lebensbedingung, blieb aber ohne Hilfe philosophischer Begriffe und Normen unerreichbar.'[4] Melanchthon unterzog sich demgemäß der Aufgabe, den protestantischen Schulen eine Schulphilosophie zu geben. Um die Schaffung einer neuen Philosophie konnte es sich nicht handeln, wie er auch selbst kein origineller philosophischer Denker war. Es kam also darauf an, unter den philosophischen Autoritäten der Vorzeit zu wählen, und da stellte sich denn wieder der zuvor so geschmähte Aristoteles als derjenige dar, dessen System und Methode die besten seien. ‚Ohne diesen Schriftsteller', schreibt Melanchthon in einem Briefe an Bernhard von Eck vom 18. Oktober 1535, ‚kann nicht nur keine reine Philosophie erlangt werden, sondern auch nicht einmal eine richtige Lehr- und Lernmethode.'[5] Indessen schließt er sich in der Weise an die aristotelische

[1] Corp. Reform. XI 34—41.

[2] Ebd. I 286—358. Vgl. über diese ‚Schmährede auf die Vernunft und Philosophie' Paulsen 135 f. Siehe auch Hartfelder 72—75.

[3] Corp. Reform. XXI 81 f: ‚Ut intelligat iuventus, ... quam foede hallucinati sint ubique in re theologica, qui nobis pro Christi doctrina Aristotelicas argutias prodidere.' S. 86: ‚Et in hoc quidem loco (in der Frage über die Freiheit des Willens), cum prorsus christiana doctrina a philosophia et humana ratione dissentiat, tamen sensim irrepsit philosophia in Christianismum, et receptum est impium de libero arbitrio dogma, et obscurato Christi beneficentia per profanam illam et animalem rationis nostrae sapientiam. Usurpata est vox liberi arbitrii ... Additum est e Platonis philosophia vocabulum rationis aeque perniciosum. Nam perinde atque his posterioribus ecclesiae temporibus Aristotelem pro Christo sumus amplexi, ita statim post ecclesiae auspicia per Platonicam philosophiam christiana doctrina labefactata est.'

[4] Überweg a. a. O. 17.

[5] Corp. Reform. II 956: ‚Vere iudicas plurimum interesse Reipublicae ut Aristoteles conservetur, et extet in scholis, ac versetur in manibus discentium. Nam

Philosophie an, daß er eklektisch mit den Elementen derselben auch Elemente aus andern philosophischen Systemen, besonders den platonischen, verbindet, um so ein den dogmatischen Voraussetzungen der neuen Lehre angemessenes und dem Bedürfnis der neuen Kirche entsprechendes System zu bilden [1].

Die philosophischen Schriften, welche Melanchthon auf dieser Grundlage verfaßt hat, wollen nicht sowohl der philosophischen Forschung, als den Bedürfnissen des Unterrichts dienen; es sind Lehrbücher für die studierende Jugend, von ihm selbst Kompilationen genannt [2]. Solche verfaßte er über

---

profecto sine hoc auctore non solum non retineri pura philosophia, sed ne quidem iusta docendi aut discendi ratio ulla poterit.' Vgl. die Lobsprüche auf die aristotelische Philosophie in einigen Reden Melanchthons: ‚Unum quoddam philosophiae genus eligendum esse, quod quam minimum habeat sophistices, et iustam methodum retineat: talis est Aristotelis doctrina' (ebd. XI 282). ‚Plane ita sentio, magnam doctrinarum confusionem secuturam esse, si Aristoteles neglectus fuerit, qui unus ac solus est methodi artifex' (ebd. 349). Dem entspricht die gänzliche Umkehr in den Grundanschauungen selbst. Im direktesten Gegensatz zu der oben (S. 459) aus der ersten Auflage der ‚Loci' angeführten Äußerung gegen die Lehre von der Willensfreiheit als eine Fälschung des Christentums durch Philosophie spricht er sich in der letzten Bearbeitung derselben von 1543 gegen die Leugnung der Willensfreiheit aus, die nichts anderes sei als der alte Fatalismus der Stoiker, der keineswegs in die Kirche eingeführt werden dürfe (ebd. XXI 650). Dagegen verteidigt er nun die libertas voluntatis, quam Philosophi recte tribuunt homini' (ebd. 654).

[1] Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie 33 f: ‚Melanchthon unterscheidet sich von der Scholastik nicht sowohl durch sein allgemein wissenschaftliches Prinzip als durch die nähere Bestimmung und Anwendung dieses Prinzips.' Er stellt nur der scholastischen Auffassung des Aristoteles und Plato im Sinne des Humanismus eine andere, der scholastischen Dialektik ein einfacheres Verfahren entgegen. ‚Aber darin trifft er mit den Scholastikern zusammen, daß es auch ihm nicht um eine durchaus unabhängige und reine, sondern nur um eine solche Philosophie zu tun ist, welche ihrem wesentlichen Inhalt nach von den Alten entlehnt, von der positiven Religion bevormundet, in erster Reihe als Hilfswissenschaft für die Theologie gesucht wird.' — Ritter (Gesch. der Philosophie IX 515) betont ‚die Unbeständigkeit der philosophischen Lehre Melanchthons'. ‚Keinen ihrer Sätze führt sie mit Entschiedenheit durch. Verschiedenartige Richtungen der Wissenschaft stellt sie nebeneinander, unbekümmert darum, wie sie miteinander sich vereinigen lassen.' Ebd. 496 f: ‚Von Aristoteles in manchen Stücken abzuweichen, sieht er sich nur deswegen genötigt, weil man in der Kirche anders lehren müsse. Von der menschlichen Erkenntnis überhaupt, wie von seiner eigenen, will er kein großes Lob machen. Wir wissen freilich wenig; aber wenn uns dies Wenige fehlte, so würde uns viel fehlen. In diesem Sinne ist die Reformation der aristotelischen Philosophie zu stande gekommen, deren die protestantischen Schulen Deutschlands sich rühmten.' Über Melanchthons eklektischen Aristotelismus vgl. auch Hartfelder 177—183.

[2] Zeller urteilt darüber (a. a. O. S. 34): ‚Es sind auch wirklich in ihrer Art vortreffliche Lehrschriften: wohlgeordnet, vollständig, gelehrt, von musterhafter Klarheit und eleganter Darstellung, durchweg auf das Bedürfnis des Unterrichts und

Dialektik [1], Physik [2], Seelenlehre [3] und Moral [4]. Dazu kommen Kommentare zu einigen aristotelischen und ciceronianischen Werken [5].

Diese Lehrbücher Melanchthons kamen in den protestantischen Schulen allerwärts in Gebrauch und gaben länger als ein Jahrhundert die Norm für den philosophischen Unterricht ab, nachdem auch Luther unter Melanchthons

---

die praktische Anwendung der wissenschaftlichen Lehren berechnet. Aber bahnbrechende Gedanken, neue Methoden, rücksichtslose wissenschaftliche Konsequenz darf man darin nicht suchen.‘ Eingehendere Inhaltsangaben der philosophischen Lehrbücher Melanchthons gibt A. Richter, Melanchthons Verdienste um den philosophischen Unterricht, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik CII (1870) 456—504. Auch Hartfelder 211—249.

[1] Davon drei Formen zu unterscheiden: a) Compendiaria dialectices ratio, Lipsiae 1520 u. ö.; b) Dialectices Phil. Mel. libri quatuor ab auctore ipso de integro in lucem conscripti ac editi, Hagan. 1528 u. ö.; c) Erotemata dialectices, continentia fere integram artem, ita scripta, ut iuventuti utiliter proponi possint, Vitebergae 1547 u. ö. (In dieser letzten Gestalt im Corp. Reform. XIII 513—752.)

[2] Initia doctrinae physicae, dictata in Academia Vitebergensi, Viteb. 1549 u. ö. (Corp. Reform. XIII 179—412).

[3] Commentarius de anima, Viteb. 1540 u. ö. Liber de anima, recognitus ab auctore, Viteb. 1553 u. ö. (Corp. Reform. XIII 5—178).

[4] Philosophiae moralis epitome, Argent. 1538 u. ö. (Corp. Reform. XVI 21—164). Ethicae doctrinae elementa et enarratio libri quinti Ethicorum, Viteb. 1550 u. ö. (ebd. 165—276). Eine ältere, nur in Abschriften zum Gebrauch der Studierenden verbreitete Fassung von Melanchthons Ethik, die erst vor einigen Jahren wieder ans Licht kam, als eine Abschrift davon aus Privatbesitz in die Bibliothek des städtischen Museums zu Nordhausen überging, ist in den Philosophischen Monatsheften XXIX (1893) 129—177 von H. Heineck (Die älteste Fassung von Melanchthons Ethik) veröffentlicht. Vgl. auch Allgem. Zeitung 1893, Beil. 17. Zu den ethischen Schriften vgl. Chr. E. Luthardt, Melanchthons Arbeiten im Gebiete der Moral (Programm) Leipzig 1884.

[5] In Ethica Aristotelis commentarius, Viteb. 1529 u. ö. Neue Ausgabe: Enarratio aliquot librorum Ethicorum Aristotelis primi, secundi, tertii et quinti, Viteb. 1545 (Corp. Reform. XVI 277—416). Commentarii in aliquot politicos libros Aristotelis, Viteb. 1530 (ebd. 417—452). Über diese Kommentare zu Aristoteles (und über die Schriften Melanchthons zur Ethik überhaupt) vgl. G. Th. Strobel, Neue Beiträge IV, 1, 151—180: Melanchthons Verdienste um den Aristoteles. — Für die Metaphysik geschah durch Melanchthon nichts; auch am Anfange des 17. Jahrhunderts hatten die Protestanten für dieselbe noch kein aus ihren Kreisen hervorgegangenes Lehrbuch, und als man das Bedürfnis fühlte, sie in den Kreis des schulmäßigen philosophischen Studiums einzubeziehen, wurde ‚auffallend genug‘ die 1605 erschienene Metaphysik des spanischen Jesuiten Suarez ‚unter protestantischen Lehrern ein vielgebrauchtes und anerkanntes Lehrbuch‘. W. Gaß, Gesch. der protestant. Dogmatik I 185. Erst auf dem von katholischer Seite her empfangenen Anstoß bildete sich seitdem die protestantische Schulphilosophie auch nach der metaphysischen Seite hin aus. 1608 ließ Martini in Helmstädt ein Lehrbuch, Exercitationes metaphysicae, erscheinen. Ebd. 187—192.

Einfluß soweit eingelenkt hatte, daß er wenigstens den Nutzen der Dialektik und Rhetorik zugab[1].

---

[1] Vgl. Hartfelder 206 f. In dem für die sächsischen Schulen von Melanchthon verfaßten und von Luther herausgegebenen ‚Unterricht der Visitatoren‘ vom Jahre 1528 und 1538 wird angeordnet, daß auf den grammatischen Unterricht in den Schulen der in der Dialektik und Rhetorik folgen solle. Vgl. Löschke 20 u. 118. Was die Art betrifft, wie der Unterricht in der Dialektik betrieben wurde, so suchte man, sagt Löschke S. 118, durch dieselbe ‚bei jeder Gelegenheit den festen Grund des evangelischen Glaubens nachzuweisen und womöglich für Erläuterung der dialektischen Lehrsätze die Exempel aus dem Gebiete der Glaubenslehre zu wählen‘. So gab z. B. Wolfgang Bütner in seiner ‚Dialectica, d. i. Disputierkunst‘ (Leipzig 1596) eine Definition, an deren Form sämtliche Eigenschaften einer vollkommenen Definition nachgewiesen werden sollten. Sie lautet (Löschke 120): ‚Ein Ketzer (species, Bildewort) ist eine stolze Person (genus, Summarienwort), die da Gott nicht achtet (differentia, Scheidewort), die Heilige Schrift fälschet (proprium, Werk- und Amtwort) und lästert und mit erschrecklichem Tumultuieren die Gewissen verirret und einstricket (accidens, das Zier- und Scheltewort), damit er sein groß Lästergeschrei weit und nahe ausbreite (quantitas) und ihm einen besondern Ruf und Namen mache (qualitas), daß er einreiße, zerstöre und verwüste, was Gott und seine Kirche gebauet (actio), und in alle Kirchen und Schulen sein Gift und Geifer indefinenter, ohn Ablassen, ausspeie und aussprühe (officium), vom Teufel und von seinem hochfahrenden Gemüte erregt und angereizet, Unruhe und Jammer anzugeben und zu erdichten (causae).‘ ‚Für das Herz‘, bemerkt hierzu Löschke S. 120, ‚war durch derartige Manipulationen, die mit dem religiösen Stoffe vorgenommen wurden, kaum einiger Gewinn zu erwarten, aber die Schüler mußten in dem zu einem Labyrinthe erweiterten dogmatischen Systeme fest werden, und mutvoll konnten sie dann, wenn die Umstände es erforderten, auf den Kampfplatz eilen, mit ihren Gegnern eine Lanze zu brechen.‘ Gaß I 199) weist ebenfalls besonders darauf hin, ‚daß die Logik für kirchliche und polemische Zwecke eingeübt und die Korrektheit der Schlußbildung als Kriterium der Orthodoxie gegenüber den logischen Verstößen der Ketzer, Romanisten oder Calvinisten hingestellt wurde‘. ‚Balthasar Meisner in seiner „Philosophia sobria“ (Gießen 1611) geht außer grammatischen, rhetorischen und moralischen Fragen vorzüglich die Kategorien und viele metaphysische Sätze durch, und aus jeder gewonnenen Regel macht er eine anticalvinische Anwendung.‘ — Über das Schicksal der Philosophie bei den Protestanten im 16. Jahrhundert im allgemeinen bemerkt Ritter (Gesch. der Philosophie IX 36 f): Die Protestanten ‚waren der Scholastik in einem solchen Grade abgeneigt, daß sie mit ihr auch großenteils die Philosophie verwarfen. Auf eine gründliche Reformation derselben waren sie nicht bedacht. . . . Wo die Philosophie noch in einem freien Triebe durchbrechen wollte, wurde sie zurückgehalten und sich zu verbergen genötigt. Die Mystiker, die Theosophen unter den Protestanten, finden wir nur in sektierischer Absonderung. Zwar konnte man die Philosophie nicht ganz aus den Schulen verdrängen; aber ihren Einfluß zu mäßigen, sie nach dem theologischen System zu modeln und auf eine nüchterne Beurteilung des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen, darauf nahm man allen Bedacht. Die Lehrbücher Melanchthons, die in den protestantischen Schulen herrschend wurden, dienten diesem Zwecke.‘

Wie in Wittenberg durch Melanchthon selbst [1], so gelangte auch an den andern deutschen protestantischen Hochschulen unter seinem Einflusse fast durchgängig der Aristotelismus nach der Norm seiner Lehrbücher zur Herrschaft [2]. In Leipzig legte Melanchthons Freund, Joachim Camerarius (1500—1574), den Grund zum Studium der aristotelischen Philosophie. In Tübingen wurde dieselbe vertreten von Jakob Scheck (1511—1587), in Altorf von Philipp Scherb († 1605), Ernst Soner (1572—1612), Michael Pickart (1574 bis 1620), in Rostock von David Chyträus (1530—1600), in Jena von Viktorin Strigel (1514—1569). In Helmstädt, wo in den von Chyträus mitverfaßten Statuten der Universität vom Jahre 1576 die aristotelischen Schriften und die Lehrbücher Melanchthons als Grundlage für den philosophischen Unterricht ausdrücklich vorgeschrieben waren [3], waren die ersten Hauptvertreter des Aristotelismus Johannes Caselius (1533—1613) und Kornelius Martini (1568—1621) [4], von denen besonders der letztere auf die ganze Richtung der philosophischen Studien in Helmstädt noch im 17. Jahrhundert den maßgebendsten Einfluß ausübte [5].

So wenig aber gelangte die Philosophie trotz der Bemühungen dieser akademischen Lehrer zu allgemeinerem Ansehen, daß der Melanchthonianer Heinrich Moller, Professor zu Wittenberg, im Jahre 1569 vielmehr den ‚allgemeinen Verfall der philosophischen Studien‘ beklagte. ‚Wie viele Vorsteher der Kirchen gibt es denn noch‘, schrieb er, ‚gegenwärtig in Deutschland, welche nicht völlig unwissend in jenen Wissenschaften sind und, was noch schlimmer, ihren Widerwillen gegen dieselben nicht offen zur Schau tragen? Die bitteren und grausamen Schmähungen, von welchen jetzt fast alle Kirchen

[1] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs 55: ‚In Wittenberg beschränkte sich vor 1600 das philosophische Studium allein auf die Melanchthonschen Handbücher, und nur gering kann die durch diese gewonnene philosophische Bildung angeschlagen werden.‘

[2] Vgl. Ed. Zeller a. a. O. 40—44.

[3] Vgl. Henke, Calixtus I 29—31. Nach dem für die philosophische Fakultät vorgezeichneten Plan, der sich im vollen Umfange nicht gleich anfangs verwirklichen ließ, ‚waren unter zehn Professoren, aus denen sie bestehen sollte, zwei Aristotelici, von denen der eine über Aristoteles' Organon und Rhetorik, der andere über dessen Physik und Ethik lesen und sie gegen „Entstellungen oder Angriffe der Sophisten“ verteidigen sollte, und zwei andere, der Dialecticus und Ethicus, sollten nur zu dem tieferen Studium dieser „vera et antiqua philosophia“, besonders nach melanchthonischen Lehrbüchern, vorbereiten und einleiten.‘

[4] Vgl. ebd. I 48 ff 62 ff.

[5] Auch Georg Calixtus und Hermann Conring, die berühmtesten Lehrer der Helmstädter Hochschule, wurden durch Martini in die aristotelische Philosophie eingeführt und blieben entschiedene Aristoteliker; vgl. Henke I 107 ff; Zeller 43.

in Deutschland widerhallen, und die ungehobelten, massenhaft unter das Volk geschleuderten Bücher, in welchen die Philosophie auf das schmählichste vor den ungebildeten Leuten durchgezogen wird, können nichts anderes zuwege bringen als den gänzlichen Untergang der Wissenschaften, eine unabsehbare Barbarei in der Kirche und schrankenlose Freiheit für die mutwilligen Köpfe, mit der christlichen Lehre nach Belieben umzugehen.'[1] Der Lutheraner Jakob Scheck in Tübingen ‚beweinet nicht vergebens', schrieb Perellius im Jahre 1576, ‚daß nach dem aufgegangenen Licht des neuen Evangelii so wenige gefunden werden, die dem allernützlichsten Studio des Aristoteles obliegen'[2]. Über den gänzlichen Verfall des Studiums der Quellen am Ende des 16. Jahrhunderts klagt Salomon Gesner in der Vorrede zu einem von Versor verfaßten und von Zach. Sommer im Jahre 1596 zu Wittenberg neu herausgegebenen Auszug aus der Metaphysik des Stagiriten: ‚Beklagenswert ist der Zustand einiger Universitäten, daß sie mit der Ausrottung der scholastischen Matäologie auch alles echte Philosophieren aus den Schulen austrieben, als ob der Mißbrauch den Gebrauch aufhübe. Daher ist's gekommen, daß nicht nur die Ausleger des Aristoteles, die griechischen wie die lateinischen, sondern auch Aristoteles und Plato selbst aus den Auditorien in die Privatbibliotheken wandern oder vielmehr ins Exil verurteilt, und statt der Quellen ich weiß nicht welche Handbücher und Auszüge eingeführt wurden, die in Trivialschulen gelehrt oder von jedem privatim gelesen werden können. Daher jene Unwissenheit in der Physik, Ethik, Politik und Metaphysik.'[3]

Ein großes und nachhaltiges Aufsehen und viele Streitigkeiten auf den Universitäten erregte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Calvinist Petrus Ramus[4], welcher in der Dialektik, Physik und Metaphysik die aristotelischen Lehrsätze heftig bestritt und auf eine gänzliche Umgestaltung der wissenschaftlichen Erziehung ausging. In letzterer Hinsicht meinte er, man könne ‚durch besondere und fleißige Institution einen Knaben vom siebten Jahre seines Alters an so führen und leiten, daß er im fünfzehnten Jahre die ganze Philosophie, die lateinische Sprache und alle artes gelernt und absolviert habe und für einen Philosophen bestehen könne'[5].

---

[1] Henr. Molleri Comm. in Malachiam prophetam, Viteb. 1569; Döllinger II 496.

[2] Perellius, Ein Gespräch von der Jesuiter lehr und wesen Bl. J 2b.

[3] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs 56. Vgl. auch Elswich, De varia Aristotelis fortuna 50 f. Nur Helmstädt war unter den oben genannten dortigen Lehrern ein Sitz des aristotelischen Quellenstudiums.

[4] Pierre de la Ramée, im Jahre 1515 in dem Dorfe Cuthe in der Picardie geboren, seit 1551 Professor in Paris, nach längerem Aufenthalt im Auslande in Paris 1572 ermordet.

[5] Vgl. Vormbaum I 746.

In Deutschland gewann die ramistische Philosophie eine Anzahl von Anhängern, unter denen besonders zwei persönliche Schüler des Philosophen, Thomas Freigius, 1576—1582 Professor in Altorf, und Franz Fabricius († 1573), der langjährige Vorstand des Düsseldorfer Gymnasiums, nachhaltiger für deren Verbreitung wirkten [1]. Auch Johann Sturm in Straßburg war ein Anhänger dieser Philosophie. Einige, wie der Marburger Professor Rudolf Goclenius (1547—1628), suchten auch Aristoteles und Ramus miteinander zu verbinden. Im ganzen aber fand der Ramismus von seiten der akademischen Lehrkörper lebhaften Widerstand. Als Friedrich III. von der Pfalz beschlossen hatte, den Ramus zum Lehrer der Ethik in Heidelberg zu ernennen, bat die Universität den Kurfürsten am 16. November 1569, er möge auf dieser Anstellung nicht bestehen, weil Ramus mit der Philosophie des Aristoteles, ‚welche nun in die 2000 Jahre bewährt und jederzeit für die beste gehalten worden und noch dafür gehalten' werde, nicht übereinstimme, sondern ‚eine sondere Art und Weise zu lehren' habe: durch seine Anstellung würden an der Universität ‚unter den Präzeptoren und den Diszipuln Uneinigkeit, Hader, Zank, Faktiones und sonsten allerhand Unrat sich ereignen' [2].

An lutherischen Universitäten wurde die Philosophie des Ramus, weil ihr Urheber ein Calvinist gewesen, des Calvinismus verdächtigt und mit dem Stempel der Verwerflichkeit bezeichnet. Für Wittenberg erließ Kurfürst Christian I. von Sachsen im Jahre 1588 den strengen Befehl, ‚die Ramisterei solle in öffentlichen Vorlesungen gänzlich vermieden und unterlassen werden': wer wider diese Verwarnung handle, werde gebührlicher Strafe verfallen [3]. Der lutherische Theologe David Chyträus in Rostock warnte im Jahre 1588 den Rektor Heinrich Betulius in Lüneburg, er möge sich vor dem verhaßten Namen eines Ramisten hüten; bereits sei bei dem Magistrate eine Klage-

---

[1] Zeller 48 f. Die andern Vertreter des Ramismus zählt Brucker (Hist. crit. philos. IV b 76 f) auf. Vgl. auch Elswich, De varia Aristotelis fortuna 54 ff.

[2] Winkelmann I 311—312.

[3] Grohmann I 172—174 und II 176. In dem Wittenberger Visitationsbericht von 1585 hatte es noch geheißen: ‚In legendo halten die Professores phil. den methodum Philippi, wissen auch unter ihnen keinen Streit der Ramisterei halber, allein daß die doctrina Rami von etzlichen privatis magistris gelesen wird, daraus mit der Zeit mancherlei Zerrüttung der academia erfolgen könnte.' Tholuck, Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs 56. — ‚Obwohl Luther selbst von Aristoteles mit ungerechter Verachtung gesprochen hatte, wurden doch zu eben der Zeit, wo anderweite Behauptungen Luthers in Sachsen mehr als das Evangelium galten, Professoren der Philosophie, welche als Anhänger des Petrus Ramus die Lehre des Aristoteles bestritten, als Feinde der lutherischen Rechtgläubigkeit behandelt und ihrer Stellen entsetzt.' K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen III 51.

schrift seiner Ketzerei wegen eingereicht worden [1]. In Leipzig hatte Johann Cramer (1530—1602), seit er 1576 als Ramist hervortrat, viele Streitigkeiten mit der philosophischen Fakultät, wurde aber gegen den von der Universität 1582 gefaßten Beschluß seiner Absetzung von der Professur vom Kurfürsten im Amte geschützt, bis er dasselbe 1592 niederlegte [2].

An der Universität zu Helmstädt, wo der Professor der Theologie Kaspar Pfafrad den Ramismus vertrat, waren die schon genannten Professoren der Philosophie Caselius und Kornelius Martini die entschiedensten Gegner der ramistischen Philosophie, aber nicht aus konfessionellen Gründen, sondern infolge ihrer Beobachtung, daß die Anhänger derselben sich ernster geistiger Arbeit entschlugen und alles Verdienst der alten strengen aristotelischen Schulbildung selbstgefällig herabsetzten. Sie sahen, wie überall mit der Üppigkeit und dem Sittenverderben auch die Arbeitsscheu und das anmaßende Absprechen, die Roheit und Geschmacklosigkeit immer mehr einrissen, und gerade diesen Übelständen schien ihnen die Lehre des Ramus eine bequeme Rechtfertigung darzubieten [3]. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß solche Lutheraner, die im Unterschied von der melanchthonianischen Richtung an der echt lutherischen Feindschaft gegen alle Philosophie und allen Vernunftgebrauch in Glaubenssachen festhielten, wie der Helmstädter Professor Daniel Hofmann, sich den Ramisten gegen den Aristotelismus anschlossen [4].

Auch unter den Calvinisten sprachen sich viele gegen Ramus aus. So wirft z. B. Keckermann der Philosophie desselben in den Jahren 1599 und

[1] Döllinger I 459.

[2] Vgl. G. Voigt, Über den Ramismus an der Universität Leipzig, in den Berichten über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philos.-histor. Klasse, XL (1888) 31—61.

[3] Henke, Calixtus I 73—77. ‚Für alle Vorzüge der bisherigen Schule, für die Solidität und Strenge ihrer Methode, für alle Übung und Anstrengung, welche sie den Schülern abnötigte, hatte Ramus fast eingestanden nichts an die Stelle zu setzen; und während so die, welche sich ihm hingaben, ein umfassendes und vielfach stärkendes Bildungsmittel verloren, ... lernten sie dagegen gleich anfangs nur absprechen über das, was sie nicht kannten, und verdarben sich geistig und sittlich durch die Entwöhnung von Arbeit und durch die Gewöhnung nach einem beschränkten Maßstabe von Nützlichkeit eine desultorische Beschäftigung mit voreilig empfohlenen Realkenntnissen zu überschätzen und alles Verdienst der alten Disziplin selbstgefällig herabzusetzen: alles um so nachteiliger, als sie in diesem Sinne nun auch schon auf die niedern Schulen einzuwirken und diese danach zu reformieren suchten.‘ Ebd. 74.

[4] Vgl. Henke I 74: ‚Verächter aller Philosophie standen nicht weit ab von solchen Gegnern der anerkanntesten Philosophie ihres Zeitalters; das bloße Regieren der letzteren und das schwache Minimum von Philosophie, welches dabei übrig blieb, konnte mit so viel Recht für gar nichts gelten, daß es den Gegnern aller Philosophie immer noch das liebste war.‘

1618 vor, sie leide an Verstümmelung sowohl im ganzen System, da die Metaphysik gänzlich ausfällt, als in den einzelnen Disziplinen, und an Verwirrung. Die Ramisten, sagt er weiter, ‚ermuntern von vornherein nur zum Kritisieren, daher die allgemeine Neuerungssucht derselben‘. ‚Nicht seiner Güte verdankt Ramus seine ungeheuere Verbreitung, die er in Deutschland und England gefunden, während Frankreich und Italien ihn zurückgewiesen, sondern weil sie die Schul-termini der strengen Dialektik vermeiden und Rhetorik und Eleganz an die Stelle gesetzt haben, und weil das Studium der Peripatetiker so abschreckend betrieben wird, daß dieselben sich wohl selbst auf das dictum des Ammonius berufen: „Die peripatetischen Studien erfordern eine Eselsarbeit“‘ [1]. Ähnlich spricht sich Hospinian, Professor des Organon in Basel, im Jahre 1557 über den ‚Aristotelesgeißler‘ Ramus und die Gründe, weshalb dieser so viele Anhänger gefunden habe, aus [2].

Ein anderer Gegner, auf einem ernsteren wissenschaftlichen Standpunkte stehend als die Anhänger des Ramus, erstand der durch Melanchthon begründeten peripatetischen Schulphilosophie in Nikolaus Taurellus [3], seit 1580

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben II 4—5.

[2] Ebd. II 325. Die katholische Universität zu Freiburg im Breisgau, wo Ramus Eingang gefunden hatte, erließ im Jahre 1590 die strenge Verfügung, denselben gänzlich aus den Vorlesungen auszuschließen und nicht einmal mehr seinen Namen zu nennen, es sei denn, um seine Lehre zu bekämpfen; kein Student dürfe ein Buch von Ramus besitzen. Im Jahre 1605 rühmte sich der Universitätsrektor, alle Ramisten aus Freiburg fortgeschafft zu haben. Schreiber, Universität Freiburg II 134 135.

[3] Nik. Taurellus, geb. am 26. November 1547 zu Mömpelgard, gest. am 28. September 1606 zu Altorf. Sein erstes Hauptwerk drückt schon im Titel die Tendenz seiner Philosophie aus: ‚Philosophiae Triumphus, hoc est, metaphysica philosophandi methodus, qua divinitus inditis menti notitiis humanae rationes eo deducuntur, ut firmissimis inde constructis demonstrationibus aperte rei veritas elucescat, et, quae diu philosophorum sepulta fuit auctoritate, philosophia victrix erumpat. Quaestionibus enim vel sexcentis ea, quibus cum revelata nobis veritate philosophia pugnare videbatur, adeo vere conciliantur, ut non fidei solum servire dicenda sit, sed eius esse fundamentum‘ (Basileae 1573). Unter seinen späteren Schriften sind die wichtigeren: ‚Synopsis Aristotelis Metaphysices ad normam christianae religionis explicatae, emendatae et completae‘ (Hanoviae 1596); ‚Alpes caesae, hoc est, Andreae Caesalpini Itali monstrosa et superba dogmata discussa et excussa‘ (Francofurti 1597); ‚Κοσμολογία. Hoc est physicarum et metaphysicarum discussionum de mundo libri 2‘ (Ambergae 1603); ‚Uranologia‘ (ibid. 1603); ‚De rerum aeternitate: Nic. Taurelli Metaphysices universalis partes quatuor, in quibus placita Aristotelis, Vallesii, Piccolominei, Caesalpini, Societatis Conimbricensis aliorumque discutiuntur, examinantur et refutantur‘ (Marpurgi 1604). Vgl. über Taurellus Xaver Schmid, Nik. Taurellus, Erlangen 1860, 2. Ausg. 1864.

Professor der Physik und Medizin in Altorf. Taurellus, auf der einen Seite durchdrungen von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, stellte sich die Aufgabe, ein philosophisches System zu begründen, in welchem die philosophische Wahrheit ihre Versöhnung mit der geoffenbarten Wahrheit finden sollte; die Philosophie sollte dadurch der Aufgabe zugeführt werden, der Theologie als Fundament zu dienen. Insofern die bisherige Philosophie diese Aufgabe nicht leiste, liege die Schuld nicht bei der Philosophie als solcher, sondern bei den Philosophen, welche den Glanz der Philosophie durch ihre Irrtümer verdunkelt haben, von denen dieselbe daher erst wieder gereinigt werden müsse[1]. Insofern dies der Fall ist, bekämpft er die Autoritäten in der Philosophie, welche dieselbe nur auf Irrwege geführt haben, und tritt so auch dem Aristotelismus entgegen, zunächst zwar derjenigen Gestalt desselben, in welcher bei zeitgenössischen italienischen Freigeistern, wie dem von ihm speziell bekämpften Cäsalpinus (1509—1603), der averroistische Aristotelismus zum Pantheismus umgebildet erscheint, aber auch dem Aristoteles selbst. Außerdem aber sieht er sich auch genötigt, wie er in seiner prinzipiellen Stellung zu der Frage über das Verhältnis zwischen Vernunft und Glauben, Philosophie und Theologie sich in Gegensatz zu den ‚reformatorischen‘ Grundanschauungen setzt, so auch die dogmatischen Lehren der protestantischen Bekenntnisse von der Erbsünde und der Gnade wesentlich zu modifizieren, da es zwischen den echt ‚reformatorischen‘ Anschauungen über diese Gegenstände und der menschlichen Vernunfterkenntnis allerdings keine Versöhnung gibt[2]. Der Erfolg war, daß Taurellus ebenso von den Theologen seines Bekennt-

---

[1] Vgl. Schmid, Taurellus 23 f.

[2] Stöckl III 547: ‚Wir sehen, welch große Mühe es dem Taurellus kostet, die Berechtigung der Philosophie in seinem Bekenntnisse aufrecht zu erhalten. Es ist ihm unmöglich, dieses Ziel zu erreichen, ohne die reformatorischen Lehren von der Erbsünde und von der Gnade zu bekämpfen und ihre Tragweite in engere Schranken zurückzuweisen. Und es ist merkwürdig, daß er in diesem Kampfe in vielfacher Beziehung von der Scylla in die Charybdis fällt. Seine Lehre von der Erbsünde und Erlösung ist ein seltsames Gemisch von Lutheranismus und Pelagianismus. . . . Die rechte Mitte zwischen beiden Gegensätzen war ihm auf dem Standpunkte seines Bekenntnisses unerreichbar. Aber merkwürdig bleibt es immerhin, daß schon damals die Aufrechthaltung der Philosophie unter der Voraussetzung des strengen Lutheranismus als eine Unmöglichkeit erkannt wurde, und daß man dieses Ziel nur durch die seltsamste Mischung von lutherischen und pelagianischen Lehrsätzen wenigstens einigermaßen erreichen zu können glaubte.‘ S. 554 f: ‚Gewiß ist das Lehrsystem des Taurellus von großem Interesse. Dieser Versuch der Philosophie, sich mit dem „reformatorischen“ Bekenntnisse auseinanderzusetzen, das ihr entrissene Feld wieder zu gewinnen, ohne doch in offenen Widerspruch mit der Theologie zu treten, das ist eine Erscheinung, welche für die Kenntnis der damaligen Verhältnisse und des Verhältnisses der neu entstandenen dogmatischen Lehren zur Philosophie sehr belehrend ist.‘

nisses wie von den Vertretern der protestantisch-aristotelischen Schulphilosophie bekämpft wurde. Zwar bildete sich in Altorf eine Taurellianische Schule neben der peripatetischen Scherbianischen Schule; aber eine nachhaltige Wirkung hat er nicht ausgeübt [1].

An der Universität Rostock schlug Eilhard Lubinus (1596—1621) selbständige Wege ein, indem er im Anschlusse an den Neuplatonismus das Böse für eine bloße Negation, einen defectus, aber für notwendig erklärte [2].

Im Gegensatz zu diesen verschiedenen Vertretern einer gelehrt schulmäßigen Philosophie sind als protestantische Mystiker zu nennen Valentin Weigel (1533—1588), Pastor zu Zschopau in Sachsen, dessen Anschauungen erst nach seinem Tode mit der Herausgabe seiner Schriften in weiteren Kreisen bekannt wurden, und an den sich die Sekte der Weigelianer anschloß, und der noch bekanntere, in die folgende Periode hinüberreichende Jakob Böhme (1575—1624).

Es besteht aber unter den lutherischen Theologen auch eine Richtung fort, die in der Konsequenz der lutherischen Prinzipien an der Feindschaft gegen die Vernunft und Philosophie überhaupt festhält [3]. Am meisten Aufsehen erregte in dieser Richtung der Helmstädter Theologe Daniel Hofmann (1538—1611) [4] in seinem Streit mit den dortigen Philosophen Caselius und Martini. In Thesen ‚De Deo et Christi tum persona tum officio', die er im Jahre 1598 drucken und unter seinem Präsidium verteidigen ließ, gab Hofmann seiner Verwerfung aller philosophischen Studien, als schädlich für die Theologie, und alles Vernunftgebrauches in Glaubenssachen offenen Ausdruck [5]. Ein Kolloquium mit den Gegnern hatte nur den

N. B.

[1] Schmid, Taurellus 18 f.

[2] Phosphorus de prima causa et natura mali, Rostochii 1596. Dorner 527. Tholuck, Akademisches Leben II 5 f 109. G. Frank, Gesch. der protestantischen Theologie I 345 f.

[3] Vgl. auch oben S. 466 f.

[4] Vgl. Ernst Schlee, Der Streit des Daniel Hofmann über das Verhältnis der Philosophie zur Theologie, Marburg 1862.

[5] Er stellte darin die Behauptungen auf: ‚Quod quanto magis excoleretur ratio humana philosophicis istis studiis, tanto armatior hostis prodiret, et quo seipsam armaret impensius, eo theologiam invaderet atrocius et errores iungeret speciosius, Ipsum lumen rationis naturaliter et carnaliter adversari Deo et summis mandatis eius, imo esse inimicitiam adversus Deum praecipue in divinis et spiritualibus rebus: nec excipiendam philosophiam in mente Platonis et Aristotelis: philosophiam depraedatricem esse haeresin et hostem theologiae, opus carnis, Pelagianismi ream.' Denzinger I 134. Auch Luthers Verwerfung der abominabilis sententia der Sorbonne (s. oben S. 457) wiederholt er in diesen Thesen. Henke, Calixtus I 70. Schlee 15 ff.

Erfolg, daß er sich in noch maßloserer Weise äußerte[1]. Endlich kam es dazu, daß Hofmann, nachdem ihn seine Gegner bei der Regierung verklagt hatten, durch Entscheidung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig im Jahre 1601 zur Abbitte an dieselben genötigt und von der Universität entfernt wurde; erst 1603 durfte er nach Helmstädt zurückkehren und erhielt wieder die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten[2]. Seine antiphilosophische Richtung setzte in Helmstädt der 1616 zum Professor der Ethik ernannte Johann Angelus von Werdenhagen (1581—1652) seit 1617 fort, der deshalb 1618 entfernt wurde und sich später an Jakob Böhme anschloß[3]. Ebenso trat daselbst Wenzeslaus Schilling als Student oder Privatdozent bei der philosophischen Fakultät im Jahre 1616 mit einigen im Sinne Hofmanns gehaltenen Schriftchen auf und wurde von der Fakultät ausgeschlossen[4].

Zu diesen Gegnern der Philosophie aus theologischen Prinzipien kommen weiter solche, bei denen diese Gegnerschaft aus einem überhaupt wissenschaftsfeindlichen Fanatismus hervorgeht. So Karlstadt, der, nachdem er in den früheren Jahren seit 1505 zu Wittenberg scholastische Philosophie doziert und auch einige scholastische Schriften veröffentlicht hatte, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten auf philosophischem Gebiete freilich kein günstiges Zeugnis ausstellen[5], seit 1517 zuerst mit Luther gegen die Scholastik für den ‚Augustinismus' eintrat und sich gegen allen Gebrauch der Philosophie, auch der Logik, in der Theologie aussprach[6], bis er in seiner weiteren Entwicklung so-

[1] In aller unzweideutigster Weise erklärte er nun: ‚Non abusum se philosophiae tantum istis assertionibus petere, sed etiam de vero, veriore et verissimo usu philosophiae intelligere, adeo ut philosophia, quando in officio sit, in recto usu contraria sit theologiae.' Denzinger I 134. Er verteidigte seine Ansichten auch weiter in zwei Schriften vom Jahre 1600: ‚Pro duplici veritate Lutheri a philosophia impugnata et ad pudendorum locum ablegata'; und: ‚Super quaestione, num syllogismus rationis locum habeat in regno fidei'. Henke 71.

[2] Ebd. 72 99 ff. Schlee 16—42.

[3] Henke 242—252. Schlee 46—48. [4] Ebd. 45 f.

[5] Vgl. darüber G. Bauch, Andreas Karlstadt als Scholastiker, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XVIII (1898) 37—57.

[6] An Spalatin schrieb er im Jahre 1518 auf dessen Frage, an welchen Orten die Logik für die Theologie notwendig sei: ‚Tibi respondeo: in nullo locorum, quia Christus non indiget figmentis humanis. Hominum scientia et sapientia huius mundi est apud Deum stultitia, et expolianda est anima philosophicis praestigiis, quae Christum videre vult. Dicit enim Apostolus: Curate, ne quis vos depraedetur per inanem fallaciam. Et sapiens ait: Odibilis est Deo omnis Sophista. Propterea existimo Dialecticam non esse necessariam Theologiae.' Elswich, De varia Aristotelis fortuna 30. Elswich bemerkt dazu, bei der Leipziger Disputation habe sich die verachtete Dialektik glänzend gerächt, als Karlstadt nach einem Ausspruch Zwinglis das Schauspiel eines Rekruten bot, der zwar Waffen hat, aber sie nicht zu gebrauchen versteht.

weit kam, daß er die Studenten aufforderte, sie sollten lieber nach Hause gehen und Feldarbeit tun, da es heiße: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen; Wissenschaft helfe nicht, sondern der Geist.

Dieser Geist machte sich auch sonst geltend. Mancherorts erklärten die Prädikanten allen philosophischen Studien den Krieg. So klagte z. B. die Leipziger Universität nach ihrer im Jahre 1539 erfolgten Protestantisierung dem Herzog Heinrich: ‚Die Prädikanten geben sich alle Mühe, die Studierenden und die ganze Hochschule dem Volke von den Kanzeln herab verhaßt zu machen; sie verachten und schmähen die philosophischen und die humanistischen Studien als heidnisch und teuflisch, schmähen vor dem Volk die Magister und Doktoren als ungelehrte Esel, welche nichts von der Heiligen Schrift verstünden, während sie doch selber nicht drei Worte Latein vorbringen können.‘ [1]

Mit der Philosophie war durch Luthers Vorgehen auch die spekulative Theologie und, da eine tiefere Erfassung der Offenbarung ohne Spekulation nicht denkbar ist, im Grunde jede ernstere wissenschaftliche Theologie sachlich, wenn auch nicht dem Namen nach, zeitweise beseitigt. Ein junger Mensch solle, mahnte Luther, ‚die Philosophie und Theologie der Schulen meiden wie den Tod seiner Seele. Die Evangelien sind nicht so dunkel, daß sie ein Kind nicht verstehen möchte. Wie sind doch die Christen zur Zeit der Märtyrer gelehrt worden, da weder solche Philosophie noch Schultheorie war? Wie hat Christus selber gelehrt? St Agnes ist eine Gottesgelehrte (theologa) von 13 Jahren gewesen, ingleichen Lucia und Anastasia; woraus haben sie gelernt?‘ [2]

An die Stelle der scholastischen Theologie trat jedoch nicht, wie man etwa aus dieser Stelle folgern sollte, ein einfacher Katechismusglaube, eine friedlich-kindliche Auffassung des Christentums, die von aller wissenschaftlichen Erörterung absah, sondern eine zerstörende, verneinende, lästernde Streittheologie, wie sie seit den Tagen des Arius nicht mehr dagewesen war. Luthers ganze Tätigkeit in der ersten Zeit seines Wirkens war eine fast ausschließlich

[1] Winer, De facult. evangel. in Universitate Lipsiae originibus, Lipsiae 1839, 23.

[2] Döllinger I 482 f. Döllinger bemerkt dazu: ‚So war die gesamte spekulative Theologie abgetan und als ein nicht nur überflüssiges, sondern durchaus schädliches und im Prinzip schon verwerfliches Studium beiseite geschoben. Die historisch-traditionelle Theologie, das gesamte patristische Studium, durfte kein günstigeres Urteil und Schicksal erwarten von einem Systeme, welches mit der Forderung begann, daß die ganze Kette des kirchlich-dogmatischen Bewußtseins, der bisherige Entwicklungsgang der Lehre, als ein durchaus verfälschter abgebrochen werde.‘

aufreizende, verneinende, niederreißende [1]. Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit welcher er an den Lehren und an dem Bau der alten Kirche gerüttelt hatte, zog er wider alle Neugläubigen zu Felde, die sich nicht blind und unbedingt seiner Lehrautorität unterwarfen: gegen Karlstadt, Ökolampadius, Zwingli, die Wiedertäufer. Schon um das Jahr 1525 herrschte auf religiösem Gebiete eine vollständige Anarchie. Zwischen Lutheranern und Zwinglianern, welche sich auf Leben und Tod befehdeten, wurde ein Ausgleich um den andern versucht; jedoch alles scheiterte, und neue Händel waren die Folge. Nachdem jahrelang über das Abendmahl hin und her gestritten worden, wußte Luther selbst nicht, was eigentlich Melanchthon darüber dachte: ‚Denn er (Philippus) nennete es nicht anders, hielt es auch nur für eine schlechte Zeremonie, hätte ihn auch lange Zeit nicht sehen das Abendmahl empfangen.‘ [2]

Aus der immer höher anschwellenden Flut der Streittheologie ragen wie umbrandete Inseln die ersten Bekenntnisschriften des Protestantismus hervor: die Augsburger Konfession (1530) mit ihren verschiedenen Abänderungen, die Wittenberger Konkordie (1536), der Frankfurter Rezeß (1558), das Württembergische Bekenntnis (1559), der Heidelberger Katechismus (1563), das Torgische Buch (1576), das Bergische Buch (1577), die Konkordienformel (1580) [3].

So sehr nun Luther, seinen Prinzipien entsprechend [4], gegen alle Schultheologie geeifert hatte, und so wenig es ihm selbst gelang, seine gesamte

---

[1] Vgl. unsere Angaben II 79 ff 101 ff 117 190 ff 210 ff 238 ff 297 ff 406 ff. Vgl. Döllinger in Hortigs Handbuch der Kirchengeschichte II, 2, 920: ‚Die Polemik behielt, auch nachdem der erste Kampf auf Leben und Tod vorüber war, bei den Protestanten jene Säure, jenes Zänkische, Gehässige, jene unlautere Sophistik, welche jeder Sekte der Kirche gegenüber eigen ist. Um sich von der großen Verschiedenheit der katholischen und der protestantischen Dogmatik zu überzeugen, darf man nur z. B. Bellarmins „Kontroversen“ und die „Locos theologicos“ von Gerhard miteinander vergleichen. Daher jene endlosen Verdrehungen und Entstellungen der katholischen Lehre, so daß wohl die Hälfte aller katholischen Verteidigungsschriften sich bloß mit Zurückweisung solcher unredlichen Angriffe zu beschäftigen hatte; daher jene Masse grundloser Beschuldigungen, welche gegen sie aufgehäuft wurde, jenes Durchwühlen aller Jahrhunderte der Kirchengeschichte, um die Fehltritte einzelner Päpste, Bischöfe, Geistlichen und Mönche, die Verirrungen einzelner Theologen als Waffen wider sie zu gebrauchen; daher endlich die fast in jedem theologischen Buche oft auf die gezwungendste Weise angebrachten Ausfälle auf die Lehre und Disziplin der Kirche. Alles dieses bezeichnet den Irrtum im Streite gegen die Wahrheit.‘

[2] Vgl. vom vorliegenden Werke III 395.

[3] Vgl. ebd. 184 ff 392 ff und IV 32 ff 49 ff 201 ff 517 ff.

[4] Wie die Ausbildung einer protestantischen Schulphilosophie gegen diese Prinzipien war, so hätte es auch nach denselben ‚im Protestantismus zu einer Wissenschaft des Glaubens überhaupt nicht kommen können, ja im Grunde nicht einmal zu einem Glaubensbekenntnis oder Dogma; denn die Auslegung der Schrift, die Auffassung und

Lehre in einem umfassenden Werke darzustellen, so wenig konnte er es hindern, daß sich auf protestantischer Seite eine Schultheologie, einigermaßen nach Art der alten, entwickelte, und daß die verschiedenen neuen Lehren, teilweise in der Terminologie der altkirchlichen Wissenschaft, aber mit völlig verschobenem Sinne, zu einem mehr oder weniger systematischen Ausdruck gemacht wurden. Die ausgedehnte Literatur der aus der wirren Bewegung herausgestalteten Bekenntnisformulare zeugt vielfach von dialektischer Schärfe, von einer Geistesschulung, welche die Verfasser noch aus der früheren Zeit mit sich gebracht hatten, sowie von einer ausgedehnten, wenn auch mit willkürlicher Deutung verbundenen Kenntnis der Heiligen Schrift.

Der Meister im Zusammenfügen, Anpassen, Ausgleichen wie in der Handhabung der aus der alten Kirche herübergenommenen theologischen Sprache war Melanchthon, ‚der ordnende Geist der deutschen Reformation‘ [1]. Wie er in der Philosophie den Grund der protestantischen Schulwissenschaft legte, so gab er den deutschen Protestanten auch die erste zusammenfassende dogmatische Lehrschrift, in seinen ‚Loci communes rerum theologicarum, seu hypotyposes theologicae‘, gewöhnlich als ‚Loci theologici‘ oder ‚Loci communes‘ zitiert, die in der ersten Ausgabe Wittenberg 1521 erschienen. Die Geschichte dieses Werkes mit den wesentlichen Veränderungen in Bezug auf den dogmatischen Inhalt, die es in mehrmaliger Umgestaltung 1535 und 1543 erfuhr, beleuchtet am besten die Schwankungen und Veränderungen in den Anschauungen seines Urhebers [2]. Aus Vorlesungen über den Römerbrief

---

das Verständnis ihres Inhalts ist ohne Vernunfttätigkeit und vernünftiges Urteil auf rein übernatürliche Weise gar nicht möglich. Da aber eine absolute Trennung der Offenbarung von der Vernunft gegen die Natur der Dinge ist, so sehen wir sie auch tatsächlich nicht durchgeführt, vielmehr nur eine von der bisherigen abweichende, ihnen eigentümliche Verbindung beider in Anwendung gebracht‘. Kuhn I 473 f.

[1] So nennt ihn Dorner 272. Über seine Theologie vgl. Herrlinger, Die Theologie Melanchthons in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Gotha 1879, und dazu Tollin in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1879, Nr 11, und Schürers Theolog. Literatur-Zeitung 1879, 520 f. Zur Charakteristik Melanchthons s. auch die allerdings stark panegyrische Arbeit von Ellinger, Phil. Melanchthon. Ein Lebensbild, Berlin 1902, und die kleine, aber tief eindringende Studie von O. Klopp, Phil. Melanchthon, Berlin 1897. Weitere Melanchthon-Literatur im Histor. Jahrbuch XVIII 686 f.

[2] Staudenmaier, Dogmatik I 270: ‚Die beständige Veränderung der eigenen Sache rührte ebenso von der Unentschiedenheit des eigenen Geistes, als von der Gewalt, die Luther auf beinahe tyrannische Weise auf ihn ausübte, her. So kam ein dogmatisches Werk zu stande, von welchem später mit Rücksicht auf die mit ihm vorgenommenen Veränderungen sogar eine Literaturgeschichte geschrieben werden konnte. (Versuch einer Literaturgeschichte von Philipp Melanchthons „Locis theologicis“ von G. Th. Strobel, Altorf u. Nürnberg 1776.)‘ — Die Loci sind in den drei verschiedenen Gestalten, mit bibliographischen Angaben über die weiteren Abdrücke von

hervorgegangen, will die Schrift in der ersten Gestalt die vornehmsten Artikel der christlichen Lehre in systematischer Zusammenfassung kurz darstellen[1]. Diese erste Ausgabe der ‚Loci' ist jedoch keineswegs ein vollständiger Abriß der Dogmatik. Die Lehre von Gott, der Einheit Gottes, der Trinität, der Schöpfung, der Inkarnation wird nicht behandelt; diese Geheimnisse der Gottheit, sagt Melanchthon, beten wir besser an, als daß wir sie erforschen. Die scholastischen Disputationen darüber haben sich als fruchtlos erwiesen und nur das Evangelium und die Wohltaten Christi verdunkelt. Dagegen könne man kein Christ sein, wenn man die übrigen Artikel, von der Macht der Sünde, vom Gesetz und von der Gnade nicht kenne; denn aus ihnen werde Christus erst erkannt. Den Inbegriff dieser Lehrstücke also, die auch den Gegenstand des Römerbriefes bilden, will Melanchthon in seiner Schrift darstellen[2]; d. h. also diejenigen Lehrstücke, auf welche es in der neuen Lehre Luthers ankommt, während die Grunddogmen des Christentums als etwas, das kein praktisches Interesse habe, beiseite geschoben werden[3]. Dabei steht Melanchthon in dieser ersten Fassung

---

jeder derselben, im XXI. Bd des Corpus Reformatorum enthalten. Über die neueste Ausgabe von Melanchthons Loci, die Kolbe besorgte (Leipzig 1900), s. Schürers Theolog. Literatur-Zeitung 1901, 15; ebd. 1902, 695 f über Römer, Die Entwicklung des Glaubensbegriffes bei Melanchthon, Bonn 1902.

[1] ‚Ut intelligat iuventus, et quae sint in scripturis potissimum requirenda, et quam foede hallucinati sint ubique in re theologica qui nobis pro Christi doctrina Aristotelicas argutias prodidere.' Corp. Reform. XXI 82.

[2] Ebd. 83–85.

[3] Kuhn I 475 f: ‚Man sieht hieraus, wie die überwiegende Richtung der Reformatoren auf das subjektiv praktische Christentum eine Ausscheidung des dogmatischen Stoffes bewirkt hat, die vom objektiven wissenschaftlichen Standpunkte unzulässig ist. Man ersieht ferner, daß sie überhaupt gegen den objektiven Charakter der christlichen Lehre reagieren und nur ein subjektiv praktisches Wissen zulassen wollen. Was Wunder, wenn sie sich gegen die Philosophie und ihre Anwendung auf die christliche Wahrheit als eine Verdunklung und Gefährdung derselben erklären? Es ist hier der Unterschied zwischen religiösem Glauben und objektivem Wissen, zwischen Dogma und Dogmatik noch nicht zum Bewußtsein gebracht oder vielmehr das eine mit dem andern konfundiert. Das hat aber seinen Grund nicht darin, daß man beide überhaupt nicht zu unterscheiden wußte, sondern darin, daß man aus subjektiven Gründen, von dem Standpunkte aus, den man zum christlichen Glauben eingenommen hatte, den Unterschied nicht zulassen konnte. Einmal war das Bewußtsein, das man von der christlichen Wahrheit hatte, kein objektives, kein mit der objektiven Erkenntnis derselben, mit der Vernunft und Philosophie harmonierendes; sodann wollte man überhaupt kein eigentlich objektives Dogma, sondern nur einen durch das eigene dogmatische Grundbewußtsein, das wesentlich subjektiver Art ist, bestimmten Glauben. Daher blieb der Widerspruch gegen die Scholastik auch da noch aufrecht erhalten, wo man, wie Melanchthon in den späteren Auflagen der Loci, von jenem irrationalistischen Standpunkte, von jener der Vernunft widersprechenden Auffassung der christlichen Lehre großenteils zurück-

der ‚Loci' in allem, in den prinzipiellen Fragen wie in der Behandlung der einzelnen Glaubensartikel, durchaus auf dem Standpunkte Luthers. Luther selbst konnte darum auch das Buch nicht genug loben; alle Väter zusammen, meinte er, seien nichts dagegen; es sei das beste Buch nach den Schriften der Apostel und des Kanon würdig [1]. Indessen mochte Melanchthon selbst schon 1530 das Buch nicht mehr zur Lektüre empfehlen, da manches darin noch zu roh und der Änderung bedürftig sei. Die Neubearbeitung vom Jahre 1535 ist denn auch fast eine ganz andere Schrift. Ein charakteristischer Unterschied derselben von der früheren Gestalt ist vor allem der, daß sich der Inhalt jetzt nicht mehr auf die anthropologischen und soteriologischen Dogmen beschränkt, sondern daß die früher vernachlässigten Lehrstücke jetzt ebenfalls hereingezogen werden, also jetzt ein vollständiger Abriß der Dogmatik gegeben wird. Immerhin werden diese jetzt nachgetragenen Artikel im Verhältnis zum Ganzen sehr kurz abgetan, ‚mehr in einer faßlichen Relation als eigentümlichen Auffassung des Dogmas' [2]. Der andere wesentliche Unterschied besteht darin, daß Melanchthon jetzt seinen früheren, streng Luthers Lehre gemäßen Standpunkt in der Sünden- und Freiheitslehre verlassen hat, und daß demgemäß seine Lehre von den Kräften des Menschen, von der Freiheit und von ihrem Anteil an dem Heilswerke eine ganz andere geworden war [3], dementsprechend auch der allgemeine Charakter seiner Theologie überhaupt, in ihrem Verhältnis zur Philosophie und Vernunft, wie in ihrem Verhältnis zur Theologie der Vorzeit, die er jetzt, entgegen der früheren geringschätzigen Behandlung, wenigstens da zur Stütze herbeizieht, wo sie ihm paßt. Die dritte Bearbeitung ‚geht in derselben Richtung noch etwas weiter und nähert

---

gekommen war. Es widersprach dem reformatorischen Prinzip, ein Dogma anzuerkennen, das durch die Vermittlung der objektiven Vernunft sich konstituiert und in der Autorität der Kirche seine Gewähr findet; man wollte stets nur einen subjektiven Glauben, der in der Bibel allein seinen Stützpunkt findet und durch die subjektive Schriftauslegung, somit durch die subjektive Vernunft vermittelt ist.'

[1] Vgl. Corp. Reform. XXI 78; Frank, Gesch. der protestantischen Theologie I 27 f.

[2] W. Gaß (I 38) erklärt diese jetzt erfolgte Ergänzung des dogmatischen Systems nicht aus wissenschaftlich theologischem Interesse, sondern aus der Notwendigkeit, der drohenden Gefahr, diese Grunddogmen des Christentums, an denen Melanchthon nicht gerüttelt wissen wollte, möchten den Anhängern der neuen Lehre abhanden kommen, durch bestimmte Erklärung noch entgegenzutreten. Ebd.: ‚Auf die frühere Übergehung folgte eine schlichte Annahme, hier wie in der Augsburgischen Konfession. Mit diesen Schritten des Vorgängers sollte auch für die Nachfolger die Erlaubtheit abweichender Ansichten über die Trinität und Person Christi und der freie Raum zur Prüfung der Lehre nicht mehr bestehen.' Es sollte damit ‚den endlosen Zweifeln des menschlichen Denkens auf Grund der altkirchlichen Entscheidung ein Ende gemacht werden'.

[3] Kuhn I 479. Vgl. auch unsere Angaben IV 38.

sich formell wie materiell noch mehr dem katholischen Standpunkt' [1]. So kann das Buch in der zweiten und dritten Bearbeitung wirklich als Dogmatik bezeichnet werden, was es in der ersten Gestalt nicht war [2].

Soweit der Einfluß Melanchthons und seiner Schule reichte, diente dieses sein Werk als bequeme Grundlage und Leitfaden für dogmatische Studien und Vorlesungen. Wie im Mittelalter die Sentenzen des Lombarden, wurden jetzt die ‚Loci' Melanchthons von seinen Glaubensgenossen vielfach kommentiert, in scholastischer Weise auch noch von solchen Theologen, die in wichtigen dogmatischen Streitfragen einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen, aber doch für die Form und Anordnung sich an dieses Muster hielten [3]. Was von dogmatischen Lehrbüchern im 16. Jahrhundert weiter entstand, steht in diesem Verhältnis zu dem Lehrbuche Melanchthons. Als die wichtigeren von diesen Kommentaren sind zu nennen die von Viktorin Strigel [4] und Nikolaus Selnekker [5], ganz besonders aber derjenige des Martin Chemnitz [6]. Chemnitz ragt in dieser ersten Periode der protestantischen Theologie, durch spekulativen Geist wie durch Kenntnis der älteren katholischen Theologie und ihrer scholastischen Begriffe bei weitem als der bedeutendste Dogmatiker nach Melanchthon hervor, er fand deshalb auch bei den Verteidigern der katholischen Lehre

---

[1] Kuhn I 479 f.

[2] Vgl. Gaß I 45 f: ‚Nehmen wir nochmals unsere „Loci theologici" als Ganzes in die Hand, aber nicht mehr in erster, sondern letzter Gestalt (seit 1543): so erkennen wir sie kaum wieder. Ton, Haltung, Sprache sind anders geworden, der Umfang wohl um das Dreifache gewachsen, ganz abgesehen von den einzelnen abweichenden Ansichten. Der Zustand der Dinge war inzwischen so sehr verändert, daß die vom Papsttum völlig geschiedene, in sich selbst befestigte Kirche, in der aber die dogmatischen Bewegungen schon begonnen hatten, mehr Behandlung anerkannter Sätze als Verfechtung nach außen verlangte. Daher keine Polemik gegen die Scholastiker mehr, deren mehrere mit Achtung genannt werden, keine schneidenden Ausfälle gegen die falsche Philosophie. Das knappe, aber lebhafte Raisonnement über gewisse theologische Hauptstücke, die unregelmäßigen, aber kräftig gefärbten Skizzen sind in den vollständigen Körper eines Lehrbuches auseinander gegangen, dessen Verfasser sich den Ansprüchen eines systematischen Unterrichts bequemt hat.... Wir haben mit einem Wort nunmehr denjenigen Melanchthon vor uns, der die Reihe der kirchlichen Dogmatiker im engeren Sinn eröffnet.'

[3] Gaß I 50 f. Kuhn I 481.

[4] V. Strigelii Loci theologici, quibus loci communes Melanthonis illustrantur, ed. a Chr. Pezelio, 4 vol., Neap. Nemet. 1581—1584. (Nach dessen zu Jena und Leipzig bis zu seiner Vertreibung aus Leipzig 1567 gehaltenen Vorlesungen.)

[5] Nic. Selneckeri Institutiones christianae religionis, Francofurti ad M. 1573—1579.

[6] M. Chemnitii Loci theologici post autoris obitum cura Polyc. Leyseri, Francofurti ad M. 1591 u. ö. Vgl. über Chemnitz die Monographien von Pressel (Elberfeld 1862), Lentz (Gotha 1866), Hachfeld (Leipzig 1867), sowie Herzogs Realenzyklopädie III 796—804.

häufig Berücksichtigung. Seine ‚Loci theologici‘, neben verschiedenen Abhandlungen über spezielle dogmatische Fragen sein dogmatisches Hauptwerk, werden von protestantischer Seite als ein Buch bezeichnet, durch das er sich ‚um die lutherische Kirche ein ganz vorzügliches Verdienst erworben‘ habe [1], das ‚noch jetzt als ein dogmatisches Hauptwerk der lutherischen Kirche gelten könne‘ [2]. Dabei vertritt er aber, beim engsten Anschluß an den Text Melanchthons, in den unter den Lutheranern kontroversen Fragen nicht den Standpunkt des Meisters, sondern denjenigen der Konkordienformel, und ‚bezeichnet dadurch für die Entwicklung‘ der protestantischen Theologie ‚einen wichtigen Wendepunkt‘ [3]. In freierer Weise schließen sich die noch in diesen Zusammenhang gehörigen dogmatischen Kompendien der Tübinger Theologen Heerbrand [4] und Hafenreffer [5] an die Ordnung von Melanchthons ‚Loci‘ an, dabei sachlich an die Konkordienformel.

In den Lehrschriften dieser Art und in den aus den verschiedenen Streitigkeiten der Protestanten unter sich im 16. Jahrhundert hervorgehenden Streitschriften entwickelt sich jene protestantische Scholastik, deren volle Ausbildung auch in der scholastischen Form indessen erst dem 17. Jahrhundert angehört. Nachdem erst die Autorität des Papstes, dann diejenige Luthers über Bord geworfen war, überboten sich dieselben Männer, welche die alte Scholastik als leeres Formelwesen verabscheuten, in den ungenießbarsten Spitzfindigkeiten über einzelne Lehrpunkte, welche sie aus dem noch etwa von den

---

[1] Hachfeld, M. Chemnitz 41.

[2] Kurtz, Kirchengeschichte II [11] 138.

[3] Gaß I 52. Über den Charakter des Werkes bemerkt Gaß weiter (I 70): ‚Seine Anschließung an Melanchthons Text mäßigte den Ton der Polemik, und seine Besonnenheit ließ ihn bei der Benutzung von Luthers Schriften mit Vorsicht zu Werke gehen. Wir erkennen den gelehrten Verfasser des „Examen concilii Tridentini“. Das dogmenhistorische Studium, anfangs noch sehr vereinzelt, mußte jetzt in umfassender Weise der Dogmatik dienstbar werden, und Chemnitz ist der erste, welcher unter dem Titel „Certamina“ die ganze alte Häresiologie nebst patristischen und scholastischen Mitteilungen und Vergleichungen herbeizieht. Diesem Historischen geht meist ein Doppeltes voran, Sammlung der biblischen Namen und Beweisstellen und sachliche Auseinandersetzung mit Rücksicht auf die obschwebenden Fragen, welche drei Bestandteile, verbunden mit der Ordnung Melanchthons, die Ökonomie des Werkes ungefähr bezeichnen.‘

[4] I. Heerbrandi Compendium theologicum, Tubingae 1573 u. ö. Dieses Werk spielte in den Versuchen der Tübinger Theologen, die griechische Kirche für den Protestantismus zu gewinnen, eine Rolle; es wurde 1577 in einer von Martin Crusius hergestellten griechischen Übersetzung nach Konstantinopel gesandt; vgl. Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte I 458.

[5] Matth. Hafenreffer, Loci theologici sive compendium theologicum, Tubingae 1601 u. ö.

ersten Religionsneuerern belassenen Zusammenhang herausgerissen hatten und nun als Grundpfeiler der neuen Lehre einseitig hinstellten. So die Antinomisten Johann Agricola und Nikolaus von Amsdorf, die Verteidiger der guten Werke Georg Major und Justus Menius, die milderen Antinomisten Andreas Musculus, Poach und Otto. Andreas Osiander, Franz Stancarus, Brenz, Christoph Binder, Martin Chemnitz und zahlreiche andere Theologen erschöpften sich in subtilen und ebenso widersprechenden Untersuchungen über die Lehre von der Person und den beiden Naturen in Christo [1] sowie über das Erlösungswerk und dessen Aneignung durch den Rechtfertigungsglauben. Die Bücher dieser protestantischen Lehrer nehmen sich meist wie eine völlig aus den Fugen geratene, ungebundene Scholastik aus, welche mit den ehrwürdigen Schulausdrücken wie mit Federbällen spielt. Die festgegliederte scholastische Methode fehlt dabei gänzlich [2].

Melanchthon selbst, der Vater der wissenschaftlichen Dogmatik der Protestanten, hatte nicht viel Dank für seine Mühe. Niemand hatte mehr Anfechtung zu erleiden, niemand gerade um seiner ernsten, wissenschaftlichen Richtung willen einen schwereren Stand, niemand hat sich am Ende seines Lebens trostloser über die neue Theologie wie über die ganze neue Lehre geäußert als gerade er. Amsdorf erklärte ihn für eine Schlange, die Luther an seinem Busen genährt; Agricola predigte in Berlin öffentlich gegen ihn als einen Ketzer [3]; die schwäbischen Theologen klagten ihn an, daß er die christliche Grundlehre von der Menschwerdung angetastet und die Naturen in Christo auseinander gerissen habe; Nikolaus Gallus behauptete, daß er Luthers Lehre vom knechtischen Willen gefälscht; die meisten Lutheraner schuldigten ihn an, daß er die Sache des Luthertums an die Papisten verraten; Schnepf, der sich den Flacianern angeschlossen, wollte ihn zu öffentlichem Widerruf zwingen; Melanchthon seinerseits war mit Wenzel Link, Osiander, Didymus, Brenz aufs tiefste zerfallen und nannte seine lutherischen Gegner in einem Briefe an Philipp von Hessen vom Jahre 1558 geradezu ‚abgöttische und

---

[1] Brenz verfocht in der Schrift ‚De personali unione duarum naturarum in Christo' (1561) und in verschiedenen derselben folgenden Streitschriften besonders gegen den Schweizer Theologen Bullinger die Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi. Vgl. auch vom vorliegenden Werk IV 50. In teilweisem Gegensatze zu dieser ‚schwäbischen Christologie' (Dorner 357) führte Chemnitz die Lehre von der communicatio idiomatum aus in seinem Buche ‚De duabus naturis in Christo' (1570).

[2] Vgl. über die protestantische Scholastik das Urteil von Hefele in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I[2] 822 f. Staudenmaier urteilt über diese protestantische Scholastik (Dogmatik I 271), sie habe sich ‚von der alten nur dadurch unterschieden, daß sie geistlos war, wozu noch eine weitere Verkümmerung durch die Polemik kam'.

[3] Vgl. unsere Angaben IV 38.

sophistische Bluthunde'[1]. Die neue Theologie gestaltete sich zu einem Krieg aller gegen alle.

Die erste der verschiedenen Streitigkeiten unter den Lutheranern war der antinomistische Streit, in welchem Johann Agricola[2], der schon 1527 Anstoß daran genommen hatte, daß Melanchthon in seinem ,Unterricht der Visitatoren' die Prediger anwies, dem Volk das Gesetz zu predigen, seit 1537 als Professor zu Wittenberg von neuem gegen das Gesetz polemisierte, bis er sich, nachdem Luther selbst gegen ihn geschrieben hatte, 1541 zu einer versöhnlichen Erklärung verstand.

Gegen die lutherische Rechtfertigungslehre erhob sich, erschreckt durch die praktischen Wirkungen derselben[3], seit 1549 Andreas Osiander in Königsberg, indem er dem lutherischen Begriff der Rechtfertigung als einer Gerechterklärung (eines actus forensis) den Begriff der Gerechtmachung entgegenstellte, die durch die Einwohnung Christi im Menschen und die Mitteilung der essentiellen Gerechtigkeit Christi an denselben bewirkt werde. Gegen ihn traten besonders Melanchthon, Flacius Illyricus, Johann Äpinus, Joachim Westphal und Joachim Mörlin als Gegner auf[4], während Brenz in einem an Herzog Albrecht von Preußen eingesandten Gutachten sich zu seinen Gunsten aussprach. Nach Osianders Tode (1552) trat der Hofprediger Funk an die Spitze seiner Anhänger, bis es dessen Gegner gelang, den früher den Osiandrismus begünstigenden Herzog umzustimmen, worauf die Sache 1566 mit der Hinrichtung des Hofpredigers und der gewaltsamen Ausrottung des Osiandrismus endete[5].

Vom osiandristischen Streit zweigt der stancaristische ab, indem Franz Stancarus im Gegensatz gegen Osiander bis zu der Behauptung fortging, daß Christus nur nach seiner menschlichen Natur der Mittler und Erlöser des Menschengeschlechtes sei.

In den folgenden Streitigkeiten zeigte sich die Kluft, die in einer seit Luthers Tode nicht mehr zu verhüllenden Weise die sog. ,Philippisten', die Schüler Melanchthons und Anhänger seiner Theologie, von den konsequenten Anhängern der echten lutherischen Prinzipien trennte. Hierher gehört zunächst der majoristische Streit[6]. Der Wittenberger Professor Georg Major stellte seit 1551 in Übereinstimmung mit der späteren Lehre Melanchthons der streng

[1] Döllinger I 416—417. Vgl. auch unsere Angaben IV 91.

[2] Vgl. G. Kawerau, Johann Agricola von Eisleben, Berlin 1881; derselbe, Briefe und Urkunden zur Geschichte des antinomistischen Streites, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte IV (1880) 299—324 u. 437—465.

[3] Vgl. unsere Angaben IV 9.

[4] Vgl. ebd. 10—13. Frank I 150—156.

[5] Vgl. unsere Angaben IV 193 ff. [6] Vgl. ebd. 13—15.

lutherischen Rechtfertigungslehre den Satz entgegen, daß gute Werke zur Seligkeit notwendig seien und niemand ohne gute Werke selig werde. Ihm trat Justus Menius, Superintendent in Gotha, zur Seite. Beide wurden von den strengen Lutheranern, so von Flacius Illyricus, Nikolaus von Amsdorf, Johann Wigand, Joachim Mörlin, Alexius Prätorius, als Irrlehrer aufs heftigste angegriffen. Amsdorf stellte in einer 1559 verfaßten Schrift ausdrücklich den Satz entgegen, daß die guten Werke zur Seligkeit schädlich seien. Dieser Opposition gegen den Majorismus schloß sich auch die neue Form des Antinomismus an, wie sie von Andreas Musculus, Poach und Otto vertreten wurde[1].

Auf die genannten Streitigkeiten folgten die synergistischen und flacianischen. Den Synergismus, eine gewisse Mitwirkung des freien Willens mit der Gnade bei der Bekehrung, hatte 1555 ein Schüler Melanchthons, Joh. Pfeffinger in Leipzig, in seinen ‚Quaestiones de libertate voluntatis humanae' verteidigt, übereinstimmend mit Melanchthon und mit dem Leipziger Interim, aber im Gegensatz zu Luther. Gegen ihn erhoben sich Amsdorf und Flacius zur Verteidigung der lutherischen Lehre. Im weiteren Verlaufe standen sich als Häupter der Bewegung der Melanchthonianer Viktorin Strigel in Jena und Flacius gegenüber, besonders in der von Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1560 veranstalteten Disputation von Weimar[2]. Strigel hielt sich an die noch vorsichtigeren Aufstellungen Melanchthons, welcher sowenig als möglich auf die Prädestinationslehre einging, in bürgerlichen Dingen die menschliche Freiheit (liberum arbitrium) anerkannte, in geistlichen Dingen allerdings ein Unvermögen des Menschen, aber auch zugleich die Allgemeinheit der Gnadenverheißung lehrte; es kam ihm wesentlich darauf an, die sittliche Natur des Menschen zu retten, vermöge deren der Heilige Geist in ihm nicht wie in einem Blocke wirksam sein könne, sondern dem Willen des Menschen eine gewisse Synergie zugeschrieben werden müsse. Flacius dagegen verfocht die Unfreiheit bis zum äußersten, in der Festhaltung des Satzes, die Erbsünde sei kein Akzidens, sondern die Substanz des gefallenen Menschen. ‚Die Erbsünde', erklärte er, ‚sei eine Substanz, weil sonst auch die Heiligkeit keine Substanz wäre; die Seele sei von Natur ein Spiegel oder Ebenbild Satans, sie sei Erbsünde (peccatum originale), obwohl nicht ohne Gottes Schickung so geschändet.'[3] Es war der vollständige Dämonismus, die Lehre von der substantiellen Verteufelung der menschlichen Natur, welche mit diesem Systeme in die Gnadenlehre einzog. Das schroffe Bestehen des Flacius auf dieser Lehre entfremdete ihn weiterhin seinen bisherigen Freunden,

[1] Vgl. Dorner 341 343. [2] Vgl. unsere Angaben IV 95. VII. 143 f.
[3] Dorner 363.

und so ging aus dem synergistischen Streit der flacianische Streit hervor, indem die Vorkämpfer des strengen Luthertums, Wigand und Heßhus, als entschiedene Gegner des Flacius auftraten und seine Lehre als Manichäismus verdammten [1], bis derselbe im Jahre 1575 starb, während gleichzeitig die Verfolgung gegen seine Anhänger im Mansfeldischen (Cyriakus Spangenberg) wütete [2].

Dazu kommen endlich noch die die Abendmahlslehre betreffenden kryptocalvinistischen Streitigkeiten zwischen den echten Lutheranern und den Philippisten [3], die das Ansehen Melanchthons und seiner Schule vollends zu Fall brachten.

Die ganze Entwicklung zeigt einen Wirrwarr sondergleichen. Ein Irrtum gebar den andern, je nachdem von Luther der eine oder andere Punkt schärfer betont oder mit zwinglianischen oder calvinistischen Anschauungen versetzt wurde. Die gesamte Geschichte der protestantischen Theologie von der Abfassung der Augsburgischen Konfession (1530) bis zur Konkordienformel (1580) bietet nur ein Bild unaufhörlicher Zwietracht und erbittertsten inneren Kampfes dar.

In der Entwicklung dieses Wirrwarrs einen wissenschaftlichen Fortschritt, eine Läuterung der Begriffe, eine harmonische Ausgestaltung nachzuweisen, ist kaum möglich [4]. Es ist ein ewiges Hin- und Herzerren zwischen unhaltbaren Extremen, ein Kampf zwischen Irrtümern, deren Wurzeln sich vielfach auf Häresien älterer Zeit zurückführen lassen, eine Selbstzerfleischung unter den-

---

[1] Vgl. unsere Angaben IV 371.

[2] Vgl. ebd. 371—373. Gaß (I 60 f) bemerkt zu dem Schicksal des Flacius: ‚An der Konsequenz des Wortes, das selbst die Bundesgenossen stutzig macht, haftet ein Verhängnis, dem Flacius zueilt. Nach den bekannten ärgerlichen und gewaltsamen Vorgängen erscheint im ganzen die lutherische Partei als die siegreiche; doch ihr Sieg verlangte ein Opfer, und Flacius büßte dafür, was viele verschuldet hatten.‘

[3] Vgl. unsere Angaben IV 367—370 373—382.

[4] Dorner versucht die folgende Gruppierung (S. 334—336): ‚Von den hierher gehörigen sechs Hauptkontroversen bilden je zwei ein zusammengehöriges Paar, und die lutherische Kirche dieser Zeit ist durch sie aufs tiefste erregt worden. Diese drei Paare sind: der antinomistische und der majoristische Streit, der osiandristische und stancaristische, der synergistische und flacianische. Sie gewähren‘, bemerkt er weiter dazu, ‚auf den ersten Anblick das Bild größter Verworrenheit, besonders weil die Parteien sich darin auf das mannigfaltigste kreuzen. So sind die sog. Gnesiolutheraner teils mit Melanchthon gegen Osiander, teils gegen jenen um seiner irenischen Stellung zu den Reformierten willen; gleichwohl stehen sie auch wieder großenteils auf reformierter und calvinischer Seite, indem sie die anfängliche absolute Prädestinationslehre gegen Melanchthons Freiheitslehre vertreten. ... In all diesen Fragen ist es zuletzt ein mittlerer, das Extreme ausschließender Tropus, der in der Formula Concordiae, wenn auch nicht überall gleich befriedigend, zu kirchlicher Geltung gelangt.‘

jenigen, welche sämtlich das wahre Wort Gottes zu besitzen vorgaben und meist in nichts eins waren als im Haß gegen die alte Kirche.

In all ihren Entwicklungsstufen trägt diese Theologie das Gepräge eines Fanatismus, der den Gegner nicht bloß mit Disputationen und Schriften niederzukämpfen sucht, sondern ihn selbst von der Kanzel herab verfemt, in den Kerker wirft, verbannt oder gelegentlich sogar aufs Schaffott bringt [1], wie letzteres dem Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen geschah [2].

Auch unter den Männern, welche behufs Friedensstiftung das Torgische Buch (1576) [3], das Bergische Buch (1577) [4] und die Konkordienformel (1580) [5] verhandelten, herrschte vielfach gegenseitiges Mißtrauen, Abneigung und Haß. Sie redeten einander das Übelste nach; Jakob Andreä, der Vater des ganzen Friedenswerkes, nannte seinen Mitbruder Selnekker einen ‚verzweifelten Schelm, nichtswürdigen Buben, Erzbösewicht, henkermäßigen Dieb‘ [6].

Eine günstige Vorstellung von dem wissenschaftlichen Werte dieser theologischen Friedensarbeiten erhält man nicht, wenn man sieht, wie die dabei beteiligten kursächsischen Theologen, meist frühere Gönner und Vorkämpfer der Schule Melanchthons, nunmehr dessen ganzes ‚Corpus‘ preisgaben und Martin Chemnitz sich rühmte, ‚das Andenken Melanchthons völlig ausgelöscht zu haben‘ [7]. Wie die mühsame Kittarbeit Melanchthons, so bestand auch diejenige der Theologen, welche jene hinweggräumten, wieder im Zusammenleimen, Ausgleichen, Abschwächen oder Umgehen der unterdessen neu entstandenen Lehrgegensätze, und wesentlich entscheidend war dabei nicht überall die innere Wahrheit, vielmehr die äußere Politik, die Not, welche die Hadernden widerwillig zusammenführte [8].

---

[1] Vgl. hierüber die frühere Darstellung III, 781 ff; IV 9—48 94 ff 175 ff 352 ff.

[2] Vgl. ebd. 194 und oben S. 479.

[3] IV 517 ff. [4] Ebd. 521 ff. [5] Ebd. 531 ff.

[6] Ebd. 523 A. 1.

[7] Vgl. ebd. 518. Heppe, Gesch. des Protestantismus III 111 116.

[8] Dorner (S. 370—371) drückt dieses sehr zart aus mit den Worten: ‚So viele Unvollkommenheiten an der Formula Concordiae noch haften und so wenig löblich die Mtttel zu ihrer Verfertigung und Ausführung zum Teil gewesen sind, so lag doch auch eine Art geschichtlicher Notwendigkeit ihrer Bildung zu Grunde. Zwar hatte die lutherische Kirche bereits neben dem ökumenischen ihre gemeinsamen Symbole, wenigstens die Augustana und deren Apologie, allein nach ihrer Kürze und ursprünglichen Bestimmung konnten die angesehensten unter ihnen für die später entstandenen Streitigkeiten eine Entscheidung nicht enthalten, und so suchte allmählich eine Provinz oder angesehene Stadt Deutschlands um die andere durch ein Sonderbekenntnis ihren Trieb nach Lehreinheit zu befriedigen. Die praktische Veranlassung pflegte die Lehrverpflichtung der Geistlichen zu geben oder die Prüfung der Ordinanden. . . .‘ ‚Aber dieses für sich hätte bei der Zersplitterung Deutschlands und der Stellung der kaiserlichen Autorität zur Reformation eine endlose, sektenähnliche Zersplitterung der luthe-

Durch das Konkordienwerk selbst wurden die Streitigkeiten unter den Protestanten nur noch erbitterter; ‚insonderheit wurde die Kluft zwischen den Lutherischen und Calvinern dermaßen vertieft und erbreitert, daß man schier nicht mehr meinen konnte, es werde ohne öffentlichen Krieg und Blutvergießen noch lange abgehen‘[1].

Ein nicht unbedeutendes Verdienst um diese protestantische Vermittlungstheologie hatten die katholischen Polemiker und Apologeten, vor allem aber das Tridentinische Konzil und der Römische Katechismus, indem sie dem wachsenden Wirrwarr der neuen Lehre das geschlossene, einheitliche System einer in allen Teilen sich entsprechenden Theologie gegenüberstellten und den hadernden Streittheologen dadurch die Lücken und die schreienden Dissonanzen vor Augen führten, welche der Protestantismus sowohl nach seinem Formalprinzip wie nach seinem Materialprinzip hervorgebracht hatte. Die scharf ausgebildete Terminologie und der reiche spekulative Stoff, den sie boten, kam auch hier wieder zu vielfacher Verwendung. Eigentlich schöpferisch und erfinderisch originell waren die protestantischen Fusionstheologen aber nur in Bezug auf neue Irrtümer und deren Verkleisterung sowie in der gegenseitigen Verketzerung. Auf den Religionsgesprächen, in welchen sie wohlgeschulten Theologen der alten Kirche gegenüberstanden, zogen sie, sobald eine streng wissenschaftliche Disputationsform innegehalten wurde, fast notwendig immer den kürzeren und ergingen sich dann in unbewiesenen Aufstellungen und Beteuerungen, Anklagen und Schmähungen[2]. Bei den Verhandlungen, welche sie unter sich führten, ging es gemeiniglich noch tumultuarischer zu, wie bei der Heidelberger Disputation im April 1584, auf welcher dem Lutheraner Johann Marbach der Calvinist Jakob Grynäus gegenüberstand. Die anwesenden Studenten gaben in Anwesenheit des Pfalzgrafen ihre theologische Zustimmung durch Stampfen zu erkennen, und als Grynäus das Katheder verließ, um mit seinen Freunden Zanchius, Widebram und Tossanus nach Hause zu gehen, wurden sie von den Studenten ‚ausgerauschet, ausgepfiffen und verlacht‘[3].

In Kursachsen selbst war der Sieg des ‚reinen Luthertums‘ über die calvinisierenden Bestrebungen noch kein endgültiger; es folgte nochmals nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Christian I. 1586 unter dessen Kanzler

rischen Kirche zur Folge haben müssen, wenn nicht gegen den einreißenden Partikularismus ein Gegengewicht eingetreten wäre, im stande, die Lutheraner in Einheit zusammenzuhalten und für die lutherische Kirche sowie ihre Lehrentwicklung den größeren Kirchenstil zu bewahren.

[1] Beiträge zur evangelischen Konkordie 49—50; vgl. unsere Angaben IV 533 bis 538.

[2] Vgl. unsern Band III 503 ff; IV 21 ff.

[3] Siehe V 62—63.

Nikolaus Krell eine Herrschaft des Calvinismus, bis nach des Kurfürsten Tode (1591) dieser wieder gewaltsam ausgerottet und durch die Kirchenvisitation von 1592 die Herrschaft der Konkordienformel befestigt wurde[1].

Unter den Schulen lutherischer Orthodoxie[2] nahm seit dem Ausscheiden der Melanchthonianer Wittenberg den ersten Rang ein. Hier wirkten am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts als die berühmtesten Lehrer die drei aus Schwaben stammenden Theologen Polykarpus Leiser der Ältere (seit 1576, unter Krell nach Braunschweig ausgewandert, kehrte 1592 nach Wittenberg zurück; † 1610), Ägidius Hunnius (seit 1592; zuvor Professor zu Marburg 1576—1592; † 1603) und Leonhard Hutter oder Hütter (Hutterus; † 1616), der einflußreichste Dogmatiker Wittenbergs im 17. Jahrhundert. Die bekannteste Schrift des letzteren ist das dogmatische Kompendium[3], das seit 1610 in einer Reihe von Ausgaben erschien, auch ins Deutsche und andere Sprachen übersetzt und vielfach kommentiert wurde. Dieses Kompendium, das im Gebrauch als Schulbuch für das Studium der Dogmatik an die Stelle der verdrängten ‚Loci‘ Melanchthons trat, stellt den lutherischen Lehrbegriff ‚ohne viele Erklärungen‘ so dar, ‚wie er für das Auswendiglernen am bequemsten war‘[4]. Nach diesem Lehrbuche verfaßte Hutter auch ein umfangreicheres dogmatisches Werk, das erst nach seinem Tode 1619 erschien[5], dessen Bedeutung für die Geschichte der protestantischen Dogmatik

---

[1] Vgl. vom vorliegenden Werke Bd V 97—109.

[2] Vgl. dazu Tholuck, Akademisches Leben II 15—152; Gaß I 246—300; Dorner 524—531. Über Wittenberg speziell noch Tholuck, Geist der lutherischen Theologen.

[3] L. Hutteri Compendium locorum theologicorum, ex Scriptura s. et Libro Concordiae collectum, Wittenbergae 1610.

[4] Dorner 530. Vgl. Gaß I 253: ‚Was Hutter wollte und sollte, das hat er geleistet, und der Preis des Gelingens entging ihm nicht. Gelernt sollte der Glaube werden, und zum Lernen, zur treuen Überlieferung und Einprägung taugte sein Buch. Auf kurze Fragen — denn der Vortrag des Kompendiums ist katechetisch — folgen bündige, präzis und unumwunden ausgedrückte, vom Leichten zum Schwierigen angemessen fortschreitende Antworten. Zwar antwortet Hutter meist mit Stellen der Konkordie und der Augustana, und wo diese nicht ausreichen, schließt er sich an Chemnitz, zuweilen sogar an Melanchthon an (ubi quidem ille ὀρθοδοξίαν tenuit), so wie er unter den lebenden Autoritäten besonders die seines ausgezeichneten Kollegen Ägidius Hunnius schätzte: aber die große Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Vortrags geben dem Ganzen doch eine selbständige Haltung. Auch lehrt er mit jener Schlichtheit und Stärke der Überzeugung, welche meist in jugendlichen Gemütern zweifelnde Nebengedanken nur so weit aufkommen läßt, als sie sie auch zurückzuweisen vermag.‘

[5] Loci communes theologici ex s. Scriptura diligenter eruti, veterum patrum testimoniis passim roborati, et conformati ad methodum locorum Melanchthonis, Vitebergae 1619, in fol. und noch in zwei späteren Ausgaben.

aber hinter derjenigen des Kompendiums zurücktritt [1]. Unter seinen übrigen Schriften sind die bekanntesten die gegen Hospinians ‚Concordia discors‘ gerichtete Verteidigung der Konkordienformel: ‚Concordia concors‘ (Wittenberg 1614) und die gegen den Calvinismus polemisierende Schrift: ‚Calvinista aulico-politicus‘ (Wittenberg 1614) [2]. Hunnius hatte sich als Dogmatiker über spezielle Streitpunkte verbreitet, besonders zur Verteidigung der Ubiquitätslehre und der lutherischen Prädestinationslehre [3]. Überhaupt die meisten Theologen dieser Universität waren Musterbilder für lutherische Scholastik und Rechthaberei; doch gab es auch einzelne Vertreter einer gemäßigten Richtung. Als Männer, die, ‚ohne auf den Besitz der cathedra Lutheri eine unmäßige Prärogative zu gründen, bei aller Anhänglichkeit an die durch die Formula Concordiae gegründete Lehrnorm durch Milde, Duldung, praktischen Ernst und Sorge um die Kirche den späteren Zeiten als Vorbild hätten dienen sollen‘, bezeichnet ein neuerer protestantischer Gelehrter [4], im Gegensatze zu ‚blinden Eiferern‘ [5], wie Hunnius und Hutter, neben Leiser eine Anzahl von jüngeren Professoren, von denen die folgenden mit ihrer Wirksamkeit teilweise noch in unsere Periode fallen: Balthasar Meisner, seit 1611 Professor der Ethik in Wittenberg, seit 1613 Professor der Theologie († 1626) [6], unter dessen Schriften die ‚Philosophia sobria‘ 1611, ein Werk über den Mißbrauch der Philosophie in der Wissenschaft, noch bis ins 18. Jahrhundert studiert wurde; Wolfgang Franz, seit 1605 († 1628) [7], der neben seiner Wirksamkeit als Exeget als dogmatisch-polemisches Hauptwerk ‚Disputationes de articulis Augustanae Confessionis‘ (1609) verfaßte, in denen er sich ‚am meisten mit dem Socinianismus zu tun machte‘; Jakob Martini, seit 1602 als Professor der Logik, mit einem Gehalt von nur 120 Gulden angestellt, erst 1623 Professor der Theologie († 1649) [8].

Die Universität Jena, die während der theologischen Parteikämpfe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu keiner größeren Bedeutung gelangen konnte, wurde seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts durch den

---

[1] Dorner 580 f: ‚In seinem größeren Werk verfährt er eingehender dogmatisch, aber mit wenig Sinn für Systematik und gesunde Exegese. Sein Hauptbemühen ist für den gelehrten und scharfsinnigen Polemiker, den Gegensatz gegen Melanchthon und die Reformierten durchzuführen.‘

[2] Vgl. unsern Bd V 546—547.

[3] Bekenntnis von der Person Christi (1577); Libelli IV de persona Christi eiusque ad dexteram sedentis divina maiestate (1585); Articuli de providentia Dei et praedestinatione seu electione filiorum Dei ad salutem (1595); De libero arbitrio (1598).

[4] Tholuck, Akademisches Leben II 142.

[5] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 4.

[6] Ebd. 14—37. [7] Ebd. 37—40. [8] Ebd. 40—42.

großen Dogmatiker Johann Gerhard ‚zu einem der ersten Sitze des Luthertums erhoben‘ [1]. Gerhard, ‚die Perle der lutherisch Orthodoxen jener Zeit‘ [2], ‚der größte Dogmatiker lutherischer Kirche‘ [3], ‚der Architheologe seines Jahrhunderts‘ [4], ‚das ehrwürdige Haupt historisch-dogmatischer Erudition‘ [5], geboren 1582 zu Quedlinburg, studierte in Wittenberg und Jena, wurde 1606 Superintendent in Heldburg, 1615 Generalsuperintendent in Koburg, 1616 als Professor der Theologie nach Jena berufen, wo er 1637 starb [6]. Sein dogmatisches Hauptwerk sind die 1610—1622 in neun Bänden herausgegebenen ‚Loci theologici‘, die sowohl ihrem äußeren Umfange als ihrem Gehalte nach das Hauptwerk der lutherisch konfessionellen Dogmatik darstellen [7]. Das große

---

[1] Gaß I 247. [2] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 50.
[3] Dorner 530. [4] Frank 371. [5] Gaß I 259.
[6] Vgl. über ihn Herzogs Realenzyklopädie VI 554—561.
[7] Loci communes theologici cum pro adstruenda veritate, tum pro destruenda quorumvis contradicentium falsitate solide et copiose explicati, Ienae 1610—1622. Mehrmals wieder gedruckt; die beste spätere Ausgabe ist die von Joh. Friedrich Cotta in 20 Quartbänden zu Tübingen 1767—1781 herausgegebene. Das Werk Gerhards, urteilt Dorner 530, ‚ist durch frommen Sinn, durch große patristische und scholastische Gelehrsamkeit, durch Gedankenreichtum, endlich durch Präzision der Begriffe und Gewandtheit in dogmatischer Kritik und Apologetik ausgezeichnet. Es hat nachhaltig auf die Konsolidierung lutherischer Lehranschauung gewirkt, noch den „Buchhalter der lutherischen Orthodoxie“, Queenstedt, vornehmlich geleitet und bildet noch jetzt eine Fundgrube dogmatischen Wissens‘. Gaß 261 f: ‚Gerhard ist keineswegs ein bloßer Stoff- und Autoritätensammler, obwohl als solcher ungemein fleißig, denn von Justin dem Märtyrer bis zum Scholastiker Biel beutet er die bekannteren Kirchenschriftsteller aus (natürlich oft unkritisch). Leider fehlte ihm die bessere, von Chemnitz angebahnte dogmenhistorische Methode; statt Übersichten und zusammenhängende Nachweisungen zu geben, verfällt er leicht in bloßes Aufzählen und zerreißt die Stoffe durch Scheidung des Orthodoxen und Häretischen. Aber dem referierenden Teile der Loci hält doch die eigentlich dogmatische Exposition und Rechtfertigung vollkommen die Wagschale, und auf die exegetische Beweisführung, welche die Vorgänger oft sehr leicht nehmen, verwendet Gerhard die größte Mühe. Gerade die Gleichmäßigkeit der Arbeit, die Unermüdlichkeit, mit der er von der sprachlichen Auseinandersetzung, welche die Artikel eröffnet, bis zur Widerlegung der Gegner Punkt für Punkt, Stelle für Stelle durchgeht, zeichnet sein Werk aus, und es war diese vielseitige Tüchtigkeit, welche demselben vor allen andern die Anerkennung der römischen Widersacher gewann. Die eigene Kirche hat ihn zunächst nur bewundert mit wenigen Ausnahmen; doch erhob schon das nächste Jahrhundert den Vorwurf, Gerhard sei es gewesen, welcher das scholastische Wesen in die Theologie eingeführt habe.‘ J. Kunze in Herzogs Realenzyklopädie VI 559 weist noch besonders darauf hin, ‚daß die regelmäßig von ihm eingenommene Frontstellung die gegen Rom sei‘, und meint, daraus, im Verein mit den sonstigen Eigenschaften des Werkes, werde es deutlich, ‚wie dies Werk wirklich als der Schluß- und Höhepunkt der von Melanchthon eingeleiteten dogmatischen Entwicklung in der lutherischen Kirche gelten kann‘ und sei es erklärlich, ‚wie es auf lange hinaus eine beherrschende Stellung einnahm‘. — Über die Theologie Gerhards vgl. Gaß I 262—300.

polemische Werk Gerhards gegen die katholische Kirche, die vierbändige ‚Confessio catholica‘, gehört seinen letzten Lebensjahren an (1634—1637). Seine exegetischen Arbeiten sind später zu erwähnen. Unter seinen zur Förderung des praktischen Christentums verfaßten erbaulichen Schriften haben besonders die ‚Meditationes sacrae‘ (1606) eine sehr große Verbreitung gefunden und zahllose Ausgaben und Übersetzungen bis in die neuere Zeit erlebt; die Schrift zehrt indessen von den Schätzen der katholischen Vorzeit auf den Gebieten der christlichen Moral, Aszetik und Mystik und beruht, wie Gerhard selbst erklärt, besonders auf Augustinus, Anselm, Bernhard und Tauler.

Mit Gerhard bildeten zwei andere Theologieprofessoren desselben Vornamens, Johann Himmel und Johann Major, in Jena die ‚johanneische Trias‘, wie sie genannt wurden[1].

Weiter steht Tübingen unter den die strenge konkordiamäßige Orthodoxie vertretenden Hochschulen mit in erster Reihe: ‚Wie die württembergische Kirche diejenige ist, welche der sächsischen in Befestigung des lutherischen Lehrtypus am treusten beigestanden, Wittenberg mit Lehrern versehen, durch die Formula Concordiae einen Schutz gegen den Kryptocalvinismus aufgerichtet, so ist auch die Tübinger Fakultät in ihren Lehrern von Anfang des Jahrhunderts an der stärkste Hort der durch die Formula Concordiae normierten Rechtgläubigkeit geworden.‘[2] Hier wirkten Jakob Andreä (1562—1590), die Dogmatiker Jakob Heerbrand (der, ursprünglich ein Schüler Melanchthons, später auf diesem Standpunkte angelangt war, 1565—1600) und Matthias Hafenreffer (1592—1619)[3], Stephan Gerlach (1578—1612)[4], Johann Georg Sigwart (1587—1618), Andreas Osiander (1607—1627). Durch einen heftigeren Geist leidenschaftlicher Streitsucht zeichnen sich die Theologen der nächstfolgenden Zeit aus, wie Lukas Osiander der Jüngere (1619—1638) und Thummius (1618—1630), Theologen, ‚denen der Heilige Geist mehr in Gestalt eines Raben als einer Taube erschienen zu sein schien‘[5].

Auch Straßburg, im Zeitalter der ‚Reformation‘ selbst ein Sitz der reformierten Theologie, wo Calvin, Butzer, Capito u. a. gelehrt hatten, wurde, nachdem es durch Johann Marbach seit dessen Sieg über Zanchi im Jahre 1561 lutherisch geworden war, im Verlaufe des 17. Jahrhunderts ‚ein Herd des strengsten lutherischen Feuereifers‘[6]. In den ersten Kämpfen und be-

---

[1] Vgl. Tholuck, Akademisches Leben I 137. [2] Ebd. II 132.

[3] Vgl. oben S. 477.

[4] Derselbe hatte zuvor als Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel (seit 1573) eine Rolle in den von Jakob Andreä und dem Tübinger Philologen Martin Crusius in die Hand genommenen Versuchen, die griechische Kirche für den Protestantismus zu gewinnen, gespielt. Vgl. Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte I 446 ff.

[5] Tholuck II 133. [6] Ebd. 125.

sonders im Streit um die Einführung der Konkordienformel standen auf der Seite Marbachs als lutherische Streittheologen gegen Johann Sturm Melchior Speckler und Johann Pappus[1]. Die namhafteren Theologen gehören indessen erst dem späteren Verlaufe des Jahrhunderts an.

In Hessen wurde die 1607 gegründete Universität Gießen der Sitz der lutherischen Theologen, nach deren Verdrängung von dem calvinisierten Marburg (1605), bis das letztere 1625 wieder lutherisch gemacht und die Gießener Hochschule von 1625 bis 1650 dahin verpflanzt wurde. Die namhaftesten Theologen in der ersten Periode sind Johann Winckelmann († 1626), Balthasar Mentzer († 1627) und Christoph Helvicus († 1617).

In Greifswald hatten Jakob Runge († 1597) und Friedrich Runge, aus Melanchthons Schule hervorgegangen, am Ende des 16. Jahrhunderts noch eine vermittelnde Stellung eingenommen, auch die anfängliche Ablehnung der Konkordienformel in Pommern bewirkt. Seit aber 1593 doch die drei Hauptartikel derselben vom Abendmahl, von der Person Christi und von der Prädestination symbolische Geltung erlangt hatten[2], wurde bald ein ‚glühender Calvinistenhaß das Eigentum der pommerschen Kirche‘. Als der einflußreichste unter den akademischen Vertretern der neuen Wittenberger Orthodoxie trat Bartholomäus Krakewitz († 1642) hervor, ‚eifrig für die Universität, für die Rechte des Klerus, gegen die Papisten, welchen zum Trotz er auch bei Anwesenheit feindlicher Besatzung sich nicht abhalten ließ, gegen den Papst als Antichrist zu predigen, und — gegen die Calvinisten‘[3]. Durch ihn wurde auch 1623 die Verpflichtung auf die Formula Concordiae in die Fakultätsstatuten aufgenommen.

Rostock war, unter dem maßgebenden Einflusse des David Chyträus, des Freundes Melanchthons, der an der dortigen Universität während eines halben Jahrhunderts wirkte (1551—1600), im 16. Jahrhundert ‚die Pflanzstätte des Melanchthonschen Humanismus‘. Auch nach der Annahme der Konkordienformel, zu deren Mitarbeitern er gehörte, blieb er ‚frei von dem rohen Zelotismus mehrerer seiner Mitgenossen‘[4]. Der von ihm der Fakultät eingepflanzte mehr ‚biblisch praktische Geist‘ blieb noch fast während es ganzen 17. Jahrhunderts in derselben wirksam. Zu den Theologen, die im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts neben und nach Chyträus da-

[1] Frank I 266 ff.

[2] Tholuck, Akademisches Leben II 44. [3] Ebd. 45.

[4] Ebd. 100 f. — Unter seinen zahlreichen Schriften sind die zwei Reden über das theologische Studium hier besonders bemerkenswert: ‚Oratio de studio theologiae recte inchoando‘, Vitebergae 1557, und: ‚Oratio de studio theologiae exercitiis verae pietatis et virtutis potius quam contentionibus et rixis disputationum colendo‘, Vitebergae 1581 u. ö.

selbst in diesem Geiste wirkten, gehören Simon Pauli (1560—1591), Bacmeister (1562—1608), Paul Tarnov (1604—1637) und dessen Neffe Johann Tarnov (1614—1629), ‚ein Exeget, wie damals die lutherische Kirche keinen zweiten zur Seite zu stellen hatte‘[1]. Dazu kommt seit 1615 Johann Quistorp der Ältere. Neben dieser Richtung beginnt aber eine Reihe von lutherischen Eiferern mit Affelmann (1609—1624), den Tholuck bezeichnet als ‚einen Streittheologen voll Scharfsinn und dialektischer Gewandtheit, aber auch von rohester Gehässigkeit damaliger Polemik erfüllt‘[2].

Auch in Leipzig ‚herrschte im ganzen ein verhältnismäßig milder Ton‘[3]; ‚bis zum Ende des Jahrhunderts hin sind die Theologen fast durchgängig stille Männer, welche gegen die aufkeimende calixtinische und praktische Zeitrichtung eine mehr ablehnende als kampffertige Stellung einnehmen, der praktischen Richtung indes nicht durchaus abgeneigt‘[4]. Ein Hauptrepräsentant dieser Richtung war der durch ein Werk über die Rechtfertigung berühmt gewordene Höpfner.

Einen eigenen Entwicklungsgang nahm die theologische Richtung an der 1576 gestifteten Universität Helmstädt[5]. Während in der Philosophie daselbst der Melanchthonsche Humanismus herrschte, standen die ersten, durch Vermittlung von Chemnitz daselbst angestellten Theologen auf streng lutherischem Standpunkt. Der bedeutendste unter diesen war Timotheus Kirchner (vorher seit 1568 Professor in Jena, 1579 von der Helmstädter Professur entlassen, † 1584), mit Selnekker und Chemnitz der Verfasser der ‚Apologie des Konkordienbuches‘ (Dresden 1584)[6]. Neben ihm wirkten Daniel Hofmann († 1611), der sich besonders durch seine Streitigkeiten mit den dortigen Philosophen bekannt machte[7], und Basilius Sattler (später als Konsistorialrat und Hofprediger in Wolfenbüttel; † 1624), dazu seit 1577 Tilmann Heßhus († 1588). In der von Hofmann und Heßhus vertretenen Richtung wirkte weiter deren Schüler Kaspar Pfafrad (seit 1593, † 1622)[8], während die andern jüngeren Theologen, Lorenz Scheurle († 1613), Heinrich Boethius († 1622) und Johann von Fuchte († 1622) sich der humanistischen Richtung des Caselius annäherten[9]. Die eigentliche Bedeutung der Helmstädter theologischen Fakultät beginnt aber erst, seit Georg Calixtus 1614 daselbst zum Lehramt gelangte, der nun einen beherrschenden Einfluß auf die Universität ausübt und den Geist derselben bestimmt († 1656), wie sich von hier aus sein Einfluß besonders auch auf die Universität Königsberg erstreckt. Die

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben II 103. [2] Ebd. 104.
[3] Dorner 529. [4] Tholuck 84.
[5] Vgl. Henke, Calixtus. 2 Bde, Halle 1853—1856.
[6] Frank I 254—256.
[7] Vgl. oben S. 469 f. [8] Henke I 75. [9] Ebd. I 54.

dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten und die eigentlich hervortretende Wirksamkeit des Calixtus selbst gehören aber erst der folgenden Periode an.

In Altorf blieb, entsprechend der in Nürnberg herrschenden Richtung, wo die Annahme der Konkordienformel beharrlich abgelehnt wurde, während des 16. Jahrhunderts und bis gegen 1620 der Philippismus im allgemeinen herrschend, selbst mit bestimmterer Hinneigung zum Calvinismus, wie bei Moritz Heling († 1595) und Dürnhofer († 1594). Der lutherische Lehrbegriff wurde während dieser Zeit an der Universität nur von Schopper (1598—1616) vertreten, dem sein Schüler Saubert († 1646 als Pastor in Nürnberg) und der nürnbergische Pastor Johann Schröder (1611—1621) zur Seite standen. Die Oberhand gewann für einige Zeit die lutherische Richtung mit Georg König (1614—1626), der aber, während er nach außen diese Richtung zur Schau trug, in den Verdacht kam, insgeheim mit den Socinianern zu konspirieren[1]. Seit dem dritten Jahrzent des Jahrhunderts beginnt dann der von Helmstädt, von Kornelius Martini und Calixtus ausgehende Einfluß sich geltend zu machen, bis die calixtinische Richtung zur Herrschaft gelangte.

Außerhalb der Universitäten haben sich als Vertreter der lutherischen Theologie unter andern bekannt gemacht Jakob Reineccius, Rektor in Hamburg seit 1613; in Koburg, wo auch Gerhard einige Zeit als Generalsuperintendent gewirkt hatte (1615—1616), Meyfart seit 1616 und Fink von 1616 bis 1631; in Weimar als Generalsuperintendent Albert Grawer († 1617), ‚ein echter Schüler von Ägidius Hunnius, einer der streitbarsten Theologen (theologus disputax), die es gegeben hat, gladius et clypeus Lutheranismi, mit scharfer Zunge, immer ein absurdum est, falsum est, nescit quid loquatur im Munde, an fürstlicher Tafel die Schriften der Theologen (J. Gerhards) durchziehend, ein unversöhnlicher Feind der Calvinisten donec spiritus hos reget artus, überaus bewandert in der scholastischen Terminologie‘[2]; derselbe trat auch als literarischer Gegner gegen den Rostocker Philosophen Lubinus auf. Endlich Konrad Schlüsselburg, Superintendent in Stralsund († 1619), ‚ein Mann des härtesten konfessionellen Bewußtseins (lutheranissimus theologus)‘[3]; das vollendete Urbild eines lutherischen Streittheologen. ‚Schon als Student beschuldigte er die Wittenberger Professoren Peucer, Cruciger und Pezel, daß sie von Luthers Lehre wären abgefallen. Als er sich zur Magisterpromotion meldete, deshalb von Peucer zu Rede gesetzt, sagte er ihm ins Gesicht, er halte ihn für einen Sakramentsschwärmer und Verächter der communicatio idiomatum realis. Vom Rektor mit Hausarrest belegt, wiederholt er vor dem Professorenkonvent

[1] Tholuck II 18 f. [2] Frank I 346. [3] Ebd. 247.

seine Beschuldigung. Da ward Peucer über die Maßen zornig und wollte dem flacianischen Buben und jungen Lecker, der kaum hinter den Ohren trocken, eine Maulschelle geben. Der alte G. Major redete zur Güte. „Mein lieber Sohn Conrade, laß die Flacianer fahren und bleibe bei uns deinen Präceptoribus." Als auch dieses nicht verfing, wurde er auf Senatsbeschluß propter seditiosas obtrectationes atque criminationes et propter iniurias, calumnias, mendacia contra veritatem et hanc docentes in perpetuum exkludiert (1568) und die Intimation davon nach Jena, Königsberg und Leipzig gesandt. Von dieser Exklusion sprachen ihn auf sein Ansuchen die späteren Wittenberger Mylius und Leiser offiziell los (1586) und setzten ihn wieder ein in den vorigen Stand mit nachfolgenden Worten: „Wer Conradum Schlüsselburgium wegen dieser Exklusion pro infami und für anrüchig halten und schelten wird, der gibt mit demselben genugsam zu erkennen, daß er es mit der reinen Lehr der Augsburgischen Konfession nicht richtig halte, dieweil keinem unbewußt sein soll: „Quod non exclusio, sed causa infamet." In seiner späteren Zeit ist er immer unter denen gewesen, qui stant in proelio in die Domini, also daß ihm Chemnitz eine natura rixatrix, criminatrix und turbatrix zuschrieb. Melanchthon nannte er einen schändlich Abgefallenen, Strigel einen Vertumnus und Ecebolista, Pezel seinen gewesenen Dezeptor, sich selbst einen Anti-Calvinista.'[1] Sein Hauptwerk ist der umfangreiche ‚Catalogus haereticorum' (13 Bände, 1597—1601), in welchem er alle Gegner des streng lutherischen Lehrbegriffs seit der sog. Reformation bekämpft; ‚diese seine Ketzer sind nämlich: die Antitrinitarier, die neuen Manichäer (Flacianer), Calvinisten, Antinomer, Synergisten, Osiandristen, Majoristen, Jesuiten, Stancaristen, Stenkfeldisten (Schwenkfeldianer), Servetianer, Anabaptisten, Adiaphoristen und Interimisten'[2].

Auf reformierter Seite kommt Zwingli für die Geschichte der protestantischen Dogmatik wesentlich nur durch seine stark rationalistische Abendmahls-

[1] Frank I 247.

[2] Döllinger in Hortigs Handbuch der Kirchengeschichte II, 2, 926. Gaß (I 249) unterscheidet in der ganzen Zahl dieser Dogmatiker, die das durch die Konkordienformel hergestellte Luthertum vertraten, solche, die ‚rechtgläubig und dogmatisch aus Religion' waren, und solche, die ‚religiös nur auf Grund des Dogmas und innerhalb desselben' waren. Die ersteren zeichnen sich durch mildere Gesinnung gegen Andersdenkende aus; die andern ‚glänzen durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn, aber durch solchen Scharfsinn, der einer leidenschaftlichen Rechthaberei zur Waffe wird. Der Eifer um das Haus des Herrn verzehret sie, aber sie wollen auch allein dessen Kenner sein und den Eingang nach ihrem Längenmaße bestimmen.'

lehre und die an dieselbe sich anknüpfenden theologischen Streitigkeiten in Betracht. Ein zusammenfassendes, eigentlich dogmatisches Werk hat er selbst so wenig als Luther verfaßt. Seine hierher gehörige Hauptschrift ist der ‚Kommentar von der wahren und falschen Religion‘.

Die erste systematische Dogmatik und das für die Entwicklung der wissenschaftlichen Dogmatik bei den Reformierten maßgebende und grundlegende Werk ist Calvins ‚Institutio cristianae religionis‘, zuerst Basel 1536; umgearbeitet 1539 und wieder in der abschließenden Hauptausgabe von 1559 [1]. An Calvin schließen sich in der Bearbeitung der Dogmatik unter den in Deutschland und der Schweiz wirkenden Theologen von seinen Zeitgenossen zunächst die folgenden an: Andreas Hyperius in Marburg († 1564) [2], ein Mann von einem friedfertigen Geiste, trotz seiner Anlehnung an Calvin; Wolfgang Musculus in Bern († 1563) [3]; Benedikt Aretius in Marburg und Bern († 1574) [4], Heinrich Bullinger in Zürich († 1575) [5], der, zuerst

[1] Staudenmaier spricht über dieses Werk, von welchem Frank (I 74) meint, es sei ‚wie ein hochgewölbter, dunkler Dom, darin der Ernst der Religion in andächtigem Schauer sich über die Seele legt‘, das zutreffendere Urteil aus (Dogmatik I 272): ‚Leicht verrät, wie in manchem, so auch hier, Calvin ein schärferes Urteil und bei einer viel besseren Methode auch eine viel größere dialektische Gewandtheit als Melanchthon, nur daß sein ganzes System wie sein eigener Geist von dem finstern Schatten der absoluten Prädestination durchzogen ist, die, weil sie dem menschlichen wie christlichen Geiste an sich widerstrebt, auch wissenschaftlich sich nicht halten läßt und im ganzen einen Kampf mit dem Gefühle aufregt, welches sie nur dadurch beschwichtigen zu können glaubt, daß sie Furcht und Schrecken über dasselbe bringt. Die calvinische Dogmatik ist, sofern die Prädestinationslehre sie dominiert, ein aus den feinsten Sophismen gewobenes und durch diese konsequent durchgeführtes Schreckenssystem, wie wir etwas ähnliches nur auf dem politischen Gebiete aufweisen können: im Terrorismus der französischen Republik. Im übrigen trifft sie der (ebenso gegen die lutherische Dogmatik gerichtete) Vorwurf, nicht auf der Bibel, sondern auf Ansichten, die man dieser als die ihrigen nur untergeschoben, zu beruhen. Seiten endlich, durch welche Calvin mit dem Katholizismus noch in Verbindung blieb, sind wenigstens besser durchgeführt, als es in dem dogmatischen Werk des Melanchthon der Fall ist; es ließe sich überhaupt fragen, wieviel Gutes Calvin bei seinem Talente durchzuführen im stande gewesen wäre, hätte er sich nicht durch das Irrlicht des Prädestinationsgedankens von der ganzen Anschauung der christlichen Wahrheit abführen und auf schlechthin falsche Fährte bringen lassen.‘

[2] Methodus theologiae, Basileae 1567 ff. Gaß nennt ihn (I 131) ‚schätzbar durch Einfachheit und sprachliche Korrektheit‘. Hervorzuheben ist hier auch dessen methodologische Schrift ‚De recte formando theologiae studio‘, Basileae 1556.

[3] Loci communes theologici, Bernae 1573.

[4] Examen theologicum, Bernae 1584 u. 1598, und Theologiae problemata seu loci communes, Genevae 1599.

[5] Compendiam christianae religionis e puro Dei verbo depromptum, Basileae 1556.

Zwinglianer und Nachfolger Zwinglis in Zürich, Mitverfasser der ‚Confessio Helvetica prior' von 1536, sich immer mehr dem Calvinismus annäherte und zu der Vereinigung der schweizerischen Reformierten auf calvinistischer Grundlage wesentlicht mitwirkte; verfaßte auf diesem Standpunkte die 1566 an den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz gesandte ‚Confessio Helvetica posterior'; endlich der neben Bullinger in Zürich wirkende Italiener Petrus Martyr Vermigli (Vermilius, † 1562)[1]. Alle diese Theologen ‚sind zum Teil noch Mitarbeiter Calvins und lassen nach einem solchen Vorgänger noch keinen geistigen und wissenschaftlichen Fortschritt erwarten. Sie dienen der Bearbeitung des gegebenen Stoffes und helfen zur Übersicht der Interessen, in deren Aufrechthaltung und Verteidigung sich die reformierte Theologie befestigen sollte. Keiner nähert sich auch nur der Reinheit calvinischer Gedankenentwicklung; die formelle Ungebundenheit erlaubt ihnen, ähnlich wie im Luthertum, ihr Material nach Bedürfnis zu gelehrter und polemischer Vollständigkeit zu erweitern'[2].

Eine Pflanzschule der reformierten Theologie[3] wurde in Deutschland zunächst Heidelberg, wo seit der Protestantisierung der Universität im Jahre 1559 und besonders seit der 1560 erfolgten Calvinisierung des Landes Männer wirkten, die ‚den Philippismus in den Calvinismus überleiteten'[4]. Dies waren Kaspar Olevianus († 1587) und Zacharias Ursinus († 1583), die Verfasser des Heidelberger Katechismus (1562); ferner der Franzose Boquin († 1582) und die Italiener Tremellius († 1580) und Zanchius (zuvor in Straßburg, wo er dem Lutheraner Marbach wich[5], † 1590). Die kurz dauernde Lutheranisierung des Landes unter Ludwig VI. (1576—1583) veranlaßte diese Lehrer zur Auswanderung; sie wandten sich teilweise nach Neustadt an der Haardt, wo an dem Gymnasium illustre neben Zanchius und Ursinus in diesen Jahren Franz Junius und Daniel Tossanus wirkten. Nach Ludwigs VI. Tode wurde aber Heidelberg seit 1583 von neuem die ‚Metropole der deutsch-reformierten Theologie'[6]. Hier lehrten David Pareus (1584—1622)[7], Daniel Tossanus (1586—1602), Heinrich Alting (1612

[1] Loci communes theologici, in zwei Bänden nach dessen Tode aus seinen Schriften zusammengestellt und herausgegeben von J. Grynäus, Basel 1580.

[2] Gaß I 130.

[3] Eine gedrängte Statistik der reformierten Gelehrten in Deutschland und der Schweiz bei Dorner 434—441 A. Vgl. ferner besonders Tholuck, Akademisches Leben II 246—377.

[4] Ebd. 265. [5] Siehe oben S. 487.

[6] Tholuck II 266. Die lutherischen Professoren Joh. Marbach und Schopper wurden abgesetzt; vgl. unsere Angaben V 63.

[7] Irenicon sive de unione et synodo evangelicorum concilianda (1614).



bis 1622), Paul Tossanus, ein Sohn des Daniel Tossanus; dazu in der philosophischen Fakultät der Aristoteliker Bartholomäus Keckermann (1592 bis 1602, seit 1602 in seiner Vaterstadt Danzig, wo er im Jahre 1609 im Alter von 38 Jahren starb), der, auf verschiedenen Gebieten tätig, neben einer Anzahl von philosophischen Schriften[1] und einer hebräischen Grammatik auch ein ‚Systema theologiae' verfaßte (1607), das ‚die eigentümlichsten und scharfsinnigsten Ausführungen enthält'[2].

Als Zierden der 1584 gegründeten hohen Schule von Herborn galten Olevian (1584—1587, der frühere Heidelberger Professor) und Johann Piscator (1484—1625; vorher 1574—1576 ebenfalls in Heidelberg, in der Philosophie Ramist, hauptsächlich als Exeget tätig), Georg Pasor (1615—1626), der hier auch einige Zeit wirksame Philolog Matthias Martinius aus Bremen († 1630 in Bremen)[3], später Johann Heinrich Alsted (von 1619 an, † 1638 zu Weißenburg in Siebenbürgen), Nethenius (seit 1669), Johann Melchioris (seit 1682).

Neben Heidelberg und Herborn treten die Universitäten Marburg, Frankfurt an der Oder und Duisburg mehr zurück. In Marburg, das bis zum Ende des 16. Jahrhunderts den Philippismus vertrat (einer der namhaftesten Theologen dieser Richtung war Andreas Hyperius, 1542—1564)[4], wo aber neben den mehr oder weniger zum reformierten Standpunkte hinneigenden Theologen dieser Richtung auch strenge Lutheraner wirkten (wie Ägidius Hunnius 1574—1592, ehe er nach Wittenberg kam), ist zu nennen Georg Sohn (1574—1584; später 1584—1590 in Heidelberg)[5]; schärfer calvinistisch lehrten später seit der Dordrechter Synode Eglin (Professor in Marburg seit 1606), Georg Cruciger, Johann Heine und Johann Crocius († 1659), ‚der bedeutendste Theologe Marburgs'[6], der Verteidiger des reformierten Lehrsystems gegen Katholiken, Lutheraner und Weigelianer. In Frankfurt an der Oder war in der ersten Periode nach der Protestantisierung besonders Andreas Musculus, der Mitarbeiter an der Konkordienformel (1547—1581) als Vertreter des strengen Luthertums tätig. Von seinen Kolegen näherten sich

[1] Praecognita logica (1599), Praecognita philosophiae (1608), Rhetorica ecclesiastica (1600), Systeme der Ethik, Politik, Ökonomie, Physik, Astronomie u. a.

[2] Tholuck II 266. Derselbe urteilt im ganzen über Keckermann: ‚Einen auf so verschiedenen Gebieten nicht nur tätigen, sondern originell gestaltenden Geist hat die Theologie selten besessen.'

[3] Christianae doctrinae summa capita, Herbornae 1603. Summula s. theologiae, Bremae 1610.

[4] Seine Opuscula theologica in zwei Bänden, Basel 1570 u. 1581.

[5] Synopsis corporis doctrinae Ph. Melanchthonis (1588). Exegesis praecipuorum articulorum Augustanae confessionis (1591).

[6] Dorner 436.



Heidenreich († 1617) und Christoph Pelargus (seit 1591, † 1633), vom philippistischen Standpunkte ausgehend, mehr und mehr dem Calvinismus. Der letztere widerrief seine früheren anticalvinistischen Schriften und arbeitete sein dogmatisches Kompendium [1] in der zweiten Ausgabe (1616) zu Gunsten des reformierten Standpunktes um. Er wurde deshalb von seinen früheren lutherischen Freunden heftig angegriffen, so von Daniel Cramer in Stettin. Schlüsselburg richtete gegen ihn eine Streitschrift unter dem Titel: ‚Antwort auf die Schmähekarten des großen Heuchlers und unbeständigen, wetterwendischen Eceboliſten und nunmehr erkannten Calvinisten D. Chr. Pelargi‘ (Rostock 1616) und führte darin die Parallele aus: ‚Gleichwie der Storch oder Adebar den Sommer bei uns, dieweil er seine Schnabelweide und Futter hat, verharret, aber gegen den harten, kalten Winter in weit abgelegene Örter fleucht, also hat dieser Pelargus der Storch seinen Schnabel eine Zeitlang im Sommer, da keine Gefahr vorhanden, gebraucht, hat die ungläubigen Sakramentierer mit Namen gestraft und verdammt, jetzund aber, da er soll in dem harten kalten Winter der Verfolgung seinen Schnabel gebrauchen, da will der Storch nicht klappern.‘ [2] Auch mit dem Wittenberger Lutheraner Balduin wurde er durch die veränderte zweite Ausgabe des Kompendiums in einen Streit verwickelt [3], und der Propst Simon Gedicke in Berlin schrieb gegen ihn seinen ‚Pelargus Apostata‘ (Leipzig 1617). Infolge des Übertrittes des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reformierten Konfession wurde dann auch die bisher lutherische theologische Fakultät in eine reformierte verwandelt und durch Lehrer ergänzt, die den reformierten Standpunkt entschiedener vertraten: Johann Berg (seit 1616), Wolfgang Crell (seit 1618), Gregor Franck (1617 bis 1651). ‚Dennoch ist mit alleiniger Ausnahme von Crell, einem ausgesprochenen Supralapsarier, die Stellung der Fakultät, namentlich des Pelargus, mehr die unionistische als die calvinistische. Pelargus bleibt auch nach der zweiten Ausgabe seines ‚Compendii theologicum‘, worin er sich gänzlich der Abendmahlslehre Calvins anschließt, lutherischer Pastor und Generalsuperintendent; er ordiniert — und zwar unter williger Assistenz der übrigen lutherischen Geistlichen — lutherische und reformierte Kandidaten, und die

[1] Compendium theologicum, Francof. 1603.

[2] Frank I 314 f.

[3] Gaß I 302. Gaß bemerkt, um ihm seine Stellung genauer anzuweisen: ‚Er gibt ein Beispiel eines mehr erweiterten als wirklich verleugneten Lutheranismus.... Ein reformierter Anstrich läßt sich im ganzen nicht verkennen.... Sein Standpunkt ist zwischen reformierter und lutherischer Hinneigung geteilt, und er stützt sich auf das ältere, den feinen konfessionellen Spaltungen vorangehende Stadium der lutherischen Theologie. Diese Stellung macht ihn synkretistisch, während er in der Lehrweise sich den jetzt üblich werdenden Schulformen der Kausalmethode anschließt‘ (S. 302 f).



Fakultät erteilt lutherischen und reformierten Theologen den Doktorgrad.'[1] Späterhin vertrat neben Vermittlungstheologen Christoph. Becmann (1676 bis 1717) den strengen Calvinismus. Die Universität Duisburg kommt für unsere Periode nicht in Betracht, da sie erst 1656 eröffnet wurde. An dem 1584 von Christoph Pezel gegründeten akademischen Gymnasium in Bremen wirkte seit 1610 als Rektor der schon bei Heidelberg genannte Matthias Martinius, ferner Ludwig Crocius seit 1610 († 1655), Isselburg seit 1612, Pierius seit 1612; an dem 1590 gegründeten akademischen Gymnasium zu Steinfurt in der ersten Zeit seines Bestehens Konrad Vorstius bis zu seinem Abgange nach Leyden 1610, und der Metaphysiker Timpler.

In der Schweiz waren die Pflanzschulen reformierter Theologie Basel, Bern, Zürich, Lausanne und Genf. In Basel wirkten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Johann Jakob Grynäus (seit 1575; 1584 ,an Pfalzgraf Kasimir nach Heidelberg geliehen', seit 1586 Antistes in Basel, † 1617), Johann Buxtorf der Ältere (1590—1629), als Dogmatiker besonders Amandus Polanus von Polansdorf, ein geborener Schlesier (1596—1610), ,ein ramistischer Aristoteliker, der sich in systematischer und in Thesenform über alle Glaubensstücke seines Bekenntnisses verbreitete'[2], und Wolleb (1618—1629), dessen theologisches Kompendium[3] großes Ansehen erlangte, auch in England und Deutschland als Handbuch benutzt wurde[4]. Eine merkwürdige Zwitterstellung nahm Simon Sulzer ein (1532—1585), der, als reformierter Theologe dem Luthertum zugeneigt, zugleich als reformierter Antistes in Basel (seit 1553) und als lutherischer Superintendent in der oberen Markgrafschaft Baden fungierte[5]. Bern hatte nach Wolfgang Musculus (1549—1563)[6] und Benedikt Aretius (1563—1574)[7] bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts keine nennenswerten Theologen. Bei der ,stiefmütterlichen Behandlung der Wissenschaften von seiten der Regierung' und ,bei dem vorzugsweise praktischen Volkscharakter der Berner' waren bedeutende wissenschaftliche Leistungen nicht zu erwarten[8]. In Zürich, wo die älteren Professoren, Bibliander, Pellican, Ludwig Lavater, Gualter, eine mehr praktisch-biblische Richtung vertreten hatten, brachte Peter Martyr Vermigli (seit 1556) den

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben II 254.

[2] Gaß I 396 f. Syntagma theologiae christianae, Hanoviae 1610 et 1624, Genevae 1612. Sylloge thesium theologicarum ad methodi leges conscriptarum, Basileae 1610. Über seine Theologie vgl. Gaß I 397—404.

[3] Compendium theologiae christianae, Basileae 1626. Dasselbe ist nach Dorner 439 ,in seiner Knappheit, Klarheit und Schärfe klassisch'.

[4] Tholuck II 326. [5] Vgl. ebd. II 321.

[6] Loci communes s. theologiae (1563).

[7] Problemata theologica (1578). [8] Tholuck II 340.

strengeren Prädestinationismus zur Geltung[1]. Als die namhaftesten Theologen der Folgezeit sind zu nennen Heinrich Bullinger (Antistes seit 1534, † 1575)[2], Wilhelm Stucki der Ältere (1563—1607), Rudolf Hospinian, der Bekämpfer der Konkordienformel († 1626), Kaspar Waser (1561—1626), Johann Jakob Breitinger (seit 1613 Antistes).

Bemerkenswert ist, daß gerade die Calvinisten sich die meiste Mühe gaben, eine vollständige Art protestantischer Scholastik auszubilden[3]. Als ein Muster davon ist neben den Büchern der niederländischen Theologen (Maccovius u. a.), welche diese Methode besonders ausbildeten, das Handbuch des Johann Heinrich Alsted in Herborn zu nennen[4]. Auch in der Schweiz fand unter dem Einfluß niederländischer, französischer und englischer Gelahrtheit die Philosophie des Ramus geringen Anklang; die größte Zahl der reformierten Theologen ging auf Aristoteles und die scholastische Methode zurück, und war weniger bemüht, weitere religiöse Neuerungen anzustreben, als die bereits gegebenen Anschauungen und Lehren zu einem methodischen Lehrsystem auszubauen. Im allgemeinen nahmen jedoch die Schweizer Hochschulen weniger Anteil an der Ausbildung dieser protestantischen Neuscholastik als diejenigen in Deutschland[5]. Die Bekämpfung derselben durch Coccejus aus Bremen gehört dem folgenden Zeitraum an.

Der Vater einer in systematische Ordnung gebrachten und in der Form mehr wissenschaftlichen Polemik gegen die katholische Kirche und Lehre, neben

[1] Der ihm entgegentretende Bibliander wurde 1560 mit Belassung seines Gehaltes vom Lehramte entfernt, angeblich wegen Alters, Leibes- und Gemütsschwachheit, in der Tat aber als Gegner der calvinischen Prädestinationslehre und ‚quia morosius coepit praelegere et vellicare D. Martyrem'. Vgl. Tholuck II 359; Frank I 176.

[2] De Scripturae s. auctoritate, certitudine, firmitate et absoluta perfectione, Turici 1538.

[3] Dorner 443: ‚Zwar schien die scholastische, auf Aristoteles zurückgehende Methode anfangs manchem verdächtig, weil sie den praktisch religiösen Interessen Gefahr drohe. Aber das Interesse, man darf sagen die Notwendigkeit, den gewonnenen Besitz sicherzustellen, wirkte mit unwiderstehlicher Macht auf die Einbürgerung einer Methode hin, die wie keine andere geeignet war, den wissenschaftlichen Trieb statt auf Erforschung des Inhalts, vielmehr auf die Bearbeitung von Gegebenen, auf Verteidigung des bestehenden Dogma als einer unveränderlichen Größe zu richten.' — Nach Dorners Ansicht diente hauptsächlich die Oberflächlichkeit des Ramus dazu, ‚dem Aristoteles auch in der evangelischen Wissenschaft, ohne Unterschied der Konfession, zur Alleinherrschaft zu verhelfen und ein neuscholastisches Zeitalter herbeizuführen' S. 444.

[4] *Theologia scholastica*, exhibens locos comm. theolog., *methodo scholastica*, Hanov. 1618.

[5] Tholuck, Akademisches Leben II 318: ‚Die praktische Richtung des Volkscharakters ließ auch die Schultheologie kaum zur Herrschaft gelangen. Als gegen Ende

welcher aber die tumultuarische Polemik in Form einer rein pöbelhaften Schmähliteratur, wie sie durch Luther inauguriert worden war, mit unverminderter Leidenschaftlichkeit weitergeht [1], ward Martin Chemnitz durch sein ‚Examen Concilii Tridentini'. Chemnitz hatte zuvor gegen die von den Jesuiten zu Köln 1560 herausgegebene ‚Doctrina de praecipuis doctrinae coelestis capitibus' (dieselbe war gegen den unter dem Titel ‚Doctrina coelestis' von Johann Monheim in Düsseldorf verfaßten Katechismus gerichtet) eine Streitschrift erscheinen lassen unter dem Titel: ‚Theologiae Iesuitarum praecipua capita' (Leipzig 1562). Katholische Antworten auf diese Streitschrift erschienen von Johann Alber in Ingolstadt, dann von dem portugiesischen Theologen Diego (Jakobus) Payva de Andrada, der als Theologe auf dem Konzil von Trient anwesend war [2]. Statt seinem letzteren Gegner speziell zu antworten, zog es Chemnitz vor, dies in Gestalt einer umfassenderen ‚Prüfung des Konzils von Trient' zu tun, die gegen das ganze katholische Lehrsystem auf Grund der tridentinischen Dekrete überhaupt gerichtet ist, wobei Andrada nur nebenbei als Interpret der letzteren berücksichtigt wird. Das Werk erschien in vier Teilen 1565—1573 [3]. Der erste Band handelt von den Traditionen und der Heiligen Schrift, der Erbsünde, der Konkupiscenz, der Empfängnis der Jungfrau Maria, den Werken der Ungläubigen, der Rechtfertigung, dem Glauben und den guten Werken; der zweite Band von den Sakramenten; der dritte Band von der Jung-

---

des Jahrhunderts die Taufgesinnten die Forderung an die Kirche stellen, „die theologia scholastica nicht länger in den Schulen zu dulden", wird in einem Gutachten der Berner Geistlichkeit von 1693 erwidert: „Dieses aber ist ein Mißverständnis; was theol. scholast., recht zu reden, genannt wird, hat weder in unserer noch in andern reformierten Schulen Platz, und ist also ganz unnötig, solches nur zu melden."

[1] Vgl. darüber unsere Angaben V 490—508. Über die protestantische Polemik speziell gegen die Jesuiten ebd. 551—605.

[2] Orthodoxarum explicationum libri decem, in quibus omnia fere de religione capita, quae his temporibus ab haereticis in controversiam vocantur, aperte et dilucide explicantur, Coloniae 1564.

[3] Der vollständige Titel lautet nach den späteren Ausgaben: Examinis Concilii Tridentini, per Martinum Chemnizium scripti, opus integrum: quatuor partes, in quibus praecipuorum capitum totius doctrinae papisticae firma et solida refutatio, tum ex sacrae Scripturae fontibus, tum ex orthodoxorum Patrum consensu, collecta est, uno volumine complectens. Ad veritatis christianae et antichristianae falsitatis cognitionem perquam utile et necessariam. Bd I 1565, II 1566, III und IV 1573. Oft wieder gedruckt; neueste Ausgabe von Preuß, Berlin 1861. Eine deutsche Übersetzung veröffentlichte 1576 der Prediger Georg Nigrinus in Gießen. Einen umfangreichen Auszug aus dem Werke gibt H. Hachfeld in seiner (übrigens durch blinden Haß und Verständnislosigkeit gegenüber dem Katholizismus und entsprechende Roheit des Tones vielfach ungenießbaren) Monographie über M. Chemnitz, Leipzig 1867. 253—491.

fräulichkeit, dem Priesterzölibat, dem Fegfeuer, der Anrufung und Verehrung der Heiligen; der vierte Band von den Reliquien der Heiligen, den Bildern, dem Ablaß, dem Fasten, den Festen. Chemnitz geht dabei die einzelnen Dekrete des Konzils durch, die er, nachdem er ihren Text angeführt hat, mit großem Aufwand von exegetischer, historischer, auch patristischer Gelehrsamkeit zu widerlegen sucht. Seine Tendenz dabei ist die, zu zeigen, daß die Lehre Luthers diejenige der Bibel und des Altertums sei, und daraus das Unrecht der Katholiken zu erweisen. Dabei kommt es aber dem streitbaren Kämpfer für das ‚reine Evangelium', wie seinen andern Genossen, auch nicht darauf an, sowohl bei der Behandlung der Rechtfertigungslehre als in andern Stücken des Glaubens, wie auch des Kultus und der Disziplin der katholischen Kirche, welche die Protestanten in der Konsequenz ihrer neuen Rechtfertigungslehre verworfen haben, wie in Bezug auf die Heiligenverehrung, die katholische Lehre zuerst in absurder Weise zu verdrehen, auch gegen den klaren Wortlaut der tridentinischen Dekrete, um sie dann wirksamer bekämpfen zu können. Von diesem Werke des Chemnitz zehrt die ganze spätere protestantische Polemik gegen die katholische Kirche bis auf unsere Zeit [1].

Mit größerer Leidenschaftlichkeit betrieb die Polemik der nach allen Seiten um sich beißende Konrad Schlüsselburg [2]. Der bedeutendste lutherische Polemiker gegen die Katholiken nach Chemnitz ist Johann Gerhard mit seiner ‚Confessio catholica', deren Tendenz aus dem Titel ersichtlich ist [3]. Auch gegen Bellarmin, der am Anfang des 17. Jahrhunderts als der gefürchtetste katholische Vorkämpfer in einer Anzahl von Gegenschriften bekämpft wurde, richtete Gerhard eine spezielle Schrift [4].

Mit nicht minderer Leidenschaftlichkeit, als sie gegen die Katholiken streiten, bekämpfen die Anhänger der beiden protestantischen Konfessionen aber auch sich gegenseitig [5]. Jeder entschiedene Anhänger der einen oder andern Partei muß sich durch Bekämpfung des Gegners als solcher ausweisen. Ver-

---

[1] Katholischerseits verfaßte Andrada eine Gegenschrift, die nach seinem 1577 erfolgten Tode erschien: Defensio Tridentinae fidei catholicae, quinque libris comprehensa, adversus calumnias haereticorum et praesertim Martini Chemnitii, Lisbonae 1578, Coloniae 1580. Eine andere von Jodokus Ravenstein: Propugnaculum Concilii Tridentini, Lovanii 1577. Auch Bellarmin nimmt in seinem großen Hauptwerk, den Disputationes de controversiis christianae fidei adversus huius temporis haereticos Romae 1581, auf Chemnitz Rücksicht. [2] Vgl. oben S. 490 f.

[3] Confessio catholica, in qua doctrina catholica et evangelica, quam ecclesiae Augustanae confessioni addictae profitentur, ex Romano-catholicorum scriptorum suffragiis confirmatur. 4 voll., Ienae 1634—1637.

[4] Bellarminus ὀρθοδοξίας testis etc., Ienae 1631—1633.

[5] Über den Geist und Ton, in welchem dies geschieht, vgl. unsere Angaben Bd V 509—550.

mittelnde Geister, auch wenn sie nicht so weit gehen wie Pelargus[1], werden von den eigenen Konfessionsgenossen als Apostaten behandelt. So ging es von seiten der strengen Lutheraner Melanchthon selbst, dem ‚Praeceptor Germaniae', dem doch die lutherische Kirche im 16. Jahrhundert alles verdankte, was von wissenschaftlicher Bildung in ihr war[2]. Flacius bekämpft ihn wegen des katholisierenden, Heßhus wegen des calvinisierenden Elementes in seiner Theologie. Dem letzteren Eiferer für das reine Luthertum ‚tat es herzlich leid, daß ein Schüler Melanchthons ihm das Doktorat verliehen'[3]. Dessen Gesinnungsgenosse Johann Wigand ‚war ein so verbissenes Streitgenie, daß er, Reministen, Silentiarier und Leichtfüßler verachtend, das theologische Klopffechten für ein Kennzeichen der Kinder Gottes nahm'[4]. Den Kampf gegen die calvinische Abendmahlslehre führte seit 1552 mit großer Heftigkeit in einer Reihe von Streitschriften der Hamburger Prediger und spätere Superintendent Joachim Westphal († 1574)[5], ‚der leidenschaftlichste Gegner der Reformierten, von welchem Melanchthon sagte, daß er corporaliter wüte, den Schüler Melanchthons einen groben, unbehauenen Klotz und Bärwolf nannten; ihm zunächst galt Calvins Wort von Luthers Affen'. ‚Westphal und die andern nie ruhenden Sachsen verschrieen unaufhörlich die Reformierten als Ketzer, falsche Propheten, Wölfe, Sakramentsverderber, die ihnen verhaßter waren als selbst die Papisten.'[6] Gegen die calvinische Prädestinationslehre schrieb Ägidius Hunnius[7]. In populärerer Form trat gegen dieselbe Philipp Nicolai in Hamburg († 1608) auf[8]; derselbe nannte ‚den calvinischen Herrgott, der so viel Hunderttausend Menschen nach seinem Mutwillen zum Abgrund der Hölle verstößet und die verruchten Buben zu allerlei Sünde und Schande treibt, einen Brüllochs und Wucherstier, einen leichtfertigen, geilen, unkeuschen, verschlagenen, arglistigen, betrüglichen und blutdürstigen

[1] Vgl. oben S. 495 f.

[2] Der Flacianer Joachim Mörlin († 1571) sprach es in öffentlicher Rede aus: ‚Wir könnten nicht einen Syllogismum machen, wenn uns Philippus solches nicht gelehret hätte. Er ist unser Präzeptor und müssen ihn einen Präzeptorem nennen. Wenn's aber kommt ad locum de Coena Domini, de libero arbitrio, de iustificatione hominis, de interimisticis actionibus, da lobe dich der Teufel, Philippe, ich nimmermehr.' Frank I 98.

[3] Ebd. 97. [4] Ebd.

[5] Farrago confusanearum et inter se dissidentium opinionum de Coena Domini ex Sacramentariorum libris congesta (1552). Recta fides de Coena Domini (1553). Über seine weiteren hierher gehörigen Schriften, besonders die mit Calvin direkt gewechselten Streitschriften und den ganzen Verlauf des Streites vgl. Dorner 400 ff.

[6] Frank I 99.

[7] Articulus de providentia Dei et aeterna praedestinatione seu electione filiorum Dei ad salutem (1595). De libero arbitrio (1598). Vgl. Dorner 369 f.

[8] Kurtzer Bericht von der Calvinisten Gott und ihrer Religion, Frankfurt 1597.

Moloch, einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, einen höllischen Behemoth, verfluchten Leviathan und leidigen Teufel, der gen Calicut in India gehört, den Heiligen Geist der Calvinisten einen Sündenvogt und Menschenfeind'[1]. Auf die Frage: ‚Hältst du denn gänzlich dafür, daß die Calvinisten anstatt des lebendigen wahrhaftigen Gottes den leidigen Teufel lehren und anrufen?' gibt Nicolai in derselben Schrift die Antwort: ‚Das bekenne ich von Grund meines Herzens und sage es für eine gewisse Wahrheit: will mich derowegen dem Herrn Luthero nicht im geringsten widersetzen, sondern nehme es für ein gewisses Zeugnis an, was er von diesen Rottengeistern in seinem kurzen Bekenntnis vom Abendmahl schreibt, nämlich, daß sie haben eingeteufelte, durchgeteufelte und überteufelte Herzen.'[2] Den lutherischen Gegnern der calvinischen Prädestinationslehre mußte zwar Luthers Buch ‚De servo arbitrio' unbequem sein; aber auch damit wußte man sich abzufinden[3]. Unter den Wittenberger Theologen nach Herstellung der lutherischen Lehrnorm gab es keinen, der nicht mit Streitschriften gegen die Calvinisten hervorgetreten wäre[4]. ‚Eine Schrift oder wenigstens eine Disputation gegen Calvinisten und Papisten gehört damals nicht weniger wie das Magisterdiplom zu den Ausweisen eines tüchtigen Studiums der Theologie.'[5] Polycarp Leiser der Ältere, den Tholuck zu denjenigen Theologen rechnet, die ‚bei aller Anhänglichkeit an die durch die Formula Concordiae gegründete Lehrnorm durch Milde, Duldung, praktischen Ernst und Sorge um die Kirche den späteren Zeiten als Vorbild hätten dienen sollen'[6], schrieb die ‚berüchtigte Abhandlung': ‚Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam

---

[1] Frank I 280 f. Vgl. Döllinger II 496 f.

[2] Tholuck, Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts 48—49.

[3] Frank I 281: ‚Wo Luthers Buch vom geknechteten Willen der absoluten Prädestination als Schild vorgehalten wurde, da wurde dieses Höllengeplärr entweder mit Behauptung einer späteren Retraktation Luthers oder damit widerlegt, daß Luther in dem Buche nicht simpliciter, sondern nur secundum quid disputiert habe, zu zeigen, wie die kluge Vernunft, sich selbst überlassen, auf Absurdes kommen müsse. Dem hat Schlüsselburg öffentlich widersprochen, Luther damit entschuldigend, daß er, „dieweil Calvinus damals mit seinen Grumpen von der ewigen Vorsehung noch nicht herfürgebrochen war, sicherlicher (securius) geredet habe. Und obwohl Lutherus in seinem Buche contra Erasmum harte Wort geführet, so sind sie doch nirgend so grob wie der Zwinglianer, welche schreiben, Gott sei eine Ursache der Sünde. Sehet, da bestehet ihr wie Dreck am Rade!" (Antwort auf die Schmähekarten Pelargi, Rostock 1616).'

[4] Franz, Syntagma controversiarum orthodoxae ecclesiae cum gente Calviniana (1612). Meisner, De Calvinismo fugiendo (1614). Leiser II., Harmonia Calvinianorum et Photinianorum (1614). Iac. Martini, Collegium anticalvinianum (1642). Vgl. Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 115.

[5] Tholuck a. a. O. 115 f. [6] Ders., Akademisches Leben II 142.

mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll denn mit und zu den Calvinisten.'[1] Hutter[2] wurde von seinen Freunden als Malleus Calvinistarum und Redonatus Lutherus gepriesen.

Anderseits richteten die Reformierten ihre Angriffe besonders gegen die Konkordienformel. Mit besonderem Eifer wurde diese Polemik in Neustadt an der Haardt von den während der lutherischen Episode (1576—1583)[3] aus Heidelberg verdrängten reformierten Theologen betrieben. Die hierher gehörige Hauptschrift ist die von Ursinus verfaßte ‚Admonitio Neostadiensis' (1581). In der Schweiz schlug der Züricher Rudolf Hospinian ‚einen gereizteren konfessionellen Ton an'[4] in seiner gegen die Konkordienformel gerichteten ‚Concordia discors'[5]. Besonders gegen die lutherische Ubiquitätslehre richtet sich die Polemik in diesen Schriften. Im Ton unterscheidet sich die reformierte Polemik gegen die Lutheraner von derjenigen der letzteren dadurch, daß, ‚wo darin schärfere Waffen gebraucht werden, es weniger die der rabies theologica, als die des Sarkasmus und Hohnes' sind, der sich auch bis zu eigentlicher Frivolität steigert[6].

Durchaus den Zwecken der antikatholischen Polemik, und zwar einer Polemik gröbster Art, dient auch die protestantische Kirchengeschichtschreibung, wie Flacius sie mit den Magdeburger Centurien ins Leben gerufen hat[7]. Von historischem und wissenschaftlichem Sinn sind die Verfasser eines solchen Werkes, denen die Geschichte nur als Tummelplatz ihres leidenschaftlichen Hasses gegen die katholische Kirche und das Papsttum dienen muß, weit entfernt. — Durch die Centurien schien auch das Bedürfnis nach Kirchengeschichte auf protestantischer Seite auf lange Zeit hinaus befriedigt. Der Geist der Centurien wirkte auf die folgenden Arbeiten bestimmend ein; im übrigen hat das, was der deutsche Protestantismus im 17. Jahrhundert an solchen hervorbrachte, im ganzen ‚ein dürftiges und ungünstiges Ansehen'[8].

Wie die spekulative Theologie der mittelalterlichen Scholastik, so verabscheute Luther teilweise auch die positiv-historische der Kirchenväter. Er erging

[1] In seiner ‚Dreyfachen Erklärung des Catechismi Lutheri', Dresden 1602; die Abhandlung wurde neu herausgegeben von Hoe von Hoenegg, 1620. Vgl. Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 115 f.

[2] Hutter, Calvinista aulico-politicus (1614) (s. oben S. 485). Einen ‚Calvinista aulico-politicus alter' schrieb unter Hutters Mitwirkung 1614 der gleichgesinnte Dresdener Oberhofprediger Hoe von Hoenegg.

[3] S. oben S. 493 f. [4] Dorner 439.

[5] Concordia discors seu de origine et progressu Formulae Concordiae Bergensis, Turici 1607. [6] Tholuck, Kirchliches Leben 262.

[7] Vgl. über dieselben unsern Bd V 346 ff und oben S. 315 f. [8] Gaß I 168.

sich über dieselben vielfach in den wegwerfendsten Äußerungen. Wie den hl. Thomas von Aquin, so nannte er auch den hl. Chrysostomus einen ‚Wäscher', bezeichnete ihn auch als einen ‚ehrsüchtigen, stolzen Menschen', den goldenen Strom seiner Beredsamkeit als ‚einen Sack voller Worte, da nichts dahinter' sei. Der hl. Cyprian, sagte er, sei ein schwacher Theologus; der hl. Basilius tauge ganz und gar nicht, derselbe sei ein Mönch, nicht ein Haar wolle er um ihn geben; den Origines habe er ohnehin schon in den Bann getan; Gregorius den Großen habe der Teufel mit einem kindischen Irrtum verführt. Auch dem hl. Augustinus wollte er nicht trauen, weil derselbe mit dem Narrenwerk der Möncherei umgegangen sei und auch oft geirrt habe. Den hl. Hieronymus wollte er bloß um der ‚Historie' willen gelesen wissen; vom Glauben und von der rechten, wahren Kirche und Lehre sei nicht ein Wort in seinen Schriften[1]. In seinen Tischreden bezeichnete er die Kirchenväter insgemein als Pfützen, aus welchen die Christen vor ihm faules, stinkendes Wasser getrunken hätten, statt aus dem hellen Born der Schrift allein zu schöpfen.

Eine wissenschaftliche Patristik war auf solcher Grundlage unmöglich. Luther und seine Schüler mußten alles aufbieten, das Ansehen der heiligen Väter im Gegensatz zu jenem der Heiligen Schrift herabzudrücken und ihr Studium nach Möglichkeit zu hintertreiben[2], um sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Nur die Polemik gegen die Katholiken war es vorzugsweise, welche

[1] Döllinger I 485. Vgl. auch Richard Simon, Histoire critique des principaux commentateurs du Nouveau Testament, Rotterdam 1693, 685: Luther ‚meprise la plûpart des Pères, sur tout Origene et S. Jerôme, auxquels même il dit souvent des injures sans en avoir d'autre raison, que parce qu'il les trouvoit fort éloignez des ses sentimens. Il a osé avancer ce paradoxe, qui est une preuve évidente de son entêtement, qu'il n'y a point de plus impertinens ou de plus ridicules Commentateurs de l'Écriture parmi les anciens Écrivains Ecclésiastiques, qu'Origene et Jerôme (Luth., De serv. arbit. adv. Erasm. fol. 196). Cum inter ecclesiasticos scriptores nulli fere sint, qui ineptius et absurdius divinas litteras tractarint, quam Origenes et Hieronymus. Zu Luthers geringschätzigen Äußerungen über die Kirchenväter vgl. auch Holzhey, Die Inspiration der Heiligen Schrift, München 1895, 130 f.

[2] So weiß selbst Melanchthon in seiner ersten Zeit, da er noch das gehorsame Sprachrohr Luthers war, in der ersten Auflage der Loci theologici von der kirchlichen Theologie, um sie im Gegensatze zur Heiligen Schrift als ganz wertlos zu bezeichnen, nichts besseres, als das Folgende zu sagen (Corp. Reform. XXI 83): ‚Ex Origene si tollas inconcinnas allegorias et philosophicarum sententiarum silvam, quantulum erit reliquum? Et tamen hunc auctorem magno consensu sequuntur Graeci, et ex Latinis, qui videntur esse columnae, Ambrosius et Hieronymus. Post hos fere quo quisque recentior est, eo est insincerior, degeneravitque tandem disciplina christiana in scholasticas nugas, de quibus dubites, impiae magis sint, an stultae.'

sie dazu nötigte, sich nach Väterstellen umzusehen und dieselben durch eigenartige Deutung als Verteidigungs- oder Angriffswaffen zu gebrauchen. Ältere Theologen der ersten lutherischen Generation sahen es indessen mit Besorgnis, wenn unter den Jüngeren die Neigung auftauchte, sich mit den Schriften der Kirchenväter zu beschäftigen; sie sahen darin Versuchungen des Satans, der die Autorität Luthers dadurch untergraben wolle[1].

Als sich später der Protestantismus von der ursprünglichen Lehre Luthers mehr und mehr entfernte, begannen sich die Theologen wieder mit den heiligen Vätern zu beschäftigen, doch noch in abgerissener, unhistorischer Weise, nur soweit sie ihnen gerade in ihre subjektiven Anschauungen paßten. In ausgedehntem Maße macht in dieser Weise der große Polemiker Chemnitz Gebrauch von herausgerissenen und willkürlich interpretierten Väterstellen, die er als vermeintliche Bundesgenossen gegen das Tridentinum ins Feld führt, und in noch bestimmter, zur Schau getragener Tendenz später Gerhard. Von historischem Sinn, von objektiver Einsicht in den Geist des christlichen Altertums und seiner Lehrer kann bei diesem Verfahren keine Rede sein; die bessere Einsicht in das wirkliche Verhältnis, vielleicht auch die größere Ehrlichkeit, ist hier jedenfalls auf seiten Luthers.

Wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der Patrologie als der Wissenschaft vom Leben und den Schriften der Väter haben die Protestanten erst in der folgenden Periode aufzuweisen, und auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben die Reformierten (besonders die Anglikaner) größeren Anteil an denselben als die Lutheraner. Unter den letzteren macht den Anfang Johann Gerhard mit seiner erst längere Zeit nach seinem Tode aus dem Nachlasse veröffentlichten ‚Patrologie'[2].

Ebenso wie die Patristik lag das kanonische Recht danieder[3]. An die Stelle des letzteren trat ein Gewirre von hundert verschiedenen, je nach Fürsten-

---

[1] Döllinger I 453.

[2] Patrologia, sive de primitivae ecclesiae christianae doctorum vita ac lucubrationibus opusculum posthumum, Ienae 1653. Über die weitere Literatur vgl. O. Bardenhewer, Patrologie, Freiburg 1901, 9.

[3] ‚Von seiten der (protestantischen) Theologen wurde' das Studium des Kirchenrechts ‚fast ganz vernachlässigt. Folge davon war die durchgehende Unfähigkeit der Theologen, welche mit absolut unbedeutenden Ausnahmen jeder juristischen Vorbildung entbehrten, die kirchenrechtlichen Dinge richtig zu erfassen, und naturgemäß die eigentliche Regierung der Kirche durch weltliche Juristen, die bis zum heutigen Tage überall die Mehrheit in den Konsistorien usw. bilden, jedenfalls die Stellen der Präsidenten innehaben und den Ausschlag geben. Hieraus erklärt sich dann ferner, daß das Kirchenrecht seine ausschließliche Vertretung an den juristischen Fakultäten fand, daß diese aber nur von Juristen geübt wurde, daß die Zahl der Theologen, welche kirchenrechtliche Stoffe schriftstellerisch behandelt haben, im Vergleich zu der der Juristen

willkür nur zu oft wechselnden Kirchenverordnungen, Statuten und Territorialverfassungen, von denen kaum zwei völlig zueinander stimmen, ein Chaos, aus dem sich keine Wissenschaft gestalten ließ.

Die Moraltheologie wurde von den Lutheranern nach dem Vorgange Melanchthons lange Zeit hindurch nicht als eine selbständige Disziplin, sondern nur in Verbindung mit der Dogmatik, im Zusammenhang des dogmatischen Systems behandelt[1]. Es ist auch das ganz Naturgemäße, daß unter dem beherrschenden Einfluß der lutherischen Rechtfertigungslehre das Interesse für die Probleme der theologischen Moral, wo ein solches überhaupt vorhanden war, weit in den Hintergrund zurücktreten mußte[2]. Zwar ist es nicht ganz richtig, wenn gewöhnlich gesagt wird, Calixtus habe den ersten Versuch gemacht, die Moraltheologie selbständig zu behandeln. Vereinzelte Versuche kommen immerhin auch schon im 16. Jahrhundert vor; man hat auf die

klein ist, und sodann im ganzen die Werke von Theologen auf die Rechtsentwicklung fast einflußlos gewesen sind.' Schulte, Quellen III, 2, 289—290.

[1] Melanchthons ethische Schriften (s. oben S. 461) betreffen nur die philosophische Moral und haben mit der theologischen nichts zu tun.

[2] Henke (Calixtus I 508) ergeht sich zwar in großen Phrasen über die ‚sittlichen Impulse', die in Luthers Reformation wirksam gewesen seien, über die sittliche Entrüstung über das Vergessen . . . der wahren eigenen Buße und Bekehrung über der falschen Zuversicht auf die verführerisch darüber hinweghelfende Kirche', erklärt aber dann in demselben Atemzuge, ‚das Auseinanderhalten des nur göttlichen Aktes der Gerechterklärung von dem moralisch bedingten Fortwirken desselben in der Heiligung' habe sich gleichwohl ‚mit der Beachtung fast nur des ersteren verbunden und schon dadurch, wie von dem letzteren, so auch von der Ethik abgewandt'. Noch geschraubter läßt sich Gaß (I 173) vernehmen: ‚Die Reformation hatte aus sittlichem Grunde ihren Glauben erzeugt, sie wollte aus demselben nun auch ihre ganze Sittlichkeit wieder empfangen. Nun war aber die Hervorbringung des Glaubens mit der Verwerfung der guten Werke, also einem negativen und dem moralischen Gesichtspunkt scheinbar widersprechenden Schritt, unauflöslich verbunden, folglich konnte dieser Schein nicht sogleich dadurch aufgelöst werden, daß sich das eben erst Verleugnete unter irgend einem Titel aufs neue geltend gemacht hätte. Das Tun findet keine selbständige Stelle neben dem Glauben, dessen Folge und Wirkung es sein soll, weil seine Berechtigung und Wiederaufnahme es zur zweiten Bedingung des Heils gemacht haben würde. Werk und Gesetz waren aber die beiden einzigen Namen, an welche damals eine Bearbeitung der Ethik hätte anknüpfen können; beide sind versagt, und mit ihnen hört die Ethik auf, und ihr Aufhören ist berechtigt, wenn es nur die Energie und das Vertrauen ausdrückt, mit welchem der Protestantismus, jeder prinzipiellen Halbheit oder Duplizität abgewendet, das christliche Leben durchaus aus der einen Quelle des Glaubens und der Gnade herleitete. Damit hat der Protestantismus', meint Gaß schließlich, ‚weder der ethischen Natur seines Bewußtseins etwas vergeben, noch über die Ausbildung einer besondern Sittenlehre von vornherein und für immer abgesprochen.'

Schrift des Thomas Venatorius in Nürnberg († 1551) von der christlichen Tugend[1] und auf das Lehrbuch des Paul von Eitzen in Schleswig († 1598)[2] wieder hingewiesen; diese Versuche sind aber in ihrer Vereinzelung ohne weiteren Einfluß geblieben und bald gänzlich in Vergessenheit geraten. Tatsächlich ‚war mehr als 60 Jahre nach Paul von Eitzens Werke schon das neu, daß ein lutherischer Theologe sich einmal wieder der stets selten bearbeiteten Ethik zuwandte, und konnte darum bereits von solchen als Neuerung empfunden werden, welche es zu ihrem Eifer rechneten, von nichts als von Glauben und Glaubenslehre hören zu wollen'[3]. So knüpft trotz dieser verschollenen Vorläufer die weitere Bearbeitung der theologischen Moral als eines selbständigen Faches eben doch erst an das Lehrbuch des Calixtus an[4].

Merkwürdigerweise wurde von seiten der Reformierten der Bearbeitung der theologischen Moral im ganzen früher besondere Aufmerksamkeit zugewendet als bei den Lutheranern, obwohl, wenn man konsequent sein wollte, die calvinische Prädestinationslehre fast noch mehr aller Ethik ein Ende machen mußte als die lutherische Rechtfertigungslehre. Neben der Inkonsequenz den eigenen Prinzipien gegenüber, die allen Formen des älteren Protestantismus gemeinsam ist, wird wohl die begründete Furcht vor den Folgen, welche die ohne Gegengift unter das Volk geworfene Prädestinationslehre hervorbringen mußte, zur Erklärung dieser Erscheinung in erster Reihe beigezogen werden dürfen; für die Schweizer kommt dazu die mehr praktische Richtung. Hier beginnt die Geschichte der speziellen Bearbeitung der Moral mit der ‚Ethica christiana' des Lambert Danäus in Genf (1577). Deutsche Arbeiten dieser Art sind aus der nächsten Zeit noch nicht zu nennen.

Die volkstümliche Mystik und Aszese hat unter den Lutheranern ihren bedeutendsten und edelsten Vertreter in Johann Arndt († 1621 als Generalsuperintendent zu Celle), mit seinen vier Büchern ‚Vom wahren Christentum' (1605 ff) und dem ‚Paradiesgärtlein', in einem von der katholischen Mystik des Mittelalters (Thomas a Kempis, Tauler) wesentlich beeinflußten Geiste. Für seine Bemühungen zur Beförderung eines lebendigen Christentums unter

---

[1] De virtute christiana libri tres, Norimbergae 1529. Vgl. darüber J. C. E. Schwarz, Thomas Venatorius und die ersten Anfänge der protestantischen Ethik im Zusammenhange mit der Entwicklung der Rechtfertigungslehre, in den Theol. Studien und Kritiken 1850, 79—142.

[2] Ethicae doctrinae libri quatuor conscripti in usum studiosae iuventutis, 2 voll., Vitebergae 1571—1573; bis 1588 noch drei weitere Ausgaben. Vgl. darüber A. Pelt, Die christliche Ethik in der lutherischen Kirche vor Calixtus, in den Theolog. Studien und Kritiken 1848, 271—319.

[3] Henke, Calixtus I 513 f.

[4] Epitome theologiae moralis (1634). Vgl. darüber Henke I 514—526.

seinen Glaubensgenossen wurde er von lutherischen Eiferern in der rohesten Weise angegriffen und verketzert, wie von Denecke in Braunschweig und Corvinus in Danzig. Das Stärkste leistete darin Lukas Osiander in Tübingen[1], der ihm eine höchst merkwürdige Mischung von Ketzereien, nämlich ‚Papismus, Monachismus, Enthusiasmus, Pelagianismus, Calvinismus, Schwenkfeldianismus, Flacianismus und Weigelianismus' vorwarf; ‚sein Buch sei ein Buch der Hölle; er habe aus Weigels Büchern geschöpft und aus dem stinkenden ungesunden Wasser solcher, die im dicken, dunkeln Papsttum gelebt hätten, wie Tauler'[2]. Neben Arndt ist besonders Johann Gerhard auch hier zu nennen, dessen hierher gehörige erbauliche Erstlingsschriften schon früher angeführt worden sind[3]. Auch er wurde dafür als ‚Rosenkreuzer und Weigelianer' bezeichnet.

Auf dem Gebiete der Exegese wurde, wie dies nach dem aufgestellten Prinzip zu erwarten war, eine ziemlich umfangreiche Literatur produziert[4]. Nur entspricht die gewöhnliche protestantische Schätzung dieser Literatur nach ihrem inneren Gehalt und wissenschaftlichen Wert so wenig als möglich den Tatsachen. ‚Zu den Illusionen, die über die Triebfeder und die Entwicklung der Reformation verbreitet sind, gehört auch die Vorstellung, als ob diese religiöse Bewegung von einem gründlichen und wissenschaftlichen, auf genaue Kenntnis und Vergleichung des griechischen und hebräischen Urtextes gebauten Studium der Heiligen Schrift teils begleitet gewesen sei, teils ein solches zur Folge gehabt habe. Wie wenig dies der Fall gewesen sei, lehrt schon ein Blick auf die Masse der damaligen protestantisch-theologischen, exegetischen und polemischen Literatur.'[5] Einerseits hatte das Studium der biblischen Sprachen und die Bibelwissenschaft überhaupt durchaus nicht auf die Reformatoren zu warten, um neu begründet und belebt zu werden; denn sie wurde vor Luther an den deutschen Hochschulen so gut wie anderwärts in der katholischen Welt mit Ernst betrieben[6]. ‚Luther verfuhr auch hier nach seiner gewöhnlichen

[1] ‚Theologisches Bedenken und christliche Erinnerung, welcher Gestalt J. Arndten genanntes wahres Christentum anzusehen und zu achten sei', Tübingen 1624.

[2] Frank I 362. [3] Vgl. oben S. 487.

[4] Vgl. im allgemeinen Gottlob Wilhelm Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, II u. III, Göttingen 1803 f.

[5] Döllinger I 454.

[6] Vgl. darüber Döllinger I 457 f; Alzog, Kirchengeschichte I[10] (1882) 128 bis 132; auch Tholuck, Akademisches Leben I 102 f. In der Innsbrucker Zeitschr. für katholische Theologie 1898, 165—172 (‚Aus den theologischen Vorlesungen der katholischen Universität Leipzig'), bringt J. K. Zenner zwei Kapitel aus einer seltenen Inkunabel zum Abdruck (‚Officii misse sacrique canonis expositio . . . in alma universitate Lipczensi edita', Reutlingen 1483), welche an einem konkreten Beispiele

Weise; er wußte, wie weit er in seinen Schriften gehen durfte, und was er alles jenem Teile der deutschen Nation, der nun einmal auf ihn sein schrankenloses Vertrauen gesetzt hatte, glauben machen konnte. Zwar verstand er, sich der bis dahin erschienenen katholischen Bibelarbeiten und Ausgaben wohl zu bedienen, zwar wußte er wohl, was die katholischen Universitäten, Professoren und Mönche bereits für das Studium der Heiligen Schrift und der biblischen Sprachen getan hatten; er wußte wohl, was in Spanien durch die Complutenser Polyglotte mit außerordentlicher Anstrengung und großartigem Zusammenwirken geschehen war; er wußte wohl, daß an den meisten katholischen Universitäten Lehrstühle des Hebräischen bestanden.' ,Aber in jenen für das Volk bestimmten Schriften, in denen es ihm darauf ankam, vor allem den Haß und die Verachtung des Volkes gegen Kirche und Geistlichkeit zu entzünden und zu nähren und zugleich wieder mit kluger Berechnung die deutsche Eitelkeit zu kitzeln und den deutschen Nationaldünkel in den Dienst seiner Sache zu ziehen — erzählte er dem Volk: bisher habe man auf Anstiften des Teufels die Kenntnis und Übung der biblischen Sprachen auf alle Weise unterdrückt, damit nur ja das Evangelium nicht an den Tag käme; nur Deutschland allein, dieses von Gott vor allen andern Völkern hochbegnadigte Land, habe zuerst die biblischen Sprachen, und durch diese das Evangelium wieder erhalten.' [1] So wenig also Luther und seine Genossen ein wissenschaftliches Bibelstudium erst zu begründen hatten, ebensowenig entspricht auf der andern Seite die Vorstellung den Tatsachen, daß durch deren Bemühungen eine auf die Urtexte begründete Bibelkenntnis bei den Predigern des neuen Glaubens allgemein geworden sei. Man hat darauf hingewiesen, daß im protestantischen Deutschland erst im Jahre 1586 oder 1587 zu Wittenberg eine hebräische Bibel gedruckt wurde, während von den früher und anderwärts gedruckten hebräischen Bibeln nur die in Basel 1536 erschienene Ausgabe des Sebastian Münster in Deutschland eine etwas größere Verbreitung fand, und daß Ausgaben des griechischen Neuen Testaments erst 1542 und wieder 1563 in Leipzig erschienen, während die in Basel, Hagenau und Straßburg gedruckten Ausgaben des Erasmischen Neuen Testaments nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Exemplaren nach dem protestantischen Deutschland gingen; angesichts dieser Tatsachen sei kaum anzunehmen, daß mehr als einer unter zwanzig Predigern und Kandidaten ein griechisches Neues Testament besessen habe, vom hebräischen Alten Testament gar nicht zu sprechen. ,Nun erklären sich allerdings Melanchthons häufige

(für die Universität Leipzig) zeigen, ,was und wie gelehrt wurde'; zur Beherzigung für diejenigen, die ,noch immer in dem Wahn bestrickt sind, es habe die Reformation erst die Bibel zur Geltung gebracht'.

[1] Döllinger I 456 f 459.

Klagen, daß „die Quellen der Lehren so sehr vernachlässigt würden". Nicht nur die Laien, auch die Prediger begnügten sich allgemein mit Luthers deutscher Übersetzung, bauten auf diese ihre biblische Beweisführung, ermangelten jedoch nicht, das Volk gelegentlich auf beide Sprachen zu verweisen, durch deren Kenntnis die wahre Lehre Christi und der Apostel nach langer Nacht erst wieder ans Licht gezogen worden sei, und dabei der freiwilligen Finsternis, die auch in dieser Beziehung drüben bei den Papisten herrsche, zu gedenken.'[1]

Die Art und Weise selbst, wie bei den Protestanten nach Luthers Vorgange die Exegese betrieben wurde, ist eine nichts weniger als wissenschaftliche, und nichts entspricht weniger dem wirklichen Sachverhalt als die Vorstellung, die Reformatoren und ihre Gehilfen haben in ihrer Dogmatik, dem theoretisch aufgestellten Schriftprinzip entsprechend, sich wirklich auf die objektiv und vorurteilslos erhobene Lehre der Heiligen Schrift gestützt. Gerade das Gegenteil ist der Fall: ihre Exegese steht durchaus unter dem beherrschenden Einflusse ihrer ohne Exegese von vornherein angenommenen dogmatischen Voraussetzungen, und ihr bleibt nur die Aufgabe, diese Voraussetzungen durch entsprechende Verdrehung und Mißhandlung des biblischen Wortes zu rechtfertigen. ‚Weil Luther und Melanchthon', urteilt ein protestantischer Theologe[2], ‚die Dogmatik gezwungen hatten, die Beweise für ihre Wahrheiten allein aus der Schrift, oder doch zuerst aus der Schrift zu schöpfen, so hätte man sich vor allem auch eine neue Exegese schaffen sollen: allein man fühlte noch kein Bedürfnis dazu, oder man ließ sich vielmehr unvermerkt von der Polemik eine aufdringen, die fast schlimmer als keine war, und davon empfand die Dogmatik die nachteiligsten Folgen. Sie ließ sich von der Polemik vorexegesieren, was diese wollte; fand in jeder Stelle, welche diese für brauchbar hielt, einen überzeugenden Schriftbeweis und kam dadurch zu einer Menge sehr zweideutiger Beweise, die sich noch dadurch häufte, weil man sich durch die Leichtigkeit, solche Beweise zusammenzubringen, sehr bald verführen ließ, auch auf ihre Anzahl einen besondern Wert zu setzen. Dies war die schwache Seite, welche unsere Dogmatik nur allzulange behielt.'[3]

F. W.

---

[1] Döllinger I 455 456.

[2] Planck, Einleitung in die theolog. Wissenschaften II 516.

[3] Dazu bemerkt Staudenmaier, Dogmatik I 272: ‚Fassen wir so recht in seiner inneren Bedeutung auf, was Planck über die Dogmatik seiner Kirche zur Zeit ihres Anfangs bemerkt, so weist er in ihr ein ὕστερον πρότερον dadurch nach, daß er ganz richtig auf das Verkehrte in der Stellung hinbeutet, welches sich dadurch herausstellt, daß, wenn die protestantischen Theologen aus der Bibel die Dogmatik als aus der alleinigen Quelle gewinnen wollten, sie, statt dieses durch die Erklärung der Bibel zu bewirken, eine vorher schon durch den Geist der Polemik geschaffene Dogmatik aufstellten, um durch diese die Exegese bedingt sein zu lassen, so daß sie durch diese Vorkehrung auch zugleich ihr Prinzip aufhoben, die Glaubenslehre von der Heiligen

Die Kirchenordnung des Kurfürsten August von Sachsen von 1580 beschränkt den Zweck des exegetischen Studiums an der Universität ausdrücklich auf das dogmatisch-polemische Interesse einerseits und auf die Ableitung praktischer Porismata anderseits. ‚Die Professoren', heißt es darin, ‚sollen die Zeit mit den opinionibus doctorum ecclesiae oder andern unnotwendigen vorwitzigen Sachen nicht vergeblich zubringen, sondern allein ihren Fleiß dahin wenden, daß sie eines jeden Spruches Heiliger Schrift eigentlichen Verstand auf das Einfältigste ihren Diszipeln erklären und daneben anzeigen, wie solches entweder zur Bestätigung unserer kirchlichen Lehre oder Widerlegung der Irrtümer oder falschen Lehre, oder zum Trost, Vermahnung oder Warnung vor Sünde mag gebraucht werden.'[1] Alles wissenschaftliche Interesse wird also statutengemäß ausgeschlossen.

Dazu kommt weiter noch als höchst charakteristisch die Art, wie Luther selbst den biblischen Kanon seiner subjektiven Beurteilung unterwirft und sich über diejenigen biblischen Bücher, die am entschiedensten seinen subjektiven dogmatischen Voraussetzungen entgegenstehen, die geringschätzigsten Urteile erlaubt. Von diesem Standpunkte der Beurteilung aus verwirft er nicht nur die sämtlichen deuterokanonischen Bücher des Alten Testaments, sondern es ‚mußten ihm auch die protokanonischen Bücher, soweit sie nicht gerade von dem künftigen Messias und dem Heile aus Gottes Gnaden sprechen, unter das Niveau wahrhaft göttlicher, den neutestamentlichen ebenbürtiger Schriften

Schrift und von ihr allein abhängig zu machen.' Vgl. auch Richard Simon, Histoire critique du Vieux Testament, Amsterdam 1685, 427: ‚Sous le prétexte de ne suivre que la pure Parole de Dieu, ils ont bien plus souvent suivi les conséquences qu'ils ont prétendu tirer immédiatement de l'Écriture, que cette pure Parole de Dieu; et c'est ce qui fait que bien qu'ils soient tous d'accord entre eux pour leur premier principe, leurs sentimens sont neanmoins tres-differens. Cependant ils osent assûrer, que l'Écriture est d'elle-même claire et facile à entendre. En quoi ils font bien voir qu'ils se trompent, puis qu'ils tirent des consequences si differentes d'un seul et même principe qu'ils supposent être évident.' F. Paulsen 147: ‚Die Neuerer bauten ihre Kirche, wie sie behaupteten, auf das reine Wort Gottes, d. h. also zuletzt auf die Philologie; welche Philologie freilich tatsächlich in willkürlicher Interpretation nach vorher feststehenden Theologemen bestand.' Wie wenig Teilnahme außerdem die Sprachwissenschaft, die formell die oberste Entscheidung haben sollte, von seiten der Studierenden fand, zeigen die fortwährenden Klagen Melanchthons; ebd. 138.

[1] Tholuck, Kirchliches Leben 71. Derselbe bemerkt dazu: ‚So erhält denn nun auch in den lutherischen Kommentaren die sprachliche und historische Erklärung nur den Charakter flüchtiger Vorbemerkungen, auf welche sofort der usus dogmaticus, elenchticus und practicus folgt.' ‚Den Charakter historischer Auslegung aus den Zuständen der Zeit und ihrer Verfasser hat diese lutherische Auslegung nicht und unterscheidet sich hierin wesentlich von der reformierten.'

herabsinken; und es fehlte in der Tat wenig, daß er die alttestamentlichen Schriften in der Weise der Gnostiker verworfen hätte. Er leugnet ihren unmittelbar göttlichen Ursprung. „Moses und die Propheten“, sagt er, „haben gepredigt; aber da hören wir nicht Gott selbst. Denn Moses hat das Gesetz von den Engeln empfangen, und darum hat er einen geringeren Befehl. Wenn ich nun Mose höre, der da treibet zu guten Werken, so höre ich (ihn) gleichfalls als einen, der eines Kaisers oder Fürsten Befehl und Rede ausrichtet. Aber das ist nicht Gott selber hören. Denn wenn Gott selber mit den Menschen redet, so können dieselben nichts anderes hören, denn eitel Gnade, Barmherzigkeit und alles Gute“‘[1]. Aber auch das Neue Testament unterstellt er in der bekannten Weise dem souveränen Urteil seines subjektiven Glaubensstandpunktes: ‚Du mußt recht urteilen unter allen Büchern und Unterschied nehmen. Denn nämlich ist Johannis Evangelium und Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, und Peters erste Epistel der rechte Kern und Mark unter allen Büchern. Denn in diesen findest du nicht viel Werke und Wundertaten Christi beschrieben; du findest aber meisterlich angestrichen, wie der Glaube an Christum Sünde, Tod und Hölle überwindet und das Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit gibt, welches die rechte Art ist des Evangelii. Summa, Johannis Evangelium und seine erste Epistel, Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, Galatern und Ephesern und Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, was dir zu wissen not und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmermehr sehest noch hörest. Darum ist St Jakobs Epistel eine recht stroherne Epistel gegen sie, denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat.‘[2] Und über die Apokalypse urteilt er in der Vorrede zu derselben: ‚Endlich halte davon jedermann, was ihm sein Geist gibt. Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, . . . ich bleibe bei den Büchern, die mir Christum hell und rein dargeben.‘ Es ist ersichtlich, daß Luther damit praktisch dasselbe Prinzip ausübt, das in der modernen rationalistischen Kritik nur konsequenter zur Geltung gebracht worden ist, welche Konsequenz aber anderseits auch mit der gründlichsten Abwerfung der letzten Reste des altprotestantischen Glaubens verbunden ist.

Nachdem die lebendige Autorität der Kirche verworfen ist, tritt prinzipiell, wenn auch die Tragweite dieses Prinzips vorläufig noch nicht erkannt wird, die rein subjektive Willkür des einzelnen, zunächst diejenige der neuen Glaubensstifter, an deren Stelle; man macht sich willkürlich den Kanon zurecht, indem man nach rein subjektivem Ermessen gewisse Teile der Bibel, welche den

[1] Walch VII 2044. Kuhn I 114 f.
[2] In der Vorrede zum Neuen Testament von 1542. Walch XIV 105.

eigenen Voraussetzungen vermeintlich am besten entsprechen, einseitig in den Vordergrund rückt, andere wegwirft und endlich solche, die man weder brauchen kann noch geradezu wegzuwerfen sich getraut, mit unverhohlener Mißbilligung auf die Seite schiebt. Wie sich ein solches Verfahren mit der angeblichen Hochachtung vor dem geoffenbarten Gotteswort verträgt, das gehört zu den vielen ungelösten Rätseln, welche die sog. Reformation dem unbefangenen Beobachter aufgibt. Mit ganz derselben subjektiven Willkür wird dann die Erklärung derjenigen Texte vorgenommen, die man einer solchen würdig findet. Die ganze altprotestantische Exegese charakterisiert trefflich das bekannte Distichon des späteren protestantischen Theologen Samuel Werenfels, nach welchem die Bibel dasjenige Buch ist, in welchem jeder seine eigenen Dogmen sucht und dementsprechend, weil er sie darin finden will, auch findet:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Das Vorbild der so beschaffenen protestantischen Exegese bleibt Luther selbst, ‚in seiner Art unübertroffen‘ [1], mit seinen exegetischen Schriften, unter denen auf alttestamentlichem Gebiete die Kommentare zur Genesis [2] und zu den Psalmen [3] zu nennen sind, auf neutestamentlichem Gebiete, nebst Erklärungen einzelner Stellen anderer Bücher, die beiden Kommentare zum Galaterbrief, der kleinere von 1519 und besonders, als ein Hauptwerk Luthers, der aus seinen Vorlesungen gesammelte größere von 1535 [4]. Von Luther gilt in ganz besonderem Maße, was oben über die protestantische Exegese des 16. Jahrhunderts überhaupt zu bemerken war; er hat derselben diesen Charakter aufgeprägt. ‚Luther als Bibelausleger ist eine der merkwürdigsten und wohl auch der rätselhaftesten Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Psychologie. Es gewährt einen Blick in die innere Werkstatt dieses gewaltigen Geistes, wenn derselbe Mann, der sein ganzes Recht und seinen Beruf zur Gründung einer neuen Kirche der alten Kirche gegenüber auf seine Auslegung der Heiligen Schrift stützt, der Mann, der, die Bibel in der Hand, seinen katholischen Gegnern hundertmal vorwirft, sie seien unfähig, sich der Evidenz

[1] So Kurtz, Kirchengeschichte II [11] 138.

[2] Enarrationes in Genesin, in der Erlanger Ausgabe der lateinischen Werke Luthers Bd I—XI. Vgl. dazu Zöckler, Luther als Ausleger des Alten Testaments, gewürdigt auf Grund seines größeren Genesiskommentars, Greifswald 1884; vorher in der Evangel. Kirchenzeitung 1884.

[3] Erlanger Ausgabe der lateinischen Werke Bd XIV—XX.

[4] Neue Ausgabe des größeren Kommentars (Commentarius in epistolam S. Pauli ad Galatas) von Irmischer, 3 Bde, Erlangen 1843—1844; der dritte Band enthält auch den kleineren Kommentar von 1519.

der von ihm ans Licht gezogenen biblischen Wahrheit zu entziehen, und sie vorsätzlich verhärtete Frevler gegen den Heiligen Geist nennt, Verstockte, welche die Lauterkeit seiner Lehre wohl erkennten, und dennoch sie bestritten, — wenn eben dieser Mann immer wieder von der Voraussetzung ausgeht, man müsse freilich erst eine bestimmte Vorstellung von dem Werke Christi und der Aneignung der Erlösung durch den Menschen sich gebildet haben, um dann mit Hilfe oder nach Analogie derselben die auch widersprechend lautenden Aussprüche der Bibel auszulegen, und sie auch da, wo sie dem Wortlaut nach das entgegengesetzte (katholische) System begünstigen sollten, durch eine Einschaltung oder durch die Annahme einer Katachrese, oder wie immer dem neuen Lehrbegriff konform zu machen.'[1] Ein scharfes Urteil über den ganz unwissenschaftlichen Gesamtcharakter der exegetischen Werke Luthers fällt ein französischer Gelehrter[2]. In dem aber, was besonders im Genesiskommentar im einzelnen von wissenschaftlicher Exegese enthalten ist, steht Luther in demjenigen Abhängigkeitsverhältnis zu Nikolaus von Lyra, das in dem bekannten Vers seinen Ausdruck findet: ‚Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.'[3]

[1] Döllinger III 156 f. S. 158—173 gibt Döllinger Beispiele zur Beleuchtung des Verhältnisses, in welchem Luthers Bibelauslegung zu seiner Theorie von der Rechtfertigung stand.

[2] Rich. Simon, Histoire critique du Vieux Testament 432: Luther ‚n'a le plus souvent consulté que les préjugés dont il étoit rempli.... Il mêle dans ses Commentaires des questions de théologie et une infinité d'autres choses mal-à-propos; de-sorte que ce sont plûtôt des leçons de théologie et des disputes, que de véritables commentaires. C'est ce qu'on peut voir dans son Explication sur le Livre de la Genèse, où il y a un grand nombre de digressions peu judicieuses. Il a crû qu'en faisant des leçons de morale, et qu'en criant fortement contre ceux qui n'étoient pas de son sentiment, il apportoit de grands éclaircissemens à la Parole de Dieu'. S. 433: ‚Comme il n'étoit pas tout-à-fait capable de faire des Commentaires sur l'Écriture selon le sens littéral et grammatical, il s'est le plus souvent étendu sur des questions et des remarques inutiles. Il a suivi cette méthode dans l'explication qu'il a donnée de quelques Pseaumes sous le titre de Operationes in Psalmos.' Von diesem Psalmenkommentar heißt es dann weiter: ‚Tout cet ouvrage est rempli d'allégories et de fausses maximes.' S. 434: Luther legte die Schrift aus ‚plûtôt selon les faux préjugés dont il étoit entêté, que selon la vérité du texte'. Histoire critique des principaux commentateurs du Nouveau Testament, Rotterdam 1693, 684: ‚Cet homme étoit si rempli de ses préjugéz, qu'il revoyait plûtôt ses livres pour debiter avec plus de liberté ses nouveautez, que pour produire quelque chose de plus exact sur le texte de l'Écriture. Ayant une fois pris party, il ne songea qu'à l'appuyer, et comme l'Epître aux Galates luy paroissoit favorable pour son dessein, il s'y arrêta d'avantage que sur le reste du Nouveau Testament.'

[3] Auch Zöckler gibt bei aller Tendenz, dem Genesiskommentar eine möglichst große Bedeutung zuzuschreiben, zu, ‚dem bekannten Verslein . . . wohne in

Im übrigen sind diese exegetischen Schriften Luthers ganz mit Polemik angefüllt; der größere Kommentar zum Galaterbrief besteht nur aus dogmatisch-polemischen Ausführungen über die Rechtfertigungslehre; und die fehlende wissenschaftliche Stärke der Argumente wird, wie in den sonstigen polemischen Schriften Luthers auch, durch die Kraft der Schmähreden über seine Gegner ersetzt, für die er überall Anknüpfungspunkte zu finden weiß[1]. ‚Was soll ich

---

Bezug auf Luthers Bibelübersetzungswerk und seine alttestamentlich-exegetischen Arbeiten überhaupt eine Wahrheit inne, welche der Reformator selbst wohl schwerlich in Abrede gestellt haben würde. Vom Genesiskommentar aber läßt diese Wahrheit in besonders vollem Maße sich prädizieren'. Nur meint er dann, dieses Abhängigkeitsverhältnis sei doch ‚kein blindes, kritikloses' gewesen. Evangel. Kirchenzeitung 1884, 212.

[1] Was Luther nicht nur in seinen ‚volkstümlichen' Schriften, sondern auch in solchen, die auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen, und an Orten, wo man es kaum für möglich halten sollte, darin zu leisten fähig ist, mag eine kleine Auswahl derartiger Stellen aus dem größeren Kommentar zum Galaterbrief zeigen. I 173 f (ed. Irmischer): ‚Papa non solum miscuit legem cum evangelio, sed meras leges, et eas tantum ceremoniales ex evangelio fecit, confudit politica et ecclesiastica, quae vere satanica et infernalis confusio est.' S. 183: ‚Damnanda est igitur perniciosa et impia opinio papistarum, qui tribuunt operi operato meritum gratiae et remissionis peccatorum.' S. 184 f: ‚Haec est theologia regni antichristiani, quam ideo commemoro . . ., ut palam fiat, quam longe aberraverint a veritate caeci isti et caecorum duces, et quam ista sua impia et blasphema doctrina non solum obscuraverint, sed simpliciter sustulerint evangelium et Christum obruerint. . . . Talia monstrosa portenta et horribiles blasphemiae debebant proponi Turcis et Iudaeis, non ecclesiae Christi. Et ea res satis ostendit papam cum suis episcopis, doctoribus, monachis etc. neque habuisse ullam cognitionem aut curam rerum sacrarum, neque sollicitos fuisse pro salute deserti et miserabiliter discerpti gregis. Nam si vel per nebulam vidissent, quid Paulus vocet peccatum, quid gratiam, tales abominationes et impias nugas non obtrusissent populo christiano.' S. 223: ‚Quid quaeso papistae aliud sunt, cum optimi sunt, quam vastatores regni Christi, et exstructores regni diaboli, peccati, irae Dei et mortis aeternae?' S. 267: ‚Abominationes et blasphemiae regni papistici sunt inaestimabiles, et tamen sophistae caeci et indurati, etiamnum in tanta luce veritatis, perseverant in impiis et vanissimis illis suis opinionibus.' S. 301: . . . ‚contra papistas, Iudaeos nostros, quorum abominationes et larvas impugnamus et damnamus doctrina nostra, ut Christi beneficia et gloriam illustremus.' II 8: ‚Pereant sophistae cum sua maledicta glossa, et damnetur vox ista: fides formata.' Nach II 164 gehört es zu den Erfordernissen eines Gott wohlgefälligen Menschen, den Papst und die ‚Schwarmgeister' zu hassen. II 176: ‚Sic Satan horribiliter lusit in mortibus animarum per papam, ideoque papatus est verissima carnificina conscientiarum et ipsissimum diaboli regnum.' II 207 f: ‚Proferimus sententiam contra decreta, traditiones et leges papae, quod non solum sint infirma, egena et inutilia ad iustitiam elementa, sed exsecrabilia, maledicta et diabolica etc., quia blasphemant gratiam, evertunt evangelium, fidem abolent, Christum tollunt etc.' III 108: ‚Nos maledicimus et damnamus traditiones humanas de missis, ordinibus,

darüber sagen', schrieb Ulrich Zasius angesichts dieses Charakters der lutherischen Exegese an Bonifatius Amerbach, ,daß Luther in seiner Schamlosigkeit die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, vom ersten Kapitel der Genesis bis zum Schluß, zu lauter Drohungen und Verwünschungen gegen die Päpste, Bischöfe und Priester umdeutet, als ob durch alle Jahrtausende Gott kein anderes Geschäft gehabt hätte, als gegen die Priester zu donnern?'[1]

Mehr für die Exegese des Neuen Testaments tat Melanchthon, unter dessen hierher gehörigen Werken die Kommentare zum Römerbrief (1532, 1540, 1558) und zum Johannesevangelium (1546) besonders zu nennen sind. Melanchthon besaß die für den Exegeten erforderlichen Eigenschaften und zumal die nötigen Vorkenntnisse, besonders die Sprachkenntnisse, jedenfalls in einem höheren Grade als Luther. Seine Kommentare tragen deshalb auch einen wissenschaftlicheren Charakter als die des letzteren und gehen mehr auf die wirkliche Erklärung des Textes ein, der für Luther nur als Anknüpfungspunkt für seine dogmatisch-polemischen Auslassungen dienen muß. Als Philolog wendet er auch der formalen Seite der Auslegung eine größere Aufmerksamkeit zu, öfter vielleicht mit einseitiger Betonung rhetorischer Gesichtspunkte[2]. Bemerkenswert ist, daß er auch dem biblischen Kanon gegenüber mehr Achtung vor dem Gegebenen hat als Luther, und nicht wie dieser seine subjektive Meinung zum obersten Richter macht[3]. In Bezug auf die materiale Seite der Auslegung steht auch Melanchthons Exegese unter dem beherrschenden Einfluß der Dogmatik. Das Schriftwort wird von Melanchthon regelmäßig, ,mit ermüdender Eintönigkeit', auf dogmatische und ethische loci zurückgeführt; ,das Schriftstudium dient vornehmlich der Beibringung von Beweisstellen für

votis, cultibus, operibus et omnibus abominationibus papae et haereticorum, tamquam sordes diaboli.' I 149 der überaus naive, Luthers Geisteszustand in eigentümlicher Weise beleuchtende Ausspruch, wenn der Papst seine (Luthers) Rechtfertigungslehre annehmen wollte, so wollte er ihn nicht nur auf den Händen tragen, sondern ihm auch die Füße küssen; ,quia vero hoc impetrare non possumus, vicissim superbimus in Deo ultra omnem modum, neque omnibus angelis in coelo, neque Petro aut Paulo, neque centum caesaribus, neque mille papis, neque toti mundo latum digitum cessuri.' Weil der Papst seine Lehre verwarf, ,ideo superbia nostra contra papam maxime est necessaria, et nisi sic superbiremus et contemneremus in Spiritu Sancto ipsum cum sua doctrina et diabolum mendacii patrem in eo loquentem, nullo modo retinere possemus articulum iustitiae fidei.'

[1] Vgl. vom vorliegenden Werk Bd II 196 f.

[2] Der scharf urteilende Richard Simon meint (Hist. crit. des principaux Commentateurs du Nouv. Test. 695) in Bezug auf Melanchthons Kommentare: ,On y voit toujours cet esprit de rhéteur et de déclamateur, qui paroît dans tous ses livres. Il y fait de longues analyses, exposant ces Epîtres de la même manière qu'il expliquoit dans les Écoles les Oraisons de Cicéron, comme si cet Apôtre avoit suivi les règles de la Rhétorique.' [3] Vgl. Herrlinger 359 f.

die dogmatischen Lehrstücke, aber doch nicht bloß im Sinne einer mechanischen Anhäufung von dicta probantia, sondern auch im Sinne einer folgernden und anwendenden Entwicklung des Schriftwortes bis zur Bestimmtheit des dogmatischen und ethischen Lehrsatzes'[1]. Vor gröblichen Ausfällen gegen die Katholiken bei den unpassendsten Gelegenheiten schrickt auch der ‚feine' Melanchthon in seinen Kommentaren nicht zurück[2].

Eine bedeutendere exegetische Tätigkeit entfaltete unter den älteren lutherischen Theologen auch Johann Brenz, dessen Kommentare über die meisten biblischen Bücher, besonders des Alten Testaments, in der Gesamtausgabe seiner Werke (Tübingen 1576 ff) sieben Foliobände füllen. Man hat ihn für den ersten unter den Exegeten seines Zeitalters nächst Luther und Melanchthon erklärt[3]. Luther schrieb zu mehreren seiner Schriften lobende Vorreden und machte ihm in der Vorrede zu dessen Kommentar über den Propheten Amos (1530) sogar das Kompliment: ‚Ich halte von deinen Schriften sonst auch so viel, daß dafür meine Bücher ganz und gar stinken, wenn ich sie gegen deine und deinesgleichen Bücher halte.'[4]

Die namhaftesten weiteren Exegeten unter den Lutheranern sind aus Melanchthons Schule hervorgegangen; als solche haben sich hervorgetan Viktorin Strigel[5], Joachim Camerarius, der als Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Leipzig († 1574) ‚Notationes' zu den Büchern des Neuen Testaments schrieb, in denen er als Philolog sich besonders mit der sprachlichen Erklärung befaßte[6]; ferner David Chyträus in Rostock, der in den Jahren 1556—1599 Kommentare zu den meisten alttestamentlichen und mehreren neutestamentlichen Büchern erscheinen ließ[7], Esrom Rüdinger, der

[1] Herrlinger 371 372.

[2] Beispiele bietet G. W. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung II 385 f 393 f.

[3] Ebd. 431. A. Lang, Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie, Leipzig 1900.

[4] Bei Meyer 426.

[5] Hypomnemata in omnes Psalmos Davidis, Lipsiae 1562. Hypomnemata in omnes libros Novi Testamenti, ibid. 1564.

[6] Notatio figurarum sermonis in libris quatuor evangeliorum, ibid. 1572. Notatio figurarum orationis ... in apostolicis scriptis, ebd. 1572. G. W. Meyer II 509: Camerarius ‚fand es seinem Lehramt angemessener, einzelne kürzere Bemerkungen über die im Neuen Testamente gebrauchten Wörter und Redensarten, über die Konstruktion und die verschiedenen Figuren der Rede mitzuteilen, als sich dogmatische und polemische Digressionen zu erlauben oder sogar sich in die Tiefen der allegorischen und tropologischen Deutungen zu verlieren. Man kann es daher mit Recht behaupten, daß ihm bei der großen Sorgfalt, womit er fast überall diesem Plan getreu bleibt, als bloß grammatischem Ausleger unter seinen Zeitgenossen der erste Rang gebührt'.

[7] Seine Opera exegetica (zum Alten Testament), gesammelt in zwei Bänden, Wittenberg 1590—1592 und Leipzig 1598 f.

Schwiegersohn des Camerarius, der sich später, nachdem er eine Zeitlang Professor der griechischen Sprache in Wittenberg gewesen war, den Böhmischen Brüdern in Mähren anschloß [1], Verfasser einer Paraphrase der Psalmen [2], besonders aber Flacius Illyricus und Martin Chemnitz.

Flacius nimmt durch zwei größere Werke eine hervorragende Stelle in der Geschichte der protestantischen Exegese ein. Seine Clavis Scripturae sacrae [3] will der Exegese die wissenschaftliche Grundlage geben: der erste Teil gibt in Form eines alphabetischen Wörterbuches eine Erklärung biblischer Wörter und Redensarten; der zweite Teil behandelt die biblische Hermeneutik. In Anwendung seiner hier ausgeführten Theorie ließ er in der Glossa compendiaria [4] ein exegetisches Handbuch zum Neuen Testamente folgen, in welchem er an den griechischen Text und die beigegebene lateinische Übersetzung des Erasmus seine Erklärungen anschließt. Er verfolgte damit nach seiner eigenen Erklärung den Zweck, gegenüber den weitläufigeren Kommentaren, wie sie bis dahin von seiten seiner Religionspartei vorlagen, die sich, statt den Text zu erklären, in lange theologische Digressionen verlieren, dem Bedürfnis nach einem praktisch brauchbaren, das wirklich zum Verständnis der Texte Dienliche kurz zusammenfassenden Kommentar zu entsprechen. ,Nur schade, daß der gar zu dogmatische und polemische Verfasser bei Ausarbeitung dieser Glosse nicht selten das Ideal gänzlich aus den Augen verloren hat, das er nach der Vorerinnerung zu erreichen wünschte, denn wenn es gleich nicht zu leugnen ist, daß hier in manchen Stellen der grammatische Sinn in fruchtbarer Kürze sehr gut dargelegt wird; und die biblischen Begriffe sehr glücklich entwickelt werden; daß der Zusammenhang ebenso sorgfältig beachtet, als die Übersicht der einzelnen Teile eines Kapitels durch die vorangeschickten kurzen Inhaltsanzeigen erleichtert wird: so ist es doch ebenso entschieden, daß der Verfasser sich bald von dem Zweck einer kompendiarischen Glosse, die nur den Sinn des Schriftstellers einfach darlegen soll, durch weitere Ausführung einzelner, ihm vorzüglich wichtiger Punkte gar zu sehr entfernt, bald seine Lieblingsmeinungen viel bestimmter andeutet, als sein Schriftsteller, den er erläutert, sie angedeutet hatte; bald endlich seiner rüstigen Polemik zum Teil gegen die Glieder der römischen Kirche, zum Teil gegen die Anhänger Calvins, zum Teil gegen einzelne mit ihm zerfallene Genossen der lutherischen Partei selbst, besonders gegen die Synergisten, bei aller Gelegenheit freien Lauf läßt. Daher es kaum eines Beweises bedarf, daß durch

[1] Vgl. G. W. Meyer III 405 f.

[2] Libri Psalmorum paraphrasis latina, Gorlicii 1580—1581.

[3] Clavis Scripturae sacrae, seu de sermone sacrarum literarum, 2 tom., Basileae 1567.

[4] Glossa compendiaria in Novum Testamentum, ibid. 1570.

dies alles der Wert und die Brauchbarkeit des in so mancher Hinsicht schätzbaren Werkes nicht wenig vermindert wird‘ [1].

Nachdem bereits 1537 der später durch die an seinen Namen sich knüpfenden Streitigkeiten [2] Aufsehen erregende Andreas Osiander eine Evangelienharmonie hatte erscheinen lassen [3], unternahm Martin Chemnitz ein umfangreicheres Werk dieser Art, das, nachdem er es unvollendet hinterlassen hatte, von Polykarp Leiser fortgesetzt und endlich von Johann Gerhard vollendet wurde [4]. Auch dieses Werk des Chemnitz läßt die positive Gelehrsamkeit seines Verfassers erkennen [5], teilt aber auch in hohem Maße die gewöhnliche Schattenseite der lutherischen Kommentare, daß es sich gern in weitläufige dogmatische Erörterungen und in polemische Exkurse bald gegen die Katholiken bald gegen die Calvinisten verliert.

Unter den Vertretern der lutherischen Orthodoxie seit der Konkordienformel haben sich außer Leiser und Gerhard noch die folgenden besonders

---

[1] G. W. Meyer II 503 f. Noch schärfer hebt Richard Simon den Widerspruch zwischen dem vorgezeichneten Plan und der Ausführung hervor (Hist. crit. des Commentateurs 702): ‚Sa Glose n'est pas si abrégée, qu'elle ne soit sujette à la plûpart des defauts qu'il a repris dans les autres avec tant de sevérité. En quoy il est beaucoup plus blâmable qu'eux, puis que s'étant proposé de ne donner que des Scolies pour faire entendre le texte du Nouveau Testament, il se jette souvent sur des controverses de Théologie. Il veut qu'on ne trouve dans un Commentaire que ce qui sert precisément à entendre la parole de Dieu, afin qu'on la puisse distinguer de celle des hommes: et neanmoins il fait venir par tout les préjugéz de sa doctrine. Il s'emporte avec excés contre ceux qu'il nomme Papistes. Si quelque ancien Père, ou quelque nouveau Commentateur luy paroissent éloignez du véritable sens, il les redresse avec des termes injurieux.‘ ‚Il est bien difficile‘, bemerkt Simon noch, ‚qu'un Protestant, quelque bon sens qu'il ait, soit exemt de cet esprit de party qui domine dans la plûpart de leurs livres, et qui devoit être banni entièrement de la Glose d'Illyricus, puis qu'il s'est proposé de ne dire que ce qui faisoit à son sujet.‘

[2] Vgl. oben S. 479 f.

[3] Harmonia historiae evangelicae, graece et latine, in quatuor libros distributa, una cum libro annotationum, Basileae 1537 u. ö.

[4] Die Arbeit des Chemnitz mit der ersten Fortsetzung von Leiser erschien zuerst 1593; die Arbeit Gerhards unter dem Titel: Harmonia Evangelistarum Chemnitio-Lyseriana a Io. Gerhardo continuata et iusto commentario illustrata, Ienae 1626—1627. Vollständig erschien das ganze Werk unter dem Titel: Harmonia quatuor Evangelistarum, a theologis celeberrimis Martino Chemnitio primam inchoata, a Polycarpo Lysero post continuata, atque D. Ioanne Gerhardo tandem felicissime absoluta, in Genf 1628 u. 1641, in Frankfurt und Hamburg 1652 und wieder in Hamburg 1704. G. W. Meyer III 424 f.

[5] Richard Simon 717: ‚On voit que ce Protestant s'étoit appliqué avec soin à l'étude des Livres Sacrez, et qu'il n'avoit pas même négligé celle des Pères et des autres Écrivains Ecclésiastiques.‘

hervorgetan, die aber, indem sie ‚sich eifrig als Stützen des durch die Konkordienformel sanktionierten kirchlichen Systems zu zeigen bemühten‘, womöglich noch mehr als ihre Vorgänger seit Luther ‚sich der Unterordnung ihrer Exegese unter ihre Dogmatik nur zu augenscheinlich schuldig machten‘ [1]: Ägidius Hunnius verfaßte Kommentare zum Matthäus- und Johannesevangelium und zu den meisten Briefen des Apostels Paulus, auch zu den 21 ersten Kapiteln der Genesis [2]. Polykarp Leiser betätigte sich als Exeget, außer seiner Fortsetzung der Chemnitzschen Evangelienharmonie, durch einen sechsbändigen Kommentar zur Genesis [3], in welchem er, ‚mit fast gänzlicher Hintansetzung dessen, was zur grammatischen Erklärung erforderlich ist, seine ganze echtlutherische Dogmatik in die Genesis hineinzulegen, und mit den Waffen, die er aus ihr entlehnt, bald Calvin und seine Anhänger bald den Papst und die römische Kirche bald endlich die Antitrinitarier zu bestreiten sucht‘ [4]. Auch Lukas Osiander und Matthias Hoe von Hoenegg, der einen zu seiner Zeit geschätzten Kommentar zur Apokalypse verfaßte [5], sind zu nennen. Eine Ausnahme unter den lutherischen Exegeten seiner Zeit macht der mehr Verständnis für die Aufgabe des Exegeten zeigende Johann Tarnov in Rostock, ein ‚mehr als andere seiner Zeitgenossen selbstdenkender Schriftforscher‘ [6], unter dessen Werke die ‚Exercitationes biblicae‘ und der Kommentar zu den kleinen Propheten besonders gerühmt werden [7]. Tarnov verfolgte den ausgesprochenen

[1] G. W. Meyer III 407. Auch Gaß (I 157) will die Berechtigung der Behauptung, ‚die protestantische Schrifterklärung sei von Flacius an bis zum Pietismus wenig oder gar nicht von der Stelle gerückt‘, nicht in Abrede stellen, sofern ‚von Geist und Wahrheit des Schriftverständnisses‘ die Rede sei; ‚denn diese gehen zurück‘; mit Unrecht werde aber dasselbe behauptet, ‚wenn an den ganzen Umfang des Bibelstudiums gedacht wird‘.

[2] Gesammelt in Bd III und IV der Opera latina Aeg. Hunnii, Vitebergae 1608; spätere Ausgabe der exegetischen Werke desselben von J. G. Frustking unter dem Titel: Thesaurus apostolicus, ibid. 1705, und Thesaurus evangelicus, ibid. 1706. Zu seiner Charakterisierung bemerkt Meyer III 408 f, ‚daß er sich in seiner Erklärung des Matthäus und Johannes auf eine kurze und dürftige Entwicklung des Sinnes und kurze Darlegung der historischen Umstände beschränkt, aber an grammatischen Bemerkungen gänzlich arm, dagegen desto reicher an den krassesten dogmatischen Deutungen und Exkursen ist; daß er ... bei jeder Gelegenheit seine Exegese gebraucht, um sein theologisches System bald gegen die Reformierten bald gegen die Katholiken zu verteidigen‘. Richard Simon 708: ‚Ce sont plûtôt des leçons de Théologie, que de véritables Commentaires parce qu'il s'étend plus sur les disputes qui regardent la Religion, que sur les paroles de son texte, qu'il ne laisse pas neanmoins d'éclaircir.‘

[3] Leipzig 1604 ff. [4] G. W. Meyer III 409. [5] Leipzig 1610—1640.

[6] G. W. Meyer III 422.

[7] Exercitationum biblicarum libri quatuor, in quibus verus et genuinus sensus locorum Scripturae multorum ex verbo Dei textuque authentico diligentius in-

Zweck, dem unter seinen Glaubensgenossen daniederliegenden wirklichen exegetischen Studium aufzuhelfen; ‚es sei ganz allgemein', erklärte er in der Vorrede der ersten Auflage seiner ‚Exercitationes' von 1619, daß der Grundtext, ja die Bibel selbst von den Theologen vernachlässigt würde'[1]. Großen Anstoß erregte er dabei dadurch, daß er, mit seinen Grundsätzen Ernst machend, es wagte, ‚rücksichtslos Auslegungen zu verwerfen, welche von den ersten Männern der Kirche, von einem Luther, Chemnitz, Hunnius, verteidigt worden waren', und dabei sogar die Namen derselben zu nennen; die Jenaer Theologen erließen aus dieser Veranlassung ein Schreiben an die Rostocker Fakultät, ‚worin die Unterdrückung der getadelten großen Namen verlangt, widrigenfalls selbst mit einer Beschwerde bei der Mecklenburgischen Regierung gedroht wird'[2]. Paul Tarnov, der Oheim des Angeklagten, trat in einem Antwortschreiben an die Jenaische Fakultät für diesen ein; der letztere mußte aber doch seinen Gegnern, um eine gewaltsame Unterdrückung der beabsichtigten zweiten Auflage zu vermeiden, soweit nachgeben, daß er in derselben die Namen tilgte[3]. Gerhard hatte vor seiner Fortsetzung der Chemnitz-Leiserischen Evangelienharmonie Kommentare zur Leidensgeschichte und zur Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt Christi erscheinen lassen[4].

Unter den Reformierten geschah im 16. und 17. Jahrhundert im ganzen für eigentlich wissenschaftliches Studium und Verständnis der Heiligen Schrift mehr als unter den Lutheranern. In Zürich traten die ersten exegetischen Vorlesungen unter dem Namen der ‚Prophezei' auf, die dort seit 1523 eingerichtet wurde und woran sich die Studenten und die Geistlichen zu beteiligen hatten. ‚Man hebt', heißt es in einer betreffenden Verordnung, ‚vorn an der Bibel an und liest sie mit großem Fleiß in etlichen Jahren nach der

---

quiritur ac defenditur, Rostochii 1619; 2. Aufl. 1627. Commentarius in prophetas minores, herausgeg. von J. Benedikt Carpzov, Frankfurt und Leipzig 1688 u. 1706.

[1] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 153 f. In einem Briefe vom Jahre 1619 schrieb Tarnov: ‚Ich beabsichtige einen Kommentar zu den kleinen Propheten, und während ich damit beschäftigt bin, erkläre ich andere biblische Sprüche, ut ita, si fieri possit, ad biblia Deique verbum, extra quae proh dolor! hodie plerique theologiae dant operam, studiosam iuventutem reducam, quae nunc maximam partem studio perverso, antequam sciat thesin et biblia legerit, tantum in controversiis et homiliis ab illis bono fine editis, tota est . . . ego primum id ago, ut firmem ex verbo Dei eoque in textu authentico lecto et recte intellecto nostros: alii videant, qui sunt maioribus donis praediti, ut ipsos haeresiarchos refutent.' Tholuck, Akademisches Leben II 103.

[2] Tholuck, Geist der lutherischen Theologen 153 155.

[3] Ebd. 155—160.

[4] Commentarius in harmoniam historiae evangelicae de passione Christi, und Commentarius in harmoniam hist. evang. de resurrectione et ascensione Christi, beide Jena 1617.

Ordnung aus. Dazu gebraucht man alle Tage die Zeit, die man vorhin zu der Prim, Terz und Sext gebraucht hat, eine Stund oder mehr. Da liest ein Junger ein ganzes oder halbes Kapitel, daran man denn in der Ordnung ist. Er liest es aber, wie es Hieronymus ins Lateinische gebracht. Danach liest dasselbe Kapitel der hebräische Leser, d. i. Professor (Bibliander und Pellican) und erläutert es nach derselben Sprachart. Alsdann wird dasselbe auch zum drittenmal in griechischer Sprache vorgelesen, wie es die 70 Dolmetscher ausgelegt haben (von Zwingli), und zuletzt wird es alles zum fleißigsten in Latein den Verständigen und Gelehrten erklärt. Hierauf geht dann der Diener des Worts und legt es den gemeinen Menschen an der Kanzel zu deutsch aus, wie es zur Besserung der Kirchen dient, mit zugetanem Gebet vor und nach dieser Handlung'[1].

Um die Beförderung des Studiums der hebräischen Sprache bemühten sich in diesen früheren Jahren Konrad Pellican und Sebastian Münster. Für die Exegese selbst wurde nach den vorausgehenden Bemühungen von Zwingli, Ökolampadius, Butzer u. a. Calvin mit seinem eindringenden Scharfsinn das bewunderte und unerreichte Vorbild für die Theologen dieser Konfession. An der ganzen wissenschaftlich exegetischen Arbeit von dieser Seite haben aber die schweizerischen[2] und niederländischen Theologen einen weitaus größeren Anteil als die deutschen, deren exegetische Tätigkeit neben der Beteiligung an den dogmatischen Streitigkeiten sehr in den Hintergrund tritt. Unter den deutschen Reformierten haben sich durch exegetische Leistungen etwa die folgenden hervorgetan: Johann Piscator, Professor in Heidelberg, seit 1584 in Herborn († 1625), verfaßte eine deutsche Bibelübersetzung[3], die sog. Straf-mich-Gott-Bibel, nach der von ihm gegebenen Übersetzung von Markus 8, 12: ‚wann disem geschlecht ein zaichen wirdt gegeben werden, so straaffe mich Gott', die in Bern und an andern Orten in den kirchlichen Gebrauch eingeführt wurden, und Kommentare zu allen Büchern des Alten und Neuen Testaments. Großen Anstoß bei den Lutheranern erregte David Pareus durch seine Ausgabe der lutherischen Bibel mit calvinistischen An-

---

[1] Tholuck, Akademisches Leben II 358.

[2] Als Beförderer der orientalischen Sprachstudien erwarben sich hier besonders die beiden Johann Buxtorf, Vater und Sohn (der Ältere 1590—1629, der Jüngere 1647—1664) einen großen Ruf. An den Namen dieser beiden Gelehrten, von denen der erstere 1607 ein ‚Lexicon Hebraeo-Chaldaicum' und 1609 einen ‚Thesaurus grammaticus linguae sanctae hebraeae' erscheinen ließ, knüpft sich die Kontroverse über das Alter der hebräischen Vokalzeichen und Akzente, indem sie die Ansicht verteidigten, daß dieselben ursprünglich und inspiriert seien.

[3] Biblia, das ist: Alle Bücher der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments. ‚Aus Hebreischer und Griechischer spraach . . . jetzund aufs new verteutscht durch Joh. Piscator', Herborn 1602, und oft wieder gebruckt.

merkungen (die Neustädter Bibel, Neustadt an der Haardt 1587), in welcher der Tübinger Jakob Andreä ‚16 erschreckliche Irrtümer fand, darum öffentlich vor diesem Erzbubenstück und teufelischen Tücklein warnte‘ [1]. Der Italiener Emanuel Tremellius († 1580) übersetzte als Professor in Heidelberg mit seinem Schwiegersohn Franz Junius zusammen das Alte Testament aus dem Hebräischen ins Lateinische [2] und das Neue Testament aus dem Syrischen [3]. Christoph Pelargus in Frankfurt an der Oder verfaßte Kommentare zu Matthäus und Johannes und zur Apostelgeschichte, die sich durch eingehendere Berücksichtigung der patristischen Erklärer vor andern protestantischen Arbeiten auszeichnen [4].

Unter den Vorlesungen der Universitäten finden sich, mit Ausnahme von Helmstädt, bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nirgends Kirchengeschichte und Moral [5]. In Wittenberg waren, als im Jahre 1533 die theologische Fakultät ihre neuen Statuten erhielt, drei Professoren der Theologie vorhanden, zu denen als vierter Legent der Pfarrer von Wittenberg kam. Nach der Bestimmung dieser Statuten sollten die beiden ersten Professoren beständig in je vierwöchentlichen Stunden, der eine über ein Buch des Alten, der andere über ein Buch des Neuen Testaments, lesen, und zwar aus jenem die Psalmen, die Genesis und Jesaias, aus diesem die Briefe Pauli an die Römer und Galater und das Johannesevangelium; dazu zuweilen des hl. Augustinus Buch De spiritu et litera. Der dritte Professor sollte zweimal wöchentlich die übrigen Briefe Pauli, die Briefe Petri und Johannis lesen und zweimal predigen, der Pfarrer ebenfalls in zwei wöchentlichen Stunden das Matthäusevangelium, das Deuteronomium und zuweilen einen kleinen Propheten lesen. Das war die ganze Theologie; außerdem wurden noch die Sentenzen des Petrus Lombardus ausdrücklich als abgeschafft erklärt [6]. Auch der Lektionskatalog von Wittenberg vom Jahre 1561 kennt weder Homiletik noch Hermeneutik, Pastoraltheologie, Moral,

---

[1] Frank I 308.

[2] Testamenti Veteris Biblia sacra, sive Libri canonici, priscae Iudaeorum ecclesiae a Deo traditi, Latini recens ex Hebraeo facti, brevibusque scholiis illustrati ab Immanuele Tremellio et Francisco Iunio, zuerst in fünf Teilen, Frankfurt a. M. 1575—1579, als Ganzes 1579 in zwei Bänden u. ö.

[3] Zuerst in seiner Ausgabe des syrischen Neuen Testaments, Genf 1569 und öfter wieder gedruckt, auch mehreren späteren Ausgaben des Alten Testaments von Tremellius-Junius beigefügt.

[4] Vgl. Richard Simon, Hist. crit. des Commentateurs 709 f.

[5] Tholuck, Kirchliches Leben 72.

[6] Paulsen 152 f. Vgl. Bruchmüller 31 f.

Kirchengeschichte usw. An der theologischen Fakultät wirkten im ganzen sechs Professoren, d. h. vier Professoren der Theologie und neben diesen die Professoren der griechischen und hebräischen Sprache[1]. Diese lasen zusammen wöchentlich 4 Stunden über Melanchthons ‚Loci‘ und ‚Examen‘, 6 Stunden Briefe Pauli, 2 Stunden Evangelien, 4 Stunden kleine Propheten, 1 Stunde Elemente der hebräischen Sprache und Erklärung entweder der Psalmen oder der Sprichwörter. Auf ein bescheideneres Maß ließ sich die theologische Wissenschaft kaum zurückführen. Von den Vorlesungen der zehn Lehrer, welche an der philosophischen Fakultät wirkten, waren nur 3 Stunden wöchentlich der eigentlichen Philosophie zugeteilt, 2 den Regeln der Dialektik und 1 der Ethik. An der juristischen Fakultät lehrten sechs, an der medizinischen vom Jahre 1548 bis 1566 nur zwei Professoren; erst im Jahre 1566 ward an letzterer ein dritter Lektor verordnet[2]. Nach der Kirchenordnung des Kurfürsten August vom Jahre 1580 wurden für Wittenberg angeordnet: ‚Zwei Professoren für das Alte Testament, einer nämlich für den Pentateuch, einer für die Propheten; zwei für das Neue Testament, der eine für die Episteln Pauli, sonderlich an die Römer und Galater, der andere neben den Episteln Pauli an Thimotheus und Titus für die ‚Locis communes‘ von Melanchthon‘[3]. Mit geringen Ausnahmen waren auch das 17. Jahrhundert hindurch an den übrigen Universitäten die theologischen Fakultäten nicht nur nicht stärker, sondern meist noch schwächer besetzt. Marburg erhielt nach dem Statut von 1529 nur zwei Theologen, später traten drei, 1674 vorübergehend auch vier auf. Für Tübingen bestimmte die Verordnung Herzog Christophs vom Jahre 1557 drei theologische Professoren; die Statuten von 1601 und die Ordination von 1606 vier, von denen indessen der vierte, der Stiftssuperattendent, nur als Extraordinarius die Verpflichtung zu zweistündigem Lesen hatte. Ebenso hatten Gießen, Heidelberg, Straßburg, Jena, Altorf, Greifswald, Kiel, Herborn regelmäßig nur drei Ordinarien für Theologie, und auch diese geringe Zahl war nicht immer vollständig besetzt[4]. Heidelberg zählte im Jahre 1605 im ganzen nur 16 Professoren; ein Theologe sorgte für das Alte wie für das Neue Testament und für die ‚Loci communes‘ zugleich[5]. Für eine Blüte der wissenschaftlichen, besonders der theologischen Entwicklung sprechen solche Zahlen nicht, wenn auch die Zahl der Studenten in Witten-

---

[1] Vgl. Tholuck, Akademisches Leben I 57.

[2] Strobel, Neue Beiträge zur Literatur I 123—136. Das Verzeichnis der theologischen Vorlesungen von Wittenberg 1561 auch bei Tholuck, Akademisches Leben I 98, der auch solche von andern Hochschulen im 16. und 17. Jahrhundert mitteilt.

[3] Tholuck, Akademisches Leben I 57; ders., Kirchliches Leben 69.

[4] Tholuck, Akademisches Leben I 57 u. 155 f A. 73.

[5] Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg II 138—139.

berg im Jahre 1582 auf 1500, im Jahre 1613 sogar auf 3000 stieg und die theologische Fakultät daselbst in den Streitigkeiten der Lutheraner meist den Ausschlag gab.

Das ganze Interesse des akademischen theologischen Unterrichts, wie derselbe im 16. Jahrhundert eingerichtet wurde, konzentrierte sich auf das Bibelstudium und die ‚Loci communes'. Theoretisch beschäftigten sich mit Einrichtung und Gang des theologischen Studiums die methodologischen Schriften von Hyperius, Hutter, Meisner, Gerhard u. a.[1] In dem Studienplan, wie er hier für die Schulen der lutherischen Theologie gedacht und entworfen wird, ‚fällt sogleich der einseitige Betrieb des polemischen und die Zurückstellung des historischen Interesses ins Auge. Bibelkenntnis, vollkommene Vertrautheit mit Stoff und Text beider Testamente ist erstes und letztes Erfordernis; daher gehen während der ersten Jahre kursorische und statarische Lektüre Hand in Hand und füllen einen bedeutenden Teil des Tages. Im zweiten und dritten Jahre hat der Theologe die dogmatischen Lehrstücke bis zu völliger Geläufigkeit zu erlernen. Auf das exegetische Studium folgt also sofort die Aneignung der „Loci" in ihrer kirchlich normierten Gestalt; denn wie diese die Substanz der Theologie bilden, so ist die theologische Aufgabe wesentlich keine andere, als sich derselben von der Bibel aus zu bemächtigen und das biblisch Gewonnene innerhalb des vorgesteckten Raumes zum Zweck der Begründung schon gegebener Resultate zu verwenden. Das Dogma kommt dicht neben die Heilige Schrift zu stehen, und auf der kurzen Brücke zwischen beiden fehlt es an Raum, den einen Stoff unabhängig vom andern zu betrachten. Hierauf betritt der Lernende das polemische Gebiet. Er hat sich nach allen Seiten zu rüsten, um den Calvinisten nicht weniger als den Römischen gewachsen zu sein; denn Jesuiten und Calvinisten führen nach Meisners Bemerkung die agmina adversariorum an. . . . Endlich im vierten oder fünften Jahre, nachdem die Polemik eingeübt ist, kommt das Studium der Kirchengeschichte an die Reihe. . . . Also nur von der sichern Höhe der konfessionellen Festung aus und nur mit Augen, die für die Entdeckung alles Feindlichen geschärft sind, ist es ratsam, die historische Entwicklung des Christentums zu überblicken. Jetzt erst darf der Studierende, vollständig gerüstet und gegen Irrwege gesichert, das weite Feld der Literatur betreten; er darf die Kirchenväter und selbst die Scholastiker lesen, obgleich diese philosophiam cum theologia in unum chaos miscuerunt. Vor allen andern wird ihm die Lesung der Schriften Luthers, besonders der letzten, völlig abgeklärten Periode, ans Herz gelegt'[2].

---

[1] Hyperius, De recte formando theologiae studio (1556). Gerhard, Methodus studii theologici (1620).

[2] Gaß I 226—228.

Was indessen die Kirchengeschichte betrifft, so blieb selbst eine sich in den Schranken der angeführten Theorie haltende Beschäftigung mit derselben in der Regel nur ein frommer Wunsch. Wie schon erwähnt, war Helmstädt die einzige Universität, in deren Lehrplan die Kirchengeschichte schon von Anfang an eine Stelle hatte; ihr Vortrag wurde durch die Statuten von 1576 mit der Professur des Neuen Testaments verbunden; erst 1650 erhielt sie eine selbständige Stellung [1]. Im akademischen Kursus der andern Universitäten hatte sie keine Stelle. Man hielt sie durch den Vortrag der Weltgeschichte, wie dieselbe damals als Geschichte der vier Weltmonarchien behandelt wurde, für hinlänglich versorgt. Das geringe Interesse, das man für kirchengeschichtliche Studien als solche hatte, zeigt auch der Mangel an nennenswerten literarischen Produktionen auf diesem Gebiete nach den Magdeburger Centurien, die auch selbst keinem historischen, sondern nur dem polemischen Interesse ihr Dasein verdanken. ‚Gänzlich befriedigt sowohl von dem in den Symbolen gegebenen Ausdruck des Glaubens als von der in der Kirche vorliegenden Erscheinung des Lebens fühlte man, auf die kirchliche Vergangenheit zurückzugehen, kein Bedürfnis, außer nur im polemischen Interesse wider die Gegner.‘ [2] Die theologische Moral tritt, trotz der vereinzelten literarischen Bearbeitung derselben in früheren Jahren [3], in den akademischen Lehrkreis erst seit dem Erscheinen der Theologia moralis des Calixtus ein; sie scheint aber noch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in Helmstädt selbst nicht regelmäßig gelesen worden zu sein [4]. Die Homiletik ‚wurde seltener als Wissenschaft gereicht, desto fleißiger praktisch in concionatoriis‘. Auch hier ging Helmstädt in der Fürsorge voran, indem schon die ersten Statuten von 1576 dem dritten Professor die Vornahme homiletischer Übungen zur Pflicht machten, während sie an den andern Universitäten nicht fehlten, aber mit keiner bestimmten Professur verbunden waren [5]. Katechetik fehlt gänzlich im Kreise der Vorlesungen, was im allgemeinen noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts der Fall ist [6]. Besonders merkwürdig aber ist es, daß in der weiteren Entwicklung auch noch das Studium der Exegese auf den protestantischen Universitäten, das von Anfang an die ganze übrige Theologie teils ganz verdrängt, teils als Nebensache in den Hintergrund gedrängt hatte, selbst in den äußersten Verfall geriet, so daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an verschiedenen Universitäten in manchen Jahren überhaupt keine exegetischen Vorlesungen vorkamen, während immer mehr das Studium der Kontroversen der Hauptgegenstand des akademischen Unterrichts wurde [7].

[1] Tholuck, Akademisches Leben I 115. Henke, Calixtus I 31 f.
[2] Tholuck I 114. [3] Siehe oben S. 505 f.
[4] Tholuck I 112. [5] Ebd. 118. [6] Ebd. 119 f.
[7] Tholuck 104—107; ders., Kirchliches Leben 71 f.

Über die Hoffart und den Dünkel, mit welchem die Behandlung der Theologie in Wittenberg die Studierenden erfüllte, hatte schon Luther selbst zu klagen. ‚Es sind allhier viel Studenten‘, sagt er in der Auslegung des 26. Psalms [1], ‚wenn sie irgend ein halb Jahr zu Wittenberg gewesen, so sind sie also voller Künste, daß sie sich lassen gelehrter dünken, denn ich sei. Wenn sie dann aufs Land zu andern Leuten kommen, so bricht ihre Kunst heraus, als ein Wolkenbruch, und läßt sich eines Zentners schwer dünken, aber wenn du es auf eine Wage legtest, so würde sie nur eines Quintleins schwer sein; das macht die Hoffart, daß sie nur ein Wort oder zwei gelernet, oder ein einzeln Wort gehört haben. Wie wir denn leider jetzt am Tage sehen, daß sie einen solchen Haufen Schwärmer aufbringen, daß wir genug daran zu stillen haben. Wenn sie uns einmal gehört haben, so meinen sie, sie können alles, und sie wissen und verstehen viel mehr, denn diejenigen, so da predigen.‘ Mit dem Dünkel geht naturgemäß die Abnahme des Studienfleißes Hand in Hand. Wie sehr schon in der nächsten Generation nach Luther das Studium der Heiligen Schrift von den Kandidaten der Theologie vernachlässigt wurde, zeigt die Klage des Wittenberger Professors Paul Krell: ‚Die Verachtung des göttlichen Wortes ist jetzt so groß, daß auch die Studiosen der Theologie die genaue Lesung und Betrachtung desselben so fliehen, als wären sie dessen satt und überdrüssig; wenn sie ein oder das andere Kapitel gelesen haben, so meinen sie, sie hätten nun die ganze göttliche Weisheit auf einmal gefressen.‘ [2] Balthasar Meisner redete in seiner Leichenrede auf Hutter die Theologen an: ‚Die meisten (von euch) wollen jetzt Autodidakten sein und halten es für eine Schmach, unter den Lernenden zu sitzen. Im Museum heißt es, muß man bleiben, die öffentlichen Vorlesungen sind für die Novizen.‘ [3]

Dazu macht sich eine allgemeine Verachtung des theologischen Studiums überhaupt und infolgedessen ein bedenklicher Mangel an Studierenden der Theologie besonders aus den höheren Ständen geltend, worüber viele Klagen laut werden. ‚Wir haben‘, schrieb Cyriakus Spangenberg im Jahre 1570, ‚an den drei Schulen zu Eisleben bei tausend Knaben, hie im Tal Mansfeld und zu Heckstatt auch etliche Hundert. Meinst auch, daß ein halb Schock darüber sind, die Prediger werden? Ja, wenn ihrer gewiß zehn wären! Damit werden wahrlich alle Pfarren nicht bestellt werden.‘ [4] ‚Es ist leider

[1] Walch V 434. Döllinger I 460. [2] Ebd.

[3] Tholuck, Akademisches Leben I 130. Kirchliches Leben 112 f gibt Tholuck Beispiele für die totale Unwissenheit, die im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts bei den lutherischen Geistlichen zuweilen vorkommt. Desgleichen bei den Reformierten 270 f. [4] Ehespiegel 84[b].

fast dahin gekommen', schrieb Georg Lauterbeck 1563, ,daß sich die Eltern, sonderlich die reichen, nunmehr schämen, ihre Kinder zum Studium der Heiligen Schrift zu halten, auf daß sie geschickt würden, die Kirchen und Schulen zu versorgen und zu erhalten, lassen sie lieber die Rechte oder Arznei studieren oder Händler werden und Kaufleute.'[1] Ähnlich Wigand 1571: ,Kein Stand wird in dieser Welt mehr verachtet als der geistliche. Viele nehmen daher Anstand, und man hält es bereits für schändlich, Theologe und Prediger zu werden. Wer ein wenig Mittel hat, seine Studien fortzusetzen, will zu höheren und fruchtbareren Stufen und Ständen emporsteigen. Die Diener des göttlichen Wortes hält man für ein verworfenes Menschengeschlecht, welche sich nicht höher erheben können und in einem leichten Stande leben, der jedem offen stehe, und den Philosophen, Mediziner, Juristen, Bürger, Bauern, Adelig und Unadelig ebensogut ausfüllen können als irgend ein Theologe.'[2] Andreas Musculus, der eifrige Vertreter des Luthertums in Frankfurt an der Oder, der in seinen verschiedenen Schriften zahlreiche Klagen über den religiösen Verfall unter den Lutheranern erhebt[3], klagt 1557 über die Verachtung des theologischen Studiums: ,Das Predigtamt ist so ein gering Ding bei uns Evangelischen geworden, daß jetziger Zeit nicht mehr Eltern zu finden sind, die ihre Kinder dazu, sondern vielmehr gar davon halten und abziehen. Daß das wahr sei, so weise mir einen Edelmann, einen namhaftigen und wohlhabenden Bürger, der seinen Sohn zu solchem Studio halte; sie müssen alle entweder Juristen oder Kaufleute werden, und wäre gar vielen von Herzen leid, wenn sich irgend ihrer Kinder eins zu dem bettelhaften Amt begeben sollte. Sollte sich jetzund ein Fürst, wie im Papsttum ins Teufels Namen geschehen, zum Dienst der Kirche Christi begeben, ehe wollt' er, daß er nicht auf die Welt gekommen wäre, die Eltern wünschten, daß er in dem ersten Bad ersoffen wäre. Daß dem also sei, erweiset die Erfahrung. Hiezu tun die Fürsten und Herren auch das ihre; damit wir ja desto eher des Wortes los werden, ziehen sie dem Herrn Christo beide Röcke ab, reißen alle Kirchengüter zu sich, wo es nicht allbereits geschehen und die Metten gesungen ist. . . .' ,Bis auf diese Zeit haben wir in Städten und auf dem Lande reichlich Kirchendiener gehabt, aus der Ursach, daß sich viel gelehrter Leute aus den Stiften und Klöstern zu uns begeben und der Kirche gedient haben, auch viel Handwerksleute, so zuvor etwas studiert, sich auf dem Land in Kirchenämtern haben gebrauchen lassen. Nun aber solche Leute nicht mehr vorhanden sind und allmählich absterben, und keine jungen an die Statt wachsen, sagt mir, ihr Fürsten, Herren und Edelleute! woher werden sie nun kommen? In den Universitäten soll man sie suchen und finden; da

[1] Döllinger I 464. [2] Ebd. 466. [3] Ebd. II 393 ff.

sind sie nicht. Wir haben vier oder fünf hohe Schulen, darin Gottes Wort gelehrt wird, aber das weiß ich, wenn du 20 oder 30 Prediger daraus vozierst, mit welchen die Kirchen ziemlicherweise zu versorgen wären, du würdest sie gewißlich fast alle heraus haben und keine darin lassen. Ich meine ja, das heiße das Wort selber ausgetrieben. Ich bin aber für meine Person schlecht in der Meinung, weil das Evangelium zum Valet von uns greulicher verachtet wird als nie zuvor, Gott werde den Garaus mit der Welt spielen' [1].

Daß die theologischen Studien allgemein so verhaßt waren, davon liege, schrieb der Theologe Georg Major im Jahre 1564, der erste Grund in der armseligen und verachteten Stellung der Gottesgelehrten, der zweite in den religiösen Verwirrungen und Lehrstreitigkeiten, unter welchen man die Erlangung einer festen theologischen Überzeugung für unmöglich erachte. Man wisse nicht mehr, bei welcher der streitenden Parteien die rechte Lehre zu finden sei. Bei dieser Unsicherheit, aus welcher auch gute und lernbegierige Seelen sich nicht herauswinden könnten, entstehe erst Überdruß und Verachtung, dann Zorn und Entrüstung der Gemüter gegen die kirchlichen Glaubenssätze, zuletzt Religionsspott und epikurische Lästerung [2].

‚Was soll daraus werden', fragte der Lutheraner Melchior von Ossa, ‚welchem Teil sollen die armen einfältigen Laien glauben, oder wie soll sich der arme Laie verwahren, in welche Schulen sollen fromme, ehrliche, gottesfürchtige Leute ihre Kinder schicken? Denn ein jeglicher Prediger unter der Zwiespaltigen will seine Lehren in den ihm unterworfenen Schulen und Kirchen gepflanzt und erhalten wissen, nehmen die weltliche Obrigkeit zu Hilfe, daß die Leute dazu gezwungen werden. Was ist Krieg, Unruhe und äußere Not gegen solchen Zwiespalt? Kein Widerwille ist heftiger und geschwinder, denn zwischen denen, so der Religion halber zwiespaltig sind, man berge und decke solches, wie man wolle: gehässiges Mißtrauen erfolgt.' [3]

‚Nicht das geringste öffentliche Übel unseres mehr als eisernen Zeitalters', schrieb Andreas Hyperius, einer der hervorragendsten Theologen der Universität Marburg, ‚besteht darin, daß nur die wenigsten Jünglinge mit Ernst das Studium der Theologie ergreifen, vielmehr die meisten, wenn sie darin einige Fortschritte gemacht und gute Hoffnung von sich erregt haben, dasselbe ganz verlassen und sich andern Fächern zuwenden.' Die Ursachen dieser Erscheinung findet Hyperius in den unaufhörlichen Religionsstreitigkeiten, deren Urheber jetzt in solcher Menge gefunden werden wie niemals früher in irgend

---

[1] Döllinger II 411—412.

[2] Ebd. 170—171; vgl. auch ebd. I 463 f.

[3] v. Langenn, Melchior von Ossa 155—156 195.

einem Jahrhundert, und in der äußersten Verachtung des geistlichen Standes. So weit sei es schon gekommen, daß gottlose Menschen Grund genug zu haben glauben, einen zu drücken und zu kränken, bloß aus dem Grunde, weil er sich dem Studium der Theologie gewidmet habe. In manchen Gegenden haben viele Kirchen keine Prediger, und das Volk lebe ohne allen christlichen Unterricht wie das Vieh dahin. Noch vor zwei Menschenaltern haben die Vorsteher der Kirchen sich viel Mühe gegeben, junge Leute zum geistlichen Stande heranzuziehen; zur jetzigen Zeit aber sei dieser Eifer erkaltet, und man finde äußerst wenige, die sich darum bekümmern [1]. Ähnlich schildert die Verhältnisse in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts auch der Superintendent Christoph Fischer († 1597 als Generalsuperintendent zu Celle): ‚Niemand hilft zur Erhaltung des Predigtamtes, ja man reißt davon, was von alters dazu gestiftet und gewidmet ist. Schulen gehen zu Boden, junge Leute werden nicht auferzogen als die Pflänzlein Gottes; Eltern ziehen ihre Kinder lieber zur Kaufmannschaft, Krämerei, Landbetrügerei oder dergleichen. Da gleich ihrer einesteils die Kinder lassen studieren, so dürfen sie sich doch zur Theologie nicht begeben; sie wollen keine Pfaffen ziehen, die jedermann in die Augen stechen, daß wir auf die Letzte selbst unsere Türken und Papisten werden müssen. Man erhält Prediger so nährlich, daß sie sich des Hungers kaum erwehren können. — Sterben sie, so hinterlassen sie arme Weiber und Kinder, die werden bald nach ihrem Tode an den Bettelstab gewiesen. Dafür scheuet sich jedermann, lernt lieber ein Handwerk, denn daß er jedermanns Hohn und Spott sein und dazu Not leiden sollte.‘ [2]

Wenn nicht aus den oft sehr kinderreichen Predigerfamilien dem geistlichen Stande ein steter Nachwuchs zugeflossen wäre, so würde sich bald der Mangel an Predigern in einer noch viel empfindlicheren Weise fühlbar gemacht haben [3].

---

[1] Döllinger II 220—222; vgl. auch I 469.

[2] Döllinger II 310. Vgl. auch noch die damit übereinstimmenden Äußerungen anderer Theologen über die Verachtung des theologischen Studiums S. 325 349 561 563—564.

[3] Döllinger I 437. Der Hinweis auf den ‚geistlichen Nachwuchs aus den Familien des geistlichen Standes, der in einigen von ihnen in levitischer Sukzession durch Jahrhunderte hindurchging‘, ist das einzige von Belang, was Tholuck (Akademisches Leben I 168 f) neben der Zusammenstellung der wenigen Namen von adeliger Herkunft, die unter den protestantischen Theologen des 16. Jahrhunderts vorkommen, dem Gewicht der von Döllinger gesammelten Zeugnisse für die Verachtung des theologischen Studiums und den Mangel an Studierenden der Theologie entgegenzusetzen hat. ‚Die Tatsachen‘, muß er zugeben, ‚haben in gewissem Maße ihre Richtigkeit.‘ Erst im 17. Jahrhundert, unter veränderten Verhältnissen, kann er Spuren einer Überproduktion an Kandidaten finden.

Von ‚freier Forschung‘ war nirgends die Rede. In Helmstädt mußten alle Professoren die in das Corpus doctrinae aufgenommenen Bekenntnisschriften auf das bestimmteste beschwören, und es wurde verfügt, daß gegen einen Professor, der anders lehren oder auch nur anders Lehrenden sich anschließen würde, von seiten der Behörden und besonders des Konsistoriums rasch eingeschritten werden solle. Die Professoren jeder Fakultät mußten ihre neu anzustellenden Spezialkollegen, ehe sie dieselben ihn Vorschlag brachten, prüfen, ob sie mit der in den Statuten vorgeschriebenen Lehrart einverstanden seien. Selbst die Mediziner erhielten in den inspirierten Männern wie Hippokrates, Galenus und Avicenna unfehlbare Autoritäten angewiesen und wurden von Neuerungen der Empiriker verwarnt [1]. Alles wissenschaftliche Leben mußte sich überhaupt der gerade vorherrschenden theologischen Richtung anbequemen, sonst blieben Mißtrauen, Zwang und Verfolgung nicht aus [2].

Allerdings gehen im Protestantismus des 16. Jahrhunderts die verschiedensten Richtungen nebeneinander her, aber keineswegs in einem freien Wetteifer der Kräfte mit den Waffen des Geistes. Mit vereinzelten Ausnahmen duldsamerer Gesinnung tut vielmehr allenthalben die gerade in Übereinstimmung mit den Gesinnungen des jeweiligen Landesfürsten herrschende Richtung das möglichste, um alle Anhänger abweichender Anschauungen zu unterdrücken. Schon die Theorie von der absoluten Kirchengewalt der weltlichen Mächte machte auf protestantischer Seite ein System der Duldung unmöglich. ‚Historisch ist nichts unrichtiger als die Behauptung, die Reformation sei eine Bewegung für Gewissensfreiheit gewesen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Für sich selbst freilich haben Lutheraner und Calvinisten, ebenso wie alle Menschen zu allen Zeiten, Gewissensfreiheit begehrt, aber andern sie zu gewähren, fiel ihnen, wo sie die Stärkeren waren, nicht ein.‘ [3] Das gilt nicht nur von dem Verhalten der Protestanten gegen die Katholiken, sondern auch von dem gegenseitigen Verhalten der verschiedenen protestantischen Religionsparteien oder theologischen Richtungen unter sich. Von Anfang an wird das religiöse Leben unter den Protestanten von dem unauflöslichen Widerspruch beeinflußt, daß Luther es auf der einen Seite als heilige Pflicht jedes einzelnen hinstellt, sich in Sachen des Glaubens über jede Autorität, vor allem die der Kirche, hinwegzusetzen und nur dem eigenen Gutdünken zu folgen, während auf der andern Seite die Reformatoren den weltlichen Fürsten die Gewalt über die Religion ihres Landes und ihrer Untertanen einräumten und darauf drangen, es sei Recht und Pflicht der Obrigkeit, das ‚reine Evangelium‘ und die neue Kirche aufzurichten und keine fremde Lehre

[1] Henke, Universität Helmstädt 32—35; Calixtus I 26—29.
[2] Henke, Universität Helmstädt 57; Calixtus I 47.
[3] Döllinger, Kirche und Kirchen, München 1861, 68.

aufkommen zu lassen. ‚Luther hat es nie versucht, diesen Widerspruch zu lösen. In der Praxis blieb er dabei, und wurde dies nun herrschende protestantische Doktrin, daß die Fürsten das höchste Richteramt über Religion, Lehre und Kirche hätten, und daß es ihr Recht und Beruf sei, jede von der ihrigen abweichenden Glaubensmeinung zu unterdrücken.‘ [1] Die Handhabung dieses Grundsatzes trifft nun nicht nur die praktische Gestaltung des Kirchenwesens in den verschiedenen Territorien, sondern auch den Betrieb der theologischen Wissenschaft. ‚Die Reformatoren hatten natürlich die Sache so verstanden, daß die Fürsten sich dabei nach dem Rate der Theologen richten, daß sie insbesondere durch die theologischen Fakultäten an ihren Landes-Universitäten sich in allen Lehrfragen leiten lassen sollten. Aber diese wechselten oder wurden gewechselt, und so oft der Landesherr die Religion seines Gebietes zu ändern beschloß, wurden eben auch die alten Professoren entfernt und neue herbeigerufen.‘ [2]

Dementsprechend hatte sich auch ein Antagonismus der protestantischen Universitäten gegeneinander gebildet, indem die eine der andern vorwarf, eine Pflegerin und Verkünderin falscher Lehre zu sein. Kam eine Universität bei der herrschenden Partei in den Ruf der Heterodoxie, so entfalteten die Professoren anderer Hochschulen wie die Prediger in den Städten und auf dem Lande einen großen Eifer, um in Schriften, auf den Kathedern und Kanzeln vor dem Besuche derselben zu warnen. Wittenberg selbst, vor kurzem noch als die Geburtsstätte einer neuen Offenbarung und der wiedererweckten Kirche Christi gepriesen, wurde um 1567 für eine stinkende Kloake des Teufels erklärt; es wurde gepredigt, eine Mutter solle ihren Sohn lieber ermorden, als ihn nach Wittenberg oder auf eine hohe Schule gehen zu lassen [3].

Dafür, daß Ansichten, die mit denen der irgendwo gerade herrschenden Partei nicht übereinstimmten, im Umfange des betreffenden Gebietes überhaupt nicht öffentlich zu Worte kommen konnten, sorgte die Zensur, wie sie in den protestantischen Ländern gehandhabt wurde. Die Reformatoren waren die ersten gewesen, welche den Arm der weltlichen Behörden gegen ihnen mißfällige Schriften angerufen hatten, und zwar nicht nur von Anfang an gegen katholische Schriften, sondern ebenso gegen protestantische von anderer Parteirichtung. Als der Abendmahlsstreit sich erhoben hatte, gab man sich in Wittenberg alle Mühe, die Schriften der Schweizer Reformatoren und der ihnen gleich gesinnten deutschen Prediger zu unterdrücken. Auf Veranlassung Luthers und Melanchthons erschien im Jahre 1528 ein Edikt des Kurfürsten Johann von Sachsen, des Inhalts: ‚Daß Bücher oder Schriften (der Wieder-

---

[1] Döllinger, Kirche und Kirchen 52 f. [2] Ebd. 56.
[3] Ders., Reformation I 469 f. Vgl. auch vorliegendes Werk Bd IV 177.

täufer, der Sakramentierer u. a.) weder zu kaufen noch zu verkaufen oder lesen zu lassen verstattet werde, sondern daß ein jeder, der es inne wird, daß solches von Fremden oder Bekannten, außerhalb ordentlichen Befehls, fürgenommen, dasselbige euch oder den Gerichtshaltern des Ortes, da es geschieht, ansagen sollte, damit die zu Gefängnis gebracht, und nach Gelegenheit ihrer Verwirkung oder Verhandlung gestraft werden möge; alles bei Straf und Verlust Leibes und Gutes unnachläßlich gegen die, die solches wissen und erfahren und nicht offenbaren.' Solche Verbote galten nicht nur den Buchhändlern und der Verbreitung anstößiger Schriften unter den Laien, sondern sie wurden auch für die Prediger gegeben. So untersagte der Markgraf Johann von der Neumark Brandenburg den Geistlichen seines Landes, die Schriften der Zwinglianer und Calvinisten irgendwie zu gebrauchen, wie ihnen anderwärts auch das Lesen der Schriften katholischer Theologen ausdrücklich verboten wurde; so in der Kirchenagende des Herzogs von Braunschweig vom Jahre 1594. In Sachsen sollten Bücher nur mit Bewilligung der theologischen Fakultät in Wittenberg und der vier Dekane erscheinen dürfen; dies benutzte die jeweils herrschende Partei, zuerst die Philippisten, dann die Flacianer, zur Unterdrückung der ihnen mißliebigen Schriften. Wo sich der Fürst nach altbyzantinischer Weise selber theologische Einsichten zutraute, übte er auch wohl persönlich die Zensur. So rühmte sich der eifrig lutherische Herzog Ludwig von Württemberg im Jahre 1585, ‚er lasse nicht bald eine Schrift von seinen Theologen ausgehen, welche er nicht zuvor übersehen hätte', und versicherte einige Jahre später dem Ingolstadter Theologen Gregor von Valentia, ‚seine Räte und Diener wüßten wohl, daß die Streitschriften seiner Theologen, ehe sie von ihm gelesen und approbiert wären, nicht publiziert würden' [1]. In Helmstädt wurde durch den Visitationsabschied vom 18. Januar 1603 von neuem eingeschärft, Manuskripte sollten vor dem Druck nach Hofe geschickt werden, und nachher vom Dekan sogleich zum Buchdrucker, damit der Verfasser nicht die Möglichkeit habe, noch Zusätze einzuschieben [2]. Auf die Übertretung der Zensurvorschriften waren überall schwere Strafen gesetzt. Wie die Zensur von seiten der Fürsten gehandhabt wurde, so lagen in den protestantischen Städten die Prediger den Magistraten fortwährend an, die Schriften sämtlicher Gegenparteien zu unterdrücken [3]. Bei den Parteispaltungen unter den Lutheranern trat nun auch der Fall ein, daß im lutherischen Deutschland sich die Schärfe der Waffe, die Luther und seine Gehilfen gegen ihre Gegner geschmiedet hatten, gerade gegen diejenigen kehrte, die sich mit Recht als Luthers echteste Schüler betrachten konnten. Darüber erhebt der

[1] Döllinger, Reformation I 495—499 503.

[2] Henke, Calixtus I 93 f. [3] Döllinger I 500—502.

Flacianer Matthäus Judex Klagen in seiner in dieser Beziehung merkwürdigen Schrift ‚von der rechtmäßigen Überwachung der Presse‘ (1566). ‚Eine politische Tyrannei ist es‘, schreibt er darin, ‚wenn die weltlichen Magistrate alles Recht auf die Pressen, sowohl die eigenen als die fremden, für sich und ihre Höfe in Anspruch nehmen, und ohne die Kirche zu fragen, ja trotz ihrer Einwendungen, öffentliche Dekrete erlassen, es solle von den ihnen untergebenen Theologen ohne ihre Zustimmung nichts herausgegeben werden, und es sollen nur mit ihrer Genehmigung inländische wie ausländische Druckereien gebraucht werden, damit ja der Heilige Geist und dessen Diener die schuldige und notwendige Freiheit nicht hätten zur Fortpflanzung der Wahrheit, zur Unterdrückung und Abwehrung der Irrtümer der Verderbnisse der Lehre und der Laster.‘ Treue Prediger und Theologen, berichtet er, würden jetzt abgesetzt und verbannt, bloß weil sie sich diese Knechtschaft der Presse nicht gefallen lassen wollten; ihm selbst sei dies widerfahren, als er eine Schrift, die bei Hofe ein ganzes Jahr liegen geblieben, endlich ohne Genehmigung des Hofes habe drucken lassen. Merkwürdig an dieser Schrift ist aber auch das, daß sich Judex dabei fortwährend selbst in die handgreiflichsten Widersprüche verwickelt. Daß die Schriften der Katholiken, der Calvinisten und der Wiedertäufer unterdrückt werden, findet er nämlich ganz in der Ordnung; eine scharfe Zensur müsse allerdings ausgeübt und alles verboten werden, was der reinen Lehre nicht entspreche; ‚aber die weltliche Obrigkeit habe sich dabei ganz nach den Urteilen der Prediger zu richten und diesen nur ihren Arm zu leihen; überhaupt müßten die weltlichen Machthaber, was ihr Gewissen betreffe, sich den Predigern unterwerfen‘. Wie die weltlichen Machthaber aber herausfinden sollen, wo in den Parteikämpfen unter den Lutheranern selbst die echten Lutheraner zu finden seien, auf diese Frage läßt sich Judex nicht ein. Den Gelehrten und Predigern aber, natürlich nur denen der eigenen Partei, macht er es zur Gewissenssache, sich der Zensurgewalt der weltlichen Behörden nicht zu unterwerfen [1].

Unter solchen Verhältnissen, und da die leitenden Theologen, besonders unter den Lutheranern, zusehends parteiischer und anmaßender wurden, führte der Verfall des theologischen Studiums auch mehr oder weniger ein Sinken der übrigen Wissenszweige herbei. Die Klagen darüber beginnen schon in den ersten Jahren nach der Einführung der religiösen Neuerung, nicht nur von seiten des Erasmus und anderer Humanisten [2], sondern unter den Führern des Protestantismus selbst, besonders von seiten Melanchthons, in dessen Briefen und Reden von 1522 an bis zu seinem Tode diese Klagen über den Verfall der schönen Wissenschaften nicht mehr verstummen. Die Theologen

[1] Döllinger, Reformation I 506—510. [2] Ebd. 437 ff.

oder, wie er sagte, die Pseudotheologen, worunter nicht mehr die alten scholastischen, sondern die neuen Theologen von Wittenberger Abkunft gemeint sind, haben mit ihrem barbarischen Gezänk die Musen vertrieben. ‚Es ist nur allzu wahr‘, schreibt er am 22. Juli 1522 an Eobanus Hessus, ‚daß die Poesie von der Jugend vernachlässigt wird; das bedeutet, wenn mich nicht alles täuscht, den bevorstehenden Verfall der Literatur und Wissenschaft; wir werden ein Geschlecht hinter uns lassen, das weniger weiß als das des Scotus.‘ In einem Briefe an denselben vom April 1523 ruft er aus: ‚Guter Gott, sind das Theologen, deren Weisheit in der Verachtung der Wissenschaften besteht! Muß daraus nicht eine neue, noch dümmere und noch gottlosere Sophistik kommen?‘ Auch in seinen öffentlichen Kundgebungen bildet seit 1524 die Teilnahmlosigkeit der Studierenden gegen die schönen Wissenschaften und besonders gegen das Griechische einen stehenden Gegenstand der Anklage[1]. In seiner Vorrede zu Luthers Buch von den Schulen vom Jahre 1524 tut er den Ausspruch, ‚man sollte jenen Predigern, die jetzt allenthalben von den Kanzeln herab die unerfahrene Jugend von den Studien abmahnten, die Zunge ausschneiden‘[2]. Das ist auch in der nachreformatorischen Zeit noch lange nicht anders geworden: die wissenschaftliche Inferiorität des Protestantismus dauerte fort, solang die in seinem ursprünglichen Wesen liegenden Gründe derselben fortbestanden, d. h. solang die religiösen Anschauungen des 16. Jahrhunderts in den protestantischen Religionsgemeinschaften noch eine Autorität besaßen[3]. Zu der eigenen Unfähigkeit, bei den in den protestantischen Verhältnissen gegebenen Voraussetzungen selbst etwas zu leisten, kam noch ‚die lächerlichste Bigotterie‘, wie der Protestant Eichhorn sagt[4], mit der die Protestanten ‚Verbesserungen der Wissenschaften verschmähten, wenn sie aus der katholischen Kirche ihren Ursprung nahmen‘. Das typische Beispiel dafür ist die Ablehnung der gregorianischen Kalenderreform (1582), zu deren Annahme sich die Protestanten erst im 18. Jahrhundert endlich verstanden. So hatte sich der Tübinger Senat gegen dieselbe erklärt, weil der neue Kalender ‚offenbar zur Beförderung des abgöttischen päpstlichen Wesens gestellt‘ sei, und beifügt: ‚Wir halten den Papst billig für einen greulichen reißenden Bärwolf. Der Satan ist aus der christlichen Kirche ausgetrieben, den wollen wir durch seinen Statthalter, den Papst, nicht wieder einschleichen lassen.‘[5]

---

[1] Paulsen 136—138. [2] Döllinger I 441.

[3] Weitere Zeugnisse dafür bei Joh. Gottfried Eichhorn, Geschichte der Literatur II, 2, 593 ff; III, 1, 267 f 320 f; Döllinger I 492—495. Vgl. auch Lisch, Jahrbücher V 160—161; Schanz, Apologie des Christentums III 563—565.

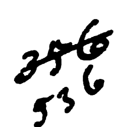
[4] Gesch. der Literatur II, 2, 597 f.

[5] Schanz III 292 f. Vgl. unsere Angaben Bd V 384.

Mit der Einheit des Glaubens spaltete sich auch die Einheit und der Zusammenhang der Wissenschaft; mit der internationalen Gemeinsamkeit kam der Theologie wie den übrigen Studien die bisherige freie Bewegung abhanden. Frei waren nur die Fürsten und ihre Hoftheologen innerhalb ihres Territoriums, alle übrigen, Professoren wie Schüler, wurden innerhalb desselben ihre Sklaven.

‚Wir unterdeß‘, klagt die ‚Treuherzige Vermahnung der pfälzischen Kirchen‘, ‚liegen einander selbst in den Haaren, und studieret bei den Evangelischen die Jugendt schier nichts anderes, als wie die Lutheraner den Calvinisten, und wie die Calvinisten den Lutheranern begegnen mögen. Das ist, Gott erbarme es, schier die gantze Theologia der Evangelischen zu unsern Zeiten.‘ [1]

[1] Goldast, Politische Reichshändel 902.



VIII. Theologie und Philosophie bei den Katholiken.

1.

Die Geschichte der katholischen Theologie im Zeitalter der Kirchenspaltung zerfällt in zwei Epochen, deren Grenzscheide das Konzil von Trient bildet.

Die Theologen der ersten Periode mußten der Natur der Sache entsprechend zunächst die überlieferten Glaubenswahrheiten durch stichhaltige Beweise zu sichern suchen. Die Aufstellungen der Neuerer von dem alleinseligmachenden Glauben und dem allgemeinen Priestertume und ihre Angriffe auf die kirchlichen Lehren von der Rechtfertigung und Gnade, der Transsubstantiation, dem Ablaß, dem Primat, dem Fegfeuer, der Heiligenverehrung usw. machten ein tieferes Eingehen auf diese Fragen notwendig und forderten eine positive theologische Begründung der bestrittenen Punkte unmittelbar aus den Quellen der Offenbarung. Den früheren Scholastikern entlehnte man vielfach die Spekulation, selbstverständlich mit den Beschränkungen, welche durch die Zeitlage geboten waren, und dies zum Heile der in Deutschland teilweise zur reinsten Dialektik entarteten Scholastik[1]. Jene Zeitlage aber brachte es mit sich, daß man, im Gegensatze zu der ehemaligen Arbeitsweise, von dem Kommentieren bereits überlieferter Werke abging und selbständige theologische Arbeiten schuf[2]. Kann in diesem Sinne der damaligen

---

[1] Neben den merkwürdigen Aussprüchen von Usingen bei Paulus (Usingen 20) vgl. die ähnlichen Äußerungen von Eck, der in seinem Entwicklungsgang klar sowohl den Stand der Theologie beim Beginn des Jahrhunderts als deren Umschwung nach der Kirchenspaltung widerspiegelt. ‚Gott', sagt Eck, ‚hat die Häresien zugelassen, um die Theologen aus ihrer Trägheit aufzuwecken, damit sie sich nicht so viel in leeren und unfruchtbaren Streitfragen herumtreiben und in den theologischen Büchern von nichts reden als von Relationen, Formalitäten, Universalien, Unterscheidung verschiedener Phasen in demselben Augenblick und anderer theologischer Spreu. — So viel Wasser der Philosophie, um nicht zu sagen Sophistik, haben sie (die Theologen) in den Wein der Theologie gegossen, daß dieser seinen echten und ursprünglichen Geschmack fast verloren hat durch Verwässerung mit törichten, dornigen Fragen.' De primatu 1, 1; vgl. auch Omnia opera Schatzgeri, Ingolst. 1543, fol. 7b.

[2] Vgl. Heinrich, Dogmatische Theologie I 111, und Linsenmann in der Tübinger Theol. Quartalschr. 1866, 572.

Theologie ein positiver Charakter nicht abgesprochen werden, so trug dieselbe doch vorwiegend ein polemisch-apologetisches Gepräge: die Kontroversschriften haben das volle Übergewicht, die übrigen Zweige der theologischen Wissenschaft treten ebenso zurück wie die Philosophie. Schon Erasmus klagte, daß man nichts mehr lese oder kaufe als Schriften für oder gegen Luther. Der große geistige Kampf nahm alles in Anspruch.

Es ist ein noch immer weit verbreitetes Vorurteil, als sei damals den unerhörten Angriffen der Religionsneuerer von katholischer Seite nur ein geringer oder halber Widerstand entgegengesetzt worden. Gerade das Gegenteil ist wahr. Die Zahl der verdienstvollen Gelehrten, welche in jener schweren Zeit die katholische Fahne hoch gehalten, ist stattlich genug. Selbst wenn man von den Niederländern [1], die doch in gewisser Hinsicht zu Deutschland gehören, absieht, lassen sich sowohl aus der Welt- wie Ordensgeistlichkeit, ja selbst aus dem Laienstande [2], allein für die Zeit bis zum Abschlusse des Trienter Konzils über 200 Schriftsteller namhaft machen, welche in Gegenden deutscher Zunge unter den denkbar ungünstigten Umständen mutig und unerschrocken die Verteidigung des alten Glaubens und der bestehenden Einrichtungen in Gesellschaft und Kirche übernahmen [3]. Das Leben wie das Wirken der meisten

---

[1] Vgl. über dieselben F. J. Holzwarth, Abfall der Niederlande I, Schaffhausen 1865—1872, 115 ff, und Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 270 ff.

[2] Es seien hier nur folgende Namen genannt: der Jurist Joh. Bossinger (Verfasser der beißenden Schrift: Ist denn keine Salbe mehr in Gilead, und will S. Sebald nicht mehr helfen? Mainz 1549; s. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 1130); der Jurist Konrad Braun (vgl. unten S. 574); der fleißige, aus Ulm stammende Adam Walasser (vgl. ‚Katholik' 1895, II 453—467); der Elsässer Schulmann Hieronymus Gebweiler (Paulus, Kathol. Schriftsteller 551); Nikolaus Mameranus (s. Rübsam im Histor. Jahrbuch X 525 f); der Haller Ratsmeister Kaspar Querhamer († 1557; vgl. Histor.-polit. Blätter CXII 22—37); der Staatsmann Christoph von Schwarzenberg († 1538; s. ebd. CXI 10—33; CXII 130 ff); der Humanist und Schulmann Matthias Bredenbach (vgl. die interessante Abhandlung von R. Heinrichs, Frankfurt 1890, und ‚Katholik' 1893, II 345 ff; siehe auch oben S. 102); Johann Albert von Wimpfen; Wolfgang Hermann; Johannes Atrocianus; Roth von Schreckenstein (vgl. Paulus, Kathol. Schriftsteller s. v.); sowie die Schweizer Compar Valentin und Joachim Grüdt (ebd., Nachtrag 214 215—216). Über Compar siehe jetzt noch Kluser, Der Landschreiber Valentin Compar von Uri und sein Streit mit Zwingli, Altdorf 1894. Merkwürdig ist, daß ein Leipziger Schuster, namens Konrad Bockshirn, eine antilutherische Schrift verfaßte: Eyne krefftige erweysung des freyen willens und annemung bey Gott der christlichen guthen werck, Leipzig 1534. Ein Exemplar der seltenen Abhandlung in der kgl. Bibliothek zu Berlin.

[3] Vgl. Falk, Corp. Catholic. 450 ff, und Paulus, Kathol. Schriftsteller 544 ff. Außer diesen beiden wertvollen Zusammenstellungen benutzte ich noch *Meuser, Die

dieser Männer ist noch wenig bekannt, ihre Verdienste um Kirche, Wissenschaft und Sprache sind nur sehr mangelhaft gewürdigt; vielfach haben sogar ihre Namen und ihr Andenken gänzlich unbegründet unter dem Haß und Unglimpf zu leiden, womit sie von ihren Gegnern verfolgt wurden[1]. Erst die neueste Forschung hat hier einigermaßen Aufklärung geboten.

Im allgemeinen zeigt sich, ‚daß die alte theologische Bildung die Kämpfer gegen Luther nicht ratlos und ohne Waffen ließ gegenüber dessen neuen und dem theologischen Bewußtsein so sehr widersprechenden Behauptungen, und daß eben jene Sätze, durch welche das Konzil von Trient die Häresie abgewiesen hat, bereits im Anfang der Reformation zum großen Teile mit Klarheit und Schärfe von den Theologen ausgesprochen wurden'[2].

Es ist schwer zu sagen, wem in dem großen geistigen Kampfe die Palme gebührt, der Welt- oder der Ordensgeistlichkeit; soviel ist sicher, daß die Orden mehr literarische Vorkämpfer stellten, als man gewöhnlich annimmt. Selbst die Augustiner-Eremiten, denen Luther angehörte und aus deren Mitte zahlreiche ‚zuchtlose' Mönche die Reihe der Neuerer füllten, haben Gelehrte aufzuweisen, welche mit Eifer für den alten Glauben eintraten. Neben dem allzu früh verstorbenen Münchener Prior Wolfgang Cäppelmair († 1546), dem Provinzial der rheinisch-schwäbischen Provinz Konrad Treger († 1542), dem Würzburger Prior Andreas Siegfried († 1562)[3] sind hier vor allem Bartholomäus Usingen und Johannes Hoffmeister zu nennen.

Bartholomäus Arnoldi von Usingen, Luthers Lehrer und viele Jahre hindurch Philosophieprofessor an der Universität Erfurt, entschloß sich noch in vorgerückterem Alter, in den Augustinerorden einzutreten, ‚um ruhiger Gott dienen zu können'. Luthers Versuche, den greisen Lehrer auf seine Seite zu bringen, scheiterten: vielmehr blieb Usingen unentwegt und unter den schwierigsten Verhältnissen der alten Kirche treu. Dafür trafen ihn die härtesten Verunglimpfungen. Nachdem er im Jahre 1522 das Amt eines Dompredigers in Erfurt übernommen, verteidigte er mit unermüdlichem Eifer die von den Neuerern angegriffenen Lehren. Die Verfolgungen des mannhaften Verteidigers

---

antireformatorischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, 2 Bde. Ms. Germ. fol. 977 u. 978 der kgl. Bibliothek zu Berlin. Hier dürfte auch der Ort sein, um hinzuweisen auf die wichtigen Mitteilungen, welche Friedensburg in der Zeitschr. für Kirchengesch. Bd XVI ff aus dem Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter gegeben hat.

[1] Vgl. Wedewer, Dietenberger 2.

[2] Otto, Cochläus 132; vgl. Paulus, Hoffmeister 261.

[3] Vgl. über die Genannten Paulus, Hoffmeister 136 f 145 f, und Kathol. Schriftsteller 549 559 561, sowie ‚Katholik' 1899, I 439—447 511—534 über Konrad Treger. Über Cäppelmair vgl. v. Reinhardstöttner, Forschungen II 75 f.

des alten Glaubens mehrten sich in der nächsten Zeit; oft wurde Usingen bei der Heimkehr von der Predigt mit Kot und Steinen beworfen; eine Zeitlang schwebte er inmitten des aufgehetzten Pöbels in Lebensgefahr. Aber er wankte nicht: vielmehr trat er auch noch schriftstellerisch für die alte Kirche in die Schranken. Mit einer Rührigkeit, die bei dem sechzigjährigen Greise in Erstaunen setzt, veröffentlichte er in kurzer Zeit eine ganze Reihe von polemischen Schriften; keinem der Angreifer blieb er die Antwort schuldig.

Bereits in diesen Streitschriften der Erfurter Zeit hatte Usingen die Lehre von der Rechtfertigung mit großer Schärfe und Klarheit entwickelt; bald nach seiner Vertreibung aus der genannten Stadt trat er mit einer besondern Abhandlung über den wichtigen Gegenstand hervor. In theologischer Hinsicht sind seine Ausführungen von hohem Interesse: wurde doch von ihm die Lehre von der Rechtfertigung in derselben Fassung und mit denselben Worten vorgetragen, wie dies später auf dem Konzil von Trient geschah.

Für seine letzten Lebensjahre fand Usingen eine Zufluchtsstätte in Würzburg: er wirkte hier segensreich als Visitator der Klöster wie als Prediger. Obgleich hoch betagt, verfaßte er auch jetzt noch eine ganze Reihe von apologetischen Schriften, so über das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen und die Irrlehren der Wiedertäufer. Im Jahre 1530 nahm er an dem Augsburger Reichstage teil und beleuchtete im folgenden Jahre Melanchthons Apologie der Augsburgischen Konfession. Am 9. September 1532 rief Gott den wackeren Streiter zu sich[1].

Bedeutender war noch die Wirksamkeit von Johannes Hoffmeister.

Geboren zu Oberndorf am Neckar, drei Stunden von Rottweil, kam derselbe früh nach Kolmar, legte hier bei den Augustinern Profeß ab und begab sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Mainz und Freiburg. Dann empfing er die Priesterweihe und ward im Jahre 1533 Prior des Augustinerklosters zu Kolmar, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen wirkte. Neun Jahre später erfolgte die Berufung des ausgezeichneten Ordensmannes zum Provinzial von Rheinland-Schwaben, im Jahre 1546 seine Ernennung zum Generalvikar des Ordensgenerals Seripando für ganz Deutschland. Als solcher suchte er die auf dem Generalkapitel zu Rom im Jahre 1539 beschlossene Reform des Ordens in seiner Provinz durchzuführen. Im Jahre 1545 glänzte Hoffmeister auf dem Reichstage zu Worms und im Jahre 1546

[1] Vgl. Paulus, Der Augustiner Barthol. Arnoldi von Usingen 1 ff 15 ff 27 ff 42 ff 105 ff. Vgl. Polemica de ss. eucharistiae sacramento inter Bartholomaeum Arnoldi de Usingen O. E. S. A. eiusque olim in universitate Erphurdiana discipulum Martinum Lutherum anno 1530 manuscript. ‚De sacramentis ecclesiae' extractae ac introductione variisque commentariis necnon imagine illustrata a Dominico Fr. X. P. Duijustee, Herbip. 1903.



auf dem Religionsgespräche zu Regensburg als Kollokutor wie als Kanzelredner. König Ferdinand I. war einer seiner eifrigsten Zuhörer. Um Pfingsten 1547 hielt Hoffmeister noch ein Provinzialkapitel zu Hagenau; nach seiner Rückkehr von dort ward er von einem tückischen Fieber befallen, dem er zu Günzburg bei Ulm am 21. August 1547, kaum achtunddreißigjährig, erlag, schmerzlich beklagt von allen Freunden einer wahren Reform. In hohem Grade bewunderungswürdig ist es, daß Hoffmeister in seinem verhältnismäßig so kurzen Leben neben seiner Tätigkeit als Ordensmann und Prediger noch Zeit fand, mehr als zwanzig theologische Schriften zu verfassen.

Seine Erstlingsarbeit sind die dem Jahre 1538 angehörenden Dialoge; in denselben werden fast alle damals bestrittenen Lehren besprochen, und hervorgehoben, wie in den meisten dieser Punkte die Neuerer nicht allein unter sich uneins seien, sondern auch mit sich selbst oft im Widerspruch ständen und nicht selten in ihren Schriften die katholische Lehre verteidigten. Schon bald nach dem Erscheinen der lateinischen Dialoge verfaßte Hoffmeister in deutscher Sprache eine Schrift über das Konzil und die Schmalkaldischen Artikel, welche sich an das gewöhnliche Volk richtete. Während der fleißige Augustinermönch in seinen übrigen Schriften im allgemeinen sehr maßvoll auftritt, führt er hier eine heftigere Sprache. Er konnte jedoch mit einem andern katholischen Vorkämpfer (Dietenberger) sagen: ‚Da Luther so geschimpft, habe ich ihn mit seiner eigenen Münze bezahlen wollen.‘ In der Folgezeit veröffentlichte Hoffmeister eine Arbeit seines Freundes Anhauser über das heilige Meßopfer und behandelte den gleichen Gegenstand in einer Schrift, welche nicht nur aufrichtige Frömmigkeit, sondern auch gründliches theologisches Wissen zeigt. Die irenischen Bestrebungen Karls V. veranlaßten ihn zur Abfassung einer Arbeit über die Augsburgische Konfession. Er wollte in derselben darlegen, auf welcher Grundlage eine Vereinigung der getrennten Religionsparteien würde stattfinden können. Die einzelnen Artikel der genannten Bekenntnisschrift werden geprüft und sorgfältig untersucht, inwieweit sie mit der altkirchlichen Lehre vereinbar oder abzuweisen seien. Hier wie in seinen übrigen Abhandlungen zeigt Hoffmeister große Belesenheit: nicht nur die Werke der Kirchenväter und der Scholastiker, auch die Hauptschriften der Religionsneuerer wie die katholischen Gegenschriften sind ihm bekannt. Wiederholt hebt er in dieser Arbeit die Widersprüche hervor, welche zwischen der Augsburgischen Konfession und andern neugläubigen Schriften bestehen. Wenngleich der gelehrte Augustiner sich damals der trügerischen Hoffnung auf eine Verständigung zwischen Protestanten und Katholiken hingab, so hielt er sich doch fern von aller Zweideutigkeit in seinen theologischen Erklärungen, wie sie die Männer der Mitte nur zu oft anwandten. ‚Sein dogmatischer Standpunkt ist streng katholisch: nur auf Grundlage der katholischen Dogmen, allerdings unter Beseitigung mancher Miß-

bräuche im kirchlichen Leben, konnte nach seiner Ansicht die zerstörte Einheit wiederhergestellt werden.' Am Schlusse der Arbeit sagte er: ‚Findet der Leser, daß ich die Sache richtig dargestellt habe, so danke er mit mir aufs innigste Gott dem Herrn, dem Ausspender alles Guten; wo nicht, so bitte er Gott für mich um Verzeihung, da ich bisher immer das beste der Kirche gesucht, der ich auch dies Buch will unterworfen haben. Irren ist menschlich; wenn man mir also einen Irrtum nachweist, werde ich für den geleisteten Dienst dankbar sein. Ich habe mein möglichstes getan, und was ich von der Freigebigkeit des Herrn empfangen, das habe ich auch zum Wohle seiner Braut mit Freuden hingegeben. Ist gegen jemand ein unschickliches Wort ausgesprochen worden, so möge man es uns verzeihen; nicht jedem ist es gegeben, stets seine Gefühle zu beherrschen. Wir suchen die Eintracht der Kirche; die Kirche lieben wir, der Kirche haben wir uns ganz und gar ergeben. Es möge sie uns stets in Blüte und fruchtbar im Heiligen Geiste erhalten ihr beständiger Bräutigam Jesus Christus, dem sei Lob und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.'[1]

Gleich unermüdlich wie Hoffmeister in der Verteidigung der katholischen Sache war Augustin Marius. Zuerst Mitglied des Stiftes der regulierten Chorherren zu Ulm, bezog derselbe im Jahre 1511 die Universität Wien, wo er 1520 das theologische Doktorat erwarb. Im folgenden Jahre ward er Domprediger zu Regensburg und bereits 1522 von dem Freisinger Bischofe Philipp zu seinem Weihbischofe ernannt. Marius verwaltete dieses Amt ‚mit aller Sorgfalt und apostolischem Eifer, verkündete das Wort Gottes mit einer heiligen Begeisterung und trat den Neuerungen durch Wort und Schrift mit Ernst und Entschiedenheit entgegen, so daß durch seinen Eifer und seine Wachsamkeit die Diözese Freising vor den Gefahren der Irrlehren und Ketzerei bewahrt blieb'. Mit gleicher Unermüdlichkeit, wenn auch nicht mit demselben Erfolg, verteidigte Marius die Lehren der alten Kirche in Basel, wohin er im Jahre 1526 übersiedelte. Nachdem dort die katholische Religion mit Gewalt unterdrückt worden, nahm der tüchtige Mann die Stelle eines Dompredigers und Weihbischofs in Würzburg an, von wo aus er den Augsburger Reichstag besuchte und Anteil nahm an der Widerlegung der Augsburgischen

[1] Paulus, Hoffmeister 72 f 89 f 109 f 110 f. Hier wird S. 280 ff überzeugend gegen A. v. Druffel dargetan, daß Hoffmeister kein Anhänger der vermittelnden, halblutherischen Rechtfertigungslehre gewesen ist. Die gänzlich unhistorische Art, mit der G. Bossert (Joh. Hoffmeister, Barmen 1892) Hoffmeister als einen sittenlosen Menschen zu brandmarken sucht und denselben in der Verzweiflung sterben läßt, wird von Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXI (1893) 589 f siegreich zurückgewiesen. Vgl. auch Paulus, Luthers Lebensende (Erläut. und Ergänz. zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor, Freiburg 1898, I, 1) 9 ff, wo Bossert widerlegt ist. Zu Hoffmeisters Schriften vgl. auch Falk, Bibelstudien, Mainz 1901, 193 f.

Konfession. Das beschwerdevolle Amt eines Weihbischofs versah Marius bis zu seinem Tode am 25. November 1543. Auch in der zweiten Periode seines Lebens fand er Zeit zur Herausgabe von Schriften, in welchen er die Lehre der Kirche vom heiligsten Altarssakrament und von der Vorherbestimmung des Menschen behandelte. In früheren Jahren hatte Marius eine Schutzschrift für das heilige Meßopfer und eine Widerlegung der Lehren der Wiedertäufer herausgegeben. Außerdem werden von ihm Arbeiten über die Anrufung der Heiligen und über den freien Willen erwähnt[1].

Zu den regulierten Chorherren des heiligen Augustinus gehörte auch Kilian Leib, Prior des Stiftes Rebdorf bei Eichstätt († 1553). Dieser auch als Geschichtschreiber[2] tätige Mann widersetzte sich nicht allein durch seine Predigten der lutherischen Neuerung, sondern verfaßte auch verschiedene polemische Schriften, unter andern ,Über den Zölibat' und ,Über die Ursachen der Ketzereien'[3].

Aus dem Orden der Karmeliter ist als polemischer Schriftsteller anzuführen neben Alexander Candidus (Blanckardt, † 1555 als Dekan der Kölner theologischen Fakultät)[4] der hochverdiente Eberhard Billick, geboren um 1500 zu Köln, gestorben im Jahre 1557. Billick widmete sich frühzeitig den Studien, trat in den Karmeliterorden und wurde bald eine der Hauptstützen der katholischen Kirche am Niederrhein. Daß er bei seiner treu kirchlichen Gesinnung vor den herrschenden Mißständen sein Auge nicht verschloß, zeigt seine Synodalrede aus dem Jahre 1526. Als Prior des Kölner Konvents und Professor an der dortigen Hochschule warf Billick während seines ganzen Lebens das volle Gewicht seines Ansehens und seiner Gelehrsamkeit in die Wagschale, sobald es galt, den Glauben seiner Väter zu verteidigen. Auch an sonstigen wichtigen Verhandlungen nahm er persönlich Anteil. Im Jahre 1540 wohnte er dem Wormser Religionsgespräche bei. Zwei Jahre später wurde er in Aachen zum Provinzial der niederdeutschen Karmeliterprovinz gewählt. Nachdem Kurfürst-Erzbischof Hermann von Köln mit seinen Neigungen für die neue Lehre offen hervorgetreten, ward Billick einer der ersten und schlagfertigsten Gegner des Unternehmens, die Kölner Erzdiözese zu protestantisieren. Seine Tätigkeit während dieser entscheidungsvollen

[1] Näheres bei Renninger, Die Weihbischöfe von Würzburg, im Archiv für Unterfranken XVIII, Würzburg 1865, 111—158; vgl. Wiedemann, Eck 412—417.

[2] Vgl. oben S. 303.

[3] Suttner, Bibl. Eystett., Eichstätt 1866, 10 ff. Werner IV 49 182 f. Hefele-Hergenröther, Konziliengesch. IX 844. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VII[2] 1643 f. Ungedruckte Schriften von K. Leib erwähnt *Meuser (vgl. oben S. 537 A. 3) II 224 f.

[4] Hartzheim 14. Postina, Billick, passim.

Jahre war ganz außerordentlich groß. Im Namen der Verordneten des Sekundärklerus und der Universität verfaßte er ein Gutachten gegen die Berufung Butzers, in welchem er sich als gewandten und scharfen Polemiker bewährte. Die Schrift ist allerdings in dem heftigen Tone, der damals in Streitsachen üblich, abgefaßt; allein sie deckt die Schwächen des Butzerschen Systems und seine Widersprüche mit den Evangelien und Kirchenvätern in vortrefflicher Weise auf. Ende März 1545 veröffentlichte Billick eine neue heftige Schrift gegen den in Köln eindringenden Protestantismus. Allein nicht bloß literarisch war Billick für die Verteidigung des alten Glaubens tätig, sondern er wirkte auch durch Predigten, durch Ermahnung und Beratung in diesem Sinne. Die Konversion Thamers hat er hauptsächlich herbeigeführt. Daneben war Billick auch auf diplomatischen Sendungen zum Kaiser und zu verschiedenen Reichstagen in derselben Richtung unablässig bemüht. Im Jahre 1546 beteiligte er sich an dem zweiten Regensburger Religionsgespräche. In Köln, wo er die Einführung der Jesuiten begünstigte, nahm Billick bis zu seinem Tode eine bedeutende Stellung ein. Für sein Kloster war er daneben unablässig bemüht: trotz der Stürme der Zeit setzte er es durch, daß der Kreuzgang desselben mit köstlichen Gemälden geschmückt wurde. Sein Wirken fand auch Anerkennung bei den höchsten kirchlichen Autoritäten: der Kölner Erzbischof bestimmte ihn zu seinem Weihbischofe und Generalvikar in pontificalibus, und Papst Paul VI. verlieh ihm den Titel eines Bischofs von Cyrene. Noch vor der Konsekration starb der rastlose Mann (1557)[1]. IV

Eifrig für die Verteidigung der katholischen Sache bemüht waren auch mehrere Cistercienser, so die Äbte Paulus Amnicola (Bachmann, † 1535 zu Kloster Zell bei Meißen) und Wolfgang Mayer zu Alderspach in Bayern[2]. Ersterer gehört zu den frühesten Bekämpfern Luthers und bediente sich in seinen scharfen, oft unnötig derben Schriften der deutschen Sprache; lateinisch schrieb dagegen Peter Blomevenna († 1536 zu Köln), indessen wurden seine Arbeiten bald ins Deutsche übertragen. Wie Blomevenna, so gehörte auch Johann Justus Landsberger dem Orden der Kartäuser an. Dieser im Jahre

[1] Vgl. Meuser in Dieringers Zeitschr. für kathol. Theol. II (1844) 62—67, und meinen Artikel in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 836 ff. Über den Kölner Karmeliter Burkhard Billick, dessen Werke nicht gedruckt wurden, s. Hartzheim 40. A. Postina, Der Karmelit Eberhard Billick (Erläut. und Ergänz. zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor), Freiburg 1901.

[2] Floß in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I² 1829 f. Paulus, Kathol. Schriftsteller 555. Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 49. Steph. Wiest, De Wolfgango Mario . . . Programma historico-theologicum, Ingolstadii 1788 f. Paulus, Wolfgang Mayer, im Histor. Jahrbuch XV 575 bis 588.



1539 zu Köln im Rufe der Heiligkeit verstorbene Mann war hauptsächlich als aszetischer Schriftsteller tätig, indessen verfaßte er auch volkstümliche Arbeiten zur Verteidigung der Kirche, so den ‚Dialog zwischen einem lutherischen Soldaten und einem Mönch über das Klosterleben‘ [1].

Eine Reihe tüchtiger Vorkämpfer der katholischen Sache lieferte der Orden des hl. Benedikt, so Heinrich von Schleinitz, Florian Trefler von Benediktbeuern, Wolfgang Sedel, Johannes Chrysostomus Hirschbeck zu Scheyern und Nikolaus Buchner, Abt von Zwiefalten [2]. Auch der gelehrte Nikolaus Ellenbog († 1543 zu Ottobeuren) gehört hierher; seine zum Teil sehr heftigen Streitschriften zur Verteidigung des Ordenslebens wurden jedoch ebensowenig gedruckt wie seine übrigen Arbeiten über Heiligenverehrung, das heiligste Altarssakrament und die Anrufung der Seelen im Fegfeuer. Ellenbog verfaßte auch eine sehr umfangreiche Erklärung der Passion Christi sowie Erläuterungen zu einigen Psalmen und zur Regel des hl. Benedikt [3].

Die Tätigkeit der genannten Ordensmänner wird weit überflügelt durch das Wirken der Jünger des hl. Franziskus: sie waren neben den Dominikanern in der ersten Zeit der Kirchenspaltung die Hauptstreiter wider die religiösen Neuerungen: überall, in Bayern, in Franken und in der Pfalz, in den Rheinlanden, im Elsaß, im Breisgau und in Schwaben standen sie in den vordersten Reihen der katholischen Vorkämpfer. Mit richtigem Blick erkannte Luther in ihnen seine Hauptgegner; er forderte deshalb seine Anhänger auf, in erster Linie ihre Waffen gegen sie zu richten [4]. Schon im Jahre 1520 verteidigte der Franziskaner Augustin von Alfeld in Leipzig in einer eigenen Schrift das göttliche Recht des Primates gegen die Angriffe Luthers. Letzterer hielt anfangs den ‚Leipziger Ochsen‘ keiner Antwort wert, besann sich aber bald eines andern und trat mit der Schrift hervor: ‚Von dem Bapstthum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig.‘ Alfeld antwortete in einer neuen Schrift, welche gleichfals im Jahre 1520 erschien. Er beklagt hier den Ton Luthers, der ihn einen ‚Esel, Ochsen, Affen, Frosch, Ketzer,

---

[1] Kessel in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II^{2} 921—923; VI 1699—1701. Über Blomevenna vgl. auch von dem vorliegenden Werke I 114.

[2] Weitere Literatur über die Genannten bei Paulus, Kathol. Schriftsteller 555. Vgl. auch unsere Angaben Bd V 217 f, und Kobolt 626 f 697 f. Über W. Sedel vgl. Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXIII 165 ff; P. Lindner, Die Äbte und Mönche der Benediktinerabtei Tegernsee I, München 1897, 96 ff; Fr. Roth in Beiträge zur bayrischen Kirchengesch. VI (1900) 97 ff, und Riezler VI 367.

[3] Vgl. L. Geiger in der Österreich. Vierteljahrschr. für kathol. Theol. 1870 45—112 161—208; 1871 443—459, eine sehr gute, erschöpfende Arbeit. Siehe auch von dem vorliegenden Werke I 118 f.

[4] Paulus, Schatzgeyer 139. Vgl. Lemmens, Niedersächsische Franziskanerklöster im Mittelalter, Hildesheim 1896, 41 f.

Lügner und Bock geheißen und alles Lästerliche und Schmähliche ihm angedichtet habe'[1]. Auch andere Franziskaner schrieben schon ziemlich früh gegen Luther, so Bernhard von Jüterbogk und später Kaspar Meckenlör, Kaspar Sager, Jakob Schwederich[2]. Ein Franziskaner, Nikolaus Ferber, nach seinem Geburtsort Herborn genannt, war es, welcher in Hessen mutig dem gewalttätigen Landgrafen Philipp entgegentrat. Aus seiner Heimat vertrieben, wandte sich Herborn in die kölnische Erzdiözese, ward Guardian in Brühl, Domprediger in Köln und zuletzt Generalkommissär seines Ordens; als solcher starb er zu Toulouse im Jahre 1535. Literarisch war er sehr eifrig tätig. Seine Hauptschrift ist sein ‚Handbuch gegen die neuen Irrlehren'[3]. Als ein mutiger Verteidiger der katholischen Sache glänzt der Franziskaner Heinrich Helmesius von Halberstadt. Derselbe war in die kölnische Provinz eingetreten und wirkte längere Zeit als gefeierter Domprediger in der erzbischöflichen Metropole. Die große Bedrängnis der sächsischen Franziskaner trieb den von glühendem Eifer für die Kirche beseelten Mann nach der Heimat zurück. Hier war er unter den schwierigsten Verhältnissen tätig, wurde zweimal zum Provinzial gewählt und trat auch schriftstellerisch gegen Luther auf. Seine scharf polemischen Arbeiten zeugen von großer Belesenheit in der Heiligen Schrift. Mit ergreifenden Worten beklagt Helmesius die Folgen der neuen Lehre. Luther habe die Kirche profaniert und beraubt, die Freiheit versprochen, aber das Joch der Armen erschwert und die Knechtschaft verdoppelt. Statt der Wahrheit sei der Irrtum, statt des Friedens Verwirrung, statt der Einigkeit Streit ins Land gegangen. Die lutherische Lehre vom Glauben habe die schlimmsten Folgen. ‚Die Herren sind nun ohne Tugend, ja voll Vergehen; die Reichen geben keine Almosen mehr, ja sie berauben die Armen. Die Priester sind ohne Heiligkeit, Liebhaber von Pferden und Frauen, die Männer ohne keusche Liebe, die Frauen ohne Scham, die Weiber ohne Frömmigkeit, die Jungfrauen ohne Züchtigkeit. Die Welt ist voll Verwirrung und

---

[1] Floß in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I² 1682 f und besonders L. Lemmens, Pater Augustin von Alfeld († um 1582), ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung (Erläut. und Ergänz. zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor, Freiburg 1898, I, 4).

[2] Paulus, Kathol. Schriftsteller 545 550 558—559 und Nachtrag 218. Falk, Corp. Cath. 461. Siehe auch Woker 37 f.

[3] Neben Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV² 1348 f siehe noch *Meuser II 36 f; Nebe in der Denkschrift des Theol. Seminars zu Herborn 1868; Krafft, Aufzeichnungen Bullingers, Elberfeld 1870, 81; Histor. Jahrbuch 1892, 194 f, und Sitzungsberichte der Wiener Akademie CVIII 826 f. Siehe auch von dem vorliegenden Werke III 61 ff und L. Schmitt, Der Kölner Theologe Nikolaus Stagefyr und der Franziskaner Nikolaus Herborn, Freiburg 1896; vgl. ‚Katholik' 1896, II 464 f; 1902, II 465 f.

Streit.'[1] Ein Zeit- und Ordensgenosse von Helmesius war der Erfurter Guardian Konrad Kling, der während des allgemeinen Abfalls allein in der genannten Stadt den katholischen Gottesdienst aufrecht erhielt. Die Schriften dieses mutigen Mannes erschienen erst nach seinem im Jahre 1556 erfolgten Tode. Hervorzuheben sind seine ‚Theologischen Abhandlungen' (Loci communes theologici), in welchen er mit Bezug auf Melanchthons gleichnamige Schrift die Streitpunkte zwischen Katholiken und Protestanten erörtert[2].

Gegen die Wiedertäufer kämpfte der Minorit Johannes Heller († 1536 zu Brühl). Mit ihm in Verbindung stand der Provinzial der Kölner Provinz Johann von Deventer, ein tüchtiger Kontroversist[3]. Gleichfalls den rheinischen Landen gehören durch Geburt oder Wirksamkeit noch folgende Schriftsteller aus dem Orden des hl. Franziskus an: Franziskus Polygranus und Antonius Königstein[4]. Ehrende Erwähnung verdient auch der Schleswiger Franziskaner Ludolf Naaman[5].

Eine umfassende Tätigkeit als exegetischer Schriftsteller, Kontroversist und Kanzelredner entfaltete der Franziskaner Johann Wild, ein Mann ebenso ausgezeichnet durch Eifer und Mut als durch Wissen und Tugend. Aus Schwaben gebürtig, wie so manche andern Vorkämpfer der Kirche gegen die lutherische Neuerung, war er im Jahre 1528 von seinen Obern nach Mainz gesandt worden, um an der dortigen Franziskanerkirche das Predigtamt auszuüben. Er blieb in dieser Stellung bis im Jahre 1539, wo ihm die Domkanzel anvertraut wurde.

Dieser würdige Sohn des hl. Franziskus trug nicht umsonst den Namen des ernsten Bußpredigers Johannes des Täufers. Wie ein anderer Johannes ließ er beinahe dreißig Jahre lang in der Metropole des katholischen Rheinlandes seine Stimme erschallen, ‚ermahnte daselbst die Menschen ernstlich zur Buße und gab durch sein ehrbar Leben andern ein gut Exempel'[6].

Bei aller Entschiedenheit seines kirchlichen Standpunktes war Wild von großer Milde und Friedensliebe beseelt. Die heftige Polemik, wie sie damals an der Tagesordnung war, konnte er nicht leiden. Obschon er sehr oft für die bestrittenen Lehrpunkte in die Schranken trat, so ließ er sich doch nie zu leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Gegner, noch weniger zum

---

[1] Woker 38; vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon V[2] 1752.

[2] Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III[2] 552. Vgl. Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 48 57 234 251; Gaudentius 15 f und Paulus im ‚Katholik' 1894, I 146 ff.

[3] Wetzer und Weltes Kirchenlexikon V[2] 1751; VI 1650. Hartzheim 56.

[4] Vgl. Gaudentius 14—15 63 319.

[5] Vgl. K. Flebbe, Ludolf Naaman, der Gründer des Schleswiger Gymnasiums, Flensburg 1885, und Paulus im ‚Katholik' 1901, I 327 f.

[6] H. Pantaleon, Deutscher Nation Heldenbuch, 3. Teil, Basel 1578, 358.

Schmähen und Lästern hinreißen[1]. ‚In meinen Predigten‘, konnte er im Jahre 1550 an den Mainzer Erzbischof schreiben, ‚hab‘ ich mich je beflissen, wie mir meine Zuhörer ohne Zweifel dessen Zeugnis geben werden, den gemeinen Christen in den streitigen Punkten unserer heiligen Religion einen gründlichen, christlichen und beständigen Bericht ohne jemands Schmach und Verachtung fürzugeben und ihre Gemüter unter sich selbst und gegen männiglich zu Frieden, Liebe und Einigkeit abzurichten.‘

Diese versöhnliche Gesinnung bekundete er besonders beim Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. Der Anblick des jämmerlich zerrissenen Vaterlandes erfüllte seine Seele mit Schmerz und Trauer. Infolge der religiösen Wirren, klagte er, sei Deutschland zum Spotte der Nachbarn geworden. ‚Ein jeder will ein Stück von uns haben‘; den bittersten Hohn müssen die Deutschen über sich ergehen lassen. ‚Ha, das sind die stolzen Deutschen, die alle Länder helfen verderben, mischen sich in alle Kriege, jetzund aber verderben sie sich einander selbst. Ist es aber nicht ein kläglich Ding, daß Fremde und Ausländige solches von uns sollen wissen und es uns spöttlich nachsagen? Gott sei es geklagt, Gott verzeihe es allen denen, die bisher eine Ursache gewesen sind, daß man sich nicht hat vergleichen wollen und können. Ich habe mich dieses Endes je und je besorgt. Ich hätte allweg gern zu Frieden und Einigkeit geholfen und geraten.‘ Auch jetzt noch ermahnt er die Zuhörer, eifrig zu beten um Frieden und Einigkeit. Zum Kriege könne und wolle er nicht auffordern. ‚Wenn wir wider den Türken sollten Macht erzeigen, wollte ich gern helfen, das Klassikum singen und blasen und mit allem Fleiß dazu vermahnen. Nun aber will es mir nicht ein, daß ich Christen wider Christen soll hetzen, ob ich wohl sehe und lese, doch mit großer Verwunderung, wie etliche Prediger ihren Haufen so greulich und giftig hetzen und treiben zum Kriege, auch wider ihre eigene von Gott gegebene Obrigkeit.‘

Das ‚greuliche und giftige Hetzen‘ der damaligen Prädikanten, ihr ‚Lästern und Schmähen‘, wird mehr als einmal von diesem ausgezeichneten katholischen Ordensmanne aufs strengste verurteilt. ‚Was ist jetzt gebräuchlicher‘, klagte er im Jahre 1548, ‚als das grausame und vormals bei allen Christen unerhört Schänden und Schmähen? Da schonet man keinen, weder Geistlich noch Weltlich, weder Papst noch Kaiser. Man hat auch mit dem noch nicht genug, daß man solches Gift mit der Zunge ausrichtet. Nein! Schreiber, Maler, Drucker müssen alle darzu helfen. Und das soll christlich sein! Ja, das tut niemand mehr als die, so die besten Christen sein wollen. Und an keinem Ort geschieht es mehr als auf den Kanzeln. Das ist dann evangelisch

[1] Es ist bemerkenswert, daß in den zahlreichen Schriften des katholischen Ordensmannes Luther niemals genannt wird.

gepredigt, wenn wir unsere Haufen bei aller Leichtfertigkeit, bei Frevel, Mutwillen, Ungehorsam ungestraft hingehen lassen und allein rufen und schreien wider die Abwesenden. Sünden strafen gehört einem Prediger zu; Schänden und Schmähen ist eine Schmach, gehört einem Lügner und leichten Hüppenmann zu.'

Von welchen Grundsätzen Wild selbst bei seiner Tätigkeit sich leiten ließ, ersieht man am besten aus einer denkwürdigen Rede, die er im Jahre 1552 gehalten, zur Zeit als Mainz die Beute einer rohen Soldateska geworden. Aus Furcht vor dem ‚fürstlichen Mordbrenner' Albrecht von Brandenburg-Kulmbach hatte der gesamte Klerus die Flucht ergriffen. Der mutige Franziskaner hielt allein mutig auf seinem Posten aus, unablässig bemüht, die geängstigten Gemüter zu trösten und aufzurichten. Zwar mußte er für einige Wochen seinen geliebten Predigtstuhl lutherischen Prädikanten überlassen; doch gelang es ihm, durch sein männliches Auftreten selbst dem wilden Markgrafen von Brandenburg Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Nach dem Abzug des Feindes hielt Wild einen herrlichen Vortrag, der gleichsam das Programm seiner ganzen Predigertätigkeit enthält. ‚Was die Zeit her', so sprach er zu den zahlreich versammelten Zuhörern, ‚von Mönchen und Pfaffen, Kutten und Platten ist geredet worden, hoff' ich, soll meinen vergangenen Predigten nicht schaden oder sie desto zweifelhaftiger machen, insonderheit bei euch. Ich laß mich bedünken, ich wolle Christum und die Wahrheit in der Kutte und unter der Platte so wohl predigen können als in einem andern Kleid. Darum weiß ich mich meiner getanen Predigten weder zu schämen noch zu fürchten. Ob ich wohl Kutte und Platte trage, mein Gewissen gibt mir Zeugnis und ich weiß mich vor Gott sicher, daß ich mit Wissen und Willen nichts gelehrt habe, das bös oder wider die Schrift sei. Ich habe mich allzeit und gern bei der Schrift und ihrem rechten Verstand finden lassen, will es auch noch tun. Gottes Gnade und Barmherzigkeit, uns durch Christum erzeigt, habe ich gepredigt, will es noch tun. Das Wort Gottes und Evangelium Christi habe ich verkündigt, aber dermaßen, daß es keiner seiner Bosheit zum Deckmantel machen kann; will es noch tun, denn also lehren mich die hll. Petrus und Paulus. Auf den Glauben in Christum habe ich allzeit vertröstet und gewiesen, aber nicht auf den müßigen, sondern auf den wahren, lebendigen, kräftigen und tätigen Glauben, der durch die Liebe wirkt; ja neben dem Glauben habe ich euch auch gelehrt die Furcht Gottes, die Liebe und was zu einem christlichen Wesen dienet; will es noch tun, denn also haben getan Petrus, Paulus und Christus. Alle meine Predigten habe ich zur Besserung des Lebens gerichtet, will es noch tun. Des Holhippens habe ich mich nimmer vermöget, vermag mich dessen noch nicht, weiß auch nicht, worzu es nutz sei, dünkt mich auch keine große Kunst zu sein. Wo sich die Schrift

mit unserem Predigen und Leben nicht zutrug, da habe ich gestraft, doch mit Bescheidenheit und auf beiden Seiten, denn ich auf beiden Seiten Mangel sehe und finde; will es noch tun. Das ist bisher meine Lehre gewesen; hoffe, es werde mir's niemand umstoßen, weiß auch derhalben nichts darin zu ändern. Solches habe ich nun so weitläufig zum neuen Anfang meiner Predigten sagen müssen, damit ihr sehet, daß doch nicht alles so bös, verführerisch, teuflisch ist, was Mönche und Pfaffen predigen, wie etliche meinen. Man findet noch ein arm Dorfpfäfflein, ein armes Mönchlein im Kloster verborgen, da soll es noch etlichen, die sich Kunst und Schwätzens halber gleich groß dünken, zu raten geben, wie das Evangelium mit Frucht zu predigen sei. Denn das heiße ich allein recht predigen, wenn man predigt zur Besserung."

Leider sollte dem ausgezeichneten Theologen nur noch eine kurze Zeit der Wirksamkeit vergönnt sein. Der unermüdliche Ordensmann, der noch nicht sechzig Jahre zählte, war infolge der allzu großen Anstrengungen vor der Zeit ein Greis geworden. Er starb am 8. September 1554[1].

Als der Protestantismus von Sachsen auch nach Schlesien vorzudringen begann, trat dort der Schweidnitzer Minorit Michael Hillebrant auf; seit Mitte der dreißiger Jahre verteidigte derselbe in einer Reihe von Schriften die Kirche gegen die Prediger der Häresie mit ebensoviel Eifer wie Geschick[2]. Das Ordenskapitel der österreichischen Franziskanerprovinz bestellte schon im Jahre 1522 nicht weniger als 39 Kontroversprediger, um öffentlich die lutherischen Irrtümer zu widerlegen und die angegriffenen Glaubenslehren zu erklären und zu verteidigen. Unter den vielen, welche in der genannten Provinz durch Wort und Schrift den Neuerungen entgegenarbeiteten, ragen hervor: Pater Anselm von Wien, Pater Medardus von Kirchen, Pater Ambrosius von Rohrbach, Pater Thomas von Salzburg, Pater Franziskus von Schwaz, Pater Georg von Amberg, Pater Michael von Bruneck, Pater Christoph von Baden, Pater Dionysius von Rain, Pater Johann Camers und viele andere[3]. Auch Bayern hat eine stattliche Reihe hierher gehöriger

---

[1] Vgl. neben der von Falk (Corp. Cath. 454—455) zusammengestellten Literatur die als dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1893 erschienene Arbeit von N. Paulus, Joh. Wild, ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts. Hier im Anhang 2 auch das Nähere über Wilds Schriften im Index der verbotenen Bücher. Von Wilds fast zahllosen Predigten gab Jocham einen Jahrgang heraus (2 Bde, Regensburg 1841—1842). Über Wild vgl. auch Falk, Bibelstudien 185 ff 196 ff.

[2] Es ist das Verdienst Soffners, das Andenken dieses fast gänzlich vergessenen Streiters wieder aufgefrischt zu haben: Der Minorit Fr. M. Hillebrant, Breslau 1885. Soffner hat auch noch einen andern ausgezeichneten Vorkämpfer der alten Kirche in Schlesien behandelt: Seb. Schleupner, Domherr und Domprediger in Breslau, Breslau 1888.

[3] Gaudentius 19 ff. Aschbach, Universität Wien II 175 ff; III 11.

Schriftsteller aufzuweisen: so den Bamberger Franziskaner-Observanten Johann Link und Wolfgang Schmilkhofer, deren polemische Abhandlungen leider nicht gedruckt wurden, Johann Albrecht (Domprediger und Guardian in Regensburg), Johann Winzler († 1554 in München)[1] und besonders den hochbedeutenden Kaspar Schatzgeyer (geboren 1463 zu Landshut, † 1527 in München).

Schatzgeyer begann seine höheren Studien in Ingolstadt, trat zu Landshut in den Franziskanerorden, wurde später Guardian in München, Ingolstadt und Nürnberg und wiederholt Provinzial. Eine milde Natur, versuchte er zu Beginn der Kirchenspaltung in ausgleichendem Sinne zu wirken, erkannte jedoch bald die Aussichtslosigkeit solcher Bestrebungen. Mit einem ganz außerordentlichen Eifer trat er nun für den alten Glauben in die Schranken und entfaltete zu diesem Zwecke eine unermüdliche literarische Tätigkeit, welche bei der erdrückenden Last der Ordensgeschäfte um so höher anzuschlagen ist. Mehr als zwanzig Schriften wurden von ihm im Verlaufe von wenigen Jahren veröffentlicht; er wandte sich in denselben namentlich gegen Luther, Osiander und Johann von Schwarzenberg. Gegen letzteren ist gerichtet die ‚Fürhaltung 30 Artikel, so in gegenwärtiger Verwirrung auf die Bahn gebracht und durch einen neuen Beschwörer der alten Schlange gerechtfertigt werden', eine durch volkstümlichen Ton ausgezeichnete Arbeit. Vor den vielfachen Mißständen im kirchlichen Leben jener Zeit verschloß Schatzgeyer seine Augen nicht, aber er wußte wohl zu unterscheiden zwischen Reformation und Revolution[2]. Unter den Franziskanern der oberdeutschen Provinz, welche mit Schatzgeyer schriftlich die Religionsneuerungen bekämpften, verdienen noch besondere Erwähnung der gelehrte und beredte Daniel Agricola und Johann Findling. Letzterer auch Apobolymäus genannt, war sowohl durch Schriften wie durch Predigten bemüht, das Volk vor der neuen Irrlehre zu warnen. In einer deutschen Flugschrift, ‚Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers' behandelt Findling die Stellung des Wittenbergers zum Bauernkrieg; in volkstümlicher, oft sehr derber Weise wird hier gezeigt, wie Luther zuerst die Bauern zur Empörung aufgestachelt habe, um sie später erbarmungslos zu verdammen. Auf die zahllosen Widersprüche, die sich Luther zu schulden

---

[1] Paulus, Katholische Schriftsteller 545 555 561—562. Die polemischen Traktate Links sind erhalten im Cod. germ. 4264 der Hofbibliothek zu München. Über Winzler handelt Paulus im ‚Katholik' 1894, I 40 ff.

[2] Vgl. *Meuser II 421 f; v. Druffel in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1890, II 397 ff, und dagegen Passauer Monatschrift 1893, 681 ff; Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 48 133 142 168, Histor.-polit. Blätter LXXIX 201 f, und namentlich die wertvolle Monographie von N. Paulus, Freiburg 1898.



kommen ließ, wies Findling auch in andern Schriften nachdrücklich und eingehend hin [1].

Bekannter als alle Genannten ist Thomas Murner, einer der entschiedensten Bekämpfer sowohl Luthers wie Zwinglis. Von der Tätigkeit dieses ebenso fruchtbaren wie geistvollen Schriftstellers, welcher die deutsche Sprache mit großer Gewandtheit handhabte, ist indessen schon so oft die Rede gewesen [2], daß hier eine einfache Erwähnung des bedeutenden Mannes genügt.

Vielleicht noch zahlreichere, jedenfalls gleich treffliche Vorkämpfer des alten Glaubens zählte in seinen Reihen der Orden des hl. Dominikus [3]. Das Auftreten Tetzels gegen Luther ist hier gleichsam vorbildlich. Auch hier zeichneten sich vor allen die rheinischen Ordensmitglieder aus. Allein in Köln entfalteten sieben Dominikaner als wackere Verteidiger des alten Glaubens eine segensreiche literarische Tätigkeit: Jakob von Hochstraten († 1527), Konrad Cöllin († 1536), Bernhard von Luxemburg († 1535), Johann Pesselius, Tilmann Smeling, Johann Host und Johann Slotanus. Hochstraten verfaßte nicht weniger als sechs gegen die Religionsneuerer gerichtete Arbeiten: eine Vergleichung der Lehre Luthers mit jener des hl. Augustinus, eine Verteidigung des katholischen Heiligenkultus, eine Abhandlung über das Fegfeuer und drei Schriften gegen die lutherische Rechtfertigungslehre. Slotanus schrieb speziell gegen die Lehren der Wiedertäufer [4]. Aus dem Herzogtum Berg stammte Johann Host [5], aus Aachen Matthias Sittardus [6], aus Neuß Wilhelm Hammer.

---

[1] Paulus, Schatzgeyer 137—139.

[2] Siehe vorliegendes Werk Bd II 136 ff 445 ff; III 96; VI 237—247 321 ff; vgl. auch Eubel 68 ff.

[3] Vgl. Paulus, Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther (1518—1563). Erläut. und Ergänz. zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor, IV, 1 u. 2, Freiburg 1903.

[4] Neben Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 433; VI² 1158 siehe namentlich Quétif II 71 130 135 f 175 f; Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 46 129 f 212; Lämmer, Vortrident. Theologie 17 f, und Weiß in den Histor.-polit. Blättern LXXIX 196. Über Cöllin s. Bd II des vorliegenden Werkes S. 48—49, und Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie 1896, 47 f; über Hochstraten s. unsere Angaben Bd II 48 ff 52 ff; vgl. auch Cremans, De I. Hochstrati vita et scriptis, Bonnae 1869, *Meuser II 55 ff und Paulus im ‚Katholik' 1897, II 160 f, und 1902, I 22 f. Über Bernh. von Luxemburg s. Paulus ebd. 1897, II 166 ff; Joh. Pesselius, ebd. 1896, II 475 ff; Tilmann Smeling, ebd. 1897, II 237 f; Joh. Slotanus, ebd. 238 ff; Paulus, Deutsche Dominikaner, passim.

[5] J. Host von Romberg s. Paulus im ‚Katholik' 1895, II 481 ff; 1896, I 473 ff; 1897, I 188 ff; 1901, II 187 ff.

[6] Quétif II 88 215, Lammertz in Dieringers Kathol. Zeitschr. für Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 2 (1845), II 306—321, und Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXVI 237 f 329 f. Vier noch ungedruckte Predigten von Sittardus, gehalten in Innsbruck 1563, im Münchener Cod. germ. 943.

Über das Leben Hammers ist wenig bekannt. Er studierte in Köln, wirkte in Ulm, später in Kolmar und starb hochbetagt im Kloster Gotteszell bei Schwäbisch-Gmünd. Hammer lebte noch im Jahre 1564, in welchem er seine ‚Kommentare zur Genesis' herausgab. Es ist dies ein durchaus eigentümliches Werk. Der Text ist fast ausschließlich durch Belege aus den alten klassischen Schriftstellern erläutert; hie und da bei gelegentlicher Erwähnung einzelner Glaubenslehrer tritt der Verfasser mit größter Entschiedenheit gegen die Neuerer auf [1].

Süddeutschland gehört Johann Fabri an. Im Jahre 1504 zu Heilbronn in Württemberg geboren, trat er um das Jahr 1520 in den Predigerorden. Welchen Verfolgungen in jener Zeit ein katholischer Priester ausgesetzt war, sollte er bald erfahren. In Augsburg verbot ihm der neugläubige Magistrat das Predigen, in Wimpfen geriet er sogar in Lebensgefahr. Im Jahre 1540 war Fabri als Prediger in Kolmar, später in Freiburg i. Br., Schlettstadt und Augsburg mit großem Erfolge tätig. Fast alle Schriften des Unermüdlichen sind in deutscher Sprache abgefaßt, so sein Katechismus, sein Beichtbüchlein und ein Gebetbuch. Aus seinen Predigten entstand die Abhandlung: ‚Ob die Heilige Schrift zum Schaden der Menschen gebraucht werden könne.' Die Wiedereröffnung des Trienter Konzils im Jahre 1551 gab Veranlassung zu einer kleinen Gelegenheitsschrift. Andere Arbeiten richteten sich gegen die Wiedertäufer; den Primat erörterte Fabri in einer kleinen volkstümlichen Abhandlung, in welcher er die Reihenfolge der Päpste und Kaiser angibt. In lateinischen Schriften trat er für die Anwesenheit Petri in Rom und die katholische Lehre vom Glauben ein. Durch eine in deutscher Sprache veröffentlichte Arbeit: ‚Der rechte Weg, den der Gläubige wandeln soll, damit er selig werde', ward er in einen Streit mit Flacius Illyricus verwickelt, aus welchem er als Sieger hervorging. Sehr große Verbreitung fand das König Ferdinand gewidmete umfangreiche Werk über das heilige Meßopfer. Daran reihte sich eine Auslegung des Propheten Joel, eine Ermahnung ‚An das edle Bayernland wider das Lästerbuch eines Sektenmeisters' und eine gegen Flacius Illyricus gerichtete Verteidigung des Werkes über die heilige Messe. Einem weiteren Wirken setzte der Tod ein Ziel. In der Blüte des Mannesalter ward der wackere Kämpfer am 27. Februar 1558 dahingerafft [2].

Von sonstigen in Süddeutschland wirkenden Dominikanern sind noch hervorzuheben der Prior von Rottweil, Georg Neudorfer, der gegen Ambrosius Blarer auftrat, Johann Faber von Augsburg und Balthasar Werlin zu

[1] Paulus in den Histor.-polit. Blättern CVIII 428 ff. Paulus, Deutsche Dominikaner 181 ff.

[2] Paulus, Joh. Fabri, im ‚Katholik' 1892, I 17 ff 108 ff. Vgl. 1893, II 221 ff, und Paulus, Deutsche Dominikaner 232 ff.



Kolmar, der wahrscheinliche Verfasser der interessanten Schrift ‚Wider die Verderblichkeit der Colloquia‘ [1].

Mit den Genannten ist die Reihe katholischer Vorkämpfer aus dem Dominikanerorden noch nicht erschöpft. Ehrende Erwähnung verdient vor allen Michael Vehe, der Herausgeber eines der ersten deutschen katholischen Gesangbücher († 1539). Er gehörte zu jenen katholischen Theologen, welche von Kaiser Karl V. den Auftrag erhielten, die Augsburgische Konfession zu widerlegen, und nahm im Jahre 1534 teil an dem Leipziger Religionsgespräche. Schon vorher war Vehe mit verschiedenen Schriften gegen die Religionsneuerer hervorgetreten, so mit einer kleinen Abhandlung über die heilige Kommunion unter einer Gestalt und mit einer Widerlegung von Bugenhagens Schrift ‚Wider die Kelchdiebe‘. Letztere Arbeit zeichnet sich durch ihren volkstümlichen Ton, feine Ironie und sprachliche Gewandtheit aus. Wenn Derbheiten nicht fehlen, so muß man erwähnen, daß es sich um eine Antwort auf eine heftige Schmähschrift handelt. Im allgemeinen war Vehe durchaus gegen eine leidenschaftliche Polemik, und in seinen andern Schriften legte er denn auch die größte Mäßigung an den Tag; so in der trefflichen, im Jahre 1532 erschienenen Abhandlung: ‚Wie unterschiedlicherweise Gott und seine auserwählten Heiligen von uns Christen sollten verehrt werden.‘ Von hervorragender Bedeutung sind auch seine lateinischen Traktate über die wichtigsten religiösen Streitpunkte, welche drei Jahre später erschienen. Mit besonderer Sorgfalt wird hier die Lehre von der Kirche und den allgemeinen Konzilien sowie diejenige von der Rechtfertigung, vom Glauben und den guten Werken erörtert. Obgleich diese Arbeiten zu den besten apologetischen Schriften gehören, welche damals in Deutschland zum Schutze des alten Glaubens erschienen, waren sie doch lange Zeit fast gänzlich unbeachtet [2]. Ebenso unbekannt war lange Zeit Bartholomäus Kleindienst, welcher Anfang der fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts zu Augsburg in den Predigerorden trat, aber bereits im Jahre 1560 starb. Kurz nachher erschien seine ‚Rechtcatholisch und evangelisch Ermahnung an seine lieben Deutschen‘; sie ist hauptsächlich an jene Christen gerichtet, ‚die im Glauben schwach, oder auch irrig und zweifelhaftig und doch sonst gutherzig sind‘ [3].

---

[1] Falk, Corp. Cath. 460. Paulus, Katholische Schriftsteller 561, und ders., Joh. Faber und sein Gutachten über Luther im Histor. Jahrbuch XVII 39 f.

[2] Über Vehe vgl. namentlich Paulus in den Histor.-polit. Blättern CX (1892) 469 ff. Vgl. auch ‚Katholik‘ 1855, II 366 f, und Paulus, Deutsche Dominikaner 215 f. *Meuser II 535.

[3] Siehe Paulus in den Histor.-polit. Blättern CIX 485 ff. Paulus entgangen ist die Triplex ratio qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam superioris Germaniae facile et optime reformare valeant, rev. patribus eiusdem ordinis Gamundiae ad celebrandum provinciale capitulum congregatis proposita per Frid.

Ein Schüler von Vehe war Johann Dietenberger, einer der besten katholischen Vorkämpfer, deren Deutschland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich zu rühmen hat[1]. Um das Jahr 1475 zu Frankfurt am Main geboren, trat er frühzeitig in das dortige Dominikanerkloster ein und erwarb sich im Jahre 1515 in Mainz den Doktorgrad der Theologie. Das Vertrauen seiner Mitbrüder verschaffte ihm wiederholt das Ordenspriorat in Frankfurt und Koblenz; theologische Vorlesungen hielt er zu Koblenz und Mainz; im Jahre 1530 gehörte er auf dem Augsburger Reichstage zu den zwanzig Konfutatoren der Augsburgischen Konfession. Seit dem Jahre 1532 wirkte er als Professor der Exegese an der Hochschule zu Mainz, wo er am 4. September 1537 starb. Nicht weniger als zweiundzwanzig gedruckte und zwei ungedruckte Schriften sind von Dietenberger erhalten. In allen zeigt er sich als ein ebenso gelehrter wie schlagfertiger Polemiker, welcher die von den Neuerern angegriffenen Glaubenssätze mit denselben Waffen verteidigte, womit sie angegriffen wurden: mit zahlreichen Belegen aus der Heiligen Schrift. Auch in anderer Weise bekämpfte Dietenberger seine Gegner mit den Mitteln, die jene selbst mit so viel Erfolg angewandt, indem er kleine Traktate verfaßte, die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden. Hierher gehören die Abhandlungen: ‚Obe die Christen mügen durch iere guten Werck das Hymelreich verdienen'; ‚Daß Jungfrauen die Klöster nümer götlich verlassen mögen'; ‚Von Menschenlehr'; ‚Obe der Gelaub allein selig mache'; ‚Wie man Gotes Heiligen in dem Hymmel anruffen soll'; ‚Ob S. Peter zu Rom gewesen' usw.

Es gibt wenige Schriften aus der damaligen Zeit, in welchen die einzelnen kirchlichen Lehren so trefflich und faßlich für das Volk auseinandergesetzt werden wie hier. Zuweilen bedient er sich auch des Verses, so z. B. in seiner im Jahre 1524 veröffentlichten Schrift über die Heiligenverehrung. Es heißt hier:

Anbeten soll man Gott allein,
Die Heiligen bitten in gemein
Als Mithelfer vor Gott zu ston,
Erwerben Gnad, die wir nicht hon,
Welche gibt Gott und niemandes mer,
Fürbitt der Heiligen hilft doch so sehr. . . .
Wer die Heil'gen anruft und Gott,
Oder sie eert in ein'ger Not,
Zuvor ruft an und eert er Gott,
Zu welchem er sein Hoffnung hot
Als der allein ihm helfen kann. . . .

Barth. Klaindinst 1558 bei (A. Dressel,) Vier Dokumente aus römischen Archiven, Leipzig 1843, 69—90.

[1] Für das Folgende vgl. die vortreffliche Monographie von H. Wedewer und deren Besprechung durch Janssen in den Histor.-polit. Blättern CIII 54 ff. Siehe auch Paulus, Deutsche Dominikaner 186 f.

Überaus erbaulich spricht er über das Ordensleben und die verschiedenen Stufen der Ordensleute, z. B.: ‚Wir sehen bei Christi Leiden drei Arten von Kreuzen: das eine des Erlösers, das zweite des Erlösten und das dritte des Verdammten. Das erste tragen die Vollkommenen, sie freuen sich über Kreuz und Leid, sie sehnen sich nach mehr, sie erachten alles Leid für Gewinn. Das zweite tragen andere, welche nicht in eben derselben Weise wie die ersten darüber jubeln; aber sie tragen es geduldig in der Hoffnung auf ewigen Lohn, sie überwinden sich, sie tun sich Gewalt an, um das Himmelreich an sich zu reißen. Welches Glück war es doch für den bekehrten Räuber, daß er ans Kreuz geheftet war, daß er nicht von demselben heruntersteigen konnte, da er sonst gar leicht der Versuchung nachgegeben hätte! Ebenso wirkt auch bei den Ordensleuten das Gelübde, die Einsamkeit, der Gehorsam, das Fasten, die Abtötung und anderes, wozu der Stand sie zwingt, daß sie die Versuchung überwinden, und zwingt sie so, standhaft zu bleiben. Das dritte Kreuz endlich tragen manche ohne Lohn, obgleich sie sein Leid doch dulden; das liegt nicht am Stand und am Gelübde, sondern daran, daß sie Gutes schlecht gebrauchen, daß sie das, was ihnen Heilmittel sein sollte, durch eigene Schuld in Gift verwandeln.‘

‚Es ist daher unwahr‘, fährt Dietenberger in einer Apostrophe an Luther fort, ‚wenn du behauptest, der Ordensstand sei gefährlich: nicht der Ordensstand, sondern der Mißbrauch der Gnaden, der Mißbrauch des Guten ist gefährlich. Dasselbe gilt vom Evangelium und von allem Guten: es kann mißbraucht werden. Das sehen wir an allen Ständen: wie oft ist da ein großer Widerspruch zwischen dem Leben des Inhabers und der Vollkommenheit und Erhabenheit des Standes! Warum wirfst du dem Ordensstand etwas vor, was er mit allen Ständen gemein hat? Warum schließest du nicht lieber auf die Vortrefflichkeit des Ordensstandes aus dem frommen Leben und musterhaften Wandel der guten Ordensleute, wie du aus dem schlechten Wandel weniger auf die Gefährlichkeit des ganzen Standes schließest? War denn der Kelch des Herrn deshalb gefährlich, weil ein Judas daraus trank? Die Schlechtigkeit einzelner Mönche kommt nicht aus dem Ordensstand, sondern aus ihrem eigenen Herzen, welches das Gute mißbraucht. Sowenig die Versammlung der Apostel wegen der Schlechtigkeit des Judas geschmäht werden darf, ebensowenig wird der Ordensstand durch die Laster jener wenigen befleckt, welche von demselben abgefallen sind.‘ [1]

Eine ganz vortreffliche Schrift ist Dietenbergers Widerlegung der Augsburgischen Konfession. An die Spitze dieser im Jahre 1532 erschienenen Arbeit stellte er eine ausführliche Erörterung über die Kirche und ihre Gewalt. Da-

[1] Wedewer, Dietenberger 304 ff.

mit traf er den Kern der Sache und vermied den Fehler vieler anderer katholischen Theologen, welche sich vor Erledigung dieses Hauptpunktes ausschließlich in verhältnismäßig belanglose Einzelheiten der Glaubenslehre verloren [1].

Die zahlreichen gründlichen polemischen Schriften Dietenbergers krönten als Hauptwerke seines Lebens seine Verdolmetschung des Alten und Neuen Testaments und sein nach Inhalt, Sprache und Form vortrefflicher Katechismus. Er wollte durch letzteres Werk dafür sorgen, daß jeder seinen Glauben vertreten könne; aber seine Arbeit ‚hat keine Spur von Gehässigkeit gegen Andersgläubige; es ist die ruhigste und edelste Sprache, die liebevollste Unterweisung über die Pflichten des frommen Christen, frei von Bitterkeit und Polemik, die sich in diesem Buche ausspricht. Dasselbe ist ein schönes Zeugnis dafür, daß Dietenberger, wenn er zuweilen scharf und heftig gegen die neue Lehre schrieb, dieses nicht aus Gehässigkeit und bösem Willen tat, sondern weil er der Meinung war, daß die Zeitumstände „wider unsere und der christlichen Kirche Gewohnheit" dieses erforderten. Hier aber, wo er nicht zur Bekämpfung der Feinde, sondern zur Belehrung der treuen Kinder der Kirche schrieb, herrscht überall die Sprache eines liebevollen Herzens vor' [2]. Ein besonderer Vorzug des Katechismus besteht darin, daß bei den Geboten zugleich auch die Übertretungen angegeben sind, wodurch eine größere Vollständigkeit erzielt wird.

Die Einteilung des Katechismus: Glaube, Gottes Gebote, Gebet und Sakramente, entspricht den uralten katechetischen Hauptstücken der Kirche: sie kehren entweder alle oder doch größtenteils auch in den übrigen Katechismen des 16. Jahrhunderts wieder, so in den Arbeiten von Wizel, Johann Fabri, Gropper, Michael Helding und Johann von Maltiz (Bischof von Meißen 1538—1549). Der Katechismus des letzteren, eine kulturgeschichtlich sehr wichtige Arbeit, ist besonders für das christliche Haus berechnet; die hier gegebenen Erörterungen über die Pflichten der Obrigkeiten und Untertanen, passiven Widerstand, das Verhältnis von natürlichem, geistlichem und kaiserlichem Recht, Vertrag, Wucher, Erziehung der Schüler usw. müssen als vortrefflich bezeichnet werden [3].

Mit Dietenberger innig befreundet war Ambrosius Pelargus. Um 1493 zu Nidda in Hessen geboren, trat derselbe zu Frankfurt in den Dominikanerorden und bezog im Jahre 1519 die Heidelberger Universität. Schon wenige Jahre später verteidigte der junge Ordensmann zu Basel ebenso lichtvoll wie gründlich das heilige Meßopfer gegen die Angriffe der Neuerer und ward

---

[1] Wedewer 141—142. [2] Ebd. 207—208.

[3] Näheres bei Moufang, Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts 1 ff 107 ff 135 ff 243 ff 365 f 415 f 467 f.

dadurch in einen Streit mit Ökolampadius verwickelt. Von 1529 bis 1533 wirkte Pelargus in Freiburg i. Br. Hier verfaßte er mehrere kleine Schriften, welche namentlich die Ansichten der Wiedertäufer und Bilderstürmer widerlegen. Gegen Brenz richtete sich eine Arbeit über die Ketzerstrafen. Im Jahre 1537 siedelte Pelargus nach Trier über, wo er bis zu seinem Tode an der Universität wie als Domprediger eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Im Jahre 1540 nahm er an dem Wormser Religionsgespräche, 1546 und 1551 am Konzil zu Trient teil [1].

Die bisher erwähnten Dominikaner gehörten der sog. deutschen Provinz an. Auch in der sächsischen Provinz wirkten eine Anzahl von Jüngern des hl. Dominikus schriftstellerisch gegen die Religionsneuerer: so Hermann Rab, Petrus Rauch von Ansbach, Kornelius von Sneek [2], Augustin von Getelen [3] und namentlich Johann Mensing, Provinzial der sächsischen Provinz, später Suffragan von Halberstadt († um 1541). Bereits im Jahre 1523 trat dieser gelehrte Ordensmann mit einer apologetischen Schrift hervor; drei Jahre später veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über den Opfercharakter der heiligen Messe. Eine vortreffliche, echt volkstümliche Arbeit ist die im Jahre 1528 von Mensing herausgegebene Schrift über die Autorität der Kirche. Demselben Jahre entstammt eine Widerlegung der ‚unsinnigen‘ Lehre Amsdorfs, der Glaube allein ohne alle guten Werke genüge dem Menschen zur Seligkeit. Auch diese Abhandlung zeichnet sich, wie durch Klarheit, so durch eine volkstümliche Sprache aus. Durch den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg kam Mensing im Jahre 1529 nach Frankfurt an der Oder, wo er als Prediger und Universitätsprofessor segensreich wirkte. In der Begleitung des genannten Fürsten besuchte Mensing im Jahre 1530 den Augsburger Reichstag; gegen die Apologie Melanchthons trat er mit zwei Schriften hervor; in der einen behandelt er die Lehre von der Erbsünde, in der zweiten die Rechtfertigung durch den Glauben. ‚Gern wollt ich‘, heißt es in der Vorrede der ersten Schrift, ‚wenn es nicht gemeiner Christenheit nachteilig, höflicher und gelinder reden; dieweil aber die Widersacher mit ihren Lügen fast alle frommen Lehren samt der ganzen Christenheit wollen zu Pelagianern und also zu Ketzern machen, wie ihre Apologie ausweiset, kann ich sie nicht

[1] Siehe Paulus in den Histor.-polit. Blättern CX 1—14 81—97. Vgl. vom vorliegenden Werke V 216. Über Pelargus auf dem Konzile zu Trient handelt Ehses in der Zeitschrift Pastor bonus 1897, 322 f. Siehe jetzt auch Paulus, Dominikaner 190 f.

[2] Vgl. Paulus in der Innsbrucker Zeitschr. für katholische Theologie 1901, 401 f und Deutsche Dominikaner 49 67 f.

[3] Quétif II 82 f. Paulus, Katholische Schriftsteller 557 560 und Nachtrag 215. Siehe auch Wrede, Einführung der Reformation im Lüneburgischen, Göttingen 1887, 112 121 142 f, und Innsbrucker Zeitschr. für katholische Theologie 1901, 412 f.

verschonen. Ich muß ein Ding nennen, wie es heißt, und mehr die vielen heiligen Männer verschonen als die Lutheraner, die sich keiner Lüge schämen.' [1]

Die genannten Namen, die sich noch leicht vermehren ließen, zeigen deutlich, welch große Bedeutung den Orden für die Kirche in wissenschaftlicher Hinsicht zukommt. Sie sind auch eine Widerlegung der Fabel von der allgemeinen Versunkenheit der Klöster zur Zeit der Kirchenspaltung. Aber auch aus dem deutschen Weltklerus haben zahlreiche Gelehrte damals in den großen theologischen Streit eingegriffen. In Erfurt, wo Luther selbst studiert, schied sich die Universität sofort in zwei Parteien. Auf der antilutherischen Seite stand Jodokus Truttvetter, einer der angesehensten deutschen Theologen. Nur der Tod im Jahre 1519 hinderte den gelehrten Forscher, sich an dem literarischen Streit zu beteiligen, der bald in Erfurt hohe Wogen schlug. Welchen Anteil an demselben der Augustiner Usingen nahm, wurde bereits erwähnt. Neben ihm trat besonders der Humanist Johann Femelius hervor; er versuchte sich mit richtigem Verständnis der Zeit in der Form populärer Polemik. In seiner Schrift über die Heiligenverehrung wollte er den einfältigen Laien, ‚nicht so fast lange Zeit in der Schrift geübt', in den Stand setzen, sich bei diesen Wirren ein ruhiges und richtiges Urteil zu bilden. Er ermahnt ihn, ‚nicht so mutwillig und freventlich in dieser hohen, großen Sache zu urteilen' wie bisher, und vor allem sich nicht durch den Lärm der Prädikanten irre machen zu lassen. Alle Argumente, welche sie bis auf diesen Tag in Erfurt vorgebracht hätten, seien unzulänglich und nur scheinbar, bestünden nur in ‚Pochen, Pultern und Stormen'. Durch einige gelungene Nachbildungen ihrer beliebtesten Argumente sucht er dies anschaulich zu machen. Mit St Paulus, auf den sie sich so häufig und gern beriefen, stimmten sie wie ‚ein großer Brommochse mit einer jungen Nachtigall'. Grobe, finstere Köpfe seien es, ‚welche auch das da ganz wahrhaft ist, in ärgsten Verstand wenden, und ein närrisches Urteil fällen in den Sachen, die sie gar nicht verstehen' [2].

Während in Erfurt der Kampf zwischen Katholiken und Protestanten an der Universität noch längere Zeit fortdauerte, wurde zunächst die Hochschule von Basel, im Jahre 1535 die von Tübingen mit Gewalt den Katholiken entrissen. Um so wichtiger war es, daß Herzog Georg von Sachsen den katholischen Charakter der Universität Leipzig wahrte und dadurch ein Bollwerk der Kirche im nördlichen Deutschland erhielt. Ebenso wichtig aber

---

[1] Vgl. *Meuser II 267 f, sowie Paulus im ‚Katholik' 1893, II 21 ff 120 ff, und Deutsche Dominikaner 16 ff. A. Warko, Joh. Mensings Lehre von der Erbsünde und Rechtfertigung. Mit einer Einleitung über Mensings Leben und Schriften, Breslau 1903. Vgl. dazu Paulus im ‚Katholik' 1904, I 154 ff.

[2] Kampschulte, Erfurt II 162—163; vgl. Döllinger, Reformation I 611, und Paulus, Usingen 38 f.



war es, daß der genannte Fürst, durchdrungen von der Bedeutung des literarischen Kampfes gegen die Wittenberger, sich mit höchstem Eifer der Vorkämpfer der Kirche annahm. Bis zu seinem Lebensende hatte Georg stets eine Anzahl von katholischen Gelehrten um sich, welche gegen Luther und sein Werk literarisch tätig waren[1].

In Georgs Diensten stand schon seit 1504 der einer angesehenen schwäbischen Adelsfamilie entstammende Humanist Hieronymus Emser, geboren 1478[2]. Anfangs mit Luther befreundet, geriet er schon im Jahre 1519 mit demselben in heftigen Streit. Die Veranlassung dazu war, daß Emser in einem offenen Briefe an den Leitmeritzer Propst Johann Zack Luthers wundesten Punkt, sein Verhalten zu den hussitischen Böhmen, berührt hatte. Der Wittenberger Doktor trat nun in seiner heftigen Art in einer eigenen Schrift gegen den ‚Bock' Emser auf. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig. Schon im November 1519 war seine Verteidigungsschrift vollendet. ‚So kann denn', heißt es hier, ‚keine Schrift von dir in die Welt hinausgehen, sie sei denn von cynischer Wut und wie mit den Zähnen eines Hundes gewaffnet? Dein Vater ist Belial, der Vater aller frechen Mönche. Dieses Aufreizende und Höhnende in deinen Schriften ist nicht der Geist Christi; es muß noch neue Spaltung und großes Ärgernis in der Kirche verursachen.' Die Anhänger Luthers fühlten sich durch Emsers Schrift derart getroffen, daß sie dieselbe öffentlich verbrannten. Daß Emser damit nicht vernichtet sei, sollten sie bald genug erfahren. Schon Anfang 1521 erschien derselbe wieder auf dem Kampfplatz mit der scharfen Schrift: ‚Wider das unchristliche Buch Martini Luthers Augustiners an den teutschen Adel.'[3] Luther hatte ‚durch Verrat' den ersten Bogen dieser Arbeit erhalten; dies genügte ihm zur Abfassung einer Gegenschrift ‚An den Bock zu Leipzig'. Dieser antwortete mit der Flugschrift ‚An den Stier zu Wittenberg' und rief dadurch Luthers Abhandlung ‚Auf des Bocks zu Leipzig Antwort' hervor. Emser erwiderte ‚Auf des

[1] Siehe Histor.-polit. Blätter XLVI 463.

[2] Vgl. J. J. Müller in den Unschuld. Nachrichten 1720, 1721 und 1726; Waldau, Emsers Leben und Schriften, Ansbach 1783; Erhard in Ersch-Gruber (1. Sektion) XXXIV 161—167; Aschbach, Kirchenlexikon II 576 f; Allgem. deutsche Biographie VI 98 ff; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV[2] 479 ff; Enders, Luther und Emser, ihre Streitschriften aus dem Jahre 1521, Halle 1889—1891, Bd. I—II; P. Mosen, H. Emser, der Vorkämpfer Roms gegen die Reformation, Leipziger Dissert., Halle 1890; Kawerau, H. Emser, Halle 1898. Ich benutze diese Gelegenheit, den bereits von Paulus (Histor. Jahrbuch XIX 639) ausgesprochenen Wunsch zu wiederholen, man möge endlich katholischerseits dem unermüdlichen Emser ein literarisches Denkmal setzen.

[3] Die in dieser Schrift enthaltene ergreifende Mahnung an die deutsche Nation siehe Bd II des vorliegenden Werkes S. 118 f. + III, 128

Stieres zu Wittenberg wütende Replika'. Als Luther seinem ‚Esel' Emser noch eine eigene Verteidigungsschrift gegen dessen Angriffe auf das Buch an den deutschen Adel entgegensetzte, trat Emser im Jahre 1521 mit einer ‚Quadruplika' hervor. Luther wollte jetzt dem Amsdorf seine Verteidigung übertragen; er änderte jedoch sein Vorhaben und wandte sich nochmals selbst gegen den gefährlichen Gegner [1], der aber wieder sofort antwortete. Im Jahre 1522 trat Emser anläßlich des Wittenberger Bildersturmes mit einer Schrift gegen Karlstadt auf und übersetzte mehrere antilutherische Abhandlungen ins Deutsche. Im Jahre 1523 erschien seine dem Kaiser gewidmete ‚Verwarnung wider den falsch genannten Ekklesiasten und wahrhaften Erzketzer Martin Luther'; hier werden besonders die Rechtfertigungslehre seines Gegners und dessen seltsame Theorien über das Sakrament der Ehe beleuchtet [2]. Im folgenden Jahre verteidigte Emser gegen Zwingli das Alter des Meßkanons und den Inhalt der Gebete desselben. Der Bauernkrieg gab Veranlassung zu neuen Abhandlungen, in welchen Luther in gebundener und ungebundener Rede auf das schärfste angegriffen wurde [3]. Wahrscheinlich stammt auch das satirische ‚Bockspiel Martin Luthers' aus der Feder Emsers [4], der bis zu seinem Tode, welcher im November des Jahres 1527 erfolgte, unermüdlich gegen die Religionsneuerer literarisch tätig war.

Das Gewicht, welches Emser mit seinen Schriften gegen Luther in die Wagschale warf, ist nicht zu unterschätzen. Seine Formgewandtheit erkennen auch die heftigsten Gegner an. In der deutschen Prosa ist er von wenigen seiner Zeitgenossen übertroffen worden [5]. Zur Aufklärung des Volkes haben die zahlreichen Flugschriften des unermüdlichen Streiters außerordentlich viel beigetragen. So scharf und schonungslos auch Emser gegen Luther und dessen Anhänger vorging [6], so leugnete er doch nicht die Notwendigkeit einer Abstellung

---

[1] Der Protestant Maurenbrecher (Kathol. Reformation I 175) bemerkt: Emsers Angriffe nahm Luther wohl die Miene an zu verachten, aber sie verwundeten ihn doch mehr, als er eingestand'.

[2] Vgl. Bd II des vorliegenden Werkes S. 233 308 313 f. [3] Ebd. S. 611 f.

[4] Vgl. Janssen im ‚Katholik' 1889, I 184; siehe auch unsere Angaben Bd VI 322—331.

[5] Sagt Mosen 21, der sonst fast überall seinen Helden herunterzusetzen sucht.

[6] Kawerau (Emser 2) urteilt: Emser ‚hat namentlich betont, daß der Freimut und die Unverblümtheit seiner Rede schwäbische Eigenart an ihm sei; und in der Tat muß ihm das Zeugnis gegeben werden, daß er in allen Kämpfen diese Eigenart bewahrt hat, daß er als eine ehrliche Haut allen Winkelzügen und allem Versteckspielen abhold ist; gerad heraus, auch in Selbstbekenntnissen von überraschender Offenherzigkeit, im Kampfe dabei auch von unverblümter Grobheit. Nur selten sehen wir ihn diese seine offene Art einmal verleugnen'. Kaweraus Schrift schließt mit dem zusammenfassenden Urteil (S. 110): ‚Unzweifelhaft war Hieronymus Emser im Kreise der Männer, die im albertinischen Sachsen den Kampf mit der

der kirchlichen Mißbräuche; aber er wollte dieselbe auf dem rechtmäßigen Wege durch die dazu ordnungsmäßig bestellten Organe durchgeführt wissen. Mit aller Kraft wandte er sich deshalb gegen die Neuerer, welche mit dem Mißbrauch auch die Sache selbst zu zerstören suchten. ‚Reformieren soll man, nicht zerstören', sagt er in seinem ‚Apologetikon' gegen Zwingli; ‚verehren die Heiligen, nicht sie verachten; besser soll der Priesterstand werden, aber fortbestehen. Weg mit unnötiger Kleiderpracht! Den Armen soll man Almosen geben. Möchten die Prälaten ihre Schäflein weiden, nicht verzehren, die geistlichen Stellen der Tugend und der Wissenschaft zufallen, nicht dem Ehrgeiz und dem Adelsdiplom! Die Prediger mögen auffordern zu beten, nicht zu verfolgen, zu verzeihen, nicht zu verfluchen!' [1]

Eine noch weit größere literarische Tätigkeit als Emser entfaltete sein Freund Johann Cochläus [2]. Seitdem derselbe im Jahre 1522 in seiner Ab-

---

Reformation führten, neben einem Hieronymus Dungersheim von Ochsenfart, dem Theologieprofessor, und Augustinus Alfeld, dem Franziskaner in Leipzig, neben dem Lizentiaten Joh. Koß, dem Zeller Abt Paul Bachmann (Amnicola), dem Pfarrer Franz Arnoldi in Cöln bei Meißen, dem Kaplan Wolfgang Wulffer in Brießnitz bei Dresden, bei weitem der bedeutendste: der unermüdlichste, weder durch Antworten noch durch verächtliches Ignorieren von Luthers Seite zum Stillschweigen zu bringende Verfechter der katholischen Sache. An Fruchtbarkeit im literarischen Kampfe kommt ihm nur der Ex-Dominikaner Petrus Sylvius gleich; aber Emser ist ihm überlegen in Sprache und Haltung trotz aller Gereiztheit und Verbissenheit gegen Luther. Nur sein Nachfolger Joh. Cochläus, der nach ihm seit Beginn des Jahres 1528 der theologische Berater Herzog Georgs wurde, übertrifft ihn an humanistischer und theologischer Bildung wie in der Gewandtheit der Polemik. Bis zu Luthers Auftreten macht Emsers Leben den Eindruck der Zerfahrenheit; es fehlt ihm eine große Lebensaufgabe. Humanistische und theologische Interessen ziehen ihn hin und her, aber nirgends eine größere Aufgabe, die ihn fesselt, abgesehen von den Bennostudien, die ihn vorübergehend ernster in Anspruch nehmen. Da kommt Luther und schafft ihm einen Lebensberuf, an den nun der bereits alternde, kränkliche Mann noch alle seine Kraft setzt. Er hat jetzt ein Ideal, für das er kämpft, sein Leben gewinnt an Ernst und bekommt einen reicheren Inhalt. Das sichert ihm auch dessen Interesse, der seine Stellung in dem Kampfe, der damals entbrannte, nicht teilt.'

[1] Vgl. Mosen 55 f 58 und Kawerau, Emser 85 ff. Siehe auch Bd II des vorliegenden Werkes S. 306.

[2] Da leider eine Fortsetzung der Arbeit über Cochläus von Dr Otto infolge des leidenden Zustandes dieses Forschers nicht zu erwarten ist, bleibt eine Monographie über die polemische Tätigkeit dieses nach Eck wohl bedeutendsten katholischen Vorkämpfers dringend zu wünschen. Die Dissertation von U. de Weldige-Cremer, De Ioannis Cochlaei vita, Monasterii 1865, ist nicht genügend. Geß (Joh. Cochläus, Berlin 1886) wollte nur Beiträge liefern; auf 62 Seiten kann allerdings ein Schriftsteller wie Cochläus nicht genügend behandelt werden. Der oben ausgesprochene Wunsch nach einer ausführlicheren Würdigung der polemischen Tätigkeit des Cochläus wurde leider nicht erfüllt durch die vielfach sehr unreife Arbeit von M. Spahn (J. Cochläus. Ein

handlung über die heiligen Sakramente offen gegen Luther aufgetreten[1], verging fast kein Jahr, in welchem er nicht gegen die falschen Lehren der

[1] Bekannt ist, daß Cochläus wie so viele andere anfangs das Auftreten Luthers freudig begrüßte, weil er die Anbahnung einer wirklichen Reform erwartete. Wie sich allmählich bei ihm eine Sinnesänderung vollzog, zeigt, mit Berücksichtigung einer Abhandlung von Kolbe, Dittrich im Histor. Jahrbuch X 110 f. Siehe jetzt auch Spahn, Cochläus 62 f und dazu die Kritik von Schlecht im Histor. Jahrbuch XIX 938.

Lebensbild aus der Zeit der Kirchenspaltung, Berlin 1898). Schlecht, welcher im Histor. Jahrbuch XIX 938 die Verdienste Spahns nach der literaturgeschichtlichen Seite hin anerkennt, bemerkt in dieser Hinsicht treffend, daß Spahn zur Würdigung der Cochläischen Theologie weniger bietet als der von ihm nicht herangezogene Lämmer in seiner 1858 erschienenen ‚Vortridentinischen Theologie'. Cochläus, betont Schlecht a. a. O. mit Recht weiter, war doch mehr als ein ‚Landsknecht der Theologie' (Spahn 336), ein ‚niederer Geist' (S. 329), den ‚die Größe der Gegner in die Höhe gerissen hat' (S. 300), ‚ohne daß er je zu einem eigentlichen Verständnis des Reformationsgedankens gelangt wäre' (S. 72). Manche Urteile Spahns, z. B. Cochläus sei als ‚theologischer Schriftsteller nichts gewesen als ein Verneiner protestantischer Lehrsätze' (S. 300), die ‚meisten seiner Schriften seien völlig wertlos' (S. 227), können nur dadurch erklärt werden, daß Spahn keine genügenden theologischen Kenntnisse sich erworben hat. Ebenso schlimm ist, daß Spahn, milde ausgedrückt, in diesem Werke ein Janusgesicht zeigt: neben Abschnitten, welche katholisch gehalten sind, finden sich andere, in welchen der jugendliche Autor ‚die protestantischen Professoren und Lehrer nicht verleugnen kann, deren Auffassung und Darstellung er in Beurteilung der Reformatoren und ihres Werkes mit weit größerer Pietät, um so zu sagen, als Kritik gefolgt ist'. S. Ehses in der Römischen Quartalschr. XII 457. Infolgedessen legt Spahn an den Helden seines Buches einen weit strengeren Maßstab als an dessen Gegner und versteigt sich sogar zu einer ‚gewissen Bewunderung für die Person und das Tun Luthers'. Die Bemerkungen, welche in dieser Hinsicht von einem so kompetenten und besonnenen Forscher wie Ehses (ebd. 456 f) gemacht wurden, sind so vortrefflich, daß sie hier eine Stelle finden mögen. ‚Es ist gewiß wahr', sagt Ehses, ‚es liegt etwas Titanhaftes darin, wenn ein Mann mit trotzigem Griffe sich anschickt, einen viele Jahrhunderte hindurch bestandenen weltbeherrschenden Bau zum Falle bringen zu wollen; gewiß sieht man dabei wuchtige Schläge fallen, denen kleine Geister und schwache Köpfe nicht gewachsen sind. Aber darum ist doch Luther nicht „der größte Deutsche seiner Zeit", wie ihn Spahn S. 84 nennt; denn wenn auch das Zerstören großartig sein kann, die wirkliche Größe beurteilt sich doch nach dem, was ein Mann an Stelle des Zerstörten aufgebaut hat. Auch die wiederholt ausgesprochene Behauptung, daß Cochläus in seiner gewissen beschränkten Auffassung seiner Polemik nicht zu einem tieferen Verständnis der Bestrebungen und Ziele Luthers und Melanchthons vorgedrungen sei, dazu die zuweilen etwas geringschätzige Veranschlagung der Erfolge, die Cochläus mit seinen Schriften bei den Gegnern erzielt habe, scheinen auf einer Art von Schwärmerei für das rücksichtslose, gewalttätige Vorgehen Luthers und seiner Freunde zu beruhen, die wie mit verbundenen Augen immer zügellosere Angriffe auf Papst und katholisches Kirchentum richteten. Daß Cochläus die springenden Punkte in dem beabsichtigten Vernichtungskampfe gegen Rom richtig und scharf erkannte, betont Spahn wiederholt; wenn er aber von dem Manne, der mitten im heißesten Kampfe steht, eine wissenschaftliche Durchbringung der auf- und nieder-

Religionsneuerer seine Stimme erhoben hätte. Die Form der polemischen Schriften des Cochläus ist durchaus rhetorisch. ‚Es ist, als ob seinem lebhaften, stürmischen Geiste die ruhige wissenschaftliche Untersuchung der Streitpunkte, welche sich streng innerhalb der Grenzen ihres Gegenstandes hält und nur Schritt vor Schritt in der Entwicklung desselben vorangeht, zu enge, zu lästig und langweilig würde; zu wiederholten Malen, so oft sich nur Gelegenheit dazu bietet, macht er seinem von Schmerz und Unmut bewegten Herzen Luft in kürzeren und längeren Schilderungen der damaligen Zustände, in Anreden an Luther und dessen Anhänger, in Ermahnungen, Warnungen und heftigen Invektiven. Auch kleine Witze verschmäht er nicht.‘ ‚Vermöge seiner theologischen Bildung schwankt Cochläus niemals in der Beurteilung der oft so neuen und paradoxen Lehren Luthers; sein Scharfsinn und die philosophische Durchbildung seines Verstandes lassen ihn sogleich den Punkt erkennen, auf den es vor allem ankommt; seine große Belesenheit in der Heiligen Schrift gibt ihm jederzeit Stellen in Menge an die Hand, welche den Gegner wuchtig treffen, und die vielseitige Bildung, welche er sich erworben hatte, befähigte

---

wogenden, immer und immer sich widersprechenden Ansichten der zahlreichen Gegner verlangt, so fordert er eben von dem Soldaten im Pulverrauch, was noch nach 300 Jahren dem Historiker und Theologen sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich ist. Und ist es denn wirklich ein so niederschmetternder „Geistesblitz“, wenn Luther gegenüber der Berufung des Cochläus auf die großen Kirchenväter entgegnet: „Mögen sie sich immerhin ihrer Kirchenväter ruhig rühmen. Haben wir doch für uns den einen Vater im Himmel, der da über alle Väter gehet?“ Oder ist es nicht eine fast naive Zumutung an den Leser, wenn Spahn S. 81 sogar darin einen großen Sieg Luthers gegen Cochläus findet, daß jener auf einen durchaus berechtigten Einwurf des letzteren keine Antwort gab. Da nämlich Luther seine Lehre direkt auf Offenbarungen Gottes zurückführte, verlangte Cochläus Beweise durch Zeichen und Wunder. Spahn findet nun Luthers Ausspruch „von seinem Standpunkt aus treffend“, des Cochläus Entgegnung aber „verständnislos“, und kommt so leicht zu dem Schlusse: „Luther zeigt sein richtiges Urteil, indem er den Frager ohne Antwort ließ.“ — ‚Auch was Spahn in dem Abschnitte „Cochläus als Polemiker“ (S. 217—217) über dessen Auffassung des Verhältnisses zwischen der Heiligen Schrift und der Autorität der Kirche auseinandersetzt, leidet trotz mancher unangreifbaren Sätze doch etwas an der protestantischen Auffassung, als sei die Heilige Schrift ein absolut gegebenes, jedermanns freier Forschung zustehendes Buch, das nach Auslegung und Verwertung der Autorität der Kirche vollständig entzogen sei. Wie könnte er sonst dem Cochläus einen Vorwurf machen (S. 214), daß er die Annahme eines „Herrschaftsverhältnisses“ der Kirche über die Heilige Schrift, wie Spahn es nennt, nicht ablehnt? Und wie könnte er (S. 216) mit einer gewissen Wärme von der „ehrfurchtsvollen Bewunderung für die Heilige Schrift“ reden, die Johann von Wessel aus den Schriften des Rupert von Deutz geschöpft habe, „eine Bewunderung, die ihn selbst zum Widerspruch gegen die Kirche führte“? Nicht minder ungerügt darf die durchaus unrichtige Behauptung (S. 31) bleiben, daß das Daseinsrecht des Kirchenstaates auf der gläubigen Hinnahme der falschen konstantinischen Schenkungsurkunde beruhte.‘

ihn, seine Sätze aus mannigfachen Wissensgebieten zu erläutern und seine Darstellung mit einem gewissen Schmuck zu umkleiden.'

Diesen Lichtseiten stehen freilich auch Schattenseiten gegenüber: häufige Wiederholungen, Herbeiziehen von Dingen, die nicht zu der Sache gehören, Heftigkeit und Härte der Ausdrücke, zuweilen auch Flüchtigkeit und Mangel an Feile. ,Cochläus arbeitete sehr rasch und, wie es scheint, mit fieberhafter Erregtheit.'[1] Als Christ, als Theologe, als Deutscher empfand er die Verheerungen der politisch-kirchlichen Revolution auf das tiefste und setzte deshalb seine ganze Kraft ein, um die Sturmflut des Luthertums einzudämmen. ,Den in stürmischer Hast sich mehrenden Flugschriften Luthers und seiner Partei, welche das Volk vergifteten, mußte rasch das Gegengift folgen, wenn nicht alles verloren gehen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die meisten Schriften des Cochläus zu beurteilen. Sie sind ebensowenig wie die lutherischen Bücher gelehrte Untersuchungen für die Theologen von Fach, sondern lediglich Flugschriften zur Aufklärung und Orientierung für die Gebildeten, sowohl Geistliche als Laien, von denen sich damals sehr viele für theologische Dinge auf das lebhafteste interessierten.'[2]

Cochläus' Eifer war so groß, daß er selbst eine günstige Stellung in Rom ausschlug, um in der Heimat seine ganze Kraft zur Verteidigung der alten Kirche einzusetzen. In Frankfurt, wo er Dekan des Liebfrauenstiftes war, hatten seine Schriften ihn bei der neugläubigen Bürgerschaft so verhaßt gemacht, daß er sich gezwungen sah, im Jahre 1525 die Stadt zu verlassen. Er wandte sich nach Mainz, und da er sich auch dort nicht sicher fühlte, nach Köln. Im folgenden Jahre erhielt er von Papst Klemens VII. ein Kanonikat zu St Viktor bei Mainz, ward aber schon im Jahre 1527 durch Herzog Georg von Sachsen als Nachfolger Emsers nach Dresden berufen. Hier trat er zu dem Landesherrn in ein höchst vertrautes Verhältnis, das erst der Tod des edeln Herzogs im Jahre 1539 löste[3]. Cochläus' literarische Tätigkeit an seinem neuen Wohnsitze war eine sehr weit verzweigte. Nicht nur verfaßte er Verteidigungsschriften für Herzog Georg gegen Luther und gab seinen Namen zu Abhandlungen her, die von jenem stammten: er trat auch mit einer Reihe selbständiger Arbeiten hervor. Schon im Jahre 1529 erschien die heftige Streitschrift gegen den ,Siebenköpfigen' Luther. Die unzähligen Widersprüche, in welche dieser sich verwickelt, werden hier zusammengestellt: allein in der Lehre

[1] Otto, Cochläus 126 130; vgl. Aschbach, Kirchenlexikon II 123. ,Eine verhältnismäßig bedeutende formale Gewandtheit in fast allen seinen Schriften' erkennt auch Geß 58 an. [2] Otto, Cochläus 131.

[3] Geß 27 34 36. Spahn 133 ff 174 ff 246 ff. Seit Juli oder August 1535 hatte Cochläus seinen Wohnsitz in Meißen, wo ihm Herzog Georg ein Kanonikat verliehen hatte. Ebd. 252 ff.

vom Abendmahl wies Cochläus in einer besondern Schrift seinem Gegner 64 Widersprüche offenbaren Meinungswechsels nach. Der Ton ist ein überaus heftiger, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Cochläus von den Wittenbergern durch Schimpfwörter wie ‚Kochlöffel', ‚Rotzlöffel', ‚Ginlöffel' usw. gereizt worden war[1]. Über den Zweck der Schrift sagt er selbst, er habe dieselbe aus den lateinischen und deutschen Schriften Luthers zusammengestellt einmal ‚wegen der katholischen Prediger, damit sie die Lutherischen auf ein jeglich movierten Question durch Luthers eigne Schrift ohne langes Nachsuchen und Bemühung abfertigen und zu Schanden machen. Dann von wegen der ausländischen Nationen, damit die Gelehrten, so der teutschen Sprache unerfahren, in einem künftigen Concilio gleich ein kurtzen Weg hätten, daraus sie abnehmen möchten, wie und was Luther teutsch geschrieben, und ihn also daher als ein Schalcksknecht von seinem eignen Mund urteilen könnten'[2].

In dasselbe Jahr 1529 fällt die kleine Schrift ‚25 Ursachen, unter einer Gestalt das Sakrament den Laien zu reichen'. Im Jahre 1530 nahm Cochläus in Augsburg an der Konfutation der Konfession teil[3] und widmete sich dann wieder der Abfassung kleinerer und größerer Schriften gegen die Religionsneuerer. Von den streitigen Lehren werden in denselben namentlich Transsubstantiation, Messe und Erbsünde behandelt. Neben Luther ist es jetzt hauptsächlich der literarische Stimmführer der Neugläubigen, Philipp Melanchthon, gegen welchen Cochläus seine Angriffe richtet. Wie in dem ‚Siebenköpfigen Luther', so deckt er in seinen ‚Philippiken' die Widersprüche seines Gegners schonungslos auf. Er verleiht hier der Ansicht Ausdruck, daß die offenen Angriffe und Schmähungen Luthers nicht so schlimm seien wie die ‚schlangenartige List und Heuchelei' Melanchthons. Die drei ersten ‚Philippiken' waren bereits im Jahre 1531 vollendet; kurz darauf entstand die vierte. Das Werk konnte jedoch erst 1534 erscheinen, da es Cochläus an Geld zur Bestreitung des Druckes fehlte. In demselben Jahre 1534 veröffentlichte der Unermüdliche u. a. auch eine Rechtfertigung der Heiligenverehrung. In den nächsten Jahren behandelte er in verschiedenen Schriften besonders die Konzilsfrage[4].

[1] Werner, Gesch. der apolog. und polem. Literatur IV 54. Geß 38. Die Widersprüche Luthers hob Cochläus auch in andern Schriften hervor. Siehe Werner IV 173 f; Weldige-Cremer 60.

[2] Cochläus, Historia M. Luthers, deutsch durch J. Ch. Hüber 421.

[3] Vgl. Ficker XXII f XXIX XXX XLV XLVIII LVI f XCII f.

[4] Vgl. Lämmer, Vortrid. Theologie 56 ff. Werner IV 101 154 229 ff. Weldige-Cremer 58 f. Über die Polemik des Cochläus gegen Melanchthon vgl. auch Spahn 165 168 ff 184 ff. Nach Spahn (S. 168) ist die vierte Philippika ebenfalls noch im Jahre 1531 verfaßt. Eine fünfte Philippika schrieb Cochläus 1540; eine sechste 1543 (erschienen 1544); ebd. 278 298.

Der Tod seines Gönners Herzog Georg und die Unterdrückung der katholischen Kirche in Sachsen zwangen Cochläus im Jahre 1539, aufs neue den Wanderstab zu ergreifen. Zuerst begab er sich nach Breslau, wo er ein Kanonikat erhielt. Dann nahm er an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg teil, ohne jedoch eine bedeutendere Rolle zu spielen. Er hielt von Ausgleichsverhandlungen dieser Art nicht viel. ‚Mit den Lutheranern konkordieren heißt ein größeres Schisma hervorrufen', schrieb er. Im Jahre 1543 folgte er einer Einladung des Bischofs Moritz von Hutten nach Eichstätt und begleitete denselben 1546 zu dem Regensburger Religionsgespräche. Auch während dieser Zeit war er unermüdlich literarisch tätig. Im Jahre 1543 erschien seine gegen Bullinger gerichtete Schrift ‚Über die Autorität der kanonischen Bücher und der Kirche', welche zu dem Besten und Besonnensten gerechnet wird, was seiner Feder entfloß. Als Bullinger antwortete, ließ auch Cochläus 1544 eine Erwiderung erscheinen, in welcher er vornehmlich die Fragen von den Erkenntnisquellen des kirchlichen Lehrbegriffes durchsprach. Zwei Jahre später trat er mit einer Abhandlung gegen Melanchthon und die protestantischen Kollokutoren des Regensburger Religionsgespräches hervor; in den Jahren 1548 und 1549 weilte er in Mainz. Im Sommer des letztgenannten Jahres zog er sich, ruhebedürftig und körperlich gebrochen, nach Breslau zurück. Hier starb er am 10. Januar 1552[1].

Bei einem solch unruhigen und unsteten Leben verdient die unermüdliche literarische Tätigkeit des Cochläus hohe Anerkennung[2]. Nicht bloß sein Eifer und seine Arbeitskraft, sondern auch seine Opferwilligkeit sind geeignet, Bewunderung zu erregen. Wie so viele andere katholische Vorkämpfer, mußte auch er die Herstellungskosten für seine Werke meist selbst tragen. Wiederholt klagt er über diese Zustände[3]. So schreibt er am 20. November 1540 von Worms aus an einen in Rom weilenden Freund: ‚Seit 20 Jahren war uns katholischen Schriftstellern gegenüber den Häretikern nichts verhängnisvoller als die große Unzuverlässigkeit und Nachlässigkeit der Buchdrucker sowie der Mangel an Geld: die Unzuverlässigkeit, weil sie mit den gröbsten Fehlern drucken; die Nachlässigkeit, weil sie nichts absetzen und verbreiten wollten; der Geldmangel, weil die fast sämtlich dem Luthertum ergebenen Verleger nur um unser schweres Geld zu Diensten waren. Wenn Ew. Gnaden mir nicht glauben wollen, so mögen sie die übrigen hier Anwesenden fragen, besonders Eck, Nausea und Mensing,

---

[1] Vgl. Geß 47—57; Werner IV 231 234; Spahn 310 ff.

[2] Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften von 1522 bis 1550 gibt mit bibliographischer Genauigkeit Spahn 341 f. Über Cochläus' Tätigkeit als Geschichtschreiber siehe oben S. 313 ff.

[3] Vgl. Geß 41 und Bd II des vorliegenden Werkes S. 101 f. Vgl. auch Spahn 258 f 266 279.

die selbst ziemlich viele Schriften veröffentlicht haben. Bei dieser Sachlage, da ich weder zu Köln noch zu Mainz, Straßburg, Leipzig, Augsburg Drucker bequem haben konnte, sah ich mich genötigt, für den Vertrieb einen Verwandten anzustellen, welcher später eine Druckerei gründete. Über 1000 Gulden habe ich 4—5 Jahre hindurch darauf verwendet. Solange der fromme Herzog Georg lebte, reute mich diese Ausgabe nicht. Nach seinem Tode indessen wurde jener Drucker namens Nikolaus Wolrab von dem lutherischen Herzog Heinrich zu Leipzig in einen scheußlichen Kerker gelegt, Wizels und Nauseas Bücher aber, die er damals unter der Presse hatte, sämtlich in das Wasser geworfen. Wenn nicht die erzlutherische Herzogin in der Hoffnung, den Wolrab für die neue Lehre zu gewinnen, dem Gefangenen zu Hilfe gekommen wäre, so wäre derselbe entweder mit dem Tode oder lebenslänglichem Gefängnis bestraft worden. In dieser Notlage trat der Unglückliche zum Luthertum über, dem er nun widerwillig dient. Ich war also gezwungen, einen andern Verwandten anzugehen, der in Dresden wohnte, Buchbinder und Buchhändler unter Herzog Georg war; dieser siedelte auf meinen Rat mit seiner Familie nach Mainz über und kaufte von Wolrab die Typen, um mir und andern katholischen Schriftstellern zu Diensten zu sein.' Cochläus bittet nun um Unterstützung dieses Verlegers — es ist der bekannte Franz Beham —, um so mehr, als die geistlichen Würdenträger sich um derartige Angelegenheiten nicht im mindesten kümmern![1]

Zu denjenigen, welche die Verdienste des Cochläus warm anerkannten, gehörte vor allen der edle Kardinal Reginald Pole. ‚Ich war immer der Ansicht', schrieb ihm derselbe, ‚daß deine Schriften nicht bloß das Wohlwollen, sondern auch kräftige Unterstützung seitens derer verdient haben, deren Pflicht es ist, Religion und Wissenschaft zu schützen; denn du bist es vor allen gewesen, der den Ansturm der Widersacher in jenen Gegenden, wo die größte Gefahr drohte, nun schon viele Jahre ausgehalten hat.'[2]

Wie dem Cochläus, so gewährte Herzog Georg auch einem andern von den Stürmen der Zeit vielfach umhergeworfenen Manne gastliche Zuflucht: dem Georg Wizel[3].

---

[1] Bellesheim, Gesch. der kathol. Kirche in Irland II 692 f; vgl. Widmann, Mainzer Presse 3. Siehe auch unten S. 575.

[2] Reg. Poli Epist. ed. Quirini III 1; vgl. auch das Schreiben des Campeggio an Sadolet bei Balan, Mon. ref. Luth. 520—521.

[3] Vgl. Kampschulte, De G. Wicelio, Bonnae 1856; Döllinger, Reformation I 21 ff; Pastor, Reunionsbestrebungen 140 ff; G. Schmid, G. Wizel, Wien 1876; Reuschs Theolog. Literaturblatt 1877, 179 ff; Falk im ‚Katholik' 1891, I 129 ff; Briegers Zeitschrift II 386 ff; Kawerau in Herzogs Real-Enzyklopädie XVII[3] 241 ff; Paulus in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XII[2] 1726 f. Die katechetischen Werke Wizels behandelt Moufang im ‚Katholik' 1877, LVII 159 ff; 1880, II 646, und Katechismen Vorrede 1 f 107 ff 467 ff. Daß das von Räß I 146 ff ge-

Aus der Erfurter Humanistenschule hervorgegangen, hatte derselbe in Wittenberg zu den Füßen Luthers und Melanchthons gesessen. Obgleich er von dem Bischof Adolf von Merseburg die Priesterweihe empfangen, schloß er sich bald an das neue Kirchentum an, stark beeinflußt von den Schriften des Erasmus. Er verheiratete sich und wurde lutherischer Prediger in Thüringen. Hier lernte er die tiefe sittliche Verkommenheit der Neugläubigen kennen. Eifriges Studium der Kirchenväter brachte ihn der katholischen Kirche wieder näher; dazu kamen äußere Unglücksfälle, Anfeindungen und Verdächtigungen der schlimmsten Art. Immer klarer wurde es ihm, daß Luther nicht Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche, sondern ein Schisma bezweckt habe. Daran wollte er nicht teil haben. Im Jahre 1531 legte er sein Pfarramt in Niemegk nieder und kehrte mit Frau und Kindern in seine Heimat Vacha zurück, wo er mit drückender Armut zu kämpfen hatte. Seine Bemühungen, in Erfurt eine Professur zu erhalten, scheiterten in letzter Stunde an der Gegnerschaft Luthers. Offen trat Wizel gegen dessen Lehren auf mit einer Verteidigung der guten Werke, die im Jahre 1532 erschien. Daran reihten sich im folgenden Jahre: ‚Ein unüberwindlicher, gründlicher Bericht, was die Rechtfertigung in Paulo sei‘, ‚Verklerung des neunden Artikels unseres heiligen Glaubens die Kirche Gottes betreffend‘, ‚Evangelion M. Luthers‘ sowie eine Verteidigung seiner Abwendung von der neuen Lehre.

Im Jahre 1533 erhielt Wizel einen Ruf als Pfarrer der sehr kleinen katholischen Gemeinde zu Eisleben. Er hatte in dieser fast ganz lutherischen Stadt die ärgsten Verfolgungen zu erdulden. ‚In Vacha bellten ihn die Hunde an, hier fielen ihn die Wölfe an.‘ Trotz aller Schwierigkeiten war er auch jetzt auf theologischem Gebiete unermüdlich literarisch tätig und sagte den Religionsneuerern scharfe Wahrheiten. Mit den übrigen Verteidigern der Kirche wollte er auch jetzt nicht gemeinschaftliche Sache machen, sondern in der Mitte zwischen den Streitenden oder über denselben seine Stellung einnehmen. Als im Jahre 1538 der katholische Graf von Mansfeld starb, mußte Wizel aufs neue den Wanderstab ergreifen. Er wandte sich nach Dresden und trat in die Dienste Herzog Georgs. Schon ein Jahr vorher hatte Wizel in Leipzig eine theologische Schrift, ‚Weg zur Eintracht der Kirche‘, veröffentlicht, welche bei all ihren Mängeln ehrendes Zeugnis ablegt für sein edles Gemüt und seine Liebe zur Kirche und zum Vaterlande. Er wendet sich in derselben an den Papst, den Kaiser, alle Bischöfe und Fürsten und beschwört sie, auf Grundlage der Lehre der Apostel, der Heiligen Schrift und

---

gebene Verzeichnis der Schriften Wizels unvollständig ist, hat bereits Kampschulte in Reuschs Literaturblatt II 274 bemerkt. Zu den in Mainz gedruckten Schriften Wizels vgl. Falk, Bibelstudien 188 f 190 ff.

der Kirchenväter die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Ein Konzil müsse berufen und auf demselben beide Parteien gehört werden. Lutheraner wie Katholiken müssen seine Vorwürfe vernehmen. Die Katholiken, meint er, fehlen darin, daß sie nicht nur den Gebrauch, sondern auch den Mißbrauch verteidigen; die Lutheraner darin, daß sie mit dem Mißbrauch auch den Gebrauch beseitigen und im Schisma verharren. Beide Teile müssen nachgeben, wenn die Eintracht zu stande kommen soll. Wizel macht nun seine Vorschläge, indem er in 28 Kapiteln die hauptsächlichsten Streitpunkte behandelt. Von den Katholiken verlangt er das Verlassen der scholastischen Ausdrücke und der aristotelischen Lehrweise sowie die Abstellung der zahlreichen Mißbräuche im kirchlichen Leben. Priesterehe und Kommunion unter beiden Gestalten sollen erlaubt, auf die eingezogenen Kirchengüter verzichtet werden. Die Lutheraner werden ermahnt, die Dogmen der alten Kirche zuzulassen, vom Schisma abzustehen und nach Beseitigung der Mißbräuche das Recht der Exkommunikation, die Beicht, Priesterweihe und Firmung wieder anzunehmen. Auch die Duldung der Klöster verlangt er von den Neugläubigen, jedoch sollen dieselben vermindert und reformiert werden[1].

Der Eintritt in den Dienst Herzog Georgs gab Wizel alsbald Gelegenheit, die praktische Bedeutung seiner friedlichen Vergleichspläne zu erproben. Um den Verhandlungen des von dem genannten Fürsten veranstalteten Leipziger Religionsgespräches eine feste Grundlage zu geben, verfaßte er eine neue irenische Schrift, in welcher er die Form der apostolischen Kirche als Norm aufstellte. Es ist dies der in den Jahren 1540 und 1541 in Mainz erschienene ‚Typus ecclesiae prioris: Anzeigung, wie die heilige Kyrche Gottes inwendig siben und mehr hundert Jaren nach unseres Herrn Auffart gestelt gewesen sey'.

In dieser Schrift suchte Wizel zu zeigen, daß ‚unserer lieben Mutter, der heiligen gemeinen und Christlichen Kirchen Stand am besten sei, wenn er dem Stande der ersten und eltisten Kyrchen am ehnlichsten und gleichförmigsten sei'. Er untersuchte daher von den einzelnen Lehren und Gebräuchen ‚erstlich die Antiquität, danach Reformation und zuletzt Einigkeit'. Die sieben Sakramente will er festhalten, ebenso die heilige Messe unter Entfernung der neuen Zusätze. Auch das Mönchtum lobt er als von den Vätern empfohlen: aber er tadelt die Mönche seiner Zeit, welche ‚die fruchtbarsten und lüstigsten Örte eingenommen' und mehr dem Aristoteles als dem Augustinus anhangen. Gegen die Räuber der Klostergüter spricht er sehr scharf: ‚Ein Feind Gottes und der Kyrchen ists, der die monastica auszurotten gedenkt; Christi und des Römischen Reichs Feind ists, der die Klostergüter an sich zeucht und

[1] Pastor, Reunionsbestrebungen 145 f 162 f.

eigen macht.' Ebenso empfiehlt er die kirchlichen Feste und beklagt deren Abschaffung durch die Lutheraner. Bezüglich der Festtage meint er, die Katholiken hätten die Zahl derselben übermäßig vermehrt, die Lutheraner allzusehr vermindert. Von den Konzilien will er nur die vier ersten ökumenischen gelten lassen. Diejenigen Zeremonien und Gebräuche, die schon in der apostolischen Kirche galten, sollen keineswegs, wie dies Luther getan, abgeschafft werden. Er verteidigt daher die Vigilien, die kanonischen Tageszeiten, den Gebrauch des Kreuzeszeichens, die Wallfahrten. Er ist jedoch weit entfernt davon, den Wert dieser Zeremonien übermäßig zu betonen; vielmehr sagt er ausdrücklich, daß an dem christlichen Leben ‚gar vil mehr denn an allen Zeremonien und Observationen ligt'. Der Kern der ganzen Schrift läßt sich dahin zusammenfassen, daß Wizel vorschlug, den disziplinären und dogmatischen Bestand der Kirche, wie er im 8. Jahrhundert war, zum Ausgangspunkt für die Reunionsverhandlungen zu nehmen. Den streitenden Theologen beider Teile empfiehlt er die Rückkehr zu dieser apostolischen Kirche.

Das Leipziger Religionsgespräch endete, wie alle Versuche dieser Art, ohne Resultat. Trotzdem gab Wizel seine irenischen Bestrebungen nicht auf. In volkstümlichen wie in gelehrten Werken suchte er für seine Ideen Propaganda zu machen[1]. Als Herzog Georg starb, gab er sich der Hoffnung hin, in Joachim II. von Brandenburg einen Förderer seiner Pläne zu finden. In der Tat ward Wizel von diesem Fürsten bei der Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung zugezogen; bald aber mußte er sehen, wie seine gut gemeinten Vermittlungsvorschläge in der Praxis nur der Partei des neuen Kirchentums zu Gute kamen. Er verließ daher Berlin, wo der Protestantismus zur Herrschaft gelangt, und begab sich nach Fulda zu dem Abte Johann, welcher ebenfalls irenischen Bestrebungen oblag. Hier verweilte er bis zum Jahre 1554, rastlos tätig und sich in fast allen Zweigen der theologischen Literatur versuchend. In dem genannten Jahre siedelte er nach Mainz über, um den Verfolgungen der Fuldaer Lutheraner zu entgehen. Schmerzlich klagte er ein Jahr später: ‚Von meinen Feinden, die zugleich die der Kirche sind, habe ich statt einer vernünftigen Antwort auf meine Schriften überall nur die heftigsten Schmähungen, und statt einer erträglichen Widerlegung nur feindliche Verfolgungen erduldet. Persönlichen Nutzen und Gewinn haben meine Schriften mir nicht gebracht, wohl aber die bitterste Feindschaft der ganzen lutherischen Welt, so zwar, daß ich fast nirgends sicher bin, selbst in meinem eigenen Hause nicht, und daß ich keine Reise irgend wohin machen kann, ohne mich

[1] Vgl. Pastor, Reunionsbestrebungen 150 ff, woselbst eine Inhaltsangabe der von Kampschulte nicht hinreichend gewürdigten ‚Drei Gesprächbüchlein' (1539), welche den Standpunkt des Irenikers Wizel trefflich kennzeichnen.

der größten Gefahr auszusetzen.'[1] Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er dann die irenischen Bestrebungen Kaiser Karls V. Als letzterer im Jahre 1548 mit seinem Interim den Spalt zu schließen suchte, glaubte Wizel der Erfüllung seiner Hoffnungen nahe zu sein. Die heftige Opposition der Lutheraner gegen das Interim erbitterte ihn und veranlaßte ihn zu einer Verteidigung des kaiserlichen Planes. Trotz der Ereignisse der nächsten Jahre hielt Wizel bis zu seinem im Jahre 1573 in Mainz erfolgten Tode an der trügerischen Hoffnung von der Möglichkeit einer Verständigung mit den Protestanten hartnäckig fest. Noch in seinem letzten Lebensjahre verteidigte er den ‚königlichen Weg' der Mitte, befürwortete die außerordentlichsten Zugeständnisse an die Neugläubigen und sprach sich erbittert gegen die katholischen Theologen des Konzils von Trient aus[2]. In die neue Zeit, welche mit der genannten Kirchenversammlung und der Wirksamkeit der Jesuiten begann, konnte ein Vermittlungstheologe seiner Art sich nicht finden.

Neben Emser, Cochläus und Wizel waren im Lande des Herzogs Georg und durch ihn ermuntert gegen die Religionsneuerer literarisch tätig die schon erwähnten Ordensleute Alfeld und Amnicola; ferner: Franz Arnoldi, Pfarrer zu Cöln bei Meißen; der Leipziger Theologieprofessor Hieronymus Dungersheim; der Leipziger Lizentiat Johann Koß; Wolfgang Wulffer, Kaplan zu Brießnitz bei Dresden; der Meißener Bischof Johann von Schleinitz und sein Nachfolger Johann von Maltitz[3]; endlich Petrus Sylvius. Letzterer gehört zu den frühesten und eifrigsten Bekämpfern Luthers. Auch Sylvius hatte mit der Ungunst der Zeit vielfach und schwer zu kämpfen. Seine erste polemische Schrift mußte er im Jahre 1525 zu Dresden auf eigene Kosten drucken lassen. Da er nicht darauf zählte, das Buch verkaufen zu können, so wollte er dasselbe ‚um Gottes willen' vergeben und seine andern Schriften ungedruckt lassen. Gegen alle Erwartung geschah es jedoch, ‚daß man's gern gekauft hat'. Überdies erhielt er von ‚etlichen gottesfürchtigen Menschen und Prälaten, Geistlichen und auch Weltlichen', Unterstützungen, um seine ‚Büchlein in Druck zu bringen'. Heftig und zuweilen maßlos tritt Sylvius hier den neuen Irrlehrern entgegen. Nachdem er im Jahre 1528 von Herzog Georg eine Kaplanei in Rochlitz erhalten, fuhr er mit demselben Eifer fort, Traktate gegen die Religionsneuerer erscheinen zu lassen. Auch jetzt noch waren große Schwierigkeiten zu überwinden, um die Arbeiten zu veröffentlichen. In einer

---

[1] Döllinger I 29.

[2] Vgl. Kampschulte, De G. Wicelio 29 31 f. Hier das Nähere über Wizels ‚Via regia'; s. auch Kawerau in Herzogs Realenzyklopädie XVII[3] 249 f.

[3] Vgl. über die oben Genannten die Literaturangaben bei Falk, Corp. Cath. 450 453 457, und Paulus, Katholische Schriftsteller 562. Über H. Dungersheim s. die Literaturangaben bei Falk 453, und Brieger, Theolog. Promotionen 54—55.

seiner letzten polemischen Schriften berichtet Sylvius selbst: ‚Ich habe die achtundzwanzig Büchlein auf meine Unkosten, doch mit Hilfe und Förderung christlicher Herren, in Druck gebracht und dieselbigen Heller, so ich meinem Leib abgezogen, mit der armen Witwe in den Schatzkasten zum Tempel und Gotteshaus der gemeinen christlichen Kirche wollen einlegen und nie keinen zeitlichen Nutzen noch Ruhm, sondern mehr die unmenschliche, grimmige lutherische Lästerung, doch unerschrocken, hierin täglich gewartet. Und wiewohl ich vor fünf Jahren bis anher der gewaltigen Krankheit halber, die mir — Gott weiß es — ganz unverschuldet wie einem unredsamen Kinde in meiner Einfältigkeit durch beigebrachtes Gift zu dreimal kürzlich nacheinander ist zugeschanzt, nicht habe wandern können, noch mit den Büchern handeln, sondern sind eingeschlossen gelegen, so habe ich doch nichtsdestoweniger ein Büchlein nach dem andern, dieweil ich irgend einen Pfennig von meinem priesterlichen Amt überkommen habe, in Druck gefördert, wiewohl ich mich alle Tage des Todes mehr als des Lebens versehen habe. Darf auch kein lutherischer Mensch — wie sie pflegen zu reden — sagen, daß ich von wegen der reichen Benefizien, die mir von der Geistlichkeit wären verliehen worden, wider den Luther bewegt worden zu schreiben; denn bis auf den heutigen Tag habe ich keine eigene Wohnung eines geistlichen Lehens überkommen, wo ich möchte in meinen alten schwachen Tagen mein Haupt tröstlich niederlegen, oder die Bücher, so durch viel Orte zerstreut und in den Fässern verschlossen liegen, möchte sicher zu mir fordern, allein daß mich ein weltlicher recht christlicher Fürst, Gott sei sein Lohn! mit einem geistlichen Lehen, doch ohne eigene Behausung, auf einem Dorfe begnadet hat.‘ [1]

Die genannten Schriftsteller bildeten die herzoglich ‚Georgische Canzley und Schmiden‘, welche den lutherisch Gesinnten vielen Ärger und Verdruß bereitete [2]. Überaus groß war daher in diesen Kreisen der Jubel, als Herzog Georg am 17. April 1539 starb und sein lutherisch gesinnter Bruder Heinrich die Regierung antrat. Das ganze Land, auch die Universität Leipzig, wurde mit Gewalt protestantisiert; wer sich nicht fügen wollte, dem blieb die Freiheit auszuwandern, ‚ins Elend zu ziehen‘, wie der Bischof Johann von Meißen dem Kaiser klagte. In demselben Jahre fiel auch Joachim II. von Brandenburg zum Protestantismus ab, und damit war Norddeutschland für die Kirche so gut wie verloren. Sein Vater, Joachim I., fest von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt, hatte die Untertanen von der Irrlehre bewahrt und auch verschiedene katholische Schriftsteller in seinen Schutz genommen:

---

[1] Vgl. Paulus im ‚Katholik‘ 1893, I 49 ff, und J. K. Seidemann im Archiv für Literaturgeschichte IV 177 f; V 6 ff 287 ff.

[2] Haußmann, Lebensbeschreibung Laz. Spenglers, Nürnberg 1741, 367—368. Vgl. Histor.-polit. Blätter XLVI 464—465.

so den Wolfgang Redorfer († 1559)[1], Petrus Rauch, Johann Mensing und besonders Konrad Wimpina. Letzterer, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder († 1531), nahm Anteil an der Widerlegung der Augsburgischen Konfession und veröffentlichte ein größeres Werk unter dem Titel ‚Kurzgefaßte Sektengeschichte‘ (‚Anacephalaeosis sectarum‘). Im Eingange desselben beklagt er, daß die neuen Irrlehrer zwar stets Beweise und Widerlegung fordern, aber alle gegen sie geschriebenen Bücher ungelesen beiseite legen unter dem Vorwande, es sei ‚nur scholastisches Zeug und eine durch den Harn der Logiker befleckte und durch die Hefe der Philosophie geschändete Theologie‘. Das Werk des Wimpina zerfällt in drei Teile. In dem ersten gibt er einen guten Überblick über alle früheren Sekten von der Zeit der Apostel bis auf die Gegenwart, um zu zeigen, daß die neuen Häretiker nur bereits längst von der Kirche verworfene Irrtümer wieder auffrischen; daran reiht sich eine Zurückweisung einer Anzahl von Aufstellungen Luthers, von welchen jener behauptete, die Pariser theologische Fakultät habe dieselben nicht zu widerlegen vermocht. Eine große Anzahl streitiger Lehren, besonders die Rechtfertigung, werden mit Gewandtheit behandelt. Auch für eine billige Beurteilung der aristotelischen Philosophie tritt Wimpina gegen Luther ein. Der zweite Teil beginnt mit einer Bekämpfung der lutherischen Lehren über die klösterlichen Gelübde und den Zölibat; dann werden Priestertum, Meßopfer, Eucharistie, Beicht, Heiligen- und Reliquienverehrung erörtert mit steter, oft sehr heftiger Polemik gegen die neuen Irrlehrer. Auch der dritte Teil, der vom Fatum, der Vorsehung, der Vorherbestimmung und dem glücklichen Zufall handelt, ist polemischer Natur. Der Abschnitt über die Vorherbestimmung ist größtenteils gegen Melanchthon gerichtet[2].

Noch vor Wimpina war der Frauenburger Domherr Tiedemann Giese (später Bischof von Kulm, dann von Ermland; † 1550)[3] mit einer Schrift an die Öffentlichkeit getreten, in welcher die lutherische Rechtfertigungslehre mit klassischer Ruhe, Klarheit und Sicherheit einer formell milden, aber sachlich vernichtenden Kritik unterzogen wurde. Gieses Freund Kopernikus war es, welcher den Zögernden zur Herausgabe der geistvollen Abhandlung be-

[1] Vgl. Lämmer, Vortrid. Theologie 32 35, und Ficker XLVII.

[2] Siehe Mittermüller im ‚Katholik‘ 1869, I 641—682; II 1—21 129—166 257—286 385—403. Vgl. Lämmer 30 f; Kawerau in Herzogs Realenzyklopädie XVII² 195—199. Dazu Brieger, Theologische Promotionen IX 46 51. Müller in den Theolog. Studien und Kritiken 1893, LXVI 83—125; 1894, 339 f. Bauch, Gesch. des Leipziger Früh-Humanismus, Leipzig 1899. Paulus in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XII² 1682 f.

[3] Siehe Hipler, Ermländische Literaturgeschichte 100 ff; Allgemeine deutsche Biographie IX 151 ff, und Prowe I, 2, 26 176 f. Hier wird als Todesjahr irrig 1549 angegeben.

stimmte. Dieselbe ‚darf jedenfalls das Verdienst beanspruchen, unter allen gleichzeitigen Apologien des katholischen Dogmas, wenn nicht zuerst, so doch am entschiedensten und gründlichsten den Kernpunkt der lutherischen Rechtfertigungslehre erkannt und hervorgehoben zu haben. In einer musterhaft ruhigen und würdigen, durchweg edel und irenisch gehaltenen Form und Diktion, mit ausschließlicher Benutzung der Heiligen Schrift‘, scheidet Giese Wahrheit und Irrtum [1].

Auch sonst darf sich Norddeutschland noch manchen mannhaften Verteidigers der alten Lehre rühmen. In Magdeburg zeichnete sich in dieser Hinsicht aus Wolfgang Schindler, in Rostock der Rektor der Universität Johann Kruse und der Theologieprofessor Bartoldus Moller; letzterer fand nach seiner Vertreibung aus der genannten Stadt eine Zuflucht in Hamburg, wo er den Kampf gegen die Neuerer fortsetzte. In Warburg und Münster verteidigte Otto Beckmann die alte Kirche gegen protestantische Angriffe, in Dortmund Jakob Schopper [2].

Auch die rheinischen Lande hatten sich einer stattlichen Zahl katholischer Schriftsteller zu erfreuen. Daß viele Ordensleute hier für die Verteidigung der Kirche wirkten, ist bereits dargelegt worden [3]. Es fehlte aber auch nicht an solchen, welche nicht dem Ordensstande angehörten, wie der berühmte Rechtsgelehrte Konrad Braun, Assessor und zwei Jahre hindurch Präsident des Kammergerichtes zu Speier, später Domherr zu Freising und Kanzler des Kardinals Otto von Augsburg († 1563). Auch die schwersten Verfolgungen und Anfeindungen von seiten der Sektierer waren nicht im stande, diesen mutigen Mann einzuschüchtern. Beim Kammergericht sowohl wie in verschiedenen Schriften trat er mit größtem Eifer den Neuerungen entgegen [4].

In Mainz, das manchen vertriebenen Kirchenfürsten und Klosterleuten in jener sturmvollen Zeit als Zufluchtsort diente [5], wirkten außer Nausea vorübergehend Cochläus, Dietenberger und Wizel. Von hoher Bedeutung ward die alte Bischofsstadt seit den vierziger Jahren als Mittelpunkt des katholisches Verlages. Bis zum Jahre 1539 war Leipzig der Ausgangspunkt der polemisch-theologischen Literatur der Anhänger der alten Kirche gewesen; nach der gewaltsamen Unterdrückung jeder katholischen Lebensäußerung durch Herzog

---

[1] Gieses Schrift, welche zu einer Seltenheit ersten Ranges geworden war, verdiente es, durch Hipler in Spicileg. Cop. 5 ff wieder allgemein zugänglich gemacht zu werden.

[2] Vgl. Falk, Corp. Cath. 461, und Paulus, Katholische Schriftsteller 546 554 556 559. [3] S. oben.

[4] Vgl. den sorgfältigen Aufsatz von Paulus im Histor. Jahrbuch XIV 517 bis 548.

[5] Siehe Falk im ‚Katholik‘ 1888, I 81 ff.

Heinrich trat Mainz an seine Stelle. Dort, an der Wiege der Druckkunst, stellte Franz Beham seine Presse ausschließlich in den Dienst der katholischen Literatur. Dank dem Fleiße seines Inhabers und den Bemühungen des Cochläus gelangte der neue Verlag bald zu hoher Blüte. Bis zum Jahre 1553 erschienen dort über 90 Werke. Die Autorenliste weist Namen vom besten Klange auf: Cochläus, Nausea, Michael Helding, Johann Wild, Wizel, Johann Hoffmeister, Konrad Thamer, Kornelius Loos, Bischof Cromer, Kardinal Hosius u. a.[1]

Im Trierischen lebte der Kontroversist Bartholomäus Latomus († 1570), in Aachen der Propst Wilhelm Insulanus († 1556), Verfasser von Schriften über die heilige Eucharistie und die Gnade[2].

Eine stattliche Anzahl katholischer Theologen lieferte die Weltgeistlichkeit des heiligen Köln. Nur die hervorragendsten seien hier genannt: Ortwin Gratius und Arnold von Tungern, Professoren der Universität und bekannt aus dem Reuchlinschen Streit[3], sodann die Kontroversisten Arnold Haldrein, Jakob Horst und Matthias Cremer[4]. Alle Genannten überstrahlt indessen Johannes Gropper[5]. Die Zeitgenossen rühmen ohne Ausnahme die herrlichen Tugenden und das tiefe Wissen dieses Mannes, der seine ganze Kraft daran setzte, die Sturmflut der neuen Lehren einzudämmen, der wesentlichen Anteil daran hatte, daß Köln seinen Ehrentitel ‚getreue Tochter der römischen Kirche' bewahrte. Geboren zu Soest in Westfalen am 24. Februar 1503, hatte Johann Gropper im Jahre 1525 zu Köln das juristische Doktorat erworben und war bereits im folgenden Jahre Siegelbewahrer des Erzstiftes geworden.

[1] Widmann, Mainzer Presse 6 72 ff. Über M. Helding s. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon X^1 121 f; Moufang, Katechismen 365 ff; Aschbach, Kirchenlexikon III 211 ff, und besonders Paulus im ‚Katholik' 1894, II 410 f 481 f.

[2] Vgl. Marx, Erzstift Trier II 499; v. Bianco 747 f und *Meuser II 193 f (über Insulanus).

[3] Siehe Bd I des vorliegenden Werkes S. 111 f 117; Bd II 47 ff; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon V^2 1036 f; Widmann, Mainzer Presse 16 f; Reichling, O. Gratius, Heiligenstadt 1884.

[4] Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III^2 1173—1174; V 1460. Paulus, Katholische Schriftsteller 552 und Nachtrag 216. Macco in der Zeitschrift ‚Aus Aachens Vorzeit', 13. Jahrg.

[5] Die Literatur über Gropper ist zusammengestellt bei Pastor, Reunionsbestrebungen 166 A. 1. Siehe ferner Dittrichs Monographie über G. Contarini, Braunsberg 1885. Dazu kommen jetzt die wichtigen römischen Dokumente, welche Schwarz im Histor. Jahrbuch VII 392 ff 594 ff veröffentlicht hat. Jostes (Daniel von Soest, Paderborn 1888) vermutet, Gropper sei identisch mit Daniel von Soest, dem Verfasser der satirischen Schriften: Gemeine Beicht, Dialogon und Apologetikon, welche eine polemische Apologetik des katholischen Glaubens lieferten. Janssen (Bd VI des vorliegenden Werkes, 333 A. 1) ist geneigt, dieser Annahme zuzustimmen.

Als solcher begleitete er im Jahre 1530 den Erzbischof Hermann auf den Augsburger Reichstag und wirkte dort mild und schonend im Geiste der Versöhnung und Vermittlung. Die erasmisch gesinnte Partei am Hofe des Kurfürsten gewann den fein gebildeten Mann bald lieb, und suchte ihn auf alle Weise zu befördern. Gropper trat in den speziellen Hofdienst des Erzbischofes und ward bald dessen einflußreichster Ratgeber. Als im Jahre 1536 ein großes Provinzialkonzil in der rheinischen Metropole zusammentrat, wurde ihm die Formulierung der Beschlüsse anvertraut. Außerdem erhielt er den Auftrag, ein Handbüchlein der christlichen Lehre abzufassen. Letztere Schrift, welche zu einer vollständigen Dogmatik von mehr als 500 Folioseiten anwuchs, erschien im Jahre 1538 zugleich mit den Kanones des Provinzialkonzils im Drucke. Durch die Kanones sollten die schlimmsten kirchlichen Mißbräuche beseitigt, durch das dogmatische Handbuch ein Gegengift gegen die immer weiter um sich greifenden Irrlehren gegeben werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Dogmatik Groppers, im allgemeinen katholisch gehalten, doch nicht frei von theologischen Irrtümern ist. Was sie besonders bedeutsam macht, ist die eigentümlich vermittelnde, der protestantischen Auffassung in mehreren Punkten sehr nahe kommende Rechtfertigungslehre, welche hier vorgetragen wird. Gropper trat durch die Aufstellung dieser Lehre in die Reihe jener Männer der Mitte, welche durch teilweises Nachgeben eine Wiedervereinigung der Protestierenden mit der Kirche erhofften und erstrebten.

Vater dieser Mittelpartei ist Erasmus von Rotterdam. Nach langem Schwanken und Zögern hatte derselbe im Jahre 1524 Luther in dem Kerne seiner Irrtümer, in seiner die Menschenwürde vernichtenden Lehre von der Unfreiheit des Willens, angegriffen[1], war aber dann doch nicht offen in die Reihe der Verteidiger der alten Kirche eingetreten; nach wie vor suchte er eine mittlere Stellung einzunehmen. Da beide Parteien seine unklaren Vergleichsvorschläge verwarfen, zog er sich tief verstimmt zurück und beschäftigte sich mit der Herausgabe von Kirchenvätern. Auch auf dem Augsburger Reichstag erschien der jedem öffentlichen Auftreten abgeneigte Gelehrte nicht, obgleich viele und sehr angesehene Männer seine Anwesenheit daselbst wünschten. Erst in seinen letzten Lebensjahren trat Erasmus wieder mit irenischen Plänen an die Öffentlichkeit. Der berühmte Humanist begab sich damit auf ein Gebiet, auf welchem er vermöge seines theologischen Standpunktes Erfolge nicht erringen konnte. Das Ideal seiner Theologie war möglichste Dehnbarkeit, Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Nichts war ihm so verhaßt wie die speku-

[1] Über den Streit zwischen Erasmus und Luther vgl. K. A. Menzel I 143 f; Köstlin, Luther I² 688 f; Drummond II 200 f; Döllinger III 25 f. und am ausführlichsten Riffel II 250—298.

lative Begründung theologischer Lehren, die scharfe und distinkte Begriffsbestimmung, das Systematisieren und Deduzieren in Dogmatik und Moral. Daher seine prinzipielle Feindschaft gegen die Scholastik. Zu einer Zeit, in der viele Grundlehren des Glaubens in Frage gestellt waren, machte er im Ernste den Vorschlag, die Entscheidung der streitigen Punkte nicht auf ein Konzil, sondern ‚auf jene Zeit zu verweisen, wo wir ohne Spiegel Gott schauen werden von Angesicht zu Angesicht'! Einem Manne, der solche Ansichten vertrat, dem der Begriff der Kirche gänzlich abhanden gekommen war, fehlte zu einer Vermittlung und Vergleichung der großen Gegensätze der Zeit jeder Boden[1]. Eine Annahme seiner Vorschläge würde sicherlich die Verwirrung nur noch größer gemacht haben; denn die Einigkeit, welche er wollte, war nur um den Preis der Unentschiedenheit zu erkaufen[2]. Tüchtig theologisch durchgebildete Männer wie Albertus Pius von Carpi erklärten sich deshalb mit Recht offen gegen die neue ‚wahre' Theologie des Erasmus[3]. Wenn seine irenischen Bestrebungen dennoch nicht wenige Anhänger fanden, so erklärt sich dies zunächst aus den Zeitverhältnissen, welche einen Ausgleich um jeden Preis wünschenswert erscheinen ließen; dann aber auch aus dem Umstande, daß mangelhaft theologisch geschulte Männer und Autodidakten wie Julius Pflug, der spätere Bischof von Naumburg, sich an der Lösung der großen Zeitfragen beteiligten.

Der Einfluß, welchen Erasmus auf die den irenischen Bestrebungen zugewandten Gelehrten wie Pflug und Wizel ausübte, ist keineswegs gering anzuschlagen: die Genannten sind in wesentlichen Punkten von ihm abhängig[4]. Ein gleiches gilt von Gropper. Die halblutherische Rechtfertigungslehre, welche derselbe vortrug, findet sich in ähnlicher Gestalt schon bei Erasmus. Bald sollte dieser Versuch, das Dogma von der Rechtfertigung teilweise im Sinne der Religionsneuerer umzugestalten, die größte Bedeutung erlangen. Während des Wormser Religionsgespräches verhandelten Gropper und der kaiserliche Sekretär Veltwyck mit Butzer und Capito. Das Ergebnis dieser streng vertraulichen Besprechungen war das berühmte sog. Regensburger Buch. Diese Schrift ward den Verhandlungen des Regensburger Religionsgespräches zu Grunde gelegt. Während derselben ging Gropper bis an die äußerste Grenze

---

[1] Vgl. Kerker, Erasmus und sein theologischer Standpunkt, in der Tübinger Theolog. Quartalschrift 1859, 531—566. Siehe auch A. Richter, Erasmus-Studien, Dresden 1891.

[2] Vgl. Pastor, Reunionsbestrebungen 133—134.

[3] Siehe Bd II des vorliegenden Werkes S. 15 f.

[4] Über Pflug vgl. Pastor, Reunionsbestrebungen 136 f; Aschbach, Kirchenlexikon IV 530, und Beutel, Über den Ursprung des Augsburger Interims, Dresden 1888.

der Nachgiebigkeit, ja über dieselbe hinaus. Einen Moment schien es, als sollte das Werk der Einigung gelingen. Am 2. Mai 1541 ward eine Formel über die Rechtfertigungslehre von den Vertretern beider Religionsparteien angenommen. Dieselbe war jedoch so zwitterhaft, daß eigentlich kein Teil zufrieden sein konnte. Es wurde hier die halblutherische Rechtfertigungslehre vorgetragen, protestantische Elemente waren mit katholischen in seltsamster Weise vermengt. Dies ‚merkwürdige Gemisch gegenteiliger Ansichten‘[1] mißfiel bald den eigenen Urhebern. Melanchthon war damit gar nicht zufrieden. Gropper und Pflug stellten dem Kaiser vor, die Formel bedürfe weiterer Auslegung, um der Lehre der katholischen Kirche zu entsprechen. Dieses Verhalten der Mittelpartei zeigte, daß dieselbe zur Herbeiführung einer wirklichen Reunion der Getrennten nicht fähig war. Kein Wunder, daß sich jetzt an den ersten scheinbaren Erfolg sofort der jähe Sturz der ganzen Partei schloß.

Trotzdem muß man sich hüten, jene Männer, welche gleich Gropper in Regensburg die halblutherische Rechtfertigungslehre annahmen, allzu hart zu beurteilen. Das Konzil hatte über diese von den alten Theologen wenig behandelte Frage noch nicht gesprochen. Man befand sich in einer Periode des Übergangs, der Unsicherheit und Unklarheit. In solchen Zeiten hielt man vieles für möglich. Gropper und seine Gesinnungsgenossen irrten allerdings, aber sie irrten in der besten Absicht[2]. Zur Entschuldigung Groppers ist im besondern noch anzuführen, daß derselbe kein schulmäßig gebildeter Theologe war. ‚In meiner Jugend‘, schreibt er, ‚habe ich Jurisprudenz studiert. Die Bibel und die heiligen Väter fing ich erst seit dem Jahre 1530, als auf dem Reichstage zu Augsburg über religiöse Fragen gestritten wurde, zu studieren an, aber privatim, ohne Lehrer.‘[3]

Wenn nicht geleugnet werden kann, daß Gropper zu Regensburg mit seinen Zugeständnissen an die Neuerer die Grenzen des Erlaubten überschritt, so ist seine Anhänglichkeit an die alte Kirche trotzdem über allen Zweifel erhaben. Als das Konzil von Trient eine einzige formale Ursache der Rechtfertigung als katholische Lehre definierte, unterwarf er sich mit vollster Bereitwilligkeit[4]. In Köln aber ward er geradezu der Retter des alten Glaubens. Kaum hatte der unselige Erzbischof Hermann Ende 1542 Butzer an seinen Hof berufen und den Versuch eingeleitet, sein Erzstift zu protestantisieren,

[1] Vetter, Die Religionsverhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg, Jena 1889, 15.

[2] Pastor, Reunionsbestrebungen 250 269 f. Über Groppers Tätigkeit in Regensburg s. auch Dittrich im Histor. Jahrbuch XIII 196 f.

[3] Ebd. VII 412; X 404.

[4] Müller, Epist. ad Pflugium, Lipsiae 1802, 114 f. Vgl. Döllinger III 311.

so trat ihm Gropper ‚mit vollster Entschiedenheit' entgegen. Im Jahre 1544 veröffentlichte er zuerst deutsch, dann auch lateinisch eine Widerlegung des von Butzer und Melanchthon verfaßten erzbischöflichen Reformationsbuches, in welcher er Abschnitt für Abschnitt der neuen Lehre die alte katholische entgegenstellte. Auch von protestantischer Seite wird zugegeben: ‚Die ganze Streitliteratur der Jahre 1543—1547 hat auf seiten der Gegner des Erzbischofs keine Schrift von gleicher Gediegenheit aufzuweisen.'[1] In den nächsten Jahren trat Gropper auf alle Weise den Neuerern unablässig entgegen. An eine Streitschrift gegen Butzer reihte sich sein großes Werk: ‚Von wahrer, wesentlicher und bleibender Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im hochwürdigsten heiligsten Sakrament des Altars und von der Kommunion unter einer Gestalt' (1548). Daneben gab der rührige Gelehrte katechetische Arbeiten heraus. Auch hierbei leitete ihn die Absicht, den Neuerungen entgegenzuwirken: da die Protestanten durch populäre Schriften, Katechismen, Postillen und Agenden allenthalben ihre Lehre zu verbreiten suchten, sei es Pflicht der Katholiken, ein gleiches zu tun, um den gemeinen Mann und die Jugend nicht zu verlieren; bei diesen Arbeiten empfehle es sich, möglichst die eigenen Worte der Schrift und Überlieferung beizubehalten, weil dieselben auf das Volk stets einen stärkeren Eindruck machten als die Worte der Verfasser.

In Köln, wo Gropper durch die Exkommunikation des Erzbischofs Hermann die größte Gefahr abgewendet sah, beförderte er eifrig die Wirksamkeit der Jesuiten; in seiner Vaterstadt Soest setzte er im Jahre 1548 die Wiederherstellung des katholischen Kirchentums durch. Drei Jahre später begleitete er den neuen Erzbischof Adolf von Schauenburg auf das Konzil zu Trient und hielt dort eine Rede gegen den Mißbrauch der Appellationen. Auf Veranlassung Adolfs verfaßte Gropper, der inzwischen Propst zu Bonn und Archidiakonus des Erzstifts geworden, ein Gutachen, in welchem er den Nachweis führte, daß nur ein allgemeines Konzil den religiösen Zwiespalt beizulegen vermöge: Religionsgespräche machten die Gegner nur noch hartnäckiger, außerdem fehle der gemeinschaftliche Boden für die Disputation sowie der kompetente Richter.

Eine hohe Auszeichnung sollte dem verdienten Theologen noch am Abende seines Lebens zu teil werden. Am 18. Dezember 1555 ernannte ihn Papst Paul IV. zum Kardinal. Allein der bescheidene Gelehrte lehnte den Purpur ab. Als er vier Jahre später, wahrscheinlich zur Hintertreibung der Konsekration des unwürdigen Erzbischofs Johann Gebhard von Mansfeld, in Rom erschien, fand er die ehrenvollste Aufnahme beim Papste. Bereits auf

[1] Brieger in Ersch und Grubers Enzyklopädie XCII 235.

der Reise leidend, erkrankte er in Rom von neuem und verschied am 14. März 1559. Seine letzten Tage waren getrübt durch Anfeindungen von persönlichen Gegnern. Er verteidigte sich gegen die von dieser Seite ausgesprochene Anklage wegen irrgläubiger Ansichten so durchschlagend, daß Paul IV. im Konsistorium in einer langen Rede seinen Tod beklagte und über seine Verleumder scharfen Tadel aussprach[1].

Im Elsaß wirkte namentlich als Prediger Michael Buchinger. Von den Schriften dieses trefflichen Mannes ist besonders hervorzuheben seine Verteidigung der Verehrung der Bilder, des Fastengebotes und des allerheiligsten Altarssakramentes[2].

Gleichfalls Süddeutschland gehört an die Wirksamkeit des berühmten Johann Heigerlin, genannt Faber[3]. Als Sohn eines Schmiedes (daher lateinisch Faber) im Jahre 1478 zu Leutkirch im Allgäu geboren, studierte er in Tübingen und Freiburg i. Br. Theologie und Jurisprudenz, wurde Pfarrer in Lindau und im Jahre 1518 Generalvikar des Bischofs von Konstanz. Mit Erasmus und zahlreichen andern Humanisten, auch mit Ökolampadius und Zwingli stand Faber im regsten Verkehr. Der unwürdigen Ablaßkrämerei des Franziskaners Samson widersetzte sich der durch ‚Talent, Kenntnisse und Frömmigkeit' ausgezeichnete Mann mit allem Eifer und machte auch freimütig auf die Mißbräuche am römischen Hofe aufmerksam. So kann es nicht überraschen, daß er anfangs das Auftreten Luthers mit günstigen Augen ansah; als dieser sich jedoch offen von der Kirche lossagte, nahm Faber entschieden Stellung gegen ihn.

Im Herbste 1521 machte er eine Reise nach Rom, wo er unter Beihilfe des Kardinals Schinner ein Werk gegen Luthers neue Dogmen vollendete. Dasselbe ist Papst Hadrian VI. gewidmet und erschien im Jahre 1522 in der ewigen Stadt. Mit großer Belesenheit wendet sich Faber hier gegen Luthers Schrift ‚Von dem Papsttum in Rom'. ‚Der Zorn Huttens und die wieder-

[1] Schwarz im Histor. Jahrbuch VII 596 f.

[2] Paulus im ‚Katholik' 1892, II 203 ff.

[3] Vgl. Kettner, De I. Fabri vita scriptisque, Lipsiae 1737; K. Roth, Gesch. der Reichsstadt Leutkirch I (1870) 200; II 90 ff; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV² 1172 ff; Herzogs Realenzyklopädie IV² 475 ff; Kopallik, Regesten der Erzdiözese Wien II 11 f, und Nagl-Zeidler 602 f. Horawitz beabsichtigte, eine Monographie über Faber zu liefern; es erschien davon jedoch nur das erste Heft (Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Wien 1884); zu dessen Kritik vergleiche man Wahl in der Tübinger Theolog. Quartalschr. LXVIII 337 ff. Siehe ferner noch Kink I 243 ff; Wiedemann II 1 ff und Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins VIII (1893) 17 ff. Die noch von Horawitz wiederholte Angabe, Faber sei in den Dominikanerorden getreten, ist sicher unrichtig; siehe Denis 266 f und Wiedemann, Reformation II 25 A. 2.

holten Auflagen bewiesen, daß Faber mehr als einen wunden Fleck getroffen.' Sein Werk, in welchem der Primat und die weltliche Herrschaft des Papstes verteidigt, die Abstellung der Mißbräuche auf rechtmäßigem Wege gefordert wurde, ‚trug wesentlich dazu bei, die Reformpartei in Deutschland von der Umsturzpartei zu scheiden'[1]. Luther war sehr erregt: er nannte Faber einen ‚Erznarren, Eselskopf, Hurentreiber' und beauftragte Justus Jonas mit seiner Widerlegung. Schon im Jahre 1523 war letzterer mit dieser Arbeit fertig: ganz im Stile Luthers wird Faber auf dem Titel dieser Gegenschrift ‚Patron der Huren' genannt. Jonas versuchte sich übrigens nur in einer Verteidigung der Priesterehe: Keuschheit sei unmöglich, weil wider die Natur. Die Schimpfreden des Jonas hinderten die Verbreitung von Fabers Schrift nicht: die neuen Auflagen derselben fanden einen reißenden Absatz. Faber wurde nun auch von Zwingli angegriffen; im Jahre 1523 trat er demselben bei der Züricher Disputation entgegen. In demselben Jahre ernannte ihn König Ferdinand I. zu seinem Rat. Fortan war die Tätigkeit des hochbegabten Mannes eine überaus weit verzweigte. ‚Unermüdlich, mit Wort und Schrift, in Kolloquien, Predigten und öffentlichen Verhandlungen wie durch persönliche Einwirkung auf Fürsten und Städte in Deutschland und der Schweiz' trat er den Neugläubigen entgegen. Im Jahre 1526 nahm er an dem Badener Religionsgespräche teil und besuchte den Speierer Reichstag. 1527 wirkte er im Auftrage König Ferdinands in England. 1529 erschien er auf dem Reichstage zu Speier, 1530 auf demjenigen zu Augsburg, wo er hervorragenden Anteil an der Widerlegung der Konfession nahm; er war damals derart mit Arbeit überbürdet, daß er keine Zeit zur Nachtruhe fand[2]. In demselben Jahre ward er Bischof von Wien, wo er nach einer dornenvollen, aber überaus segensreichen Wirksamkeit am 21. Mai 1541 starb.

Neben seinen vielfachen Amtsgeschäften und Reisen fand Faber auch in der späteren Zeit seines Lebens noch immer Muße, Schriften gegen die Religionsneuerer abzufassen. Wie sorgfältig und eingehend er die Arbeiten der Gegner, vor allen Luthers, studierte, zeigt die Fülle von Auszügen in seinem in der Wiener Hofbibliothek bewahrten Nachlasse[3]. Im Jahre 1528 unterzog er Luthers Instruktion an die sächsischen Visitatoren einer scharfen Kritik. In demselben Jahre veröffentlichte er eine Schrift gegen die mährischen Wiedertäufer, verteidigte gegen Ökolampadius die Anrufung der Heiligen und stellte einen Vergleich an zwischen den Lehren des Hus und denjenigen Luthers[4]. 1530 gab er eine Zusammenstellung der unzähligen Widersprüche Luthers

[1] Höfler, Adrian VI. S. 363.

[2] Siehe Ficker XXIV f XXVIII—XXIX XL XLII f XLV XLVIII LXXII f LXXXII f XCIII.

[3] Vgl. ebd. XXIV.

[4] Vgl. Werner IV 170 f 204 222; Kettner, De I. Fabri vita scriptisque 31.

heraus und verteidigte im Jahre 1535 gegen denselben Messe und Priestertum, während 1536 eine eigene, Ferdinand I. gewidmete Abhandlung über den Glauben und die guten Werke erschien. Zur selben Zeit entstand eine für Papst Paul III. bestimmte Denkschrift über die Konzilsfrage; er betonte hier vor allem die Notwendigkeit, sich auf katholischer Seite in den Stand zu setzen, um die Lehren der Abgewichenen auf Grund ihrer eigenen Schriften zu widerlegen, und drang darauf, daß die durchweg unbemittelten Vorkämpfer der Kirche in Deutschland von der Kurie unterstützt und mit den nötigen Mitteln zum Besuch des Konzils versehen würden. Vier Jahre später, anläßlich des Wormser Religionsgespräches, verfaßte Faber ein Memorandum, um durch dasselbe den von den Katholiken bei den früheren Verhandlungen gemachten Fehlern vorzubeugen [1]. Wie viel der rastlose Wiener Bischof in den Stürmen jener Revolutionszeit für die Kirche geleistet, wird man vollständig erst erkennen, wenn einmal eine quellenmäßige Lebensbeschreibung desselben vorliegen wird. Sehr mit Grund sahen die Freunde der Neuerung in ihm ‚einen ihrer rührigsten und bei seiner einflußreichen Stellung gefährlichsten Gegner. Seine Zeit- und Glaubensgenossen preisen ihn als Muster eines katholischen Bischofs, als Zierde seiner Kirche, als einen Mann, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Weisheit und Sittenreinheit‘ [2]. ‚Was Cochläus für Sachsen‘, schrieb Aleander schon im Jahre 1532, ‚Eck für das Donauland, Nausea für die Rheinlande, Ber [3] für die Schweiz: das ist für die Lande des römischen Königs Johann Faber.‘ [4]

In engstem Freundschaftsverhältnis zu Faber stand Friedrich Nausea, sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu Wien [5]. Geboren im Jahre 1480 zu Waischenfeld im Bambergischen als Sohn des Wagners Grau (daher der latinisierte Familienname Nausea), widmete er sich in Leipzig den höheren Studien und zog dann nach Pavia und Padua, wo Philologie, Theologie und Jurisprudenz betrieben wurden. Im Jahre 1524 bereiste er als Sekretär des Legaten Lorenz Campeggio Deutschland, Ungarn und Italien;

[1] Vgl. Nuntiaturberichte II 13 f und Pastor, Reunionsbestrebungen 103 199.

[2] Siehe Herzogs Realenzyklopädie IV² 475.

[3] Über Ludwig Ber vgl. Sitzungsberichte der Wiener Akademie CVIII 811 f. Vischer, Gesch. der Universität Basel, Basel 1860; Fiala in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 492 f, und Nuntiaturberichte I, 2, 63.

[4] Laemmer, Mon. Vat. 119. Siehe auch den Bericht des Vergerio vom 13. Juni 1533 in den Nuntiaturberichten I 95.

[5] Neben der Monographie von Metzner vgl. noch die ergänzenden Mitteilungen von Falk in den Geschichtsblättern der mittelrheinischen Bistümer I 190 ff, und ‚Katholik‘ 1889, I 314, sowie Döllinger, Beiträge III 152 ff, und Histor. Jahrbuch VIII 1 ff; Kopallik, Regesten der Erzdiözese Wien II 29 f; Nagl-Zeidler, 603; M. Eymer, Fr. Nausea, ein Kirchenfürst und Pädagoge, Leitmeritz 1899.

zwei Jahre später sollte er die Stelle eines Pfarrers am Bartholomäusstift in Frankfurt am Main antreten, sah sich aber bald zur Flucht aus der protestantischen Stadt genötigt. Er wandte sich nun nach Mainz, wo er eine rastlose Tätigkeit im Interesse der katholischen Sache entfaltete. Durch seinen Freund Faber kam er in nähere Beziehung zu König Ferdinand, welcher ihn als königlichen Prediger und Hofrat nach Wien berief. Hier entwickelte er bald eine noch größere Wirksamkeit als in Mainz. Neben schriftstellerischen Arbeiten war es die Ausübung des Predigtamtes, welche ihn am meisten in Anspruch nahm. Im Jahre 1538 wurde er Koadjutor und 1541 Nachfolger seines Freundes Faber. Als Bischof von Wien verfaßte er für Ferdinand I. eine Denkschrift über die Frage der kirchlichen Reunion und beteiligte sich auch an den Verhandlungen des Konzils von Trient. Dort verschied er am 6. Februar des Jahres 1552.

Die Anzahl der Schriften Nauseas ist überaus groß. Sie gehören zum Teil der Philologie und Rechtswissenschaft an, zum Teil der Theologie. Die meisten derselben wurden bei Quentel in Köln gedruckt. Von seinen theologischen Arbeiten kommen vor allem in Betracht die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Predigtwerke, in welchen er fast alle Glaubenslehren behandelte. Tausende hat er durch dieselben der alten Kirche erhalten, Tausende zu derselben zurückgeführt[1]. ‚Meister in der Exegese, handhabt er die Heilige Schrift mit bewunderungswürdiger Bravour; klar und präzis stellt er die katholische Glaubens- und Pflichtenlehre vor Augen und weiß mit dialektischer Gewandtheit allen Einwürfen siegreich zu begegnen. Dabei verrät er eine aszetische Durchbildung, welche mit Ehrfurcht erfüllt. Zur Veranschaulichung stehen ihm Beispiele aus der Profan-, Kirchen- und Heiligengeschichte in Fülle zu Gebote. Auf sonstigen rhetorischen Schmuck verzichtet er in der Regel.‘[2]

Eine bedeutende Leistung Nauseas ist auch sein katholischer Katechismus. Er hatte denselben bereits in Mainz abgefaßt, konnte ihn aber erst im Jahre 1543 veröffentlichen. Überbürdung mit Geschäften und Arbeiten, angegriffene Gesundheit und Mangel an den zur Herausgabe erforderlichen Geldmitteln waren die Ursachen dieser langen Verzögerung. Außerdem hatte er, um seinem Buche die möglichste Vollendung und vollkommenste Zuverlässigkeit zu geben, dasselbe einer Anzahl von Kardinälen zur Prüfung vorgelegt; denn er wollte ein Werk liefern, das möglicherweise von der nach Trient ausgeschriebenen Kirchenversammlung als ein allgemeines Lehrbuch, wie ein solches vielseitig gewünscht wurde, angenommen und empfohlen werden könnte. Wenn auch

[1] Vgl. Laemmer, Mon. Vat. 96 99. Auf seinem Grabsteine ist Nausea predigend abgebildet, siehe Denis 392.

[2] Metzner 103.

letzteres nicht geschah, so fand doch der Katechismus Nauseas, ein Folioband von 654 Seiten, in kirchlichen Kreisen so großen Beifall, daß er noch bei Lebzeiten des Verfassers sowohl in als außer Deutschland mehreremal aufgelegt wurde [1].

Während Nausea sich in seinem Katechismus gegen die Kommunion unter beiden Gestalten ausspricht, befürwortete er später in seinem Werke über das Konzil die Gewährung derselben, in der Hoffnung, auf diese Weise die Getrennten leichter für die Kirche zu gewinnen. Auch die Aufhebung des obligatorischen Charakters des Zölibates glaubte er im Hinblick auf die vielen und großen Ärgernisse, welche den geistlichen Stand verächtlich machten und den schreienden Priestermangel mitbedingten, dem Papste nahelegen zu sollen.

Segensreicher als solche Vorschläge war seine Anregung zur Reform des Klerus. Eine Ursache des Sittenverfalles desselben fand er unter anderem in der Vernachlässigung des Studiums der Kirchenväter. Er empfahl deshalb wiederholt die Werke der heiligen Väter wie der großen Gottesgelehrten des Mittelalters seinen Zeitgenossen auf das angelegentlichste [2].

Mehr noch als die rheinischen Theologen zeichneten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die bayrischen aus. Auch hier darf sich die Weltgeistlichkeit tüchtiger Vertreter der alten Lehre rühmen: einzelne Leistungen derselben sind sogar von ganz hervorragender Bedeutung. Dies gilt vor allem von der ‚Deutschen Theologie‘ des Bertold Pirstinger (1508—1525 Bischof von Chiemsee), welche im Jahre 1528 zu München im Druck erschien. ‚Gott zu Lob‘, sagt der Verfasser, ‚christlicher Kirch zu Dienst, deutscher Nation zu Behelf und uns Elenden zu heilsamer Unterweisung unterstehe ich mich, aus Schriften und Lehrern, sonderlich aus St Augustins Büchern zu suchen und zusammen zu klauben, auch in diesen Traktat zu bringen, was der Wahrheit gleich und zum Grund christlichen Glaubens dienstlich ist, in Hoffnung, ihr möget daraus guten Bescheid und Bericht nehmen, wie und was ihr endlich für gewisse Wahrheit glauben sollet.‘ Zwar wolle er nicht mit jenen disputieren, die Neid wider die Priesterschaft oder Verdruß an guten Werken oder Unlust zum Gottesdienst hätten. Diese lasse der Teufel nimmer aus seinen ‚Krämpeln‘. Diejenigen jedoch, die nicht aus Bosheit, sondern aus Unverstand vom Wege der Wahrheit abgewichen, diesen frommen Leuten schicke Gott in der Zeit der Versuchung Hilfe. Eine solche, hofft Bertold, werde den durch die lutherische Irrlehre verführten Deutschen sein Buch sein. Freilich werde es von den Gegnern geschändet, gelästert, verspottet, verworfen und verdammt werden. Nichtsdestoweniger habe er ‚als

---

[1] Moufang, Die Mainzer Katechismen, im ‚Katholik‘ 1877, 57. Jahrg., 627—633. [2] Metzner 80 102.

ein Knecht, der Goit seinem Herrn hundert Metzen Weizen oder hundert Krüge Öles schuldig sei, sich im Namen Gottes unterstanden, die hernachfolgende Meinung in hundert Kapitel zu bringen'. In denselben werden nicht nur die Streitpunkte über Glauben und Werke, Schrift und kirchliche Autorität, Natur und Gnade, Sakramente, Fegfeuer, Ablaß, Hierarchie, Gelübde behandelt, sondern auch die Lehren von der heiligsten Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes sowie kosmologische und kirchenrechtliche Fragen allgemeiner Art berücksichtigt. Das durch echt religiöse Wärme und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Werk Bertolds, das man als eine vollständige Dogmatik bezeichnen kann, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der katholischen Literatur im damaligen Deutschland [1].

An Bertold von Chiemsee schließen sich an: Johann Altensteig, Pfarrer zu Mindelheim; Johann Haner, Domprediger zu Bamberg; Lorenz Hochwart und Paul Hirschbeck, beide Prediger zu Regensburg; Johann Freyberger, Domherr zu Freising; Leonhard Haller, Weihbischof zu Eichstätt; Matthias Kretz, Prediger zu Augsburg und München [2]; endlich die Ingolstädter Professoren Georg Hauer († 1536), Nikolaus Apel († 1545), Leonhard Marstaller († 1546), Georg Theander [3], an ihrer Spitze Johann Eck.

Dieser berühmte Vorkämpfer der katholischen Sache war ein Mann von hervorragender und durchaus seltener Begabung. Nach Gelehrsamkeit und Wirkung beansprucht derselbe unter den in Bayern tätigen Theologen den ersten Rang [4]. In ziemlich dürftigen Verhältnissen wurde er am 13. November 1486 in dem schwäbischen Dorfe Eck geboren. Michael Maier, ‚ein redlicher Bauer', war sein Vater; doch nannte er sich später nach seinem Heimatsorte meist nur Johannes von Eck oder einfach Johann Eck, lateinisch Johannes Eckius (Eccius). Nachdem ein Oheim, Martin Maier, Pfarrer in Rottenburg, den achtjährigen Knaben ‚von der Herde weggenommen' und den Studien zugeführt hatte, entwickelte sich sein Talent erstaunlich rasch. In drei Jahren hatte er die humanistischen, in weiteren drei Jahren die philosophischen Studien vollendet. Mit 14 Jahren (Januar 1501) erhielt er zu

---

[1] Vgl. Maurenbrecher, Kathol. Reformation I 248; Lämmer, Vortrid. Theologie 29—30; Histor.-polit. Blätter VII 113 ff; Scheeben I 444; Heinrich, Dogmatik I 103 A. 2.

[2] Vgl. über die Genannten Kobolt 232 330 f 382 ff; Paulus, Katholische Schriftsteller 546 550—554; Histor.-polit. Blätter CXI 30. Über Kretz speziell Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXIV (1894) 1 ff. Zwölf Briefe von Johann Haner, meist an Aleander gerichtet, einzelne an Vergerio, Kard. Sancho und Paul III., veröffentlicht Friedensburg in den Beiträgen zur bayrischen Kirchengesch. V.

[3] Vgl. Paulus, Katholische Schriftsteller 546 552 555 560.

[4] Urteil von Riezler VI 359 f; vgl. auch IV 56 f 304 f.

Tübingen die philosophische, mit nicht ganz 24 Jahren (22. Oktober 1510) zu Freiburg die theologische Doktorwürde und stand um die Zeit seiner Priesterweihe (13. Dezember 1508), ‚trotz seiner Jugend und Mittellosigkeit‘ schon mit den bedeutendsten Gelehrten der Zeit in freundschaftlichem Verkehr [1].

Eck war außerordentlich vielseitig veranlagt. Er interessierte sich für alles, für die schwierigsten Fragen der Scholastik wie für die mystische Theologie, für spekulative Probleme wie für das positive Wissen der Zeit. Den neu erwachten humanistischen Studien brachte er lebhafte Begeisterung entgegen [2]. Die Reden und Predigten seiner ersten Priesterjahre sind überladen mit Zitaten aus den Klassikern [3]. Im Hebräischen, dessen Studium er in Freiburg begonnen, suchte er noch in seinen späteren Jahren sich zu vervollkommnen. In Bologna kopierte er alte Inschriften, in Wien und Melk sah er Manuskripte älterer Scholastiker ein. Für seine Ausgabe des Dionysius Areopagita hat er sich aus Regensburg eine alte Handschrift schicken lassen; gegen Luther verwertete er zum Beweise des Primates eine ungedruckte vorgratianische Kanonensammlung. In der Frage der Kalenderverbesserung wußte er im Namen der Universität Ingolstadt seine Ansicht ebenso geltend zu machen wie auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Sogar die Sitten und Geschichte der Tataren erregten seine Aufmerksamkeit: er übersetzte einen ‚Traktat von baiden Sarmatien und andern anstoßenden Landen in Asia und Europa wunderparlich zu hören‘ [4].

Eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete Eck besonders, seit er zu Ingolstadt Ende 1510 eine feste Anstellung als Professor der Theologie und Prokanzler der Universität gefunden hatte. In Freiburg, wo er doktoriert hatte, war es ihm trotz seiner Befähigung nicht gelungen, ein ihm entsprechendes Amt zu erhalten.

Als junger Professor zu Ingolstadt huldigte Eck zunächst ganz der spätscholastischen Richtung. Den subtilsten der großen Scholastiker, Duns Scotus, legte er seinen Vorlesungen zu Grunde, obschon er auch von Gerson sich beeinflußt zeigt. Sein erstes größeres theologisches Werk handelte über die schwierige Frage der Prädestination. Er gefiel sich damals im Aufstellen gewagter Thesen [5], bei deren Verteidigung es mehr auf eine Gymnastik des Geistes, Betätigung von Schlagfertigkeit, als auf die Wahrheit der Sache ankam. Auf den Disputationen, namentlich auf jener von Bologna im

[1] Wiedemann, Dr Johann Eck 8 27 29.

[2] Siehe Bd I des vorliegenden Werkes S. 87. Vgl. Wiedemann 3 f 36 43 495.

[3] Selbst in theologischen Schriften weiß er Zeugnisse der Dichter zu verwerten. De poenitentia I 7.

[4] Näheres bei Wiedemann 23 60 71 74 457 488 500.

[5] Beispiele ebd. 65. Vgl. die Thesenzettel in der Disputatio Viennae habita.

Jahre 1515 und zu Wien 1516, gelang es ihm denn auch, den Ruhm eines gewandten Disputators und bedeutenden Theologen sich zu erkämpfen. Doch fühlte Eck bereits damals die Mängel der niedergehenden Scholastik. Schon sein erstes Werk[1] kehrte sich gegen eine ältere Richtung an der Universität Freiburg. Die Kommentare zu Petrus Hispanus (Papst Johann XXI.) sowie zu den logischen, psychologischen und naturphilosophischen Schriften des Aristoteles, welche er in den Jahren 1517—1520 in rascher Folge erscheinen ließ, sollten nach Absicht der herzoglichen Regierung ebenfalls dem Zweck einer Reform der philosophischen Studien zu Ingolstadt dienen[2].

Ein völliger Umschwung trat in Ecks wissenschaftlicher Tätigkeit ein, nachdem er fast durch Zufall in den Streit mit Luther verwickelt worden. Verfolgte er bisher nur theoretisch-wissenschaftliche Zwecke, so entschloß er sich jetzt, sein Wissen zu verwerten, um in die brennenden Fragen der Zeit einzugreifen. Seine Reisen hatten jetzt nicht mehr ein rein wissenschaftliches Ziel. Dreimal erschien er in Rom: zweimal in Sachen der Bulle gegen Luther, ein drittes Mal als Gesandter seiner Fürsten. Ein Besuch bei König Heinrich VIII. von England und seinen Theologen hing wohl ebenfalls mit apologetischen Bestrebungen zusammen[3]. Wie Eck in Leipzig der Vorkämpfer gegen Luther und Karlstadt war, so erschien er im Jahre 1526 als Gegner von Zwinglis Anhängern zu Baden. Ungerufen mischte er sich in die religiösen Streitigkeiten in Ulm. ‚Dieweil ich leb', schrieb er, ‚will ich allen Ketzern, Abtrünnigen Zwiespaltigen in unserem heiligen Glauben wider sein, und wider sie streben nach meinem höchsten Vermögen.' Das Ansehen des unermüdlichen Kämpfers war schon um diese Zeit ein sehr großes. Auf seiner Durchreise nach Baden begehrte der Konstanzer Rat seine Hilfe in den religiösen Wirren der Stadt; in Memmingen nahm der bedrängte katholische Klerus Zuflucht zu seinem Wissen. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 entwickelte er eine solche Tätigkeit, daß Kardinal Campeggio sich veranlaßt fand, nach Rom zu berichten: ‚Ich achte ihn für die fortwährenden Arbeiten, die er getan hat und noch tut, wert des Bischofsstuhles.' Auf den Kolloquien zu Worms im Jahre 1540 und zu Regensburg im Jahre 1541 war er Hauptsprecher der Katholiken. Während des letzteren Tages brach sich an seiner Prinzipienklarheit und Festigkeit die Halbheit der Interimsfreunde. Selbst in seiner letzten Krankheit war er noch schriftstellerisch tätig, bis endlich am 10. Februar 1543 der Tod dem Unermüdlichen die Feder entwand[4].

[1] Bursa pavonis. Logices exercitamenta.

[2] Wiedemann 33. [3] Ebd. 30 139 184 185.

[4] Ebd. 206 258 260 262 266 352. Über Ecks Auftreten in Regensburg s. Bd III des vorliegenden Werkes 503, sowie Dittrich, Contarini, Braunsberg 1885 und desselben Miscellanea Ratisbonensia, Brunsbergae 1892; über seine

Ecks polemische Werke geben schon durch ihre Zahl Zeugnis von dem Eifer und der Arbeitskraft ihres Verfassers. In der Zeit seiner ersten Kämpfe mit Luther, vom August 1518 bis Ende 1519, ließ er nicht weniger als dreizehn kleinere Schriften erscheinen, von denen sich zehn auf die Leipziger Disputation beziehen[1]. In ähnlicher Weise sind auch viele seiner späteren Arbeiten Gelegenheitsschriften. In manchen derselben wird ein gegnerisches Werk durchgenommen und zurückgewiesen, wie z. B. in der ‚Verlegung der Disputation zu Bern' im Jahre 1528, der ‚Ableinung der Verantwurtung Burgermeisters vnd Rats der Stat Costenz' im Jahre 1527. Andere bezweckten, in die religiösen Verhältnisse zu Gunsten der Katholiken einzugreifen, wie ‚Ein Sendbrief an eine fromme Eidgenossenschaft'. Wieder andere[2] sollten Angriffe auf seine Person abwehren.

Wichtiger sind jene Arbeiten, in denen einzelne Kontroverspunkte besprochen und die katholischen Lehren systematisch begründet werden. Das erste und umfangreichste derartige Werk behandelt die Lehre vom Primat. Die Wahl des Stoffes war durch Luthers Schrift ‚Von der Gewalt des Papstes' und die Wichtigkeit des Gegenstandes gegeben. ‚Wie tüchtige Meister in den bildenden Künsten vor allem der Gestaltung des Hauptes ihre Sorgfalt zuwenden, so habe ich, da ich gegen die Häresie Luthers zur Feder griff, den Anfang mit dem Haupte gemacht, das heißt mit dem Ansehen der Kirche und des Papstes. Denn war diese Wahrheit einmal siegreich erwiesen, so mußten alle Angriffe des Nichtswürdigen in sich zusammenfallen.'[3] Wie der Gegenstand, so war auch die Methode der Behandlung durch die Rücksicht auf die Gegner vorgeschrieben. Besondere Berücksichtigung finden die Humanisten, ‚die da meinen, aus der Schule des Diomedes und Priscian in die Schule Christi aufsteigen zu können'[4]. Mit den spekulativen Erörterungen der Scholastik war gegen diese ‚grammatischen Theologen' nichts auszurichten.

Tätigkeit auf dem Augsburger Reichstag von 1530 und seinen Anteil an der Konfutation der Augsburgischen Konfession vgl. Ficker XXVII XXXII f XXXV f XCVIII. Eck und Adelmann s. Thurnhofer, Bernhard Adelmann 54 f.

[1] ‚Auf der großen Leipziger Disputation', urteilt Riezler IV 59, ‚die vom 27. Juni bis 15. Juli 1519 zwischen Eck, Karlstadt und Luther abgehalten wurde, war Eck vielleicht auch durch Gelehrsamkeit und Gewandtheit, jedenfalls aber dadurch im Vorteil, daß er genau wußte, was er glaubte und wollte, während Luther über seine Ziele noch nicht im klaren war und durch die Disputation erst der Gärungsprozeß in seinem Innern beschleunigt wurde.'

[2] Schutzred Kindlicher Unschuld wider den Catechisten Andre Hosander und sein Schmachbüchlein (1540). In Replica Io. Eckii adversus scripta secunda Buceri apostatae (1543) findet sich eine Expurgatio Eckii a mendaci infamatione, quia adhuc vivit Eckius. Aus diesen beiden Schriften sind wir genau über den Lebensgang des Verfassers unterrichtet.

[3] De poenitentia, Ingolstadii 1522, dedicatio. [4] De primatu l. 1, c. 1.

‚Wenn diese sehen, wie Luther nur die Heilige Schrift und die Väter zitiert, so sind sie sofort gefangen. Ich will daher Luthers Schrift mit ganz klaren Zeugnissen aus dem christlichen Glauben widerlegen und unsere Lehren aus der Heiligen Schrift, den Aussprüchen der heiligen Väter und den Dekreten der hochheiligen Konzilien beweisen, neuere Autoren, welchen jener in seiner Anmaßung kein Gewicht beilegt, beiseite lassen.‘ So werden denn im ersten Buche des Werkes die Stellen der Heiligen Schrift über den Vorrang des hl. Petrus eingehend besprochen, die Erklärungen der Väter vorgelegt, die Auslegungen Luthers zurückgewiesen. Das zweite Buch gibt die Lehre der Väter und Konzilien über den gleichen Gegenstand und fügt am Schlusse einige Gründe für eine monarchische Verfassung der Kirche bei. Das dritte widerlegt Luthers Theorie, nach welcher der Primat rein menschlichen Ursprunges ist. Das Werk gibt Zeugnis für Ecks gewaltige Belesenheit und widerlegt Luthers Aufstellungen. Unvermeidlich war bei dem damaligen Stand der Kritik, daß Eck noch manche unechte Texte, namentlich aus Gratian, entlehnte [1]. Manchmal indes, wo die damalige Forschung schon Zweifel erhoben hatte, wie gegen die Konstantinische Schenkung, erwähnt Eck dergleichen kritische Bedenken [2]. Von geschichtlichem Interesse sind des Verfassers Urteil über die Konstanzer Synode, seine Bemerkungen über Mißbräuche an der römischen Kurie, seine Klage über die Verweltlichung der Bischöfe [3].

In ganz ähnlicher Weise verteidigte Eck die katholische Lehre vom Fegfeuer (1523 und 1530), von der Buße (1522 und 1523), von der Bilderverehrung (1522), von der heiligen Messe (1526). Spekulative Erörterungen sind soviel als möglich umgangen und das Hauptgewicht auf den positiven Nachweis der katholischen Lehren aus Schrift und Tradition gelegt.

Eine ungleich größere Verbreitung als diese hauptsächlich für Gelehrte bestimmten Einzeluntersuchungen gewann ein mehr populär gehaltenes Werkchen, das Eck Melanchthons ‚Loci communes‘ gegenüberstellte: sein sog. ‚Handbüchlein‘ [4]. Diese auf Wunsch des Kardinals Campeggio herausgegebene

[1] Vgl. Hergenröther in der Fortsetzung von Hefeles Konziliengesch. IX 104 ff 130.

[2] ‚Instabit diversarius, hanc (donationem) esse inanem paleam sine grano, quam Dantes Florentinus et Laurentius Valla diu triturarunt, multi praeterea ex iureconsultis dubitant an sit facta, ut Leopoldus Bebenburgius . . . explicat; et qui credunt eam esse factam, adhuc dubitant an valuerit. . . . At utcumque sit, tantae dubietatis pelagum hic non expiscabimur. Quia ut Card. Cusanus inquit, ista quaestio non est soluta hactenus, nec solvetur verisimiliter umquam.‘ De primatu l. 2, c. 16.

[3] De primatu l. 1, c. 43; l. 3, c. 6 49 50. Über Reformvorschläge, welche Eck im Jahre 1523 in Rom vorlegte, s. Histor. Jahrbuch 1884, 371 f.

[4] Enchiridion locorum communium adversus Lutheranos (Landshut 1525 deutsche Übersetzung, s. l. 1530. Wir benutzten die von 1565). Das Büchlein, sagt Eck in



Schrift befaßt sich mit sämtlichen Kontroverspunkten zwischen Katholiken und Neugläubigen, mit den brennenden Fragen über die Gewalt der Konzilien und Päpste, über Sakramente und Rechtfertigung ebensowohl als mit den Einwürfen der Protestanten gegen Annaten und Erlaubtheit des Türkenkrieges. Die Behandlung schreitet in der Weise voran, daß an der Spitze jedes Kapitels zunächst die katholische Lehre in Thesenform zusammengefaßt wird. Dann folgt die Begründung durch Zusammenstellung von Schrift- und Väterstellen und die Widerlegung der gegnerischen Einwürfe; zum Schluß wird das Ergebnis und der positive Inhalt des Ganzen noch einmal übersichtlich zusammengefaßt. Welchen Beifall das Büchlein fand, sieht man aus den häufigen Auflagen, die es erlebte. Noch 1525 erschienen vier Ausgaben, darunter je eine in London und Krakau. Im folgenden Jahre ward es in Köln und Rostock je einmal, außerdem noch dreimal aufgelegt; im ganzen zählt man bis zum Jahre 1600 nahe an 50 Ausgaben, darunter 8 in Köln, 9 in Ingolstadt, 5 in Paris, 4 in Lyon, 3 in Antwerpen. Gewidmet war es dem König Heinrich VIII. von England, dessen Buch gegen Luther Eck 1523 in einer eigenen Schrift verteidigt hatte. Im Jahre 1530 begann Eck seine Werke gegen Luther in einer Gesamtausgabe von neuem drucken zu lassen[1].

Eine nicht zu unterschätzende Tätigkeit gegen die Neugläubigen übte Eck auch durch sein Predigtwerk aus. Da bei dem Mangel derartiger katholischer Werke die protestantischen Homilien auch unter Katholiken Leser fanden, ja selbst ungelehrte Priester ihnen den Stoff für ihre Vorträge entnahmen[2], so hatten die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern den berühmten Apologeten zur Abhilfe dieses Übelstandes aufgerufen. Ecks Erklärung der sonn- und festtäglichen Evangelien und seine Predigten über die Sakramente fanden solchen Beifall, daß von der deutschen Ausgabe in den Jahren 1530—1583 vier Auflagen, von der lateinischen Übersetzung bis zum Jahre 1579 17 Ausgaben nötig wurden[3], abgesehen von dem Druck in Ecks gesammelten Werken.

---

der Vorrede zur Ausgabe vom Jahre 1529, habe er auf den Rat des Kardinals Campeggio herausgegeben, ‚quo occupatiores, quibus non vacat grandia heroum volumina revolvere, in promptu et brevi (ut aiunt) manu haberent, quo haereticis occurrerent'. Zugleich sollte es ein ‚summarium credendorum' für die ‚simpliciores' sein, ‚ne a pseudoapostolis subverterentur'. Wiedemann 536. Zu Ecks ‚kurzen und treffenden' Ausführungen über das Verhältnis der inspirierten Schrift zur kirchlichen Überlieferung und Lehrautorität in seinem Enchiridion vgl. Holzhey 149 f.

[1] Wiedemann 528 ff 586 f.

[2] ‚Nam dum schismatici acervos, imo montes homiliarum emiserint, contra catholici rarenter sermones ad plebem ediderunt, adeo ut inquisiti tam ex clero quam laicis hunc fucum praetexerint: emisse quidem se et legisse Lutheri et aliorum homilias, quia catholicorum non extarent venales.' Homiliarius, dedicatio.

[3] Wiedemann 573—580 597—611 613.

Da diese Homilien nicht unmittelbar an das Volk gerichtet sind, sondern an ungelehrte Priester, ‚die ohne Kork nicht schwimmen können‘ [1], so ist auf rhetorischen Schwung weniger Sorgfalt verwandt. Dagegen zeichnen sie durch klare und gehaltvolle Erörterung sich aus. Ein fünfter Teil seiner Predigten [2] gibt eine Erklärung der zehn Gebote und ist interessant, weil Eck in der Erklärung des Sittengesetzes mitunter sehr ins einzelne geht, so daß ein Einblick in die Kasuistik der damaligen Zeit möglich wird [3].

Daß Eck in seinen polemischen Schriften die richtige Methode getroffen hatte, zeigte ihr Erfolg. ‚Höre, Abtrünniger‘, redet er Butzer an, ‚bedient sich Eck etwa nicht der Worte der Schrift und der Väter? Warum antwortet ihr ihm nicht auf seine Schriften über den Primat Petri, über die Buße, die Messe, das Fegfeuer, auf so viele Homilien, auf so viel anderes? In Wittenberg rühmten sie sich vor der Leipziger Disputation: Eck wird dem Karlstadt und Luther nicht gewachsen sein, denn er wird seinen Scotus, Occam, Thomas usw. zitieren, während jene auf Augustin, Cyprian sich stützen. Aber was sagte mir der katholische Herzog Georg von Sachsen? „Ich sehe, daß auch ihr die Kirchenväter und die Heilige Schrift vorbringt, und glücklicher als Eure Gegner.“‘ [4]

[1] Diese Bestimmung erklärt es, warum mitunter im Text auf andere Werke verwiesen wird, wo weitere Belehrung zu finden ist. In der Trauerrede beim Begräbnis des Kaisers Maximilian (von Wiedemann übersehen. Sie steht Homiliarius IV, Ingolstadii 1536, tom. IV, fol. 272 f) wird so auch einmal auf Thomas von Kempis verwiesen, und zwar wahrscheinlich auf die ‚Imitatio‘ (fol. 273ª), so daß also Eck diesen für den Verfasser angesehen hätte.

[2] Von Wiedemann und Schneid übersehen. Der Titel lautet: ‚Der Fünfft vnd letst | Tail Christenlicher Predig von den | Zehen Gebotten, wie die zu halten, vnd | wie die übertretten werden, Zu | wolfart den frumen Chri- | sten des alten glau- | bens. | Durch doctor Johan Eck | Vicecancellier zu In- | goldstat. | Getruckt zu Ingoldstadt, durch | Georgen Krapffen. | MDXXXIX.‘

[3] Unter anderem behandelt Eck die Lehre vom Wucher und Zinsnehmen in vier vollen Predigten (26—29, fol. Lᵇ—LIXᶜ). — Bei Entscheidung streitiger Fälle sucht Eck sich in der Mitte zu halten; weder will er ‚die Gewissen zu weit machen und den Sündern Bölsterlein oder Pfulben under die Ellenbogen geben‘, noch auch ‚freventlich verdammen ein ganze Meng‘ (fol. XXVIᶜ). Denn wenn etwas, ‚gemein ist in dem Land und gebraucht von Leuten, die für ehrbar geacht werden und frumm, für gottesfürchtig und guter Gewissen, und in langem Herkommen und Brauch: so soll das nit für Sünd geacht werden noch Unrecht‘. ‚Es ist nit allweg von nöten, daß einer gang den sichern Weg; es ist wohl ratsam. Ich will sagen: wann widerwärtige Meinung seind der Lehrer, ob etwas Sünd sei, ist nit von Nöthen, daß er allweg dem sichern Weg nachfolge; dann er sündet nit darumb, wann schon er den andern Weg fürnimmt‘ (fol. XXVIIIª). Über Eck und das kirchliche Zinsverbot vgl. auch Schneid in den Histor.-polit. Blättern CVIII 321 ff 473 f 570 ff 659 ff 789 f, wo jedoch die Ausführungen von Janssen im vorliegenden Werke Bd I 487 f A. 5 übergangen sind.

[4] Bei Wiedemann 275 (aus Ecks Apologia).

Doch bei seinen Gegnern war das Totschweigen[1] seiner Gründe der einzige Erfolg. Seine Person wurde dabei nicht totgeschwiegen. Man sagte ihm nach, nur aus eigensüchtigen Beweggründen verharre er bei den Katholiken; eine ironische Äußerung des gefürchteten Gegners auf dem Religionsgespräch zu Regensburg wurde dahin ausgelegt, daß er sich den Protestanten förmlich angetragen habe. Dazu beschuldigte man ihn der Habsucht, des Ehrgeizes, der Trunksucht, der Unzucht. ‚Die Neuchristen‘, klagt er selbst, ‚sind eifrig darauf aus, alle Vertreter der guten Sache zu verspotten, zu verleumden, in Schrift und Bild zu verhöhnen. Bei solch bitteren Kränkungen müssen die Katholiken mit Christus sagen: Laßt sie, sie sind blind und Führer von Blinden.‘[2] Meist schwieg Eck auch auf solche Angriffe. Einigemal aber fand er es geboten, sich zu verteidigen. Gegen die Anklage der Ehrsucht macht er geltend, er habe mehr als ein Kanonikat ausgeschlagen. ‚Dein (des Osiander) nachredig Zung schuldigt mich der Ehrgeytigkait. Thust mir unrecht. Ich will mein Lebtag ain Schulmaysker bleiben. Sunst seynd mir wohl zugestanden Thumherren-Canonicat zu Cöln, Augspurg, Trient, Lütich und Regenspurch; ich bin aber willkürlich in studio bliben.‘[3]

Der Anklage auf Unsittlichkeit gegenüber fragt er mit großer Ruhe, ob es denn denkbar sei, daß ein unbemittelter Mensch, der schon im 14. Jahre den Doktorgrad der Philosophie erhalten habe, dem man im Alter von 18 Jahren die wissenschaftliche und sittliche Überwachung von zahlreichen Jünglingen anvertraute, den so viele ausgezeichnete Männer ihrer Freundschaft würdigten, bei all dem ein Sündenleben habe führen können, wie die Gegner es ihm vorwarfen. ‚Waren denn die Prälaten, Adeligen und Bürger, die meiner Sorge ihre Neffen und Söhne anvertrauten, blind vor Liebe zu mir?‘[4]

---

[1] Ganz ohne Antwort blieb Eck übrigens nicht. ‚Wie der Dialog [Eckius dedolatus, eine unwürdige Posse] für Ecks erstes großes Auftreten auf der Leipziger Disputation von 1519, so bildet die Oratio [ein ähnliches Produkt] für sein letztes [?] auf dem Augsburger Reichstag von 1530 das satirische Denkmal; sie ist eine Antwort auf Ecks 404 Artikel.‘ Eckius dedolatus, herausgeg. von S. Szamatólski in Latein. Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts II xi.

[2] ‚Neochristiani nihil prius habent, quam omnes bonos cuiuscumque ordinis eludere, calumniari, scriptis et imaginibus subsannare. In huiusmodi pessimis contumeliis dicere debent catholici cum Christo: Sinite illos, caeci enim sunt et duces caecorum. Alias tamen in universum curae et cordi esse cuique debet, ut nomen bonum habeat.‘ Hom. 1 de S. Petr. et Paul. Homiliarius de sanctis fol. 135[d].

[3] Bei Wiedemann 376.

[4] Wiedemann 379. Mit obiger Äußerung würde nicht im Widerspruch stehen, wenn Eck sich zeitweilig sittlich verfehlt hätte, wie dies ziemlich deutlich aus den Trauerreden, die ihm von seinen Freunden gehalten wurden, hervorzugehen scheint. Siehe Tres orationes funebres in exequiis Io. Eckiis Ingolstadii habitae, Ingolstadii 1543,

‚Wer hat mich je zutrinken sehen, auch wenn ich etwas heiter bin im Kreis meiner Freunde und Gäste? Die mühevolle Arbeit so vieler Vorlesungen vor meinen Schülern, so vieler Predigten vor dem Volke, so vieler Bücher, die von mir und mit meiner Hand herausgegeben wurden, legt Zeugnis ab von meiner Nüchternheit.'[1]

Eck war nach Ausweis seiner Schriften ein lebhafter Geist und jovialer, mitunter derber Charakter, von unverwüstlicher Arbeitskraft und Arbeitslust. Auch Katholiken, wie z. B. Pallavicini, haben an ihm den herben Ton seiner Schriften beklagt, durch welchen er Luther nur noch mehr in seinen Irrtum hineingetrieben habe. Doch muß jedenfalls zugegeben werden, daß nicht er es war, der zuerst den herben Ton anschlug[2]. Aber auch diese Tadler lassen Ecks Gelehrsamkeit alle Gerechtigkeit widerfahren[3]. Für Cochläus war Eck der ‚hochgelehrt und tiefgegründt Theologus'. Kardinal Pole ehrte ihn mit dem Titel ‚Achilles der Katholiken'[4].

B[3], B[4], C[7]. In der ersten Rede sagt allerdings Joh. Salicetus von den Gegnern, die Eck luxum vorwerfen: scimus et nos quam *sobrie et caste* vivant (die Gegner) — sie sollen daher nicht den Strohhalm im Auge des Nächsten sehen.... Vos autem, patres amplissimi, quos ut veros Christianos etiam de iis, quorum vita non admodum *integra et sceleris pura est* pie sentire scio, cum amicis ... deflete (Eck). Dagegen spricht der zweite Redner, Georg Flach, von Ecks innocentissima vita — von dessen morum claritate. Der dritte aber, Michael Wagner, sagt: Labilis est humana natura, et ut ad casum facilis, sic facile post casum assurgit; nihil aliud (crede mihi) communis ille inimicus (Teufel), in *vulnerando pugile nostro effecit*, quam quod sibi solertiorem cautioremque hostem vendicavit. *Eckii peccata novimus*, sicut et Regii prophetae Davidis, novimus autem et quaesitam medicinam, frequentia ieiunia, lachrimas amarissimas, saepe repetitans confessionem etc.... Quis hoc pacto non consequeretus misericordiam? Quis hisce medicinis pristinae *sanitati non restitueretus?* Wenn demnach Eck in Bezug auf Sittenreinheit nicht ganz vorwurfsfrei war, so hat er nach denselben Zeugen aber doch sehr ernste Buße getan. Daß die Gegner Ecks Vergehen in maßloser Weise übertrieben, ist zweifellos. Diese Übertreibungen weist Eck zurück; er gesteht aber ein, daß er ein Sünder sei.

[1] Wiedemann 377.

[2] ‚Malui tamen modestiam servare theologicam', sagt er in seiner Defensio contra amarulentas Andr. Bodenstein invectiones, ‚quam muliercularum more rixari, scommatibusque aculeatis et iniuriis maledicum referire, quod non existimem viri boni esse, vel inferre vel referre iniuriam.... Id tamen inprimis curandum, cum de mysteriis sacratissimae fidei nostrae agitur.' Vgl. Wiedemann 93.

[3] Pallavicini, Istoria del Conc. di Trento l. 1, c. 6, Milano 1745, I 64: ‚Echio ... uomo eccellente per dottrina et per eloquenza, come rendono palese le sue opere date alla stampa.... E questa [la contraddizione] dal Echio sarebbesi potuta far meno acerba.... Forse i contraddittori, col dichiararlo Eretico primo del tempo, il fecero diventare.'

[4] Wiedemann 424. Daß Eck der gefährlichste und schlagfertigste Gegner Luthers war, wird von neueren protestantischen Historikern allgemein zugestanden; siehe

2.

Als Johann Eck zur ewigen Ruhe einging, weilten auf deutschem Boden bereits Mitglieder des Ordens, von welchem der wirksamste Widerstand gegen den Protestantismus wie eine nachhaltige Wiederbelebung der theologischen Studien ausgehen sollte. Mit dem Auftreten der Jesuiten und der gründlichen Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffes durch das Konzil von Trient beginnt eine neue Epoche für die katholische Theologie: ein frischer, echt katholischer Geist drang in alle Länder, auch in das arg verwüstete Deutschland.

Die Bedeutung des Konzils in theologischer Hinsicht kann kaum hoch genug angeschlagen werden; seine Glaubensentscheidungen sind mit bewunderungswürdiger Klarheit, Präzision und Weisheit abgefaßt, viele seiner Dekrete wahre Muster kirchlicher Lehrentwicklung. Aus dem Nebelmeer menschlicher Meinungen trat der Gottesbau der katholischen Glaubenslehre in neuer Reinheit und Schönheit hervor, stark und einheitlich, angestaunt selbst von den Feinden der Kirche[1]. Der dogmatische Zusammenhang mit der apostolischen Vergangenheit war in allen angegriffenen Punkten wiederhergestellt, Irrtum und Wahrheit haarscharf geschieden; jeglicher unklaren Vermittlungstheologie[2] war der Boden entzogen. Alle Katholiken fühlten sich wieder geeinigt; neues Leben durchströmte die alte Kirche.

Alsbald nach dem Abschluß des Konzils beginnt für die katholische Theologie eine Zeit der Blüte, ‚welche an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Leistungen in der Kirchengeschichte nicht ihresgleichen hat'. Die eigentliche Größe dieser Zeit besteht darin, ‚daß alle Seiten der Theologie in innigster Gemeinschaft und Wechselwirkung gepflegt werden. Die Exegese ist keine bloß philologisch-kritische, sondern verwertet zugleich die Errungenschaften der Scholastik und Patristik zum tieferen Verständnis und zur volleren Begründung der katholischen Lehre; die großen Kontroversisten besaßen eben in der Verbindung scholastischer Durchbildung und gründlicher exegetisch-historischer Kenntnisse ihre Stärke. Die besseren scholastischen Theologen pflegten nicht einseitig die Spekulation, sondern knüpften, wie an die spekulativen Traditionen des Mittelalters, so auch an die Grundlage der Heiligen Schrift und der Väter an; und die hervorragenden patristischen Theologen benutzten ihrerseits wieder

---

Maurenbrecher, Katholische Reformation I 175. Günther, P. Apian 88. Ficker XXXII. Vgl. auch den Ausspruch Menzels in den Histor.-polit. Blättern LXIX 813, und Geß, Cochläus 28.

[1] Vgl. Bd IV des vorliegenden Werkes S. 428 ff.

[2] Hierher gehören die Bestrebungen G. Cassanders, über welche man vgl. Fritzen, De Cassandri eiusque sociorum studiis irenicis, Monast. 1865, und Deschrevel, Hist. du Séminaire de Bruges, Bruges 1891, 385 ff. Weitere Literatur in meinem Artikel über Cassander in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II[2] 2020.

die Scholastik als Leitfaden zum Verständnis der heiligen Väter, wie denn auch manche Theologen auf allen oder mehreren dieser Gebiete zugleich tätig waren.'[1]

An dieser allgemeinen Blüte hatte auch Deutschland seinen Anteil. Überblickt man die dort entstandene theologische Literatur, so ist kein Zweifel, daß auch jetzt Polemik und Kontroverse das Übergewicht haben. Allein ein Unterschied ist auf diesem Gebiete gegenüber der vorhergehenden Periode deutlich erkennbar: Polemik und Kontroverse werden mehr systematisch und im großen Stil betrieben und erlangen dadurch eine hohe Vollendung. Das Hauptverdienst gebührt hier dem Orden der Gesellschaft Jesu. Die zahlreichen Polemiker und Kontroversisten der vortridentinischen Zeit haben Tüchtiges geleistet; allein es fehlte ihnen der Mittelpunkt, sie kämpften vereinzelt und erzielten deshalb keine durchschlagenden Erfolge. Die Jesuiten waren es, welche zuerst einen geregelten Widerstand gegen den Protestantismus ins Leben riefen, welche methodisch, einheitlich, geschlossen auftraten zum Schutze des alten Glaubens. Ihre Kollegien und Lehranstalten erwiesen sich bald in allen Gauen des katholischen Deutschland nicht bloß als Brennpunkte des kirchlichen Lebens, sondern auch als Hochburgen der heiligen Wissenschaft. Da die Flut der polemischen Literatur auf seiten der Protestanten noch immer im Steigen war, ergab es sich, daß auch die Jesuiten sich vornehmlich der Kontroverse und Polemik zuwandten. Sie stellten auf diesem Gebiete eine größere Anzahl von Verteidigern als sämtliche übrigen Orden zusammen[2].

Der erste Hauptvertreter jesuitischer Polemik in Deutschland, Gregor von Valentia, stammte aus Spanien, allein fast dreiundzwanzig Jahre seines besten Wirkens gehören Deutschland an und auch fast alle seine Schriften sind in Deutschland erschienen. Geboren 1551 zu Medina del Campo, wirkte dieser geistvolle Mann seit dem Jahre 1575 als Lehrer der scholastischen Theologie zu Dillingen und Ingolstadt. Er galt mit Recht als einer der ersten Theologen seiner Zeit, gleich groß auf dem Gebiete der scholastischen und positiven wie auf demjenigen der polemischen Theologie[3]. Die bedeutenste seiner Streitschriften ist die im Jahre 1585 zu Ingolstadt erschienene ‚Analyse des katholischen Glaubens'. Zweck dieses Werkes war, zu zeigen, daß einzig das katholische Bekenntnis vermögend sei, sich als das wahre zu erweisen, und daß das im Papste verkörperte unfehlbare Lehramt der Kirche der absolut

[1] Scheeben, Dogmatik I 446.

[2] Hurter, Nomenclator lit. 163. Vollständigkeit in der Aufzählung der katholischen Polemiker ist hier ebensowenig beabsichtigt wie für die erste Periode. Eine derartige Arbeit würde ein eigenes Werk erfordern.

[3] Vgl. Scheeben I 451; Hurter 151 f; de Backer III 1264 ff; Verdière II 166 f 519 f.

geforderte Hort und Wächter des wahren Christenglaubens sei. ‚Die christliche Lehre‘, äußert sich Valentia, ‚enthält größtenteils solche Sätze und Wahrheiten, welche über das Fassungsvermögen der menschlichen Vernunft hinaus liegen; also muß die Glaublichkeit derselben auf eine Art verbürgt und gestützt sein, durch welche der Mangel an vernünftiger Evidenz vollkommen ersetzt wird: der gläubige Christ muß wissen, warum er das glaubt, was er gläubig annimmt. Ein solcher absolut zureichender Grund seines gläubigen Dafürhaltens ist nur dann vorhanden, wenn eine Autorität da ist, auf deren Ansehen hin das zu Glaubende mit unbedingter Beruhigung angenommen werden kann. Diese infallible Lehrautorität in Glaubenssachen kann keine rein menschliche sein, obschon ihre Träger nach göttlicher Anordnung Menschen sind, die jedoch, um in Glaubenssachen untrüglich zu reden und zu entscheiden, von Gott inspiriert sein müssen. Diese von Gott inspirierte Autorität muß in der Kirche immerfort vorhanden sein und zu jeder Zeit befragt werden können; also muß sie sich in der Kirche auch durch alle Zeit fortsetzen, und jene Kirche wird die wahre sein, welche die lebendige Präsenz einer von Gott eingesetzten und geleiteten Lehrautorität vorzuweisen hat. Dies vermag einzig die katholische Kirche, welche den römischen Papst zum Haupte hat und in ihm den lebendigen Träger jener infalliblen Lehrautorität besitzt. So oft also der Papst in Glaubenssachen ex cathedra spricht, ist sein Ausspruch als infallible Lehrentscheidung anzuerkennen, und alle Gläubigen haben sich demselben zu unterwerfen.‘ [1] Der hier entwickelte streng theologische Gedankengang ist wesentlich derselbe, der mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit und Schärfe bei sämtlichen Polemikern des Jesuitenordens wiederkehrt.

Im ganzen sind von Gregor von Valentia nicht weniger als 26 Kontroversschriften erhalten, welche im Jahre 1591 gesammelt erschienen. Sobald derselbe Kunde erhielt, daß ein polemisches Werk eines protestantischen Theologen unter der Presse war, bemühte er sich, die Druckbogen zu erhalten, um gleichzeitig mit dem Angriff Antwort und Verteidigung als Gegengift erscheinen lassen zu können. Wegen seiner Schlagfertigkeit war Gregor bei den Protestanten ungemein verhaßt; seine Kritik der calvinischen Abendmahlslehre rief eine ganze Flut von heftigen Gegenschriften hervor [2]. Zuweilen, wie z. B. in seiner Polemik gegen den württembergischen Theologen Heerbrand, ging übrigens auch der feurige Spanier in seiner Ausdrucksweise zu weit, was ihm den Tadel von Canisius zuzog [3]. Letzterer,

---

[1] Werner, Gesch. der kathol. Theologie 6.

[2] Vgl. Werner, Suarez I 49 f.

[3] Siehe Bd V des vorliegenden Werkes S. 445—446. Der um die deutschen Jesuiten durch seine wiederholten ‚Visitationen‘ hochverdiente spanische Jesuit Hiero-

eine überaus milde Natur und das auffallendste Gegenbild zu Luther, war nicht nur ein Feind aller harten und bittern Polemik, sondern in den ersten Jahren seines Wirkens überhaupt kein Freund der direkten Bekämpfung der Neuerer. ‚Nicht disputieren, sondern ertragen, mehr durch Taten zu erbauen als durch Worte': das war sein Grundsatz. Später freilich, nach genauerer Kenntnisnahme der deutschen Verhältnisse, sah auch der milde Canisius die Notwendigkeit einer direkten Verteidigung ein und machte sogar den Vorschlag, eine Art von Schriftstellerkolleg der deutschen Jesuiten zu gründen [1]. In einem auf Befehl des Papstes Pius V. begonnenen Werke wandte er sich in offen ausgesprochener Weise gegen die Magdeburger Centuriatoren. Er wollte ihre Unehrlichkeit und Verkehrtheit an der Behandlung anschaulich machen, welche sie einzelnen großen Gestalten der christlichen Urzeit hatten angedeihen lassen; so erschien 1571 die lateinische Schrift über Johannes den Täufer, 1577 die ‚Über Maria, die unvergleichliche Jungfrau und hochheilige Gottesmutter'. Im Jahre 1583 vereinigte der Verfasser beide Werke in einem mächtigen Foliobande, welcher den Titel trägt: ‚Entstellungen des Wortes Gottes.' Besonders wertvoll ist der zweite Teil, der sich mit Maria beschäftigt; Canisius hat hier seinen ursprünglichen Plan, die Centuriatoren zu widerlegen, dahin erweitert, daß er die gesamte katholische Marienlehre und Marienverehrung zur Darstellung bringt und gegen alle im Laufe der Jahrhunderte vorgebrachten Irrtümer und Entstellungen verteidigt. Canisius bekundete in dieser Arbeit eine staunenswerte Kenntnis der theologischen Literatur von den Väterzeiten bis herab auf seine Tage; der gelehrte Kardinal Wilhelm Sirleti, Vorsteher der Vatikanischen Bibliothek zu Rom, hatte eine Anzahl bisher ungedruckte Stücke aus griechischen Vätern und Kirchenschriftstellern beigesteuert. Kardinal Hosius, selbst ein großer Gelehrter, war von dem Buche hoch entzückt; für das Zeitalter der Glaubensspaltung ist es wohl einzig in seiner Art [2].

---

nymus Nadal legte den hitzigen Theologieprofessoren des Ingolstädter Kollegs, Pisan und Peltan, dringend ans Herz: Sie möchten zwar der katholischen Wahrheit nicht das Geringste vergeben, dabei aber im Disputieren mit ihren Amtsgenossen und andern Gelehrten äußerst bescheiden sein. ‚Sie sollen eine solche Mäßigung und ein so ruhiges Benehmen zeigen, daß sie eher in den Verdacht der Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit geraten, als den geringsten Anlaß zu Streitigkeiten geben.' Monumenta Paedagogica Societatis Iesu, quae primam Rationem Studiorum anno 1586 editam praecessere. Edd. Caecilius Gomez Rodeles S. J., Marianus Lecina S. J. etc., Matriti 1901, 784.

[1] Siehe Bd IV des vorliegenden Werkes S. 410 413 f. Vgl. Nagl-Zeibler 603 f, wo die neueste Canisiusliteratur verzeichnet ist.

[2] Rieß, Canisius 420—447. Braunsberger in der Zeitschr. für kathol. Theologie 1890, 738—739. Scheeben III 478.

Die meisten Polemiker aus der Gesellschaft Jesu lebten in Bayern, wo der Orden an den Herzogen Wilhelm V. und Maximilian I. mächtige Schützer besaß. Zu Ingolstadt, dann zu Dillingen und Köln sind die meisten Werke dieser Kontroversisten entstanden und gedruckt worden. Das ausführlichste Werk zur Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Angriffe der Protestanten, die durch große Gelehrsamkeit wie einen würdigen, von aller Schmähung der Gegner freien Ton ausgezeichneten ‚Disputationen' Bellarmins, erschien zuerst in den Jahren 1581—1592 in drei Foliobänden zu Ingolstadt.

Aus der großen Zahl der in Deutschland tätigen Polemiker des Jesuitenordens seien hervorgehoben: Hermann Thyräus aus Neuß († 1591), die Spanier Alfonsus Pisanus († 1598) und Hieronymus Torres († 1611), Theodor Anton Peltanus aus Lüttich († 1584), der Lothringer Johann Moquet († 1642), der Landshuter Matthias Mayrhofer († 1641), Jakob Keller († 1631) und der Augsburger Sebastian Heiß († 1614). Letzterer von 1599 bis 1613 Professor zu Ingolstadt, zeichnete sich durch seltene Begabung, vielseitige Bildung und außerordentliche Belesenheit aus. In seinen Streitschriften behandelte er die Lehre von der Kirche, Eucharistie und vom Meßopfer [1].

Als tüchtige Kontroversisten erwiesen sich ferner die Jesuiten Johann Spitznaes († 1609), Jakob Crusius aus Bamberg († 1617), Emmeran Welser († 1618) und Johann Hammer aus Goslar († 1606), Verfasser der von vielen Protestanten bekämpften Schrift: ‚Prädikanten-Latein, das ist drei Fragen, allen genannten evangelischen Prädikanten von vielen Katholischen oftermals aufgegeben, aber nie bishero gründlich beantwortet, jetzo aufs neue in Reimen verfasset: 1. Ob es wahr sei, daß der Papst von Gotteswort abgefallen und dasselbe unterdrückt habe? 2. Ob die genannten Evangelischen katholisch seien? 3. Ob jemals einer durchs neue Evangelium selig geworden?' [2]

Die bisher Genannten werden weit übertroffen durch Georg Scherer, Jakob Gretser und Adam Tanner.

Georg Scherer, auf das schlimmste von den Protestanten verleumdet [3], stammte aus Schwaz in Tirol. Im Jahre 1559 in den Jesuitenorden getreten, betätigte er 40 Jahre lang eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit, welche namentlich den österreichischen Landen zugute kam († 1605) [4]. Seine

[1] Vgl. über die Genannten Hurter und de Backer unter den betreffenden Namen. Über Mayrhofer und Keller siehe auch Bd V des vorliegenden Werkes S. 479 595 596—599.

[2] Hurter 166. [3] Vgl. Bd V des vorliegenden Werkes S. 559.

[4] Vgl. ‚Katholik' 1864, II 35 f; Hurter 164 f; de Backer II 606 f; Nagl-Zeidler 608 f.

sehr zahlreichen Kontroversschriften erschienen 1599 gesammelt in zwei Bänden in dem mährischen Prämonstratenserkloster Bruck. Der Verfasser zeigt in denselben eine für jene Zeit nicht unbedeutende Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache: seine Schriften sind wahrhaft volkstümlich abgefaßt. Dies gilt namentlich von der Abhandlung ‚Merk- und Kenn-Zeichen der wahren und falschen Kirchen‘ und nicht minder von einer Abhandlung, in welcher ‚zwölf Ursachen der Bekehrung vom Luthertum zum Christentum‘ erörtert werden. ‚Es ist kein anderer Glaube‘, heißt es hier am Schluß, ‚keine andere Kirche bishero fester und beständiger unter so mancherlei Verfolgungen geblieben. Da findet man Gottes Wort ungestümmelt, rein und lauter, ohne Verfälschung, mit samt der heiligen Väter und Lehrer wohlgegründeter Erklärung und Auslegung. Durch diesen Glauben sind unsere Vorfahren fromm, gottesfürchtig und gewissenhaft geworden, sind auch darüber von Gott dem Allmächtigen im Geistlichen und Zeitlichen gesegnet worden. Da ist die rechte Eintracht und Einigkeit, ein Herz und eine Seele in allen Gläubigen; da sind die zu den Schafen und Lämmlein Christi rechtmäßig berufenen Hirten; da ist die recht ordinierte Priesterschaft, das wahre Sakrament des Altars, die rechte Absolution und Vergebung der Sünden. Da ist der ganz unzertrennte, ungenähte Rock der christlichen Religion. Da ist der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit; da ist die Schule des Heiligen Geistes, darin alle Wahrheit gelehrt wird.‘

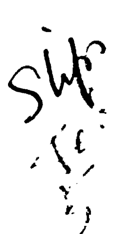
Scherer versteht es vortrefflich, sich der Auffassungsweise des Volkes anzubequemen; hie und da entspricht allerdings seine Ausdrucksweise allzusehr dem Geiste der damaligen bittern Polemik. Dies gilt unter anderem von seinen Streitschriften gegen die Württemberger Theologen Osiander, Otzinder und Heerbrand.

Wie andere Polemiker seiner Zeit, so bemühte sich auch Scherer, im einzelnen darzutun, daß die Lehren der Neugläubigen nichts weiter seien als Wiederholungen längst überwundener Irrtümer. Diesen Zweck verfolgte die im Jahre 1588 zu Wien erschienene Abhandlung ‚Der lutherische Bettlermantel‘. ‚Die Einreden der Protestanten gegen die von ihnen verworfenen Lehren, Bräuche und Einrichtungen der Kirche‘ — wird hier ausgeführt — ‚sind lediglich eine Wiederholung jener alten häretischen Lehrmeinungen, welche die Kirche im patristischen Zeitalter verdammt hat. Sie sagen mit Aërius, daß Gebete, Vigilien, Opfer für die Verstorbenen unnütz seien und das Fasten zu nichts tauge; sie sagen mit Simon Magus und Eunomius, daß der Glaube allein selig mache und die Werke gleichgültig seien; in der Verwerfung des Chrisams bei der Taufe und Firmung sind ihnen die Novatianer und Donatisten, in der Verwerfung des Heiligenkultus Vigilantius vorausgegangen; den Vorrang der Jungfräulichkeit vor der Ehe hat seinerzeit Jovinian ge-

leugnet; daß die Schrift keinen Unterschied zwischen Bischof und Presbyter kenne, ist eine Häresie des schon genannten alten Aërius; in ihrem Hasse gegen den Papst und den Römischen Stuhl wiederholen die Protestanten nur die von den Petilianern und Novatianern ausgestoßenen Schmähungen. Die lutherische Lehre von der Erbsünde ist manichäisch; die Lehre von der Ubiquität des himmlischen Leibes Christi ist eutychianisch; die Behauptung, daß Christus nur im Augenblick der Nießung im Sakramente gegenwärtig sei, eine alte Ketzerei, gegen welche seinerzeit Gregor von Nyssa und Cyrill von Alexandrien geschrieben.‘ [1]

Ein Sohn des Landes Tirol war auch Adam Tanner, Schüler des Gregor von Valentia. Neben seiner langjährigen Lehrtätigkeit fand dieser hochbedeutende Theologe [2] noch Zeit zu einem reichen schriftstellerischen Wirken. Von seinen Kontroversschriften ist neben dem Bericht über das Regensburger Religionsgespräch vom Jahre 1601 und einer Arbeit über das Glaubensprinzip vor allem seiner ‚Anatomie der Augsburger Konfession‘ zu gedenken. Dieselbe zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird unter Anführung von zehn Gründen dargetan, daß die Konfession zu verwerfen sei. Im zweiten Teile werden ebenfalls zehn Gründe aufgestellt zum Nachweise dafür, daß die Kirche der genannten Bekenntnisschrift nicht die wahre sei. Die Gründe der Gegner werden sehr eingehend widerlegt. Besondere Rücksicht nimmt Tanner dabei auf eine Arbeit des protestantischen Theologen Jakob Heilbrunner.

Tanners Bedeutung als Kontroversist ist sehr hoch angeschlagen worden: manchen gilt er sogar als der erste katholische Polemiker, den Deutschland damals hervorbrachte [3].



Gleichfalls ein Schüler des Gregor von Valentia war Jakob Gretser, ‚vielleicht der gelehrteste unter den Jesuiten seiner Zeit‘ [4]. Geboren im Jahre 1562 zu Markdorf in der Diözese Konstanz, trat er früh in die Gesellschaft Jesu, studierte in Ingolstadt und wurde dort schon im Jahre 1588 Professor der Philosophie und im Jahre 1592 Professor der Theologie. Abgesehen von einigen Unterbrechungen, zu welchen ihn seine schriftstellerische Tätigkeit nötigte, lehrte er, bis im Jahre 1616 seine geschwächte Gesundheit ihn zwang, sich zurückzuziehen († 1625). Obgleich seine vieljährige Lehrtätigkeit zum größeren Teile der scholastischen Philosophie und Theologie gewidmet war, so sind doch

---

[1] Werner, Gesch. der kathol. Theologie 15—16.

[2] Vgl. das Urteil von Scheeben im ‚Katholik‘ 1867, I 162.

[3] Siehe Hurter 254 f. Vgl. Verdière II 250; de Backer II 1050 ff.

[4] Werner, Suarez I 50. Vgl. über Gretser Hurter 297 f; Verdière II 230 f 527; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon V² 1199—1200. Siehe auch Bd V des vorliegenden Werkes S. 567 und oben S. 271 ff.

seine ungemein zahlreichen Schriften (17 Foliobände)[1] vorzugsweise positiven Wissenszweigen zugewendet: archäologischen und historischen Untersuchungen, der Herausgabe historisch wichtiger Dokumente, vor allen aber polemischen Erörterungen. Schon die Aufzählung der Namen seiner protestantischen Gegner zeigt, wie unermüdlich Gretser tätig war. Es sind Streitschriften von ihm vorhanden gegen Junius, Danäus, Hospinian, Dresser, Marbach, Melchior Volk, Jakob Heilbrunner, Zäemann, Molineus, Daniel Cramer, Samuel Huber, Goldast, Leonhard Hutter, Mornay, Ägidius Hunnius, Andreas Libavius, Simon Stein, Gabriel Lermäus, Cambilhon, Andreas Lonner, Johann Forster, Johann Jakob Huldreich, Ernst Zephyrius, Johann Pappus, Thomas Wegelin, Markus Beumler, Hasenmüller und Leiser. In allen diesen Schriften legt Gretser eine Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn an den Tag: mit einer Unermüdlichkeit ohnegleichen ist das Material von den verschiedensten Orten herbeigetragen. Die literarische Fruchtbarkeit und Arbeitskraft des Verfassers flößen Staunen und Bewunderung ein. Leider kann der polemischen Tätigkeit Gretsers kein unbedingtes Lob erteilt werden. In leicht begreiflicher Erregung beantwortete er — von Haus aus ein derber und urwüchsiger Charakter — nur zu oft die Schmähreden seiner Gegner in gleichem Tone. Noch weiter ging in dieser Hinsicht sein Ordensgenosse Konrad Vetter[2]. Glücklicherweise ist diese geharnischte, in die Niederungen des derben Volkstones herabsteigende Polemik keineswegs allgemein herrschend unter den Jesuiten geworden: es war das vor allem die Wirkung der eindringlichen Ermahnung des seligen Canisius und anderer Mitglieder der Gesellschaft[3].

Wie schwer es den Jesuiten und andern katholischen Polemikern fallen mußte, Mäßigung zu bewahren, zeigt ein Blick auf die gegnerische Literatur. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ein neuerer Historiker dieselbe als ‚ein Meer von bewußter Lüge, planmäßiger Verleumdung, Brutalität und Niedertracht‘ bezeichnet[4]. ‚Der Antichrist zu Rom‘ und die ‚viesauischen Jesuwiderwärtigen‘ waren die hauptsächlichste Zielscheibe der Angriffe.

Nicht minder heftige Angriffe hatte von protestantischer Seite eine Anzahl von Polemikern zu erdulden, welche Gottes Gnade wieder zur alten Kirche zurückgeführt. Diese Männer wurden laut des schmählichsten Verrates beschuldigt, und ganz unerhörte Herausforderungen nötigten sie zur Selbstverteidigung. Lange hat ihr Andenken unter den Angriffen jener Zeit zu

[1] Regensburg 1734—1741. Vgl. de Backer I 2254—2279 und Sommervogel III 1763 ff, der 229 gedruckte und 39 handschriftliche Werke Gretsers aufzählt.

[2] Vgl. Bd V des vorliegenden Werkes S. 439 f.

[3] Vgl. oben S. 594 und Bd IV des vorliegenden Werkes S. 411 A. 1.

[4] Dr Cardauns in seiner Rezension von Bd V des vorliegenden Werkes in der Köln. Volkszeitung 1886, Nr 287, 3. Blatt.

leiden gehabt, und erst die neueste Forschung ist ihnen gerecht geworden. Wenn man das Leben dieser Konvertiten näher betrachtet, so kann man in der Tat an der Ehrlichkeit ihres Charakters und der Reinheit ihrer Absichten nicht zweifeln. ‚Auf ihre Beweisführungen haben die Gegner nichts Triftiges einzuwenden gewußt. An religiöser und theologischer Bildung stehen sie hoch über diesen; an volkstümlicher Darstellung und Sprachgewandtheit erreichen sie dieselben vielfach. Ihre Schärfe und Derbheit geht nur so weit, wie diejenige ihrer Ankläger und Verfolger: sie ist nur der Widerhall von dem, was diese in den Wald gerufen. Die Anatomien des Luthertums, wie sie diese Konvertiten aus den eigenen Schriften Luthers vornahmen, waren einfache Notwehr, und was sie Abstoßendes enthalten, ist eben aus den Schriften Luthers und der Seinigen geschöpft.‘[1] Damit soll übrigens nicht geleugnet werden, daß einzelne einen Ton angeschlagen haben, der durchaus nicht gebilligt werden kann.

Zur Gruppe dieser Polemiker gehören Friedrich Staphylus, Jakob Rabe, Johannes Nas, Sebastian Flasch und Johann Pistorius. Bei allen diesen Schriftstellern zeigt sich deutlich der Einfluß der neuen Zeit, welche mit dem Konzil von Trient und dem Auftreten der Jesuiten anhebt. Dasselbe ist der Fall bei den Polemikern Georg Eder, Jodokus Lorichius, Andreas Erstenberger, Johann Paul Windeck, Kaspar Schoppe, Andreas Forner und Ägidius Albertinus[2]. Wie Albertinus, so stand auch Andreas Fabricius († 1581) eine Zeitlang in bayrischen Diensten. Er ist der Verfasser eines Werkes über die Augsburger Konfession, das sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn auszeichnet; in demselben weist er die einzelnen von der Kirchenlehre abweichenden Behauptungen dieser protestantischen Bekenntnisschrift als längst verurteilte Entlehnungen aus früheren Häretikern nach und deckt die Abweichungen der späteren, in Wittenberg gedruckten Ausgaben der Konfession von dem offiziellen, Kaiser Karl V. überreichten Exemplare auf. ‚Das Werk erhebt sich nach Umfang, Methode und Inhalt über den Kreis des Gewöhnlichen und trifft eine verwundbare Stelle, indem es neben der sachlichen Widerlegung darauf

---

[1] A. Baumgartner in den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ XXXI 553.

[2] Die wichtigsten polemischen Werke der oben Genannten sind bereits in Bd V des vorliegenden Werkes besprochen. Vgl. auch Riezler VI 369 f 383 f. Über Eder siehe noch Wiedemann, Reformation II 143 ff und Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXV (1895) 13 ff 81 f, über Pistorius Hurter 167 f und Histor. Jahrbuch XXIV 755 f. Über Jodokus Lorichius vgl. Ehses in der ‚Festschrift zum 1100jährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom‘, Freiburg 1897, 242 ff. Über Albertinus vgl. K. v. Reinhardstöttner im Jahrbuch für Münchener Gesch. II (1888) 13—87; ders. in den ‚Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns‘ II (1894) 86—118; Riezler VI 344 f; Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXXXIII (1904) 589 ff 646 ff. Über Albertinus' Sprache siehe das Programm von Himmler, München 1902.

ausgeht, zu zeigen, wie die reformatorische Dogmatik bisher dem Fluß und Wechsel unterworfen gewesen sei.‘[1] Gegen die Neuerer, deren Dogmatik so schwankend und wechselnd, fordert Fabricius die schärfsten Maßregeln, sogar die Anwendung von Waffengewalt[2]. Dieselbe Ansicht verfochten der Münchener Stiftsherr Dobereiner und Maximilians Erzieher Johann Baptist Fickler, von welchem eine Anzahl von scharfen Streitschriften erhalten sind[3].

Gleichzeitig mit den Genannten entfaltete eine rege literarische Tätigkeit gegen die Religionsneuerer der bayrische Hofprediger Johann zum Wege, latinisiert a Via. Derselbe übersetzte die ‚Confessio‘ des Kardinals Hosius und die Heiligenleben des Surius und verfaßte im Auftrage Herzog Albrechts V. zur Verbreitung unter dem Volke die ‚Christliche Lehr und Ermanung, wie man jetzschwebende Irrthumm durchs Wort Gottes erkennen und fliehen sol‘ (München 1569). Hieran reihte sich im folgenden Jahre eine Verteidigung der katholischen Lehre von der heiligen Eucharistie, der Messe und der Verehrung der Heiligen[4].

Rudolf Clenck, der eine Zeitlang als weltgeistlicher Lehrer der Theologie in Ingolstadt wirkte, trat mit polemischen Schriften über Zölibat, Rechtfertigung, Beicht und Ehe an die Öffentlichkeit. Eine lang dauernde und bedeutende Lehrtätigkeit an der genannten Hochschule entwickelte Peter Stevart, von welchem eine Verteidigung des Jesuitenordens erhalten ist[5].

Ebenfalls Professor derselben Universität war der Kontroversist Oswald Fischer, genannt Arnsperger († 1568 als Suffragan von Freising). Gleichzeitig mit ihm wirkte der Konvertit Martin Eisengrein († 1578); dieser Gelehrte verfaßte zahlreiche polemische Traktate, welche auf gründlichen Studien der Väter beruhen, und Kontroverspredigten, welche als Einzeldrucke eine weite Verbreitung fanden. Durch Eisengrein ward für die Kirche gewonnen der Sachse Kaspar Franck. Dieser bereits im 41. Jahre seines Lebens (1584) allzu früh der Wissenschaft entrissene Mann ‚gehört zu den bedeutenderen Gelehrten, welche die Universität Ingolstadt im 16. Jahrhundert zierten, und seine zahl-

[1] Kellner in der Allgemeinen deutschen Biographie VI 503.

[2] Vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV² 1191, und Bd V des vorliegenden Werkes S. 481.

[3] Siehe Föringer in der Allgemeinen deutschen Biographie VI 775 f. Vgl. auch Bd V des vorliegenden Werkes S. 481 u. 482.

[4] Vgl. Streber in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VI² 1780 f, wo indessen ein Hinweis auf die von Falk in der Zeitschr. für kathol. Theologie II 802 f über zum Wege zusammengestellten Notizen fehlt. Siehe jetzt den Aufsatz von Roth im Histor. Jahrbuch XVI 565—575.

[5] Siehe Hurter 9 u. 327, sowie Bd V des vorliegenden Werkes S. 476—479. Über Rudolf Clenck siehe den vortrefflichen Aufsatz von L. Pfleger in den Histor.-polit. Blättern CXXXII 45 ff 90 ff.

reichen polemischen Schriften zeigen ernste Studien, insbesondere im Gebiete der Patristik'. Besondere Hervorhebung verdient auch die einfache und gründliche Schrift über die Ursachen seiner Konversion[1].

Nur kurze Zeit war tätig zu Ingolstadt der ebenso gelehrte wie beredte Jakob Feucht, seit 1572 Weihbischof von Bamberg. Durch eine in dem genannten Jahre veröffentlichte Kontroversschrift: ‚Christlicher Bericht, wie ein Christ auf die 37 Hauptartikel des wahren christlichen Glaubens antworten soll', geriet derselbe in einen langen Streit mit Osiander. Von den ausgezeichneten Predigten Feuchts, welche vielfach einen polemischen Charakter haben, wird noch die Rede sein[2].

Die bisher aufgeführten Männer, deren Zahl sich noch leicht vermehren ließe, legen Zeugnis dafür ab, was Bayern[3] und insbesondere Ingolstadt in jenen schweren Zeiten für die katholische Sache geleistet hat. Die Universität Ingolstadt erscheint in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als der eigentliche Mittelpunkt der katholischen Bestrebungen in Deutschland[4]. Nirgends wurde die heilige Wissenschaft so eifrig gepflegt wie dort. Eine Reihe von angesehenen protestantischen Laien und Geistlichen empfing eben hier den ersten Anstoß zu ihrer Rückkehr in den Schoß der Kirche; die meisten katholischen Verteidigungsschriften sind in Ingolstadt entstanden oder im Druck erschienen. Mit der genannten Hochschule wetteiferte Dillingen, wo der Kontroversist Alfonsus Pisanus und eine Zeitlang auch der Niederländer Wilhelm Lindanus lehrten. Unter den zahlreichen polemischen Schriften des zuletzt Genannten ragen seine Verteidigung der Zölibates gegen Chemnitz sowie seine ‚Evangelische Rüstkammer' hervor[5].

Eine ähnliche Bedeutung, wie Ingolstadt für den Süden, gewannen für die Rhein- und Maingegenden Köln und Würzburg.

---

[1] Siehe Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IV² 341 f (hier auch über Johann Eisengrein, Verfasser mehrerer geschätzter aszetischer Werke) u. 1683 f, sowie Räß II 20 f, Allgemeine deutsche Biographie VII 272 f und Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXXIV (1899) 545 ff 617 ff. Über Fischer siehe Prantl II 491 und Kobolt 225.

[2] Unten im Kapitel über die Predigt.

[3] Von sonstigen bayrischen Verteidigern der katholischen Kirche seien noch hervorgehoben: Georg Lauter und Albert Hunger (Hurter 170) sowie der Bamberger Weihbischof Friedrich Forner, dessen Wirken Wittmann in den Histor.-polit. Blättern LXXXVI 565 ff 656 ff eingehend schildert. Siehe auch Berichte des Histor. Vereins für Oberfranken XXXIV 147 ff und v. Reinhardstöttner, Volksschriftsteller der Gegenreformation in Altbayern, in den ‚Forschungen zur Kultur- und Literaturgesch. Bayerns' II (1894) 46—139.

[4] Kampschulte in Reuschs Literaturbl. II 912; vgl. Ranke, Päpste II⁶ 22.

[5] Über Lindanus siehe Hurter 62 f.

An den Hochschulen beider Städte wirkte Franz Coster, der volle 67 Jahre der Gesellschaft Jesu angehörte (1552—1619). Wie durch seine aszetischen Schriften, so erwarb sich dieser heiligmäßige Mann auch durch polemische Arbeiten bleibende Verdienste. Sein berühmtes ‚Handbuch der Kontroversen' erschien zuerst im Jahre 1585 zu Köln, erlebte bereits in den nächsten Jahren mehrere Auflagen, ward in verschiedene Sprachen übersetzt und rief nicht wenige protestantische Gegenschriften hervor. Im Jahre 1591 trat der berühmte Jesuit Nikolaus Serarius in die Würzburger theologische Fakultät ein; er wurde jedoch schon gegen das Jahr 1597 nach Mainz versetzt. Hier entstanden sowohl die noch zu erwähnenden exegetischen wie die polemischen Schriften dieses bedeutenden Gelehrten. Von letzteren ist die heftige Streitschrift ‚Luthers Nachtlicht' hervorzuheben; der Verfasser will mit derselben die Frage beantworten, ‚ob D. Martin Luther der Mann gewest, durch welchen der Teufel diß seltsame Spiel angefangen'. ‚Und darauf', schreibt Serarius, ‚sag ich rund und kurtz: Ja, dem ist in der Wahrheit also und nit anderst. Und das steht mir im Namen Gottes darzutun mit diesen nachfolgenden dreißig Argumenten, Beweisungen und Schlußreden.'

Als Serarius nach Mainz ging, kam der Niederländer Martin Becanus nach Würzburg, wo er mit großem Erfolge die dogmatisch-polemische Theologie vortrug. Auch er ward (im Jahre 1601) nach Mainz berufen († 1624 zu Wien als Beichtvater Kaiser Ferdinands II.). In zahlreichen, durch Kürze und Klarheit hervorragenden Kontroversschriften verteidigte er die alte Kirche gegen calvinistische, anglikanische und lutherische Theologen. Durch Übersichtlichkeit ausgezeichnet ist sein ‚Handbuch der Kontroversen', von welchem er auch einen Auszug veröffentlichte[1]. Zwei sehr tüchtige Arbeiten lieferte Balthasar Hager. Die erste derselben ist in deutscher Sprache abgefaßt: ‚Kleiner Wegweiser zum wahren Glauben'; die andere, lateinisch, vergleicht die Augsburger Konfession und das Konzil von Trient mit dem Worte Gottes[2].

Als Kontroversisten taten sich ferner hervor die Würzburger Professoren Petrus Röstius, Christoph Marianus, Maximilian Sandäus[3] und Adam Contzen.

---

[1] Siehe über die Genannten die sorgfältigen Angaben von Ruland 6 ff; vgl. auch v. Wegele I 275 f, und über Becanus noch Bd V des vorliegenden Werkes S. 301 A. 474 ff, sowie O. Happel, Katholisches und protestantisches Christentum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik insbesondere des Martinus Becanus (Dissertation), Würzburg 1898. Zu den Schriften des Serarius und des Becanus vgl. noch Falk, Bibelstudien 206 ff 210 ff.

[2] ‚In quo opusculo', sagt Ruland 58, ‚prima — ut ita dicam — inveni lineamenta Theologiae Symbolicae, quam nostris diebus miratur orbis in Opere Symbolico Moehleri.'

[3] Mit Ausnahme von Marianus sämtlich Mitglieder der Gesellschaft Jesu; vgl. Ruland 34 f. Über Petrus Röstius siehe auch Werner, Suarez I 63.

Letzterer, geboren im Jahre 1573 zu Montjoie bei Aachen, Professor der Theologie zu Würzburg und Mainz, zeichnete sich nicht bloß als Lehrer aus, sondern auch als Schriftsteller, fürstlicher Gewissensrat, christlicher Politiker und Nationalökonom († 1635). Er unternahm es, in zwei gelehrten Schriften den ersten Kontroversisten jener Zeit gegen die Angriffe des Heidelberger Professors David Pareus zu verteidigen: in seinem Dankschreiben hob Bellarmin rühmend hervor ‚die Fülle von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, den glücklichen Stil, die Durchsichtigkeit der Darstellung, die Reife des Urteils, die nervige Kraft', welche sein Verteidiger an den Tag gelegt.

Contzen hatte den Grundsatz seines Lehrers Serarius angenommen, daß man für die Andersgläubigen nicht bloß beten, sondern auch zu deren Besten studieren müsse. Er machte deshalb die Entwicklung des neuen Glaubens zum Gegenstande seines eifrigsten Studiums. Dies kam ihm zu statten, als im Jahre 1617 das sog. Reformationsjubiläum mit unerhörten Angriffen gegen die Katholiken gefeiert wurde. Er veröffentlichte damals eine Schrift unter dem etwas seltsamen Titel: ‚Frohlocken über Frohlocken, evangelisches Jubiläum, fromme Tränen aller Römisch-Katholischen'; dieselbe trägt das Motto: ‚Am Himmel ist eine Sonne, auf Erden eine Kirche; in dieser lebt ein Christus und ein Glaube.' Wenige Arbeiten jener Zeit zeigen eine solch gründliche Kenntnis der Entwicklung des gesamten Protestantismus, einen solchen Schwung der Darstellung, wie er hier dem Leser entgegentritt. Contzen war aber nicht bloß Polemiker, sondern auch Ireniker. Mit größter Klarheit verteidigte er die Grundsätze, nach welchen allein eine Einigung der getrennten Konfessionen zu erreichen sei. Da die Wahrheit nur eine ist und absolute Berechtigung besitzt, stellt er die Forderung: Annahme der Beschlüsse des Konzils von Trient. Gegen die im Jahre 1612 erschienenen ‚Monita secreta' verteidigte der allzeit schlagfertige Mann seinen Orden in ebenso gründlicher wie witziger Weise durch eine in Form eines Dialoges abgefaßte Schrift[1].

Außer Contzen können sich die rheinischen Lande rühmen, noch eine stattliche Reihe anderer Verteidiger des katholischen Glaubens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gestellt zu haben. Nur die wichtigsten seien hier genannt, so die Jesuiten Peter Michael Brillmacher († 1595), Heinrich Blissemius († 1586); Jodokus Coccius, Kanonikus in Jülich († 1618); Franz Agricola, Pfarrer zu Rödingen bei Jülich, später in Villard († 1624); Kornelius Loos († 1595); Theodor Graminäus; Johann Nopel, Weihbischof zu Köln († 1605); Justus Calvinus Baronius aus Xanten; Johannes Magirus aus Koblenz († 1609); Tilmann Bredenbach († 1587)[2] und

[1] Brischar, A. Contzen 18 22 ff 29 ff 57 f 61.

[2] Neben Hurter, Nomenclator lit., vgl. noch über F. Agricola den sorgfältigen Artikel von Floß in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I² 353 f, und über Coccius s. Räß VIII 500.

Kaspar Ulenberg († 1617)[1]. Dieser vortreffliche Mann, geboren im Jahre 1549 zu Lippstadt, ward im Jahre 1572 in Köln durch den als Kontroversisten bekannten Weihbischof Johann Nopel und Gerwin Calenius für die katholische Kirche gewonnen. Drei Jahre später trat er in den Priesterstand, ward Pfarrer zu Kaiserswerth, dann von St Kunibert zu Köln. Hier vollendete er sein Hauptwerk: ‚Erhebliche und wichtige Ursachen, warumb die altgleubige Catholische Christen bei dem alten waren Christenthumb bis in ihren Tod bestendiglich verharren; warumb auch alle die, so sich bey diesen Zeiten unterm Namen des Evangelii haben verfüren lassen, von der Newerung abstehen und sich widerumb zum selbigen alten Christenthumb wenden sollen.‘ Als Beweggrund zur Abfassung seiner Schrift, welche im Jahre 1589 in einer deutschen und einer lateinischen Ausgabe erschien, bezeichnet Ulenberg in der Vorrede: er fühle sich für die große Gnade der Bekehrung, die ihm das ewige Erbarmen erwiesen, lebhaft gedrungen, aus allen Kräften an der Bekehrung seiner irrenden Brüder zu arbeiten. Diesen Zweck hat der Verfasser vorzüglich erreicht. Die Ruhe, Gelehrsamkeit und zielbewußte Verarbeitung eines reichhaltigen Stoffes, sowie die bündige, faßliche und eindringliche Darstellung entsprachen in hohem Grade den Forderungen der Zeit.

Wie in den Rheinlanden, Franken und Bayern, so bot auch in Österreich der Jesuitenorden die meisten und hervorragendsten polemischen Schriftsteller. Am wichtigsten erwies sich in dieser Hinsicht die Grazer Niederlassung und Universität. Zunächst ist hier nochmals Heinrich Blissemius zu nennen, welcher im Jahre 1586 in der steierischen Hauptstadt starb. An ihn reihen sich: der Spanier Peter Ximenez, dessen Traktate und Reden in den Jahren 1589—1594 in Graz erschienen, der Engländer Wilhelm Wright und der Augsburger Konvertit Christoph Mayer[2]. Die beiden Letztgenannten wurden in ihren späteren Lebensjahren nach Wien versetzt. Dem Christoph Mayer († 1626) rühmen auch Gegner des Ordens große Gelehrsamkeit und Mäßigung gegen Andersgläubige nach[3]. Seine ‚Acht Glaubenskontroversen‘ er-

---

[1] Siehe Räß II 550 ff; Panzer, Gesch. der kathol. Bibelübersetzungen 140 ff, und die Biographie von Meshovius (Köln 1638), welche der 1833 in Mainz erschienenen neuen Ausgabe der ‚Zweiundzwanzig Beweggründe‘ Ulenbergs im Auszuge vorgedruckt ist. Hier (S. XXVIII f) sind die übrigen Schriften des trefflichen Mannes aufgezählt. Siehe jetzt noch den Artikel von Kleffner in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XII[2] 185 f, und den Aufsatz im ‚Kathol. Seelsorger‘ 1899 Nr 5. — Köln hatte auch große Bedeutung als Verlagsort katholischer Schriften. Von auswärtigen Theologen, welche durch ihre dort gedruckten Schriften großen Einfluß auf die geistige Richtung der Kölner wissenschaftlich gebildeten Welt gewannen, nennt Ennen IV 726: Jakob Pamelius, Stephan Sindius, Melchior Canus, Johann Hessels und Johann Lindanus.

[2] Krones, Universität Graz 379.

[3] Mayer, Kultur in Niederösterreich 189 A. 64.

schienen zuerst im Jahre 1622 zu Köln und erlebten dann zahlreiche Auflagen. Es wird berichtet, daß Johann Hoffer, vom Kurfürsten von Sachsen und der Leipziger Universität mit einer Widerlegung von Mayers Schrift beauftragt, durch dieselbe für die katholische Wahrheit gewonnen wurde; Hoffer trat später in die Gesellschaft Jesu und erwies sich als einen der rührigsten Verteidiger der Kirche[1].

Eine Zeitlang wirkte in den österreichischen Landen der Konvertit Johannes Zehender, welcher die Gründe seines Rücktrittes im Jahre 1601 in der Form eines Dialoges veröffentlichte. Diese Arbeit ist ‚ein wahres Meisterstück in logischer, theologischer und sprachlicher Hinsicht und hat im höchsten Grade alle Eigenschaften eines Dialoges'[2].

Neben der polemischen Tätigkeit der Jesuiten und Konvertiten in der Zeit nach dem Konzil von Trient darf die literarische Wirksamkeit der Mitglieder der alten Orden nicht übersehen werden; wenn dieselben auch gegenüber der in vollster Jugendkraft glänzenden Gesellschaft Jesu merklich zurücktraten, so fehlte es doch auch hier nicht an tüchtigen Verteidigern des alten Glaubens. Der Leistungen eines Johannes Nas hätte auch der Jesuitenorden sich rühmen dürfen. An ihn reihen sich aus dem Franziskanerorden Michael Anisius, Georg Eckhart, Johann Franz Kemminger, Marquard Leo u. a.[3] Von den Dominikanern seien genannt: Johannes Andreas Coppenstein und Antonius Rescius, von den Benediktinern Bernardus Rubenus[4].

Die Überschau über die Polemiker der nachtridentinischen Zeit würde unvollständig sein, wenn nicht noch besonders gedacht würde zweier Männer von außerordentlicher Geisteskraft, welche in einem von dem großen Weltmarkte mehr abgelegenen geistlichen Fürstentum eine hochbedeutende Wirksamkeit entfaltet haben: Stanislaus Hosius und Martin Cromer. Diesen beiden Bischöfen verdankt Ermland seine kirchliche und wissenschaftliche Erneuerung, Braunsberg den Ruhm, für die katholische Kirche im Nordosten eine ähnliche Bedeutung gewonnen zu haben wie Ingolstadt für den Süden.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß er als Bischof den Feinden der Kirche auf jede Weise entgegentreten müsse, war Hosius trotz seiner vielen Amtsgeschäfte auch literarisch unablässig tätig. Die meisten seiner polemischen

---

[1] Stoeger, Script. prov. Austr. Soc. Iesu, Viennae 1853, 222. Wurzbach, Biogr. Lexikon XVIII 96 f.

[2] Räß III 5 f. Hier auch über einen andern, etwas derber gehaltenen Dialog Zehenders.

[3] Über die zuletzt Genannten siehe Gaudentius; über die übrigen Bd V des vorliegenden Werkes S. 401 ff 404 ff 430 ff, und Nagl-Zeidler 605 f.

[4] Vgl. Echard II 350 449 f; Hurter 166. Über Rescius siehe Renninger, Weihbischöfe 171 ff.

Schriften sind in Deutschland, in Köln und Dillingen, erschienen und haben hier einen großen Einfluß ausgeübt. So der ‚Dialog über den Laienkelch, die Priesterehe und die Liturgie in der Landessprache', die Abhandlung ‚Von dem ausdrücklichen Worte Gottes' und die treffliche Widerlegung des schwäbischen Religionsneuerers Johann Brenz, zu welcher Canisius eine schöne Vorrede schrieb[1].

Alle diese Arbeiten werden überstrahlt durch ein vollständig im Jahre 1557 in Mainz erschienenes Werk, in welchem Hosius im Gegensatz zur Augsburger Konfession eine formell und inhaltlich ‚so vollendete Darstellung des gesamten katholischen Lehrbegriffes' gibt, ‚daß ihre Bedeutsamkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das Gefühl, daß in diesem auf dem Grunde der Schrift erbauten, mit den auserlesensten Stellen der Väter durchwobenen, durch reine Latinität, Gründlichkeit des Inhaltes, Würde und Wärme der Darstellung ausgezeichneten Werke eine die gegnerischen Schriften überbietende Leistung vorliege, brach sich auch bald in katholischen wie protestantischen Kreisen Bahn, und die Beinamen: „Säule der Kirche, zweiter Augustinus, Tod Luthers, Hammer der Ketzer, Abgott der Papisten", mit welchen man beiderseits den Bischof von Ermland auszeichnete, haben vorzüglich in der einschneidenden Wirkung seiner „Confessio" ihren Grund. Auch literarisch hatte das Buch einen bei katholischen Schriften damals fast unerhörten Erfolg, indem noch bei Lebzeiten des Verfassers das Original in ca 30 Auflagen bei den berühmtesten Buchdruckern fast aller europäischen Länder erschien, während außerdem noch zahlreiche Übersetzungen davon ins Deutsche, Polnische, Französische, Italienische, Englische, Schottische, Flandrische, Mährische und sogar ins Arabische und Armenische veranstaltet wurden'[2].

Neben Hosius war es sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Ermland, Martin Cromer (1579—1589), welcher in schwerer Zeit sich als eine Stütze des alten Glaubens im Nordosten erwies. Seine ‚Vier Gespräche über die wahre und falsche Religion', im Jahre 1560 in deutscher Übertragung zu Dillingen erschienen, sind eine ebenso volkstümliche und leicht verständliche wie gründliche und schlagende Widerlegung der Einwürfe der Religionsneuerer. Am Schlusse der Gespräche äußert sich der Verfasser in sehr bemerkenswerter Weise über die Lehrautorität des Heiligen Stuhles. ‚Bei ausbrechenden Lehrstreitigkeiten', sagt er, ‚gibt es ein Mittel, diese zu beseitigen, das noch älter und einfacher ist als das der Konzilien. Das ist

[1] Vgl. Canisii Epistulae II 894—898.

[2] Hipler, Predigten von Hosius und Cromer 8, und Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VI² 297. Vgl. auch Eichhorn, Hosius I 219 ff 285 ff; II 257 ff 460 f 556 f. Über die Kontroverspredigten des Hosius siehe unten das Kapitel über die Predigt.

der Weg durch die Satzungen und Lehrbestimmungen des Stuhles Petri, dem Christus in besonderer Weise und vor den übrigen Aposteln seine Schafe zur Weide und Leitung anvertraut, den er zum Fundamente und sichtbaren Haupte seiner Kirche eingesetzt hat. Die Päpste, seine Nachfolger, haben zwar in einzelnen Fällen, wie Petrus bei der Verleugnung des Herrn, in der Liebe, niemals aber im Glauben gewankt. Da allgemeine Konzilien nicht immer möglich sind, so soll man beim Stuhle Petri, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, die heilbringende Lehre suchen.'

Im Jahre 1560 trat Cromer mit einer Abhandlung über den Zölibat hervor, welche in Köln gedruckt wurde; zehn Jahre später erschienen seine berühmten Katechesen gleichzeitig in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache. Weil der Römische Katechismus ‚etwas groß und nicht eines jeglichen Kauffs oder in disen Oerthern ubel zu bekommen', heißt es in der Vorrede, seien ‚so wol den Priestern als sonst gemeinen Christen dises Bischthums zu Gut und Nutze ettliche kurze, doch sehr krafftreiche und wolgegründte Underrichtungen und schone Ermanungen, genant Catecheses, ans Liecht' gegeben worden, ‚sonderlich von denen Stucken und Puncten, die bey den Christgleubigen der catholischen Kirchen von alters her stets in Gebrauch sein, jetzt aber von den Widersächern und Kirchenfeinden schier allermeist angefochten werden, als von den heiligen Sakramenten, von dem heiligen Opfer der Messe und von dem Gebet, so für die abgestorbenen christgläubigen Seelen geschicht.'[2] Echt volkstümlich gehalten, ist diese Kontroversschrift aus der Zeit der schwersten Bedrängnis der deutschen Kirche ein schöner Beweis für die Tatsache, wie sehr die besten und einflußreichsten Verteidiger des alten Glaubens sich durch Würde und Milde gegenüber der Polemik ihrer Gegner auszeichneten.

Wie in der Polemik und Kontroverse, so zeichneten sich seit dem Abschluß des Trienter Konzils auch in allen übrigen Zweigen der Theologie und auf dem Gebiete des theologischen Unterrichts die Jesuiten in erster Linie aus. Ihr Orden stellte eine fast unerschöpfliche Menge von Arbeitern; vermöge seiner überraschend schnellen und allgemeinen Verbreitung war er keineswegs auf ein einzelnes Land angewiesen, sondern konnte je nach Bedürfnis die geistigen Kräfte anderer Länder zu Hilfe ziehen. Und ebenso kamen ihm alle wissenschaftlichen Erscheinungen des Auslandes sofort zugute. Von welcher Bedeutung dies war, zeigte sich vornehmlich auf dem Felde des theologischen Unterrichts. Hier richteten die Jesuiten vor allem ihr Augenmerk

---

[1] Hipler, Predigten und Katechesen von Hosius und Cromer 87 ff 96—97; vgl. Eichhorn, M. Cromer, Braunsberg 1868, und Hipler in der Zeitschr. für Gesch. Ermlands, Jahrg. 1891, 145—290.

auf die Wiederbelebung der Scholastik. Hilfe tat in dieser Hinsicht in Deutschland äußerst Not, denn das alte theologische Studium war in den Stürmen der letzten Jahrzehnte fast völlig zerfallen. Selbst in Köln, wo man an der alten Lehrweise wenigstens grundsätzlich festgehalten, war die theologische Fakultät tief gesunken; zeitweise wurden die Vorlesungen ganz eingestellt. Nicht besser sah es anderwärts aus. Zu Ingolstadt war nach Ecks Tode Marstaller der einzige Professor der Theologie. Nach dessen Hinscheiden war die Fakultät von 1546 bis 1548 vollständig verwaist. Ähnliche Zustände herrschten in Wien und Freiburg[1]. Es bedurfte der einheitlichen, kräftigen Organisation des Jesuitenordens und des unermüdlichen Eifers seiner Mitglieder, um in diesen Verhältnissen Wandel zu schaffen. Zu Ingolstadt faßten sie zuerst festen Fuß als Lehrer der Theologie; dort hatte schon im Jahre 1544 Klaudius Jajus mit theologischen Vorlesungen vorübergehend Aushilfe geleistet. Im November 1549 erschien an der genannten Hochschule einer der tüchtigsten Männer, welche der junge Orden aufzuweisen hatte: der Niederländer Petrus Canisius. Der Annalist der Universität nennt ihn mit Recht ein Genie, einen unvergleichlichen Gelehrten, ausgezeichneten Philosophen, tiefen Theologen, fleißigen Lehrer, großen Redner und Prediger[2]. Zugleich mit Canisius begannen in Ingolstadt, freilich nur für kürzere Zeit, die Jesuiten Jajus und Salmeron theologische Vorlesungen zu halten. Von dem Jahre 1556 an waren in ununterbrochener Folge Mitglieder der Gesellschaft als Professoren der theologischen Fakultät tätig, in welcher der Orden bald die Hälfte bald die Mehrzahl der ordentlichen Professoren stellte[3]. In der Folgezeit sah man Jesuiten auf den theologischen Lehrkanzeln zu Prag, Köln, Trier und Wien[4]. Ein gleiches war der Fall an den neu gestifteten Hochschulen zu Dillingen, Graz und Würzburg. Allenthalben kam jetzt neues Leben in die theologischen Fakultäten. Von hoher Bedeutung war es, daß die Jesuiten an allen theologischen Lehranstalten, an welchen sie wirkten, die alte scholastische Lehr-

[1] Vgl. oben S. 163 176; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VII² 910; Prantl I 187; Aschbach, Wiener Universität III 88.

[2] Mederer I 227; vgl. II 150. [3] Prantl I 306.

[4] Über das Wirken des sel. Petrus Canisius an der Wiener Universität, wo derselbe von 1553 bis 1556 als Professor an der theologischen Fakultät wirkte, vgl. Nachträge zu Aschbach I, 1, 128—156. In Wien, wo der Protestantismus an der Universität großen Einfluß erlangt hatte, führten indessen die Bemühungen des Canisius ‚noch lange nicht zu einer dominierenden Stellung, wie sie der Orden an andern Hochschulen ohne besondere Anstrengung rasch erlangte; hier kam er weder zur Zeit des Canisius, noch während eines halben Jahrhunderts über die zwei von König Ferdinand ihm überlassenen Lehrstühle an der theologischen Fakultät hinaus, ja er mußte sogar den Besitz derselben gegen einen gefährlichen Rivalen verteidigen'. Aschbach 140. 1556 kehrte Canisius nach Ingolstadt zurück.

methode wieder in Aufnahme brachten. Deutschland bot freilich für das Gedeihen dieser Art von Wissenschaft keinen sehr günstigen Boden. Die konfessionellen Streitigkeiten standen im Vordergrunde und nahmen die besten Kräfte in Anspruch [1]. Die Überlieferung war durchbrochen, und die Scholastik mußte vom Auslande her neu eingeführt werden. Es waren daher vorwiegend Ausländer, welchen für die nächste Zeit von den Obern die scholastischen Lehrkanzeln anvertraut wurden. Unter ihnen fanden sich Männer von hervorragender Bedeutung. Wie einige Jahrzehnte später der gelehrte Spanier Roderich de Arriaga in Prag, der Italiener Francesco Amici in Graz und Wien, so glänzte seit dem Jahre 1575 Gregor von Valentia als Lehrer der scholastischen Theologie zu Dillingen und Ingolstadt. Neben ihm erwarb sich der bereits unter den Polemikern genannte Belgier Becanus auch als theologischer Lehrer großen Ruhm. Man lobte an ihm die Klarheit, Schärfe und Bündigkeit seiner theologischen Darlegungen. Nachdem Becanus vier Jahre in Würzburg die Philosophie gelehrt, trug er 22 Jahre lang zu Würzburg, Mainz und Wien die scholastische Theologie vor. Wie er, erwarben sich auch die Kontroversisten Max Sandäus, seit dem Jahre 1605 Professor in Würzburg, dann in Wien, und Franz Coster durch ihre Lehrtätigkeit bleibendes Verdienst um Deutschland. Als Theologe übertraf beide noch an Bedeutung der Spanier Alfonsus Pisanus, der lange Jahre zu Dillingen und Ingolstadt die Theologie lehrte und mehrere seiner Werke in Deutschland veröffentlichte. Der Belgier Johann Couvillon wurde nach sechsjähriger Lehrtätigkeit an der Universität Ingolstadt im Jahre 1562 von Herzog Albrecht V. als Theologe zur Kirchenversammlung von Trient geschickt [2].

Mit der Zeit konnten auch schon geborene Deutsche, Schüler des Deutschen Kollegs in Rom oder der aufblühenden Ingolstädter Universität, in die Reihe der Lehrer nachrücken. Heinrich Blissemius aus Köln, der im Germanicum studiert, wirkte seit dem Jahre 1556 als Lehrer der scholastischen Theologie in Prag und Graz. Michael Eisele aus Gmünd in Schwaben, gleichfalls Schüler des Deutschen Kollegs, kam 1585 als Lehrer der Philosophie nach Ingolstadt und war dann von 1590 bis zu seinem Tode im Jahre 1613 unausgesetzt Professor der scholastischen Theologie zu Ingolstadt, Dillingen, München und Konstanz. Er hinterließ einen theologischen Traktat über die Gnadenlehre.

---

[1] Vgl. oben S. 538 und Werner, Gesch. der kathol. Theologie 44 f. Zu Ingolstadt und seit dem Jahre 1594 auch zu Wien bestanden drei Lehrstühle für scholastische Theologie, zu Dillingen und wohl an den meisten Jesuiten-Universitäten wenigstens zwei.

[2] Mederer I 273 304. Über die im Text genannten Theologen vgl. oben S. 606 f; über Amici: Krones, Universität Graz 378.



Zu den bedeutendsten Theologen, welche damals aus Ingolstadt hervorgingen, gehören die berühmten Polemiker Nas, Gretser und Tanner [1].

Letzterer lehrte der Reihe nach die verschiedenen theologischen Fächer zu Ingolstadt und München, zuletzt 15 Jahre lang scholastische Theologie in Ingolstadt, bis er als Nachfolger Becans an die Universität Wien berufen wurde. Außer seinen zahlreichen Kontroversschriften hat er zwei dogmatische Werke, darunter ein Lehrbuch über die scholastische Theologie, hinterlassen, welche ihn den angesehensten Theologen des Auslandes aus dieser Zeit an die Seite stellen und ihm für alle Zukunft einen ehrenvollen Namen sichern [2]. Auch die jesuitischen Kontroversisten Brillmacher und Keller wirkten als Lehrer der Theologie an verschiedenen deutschen Hochschulen.

Erhob sich durch diese Männer die Scholastik in Deutschland zu frischer Blüte, so geschah dies in einer Weise, welche den Unterschied der neueren im Vergleich zu der älteren Scholastik von Anfang an klar hervortreten ließ. Diese ältere Scholastik war nichts anderes als die schulgerechte Erörterung und Begründung des kirchlichen Lehrsystems. Sie ging aus von den geoffenbarten Wahrheiten, die sie als unumstößlich sicher voraussetzte, suchte durch Vernunftschlüsse zu entwickeln, was in denselben enthalten ist, die Dogmen wie die entgegengesetzten Irrtümer genauer zu bestimmen, das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Glaubenswahrheiten wie die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen darzulegen, vermittelst der natürlichen Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit zu beleuchten und die Richtigkeit häretischer Einwendungen darzutun. Dagegen fiel es nicht in ihren Bereich, die Wahrheiten, welche die katholische Kirche als geoffenbarte anerkennt, in den Quellen der Offenbarung, der Schrift und den Werken der Väter, erst nachzuweisen [3]. Es gab jederzeit auch kirchliche Gelehrte, welche mit Vorliebe der Durchforschung dieser Offenbarungsquellen sich hingaben, die doctores biblici, wie man sie im Gegensatz zu den Scholastikern, den doctores sententiarii, oft genannt hat. Auch taten sich gerade die größten unter den Scholastikern, wie Thomas von Aquin, durch tiefes Eindringen in die Schrift wie durch Vertrautheit mit den Vätern hervor. Allein in den scholastischen Vorlesungen und Schriftwerken war alles beherrscht durch die theologische Spekulation. Als nun im 16. Jahrhundert die Religionsneuerer sich vorzüglich auf die Ausbeutung der Offenbarungsquellen verlegten, um diese in ihrem Sinne zu verwerten, war die natürliche Folge, daß auch auf katholischer Seite das Gebiet der positiven Theologie mit größerem Eifer bearbeitet wurde.

---

[1] Vgl. oben S. 595 ff 601 ff.

[2] Vgl. Scheeben I 452.

[3] Kleutgen, Theologie der Vorzeit III 24 ff 95 ff.

Diese Richtung war bereits durch die Polemiker der vortridentinischen Zeit angebahnt worden: sie wurde jetzt eifrig gefördert. Nicht nur, daß Männer von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung wie Gretser oder Serarius als Schriftsteller sich fast ausschließlich der Pflege der positiven Theologie widmeten: auch die eigentlichen Vertreter der Scholastik, Valentia, Tanner, Becan usw., schickten jetzt den spekulativen Erörterungen der einzelnen Dogmen eine eingehende und gründliche Beweisführung aus der Heiligen Schrift, der Väterlehre und den Konzilien voraus und kamen auf dieselbe in ihren Ausführungen immer wieder zurück. Noch ein anderer Unterschied von der älteren Scholastik machte sich geltend. So viele und mannigfaltige Irrtümer waren jetzt für den Theologen klarzulegen und zu bekämpfen, daß für die Erörterung unnützer und nebensächlicher Fragen, die man jener oft zum Vorwurf gemacht hat, im großen und ganzen kaum mehr Zeit und Kraft übrig blieb.

Die bedeutendste Veränderung vollzog sich aber dadurch, daß eben während des Wiederauflebens der Scholastik in Deutschland das alte Lehrbuch des Petrus Lombardus aus den Schulen verdrängt wurde. Trotz der hohen Ehre, in welcher bis dahin die Werke des hl. Thomas in der ganzen Kirche gehalten worden, scheint man bis zum Ende des 15. Jahrhunderts kaum daran gedacht zu haben, sie an Stelle des Sentenzenmeisters dem theologischen Schulunterrichte zu Grunde zu legen. Ende des 15. Jahrhunderts wurde in Köln über Thomas gelesen; zu Anfang des 16. Jahrhunderts geschah dasselbe an den Universitäten Leipzig und Rostock. Cajetan war der erste, welcher in den Jahren 1507—1522 einen vollständigen Kommentar zu der theologischen Summe des Aquinaten ausarbeitete; andere gefeierte Scholastiker des Auslandes folgten seinem Beispiele. Als der Dominikaner Konrad Cöllin aus Ulm im Jahre 1507 als Professor der scholastischen Theologie in dem Kloster seines Ordens zu Heidelberg ernannt wurde, begann er neben seinen Vorträgen über den Sentenzenmeister auch eine Erklärung der Summe des hl. Thomas. Er fand damit so viel Anklang, daß er bei seiner Versetzung nach Köln sowohl von dem Heidelberger Konvente als von seinem damaligen Ordensgeneral Cajetan zur Herausgabe gedrängt wurde. Sein Kommentar zu einem Teile der Summe erschien zu Köln im Jahre 1512. Auch zu den übrigen Abschnitten der Summe soll er Kommentare, wenigstens handschriftlich, hinterlassen haben[1]. Diese Bestrebungen drangen jedoch nicht völlig durch.

An allen deutschen Hochschulen nahm der Lombarde noch die erste Stelle ein. Selbst Peter Soto las in Dillingen in den Jahren 1550—1555 über die Sentenzen; im neuen Seminar in Eichstätt wurde 1565 die Erklärung

[1] Hartzheim 63; vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VII[2] 821.

des Lombarden vorgeschrieben; die gleiche Vorschrift fand sich in den Statuten für die Universität Würzburg vom Jahre 1587. Wie im Auslande selbst von berühmten Dominikanertheologen, so erschienen auch in Deutschland noch fortwährend neue Kommentare zu den vier Büchern der Sentenzen[1]. Den Jesuiten war es jedoch von ihrem Stifter vorgeschrieben, sich an den hl. Thomas zu halten; am Römischen Kolleg hatte bereits seit dem Jahre 1556 der Spanier Jakob Ledesma die Summe des hl. Thomas eingeführt, und nach ihm fuhr Franz Tolet fort, sie zu kommentieren[2]. Petrus Canisius schrieb am 29. September 1550 aus Ingolstadt an den hl. Ignatius: ,Das Studium der Theologie ist an dieser Hochschule in Verfall geraten; um dasselbe wiederherzustellen, haben wir eine neue Vorlesung in Aussicht genommen; dieselbe soll die Summe des hl. Thomas zum Gegenstande haben.' Bald darauf, am 30. April 1551, empfahl Canisius das Studium des hl. Thomas einem jungen Kölner Gelehrten[3]. Wo immer daher die Jesuiten an den Hochschulen festen Fuß gefaßt hatten, waren sie darauf bedacht, den hl. Thomas an die Stelle des Lombarden zu setzen. ,Den Jesuiten gebührt das Verdienst, die nachtridentinische Theologie des katholischen Deutschland zuerst wieder auf Thomas von Aquin zurückverwiesen und überhaupt an die alten Traditionen der großen mittelalterlichen Schulen wieder angeknüpft zu haben.'[4]

Durch diesen engen Anschluß an den großen Aquinaten mußte das Studium der Theologie in jeder Hinsicht gewinnen. Die Summe des hl. Thomas hatte vor allem größere Ordnung und Vollständigkeit voraus und umfaßte in systematischem Gang die ganze geoffenbarte Lehre, die spekulative wie die praktische. Mit der Tiefe des Gedankens verband sich Kürze und Einfachheit der Darstellung und eine vorzügliche Reinheit der Lehre. In allen diesen Punkten stand der Lombarde nach[5].

Schon in dem Gutachten über die Reform der theologischen Fakultät von Köln[6], welches der Regens des dortigen Jesuitenkollegiums im Jahre

[1] Der Kölner Karmelit Albert Clumparts († 1585) gab ein weitschichtiges Werk über den Lombarden heraus; sein Landsmann und Ordensgenosse Johann Billick († 1563), der Karmelit Kaspar von Barenstein († 1576) u. a. hinterließen gleichfalls Kommentare zu den Sentenzen. Über Johann Billick s. die Monographie von Dr Postina über Eberhard Billick in den Erläut. und Ergänz. zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes, herausgeg. von L. Pastor, II, Heft 2 u. 3, Freiburg 1901, passim.

[2] In der ältesten Studienordnung dieses Kollegs, welches für alle andern Jesuitenanstalten als Vorbild galt, ist die Summe des hl. Thomas bereits vorgeschrieben im Jahre 1566. Pachtler, Ratio stud. I 197.

[3] Canisii Epistulae I 336 366. [4] Werner, Gesch. der kathol. Theologie 45.

[5] Kleutgen, Theologie der Vorzeit III 90 ff.

[6] v. Bianco, Die alte Universität Köln I 335.

1570 im Auftrag des Magistrates verfaßte, macht er den Vorschlag, daß, abgesehen von der herkömmlichen Erklärung des Sentenzenmeisters, der Dominikanerprior Dietrich von Herzogenbusch täglich eine Stunde über die Summe des hl. Thomas lesen solle. ‚Es läßt sich kaum aussprechen‘, fügt er hinzu, ‚wie nützlich dies für die Kandidaten der Theologie sein würde. Auch dem Papste wäre es außerordentlich angenehm, da er den hl. Thomas sehr hochschätzt.‘ In Ingolstadt wurde schon vor der Ankunft Gregors von Valentia die Summe zur Einführung gebracht. Mit einer gewissen Feierlichkeit melden die Annalen [1] zum Jahre 1575: ‚Die Professoren der Theologie begannen dieses Jahr den theologischen Kurs nach der Summe des hl. Thomas zu lehren.‘ Bald wurde auch in Würzburg und Mainz und noch vor dem Ende des Jahrhunderts an allen deutschen Jesuiten-Universitäten die Theologie nach dem hl. Thomas vorgetragen.

Drei hervorragende Gelehrte waren es hauptsächlich, welche diese Veränderung herbeiführten: Gregor von Valentia, Arriaga und Becanus. Der zuerst Genannte verfaßte einen Kommentar zur Summe des hl. Thomas, der nicht weniger als vier Foliobände zählt und große Verbreitung fand. In diesem im Jahre 1611 zu Ingolstadt erschienenen Werke schließt sich Gregor auf das engste an den großen Aquinaten an, von dem er sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er, den Zeitverhältnissen entsprechend, die streng patristischen Beweise mit größerer Ausführlichkeit behandelt. Noch eingehender ist die Arbeit des Arriaga, welche acht Foliobände füllt; dieselbe ist in positiv scholastischer Weise angelegt und rückt die Erörterung der Kontroversen gänzlich in den Hintergrund. Weit bündiger ist die ‚Scholastische Theologie‘ des Becanus, welche im übrigen den gleichen Charakter trägt wie die Werke der beiden genannten Theologen.

Die Umwandlung, welche die Scholastik bei ihrem Wiederaufleben in Deutschland erfuhr, kam zwei theologischen Wissenszweigen ganz besonders zu statten. Vor allem traten die biblischen Studien stark in den Vordergrund. Daß der Sinn für Schriftforschung auch zur Zeit der ärgsten Stürme in Deutschland nicht geschwunden war, beweist die im Jahre 1530 in Köln gedruckte sog. Hittorpsche Vulgata-Ausgabe, eine für jene Zeit ganz außerordentliche Erscheinung, die ‚in hohem Maße den Anforderungen entspricht, welche an eine wissenschaftliche, kritische Ausgabe des herkömmlichen Textes gestellt werden müssen‘ [2]. Der Bearbeiter, Gobelinus Laridius, hatte unter sprachkundiger Beachtung der hebräischen und griechischen Originaltexte nicht

---

[1] Mederer II 26; vgl. den Studienplan vom März 1575 bei Prantl, Gesch. der Universität Ingolstadt II 295.

[2] Kaulen, Gesch. der Vulgata, Mainz 1868, 361. Eine andere Ausgabe von 1539 vgl. Hartzheim 37.

weniger als fünfzehn der ältesten ihm erreichbaren Handschriften mit den früheren Bibelausgaben verglichen.

In der Folgezeit waren dann von hoher Bedeutung die tief einschneidenden Vorschriften des Konzils von Trient für die Exegeten, und die Verordnung dieser Kirchenversammlung, daß an allen höheren Schulen, auch jene der Klöster nicht ausgenommen, erklärende Vorlesungen über die Heilige Schrift gehalten werden sollten. Allenthalben traten jetzt bedeutende Bibelerklärer auf, wie sich auch ein großer Eifer für die Erlernung der biblischen Sprachen zeigte. Eine auch für die Dogmatik wichtige Arbeit verfaßte der Jesuit Peltanus, welcher die von dem Konzil erlassenen Bestimmungen über die Heilige Schrift und ihre Erklärung eingehend erörterte und verteidigte.

Um den Urtext wie um das Verständnis der Heiligen Schrift machte der deutsche Kartäuser Petrus Carbo († 1590) in seinen zu Prag erschienenen gelehrten Schriften sich verdient. Petrus Stevart[1] aus Lüttich, der zu Ingolstadt seine theologische Ausbildung vollendet hatte, seit 1575 als Professor der Exegese, seit 1581 als Regens im neuen Seminar zu Eichstätt, dann 1584—1619 als akademischer Lehrer und viele Jahre als Rektor Magnifikus zu Ingolstadt tätig war, hinterließ eine stattliche Reihe von Kommentaren zu den Briefen der hll. Paulus und Jakobus[2].

Großen Ruf als Exeget selbst bei den Protestanten erwarb sich Andreas Masius, Sekretär bei dem Erzbischof von Lund und Bischof von Konstanz Johann von Weeze, seit 1558 Rat im Dienste des Herzogs Wilhelm von Kleve († 1573). Außer seiner Beteiligung an der bei Plantin gedruckten großen Polyglottenbibel ist vor allem zu erwähnen seine im Jahre 1574 erschienene Ausgabe des Buches Josua. Die Exegese des Masius kennzeichnet sich durch das Bestreben, den Wortsinn des heiligen Textes genau wiederzugeben und zu erklären, sowie durch scharfe Kritik gegen die alt- und neujüdischen Bibelerklärer[3].

Noch bedeutender sind die exegetischen Werke des Jesuiten Nikolaus Serarius, eines Lothringers, der von Kindheit an in Deutschland erzogen wurde und ausschließlich an deutschen Hochschulen wirkte († 1609). Baronius nennt diesen erstaunlich fleißigen Gelehrten (seine sämtlichen Werke füllen sechzehn Folianten) ‚das Licht der Kirche von Deutschland'. Nachdem Serarius in Würzburg Philosophie und scholastische Theologie vorgetragen,

---

[1] Er war auch an der Apostelkirche zu Köln bepfründet, † 1626 als Propst und Generalvikar zu Lüttich. Hartzheim 283. Mederer II 240.

[2] Zu dem Kommentar des Petrus Stevart zum Jakobusbrief (Ingolstadt 1591) vgl. ‚Katholik' 1903, I 191 f.

[3] Vgl. Hurter 22 f. Lossen, Briefe von A. Masius, Leipzig 1886, xix—xx. Reusch, Index I 571; II 1273.

bekleidete er zwanzig Jahre lang, teils dort teils in Mainz, die Stelle eines Professors der Exegese. Neben seinen wertvollen Arbeiten auf dem Gebiete der Lokalgeschichte und zahlreichen andern Schriften verfaßte er Kommentare zu sämtlichen historischen Büchern des Alten wie zu den katholischen Briefen des Neuen Testaments. Er zeigt sich darin als ebenso tüchtigen Philologen wie Theologen, nur wird bei der Erklärung der historischen Bücher eine gewisse Weitschweifigkeit ausgestellt. Am meisten geschätzt sind die Vorworte (Prolegomena), die er den einzelnen Kommentaren vorausschickte und im Jahre 1602 zu Köln in einem besondern Bande erscheinen ließ; in denselben werden fast sämtliche die Einleitung in die Heilige Schrift betreffenden Fragen in ausgezeichneter Weise behandelt[1].

Zeit- und Ordensgenosse von Serarius war Martin Anton Delrio, aus einer spanischen Familie stammend, die nach Antwerpen übergesiedelt. Derselbe widmete sich zunächst der juristischen Laufbahn, in welcher er es bis zum Generalprokurator brachte. Erst im Jahre 1580 trat er in den Jesuitenorden, lehrte Theologie zu Douay, Lüttich und Graz und starb im Jahre 1608. Justus Lipsius nennt ihn ‚das Wunder seiner Zeit'. In der letzten Periode seines Lebens beschäftigte sich Delrio viel mit exegetischen Arbeiten, als deren Frucht Erklärungen der Genesis, des Hohen Liedes und der Klagelieder erschienen[2].

Auch die Moraltheologie ward jetzt wiederum in besondern Werken und bald auch in eigenen Lehrvorträgen gepflegt.

In der drangsalvollen Zeit vor dem Konzil von Trient hatte die Verteidigung alle Kräfte auf katholischer Seite derart in Anspruch genommen, daß dieser für die praktische Seelsorge so wichtige Zweig der theologischen Literatur nur wenig bearbeitet wurde. Aus der geringen Zahl der Gelehrten, welche damals derartige Arbeiten unternahmen, ist wiederum der Dominikaner Konrad Cöllin hervorzuheben, der im Jahre 1523 mit einem eigenen moraltheologischen Werke hervortrat. Schon mehr vervollkommnet erscheint dieser Versuch in dem Handbuch der Pastoraltheologie des gelehrten Trierer Weihbischofs Peter Binsfeld († 1598), eines Schülers des Deutschen Kollegs zu Rom.

Hochgefeiert als Lehrer der Moraltheologie waren um diese Zeit die Jesuiten Balthasar Hagel[3] und Paul Laymann. ‚In der Beurteilung der

---

[1] Vgl. De Backer III 761—766; Ruland 13—21; ‚Katholik' 1864, II 162 f; Hurter 196—198; Zeitschrift für katholische Theologie XXIII 366 f. Siehe auch oben S. 317.

[2] Hurter 191 f. Krones 377.

[3] Geboren in Murnau (Bayern), seit 1572 Jesuit, durch viele Jahre Lehrer der Dogmatik zu Ingolstadt. Er starb 1616. Lange vor Laymann verfaßte er ein praktisches

Gewissensfälle war Hagel so hervorragend tüchtig, daß Abschriften seiner Schuldiktate eifrig gesucht waren und von Auswärts die schwierigsten Fragen an ihn gebracht wurden.' [1] Noch höheres Ansehen genoß Laymann, der in den Jahren 1609—1625 zu München die Moraltheologie und dann zu Dillingen das kanonische Recht vortrug [2]. Seine ,Moraltheologie' erschien zuerst im Jahre 1625 in vier Bänden zu München. Er trat durch diese Leistung an die Spitze der deutschen Moralisten: was Tanner unter den deutschen Jesuiten für die Dogmatik, das leistete Laymann für die Moral. Bezeichnend für sein Werk ist, daß er die Grundlage für die Anordnung des kasuistischen Stoffes dem hl. Thomas entlehnte; durch Rücksichtnahme auf das kirchliche und bürgerliche Gesetz hat die Arbeit einen vorwiegend juristischen Charakter erhalten. Besondere Vorzüge Laymanns sind seine Nüchternheit im Urteil sowie das Streben nach allseitiger Begründung seiner Sätze.

Laymann zeichnete sich auch als Kanonist aus: seine Kommentare zu den Dekretalen werden noch jetzt geschätzt. Auch sonst taten sich eine Anzahl Jesuiten durch kanonistische Arbeiten hervor: so Peter Thyräus, Serarius, Gretser und Moquet. Neben ihnen sind Rudolf Clenck, Johann Richard Ossanäus, Peter Binsfeld, Kornelius Schulting, Friedrich Martini und namentlich Heinrich Canisius namhaft zu machen. Letzterer, ein gelehrter Laie und Verwandter des berühmten Petrus Canisius, hatte vom Jahre 1590 bis zu seinem Tode im Jahre 1610 den Lehrstuhl des Kirchenrechtes zu Ingolstadt inne und hinterließ viele kanonistische Schriften [3]. Noch größeren Ruhm erwarb er sich durch Herausgabe zahlreicher ungedruckter Werke aus der patristischen wie mittelalterlichen Zeit.

Überhaupt zeigte sich der wieder erwachte theologische Eifer in Deutschland durch fleißige Editionen patristischer und anderer kirchlich denkwürdiger Werke. Schon 1538 erschien in Köln in zwei Folianten eine von dem Franziskaner Peter Crabbe veranstaltete Konziliensammlung. Später, im Jahre 1567, gab der als Geschichtschreiber bekannte Kartäuser Laurentius Surius ebenfalls zu Köln eine neue, vollständigere Sammlung in vier Foliobänden heraus. Alle seine Vorgänger übertraf der Kölner Domherr und Professor Severin Binius, dessen Konziliensammlung im Jahre 1606 in Köln

---

Handbuch der Moral: Scholae theologiae, in quibus casuum conscientiae cognoscendorum brevis ac certa methodus traditur. Libri tres, Ingolstadii traditi anno 1606. Vgl. De Backer II 6; Sommervogel IV 18—19.

[1] Mederer II 216.

[2] Über Laymann, Binsfeld und Delrio vergleiche von dem vorliegenden Werke Bd VIII passim.

[3] Vgl. Schulte, Quellen III, 1, 127—131 134—135. Hier sind auch (S. 124 f) die wenigen kanonistischen Arbeiten der vortridentinischen Zeit aufgezählt.



ans Licht trat[1]. Surius besorgte ferner eine Ausgabe der Werke Papst Leos des Großen, während Vinius einen revidierten Text der kirchengeschichtlichen Werke des Eusebius, Sokrates, Theodoret, Sozomenus und Evagrius drucken ließ[2]. Surius übersetzte außerdem viele Schriften von Faber, Gropper und Staphylus und lieferte eine große Sammlung von Heiligenleben; diesem Werke fehlt es allerdings an Kritik, allein es brachte doch zuerst viel brauchbaren Stoff ans Licht[3].

Bald übernahmen auch auf diesem Gebiete die Jesuiten die Führung. Voran ging der erste Provinzial des Ordens für Oberdeutschland und Österreich: Petrus Canisius. Die schriftstellerische Tätigkeit dieses außerordentlichen Mannes umfaßt mehr als 50 Jahre: 1543—1596[4]. Er eröffnete sie im Jahre 1543 zu Köln als Jüngling von 22 Jahren mit einer kritischen Ausgabe der Werke des Dominikaner-Mystikers Johannes Tauler, für welche ihm besonders das Dominikanerinnenkloster St Gertrud zu Köln wertvolle Handschriften geliefert hatte; verschiedene Schriften Taulers und seiner Geistesverwandten wurden hier zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben[5]. Es folgten 1546 die Werke des Cyrill von Alexandrien lateinisch in zwei Foliobänden. Wie die Widmung des ersten Bandes andeutet, sollte in Cyrill den deutschen Bischöfen ein Vorbild geboten werden. Dann veröffentlichte Canisius die Predigten und Homilien Leos des Großen als eines Zeugen des christlichen Altertums gegen die Neuerer. Damit verwandt ist seine auf den Schulgebrauch berechnete Handausgabe von ausgewählten Briefen und andern Schriften des hl. Hieronymus, zuerst 1562 erschienen, dann ungefähr vierzigmal neu aufgelegt. Ferner gehört hierher die deutsche, mit vielen Zusätzen bereicherte Übersetzung des Martyrologiums, welche Adam Walasser zuerst im Jahre 1562 zu Dillingen unter Leitung und reger Mithilfe von Canisius erscheinen ließ[6]. Zu der Cyprianausgabe des Erasmus

---

[1] Hefele, Konziliengesch. I² 75.

[2] Siehe Werner, Gesch. der kathol. Theologie 39—40. Zur Berichtigung von Werner ist zu bemerken, daß die erste gedruckte Sammlung von Konzilienakten durch den Pariser Kanonikus Jakob Merlin im Jahre 1523 veranstaltet wurde. Hefele I² 74.

[3] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I⁶ 9.

[4] Über die zahlreichen Schriften des sel. Canisius s. Alegambe, Bibl. Script. Soc. Iesu, Antwerpiae 1643, 374—377. De Backer I 1046—1067; III 2054—2055. Sommervogel IV 617—688; VIII 1974—1983. O. Braunsberger in der Zeitschr. für kathol. Theologie 1890, 720—744. Paulus, ebd. 1902, 574—583. Canisii Epistulae II 883—901; III 772—800.

[5] Canisii Epistulae I 79—93. Die Taulerausgabe ist auch deshalb beachtenswert, weil sie unter die vielen Tausenden von Schriften, welche die Mitglieder der Gesellschaft Jesu seit deren Gründung veröffentlicht haben, weitaus die erste ist.

[6] Das Buch wurde später wiederholt gedruckt. Besondere Beachtung verdient in demselben das warme, aus echt deutschem Herzen sprudelnde Lob des ‚heiligen, großen‘ Kaisers ‚Caroli‘. Auch der Kanzler Gerson wird gepriesen (Canisii Epistulae III 795).

hatte Canisius schon gegen 1000 Varianten gesammelt, als er erfuhr, daß ein anderer Gelehrter bereits mit einer Neuausgabe dieses Kirchenvaters sich befasse [1].

Canisius' Hauptwerk ist der über die ganze katholische Welt hin verbreitete Katechismus, den er selbst in fünf verschiedenen Fassungen, zwei deutschen und drei lateinischen, ausarbeitete [2]. Daran reihen sich seine bereits erwähnte Gegenschrift wider die Magdeburger Centuriatoren, dann die in zwei Quartbänden wiederholt herausgegebenen lateinischen ‚Bemerkungen‘ zu den Sonn- und Festtagsevangelien, zunächst zum Gebrauche der Priester bestimmt, ferner die in verschiedenen größeren und kleineren Bänden erschienenen deutschen Lebensbeschreibungen deutscher und schweizerischer Heiligen, wie der hll. Beat, Fridolin, Ursus und Viktor, Mauritius, Ida von Toggenburg, des seligen Nikolaus von der Flüe, endlich, anderer Arbeiten nicht zu gedenken, eine Reihe lateinischer und deutscher Andachtsbücher; von dem einen Manuale Catholicorum kennt man mehr als 30 Ausgaben in verschiedenen Sprachen.

Mit Rat und Tat beteiligte sich Canisius auch an den wissenschaftlichen Bestrebungen anderer; so besorgte er 1556 zu Ingolstadt eine neue, deutschen Verhältnissen angepaßte Ausgabe der lateinischen Sprachlehre seines Ordensbruders Hannibal Codrettus, bemühte sich 1557 und danach eine Reihe von Jahren für die Ausgabe von Schriften des Hosius und des Martin Cromer, welche zu Antwerpen, Köln, Paris veranstaltet wurden, übersetzte 1559 zwei lateinische Schriften des Hosius ins Deutsche, lieferte 1562 dem Trienter Konzilstheologen Didakus Payva de Andrada Beiträge zu seiner trefflichen, zuerst 1564 in Venedig erschienenen Schrift ‚Orthodoxae Explicationes‘, sorgte dafür, daß des spanischen Franziskaners Andreas von Vega, der gleichfalls zu Trient Theologe gewesen, hochberühmtes Werk über die Rechtfertigung 1572 durch einen Kölner Drucker den Deutschen zugänglich gemacht wurde, betrieb 1578 eine Neuausgabe des hl. Epiphanius, drängte 1580 seinen römischen Ordensobern, den gelehrten Vater Franz Turrian, zu veranlassen, daß er seine Werke neu durchgesehen und von allerlei Sonderbarkeiten geläutert der Öffentlichkeit übergebe [3]. Regen Anteil nahm er auch an einer voll-

---

[1] Canisii Epistulae II 781—782.

[2] Neben Bd IV des vorliegenden Werkes S. 436—445 vgl. jetzt noch Braunsberger, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des sel. Petrus Canisius, Freiburg 1893.

[3] Io. Alph. de Polanco S. J., Vita Ignatii Loiolae et rerum Societatis Iesu Historia VI, Matriti 1898, 411. Canisii Epistulae I 592 A. 2; II 424 453 868 897—899; III 242 292 424 453. Paulus in den Histor.-polit. Blättern 1898, I 765. Ungedruckte Briefe von Canisius an Mercurian: Augsburg, 24. Januar

ständigen Ausgabe der Konzilien, welche die Jesuiten zu Köln vorbereiteten. Am 8. November 1561 dankte er dem Pater Salmeron für die Ratschläge, welche derselbe von Rom aus gegeben, und versprach ihm, nach Köln zu schreiben, man solle die Kosten, welche für die Schriftsteller nötig seien, durchaus nicht scheuen.

Eine wahre Herzensangelegenheit war es für den seeleneifrigen Mann, daß die Missionsberichte, welche, spanisch und italienisch geschrieben, aus Indien, Japan und andern Ländern in Rom einliefen, in hübsches Latein übertragen und in Deutschland gedruckt wurden[1]. Während der letzten Periode der Kirchenversammlung von Trient (1562—1563) brachte er in zahlreichen Büchersendungen aus Augsburg die theologischen Neuheiten der Frankfurter Büchermesse, namentlich die neuesten protestantischen Schriften zur Kenntnis der Konzilsväter[2]. Zu gleicher Zeit richtete er dringende Aufforderungen nach Trient und nach Rom, besonders an die Kardinäle Hosius und Truchseß, man möchte doch die katholischen Gelehrten dazu bewegen, daß sie zur Feder griffen und in wissenschaftlichen Arbeiten die Kirche verteidigten[3]. Schon etwas früher, im Jahre 1560, hatte er drei kölnischen Buchdruckereien vom Kaiser Druckprivilegien erwirkt[4].

Neben Canisius taten sich hervor durch Herausgabe patristischer Schriftwerke seine Ordensgenossen Theodor Peltanus und Gretser sowie der bereits als Exeget erwähnte Peter Stevart. Peltanus war zwar in der Nähe von Lüttich geboren, galt aber so gut wie Canisius als Deutscher. Von 1556 bis zu seinem Tode 1584 war er teils zu Ingolstadt, wo er zehn Jahre Professor war, teils zu Augsburg mit gelehrten Arbeiten beschäftigt. Gretser lieferte das Material für das Hauptwerk des Heinrich Canisius: die berühmten ‚Antiquae Lectiones', welche sechs Quartbände füllen[5].

3.

Die Philosophie bewegte sich in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch fast ganz in den Geleisen des ausgehenden Mittelalters. In den großen Grundfragen einig[6], in den Einzelheiten sich heftig befehdend, standen die Richtungen der Thomisten, Scotisten, Occamisten einander gegen=

1578 und an Manareus: Dillingen, 20. November 1580, gütigst mitgeteilt von P. Braunsberger.

[1] Canisii Epistulae III 303 344 580.

[2] Ebd. 240 322 326 363 374 393 396 409 428 485 489 492 530 575.

[3] Ebd. 30 31 296 372 392. [4] Ebd. II 678.

[5] Vgl. Werner, Gesch. der kathol. Theologie 40—42; Mederer II 6; Sommervogel III 1744 ff und oben S. 316—317.

[6] Vgl. oben S. 451.

über. Mit größtem Interesse vertiefte man sich in die Detailfragen der Metaphysik und Logik und verwandte auf Probleme, deren Beantwortung nur das Interesse eines gelösten Rätsels haben konnte, erstaunlichen Scharfsinn und Fleiß. Nach annähernder Schätzung, ‚welche sicher nicht zu weit gegriffen ist‘, erschienen allein auf dem Gebiete der Logik in der Zeit von 1480 bis 1520 jedes Jahr durchschnittlich 15—18 Drucke älterer und neuerer Werke [1]. Freilich bezieht sich diese Angabe auf das ganze gebildete Europa. Aber Deutschland stand hinter andern Nationen an Eifer nicht zurück. Ein philosophisches Kompendium von Usingen erlebte nach mehreren Ausgaben noch eine Auflage von 2000 Exemplaren und mußte trotzdem elf Jahre nach dem Tode des Verfassers von neuem gedruckt werden, da im Buchhandel kein Exemplar mehr zu haben war [2].

Selbst in der Theologie wurde rein philosophischen Erörterungen ein ungebührlicher Raum zugestanden. Abgewandt von den Bedürfnissen des praktischen Lebens, ‚gleich als schliefen sie den Schlaf des Endymion‘ [3], beschäftigten auch die Gottesgelehrten, wenigstens in den Disputationen, sich mehr mit philosophischen Spekulationen als mit den eigentlich theologischen Argumenten. Allgemein wurde nach Ausbruch der Kirchenspaltung von einsichtigen Theologen dieser Fehler anerkannt, und wie berechtigt die Klage darüber war, zeigt ein Blick etwa auf den Thesenzettel für Ecks Wiener Disputation von 1516 [4].

Von Aristoteles war man freilich nicht in dem Grade abhängig, wie Luther es seinen scholastischen Gegnern zum Vorwurf machte. Man wußte sehr wohl, daß auch ‚der Philosoph‘ öfter geirrt habe, und sprach es offen aus [5]. Indes hielt man im großen und ganzen an Aristoteles als der Grundlage einer vernünftigen Philosophie fest.

---

[1] Prantl, Gesch. der Logik im Abendlande IV 173.

[2] Paulus, Der Augustiner Barth. Arnoldi von Usingen 2.

[3] Eck, De primatu I 1.

[4] Über die Menschwerdung z. B. läßt Eck sich dort in die Fragen ein: ob auch die Personen des Vaters und des Heiligen Geistes hätten Mensch werden können, — ob dieselbe menschliche Natur zugleich von zwei göttlichen Personen primo angenommen werden könnte, — ob wenigstens von mehreren göttlichen Personen non primo unionem terminantibus, — ob das ewige Wort auch eine unvernünftige Natur annehmen könnte, — ob eine geschaffene Person eine geschaffene Natur annehmen kann. Alles Fragen, die nicht sowohl aus theologischen Beweisquellen als aus reinen Vernunftgründen irgendwie beantwortet werden müßten und insofern philosophische Fragen genannt werden.

[5] ‚Quamvis Aristoteles habitus sit inter philosophos tamquam princeps, non tamen sua scripta undecumque quadrant veritati, nec philosophia infudit se uni homini tota et nihil reliquit aliis. . . . Sicut ergo ipse ingressus est labores suorum

Die Angriffe gegen Aristoteles, welche in Italien von den Humanisten ausgegangen waren, fanden in Deutschland lange Zeit keinen Anklang. Rudolf Agricola hatte freilich in einer seiner Schriften [1] einigermaßen ähnliche Tendenzen verfolgt und gleich Laurentius Valla an die Stelle der strengen Logik eine Art von Rhetorik zu setzen versucht [2]. Im übrigen aber würdigte man die seichten Angriffe der Italiener nicht einmal einer Widerlegung [3]. Erst als die jüngere Schule der deutschen Humanisten an den Universitäten ihren Einfluß zu üben begann, wurde die altscholastische Methode zurückgedrängt [4].

So entschieden man indes die Reformvorschläge der Humanisten zurückwies, so war man doch nicht blind gegen die Gebrechen der damaligen Philosophie. An einer Reform der Studien wurde schon gearbeitet, bevor noch der ausbrechende Kampf mit den kirchlichen Neuerern die Theologen ‚aus ihrem Schlafe aufweckte' und realeren Aufgaben sich zuzuwenden zwang. Eine hervorragende Bedeutung als Erneuerer der philosophischen Studien kommt dem bekannten Gegner Luthers Johann Eck zu [5]. Als die bayrische Regierung an der Universität Ingolstadt eine neue Organisation der Studien durchführen wollte, betrauten die herzoglichen Kommissäre gerade ihn mit der Ausarbeitung neuer philosophischer Lehrbücher. In erstaunlich kurzer Zeit hatte Eck seine Kommentare zu den logischen und physikalischen Schriften des Aristoteles und zu Petrus Hispanus vollendet. ‚Die unnütze Spreu der Sophismen und endlose logische Auseinandersetzungen' wollte er darin beiseite lassen und ‚zur reinen, unverfälschten Philosophie des Aristoteles zurückkehren' [6]. Eine neue Übersetzung des Stagiriten durch Argyropulus wurde dem Kommentar zu Grunde gelegt, zur Erklärung öfter auch der griechische Orginaltext herangezogen. Über ein halbes Jahrhundert blieb in Ingolstadt der Cursus Eccianus das Textbuch für die philosophischen Vorlesungen.

Außer Eck hatten noch manche andere literarische Gegner der Religionsneuerer als Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie sich ausgezeichnet, so z. B. Usingen, Cochläus und Wimpina. Auch der phantasievolle Murner hat ein Kompendium der Logik verfaßt, in welchem er zur Stütze des Ge-

---

magistrorum, et invenit eos quandoque errasse, sic alii ingressi sunt suos labores et invenerunt, eum non solum errasse, verum etiam sibi ipsi clarissime contradixisse.' Usingen bei Paulus 6. Zitate aus älteren Scholastikern bei Schneid, Aristoteles in der Scholastik, Eichstätt 1875, 81 ff.

[1] De inventione dialectica. [2] Prantl, Gesch. der Logik IV 167 f.

[3] ‚Putrescat ille quidem (Valla) inscitia sua, cum doctis omnibus ludibrio habeatur.' Eck bei Prantl, Gesch. der Logik IV 288.

[4] Bd. II des vorliegenden Werkes S. 24.

[5] Prantl, Gesch. der Logik IV 284 f.

[6] In summulas Petri Hisp., dedicatio.

dächtnisses die gesamten logischen Lehren an die Embleme von 51 Spielkarten anknüpft[1].

Nach dem Konzil von Trient folgte der Reform der scholastischen Theologie bald eine entsprechende Erneuerung der Philosophie. An Aristoteles hielt man auch jetzt noch, trotz der Angriffe eines Patrizzi, Ramus usw., fest, nur suchte man sich in der Erklärung des ‚Philosophen' frei zu halten von den Fehlern, welche an den jüngsten Kommentatoren niemand schärfer tadelte als gerade die Begründer der Neuscholastik, namentlich von dem Hang zu unnützen Subtilitäten und von der Geschmacklosigkeit der Darstellung. Die bedeutendsten Arbeiten der neuen Richtung verdankt man Spanien und Italien. Doch hatte auch in Deutschland konfessionelle Polemik und Apologetik nicht in dem Maße alles Interesse an sich gezogen, daß man für die rein wissenschaftlichen Fragen der Philosophie gleichgültig gewesen wäre. Werke von bedeutendem wissenschaftlichen Wert erschienen freilich nicht. Einige Kommentare zu Aristoteles, welche deutsche Jesuiten ausgearbeitet, mußten wegen Ungunst der Zeit oder aus andern Gründen ungedruckt bleiben[2]. Aber nach wie vor blieb eine gründliche philosophische Ausbildung Erfordernis für diejenigen, welche den höheren Studien sich widmeten[3]. Namentlich die Jesuiten, denen an der Erneuerung der kirchlichen Wissenschaft in Deutschland ein großer Anteil zufiel, drangen auch auf Reform der Philosophie. So wünschte schon Canisius im Jahre 1555 in seinen Reformvorschlägen für die Universität Ingolstadt, man möchte die aristotelische Dialektik, die man unrühmlich so lange Jahre habe ruhen lassen, wieder einführen und die Vorlesungen vollzählig wiederherstellen, deren Besuch zur Bewerbung um den Magistergrad erforderlich sei[4]. ‚Zu den Vorlesungen über Aristoteles', hatte er ein andermal geschrieben, ‚sollt ihr auch die Widerwilligen ermuntern und den Eifer für Disputationen in ihnen nähren.'[5] Des Seligen Ordensgenossen teilten

[1] Auf dem Titelblatt dieser Logica memorativa ist der Logiker als Jäger dargestellt, dessen Ausrüstung auf die einzelnen Teile der Logik bezogen wird. So ist sein Waidmesser der syllogismus, die Beine des Jägers sind praedicabilia und praedicamenta, seine Jagdhunde veritas und falsitas, Gegenstand der Jagd ein Hase problema usw. Prantl, Gesch. der Logik IV 294.

[2] De Backer, s. v. Baumann, Coscan.

[3] ‚Cursum [philosophicum] vero audient integrum omnes, qui gradum aliquem in philosophia suscepturi sunt, quive theologiae ac medicinae studiis operam dabunt.' Herzogliche Verordnung für Ingolstadt 1572. Mederer IV 336.

[4] ‚Redeat in scholam dialectica Aristotelis, tot annis turpiter intermissa, et lectiones magistrandis necessariae compleantur.' Bei Pachtler II 355.

[5] ‚Ad Aristotelis lectiones etiam repugnantes provocabitis, in disputandi fervore confirmabitis.' Canisius, Brief an die Scholastiker S. J. in Köln, 25. Febr. 1548. Pachtler II 135.

seinen Eifer. So begann Hermes Halbpaur um 1558 zu Ingolstadt, wo man nur Auszüge aus Aristoteles zu gebrauchen pflegte, den Text des Philosophen selbst zur Hand zu nehmen und den Zuhörern zu erklären[1]. Wie sehr man bestrebt war, die Errungenschaften der südländischen Reformatoren der kirchlichen Wissenschaft sich anzueignen, zeigt am besten die überraschend große Anzahl von Nachdrucken der vorzüglichsten philosophischen Werke des Auslandes. Von den 34 Ausgaben der Logik des Fonseca, des ‚portugiesischen Aristoteles', ist die Hälfte in deutschen Städten gedruckt. Ein ähnliches Werk des Kardinals Toledo wurde neunmal allein in Köln, dreizehnmal in ausländischen Städten herausgegeben. Ähnlich stellt sich das Verhältnis für die Aristoteleskommentare der Jesuiten von Coimbra, die Werke des Pereyra, Lorinus u. a.[2] Allerdings trat das Studium der Philosophie hinter andern, damals wichtigeren Bestrebungen zurück. Die bedeutenderen Männer z. B. aus dem Jesuitenorden, Laymann, Gretser, Serarius, Forer, waren sämtlich eine Zeitlang als Professoren der Logik oder Metaphysik verwendet worden, aber selten blieb ein talentvoller Mann sein ganzes Leben bei diesen Fächern und widmete ihnen seine ganze Kraft. Die meisten wandten sich nach einigen Jahren der Theologie, besonders der Apologetik, oder dem praktischen Leben zu. Die philosophischen Studien galten als Vorbereitung für höhere Fächer und sollten anleiten, eine wissenschaftliche Frage scharf und klar aufzufassen, und daran gewöhnen, das Für und Gegen genau abzuwägen[3]. Besondern Wert legte man deshalb auf die Disputationen, jene Übungen, ‚welche das beste Mittel zur Weckung der Geistesschärfe sind'[4]. Mit welchem Eifer Schüler und Professoren sich derselben annahmen, zeigt die große Zahl gedruckter sog. Thesen und Disputationen. Für die feierlicheren derartigen Übungen, in welchen die Schüler im Beisein Auswärtiger ihre Gewandtheit im geistigen Kampf beweisen mußten, pflegte der Professor die zu verteidigenden Sätze in kürzeren oder längeren Abhandlungen zusammenzustellen und zu entwickeln. Gewöhnlich waren diese Thesen, deren jedes Jahr in Dillingen und Ingolstadt eine ganze Anzahl erschien, aus Aristoteles genommen, und umfaßten entweder den Hauptinhalt einer der logischen oder physikalischen Schriften des

---

[1] Canisii Epistulae II 390 A. 2.

[2] Sommervogel, s. v. Fonseca, Toledo etc.

[3] Noch Leibniz sprach sich in diesem Sinne günstig über die Logik des Aristoteles aus: ‚Ich stehe in dem Gedanken, daß ein schlechter Kopf mit den Hilfsvorteilen und deren Übung es dem Besten bevortun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal bessere Linien ziehen kann als der größte Meister aus freier Hand.' Brief an G. Wagner. Pesch, Instit. logic. I 72.

[4] ‚Scholastica exercitia, quibus ad excitanda ingenia nihil est aptius.' Edikt des Herzogs von Bayern von 1572. Mederer IV 337.

Stagiriten, oder stellten dessen Ansichten über irgend einen streitigen Punkt zusammen, oder behandelten einzelne schwierige Fragen der Philosophie [1]. Bedeutenden Wert für Förderung der Wissenschaft haben dergleichen Gelegenheitsschriften natürlich nicht.

Wie die Gesellschaft Jesu, so hielten auch die übrigen Orden der alten Kirche an der aristotelischen Philosophie fest [2]. Mit Vorliebe wählte man zu Disputationen auch Stoffe, die dem praktischen Leben näher standen. Dem Gebiete der praktischen Philosophie gehört auch das einzige größere philosophische Werk des damaligen katholischen Deutschland an, nämlich Adam Contzens ‚Zehn Bücher Politik'.

Machiavellis Lehren vom Staat mit ihrer Herabsetzung des Christentums und der Religion und ihrer praktischen Gottlosigkeit hatten nicht nur in Italien Anklang gefunden. In Frankreich, klagt eine Schrift aus den Kreisen der französischen Reformierten, seien viele Staatsmänner, welche den Machiavelli eifriger läsen als die Priester ihr Brevier und die Türken den Alkoran [3]. Der vielgereiste Jesuit Ribadeneira [4] meinte, so viele Schüler habe überall dieser Lehrer des Verderbens, so viele sog. ‚Politiker' gebe es, welche, den Namen Christi vorschützend, Christus verfolgten, daß ihre Zahl unglaublich, und unabsehbar der Schaden sei, den sie den Staaten zufügten. ‚Zu heutiger Zeit', sagt auch Contzen, ‚ist mächtig und an vielen Orten übermächtig geworden das verabscheuenswerte Geschlecht der Pseudopolitiker, denen die Fackel, welche so viele Reiche in Flammen setzte, Nikolaus Machiavelli vorantrug. Ihm ist die Religion Mittel zu Staatszwecken; Laster und Irrtum lobt er, wo sie zur Herrschaft dienlich sind; die Gerechtigkeit muß nach ihm dem Nutzen weichen. Was also macht er aus dem Fürsten anderes als einen ruchlosen Verbrecher, einen schlauen Heuchler?' [5]

Einen Grund der weiten Verbreitung des Machiavellismus fanden katholische Schriftsteller in den Häresien des 16. Jahrhunderts, in der Verwirrung

---

[1] Eine große Menge solcher disputationes sind zusammengestellt bei Rixner, Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbayern, bayrisch Schwaben und bayrisch Franken, München 1835, 18 ff. Eine Vorstellung von dieser Literatur gewinnt man aus den fünf disputationes in den Werken Gretsers (XVI 549 f). Die theologischen ‚Thesen' der Patres Alfonsus Pisanus und Theodor Peltanus genossen um 1563 so großes Ansehen, daß aus vielen Gegenden Deutschlands nach Ingolstadt Bitten um deren Zusendung gelangten. Epistolae P. Hieronymi Nadal II, Matriti 1899, 492.

[2] Ziegelbauer II 280; IV 290 301.

[3] Commentariorum de regno aut quovis principatu recte et tranquille administrando libri tres, Argentorati 1611, 6 15.

[4] Princeps christianus adv. N. Machiavellum ceterosque huius temporis politicos, Moguntiae 1603, Praefatio.

[5] Politicor. I 1.

in religiöser Beziehung, in der unbefriedigenden Inkonsequenz des Protestantismus. ‚Weil einige‘ (von den ‚Atheisten‘ oder Pseudopolitikern), sagt Contzen, ‚bei so großer Mannigfaltigkeit der Religionsbekenntnisse sich für keines entscheiden können, so verwerfen sie alle Religion.‘ [1] ‚Atheisten‘ wurde ein gewöhnlicher Name, mit dem man die ‚Politiker‘ bezeichnete [2].

‚Obschon es heute‘, sagt Lessius [3], ‚gar manche gibt, welche die Gottheit ganz leugnen, so sind sie doch nicht überall als Gottesleugner bekannt. Denn sie hüllen dies ihr Geheimnis in Schweigen aus Furcht vor den Gesetzen und äußern sich darüber nur in vertrautem Kreise. Anlaß boten zu diesem Übel vor allem die Häresien unseres Jahrhunderts, welche fast alle zum Atheismus führen. Denn ist man von der katholischen Religion einmal abgefallen, so hat man nichts Festes mehr, in dem der Geist Ruhe finden könnte. So kommt es, daß gerade vielfach die Talentvolleren unter den Häretikern über die wichtigsten Punkte der Religion in Zweifel geraten, und entweder an gar keinen Gott mehr glauben oder in ein Schwanken verfallen, in dem sie bereit sind für jede Religion, wie es für ihren Vorteil zuträglicher ist. Diese nennen wir Politiker, weil der Zweck aller Religion ihnen im Staate liegt.‘ [4]

Nachdem in Deutschland schon mehrere Werke des Auslandes gegen die ‚Politiker‘ nachgedruckt worden, unternahm es Contzen, unter beständiger Rücksicht auf Machiavelli in einem selbständigen Werke die ‚wahre, echte Staatsweisheit zu zeichnen, die zum Fundament hat die Gesetze Gottes, zum Baumeister die gesunde Vernunft, als Ausrüstung wahre Klugheit, Religiosität, Tugend‘. Er will nachweisen, wie das System des Florentiners nicht nur mit den Gesetzen Gottes, sondern selbst mit der natürlichen Klugheit im Widerspruch stehe und niemals etwas Dauerndes schaffen könne. Als Grundlage seiner Anschauung vom Staate zeigt er zunächst, daß der Staat nicht das Werk des Zufalles und eines blinden Geschickes, sondern eine Schöpfung

---

[1] Politicor. II 14: ‚Atheorum tamen seu pseudopoliticorum duplex est sententia de republica gubernanda. Quidam enim palam omnem non modo religionem, verum etiam superstitionem de medio tollunt ... dum enim in tam magna religionem varietate nullam eligere possunt, omni carent.‘

[2] ‚(Athei) dicuntur etiam synecdochica denominatione Politici ... et signate Machiavellistae.‘ G. Voetius, Sel. disp. theol. I, Ultraiecti 1648, 117.

[3] De numine eiusque providentia. Opuscula, Lugduni 1651, 215[b]. Vgl. G. Voetius, De atheismo, in dessen Opera I 115—226.

[4] ‚Gleich beim Auftreten des Evangeliums‘ in Frankreich, sagt auch die oben (S. 627 A. 3) angeführte calvinische Schrift (Widmung an Fr. v. Hastings und Eduard Bacon), habe der Satan Spötter und Witzbolde erweckt, welche unter anmutigem Scherz über alle Grundsätze der Religion und Politik hergefallen seien. Allmählich habe dann der Scherz sich in Ernst verkehrt, und aus den Worten seien Taten geworden.

Gottes sei, dessen Vorsehung immerfort über den Völkern waltet und deren Schicksale entscheidet. Der Zweck aller Staatenbildung liegt in der Wohlfahrt der Gesamtheit und der einzelnen durch Übung der Tugend und Religion. Unter den Mitteln zu solchem Zwecke, zu deren Erörterung Contzen dann übergeht, verweilt er mit besonderer Vorliebe bei der Jugenderziehung. Die Bedingungen, welche ein Volk zu Größe und Macht, die Fehler, welche zu innerer Auflösung des Staates führen, werden in den folgenden Büchern besprochen. Eine Abhandlung über den Krieg beschließt das Werk, welches trotz einzelner Mängel immerhin eine würdige Darstellung der großartigen christlichen Staatsidee bietet.

630

IX. Übertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten.

1.

‚Was die Sonne am Firmament', lehrte zu Anfang des 16. Jahrhunderts der deutsche Theologe Kaspar Schatzgeyer, ‚das ist die Heilige Schrift am Himmel der Kirche; die kirchlichen Schriftsteller dagegen, Väter und Theologen, sind den Sternen zu vergleichen. Man muß daher mehr als alle andern Schriften die Bibel studieren.'[1] In Übereinstimmung damit heißt es am Schlusse der Kobergerschen Vulgata vom Jahre 1477: ‚Die Heilige Schrift übertrifft alle Wissenschaft der Welt. Denn alle andern Wissenschaften handeln von den Geschöpfen. Jene aber lehrt den Schöpfer erkennen. Alle Gläubigen sollen eifrig wachen und sich unablässig bemühen, den Inhalt dieser so nützlichen und erhabenen Schrift zu verstehen und im Gedächtnis aufzubewahren. Denn töricht sind alle Menschen, denen die Wissenschaft gebricht. Die Heilige Schrift ist jener herrliche Paradiesgarten, in welchem die Beete der Gebote grünen, aufsprossen die Reiser der evangelischen Räte, erfreuen die Blüten guter Beispiele; wo die Bächlein der Vergleiche sprudeln, sich bergen die Nestlein der Verheißungen, uns erfreuen die süßen Sangesweisen der Psalmen.'

Diese Worte bezeichnen trefflich die Stellung, welche die Kirche während des Mittelalters gegenüber der Heiligen Schrift einnahm. Daß die Bibel damals ein unter der Bank ruhendes Buch gewesen sei, ist eine unhistorische Behauptung. ‚Die Tatsachen verkünden laut das Gegenteil. Die Heilige Schrift ist im Mittelalter das verbreitetste Buch gewesen und hat auf das Leben der Völker den tiefgreifendsten Einfluß genommen.'[2] Vor allem ward damals das Studium der Bibel den Priestern dringend empfohlen. Ein Seelsorgehandbuch vom Jahre 1514 bezeichnet sie als ‚Hauptquelle für den Prediger'[3];

---

[1] ‚Sacra scriptura principali et praecipuo studio est amplectenda, et in ea animus excolendus. In fonte enim potius quam in rivulis potandum est.' Schatzger, Opera 325ᵃ.

[2] Urteil von Michael, Gesch. des deutschen Volkes III (1903) 223. Vgl. Holzhey, Inspiration III, und J. Hoffmann, Die Heilige Schrift, ein Volks- und Schulbuch in der Vergangenheit, Kempten 1902.

[3] ‚Katholik' 1889, II 176.

die Beschäftigung mit ihr empfahl Trithemius als sicherstes Mittel, den priesterlichen Geist zu bewahren[1]. Das kirchliche Rechtsbuch zählt Väter und Konzilien auf, welche zu ihrem Studium ermuntern[2]. Brevier und Meßbuch, welche zum größten Teil aus Worten der Heiligen Schrift zusammengesetzt sind, hielten den Priester ohnehin beständig in pflichtmäßiger Berührung mit dem Buch der Bücher. Wie sehr auch für Ordensleute und für alle, welche dem Gebetsleben sich widmeten, namentlich die Evangelien als die eigentliche Quelle der frommen Betrachtung galten, zeigt zur Genüge Thomas von Kempen, wenn er im Anschluß an die Väter das Wort Christi an Wert mit der Eucharistie, dem Leib Christi, vergleicht und erklärt: ohne Eucharistie und Heilige Schrift, seine Speise und seine Leuchte, sei ihm das Leben unerträglich[3]. Wolle der Mönch zur Vollkommenheit gelangen, sagte Trithemius, so möge er lernen, ‚den Text der Leidensgeschichte in häufigen Betrachtungen durchzugehen'. Er möge die einzelnen Scenen des Leidens Christi sich vor Augen führen, als ob er dabei gegenwärtig wäre; er solle sich vorstellen, als begleite er Christus auf seinem Leidenswege, schaue ihn und höre ihn sprechen, um so sich zur Liebe des Erlösers zu entflammen[4]. Wie sehr die Ermahnungen zum Studium der Schrift auch in der damaligen Zeit ihre Frucht trugen, zeigt die Tatsache, daß bis zum Jahre 1501 nicht weniger als 124, im folgenden Jahrhundert über 400 gedruckte Ausgaben der lateinischen Vulgata aufgezählt werden[5], abgesehen von den 186 Ausgaben des Meßbuches, den 173 des Breviers und den zahlreichen andern Drucken, welche auf die Heilige Schrift sich bezogen oder zu ihrer Erklärung dienten.

Die Laien wurden in der Kenntnis der Heiligen Schrift erhalten durch die Predigt, auf deren Besuch man strengstens hielt[6]. Der ganze Schmuck der Kirchen, die Bildwerke an den Wänden, die priesterlichen Gewänder und die gottesdienstlichen Gegenstände sollten sie, wie Geiler von Kaisersberg[7]

---

[1] Trithemius, De sacerdotum vita instituenda c. 4.

[2] Dist. 36 38. ‚Ignorantia mater cunctorum errorum maxime in sacerdotibus vitanda est, qui docendi officium in populis susceperunt. Sacerdotes enim legere sanctas scripturas admonet Paulus apostolus.' C. 1, dist. 38.

[3] Imitatio Christi IV 11. Der Vergleich zwischen corpus Christi und verbum Christi geht auf den hl. Hilarius (In Ps. 127, n. 110) und Pseudo-Augustinus (Serm. 300; Migne, Patr. lat. XXXIX 2319) zurück. Unter den Zeitgenossen bespricht ihn z. B. Silv. Prierias. ‚Katholik' 1889, II 176.

[4] Trithemius, De triplici regione claustralium, regio 2, art. 8.

[5] W. A. Copinger, The first half century of the Latin Bible (Histor.-polit. Blätter CX [1892] 849). Copinger bezeichnet 13, L. Delisle weitere 12 von diesen 124 Ausgaben als zweifelhaft; die übrigen 99 gehören sicher ins 15. Jahrhundert.

[6] Vgl. vom vorliegenden Werke I 38 f.

[7] Christenlich bilger, Straßburg 1512, fol. 127. Joh. Müller (Quellenschriften und Gesch. des deutsch-sprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts,

ausführte, an das Gesetz Gottes, an das Leben des Erlösers und seine Vorbilder im Alten Testament erinnern.

Dem Wunsche, die Heilige Schrift in der Muttersprache zu besitzen, begegnet man auf deutschem Boden schon um die Zeit Karls des Großen, und auffallenderweise sind gerade die ältesten Übersetzer des Mittelalters der Lösung ihrer Aufgabe am nächsten gekommen. Die Fragmente des Matthäus-Evangeliums, welche dem Kloster Monsee entstammen, sind eine vorzügliche Leistung des 8. Jahrhunderts. Die Verdeutschung von Tatians Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert schmiegt sich dem lateinischen Texte so eng an, daß man den Verlust der altdeutschen Sprachformen bedauern muß, welche eine solch treue Nachbildung ermöglichten. Die poetischen Umschreibungen der Evangelien, der ‚Heliand' mit seiner innigen Verschmelzung des christlichen und germanischen Geistes, Otfrieds Evangelienharmonie mit ihrer sinnigen Frömmigkeit stellen dem 9. Jahrhundert ein ebenso ehrenvolles Zeugnis aus als des St Galler Mönches Notker († 1022) Psalmenübersetzung, des Abtes Williram Bearbeitung des Hohen Liedes dem 11.; und wenn die Bruchstücke einer Evangelienübersetzung aus dem zuletzt genannten Jahrhundert weniger die Bewunderung der Forscher erregt haben, so hinderte ihren Verfasser nur seine mangelhafte Kenntnis des Lateins, eine musterhafte Arbeit zu liefern.

Als um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Literatur in die Hände der Laien überging, versiegte, nach der Zahl der erhaltenen Handschriften zu urteilen[1], das Interesse an Bibelübersetzungen. Nur wenige Psalterien und ein deutsches Evangeliar sind aus der Blütezeit der deutschen Literatur erhalten.

Im 14. Jahrhundert aber, als die weltliche Poesie immer mehr ausartete und verflachte, wandte sich wie mit einem Male die literarische Tätigkeit von neuem wieder zu

Der besten Abenteuer Hort,
Die mein Ohren je gehort[2].

Gotha 1882) bemerkt (S. 339): Nach Gregors des Großen Wort, daß die Bilder die Bücher der Ungelehrten seien, ‚verfuhr man im Mittelalter: der gesamte Kirchenraum wurde, wo die Mittel und Künstler zu beschaffen waren, namentlich durch malerische Ausschmückung zu einem aufgeschlagenen Buch der heiligen Geschichte und Legende. Die weit verbreitete Biblia pauperum ... in der die Typen und Symbole des Alten Bundes neben die entsprechenden Tatsachen oder Personen des Neuen Testaments gemalt und durch Bibelsprüche oder Reime erläutert waren, gab viel verwertete Motive und Vorbilder. Die große Zahl von Bilder- und Historienbibeln in Poesie und Prosa und von andern illustrierten handschriftlichen oder im 15. Jahrhundert gedruckten und mit Holzschnitten ausgestatteten religiösen Werken hatten für den häuslichen oder unterrichtlichen Gebrauch eine gleiche Bestimmung, wie jene künstlerischen Bilder an den Wänden der Kirchen'.

[1] Vieles ist verloren gegangen, s. Michael III 224.

[2] Prolog der Wenzelbibel. Walther 295.

Aus der Zeit von 1300 bis 1500 sind bis jetzt 203 biblische Handschriften bekannt, von denen freilich viele nur das eine oder andere biblische Buch enthalten; 16 aber umfassen oder umfaßten wenigstens früher die ganze Heilige Schrift, 10 das ganze Alte Testament, 8 die Evangelien, ebensoviele das ganze Neue Testament, eine die vier Evangelien und die Apostelgeschichte[1]. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts scheint das Interesse für deutsche Übersetzungen der Heiligen Schrift noch immer zugenommen zu haben; denn von den Handschriften fallen 75 auf das 14., 128 auf das 15. Jahrhundert.

Die Texte der Übersetzungen weichen namentlich im Anfang des erneuten Interesses an solchen Verdeutschungen sehr voneinander ab. Es wurden eben Versuche in solcher Richtung an vielen Orten zugleich unternommen, ohne daß der eine Übersetzer vom andern wußte. Im 15. Jahrhundert erlahmte der Trieb zu Neuschöpfungen; man begnügte sich, das schon Geschaffene zu kopieren.

Was den Wert der Leistungen betrifft, so steht die zweite Übersetzungsperiode der ersten, altdeutschen gewaltig nach. Männer von der Bildung eines Notker oder Williram haben ihre Kraft in der späteren Zeit andern Aufgaben zugewandt; die schwierige Arbeit der Verdeutschung bleibt im allgemeinen ziemlich ungeschickten Händen überlassen. Zwar verfügten auch von den Übersetzern des 14. und 15. Jahrhunderts manche über große Sprachgewandtheit. Aber nur selten findet sich mit der Beherrschung der Muttersprache eine genügende Kenntnis des Lateins verbunden, oder gesellt sich zu genügendem, ja selbst ausgezeichnetem Verständnis der fremden Sprache die Herrschaft über die eigene. Nur zu oft verraten die Leistungen die Hand des Schülers. Wenn die Vorlage undeutlich geschrieben war, vermochte der Übersetzer oft den Text nicht richtig zu entziffern[2]. Ähnlich klingende lateinische Worte und Wortbedeutungen werden mitunter in der seltsamsten Weise verwechselt[3]. Ein andermal verführt der Mangel an archäologischen Kenntnissen zu den seltsamsten Irrtümern[4]. Einige Übersetzer waren gewissenhaft genug, mitten im

---

[1] Walther 709 f.

[2] So liest ein Übersetzer aus dem 14. Jahrhundert Ps 67, 22 ‚in deliciis suis' statt ‚in delictis' und übersetzt: ‚in iren wollusten'; Spr 25, 24 liest er ‚in angulo dogmatis' statt ‚domatis' (‚in dem Winkel des Lehrers'). Walther 63. Ein Jahrhundert später liest ein anderer Jb 15, 2 ‚iumentum' statt ‚in ventum', ‚in somno' statt ‚insomnem' (Est 6, 1). Walther 341 f.

[3] ‚Instruxerunt *aciem* contra Israel' (1 Kg 4, 2) = ‚sy richten die spitz gegen israhel'. Is 21, 8: ‚super *speculam* Domini ego sum' = ‚ich bin vber den spigel des Herren.' ‚Praepositus' heißt im mittelalterlichen Latein ‚Propst'. Also wird 2 Makk 4, 27 ‚Sostratus, qui arci erat praepositus' übersetzt: ‚der do was ein Probst in der Höhe'. Walther 45.

[4] Ps 77, 12: ‚In campo Taneos' (auf dem Felde Tanis in Ägypten) wird gelesen: ‚in capotaneos' und übersetzt: ‚vnder den haubtleuten'. ‚Decapoli' (von den

deutschen Text die lateinischen Worte einfach stehen zu lassen, welche sie nicht zu enträtseln vermochten[1]; andere setzten neben den deutschen Ausdruck den lateinischen, wenn sie über die Bedeutung nicht klar waren, oder ließen eine Lücke in der Handschrift, um später die Übersetzung unbekannter Worte nachzutragen. Andere waren weniger vorsichtig und vergriffen sich gröblich in der Übersetzung[2].

Auch die Schwierigkeit, lateinische Konstruktionen mit echt deutschen Wendungen wiederzugeben, ist namentlich in den älteren Übersetzungen noch nicht völlig überwunden. Selbst ein sonst recht gewandter Schriftsteller des 14. Jahrhunderts behält noch an manchen Stellen Wendungen bei, die wohl nur als wörtliche Nachbildungen der altklassischen Sprache zu verstehen sind[3]. Daneben finden sich andere Übertragungen, deren Verfasser mit vollster Herrschaft über die Muttersprache verfügen. Sein Ziel, ‚eine echt deutsche Bibel zu schaffen', hat der Übersetzer mitunter ‚in relativ staunenswerter Vollkommenheit erreicht'; ‚bewundernswert' ist ‚die Geschicklichkeit, mit der er so oft die beste oder doch eine gute deutsche Wendung trifft'[4].

Die mittelalterlichen Übersetzungen sind nach der lateinischen Vulgata angefertigt. Nur ein Psalterium, dessen älteste Handschrift die Jahreszahl 1386 trägt, ist nach des hl. Hieronymus hebräischem Psalter wiedergegeben. Allein so wenig es im christlichen Altertume dem hl. Hieronymus gelang, die ältere, längst eingebürgerte Psalmenübersetzung zu verdrängen, so wenig konnte ein ähnlicher Versuch im Mittelalter von Erfolg begleitet sein. Der ursprüngliche Text wurde immer mehr nach den bekannten Lauten der Vulgata umgeformt, bis die ehemalige Gestalt nicht mehr zu erkennen war[5].

Zehnstädten) wird verstanden als: ‚de Capoli' und wiedergegeben: ‚von Capoli' (Mt 4, 25). Statt ‚insigne Castorum' liest der Verdeutscher: ‚in signis castrorum': ‚der do was in den zeichen der Herbergen'. Walther 63. Die in dieser und der vorhergehenden Note genannten Versehen finden sich mit vielen andern in der Übersetzung, welche der ersten gedruckten deutschen Bibel zugrunde liegt.

[1] ‚habent vinger senos' (1 Chr 20, 6). Walther 341.

[2] ‚Irreprehensibilis' wird übersetzt mit ‚unergreiflich', ‚solium' mit ‚Sohle', ‚nulla ratione' mit ‚durch keine Vernunft'. Walther 342.

[3] ‚Sic ergo orante Esdra, implorante eo et flente' gibt der sog. zweite Übersetzungszweig wieder: ‚also darumbe petende Esdra, vnd flehende got, vnd weynende'. Sogar wo der lateinische Text die absolute Partizipialkonstruktion nicht bietet, wählt sie der Übersetzer: ‚cum haec omnia habeam, nihil me habere puto': ‚das alles habende, nichcz wene ich mich zu haben' (Est 5, 13). — Ebenso wendet er den accusativus c. infinitivo noch mitunter an: ‚worumb leidest du nit, mich zu sein von meinen sünden reine?' (Jb 10, 14.) Walther 332 333.

[4] Ebd. 353—355 497 512.

[5] Ebd. 600 f.



Die starke Verbreitung der deutschen Bibel mußte sich noch steigern, als in der Druckkunst ein so leichtes Mittel der Vervielfältigung erfunden war[1]. Freilich haben sich nur wenige Städte an der Veröffentlichung beteiligt: in Süddeutschland Straßburg mit drei, Nürnberg und eine schweizerische mit einer, Augsburg mit acht Ausgaben. Doch folgten sich die Neudrucke ziemlich rasch. Zweimal bringt sogar das gleiche oder nahezu das gleiche Jahr zwei Ausgaben; die Drucke von Zainer, Sorg, Schönsperger mußten zum zweitenmal aufgelegt werden. Weniger Eifer für eine deutsche Heilige Schrift zeigte Norddeutschland, wo nur vier Ausgaben in längeren Zwischenräumen sich folgten. Die starke Verbreitung der Übersetzung ist durch Zeitgenossen bezeugt und wird bestätigt durch die verhältnismäßig große Anzahl der noch erhaltenen derartigen Werke. So finden sich von Kobergers Ausgabe vom Jahre 1483 noch 58 Exemplare, von dem ersten Mentelschen Druck noch 28, von der seltensten Ausgabe, der vom Jahre 1518, noch 10 Exemplare. Vergleicht man mit diesen Zahlen die zufällig erhaltene Angabe, daß von einer Übersetzung des Breviers 4000 Exemplare gedruckt wurden und von diesen nur mehr acht Drucke jetzt in den Bibliotheken sich finden[2], so können die starken Ausdrücke eines Sebastian Brant über die Verbreitung deutscher Bibeln[3] nicht mehr allzusehr überraschen.

Wie indes seit dem 14. Jahrhundert theologisch und sprachlich geschulte Gelehrte sich der deutschen Bibel wenig angenommen hatten, so blieb auch die Drucklegung zunächst nur Sache buchhändlerischer Spekulation. Mentel hatte eine Übersetzung aus dem 14. Jahrhundert abgedruckt, deren Sprache zu seiner Zeit schon veraltet, deren Text nicht eben der vorzüglichste war. Eggestein nahm zu seiner Ausgabe einfach Mentels Druck als Vorlage und kopierte sie mit solcher Treue, daß bei ihm jedes Blatt mit demselben Worte beginnt und

[1] Die verschiedenen Drucke nach der von Walther festgestellten Reihenfolge sind: I. Hochdeutsche Bibeln in der Ausgabe von: 1. Mentel (Straßburg) 1466; 2. Eggestein (Straßburg) ca 1470; 3. Pflanzmann (Augsburg) ca 1473; 4. Zainer (Augsburg) ca 1473; 5. die Schweizer Bibel (Basel?) 1474; 6. (vielleicht 7.) Zainer (Augsburg) 1477; 7. (vielleicht 6.) Sorg (Augsburg) 1477; 8. Sorg (Augsburg) 1480; 9. Koberger (Nürnberg) 1483; 10. Grüninger (Straßburg) 1485; 11. und 12. Schönsperger (Augsburg) 1487, 1490; 13. H. Otmar (Augsburg) 1507; 14. S. Otmar (Augsburg) 1518. II. Niederdeutsche: 1. und 2. Kölner Bibel bei Quentel ca 1480; 3. Lübecker Bibel bei Arndes 1494; 4. Halberstädter Bibel bei Trutebul 1522. Daß die Ausgabe von Mentel die erste gedruckte deutsche Bibel ist, zeigt auch K. Biltz, Neue Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur, Berlin 1891, 97 f.

[2] Walther 613.

[3] Vgl. vom vorliegenden Werke I 752. Über die vorlutherischen deutschen Bibeldrucke vgl. auch Nestle in Herzogs Realenzyklopädie, Artikel ‚Bibelübersetzungen‘; in der Sonderausgabe: ‚Urtext und Übersetzungen der Bibel‘, Leipzig 1897, 124 ff.

schließt wie bei Mentel. Fand das letzte Wort eines Blattes in dem Neudruck keinen Platz mehr, so wurde es einfach ausgelassen. Die Sinnlosigkeiten der Übersetzung bei Mentel finden sich in der zweiten Bibel wieder, der Korrekturen sind nur wenige. Wie Eggestein es mit Mentel gemacht hatte, so hielt es Pflanzmann in Augsburg mit Eggestein; einige Versehen verbesserte er, im übrigen vermehrte er die Fehler seiner Vorlage noch durch neue. In ähnlicher Weise verfuhren alle späteren Drucker[1]. Wie eng das Abhängigkeitsverhältnis ist, zeigt die Tatsache, daß eine ganze Reihe von auffallenden Textentstellungen sich durch alle Ausgaben durchzieht[2]. Eine bedeutendere Revision des Textes zeigen der vierte Druck von Zainer in Augsburg um das Jahr 1473 und der neunte von Koberger in Nürnberg vom Jahre 1483. Die Holzschnitte, mit welchen letzterer seine Ausgabe schmückte, hatte er aus der Kölner Bibel entnommen. Zu bedauern bleibt, daß er nicht auch den Text dieser niederdeutschen Übersetzung für seine deutsche Bibel besser ausnutzte.

In Niederdeutschland, wo die Brüder des gemeinsamen Lebens die Lesung frommer Bücher in der Landessprache beförderten, hatte schon die handschriftliche niederdeutsche Bibelübersetzung solche Verbreitung gefunden, daß noch heute wenigstens 25 Handschriften derselben sich nachweisen lassen. An Wert stand sie bedeutend höher als die hochdeutschen Übertragungen[3]. Als Quentel in Köln etwa um das Jahr 1480 an den Druck einer niederdeutschen Heiligen Schrift dachte, wurde endlich einmal auch ‚Hilfe und Rat vieler Hochgelehrter‘ in Anspruch genommen, und mit Benutzung der hochdeutschen und Delfter Bibel und einer recht guten niederdeutschen Handschrift kam ein verhältnismäßig vorzügliches Werk zu stande. Es gibt von dieser Übersetzung zwei Ausgaben: eine, welche die Psalmen im kölnisch-niederdeutschen, das übrige im westniederdeutschen, holländischen Dialekt liefert, und eine zweite, welche sich der niedersächsischen Sprachweise bedient. Wohl geraten sind auch die beiden andern niederdeutschen Arbeiten, die Lübecker Bibel von 1494 und die Halberstädter von 1522. Beide Ausgaben machen sich in den meisten Abschnitten die Leistungen ihrer Vorgänger zu nutze. Die Kölner und Lübecker Aus-

[1] Die 2. Bibel druckt von der 1. ab, die 4. von der 2., die 5. und 6. von der 4., die 7. und 8. von der 5. Auf der 9. beruhen die 11. und 12., auf der 13. die 14. Walther 14 f 35 41 98 112.

[2] So z. B. die S. 633 A. 2 aufgeführten Irrtümer. — Alle Ausgaben von der 4. bis 12. lassen Jo 6, 64 das Wort ‚Fleisch‘ aus und drucken: ‚aber das ist nit nütz‘. Dieselben Bibeln drucken Eph 4, 13: ‚des altars Christi‘ statt ‚des alters Christi‘. Erst die 13. Ausgabe verbessert beide Fehler (Walther 112). Von der 2. bis 8. Bibel war 1 Esr 8, 10 eine ganze Zeile ausgelassen worden. Erst der 9. Druck fügt sie wieder ein. Alle Ausgaben vor der 9. hatten Richt 19, 16 ‚gemini‘ statt des Eigennamens ‚Iemini‘ gelesen und ‚Zwillinge‘ übersetzt (Walther 107).

[3] Vgl. Walther 651.

gabe versehen ihren Text bei schwierigen Stellen mit Glossen, meist aus Nikolaus von Lyra.

Aus welchen Kreisen die Übersetzungen des Mittelalters stammen, welchen Zwecken sie dienen wollten, findet sich nicht gerade häufig klar ausgesprochen. Daß auch häretische Parteien der deutschen Bibel sich bedienten, ist nicht zu bezweifeln; daß die Übersetzung zuerst von Häretikern veranstaltet wurde, läßt sich nicht beweisen[1].

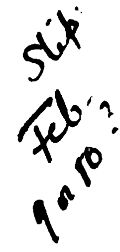
In Unterschriften und Vorbemerkungen der Handschriften und Drucke findet man über die Ziele der Übersetzer gewöhnlich nur allgemein gehaltene Andeutungen. So berichtet eine deutsche Übersetzung des Buches Job, dies Buch habe schreiben lassen ‚der Ersam und wyse Hanns Sättelin‘: ‚Zu Lob vnd zu Ere der hohen, hailigen Dryuältikeit vnd ainigem Wesen, Got Vater, Sun, hailiger Gaist, vnd zu Glori vnd Fröd der hochgelopten Junckfrowen Marie vnd allen Hailigen.‘[2] ‚Durch Eren der keuschen Mayd ist das Werck

[1] Die von Keller und Haupt für waldensischen Ursprung beigebrachten Gründe haben durch Jostes' (Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung, Münster 1885) und durch Walthers Untersuchungen (S. 55 f) wohl ihre Erledigung gefunden. Wenn Walther in den Lesern und Übersetzern der deutschen Bibel häufig etwas dem Geiste der ‚Reformation‘ Verwandtes finden will, so beruhen seine Gründe vielfach auf irrtümlicher Auffassung des katholischen Dogmas und katholischen Lebens (vgl. S. 649 689 f). Ob einzelne Handschriften mit hussitischen und waldensischen Bestrebungen zusammenhängen, wird erst weitere Forschung entscheiden können. Jostes (‚Die Waldenserbibeln‘ und ‚Meister Johannes Rellach‘, im Histor. Jahrbuch XV [1894] 771—795) geht gegen Walther, der, obwohl er die Unhaltbarkeit der von Keller und Haupt versuchten Beweisführung für ihre Hypothese einsehe, doch keine ganz unzweideutige Stellung zu derselben einnehme, ihr vielmehr ‚durch ein Hintertürchen doch wieder Einlaß zu gewähren‘ suche, nochmals auf die Widerlegung der von diesem noch für waldensischen Ursprung einzelner deutscher Bibelhandschriften angeführten Gründe ein. Sodann stellt er auf Grund der Vorrede einer Nürnberger deutschen Bibelhandschrift die These auf, der der Diözese Konstanz angehörige Mönch (wahrscheinlich Dominikaner) Johannes Rellach sei nicht etwa nur der Abschreiber oder Überarbeiter einer vorliegenden älteren Übersetzung, nach Walthers Ansicht, sondern die durch die vorlutherischen deutschen Bibeldrucke verbreitete Übersetzung, handschriftlich bezeugt durch die Nürnberger und die verwandte Wolfenbüttler Handschrift, sei sein Werk, nach 1450 entstanden. G. Grupp (‚Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters‘, in den Histor.-polit. Blättern CXV [1895] 931—940) stimmt Jostes bei. Dagegen meint H. Haupt in der Zeitschr. für Kirchengesch. XVII (1897) 280 f, ‚Jostes' Polemik wie Beweisführung sei sehr schneidig, aber nicht überzeugend geführt‘; es werde ‚bei dem in durchaus besonnener Weise gewonnenen Ergebnis Walthers bleiben müssen, daß Rellach nicht der Urheber, sondern ein Bearbeiter der ihm von Jostes zugeschriebenen Bibelübersetzung war‘. Auch Nestle (Urtext und Übersetzungen der Bibel 127 f) will gegen Jostes den waldensischen Ursprung als wahrscheinlich festhalten.

[2] Walther 130.

berait 1470 per manus Perchtoldi Furtmeyr Yluminyst.'[1] Nur eine einzige Handschrift gibt genaueren Bericht, wie ‚der Maister diß Buchs' dazu kam, der Verdeutschung der Heiligen Schrift sich anzunehmen. In Rom, so wird berichtet, habe Leonhard Eutychius, Erzbischof von Mitylene — ‚da man zählt von Christi Geburt 1400 und fünfzig Jahr' (!) — die Trauerbotschaft verkündet, wie Konstantinopel von den Türken genommen, die ‚Sophiakirch zu einem Vieh-Haus gemacht' und die kostbare Bibliothek, ‚in welcher Juden und Haiden, Datten (Tataren) und Türken und allerlei gelehrt Lüt der Bibel Bücher gelesen, zerstört und verderbt worden sei'. Und als nach einer ergreifenden Predigt über den Untergang der Kaiserstadt ‚wir Brüder und Studenten zu Rom traurig waren, da fing an Bruder Johann Rellach: Wir wöllen mit der Hilf Gottes darumb nit verzagen, noch abtreten. Das Schiff St Peters wird viel und viel Stöße haben, es wird darumb nit untergan. Sind die griechischen Bücher untergangen, so wöllen wir Christen die lateinischen Bücher zu Tütsch machen, daß die Laien dester baß im christenlichen Glauben gestärkt und gefestent werden. Also da mir Gott der Herr von Rom heim half zu teutschen Landen in das Bistum Costenz, da nahm ich mir vor das siebend Buch der Bibel.' Doch weit scheint Rellach damals mit seiner Arbeit noch nicht gekommen zu sein. Vorerst begab er sich auf Reisen, ‚über den Haring-See' nach Trondheim, Upsala, Finnland, ob er die Christenheit nicht durch Schilderung des Jammers in der gefallenen Kaiserstadt rühren könne. ‚Und das wollt niemand zu Herzen gan, weder Geistlich noch Weltlich.' Der Meister ward sehr betrübt und sprach: ‚Herr Gott, komm mir zu Hilf, was soll ich jetzt beginnen? Und kam wieder in mein Heimat in das Bistum von Costenz. Do hätten nun die Studenten angefangen zu Sträßburg und zu Basel, zu Speier und Worms die Bibel zu verdeutschen'. Sie überfallen Rellach mit der Frage: ‚Meister, wie steht's mit jenem Plan?' worauf Relach antwortet: ‚Laßt mich nur einmal an die Feder kommen! Sein Können soll man niemals selbst preisen.'[2]

Daß man den Laien und Ungelehrten dienen wollte durch die Übersetzung, wird besonders betont im Prolog der Kölner Bibel. Dort ist auch gesagt, welche Laien man besonders im Auge habe, nämlich ‚besonders geistliche beschlossene Kinder', d. h. Klosterleute. Mit Ausnahme der Laienbrüder und -Schwestern waren alle, auch ungelehrte Ordensleute zum Chorgebet verpflichtet, und da dieses zum größten Teil aus Stellen der Heiligen Schrift zusammengestellt ist, so mußte vor allen ihnen ein Hilfsmittel erwünscht sein,



[1] Walther 320.

[2] Ebd. 149 f. Vgl. den Originaltext über Rellach bei Jostes, im Histor. Jahrbuch XV 793—795; vgl. auch daselbst 783 f.

das sie dem Verständnis ihrer täglichen Gebete näher brachte. Ein großer Teil der erhaltenen Handschriften stammt denn auch aus Frauenklöstern [1]. Nach Vermerken in einigen Exemplaren scheint ein Psalter ein nicht seltenes Geschenk beim Eintritt ins Kloster gewesen zu sein [2].

Mitunter gab man auch Verdeutschungen der heiligen Bücher an Klöster oder Kirchen, weil sie dort am leichtesten allgemeiner Benutzung zugänglich waren. Ein Psalter ist laut Vermerk auf dem ersten Blatt deshalb dem Altar der hl. Anna geschenkt worden, ‚daß ein jeglich gut Mensch seiner Seele Seligkeit hier inne suchen mag' [3].

Doch auch im Privatbesitz von Laien befanden sich Teile der Heiligen Schrift oder vollständige Handschriften. In prächtiger Ausstattung ließen fürstliche Personen und vornehme Herren eine Abschrift sich herstellen oder erhielten eine solche als Hochzeitsgeschenk [4]. In den Händen von Bürgersleuten fanden sich Psalterien schon vor der Erfindung der Druckkunst. ‚Duth Boeck horet Mester Caspers Frouwen vnde iren Kynderen', bezeugt eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunders; ‚das Buch ist meiner lieben Muter Vrsula vonn Freiberg', heißt es in einem im Jahre 1442 geendeten Psalmenbuch, und ähnliche Vermerke über den Eigentümer liest man in vielen Exemplaren [5].

Außer solchen Angaben über Besitzer und Übersetzer findet man in einigen Handschriften auch Notizen, welche zeigen, daß nicht alle mit der Übersetzung der Heiligen Schrift in die Landessprache einverstanden waren. So beklagt sich ein Schreiber aus nicht näher bekannter Zeit, manche hätten ihn ‚angeritten und widerbollen in mancher Weise, darum, daß ich der heiligen Geschrift nach guter und wohlgelehrter Leut Weisung etliche Theil zu Deutsch bracht han', obwohl ‚das doch manchem seligen und weisen Manne, Pfaffen und Layen, von schulden wohl gefällt, ob die heilig Geschrift mit Wahrheit zu Deutsch wird gebracht' [6].

Die Stellung der kirchlichen Behörden zu den Übersetzungen der Heiligen Schrift in die Volkssprachen war in ihrer dogmatischen Grundlage von Anfang an durchaus klar. Als Organ zur Verkündigung seiner Lehre hat Christus das Apostelkolleg eingesetzt, welches, durch rechtmäßige Nachfolger der Apostel immerfort ergänzt, bis zum Ende der Zeiten dauern wird und in seiner Gesamtheit durch göttlichen Beistand vor Irrtum im Glauben gesichert ist. Quelle des Glaubens ist nicht nur die Heilige Schrift, sondern alles, was dieses Lehramt als Lehre Christi zu glauben vorstellt, die sog. Tradition.

[1] Walther 137 311 315 usw. [2] Ebd. 594 624 698 730.
[3] Ebd. 683; vgl. 698. [4] Ebd. 322; vgl. 413.
[5] Ebd. 684 593 729 ff. [6] Ebd. 594; vgl. 649.

und ohne das Zeugnis der Tradition ist es unmöglich, zu erkennen, ob ein Buch zum Kanon der Heiligen Schrift gehört und daß die Bücher des Kanons wirklich Gottes Wort sind. Von einer Pflicht für alle, die Heilige Schrift zu lesen, von einem Recht des einzelnen, alles für Lehre Christi zu halten, was er in den heiligen Büchern zu finden meinte, wußte man nichts.

Außer dem Dogma bestimmten das Verhalten der kirchlichen Behörden auch gewisse Erfahrungen, die man rücksichtlich der Schriftforschung gemacht hatte. Es war im Laufe der Jahrhunderte zu Tage getreten, daß alle Häretiker sich auf die Heilige Schrift beriefen. Man wußte, daß ‚durch falsche Auslegung aus dem Evangelium Christi ein Evangelium menschlicher Laune‘ [1] werden könne, ein Führer in der Erklärung des schwierigsten aller Bücher unerläßlich sei. Man sah also keinen Widerspruch darin, die Heilige Schrift als ‚das heiligste aller nicht-sakramentalen Dinge‘ zu betrachten, und doch es für möglich zu halten, daß ihre Lesung auf manche gefährlich und schädlich wirken könne [2].

Aus solchen Anschauungen ergab sich für die praktische Gesetzgebung der Grundsatz, das Bibellesen der Laien habe der Leitung der Kirche zu unterstehen. Empfehlen solle man es denjenigen, welche Nutzen daraus schöpfen könnten. Zu verbieten oder zu beschränken sei es, wo Schaden zu fürchten.

In der allgemein verbindlichen Gesetzgebung der Kirche besteht eine Einschränkung des Bibellesens erst seit dem Trienter Konzil, ein eigentliches Verbot hat nie bestanden. Wer so viel Bildung besaß, daß er wenigstens den lateinischen Text verstehen konnte, war durch das allgemeine Recht der Kirche von der Heiligen Schrift nicht fern gehalten.

Auch die Partikulargesetzgebung befaßte sich mit den Übersetzungen der Heiligen Schrift erst seit Schluß des 12. Jahrhunderts, als Mißbräuche zum Einschreiten zwangen. In Metz hatten Männer und Frauen mit Verachtung der Priester sich zu Privatkonventikeln zusammengetan, in welchen die Heilige Schrift gelesen wurde und selbst Frauen sich erlaubten, als Prediger aufzutreten. Der Bischof hielt die Sache für wichtig genug, um von Innocenz III. sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Mit äußerster Schonung antwortete der Papst. Das Verlangen, die Heilige Schrift kennen zu lernen, lobte er;

---

[1] ‚Grande periculum est in Ecclesia loqui, ne forte interpretatione perversa de evangelio Christi hominis fiat evangelium aut, quod peius est, diaboli.‘ S. Hieronymus, In epist. ad Gal., ed. Martianay IV 231.

[2] Vgl. über die Stellung der katholischen Kirche zur Lesung der Bibel in der Volkssprache Bellarmin., De verbo Dei II 15 16; Benedict. XIV., De syn. dioec. VI 10; Fontana, Constitutio ‚Unigenitus‘ III 688 f; Malou, Das Bibellesen in der Volkssprache, deutsch von Stoeveken, Schaffhausen 1849; Wiseman, Vermischte Schriften III, Abtl. 2, S. 1 ff; Michael III 231 f.



dagegen fand die Anmaßung, mit der man von den übrigen Christen sich trenne und das Predigtamt ohne Sendung ausübe, seine Mißbilligung. Erst als die Bibelleser von Metz ausdrücklich ihren kirchlichen Obern den Gehorsam aufkündigten, wurde gegen sie eingeschritten [1]. Im folgenden Jahrhundert hatten die Umtriebe der Sekten in Frankreich die scharfen Verbote einiger Konzilien zur Folge, während in Spanien die weltliche Regierung mehrmals zu ähnlichen Schritten sich veranlaßt sah. Wiclifs vielfach gefälschte Bibelübersetzung veranlaßte auch in England zuerst die weltliche Obrigkeit zu Verboten derselben; ein Konzil zu Oxford im Jahre 1408 verwehrte den Gebrauch aller englischen Bibeln, die nach Wiclifs Zeit ohne Approbation erscheinen würden [2]. Für Deutschland kommt bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts zunächst ein Erlaß des päpstlichen Legaten Guido von Palestrina vom Jahre 1202 in Betracht, welcher den Besitz deutscher und französischer Bücher ‚über die Heilige Schrift' von der Genehmigung des Bischofs abhängig macht [3]. Als im 14. Jahrhundert die Verirrungen der Begharden das Einschreiten der Inquisition zur Folge hatten, erließ Karl IV. am 17. Juni 1369 von Lucca aus ein Edikt gegen ‚lasterhafte, irrige, mit dem Aussatz der Häresie angesteckte' deutsche Schriften, ‚in welchen der Name unseres Herrn Jesu Christi und der glorreichen Jungfrau seiner Mutter Maria gelästert, der allgemeine Glaube der Christen gering geschätzt, verflucht oder gelästert wird'. Beiläufig kommt in dem Edikte der Satz vor, Laien dürften ‚nach den kanonischen Satzungen Bücher in der Landessprache über die Heilige Schrift nicht benutzen' [4].

All diese Verfügungen hatten indes das Bestehen von Mißbräuchen zur Voraussetzung und konnten für Länder und für Verhältnisse, unter denen Mißbräuche nicht zu fürchten waren, nicht einmal als Vorbilder Geltung haben. Zu Wiclifs Zeit besaß Karls IV. Tochter, die Königin Anna, das Evangelium in deutscher, böhmischer, englischer Sprache, und nach ihrem Tode

---

[1] Innocentii III. Epistolae II 141 142 235.

[2] Vgl. Bender, Joh. Wiclif als Bibelübersetzer, im ‚Katholik' LXV (1884) 292 ff.

[3] Aub. Miraei opp. dipl. I, Lovanii 1723, 564. Libri de divinis scripturis sind wohl nicht in erster Linie Bibelübersetzungen, sondern theologische Bücher im allgemeinen. Vgl. Nicol. de Lyra, Prologus primus in postillam bibliae: scriptura quae proprie theologia dicitur, cum ipsa sola sit textus huius scientiae. So ist öfter scriptura gleichbedeutend mit theologia. Vgl. jetzt Michael III 233.

[4] Mosheim, De Beghardis et beguinabus, Lipsiae 1790, 368—375. Über Libri de s. scriptura vgl. A. 3. Die canonicae sanctiones sind wahrscheinlich die Verbote der älteren französischen Konzilien. Namentlich das Konzil von Toulouse 1229, welches das erste Bibelverbot enthält (c. 14), galt als Rechtsquelle für das Verfahren der Inquisition.

wurde ihr Eifer für die Heilige Schrift von Erzbischof Arundel belobt [1]. In Deutschland empfahl im Jahre 1386 Otto von Passau, ‚die Geschrift der alten und der neuen Ehe dick und viel mit Andacht und mit Ernst‘ zu lesen, ‚es sei in Deutsch oder Latein, ob du Latein verstehst‘ [2]. Besonders die Brüder des gemeinsamen Lebens waren viel für Verbreitung religiöser Schriften in der Muttersprache tätig und suchten auch wenigstens die leichter verständlichen Teile der Heiligen Schrift unter den Laien bekannt zu machen.

Allerdings fanden sich viele, welche deutsche Bücher und besonders die Heilige Schrift nicht gern in der Hand der Laien sahen. Die Brüder vom gemeinsamen Leben mußten ihren Standpunkt gegen manche Widersacher verteidigen [3]. Aber überall sind es nur einzelne aus dem Klerus, die als Gegner bezeichnet werden. Ausdrücklich wird beigefügt, andere Kleriker seien mit den Übersetzungen in die Landessprache einverstanden gewesen. Beide Ansichten aber scheint man als bloße Privatmeinungen betrachtet zu haben, von denen an und für sich keine den Vorzug größerer Kirchlichkeit in Anspruch nehmen könne. Die geistlichen Obern sprachen sich in dieser Frage nur insofern aus, als man den Brüdern vom gemeinsamen Leben kein Hindernis in den Weg legte. Auch Erzbischof Bertold von Mainz wollte in seinen Büchereditken von 1485 und 1486 [4] wieder nur dem Mißbrauch steuern. Unverständige, anmaßende, und ungelehrte Leute, heißt es darin, hätten sich vermessen, theologische und juristische Werke ins Deutsche zu übertragen, und zwar in einer Weise, daß auch gelehrte Leute geständen, sie hätten solche Bücher kaum verstehen können. Da eine Verfälschung des Textes besonders bei der Heiligen Schrift große Gefahren nach sich ziehe, so erlasse er das jetzige Dekret, welches trotz scharfer Ausdrücke gegen die schlechten Übersetzungen deutsche Bibeln nicht verbietet, sondern die Approbation einer Zensurbehörde fordert.

Gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts neigten sich einsichtige Männer mehr der Ansicht derjenigen zu, welche die allgemeine Verbreitung der Schrift eher für schädlich als nützlich hielten. Geiler von Kaisersberg weiß von solchen, welche ‚ungeziemend und scherzweise von der Heiligen Schrift reden, z. B. sie sei wie eine wächserne Nase, die man drehen und wenden könne‘ [5]. Er tritt

---

[1] ‚Katholik‘ LXV (1884) 293. Man wird also wohl nicht mit Walther (S. 616) an die Möglichkeit denken, daß Karls IV. Edikt ‚verhinderte, einem Gliede seiner Familie eine Übersetzung in Landessprachen zukommen zu lassen‘.

[2] Walther 737. [3] Jostes im Histor. Jahrbuch 1890, 1—22 709—717.

[4] Gudenus, Cod. dipl. IV 469 f. Archiv für Gesch. des deutsch. Buchhandels IX 238 f. In dem Schreiben bei Gudenus IV 474 wünscht der Erzbischof Ausdehnung des Dekretes auf die Suffraganbistümer. Ob dieselbe erfolgte, ist nicht zu entscheiden.

[5] Narrenschiff Nr XI (Argent. 1511, V. B.).

wider solche auf, welche ‚die Schrift fälschen durch erzwungene Auslegungen gegen den Sinn der Schrift‘. Durch solch willkürliche Auslegung ‚verteidigen alle Schlechten ihren bösen Zustand, leichtfertige Mönche ihren Widerstand gegen Reform, Geistliche die Anhäufung der Benefizien, Laien ihre Meineide und die Verletzung der kirchlichen Immunität‘ [1].

2.

Der Ersatz, den Luther dem deutschen Volke für die zerstörte geistliche Ordnung, die abgeschaffte kirchliche Wissenschaft, die hinweggeräumten Sakramente, den verarmten Gottesdienst und die verwüstete christliche Kunst bieten wollte, bestand hauptsächlich in dem ‚unverfälschten Worte Gottes‘, d. h. in seiner deutschen Bibelübersetzung und in der sich anschließenden neuen ‚evangelischen‘ Predigt. Er wiederholte diese beiden Stücke so unaufhörlich und mit so aufreizender und hinreißender Beredsamkeit, daß es ihm gelang, in einem großen Teile Deutschlands für Jahrhunderte die Überzeugung wachzurufen, er erst habe ‚die Bibel unter der Bank hervorgezogen‘ und dem nach religiösem Unterricht dürstenden Volke das Brot des Lebens gereicht [2].

Eine selbständige Forschung hat die völlige Unhaltbarkeit dieser Behauptungen festgestellt: weder vor noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst lag die Bibel unter der Bank, Luther ist keineswegs der erste Bibelübersetzer der Deutschen, wenn auch zuzugeben ist, daß seine Übertragung die früheren in sprachlicher Beziehung übertraf und eine ungleich größere Verbreitung fand.

Schon vor dem Jahre 1521 hatte sich Luther an der Übertragung einzelner Teile der Bibel versucht. Die erste Schrift, welche er selbst dem Drucke übergab (1517), enthält eine Übersetzung und Auslegung der Bußpsalmen. Daran reihten sich bis zu dem genannten Jahre das Vaterunser, das Gebet des Königs Manasse, die zehn Gebote, das Magnifikat nebst dem Gebet des Königs Salomo, einige Psalmen und evangelische Perikopen. Eine vollständige Übersetzung der ganzen Bibel aus dem Grundtexte nahm er erst in seinem Versteck auf der Wartburg in Angriff. Am 18. Dezember 1521 meldet er seinem Freunde Johann Lang, der im Sommer eine Übertragung des Matthäusevangeliums herausgegeben, er wolle das Neue Testament übersetzen; ‚dies fordern die Unserigen (wohl die Wittenberger Freunde, besonders

[1] Narrenschiff Nr CIII (XXXII. Z.).

[2] ‚Die Biblia war im Papsttum den Leuten unbekannt.‘ Luthers Tischreden, herausgeg. von Irmischer, I 85. Vgl. Falk über die Kettenbücher (Bibel an der Kette) in den Histor.-polit. Blättern CXII 324 ff. Über die Verbreitung der Bibel vor Luther vgl. die gegen Walther gerichteten Ausführungen von Grupp in den Histor.-polit. Blättern CXV (1895) 935 ff.

Melanchthon); setze auch du die begonnene Arbeit fort; möchte doch jede Stadt ihren Übersetzer der Bibel haben, möchte dies Buch die Zungen, Hände, Augen und Ohren aller beschäftigen!'[1] Das Neue Testament wurde als die leichtere Arbeit vor dem Alten in Angriff genommen[2]. Bereits im Januar 1522 gesteht er seinem Freunde Amsdorf: ,Ich werde die Bibel zu übersetzen versuchen, obwohl ich damit eine meine Kräfte übersteigende Arbeit übernommen habe. Jetzt erst sehe ich, was Übersetzen heißt und warum es bisher von keinem versucht worden ist, der seinen Namen bekannt hätte. Das Alte Testament aber werde ich nicht anrühren können, wenn ihr nicht dabei seid und helfet.'[3]

Trotz aller Schwierigkeiten und anderweitigen Beschäftigungen Luthers ging die Arbeit auf der Wartburg ,mit erstaunlicher Schnelligkeit voran'. Noch nicht drei Monate waren verflossen, und die erste Niederschrift der Übersetzung des Neuen Testaments lag vor. Als Grundlage hatten gedient die erasmische Ausgabe und die Vulgata[4]. Ob Luther sich auch noch als Hilfe einer älteren deutschen Übersetzung bediente, ist streitig[5].

Nach Wittenberg zurückgekehrt, begann Luther sofort unter Beistand Melanchthons die erste Niederschrift zu verbessern; auch auswärtige Freunde

[1] De Wette II 115—116. Enders III 256.

[2] Vgl. über Luthers mangelhafte Sprachkenntnisse Köstlin I² 115, und Hopf, Bibelübersetzung 41 45.

[3] De Wette II 123. Enders III 271.

[4] Vgl. Schott, Bibelübersetzung 31; Hopf, Bibelübersetzung 48 f, und Krafft (s. A. 5) 9.

[5] Für eine Benutzung der mittelalterlichen deutschen Übersetzung erklärten sich die Protestanten Hopf (23 ff u. 52), Geffcken (Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts 6 f), Krafft (Über die deutsche Bibel von Luther, Bonn 1883), Haupt (Die deutsche Bibelübersetzung, Würzburg 1885, 48 A. 8) und Keller (Die Waldenser ꝛc. 52 ff 62); dagegen: W. Walther, Luthers Bibelübersetzung kein Plagiat, Erlangen 1891. Walther selbst muß übrigens Krafft darin beipflichten, ,daß bereits ein großer Vorrat von brauchbarem biblischen Sprachstoff vorhanden war, den Luther verwerten konnte'. Er bemerkt weiter: ,Man darf wohl sagen, daß heute die Geffcken-Krafftsche These den Sieg davongetragen hat, indem die einen sie für bewiesen ansehen, die wenigen andern sie nicht zu bekämpfen wagen.' Wie bedenklich die ganze Sache steht, zeigt am besten die Tatsache, daß ein Forscher wie Walther eine eigene Abhandlung gegen Kraffts Abhandlung zu schreiben sich veranlaßt sah, während noch Panzer die Widerlegung derer, die behaupten, Luther habe jene früheren Übersetzungen benutzt, für ganz überflüssig erklärt hatte. Von Walther nicht erwähnt ist, daß ein so begeisterter Verehrer Luthers wie Kolbe noch im Jahre 1889 (Luther II 33): ,Es ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß er später ältere Übersetzungen verglichen hat, auf der Wartburg selbst fehlten ihm dazu die Hilfsmittel.' Ein neuerdings durch Loesche (Anal. Luth. 281) bekannt gewordener Ausspruch Luthers scheint auf den ersten Blick dafür zu sprechen, daß derselbe die deutsche Bibel des Mittelalters gekannt, liefert aber dennoch keinen zwingenden Beweis.

wie Spalatin wurden für einzelne Punkte zu Rate gezogen. Man hätte erwarten sollen, daß der Druck eines so schwierigen und wichtigen Werkes nicht vor Vollendung des Ganzen in Angriff genommen worden wäre. Luther verfuhr jedoch anders. Stück für Stück seiner Arbeit wanderte in die Druckerei, während an dem übrigen Teile des Manuskriptes noch gearbeitet wurde. Drei Pressen waren zugleich tätig. Weil die Heilige Schrift der Polemik gegen die alte Kirche dienen sollte, ward sie mit feindlichen Anmerkungen gegen dieselbe versehen, ward so große Sorgfalt verwandt, bei der Übertragung den Ton des gewöhnlichen Volkes zu treffen. Vielleicht um ihr Eingang auch bei den Katholiken zu verschaffen, erschien die erste Ausgabe anonym unter dem Titel: ‚Das Newe Testament. Deutzsch, Vuittemberg', in Folio, Preis $1^1/_2$ Gulden. Diese nach der Zeit ihres Erscheinens ‚Septemberbibel' genannte Ausgabe, zu welcher Lukas Cranach zahlreiche Holzschnitte lieferte, erlebte schon im Dezember 1522 eine zweite, vielfach verbesserte Ausgabe: so groß war die Nachfrage. Der Verleger und Drucker, der sich erst jetzt nannte, hieß Melchior Lotther. Weitere Auflagen und Nachdrucke folgten bald [1].

Durch den großen Erfolg angespornt, nahm Luther sofort das Alte Testament in Angriff; er bediente sich dabei eines hebräischen Textes, der im Jahre 1494 in Brescia erschienen war, konnte aber der Vulgata und Septuaginta durchaus nicht entbehren [2]. Trotz eifrigen Studiums war es ihm, wie er später eingestand, nicht gelungen, ‚ein grammatikalischer und regelrechter Hebräer' zu werden [3]. Kein Wunder, daß auch jetzt befreundete Gelehrte,

[1] Vgl. Panzer, Gesch. der Bibelübersetzung Luthers 55 ff. Nestle in Herzogs Realenzyklopädie [3], Artikel ‚Bibelübersetzungen'; in: Urtext und Übersetzungen der Bibel S. 130 ff. Vgl. auch Nestle, Die erste Lutherbibel mit Verszählung (die Ausgabe von Heidelberg 1568), im Zentralblatt für Bibliothekswesen, 20. Jahrg. (1903), 273—277. Über Lotther siehe Serapeum 1851, 335 f. Der damals im ernestinischen Sachsen gebräuchliche ‚Gulden' betrug 20 gute Groschen, an heutigem Geldwert 4 Mark 20 Pfennig. Grimm, Bibelübersetzung 9 A. 1. Neudruck der Septemberbibel in den deutschen Drucken älterer Zeit I, Berlin 1883.

[2] Auch die lateinischen Übersetzungen des Santes Pagninus und des Seb. Münster und von Kommentaren der des Nikolaus von Lyra und besonders die Glossa ordinaria wurden zu Rate gezogen; siehe Herzogs Realenzyklopädie III 550.

[3] Luthers Kenntnis des Hebräischen wird beleuchtet durch sein jetzt in Berlin aufbewahrtes Handexemplar der hebräischen Bibel (vgl. Stimmen aus Maria-Laach 1895, I 105 f. Luthers Erben verkauften 1593 ihres Großvaters ‚Ebreische Biebell' an Joachim Friedrich von Brandenburg, den Administrator von Magdeburg, als das Buch, ‚welches ehr (Luther) stets geführet, auch damahls gebraucht, als ehr die heilige Biebell verteutschet und mit seinen Eigenen Händen die Ebreische Radices und andere der gantzen Christenheit zu gut nothwendige Sachen mit sonderbahrem Fleiß verzeichnet, aus welchen man oftmahls wahrhaften Bericht fassen und gründliche Nachrichtung haben kan, warumb

neben Melanchthon vor allen Aurogallus und zwei andere Hebraisten: Bernhard Ziegler und Johann Förster, ihm Hilfe leisten mußten. Druck und Verbesserung des Manuskriptes liefen auch jetzt wieder nebeneinander her. Im Jahre 1523 erschienen die fünf Bücher Moses' unter dem die Käufer irreführenden allgemeinen Titel: ‚Das Alte Testament. Deutsch, M. Luther, Vuittemberg.' In der Vorrede gestand der Übersetzer, Hilfe für seine Arbeit genommen zu haben, wo er solche nur irgend habe bekommen können. Im folgenden Jahre traten ‚Der andere Teil des Alten Testaments (die Geschichtsbücher von Josua bis Esther), sowie der dritte Teil (Buch Job, Psalter, Sprüche, Prediger und Hohes Lied) ans Licht[1]. Dann aber erfolgte ein längerer Stillstand. Erst im Februar 1527 meldet Luther die Wiederaufnahme der Arbeit. Er will jetzt an die Propheten gehen, das sei ‚ein Werk äußerst würdig der Dankbarkeit, mit welcher mich diese barbarische und in Wirklichkeit viehische Nation (die Deutschen) aufgenommen hat; zugleich ziehe ich dann gegen die Schwarmgeister los'[2]. Die Übersetzung der Propheten, bei welcher Cruciger, Aurogallus und Förster mithalfen, ging nur sehr langsam und mit vielen Unterbrechungen voran. Streit- und Schmähschriften nahmen Luther zeitweise ganz in Anspruch. Erst im Jahre 1532 erschienen ‚Die Propheten alle deutsch', nachdem vorher einige besonders veröffentlicht worden waren. Dasselbe war der Fall bei den deuterokanonischen Büchern, die Luther Apokryphen nannte; er vertauscht bei denselben sehr häufig die Aufgabe des Übersetzers mit derjenigen des Bearbeiters, Kritikers und Auslegers[3].

---

bis oder jenes also verdolmetschet worden sey, dadurch dan die Feinde des hl. Evangelii gewaltiglich können wiederleget werden, beydes unter den Papisten und Calvinisten, die diese teuere Arbeit und angewendeten Fleiß unsers lieben in Gott ruhenden Großvatters giftiger und arglistiger Weyse wider ihr eigen Gewissen gloßiren und lästern'. Neuere Durchforschung dieser Lutherbibel hat ergeben, daß die Randglossen meist gar nicht von dem Reformator herrühren, sondern von einem deutschen Juden, der vor Luther im Besitz des Buches war. Im Lutherjahr 1883 hatte ein angesehener Gelehrter auf die Randglossen der Berliner Bibel eine ganze Abhandlung zu Ehren des Reformators basiert. Die neueste Besprechung der lutherischen Handbibel schließt mit dem Satze: ‚Alles in allem: Man findet nicht in dem kostbaren Bibelexemplar des großen Mannes, was man erwartet. Das Hebräische war eben nicht seine Sache, — drum hielt er sich an den Text der Vulgata und Septuaginta: ohne Zweifel zu Nutz und Frommen seiner schönen deutschen Bibelübersetzung. Er gab dem griechischen Text den Vorzug vor dem masoretischen. Das gibt uns zu denken!' (Alttestamentliche Untersuchungen von Dr Johann Bachmann, 1. Buch, Berlin 1894, 101 ff, Anhang IV.

[1] Panzer, Gesch. der Bibelübersetzung Luthers 146 ff 158 ff.

[2] De Wette III 161.

[3] Urteil von W. Grimm in den Theolog. Studien u. Kritiken LVI (1883) 376.

Inzwischen hatte das Verlangen, die ganze Bibel im Geiste der neuen Lehre übersetzt zu erhalten, zu den sog. kombinierten Bibeln geführt, in welchen das von Luther noch nicht Gelieferte von anderer Hand herrührte. Die erste derartige Arbeit kam in den Jahren 1525—1529 in sechs Foliobänden zu Zürich heraus [1]. Luthers Übersetzung der gesamten Bibel erschien als ein Ganzes erst im Jahre 1534 unter dem Titel: ‚Biblia, das ist die gantze Heilige Schrifft, Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt durch Hans Lufft. 1534.‘ [2]

Die Verbreitung, welche die mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Lutherbibel fand, war eine außerordentlich große [3]. Bei fast allen Neuauflagen, besonders aber bei der Hauptausgabe vom Jahre 1541, wurden Verbesserungen vorgenommen. Auch bei dieser unermüdlich betriebenen Revisionsarbeit wurden zahlreiche Freunde zu Hilfe gezogen, die Luther an Sprachkenntnis überlegen waren. Mathesius, der in den Jahren 1540 und 1541 bei Luther wohnte, erzählt von der Zusammenkunft der ‚besten Leute, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doktors Kloster zusammen kamen, nämlich Dr Johann Bugenhagen, Dr Justus Jonas, Dr Cruciger, Dr Melanchthon, Matthäus Aurogallus. Dabei Georg Rörer, der Korrektor, auch war; oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werke, als Dr Bernhard Ziegler, Dr Forstemius. Wenn nun der Doktor zuvor die ausgangen Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfraget hatte (wie er ihm denn etlich Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtete, wie man ein jedes am Schaf nennete), kam Dr Martin Luther in das Konsistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte. Herr Philippus (Melanchthon) bracht mit sich den griechischen Text, Dr Cruciger neben dem hebräischen die chaldäische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Dr Pommer hatte auch einen lateini-

[1] Über andere kombinierte Bibeln s. Herzogs Realenzyklopädie III 550. Vgl. Panzer 261 ff.

[2] Hans Lufft, der im Jahre 1524 eine Druckerei in Wittenberg errichtete, war fortan Hauptdrucker der Bibeln, die er aber nicht wie Lotther auf eigene Rechnung, sondern für ein Konsortium wittenbergischer Buchhändler druckte. Vgl. Grimm, Bibelübersetzung 11 A. 1. Siehe auch Briegers Zeitschr. I 161.

[3] Panzer 300 ff 343 ff. Herzogs Realenzyklopädie III 549 ff. Schon im Jahre 1534 erschien eine niederdeutsche, unter Bugenhagens Leitung verfertigte Übersetzung der Lutherschen Bibel zu Lübeck. Die beste niederdeutsche Ausgabe der Lutherbibel kam im Jahre 1624 zu Goslar heraus; s. Krafft 23, und K. W. Schaub, Über die niederdeutschen Übertragungen des Lutherschen Neuen Testaments, welche im 16. Jahrhundert im Druck erschienen, Halle 1889.

schen Text für sich, darinnen er sehr wohl bekannt war. Zuvor hat sich jeder auf den Text gerüst, davon man ratschlagen sollte, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponiert dieser Präsident einen Text und läßt die Stimm herum gehen und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung.‘ [1]

Dieses beständige Verbessern zeigt deutlicher als alles andere, wie wenig Luther selbst von der absoluten Vollkommenheit seiner Arbeit überzeugt war. Das unablässige Heranziehen Sprachkundiger aber beweist, daß die Bibelübersetzung keineswegs allein das Werk Luthers, die sprachlichen Vorzüge derselben gegenüber den bisherigen Übertragungen nicht ausschließlich sein Verdienst sind.

Immerhin aber bleibt das Verdienst Luthers um die Entwicklung der deutschen Sprache ein großes. Man hat jedoch hier streng zu unterscheiden einerseits zwischen Lautstand und Wortform, anderseits zwischen syntaktischer Fügung und Stil. In letzterer Beziehung wird kein Einsichtiger das bestreiten wollen, was Luther geleistet. Sein Streben ging mit Recht vor allem dahin, aus der reichen Quelle der volkstümlichen Redeweise zu schöpfen. ‚Man muß nicht‘, sagt er, ‚die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Teutsch reden, wie die Esel thuen; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man Teutsch zu ihnen redet.‘

Den kräftigen Ausdruck und Ton des Volkes hat der sprachgewaltige Mann in seiner Bibelübersetzung meisterhaft getroffen. In dieser Hinsicht überragt seine Arbeit alle früheren. Ganz anders verhält es sich jedoch mit Luthers Bedeutung für das, was man im eigentlichen Sinne Sprache nennt. Seine Anhänger haben sich hier maßlose Übertreibungen erlaubt. Johann Clajus († 1592 als Prediger zu Bendeleben in Thüringen) erklärt Luthers Sprache für göttliche Offenbarung. ‚Wie der Heilige Geist‘, sagt er in seiner Grammatik, ‚durch Moses und die übrigen Propheten rein hebräisch und durch die Apostel griechisch geredet hat, so hat er rein deutsch gesprochen durch sein auserwähltes Werkzeug Martin Luther. Es wäre sonst nicht möglich gewesen, daß ein Mensch so rein, so eigentümlich und fein hätte reden können ohne irgend jemandes Anleitung und Hilfe, da unsere Sprache für so schwer und allen grammatischen Regeln widersprechend gehalten wird.‘ [2] Auch später

[1] Hopf, Bibelübersetzung 66—67.

[2] Siehe Wülcker in der Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Altertumskunde, XXVIII (1883) 191. Schott, Bibelübersetzung 134.

noch hat man behauptet, Luther sei der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen [1]. Die Sache verhält sich indessen anders.

‚Keine neue Sprache, das ist sicher, kam durch Luther auf: er bediente sich einer bereits geltenden Schriftsprache, die im mittleren und oberen Deutschland für den offiziellen Verkehr der fürstlichen und städtischen Kanzleien sich gebildet hatte. Dies war die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, die sich zu Ende des 14. Jahrhunderts in Böhmen unter und nach der Regierung der Luxemburger festgesetzt hatte und durch Aufnehmen mitteldeutscher Elemente zu einer Mittelstellung zwischen Norden und Süden geeignet war. Nach dieser Reichssprache der kaiserlichen Kanzlei hatten bald die mitteldeutschen Kanzleien, die östlichen zuerst, sich zu richten angefangen, und gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstand so allmählich für ein „gemeines Deutsch" eine festere Grundlage. Von den öffentlichen Kanzleien drang es in den Privatverkehr, wurde zunächst zur Gerichts- und Geschäftssprache, später erst und wohl nur sehr langsam zur Sprache der Gelehrten und Gebildeten.' [2]

Luther selbst hat es offen eingestanden, daß die Kanzleisprache für ihn ein höchst wichtiges Vorbild gewesen ist. ‚Ich habe ja', sagt er, ‚keine gewisse

[1] ‚Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden, und zwar an einem Tage, mit einem Schlage; er hat es erschaffen.' Also der Berliner Universitätsprofessor H. von Treitschke in einem Vortrage vom 7. November 1883. Vgl. Berliner Germania 1883 Nr 264, 2. Bl. Ebendort wird aus einem Artikel ‚Luther und Heine' folgendes mitgeteilt: ‚Mit Bezug auf Luthers Bibelübersetzung sagt Heine: Luther gab uns nicht bloß Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung: dem Geiste gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache. Dies geschah, indem er die Bibel mit der ihm von Gott verliehenen wundersamen Kraft aus einer toten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache übersetzte, die noch gar nicht lebte.' Riehm schrieb noch 1884 (Theolog. Studien und Kritiken, Jahrg. 57, I 348): ‚Luther ist bekanntlich [!] von unsern größten deutschen Sprachforschern als der eigentliche Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache anerkannt worden.' Indes wer nur einigermaßen eine Vorstellung von dem Wesen einer Sprache hat, weiß, daß auch der genialste Sprach- und Schreibgewaltige nicht im stande ist, eine Sprache zu schaffen: das vermag kein Mensch. Die besonnenere neuere Forschung hat die Anschauung jener, welche auch in diesem Punkte an der Lutherlegende festhalten, durchaus verurteilt.

[2] Burdach, Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache 1—2. Vgl. Wülcker in der Zeitschr. des Vereins für thüringische Gesch., N. F., I 349 ff. Germania XXVIII 191 ff. Siehe auch Kauffmann, Gesch. der schwäbischen Mundart, Straßburg 1890, Anhang: Die Schriftsprache 287 ff. Franz Jelinek (Die Sprache der Wenzelbibel, Programm der k. k. Oberrealschule in Görz 1898/99, Görz 1899) ‚kommt zu dem Ergebnis, daß die in der Wiener Hofbibliothek befindliche, um 1390 für König Wenzel IV. von Böhmen hergestellte Bibel in jener Mischung von Ober- und Mitteldeutsch abgefaßt sei, die in der Hofkanzlei Karls IV. und Wenzels IV. gebraucht ward und die die Grundlage der Hofkanzleisprache der sächsischen Höfe und darauf der Lutherschen Bibelübersetzung bildete'. Deutsche Literaturzeitung 1901, Nr 8, Sp. 455.

sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland: Kaiser Maximilian und Churfürst Friedrich haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache', d. h. in eine einheitliche Schriftsprache ‚gezogen' [1].

War mithin Luther keineswegs der Schöpfer des Neuhochdeutschen und auch nicht der erste, welcher die Kanzleisprache zur Literatursprache erhob, so hat er doch jener ‚trotz aller Schwankungen schon in den äußeren Umrissen einigermaßen gleichmäßigen Schriftsprache durch seine Bibelübersetzung zu weiterer Verbreitung und festerer Gestaltung verholfen' [2]. Aber auch in dieser Beziehung muß man sich hüten, seinen Einfluß zu überschätzen. Mit Recht ist neuerdings hervorgehoben worden, wo und wann die Wirkung seiner Sprache ihre Grenze fand, wie ihr Einfluß nicht bloß durch fremde Gegenströmungen, sondern auch von sich selbst gebrochen wurde. In dieser Beziehung hat eine eingehendere Forschung zunächst festgestellt, daß die Sprache Luthers eigentlich niemals fertig oder fest war. In der ersten Zeit seines schriftstellerischen Auftretens stand er noch wesentlich unter dem Einflusse des Dialektes seiner thüringischen Heimat; als er sich dann der Kanzleisprache anbequemte, hatte er gewaltig zu ringen, ehe er sie beherrschte; mit zunehmendem Alter befreite er sich immer mehr von der heimatlichen Mundart und modelte an der Sprache seiner Schriften, am meisten an der Bibelübersetzung. Wie konnte nun eine Sprache, ‚die selbst ein ewiges Werden war, der Zeit ein Kanon sein, die noch völlig ratlos und ungewiß nach dem rechten Schriftdeutsch suchte? Wie konnte eine Autorität Widersprüche beseitigen, Schwankungen entscheiden, die selbst voller Widersprüche, voller Schwankungen war?' [3] Hierzu kommt noch ein anderes Moment. Die zahlreichen Nachdrucker der lutherischen Bibelübersetzung zeigten im allgemeinen sehr wenig Achtung vor der Schreibweise Luthers. Die Frankfurter und Nürnberger Buchdrucker erlaubten sich gegenüber den echten Wittenberger Ausgaben viele Willkürlichkeiten. Im 17. Jahrhundert nahm man ebenfalls Veränderungen vor, ‚wenn auch nicht

[1] Sämtl. Werke LXII 313. Vgl. dazu Wülcker 203 f; Opitz, Die Sprache Luthers, Halle 1869, 30 f; Dannehl, Niederdeutsche Sprache und Literatur, Berlin 1875, 11 f, und vom vorliegenden Werke Bd I 319.

[2] Burdach, Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache 6. Karl v. Bahder (Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, Straßburg 1890, 60 A. 1) macht übrigens darauf aufmerksam, daß das Ansehen der meißnischen Sprache sich keineswegs erst daher schreibt, daß sich Luther ihrer bedient hat, sondern in eine ältere Zeit zurückreicht.

[3] Burdach 7—8. Vgl. Hopf, Bibelübersetzung 230 ff; Opitz 7 ff und Karl v. Bahder 62.

so durchgreifend, daß die Sprache der Bibel dem Fortschreiten der lebendigen Sprache ganz angepaßt worden wäre. Welches war nun da das rechte lutherische Deutsch? Natürlich immer das der gerade zugänglichen Ausgabe der Bibel. Wie sollte da in das bunte Gewirr der deutschen Sprache Einheit, Gleichmaß, Übereinstimmung von der Bibelsprache allein gebracht werden?' [1]

Noch wichtiger ist, daß die Sprache dessen, welcher die religiöse Einheit der deutschen Nation gestört hatte, naturgemäß auf Widerstand bei denjenigen stoßen mußte, welche von seiner neuen Lehre nichts wissen wollten. In der Verwirrung der ersten Zeit schien es allerdings, als sollte das lutherische Deutsch auch bei den Katholiken Eingang finden, da Emser und Dietenberger demselben bei ihren Bibelübersetzungen den Vorzug gaben. Später jedoch leisteten die Anhänger der alten Kirche dem Vordringen des ,ketzerischen Deutschs' zähen Widerstand [2]. Der Grammatiker Laurentius Albertus trat

---

[1] Burdach 8. Kluge (Von Luther bis Lessing, Straßburg 1888) verschweigt durchaus, daß die Kanzleisprache sich fortdauernd neben Luther eines maßgebenden Ansehens erfreute. E. Schröder in den Gött. Gel. Anz. 1888, 284. Hier wird dagegen an einige Zeugnisse erinnert, ,welche aus gut protestantischen Kreisen stammen und schon wegen des Zusammenhanges, in dem sie auftreten, von jedem Verdacht der Tendenz frei sind: 1531 nennt der Schlesier Fabian Frangk in seiner „Orthographei" die Kanzlei Maximilians und Luthers Schriften in einem Atem, womit er freilich kein präzises Verständnis bekundet, aber doch offenbar verbreitete Anschauungen, die bald hier bald dort das Vorbild und die Anlehnung suchten, zusammenfaßt. 1578 schweigt der Augsburger Gymnasialrektor Hieronymus Wolf, ein Lutheraner und in Wittenberg gebildet, ganz von Luther und kennt nur die Autorität der kaiserlichen Kanzlei'. Vgl. Müller, Quellenschriften 94. Ein sehr scharfes Urteil über Kluges Schrift ,Von Luther bis Lessing' und damit über die traditionell protestantische Überschätzung des Einflusses Luthers auf die Schriftsprache fällt Roethe in der Histor. Zeitschrift LXIX (1892) 523 f. ,Nur im allgemeinen sei bemerkt, daß Luthers Bedeutung für die deutsche Schriftsprache aufs allereinseitigste übertrieben wird. Zu diesem Zweck wird ein unglaublich verzerrtes Bild von der Stellung entworfen, welche die Muttersprache im deutschen Mittelalter eingenommen habe, Kluge läßt sie erst im 16. Jahrhundert entdecken; nirgends ferner tritt scharf hervor, daß die mitteldeutsche Mundart schon vor Luther in eine führende Rolle hereinwuchs, daß in Oberdeutschland, zumal in den städtischen Kanzleien starke Ansätze zu einer Gemeinsprache da waren, vor allem, daß diese oberdeutsche Gemeinsprache in wichtigen Dingen unserer heutigen Schriftsprache näher stand als die Sprache Luthers. So stark der Anstoß war, den Luther der Entstehung unserer Schriftsprache gab, er ist doch nur ein treibendes Element neben vielen gleichwertigen gewesen.'

[2] ,Die Einführung der Grammatik des Clajus in katholischen Schulen [auf welche noch Kluge S. 88 u. 127 so großes Gewicht legt] will dagegen wenig besagen; in weiterem Umfang geschah sie auch erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Luthers Sprache schon veraltet war.' Burdach 9. — Vgl. Dannehl 13. Übrigens wird die neuere Forschung auf dem hier berührten Gebiete noch manche Korrekturen

der Luthersprache durchaus feindlich entgegen: in heftigen Worten ergeht er sich gegen ‚die stotternden Barbaren, die durch ihre undeutsche Bibelübertragung das Wort Gottes, das nur in lateinischer Sprache die gebührende Unverletzlichkeit behalten könne, unverständlich gemacht hätten; diejenigen, denen das wahre Hochdeutsch ganz fremd sei, hätten sich herausgenommen, die reineren Germanen, d. h. die Süddeutschen, über die Natur und rechte Art der deutschen Sprache aufzuklären‘ [1].

Die Neugläubigen riefen einen Widerstand gegen das Luther-Deutsch geradezu hervor, indem sie in ihrem Eifer vielfach versuchten, den Katholiken mit der Sprache auch den neuen Glauben aufzuzwingen. Auf diese Weise wurde gerade durch die lutherische Bibelübersetzung eine Gegenströmung verursacht, welche die Entwicklung einer Einheitssprache aufhalten mußte [2].

---

zu machen haben. So finde ich bei Jostes (Daniel von Soest 393 A. 2) folgende interessante Bemerkung: ‚Eine wissenschaftliche Darlegung des Kampfes der hochdeutschen Schriftsprache gegen die niedersächsischen Dialekte wird es im allgemeinen zeigen, was diese Texte für eine einzelne Stadt bereits beweisen, daß gerade die altgläubige Geistlichkeit zuerst und die protestantischen Stände zuletzt den Dialekt aufgaben.‘ Vgl. dazu Histor.-polit. Blätter CII 552.

[1] Die Zitate bei Burdach 10. Auch in der reformierten Schweiz war ‚Luthers Autorität im 16. Jahrhundert noch keineswegs anerkannt. Man unterschied geradezu die verschiedenen Schriftsprachen: die mitteldeutsche, die süddeutsche, die schweizerische. Noch um das Jahr 1570 erklärt ein Grammatiker die Sprache von Augsburg für die zierlichste Sprache. Erst gegen Ende des Jahrhunderts bringt in der Schweiz Luthers Kanon durch‘. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Straßburg 1891, I 542.

[2] E. Schröder bemerkt in einer eingehenden Kritik, in welcher er die Behauptungen der Schrift Kluges (Von Luther bis Lessing) zurückweist (Gött. Gel. Anz. 1888, 285): ‚Die Entwicklung unserer neuhochdeutschen Gemeinsprache bleibt auch mit Luther im großen und ganzen in den grammatischen Bahnen, welche die Schriftsprache Obersachsens und Schlesiens im 14. und 15. Jahrhundert eingeschlagen hatte. Luther hat nur den Beruf dieses vermittelnden Schriftdialektes zur Gemeinsprache am sichersten erkannt und durch seine Arbeit und durch seine Erfolge am mächtigsten gefördert; er hat diese Sprache reicher und ausdrucksvoller in Wortschatz und Syntax gestaltet, als je zuvor eine deutsche Schriftsprache war. Es ist wohl zu beachten, daß jene Obersachsen und Schlesier, welche uns die allerwichtigsten Zeugnisse für das Ansehen der Luthersprache bieten, in Luther zugleich den Klassiker ihres engeren heimatlichen Schriftdeutsch erblickten. Aber ohne den mächtigen Rückhalt, welchen diese Sprache in wesentlichen Punkten und besonders gegenüber dem Alemannischen, Mittel- und Niederfränkischen, Niedersächsischen an der Kanzleisprache hatte, ohne den bedeutungsvollen Umstand, daß das ganze 17. Jahrhundert hindurch der Schwerpunkt der literarischen Entwicklung in Schlesien und demnächst in Obersachsen lag, wäre der endliche Sieg des „lutherischen Deutsch“ doch zweifelhaft gewesen. So hoch ich den persönlichen Anteil des Reformators am sprachlichen Einigungswerke anschlage, scheint es mir doch, daß in der Literatur des 17. Jahrhunderts die Luthersprache selbst weit mehr zurücktritt, als es die Gram-

Wie in religiöser, so war auch in sprachlicher Hinsicht Deutschland am Beginn des 17. Jahrhunderts durchaus uneinig. Diese Tatsache kann durch ganz unzweideutige Zeugnisse aus den verschiedenen Landesteilen belegt werden [1]. In die Zeit der tiefsten Erniederung des deutschen Volkes fallen dann jene erneuten Bemühungen zur Erhebung und Einigung der deutschen Schriftsprache, welche nach harter Arbeit und unter Beteiligung der Katholiken wie der Protestanten endlich zum Ziele führen sollten. Eine unparteiische Forschung sagt deshalb: die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache wäre erfolgt auch ohne Luther [2].

Luthers Streben, die Fassung seiner Bibelübersetzung der Sprache des gemeinen Mannes möglichst nahe zu bringen, führte von selbst zu grob-

---

matiker, welche noch nicht zur Scheidung von Grammatik und Orthographie vorgeschritten sind, Wort haben wollen. Ja ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß das oft unduldsame Pochen der Protestanten auf die „Sprache Luthers" hie und da dazu beigetragen hat, der Gemeinsprache überhaupt ihren Weg zu erschweren.'

[1] Vgl. dieselben bei Burdach 16 ff. Der genannte Forscher, gegen dessen Untersuchungen auch C. Franke (Grundzüge der Schriftsprache Luthers, im Neuen Lausitzschen Magazin LXIV, Görlitz 1888, 306) nichts einzuwenden vermag, bemerkt: ‚Um das Jahr 1600 hatte jedenfalls das deutsche Volk eine einheitliche Schriftsprache, die fähig gewesen wäre, Trägerin einer gebildeten nationalen Literatur zu sein, noch nicht erreicht. Und ein Satz wie der, den Rudolf v. Raumer in seinem Unterricht im Deutschen (4. Aufl. S. 31) ausspricht: „So war also schon um das Jahr 1600 Luthers Sprache die Büchersprache sowohl der Katholiken als der Protestanten geworden", ist grundfalsch, obwohl er der hergebrachten Auffassung entspricht und von Rückert und andern wiederholt und variiert geäußert ist. Wäre Luthers Sprache damals wirklich im Norden und Süden das allgemeine Bücherdeutsch gewesen, so hätte es damit doch eine einheitliche Schriftsprache gegeben. Daß es diese damals aber nicht gab, braucht man eigentlich nicht zu beweisen, denn für jeden, der auch nur ein Dutzend um 1600 gedruckter Bücher aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ansieht, ist es mit Händen zu greifen.'

[2] Es mag hier gestattet sein, noch an den Ausspruch einer Autorität wie Wilmanns zu erinnern. In seinem Vortrage ‚Die Arbeit an der Sprache' (Bonn 1890) sagt derselbe: ‚Die Stellung Luthers in der Geschichte unserer Schriftsprache ist viel umstritten. Daß wir ihm die Einheit unserer Schriftsprache verdankten, daran ist natürlich nicht zu denken. Diese Einheit wäre gekommen auch ohne ihn. Denn längst war die Bewegung, die dazu führte, im Fluß, und zum Abschluß hat sie auch Luther nicht gebracht. Daß aber anderseits Luther und die Reformation die Bewegung wesentlich beschleunigt, und daß sie die eigentümliche Form, welche die Schriftsprache erhalten, bestimmt haben [wohl richtiger: haben bestimmen helfen], ist ebensowenig zweifelhaft.' Wie falsch es ist, mit Luther eine sprachgeschichtliche Periode zu beginnen, betont E. Schröder 271. Vgl. auch Burdach in Zarnckes Zentralblatt 1896 Nr 4 bei Besprechung der Schrift von A. Berger, ‚Die Kulturaufgabe der Reformation' und ‚M. Luther in kulturgeschicht-

körnigen, derben, unpassenden Ausdrücken. Indem er sich von dem steifen, herkömmlichen Tone frei machte, verhalf er allerdings seiner Übersetzung zu außerordentlich großer Verbreitung, sank aber nicht selten zur Plattheit herab und verletzte die Würde der Heiligen Schrift. Selbst begeisterte Verehrer des Bibelübersetzers gestehen: ‚Alle Ausdrücke der lutherischen Bibel zu verteidigen, wird niemand, der unbefangen und gründlich unterrichtet ist, unternehmen wollen. Einige sind durchaus unedel und überdies bei Beachtung des Grundtextes leicht zu vermeiden.‘ [1]

Auch an Mißverständnissen, Nachlässigkeiten (z. B., daß Ezechiel 41, 20 fehlt) und offenbaren Unrichtigkeiten fehlt es in dem viel gerühmten Werke nicht. ‚Unzweifelhafte Verstöße gegen die Worte und Gedanken des Grundtextes kommen nicht bloß in den schwierigeren Büchern des Alten Testaments, sondern auch hie und da in leichteren Abschnitten vor.‘ [2] Schwerer aber fällt in die Wagschale, daß Luther ‚aus Grundsatz‘ den heiligen Text sehr frei behandelt hat. So übersetzt er stets ‚Gemeinde‘ statt ‚Kirche‘ und braucht letzteres Wort nur im Alten Testamente von den heidnischen Tempeln und ungesetzlichen Heiligtümern der Israeliten. Ferner mißbraucht er den heiligen Text zur Polemik gegen die alte Kirche, wobei er selbst geschmacklose Witze nicht verschmäht [3]. Das Schlimmste aber ist, daß er der Versuchung nicht

licher Darstellung‘, in den Histor.-polit. Blättern CXIII (1894) 145 f. An letzterem Orte werden die Ratsannalen des Görlitzer Bürgermeisters Joh. Haß (publiziert in den Scriptores rerum Lusaticarum, Görlitz 1850 f) besprochen. Diese Annalen sind ganz ‚in Luthers Weise und in Luthers Sprache‘ geschrieben. Haß war aber voll Abneigung gegen Luther, er brauchte und wollte nicht von Luther lernen. Umgekehrt, bemerkt treffend Schmid (Histor. Jahrbuch XVII 89), ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Vorschrift des Lateinsprechens an den Mittelschulen der Entwicklung der deutschen Sprache entschieden nachteilig war. Bei den Fürsten hatte die Reisesucht Verachtung der Muttersprache zur Folge (vgl. unsere Angaben Bd VIII 209 A. 8).

[1] Hopf, Bibelübersetzung 271. De Lagarde (Die revidierte Lutherbibel) bemerkt (S. 2—3): ‚Dem Volke unserer Tage etwas im 16. Jahrhundert Geschriebenes zur Erbauung zu bieten, scheint mir ein Unternehmen vollendeter Torheit. In dem Maße, in welchem es speziell 16. Jahrhundert, nicht Nachklang früherer Zeiten ist, strotzt es von Garstigkeiten: Mathesius, Meyfart und bis zu einem gewissen Grade, aber am wenigsten von allen, Luther schreiben, wo sie gut schreiben, älteres Deutsch als das ihrer Zeit, sind mithin für das, was an ihrem Stile gefällt, persönlich gar nicht verantwortlich.‘

[2] Hopf, Bibelübersetzung 221; vgl. 176 f 180 204 288. Bunsen nennt Luthers Übersetzung ‚die ungenaueste, wenn auch Spuren eines großen Genius tragende‘; ‚dreitausend Stellen‘ derselben, sagt er, ‚bedürften der Berichtigung‘. Nippold, Bunsen III, Leipzig 1871, 483.

[3] Vgl. Riehm, Luther als Bibelübersetzer, in den Theolog. Studien und Kritiken LVII (1884) 306 312—313; vgl. Hopf 87. ‚Wenn Luther‘, sagt Riehm, ‚das Wort „Pfaffen“ für Götzenpriester und Wahrsager gebraucht, wenn eine dem Priester gegebene

widerstand, eine ganze Anzahl von Stellen des heiligen Textes eigenmächtig und absichtlich im Sinne seiner neuen Rechtfertigungslehre zu fälschen [1].

Er ‚kannte das damalige Geschlecht', er wußte, daß von Tausenden, die seiner Lehre huldigten, nicht einer sich die Mühe nehmen würde, die neue Übersetzung kritisch mit dem Originaltexte zu vergleichen, daß vielmehr die Prediger seiner Partei in allen Predigten und Katechesen sich nur um so lieber und ausschließend an seine Übersetzung halten und jede biblische Stelle nur in diesem Gewande dem Volke vorführen würden' [2].

Es waren vor allem die Briefe des hl. Paulus, welche Luther seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte. Bei dieser absichtlichen Entstellung der apostolischen Worte half er sich hauptsächlich durch Einschiebung der kleinen, ausschließenden Wörtchen ‚allein' und ‚nur'. So lautete jetzt Röm 4, 15: ‚Das Gesetz richtet nur Zorn an', und Röm 3, 20: ‚Durch das Gesetz kömmt nur Erkenntnis der Sünde.'

Die belangreichste Fälschung beging Luther durch Einschaltung des Wörtchens ‚allein' an der Stelle Röm 3, 28: ‚So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.' Die Willkür, welche hier zur Geltung kommt, wird bereits von Zeitgenossen getadelt. Es ist für Luthers Charakter ungemein bezeichnend, wie er sich gegen diesen Vorwurf verteidigt. ‚Wenn', schrieb er, ‚euer neuer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Worte sola, allein, so sagt ihm flugs also: Doktor Martin Luther will's also haben, und spricht: Papist und Esel sei ein Ding; so will, so beschließe ich, mein Wille ist der Grund.' Hieran reiht sich der Versuch, darzutun, daß das Wörtchen ‚allein' im Sinne des Apostels liege. Luther schließt dann mit folgenden Worten: ‚Und reut mich, daß ich nicht auch dazu gesetzt habe alle und aller, also: ohne alle Werke aller Gesetze, daß es voll und rund heraus gesprochen wäre. Darum soll's

---

Ritualvorschrift (Lv 21, 5) bei ihm lautet: „Er soll auch keine Platte machen auf seinem Haupte", wenn wir in der Beschreibung der Götzenpriester Bar 6 (V. 30 f) lesen: „Und die Priester sitzen in ihren Tempeln mit weiten Chorröcken, scheren den Bart ab und tragen Platten, sitzen da mit bloßen Köpfen, heulen und schreien vor ihren Götzen", so liegt vor Augen, wohin das zielt.'

[1] ‚Der einzige Prediger', sagt Döllinger (Kirche und Kirchen 469—470), ‚von dem bekannt ist, daß er in diesem Punkte offen gegen seine Gemeinde verfuhr, ist der nach Amerika ausgewanderte preußische Prediger Ehrenström; dieser hat seine Gemeindemitglieder die griechische Sprache gelehrt und ihnen dann nachgewiesen, wo überall Luther falsch übersetzt habe (Wangemanns Preuß. Kirchengesch. III 132). Dagegen ermahnt Palmer (Homiletik 303) alle Prediger nachdrücklichst; dem Volke nie zu sagen, daß diese oder jene Stelle von Luther falsch übersetzt sei, dies sei ein Geheimnis, das durchaus verschwiegen werden müsse; man solle höchstens nur dies zugeben, daß die Übersetzung unklar, undeutlich sei.'

[2] Döllinger, Reformation III 139.

in meinem Neuen Testamente bleiben, und sollten alle Papstesel toll und töricht werden, so sollen sie mir's nicht heraus bringen.‘ [1]

Nicht anders denn als eine ‚handgreifliche Fälschung‘ kann man die Umwandlung bezeichnen, welche Luther mit der dogmatisch sehr wichtigen Stelle Röm 3, 23—26 vornahm, einer Stelle, die seinem ganzen Systeme direkt widersprach.

Wortgetreue Übersetzung.

‚Denn alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist, welchen Gott dargestellt hat als Sühnopfer durch den Glauben in seinem Blute, um seine Gerechtigkeit zu erweisen zur Vergebung der Sünden, die vorher geschehen sind, da Gott Geduld hatte, um seine Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit zu erweisen, damit er selbst gerecht sei, und denjenigen rechtfertige, der den Glauben an Jesum Christum hat.‘ [2]

Luthers Übersetzung.

‚Sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollen, und werden on Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christo Jhesu geschehen ist, welchen Gott hat fürgestellet zu einem Gnadenstuel durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die für im gilt, darbiete in dem, das er Sunde vergibt, welche bis anher blieben war unter göttlicher Gedult, auff das er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit die für im gilt, auff das er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jhesu.‘

Nach den gleichen Grundsätzen hat Luther bis zum Widersinn den 38. und 39. Vers des 13. Kapitels der Apostelgeschichte gefälscht:

Wortgetreue Übersetzung.

‚So sei es denn euch kund, ihr Männer, Brüder, daß durch diesen euch Vergebung der Sünden angekündigt wird; und von allem, wovon ihr nicht konntet gerechtfertigt werden im Gesetze Mosis, wird durch diesen jeder gerechtfertigt, der da glaubt.‘ [3]

Luthers Übersetzung.

‚So sei es nu euch kund, lieben Brüder, daß euch verkündigt wird Vergebung der Sünde durch diesen, und von dem allem, durch welches ihr nicht konntet im Gesetz Mosi gerecht werden. Wer aber an diesen gleubet, der ist gerecht.‘ [4]

---

[1] Walch XXI 314 f 327; vgl. Döllinger, Reformation III 141—142, und (Klopp) Studien über Katholizismus und Protestantismus 65 ff.

[2] Nach Allioli. Der griechische Text lautet: *Πάντες γὰρ ἥμαρτον καὶ ὑστεροῦνται τῆς δόξης τοῦ θεοῦ, δικαιούμενοι δωρεὰν τῇ αὐτοῦ χάριτι διὰ τῆς ἀπολυτρώσεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ· ὃν προέθετο ὁ θεὸς ἱλαστήριον διὰ (τῆς) πίστεως ἐν τῷ αὐτοῦ αἵματι, εἰς ἔνδειξιν τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ, διὰ τὴν πάρεσιν τῶν προγεγονότων ἁμαρτημάτων ἐν τῇ ἀνοχῇ τοῦ θεοῦ, πρὸς τὴν ἔνδειξιν τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ ἐν τῷ νῦν καιρῷ, εἰς τὸ εἶναι αὐτὸν δίκαιον καὶ δικαιοῦντα τὸν ἐκ πίστεως Ἰησοῦ.*

[3] *Γνωστὸν οὖν ἔστω ὑμῖν, ἄνδρες ἀδελφοί, ὅτι διὰ τούτου ὑμῖν ἄφεσις ἁμαρτιῶν καταγγέλλεται, καὶ ἀπὸ πάντων ὧν οὐκ ἠδυνήθητε ἐν νόμῳ Μωυσέως δικαιωθῆναι, ἐν τούτῳ πᾶς ὁ πιστεύων δικαιοῦται.*

[4] Vgl. hierzu Döllinger III 148. P. de Lagarde (Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses) bemerkt S. 24—25: ‚Die „Revisionskommission“

Das gleiche System, wie bei der Übertragung des heiligen Textes, befolgte Luther auch bei seinen Glossen und seiner Bibelauslegung.

In gewissem Sinne aller Bewunderung wert ist es, wie er bei seinen Glossen verstand, ‚auch fernab liegende Äußerungen der Schrift zu Waffen gegen „Werklehre, Werkheilige" und zu Empfehlungen des im Vertrauen auf den eigenen Gnadenstand bestehenden und alles übrige überflüssig machenden Glaubens zu gestalten'. Als Beispiel diene die Erklärung zu Mt 26, 10, wo es von der hl. Magdalena heißt: ‚Sie hat ein gutes Werk an mir getan.' Dies glossiert Luther also: ‚Da siehet man, daß der Glaube allein das Werk gut machet. Denn alle Vernunft hätte dies Werk verdammt, wie auch die Apostel selbst taten. Denn die Werk sind die besten, die man nicht weiß, wie gut sie sind.' Zu dem Ausspruche Christi: ‚Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also tue, wie mir der Vater geboten hat', gibt Luther die Erklärung: ‚Die Welt muß lernen, daß allein Christus für uns den Willen des Vaters tut.' [1]

hat von dem, was Döllinger in seiner Schrift über die Reformation (III 139—156) über Luthers Übersetzung vorgetragen, ausreichende Kenntnis nicht genommen, obwohl Janssen (II[8] 198) darauf hingewiesen hatte. Daß auch Paulsen in seiner unlängst erschienenen Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland (S. 147) Döllingers Auseinandersetzungen zustimmend zitiert hat, führe ich nur an, um zu zeigen, daß auch ein, allerdings vorurteilsfreier, weil ethisch richtig gebundener, Akatholik den freilich sehr einfachen Sachverhalt einzusehen vermag. Allerdings ist im Briefe an die Römer 3, 20 das hineingesetzte „nur" verschwunden und 8, 3 „durch Sünde" in „und der Sünde halben" geändert. Aber im Briefe an die Römer läßt die „Revisionskommission" 4, 15 ein „nur" und 3, 28 ein „allein" stehen, obschon der Urtext diese der protestantischen Dogmatik so wertvollen Wörtchen nicht kennt. Freilich hat Luther in Betreff des „allein" sich so kräftig ausgedrückt, daß er keinen Beweis nötig hatte: er heißt den Tadlern sagen: „Doktor Martin Luther will's also haben und spricht, Papist und Esel sei ein Ding: sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas" (Walch XXI 314), wozu für nicht in Luthers Werken heimische Leser auf die 1545 ausgegangene Schrift „Wider das Bapstthum zu Rom vom Teufel gestifft" passim, vor allem auf den Bogen N des Urdrucks, und auf den zweiten Holzschnitt der von Luther mit Lukas Cranachs technisch höchst jammervoller Hilfe 1545 ausgegebenen Abbildung des Papsttums verwiesen wird, welche für wirkliche Freunde der Wahrheit photo-lithographisch wiederholt werden sollte (Janssen II[8] 281). In demselben Briefe an die Römer 3, 25 ist „damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete" noch immer an der Stelle des richtigen „zur Offenbarung seiner Gerechtigkeit". Und in V. 26 wird das hineingefälschte (es ist Döllingers Ausdruck) „allein" im Texte belassen: „auf daß Er allein gerecht sei, und gerecht mache": den Grund der Zusetzung des „allein" lese man bei Döllinger nach. Ebd. 3, 23 finden wir noch immer „sie sind allzumal Sünder", wo es heißen muß „sie alle haben gesündigt". Möglich, daß was Herr Leopold Witte in seinem Leben Tholucks (S. 89) mitteilt, den Revisionskommissären nachträglich zu der Einsicht verhilft, daß Tholuck schon 1839 sie über die Wichtigkeit, welche der von Luther beseitigte Aorist für die Dogmatik beanspruchen darf, aufmerksam gemacht hatte.'

[1] Siehe Döllinger III 153 f, wo noch zahlreiche andere Beispiele.

Alle Fälschungen, alle tendenziösen Glossen waren gleichwohl nicht im stande, die ganze Heilige Schrift im Sinne der neuen Lehre umzugestalten. Es blieben immer noch viele Stellen, in welchen ‚eben das, was Luther so sehr verabscheute, nämlich eine Gerechtigkeit der Werke oder ein Anteil derselben an der Rechtfertigung, ausgesprochen ist'. Er gab deshalb die Anweisung: ‚auf alle jene Stellen der Heiligen Schrift, in denen die Gerechtigkeit der Werke behauptet zu werden scheine, solle man nur antworten, indem man, wie der Apostel im Hebräerbriefe getan, immer das Wort Glaube voransetze, und dann alles, was den Werken beigelegt werde, auf den Glauben beziehe, z. B. wenn Christus sagte: „Gebt Almosen, und alles wird euch rein sein", so sei die Erklärung diese: Gebt Almosen im Glauben, und alles ist euch rein, nicht durch das Almosen, sondern durch den Glauben.'[1]

Andere seinem Systeme widersprechende Stellen wußte Luther dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er als obersten Grundsatz seiner Bibelerklärung aufstellte, alles müsse für Christus ausgelegt werden, d. h. nach Luthers Lehre, daß der Glaube allein selig mache[2]. Bei Benutzung anderer Texte machte es sich der seltsame Exeget sehr bequem: er gab ihnen einfach die Gestalt, in der sie seinem Systeme entsprachen. So gestattete er sich einmal bei Anführung des Spruches des hl. Paulus Röm 11 nicht weniger als drei Fälschungen auf einmal[3]. Es war keine Übertreibung, was der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius schrieb: ‚Luther dreht und verdreht die Heilige Schrift so, daß er allen Zusammenhang zerstört und das Ganze in Dunkelheit hüllt. Mit frecher Schamlosigkeit deutet er die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, vom ersten Kapitel der Genesis bis zum Schlusse, zu lauter Drohungen und Verwünschungen gegen die Päpste, Bischöfe und Priester um, als ob durch alle Jahrhunderte Gott kein anderes Geschäft gehabt hätte, als gegen die Priester zu donnern.'[4]

Ein Teil der Heiligen Schrift war jedoch auf keine Weise, weder durch Fälschung noch durch widersinnige Auslegung, mit der neuen Lehre vom Alleinglauben in Einklang zu bringen, nämlich: das Sendschreiben des hl. Jakobus. Stärker und unzweideutiger, als es hier geschieht, konnte man es nicht sagen,

[1] Döllinger III 159.

[2] Vgl. Wedewer, Dietenberger 155. Döllinger III 157 167.

[3] ‚Was der Apostel von den Juden und Heiden sagt, das zieht Luther auf alle Christen, als ob auch diese hinsichtlich der guten Werke ungeachtet ihres christlichen Glaubens nicht mehr vermöchten als die Ungläubigen; daher setzt er statt der apostolischen Worte „uns alle", nämlich alle Christen; dann schaltet er die Worte ein: „und erkenne, daß niemand durch gute Werke möge rechtfertig sein", und endlich macht er noch den Zusatz: „und allein aus Gnaden rechtfertige".' Döllinger III 160.

[4] Ebd. I 188; vgl. 491 f über Luthers Unaufrichtigkeit bezüglich des Bibelstudiums in der Kirche.

daß durch die Werke der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde. Melanchthon machte allerdings den Versuch, den hl. Jakobus mit der neuen Lehre in Einklang zu bringen. Allein Luther war damit nicht zufrieden: ‚Es ist stracks widereinander: Glaube macht gerecht, und Glaube macht nicht gerecht; wer die zusammenreimen kann, dem will ich mein Baret aufsetzen und will mich einen Narren schelten lassen.‘[1] So blieb Luther denn nichts übrig, als den Brief als ‚Strohepistel‘ und den hl. Jakobus als ‚Narren‘ zu schmähen[2].

Gleich wegwerfend sprach sich der Vater der Neuerung über andere Teile der Heiligen Schrift aus. Der Pentateuch ist ihm nur der ‚Juden Sachsenspiegel, der uns fortan nicht mehr bindet‘. Das Buch Ekklesiastes ‚hat weder Stiefel noch Sporn, es reitet nur auf Socken, gleich ich, da ich noch im Kloster war‘. Der Brief an die Hebräer wurde von Luther verworfen, weil er von keinem Apostel herstamme, und ebenso die Geheime Offenbarung, die er weder für ‚apostolisch noch prophetisch‘ gelten ließ: ‚Halt davon jedermann, was ihm sein Geist gibt; mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken.‘[3]

Es kann nicht überraschen, daß die Anhänger des alten Glaubens sich gegen eine Tendenzarbeit zur Wehr setzten, deren gefälschter Text der Verbreitung der neuen Lehren Vorschub leistete, deren Vorreden und Glossen die Kirche angriffen und das Ansehen der Heiligen Schrift schädigten. Die Verbote der lutherischen Übersetzung des Neuen Testaments, welche im Herzogtum Sachsen, in Österreich und in der Mark Brandenburg erlassen wurden[4], waren durchaus berechtigt; sie wurden aber dennoch von den Neugläubigen als etwas ganz Unerhörtes bezeichnet. Hieronymus Emser trat deshalb mit einer Abhandlung hervor: ‚Auß was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung über das nawe Testament dem gemeinen Man billich verbotten worden sey. Mit scheynbarlicher Anzeygung, wie, wo und an wölchen Stellen, Luther

[1] Döllinger III 335 358.

[2] Letztere Äußerung tat Luther vor den Wittenberger Studenten. Opera exeget. lat. (Erl. Ausg.) V 227. Später hat Luther in der Vorrede zu seinem Neuen Testament die Stelle gegen die ‚Strohepistel‘ fortgelassen. Er erlaubte sich aber mündlich noch die stärksten Angriffe gegen den Jakobusbrief (siehe Loesche, Anal. Luth. 296). Auf scharfe handschriftliche Randbemerkungen Luthers zu diesem Teile der Heiligen Schrift hat Walther in den Theolog. Studien und Kritiken LXVI (1893) 596 ff aufmerksam gemacht. ‚Kein Wunder‘, sagt Walther, ‚daß Richter diese Anmerkungen Luthers nicht ohne Anmerkungen, welche jene entschuldigen sollten, herauszugeben wagte, und daß Walch offen sagt: „Luther braucht solche Ausdrücke (von der Epistel des Jakobus), welche ihrem göttlichen Ansehen entgegenstehen und daher bedenklich sind.“‘

[3] Vgl. Bd II des vorliegenden Werkes S. 217—218. Siehe auch Holzhey, Inspiration der Heiligen Schrift S. 133—135.

[4] Vgl. Bd II des vorliegenden Werkes S. 218 f, und Kolde, Luther II 570—571.

den Text vorkert und ungetrewlich gehandelt, oder mit falschen Glosen und Vorreden auß der alten Christelichen Ban auf seyn Vorteyl und Whan gefürt hab.‘ 1523[1].

Luther, sagt Emser, habe ‚den alten glaubwürdigen Text der christlichen Kirche zu merklichem Nachteil an vielen Orten fürsetzlich vermengt, verstumpfet und verkehret, darneben auch mit ketzerischen Glossen und Vorreden vergiftet‘; mehr als 1400 Stellen bedürften der Verbesserung[2]. Ein Hauptvorwurf Emsers war, daß Luther ‚schier allenthalben die Schrift auf den Glauben und die Werke drehe, wenngleich weder des Glaubens noch der Werke gedacht wird‘. Wie berechtigt auch diese Ausstellung war, so ließ sich doch Luther dadurch so wenig irre machen, daß er in späteren Ausgaben noch andere Stellen im Sinne seines Systems umänderte[3]. Mit Recht konnte Johannes Dietenberger sagen: Was die Heilige Schrift anbelange, auf die Luther sich stets berufe, so gebe es niemand, welcher derselben ‚mehr ab und zu tue‘ als er. ‚Was er will, das verwirft er an der Bibel; was er will, tut er zur Befestigung seines Irrtums dazu.‘[4]

‚Daß Luther die Schriften des Alten und Neuen Bundes verfälscht und mit seiner falschen Übersetzung verunstaltet hat‘, schrieb Georg Wizel im Jahre 1548, ‚ist so gewiß, daß man es nicht leugnen kann. Die Deutschen wollen es mir nicht glauben; einmal jedoch, das weiß ich, werden sie es mir glauben, aber dann erst, wenn alle Hoffnung auf Heil verloren ist.‘[5] Schon zwölf Jahre vorher war Wizel mit einer eingehenden, gelehrten Kritik der

---

[1] Panzer, Gesch. der kathol. Bibelübersetzungen 16. Auf der Kehrseite des Titelblattes von Emsers Schrift stehen folgende Verse:

> Far hyn, mein Bock, in gots geleyt.
> Laß dir die reyß nit wesen leydt;
> Förcht dich nit vor des tewfels kindern,
> Dich mag jr schelten nit vorhindern,
> Kompst aber zu eym Christen man,
> Dem sag meyn gruß und dienst voran,
> Sag, wie ich in durch got erman,
> Das er im glouben vheſt wöll ſtan,
> Got wirt die seinen nit verlan,
> Sanct Peters schiff nit underghan,
> Obs gleych ein zeit gedult muß han.
> Adde, nu mach dich auff die ban.

[2] Kawerau (Emser 61—63) will die Ausstellungen Emsers zu Luthers Übersetzung, indem er nur die zum Galaterbrief beispielsweise herausgreift, im Lichte meist kleinlicher Nörgeleien erscheinen lassen.

[3] Vgl. Hopf 106 f und Riehm 314.

[4] Wedewer, Dietenberger 315. [5] Döllinger, Reformation I 121.

lutherischen Übersetzung des Alten Testaments hervorgetreten[1]. ‚Hie siehst du, fleißiger Leser', sagt die Vorrede, ‚an lichten Tag gebracht, nicht allein, wie an so viel hundert Orten der Heiligen Schrift die deutsche neue Dolmetschung der hebräischen und griechischen Wahrheit allerding entgegen, sondern auch, wie mancher schwerer und finsterer Ort deutlich zu verstehen sei.' In der an den Bischof Melchior Zobel von Würzburg gerichteten Vorrede setzt Wizel die Veranlassung und den Zweck seiner Arbeit auseinander: ‚Weil die Wittenbergische Übersetzung den Ruf hat, sie sei nach der hebräischen Wahrheit aufs gerechtigste zugericht, und derhalben von jedermann gern angenommen, habe ich mich die Lenge nicht allein ihren übermäßigen Ruhm, sondern viel mehr des gemeinen deutschen Mannes Gefahr und Schaden dazu bewegen lassen, daß ich dieselbige Übersetzung übersehe und hielte neben das Hebräisch, damit ich nicht allein meine angeborenen Freunde, Herren und Förderer, sondern alle Deutschen, meine Brüder in Christo, hiezu raten oder davor warnen könnte. Wer verstockt und verfinstert Herze hat, mag wider mich predigen, klaffen, dichten und schreiben, was sie mögen, hie werden sie nichts gewinnen. Zur Geduld rüste ich mich alle Tag in diesem langwierigen, harten Ketzerstreit; aber von nun an, weil dies Werk an die Sonne gebracht wird in diesem lieben Lenz, und des Feindes Glück und Macht zunimmt, habe ich mich mehr zu rüsten. Für unzählige, leichtfertige Spottworte darf ich nicht sorgen. Schelten und Schmähen wird vollauf da sein. Denn wie wollten solche Leute sonst antworten können? — Er, der Luther, spricht, er habe alle Worte auf der Goldwage gehalten und mit allem Fleiß und Treu gedeutscht. Daran uns nicht genügt. Ich glaub's wohl, er wollt auflegen und wägen und sollen andere zusehen. Wer weiß, ob auch das Gewicht recht sei? Ist's Gewicht recht, so ist zu besorgen, der Wagmeister habe es hinter den Ohren. Laß andere Leute auch auflegen und wiegen. Was sich dann recht findet, sei recht.'

Wenngleich noch andere katholische Gelehrte, wie Hieronymus Dungersheim[2] und Kilian Leib[3], die Fehler und Fälschungen der lutherischen Bibelübersetzung aufdeckten, so ward dadurch die Verbreitung dieses Werkes nicht gehindert. ‚Es will jetzt jedermann die Biblia, die Heilige Schrift lesen', schrieb Kaspar Querhamer im Jahre 1535, ‚ob's gut ist, weiß Gott, ich will's nicht

[1] Annotationes in sacras literas, zuerst in Leipzig 1536 erschienen, dann nochmals 1555 und 1557 in Mainz aufgelegt. Ich benutzte letztere Ausgabe. Der Wert dieser Arbeit wird auch von Panzer 30 32, Hopf 132 und Herzog, Real-Enzyklopädie XVII 246 anerkannt. Daß Luther manche Berichtigungen Wizels berücksichtigte, zeigt Riehm 301.

[2] Über die von Panzer nicht genannten Abhandlungen dieses Gelehrten vgl. *Meuser (s. oben S. 537 A. 3) I 351.

[3] De sacrae scripturae dissonis translationibus, s. l. 1542.

urteilen. Nun hat dieselbe Luther und andere mehr verdeutscht, trifft aber allweg nicht recht zu. Nun wäre Not, dieweil man je eine deutsche Biblia haben will', daß die Prälaten Sorge trügen, durch eine Gelehrtenkommission die Bibel ins Deutsche übersetzen zu lassen und dem Volke zugänglich zu machen [1].

Eine ‚Gelehrtenkommission' trat nicht zusammen, wohl aber versuchten es die Anhänger des alten Glaubens, der lutherischen katholische Übersetzungen entgegenzustellen [2].

Auch hier war Emser wieder zuerst hervorgetreten. Schon im Jahre 1527 erschien: ‚Das naw Testament nach Lawt der Christlichen Kirchen bewerten Text corrigiert un widerumb zurecht gebracht.' Daß hier keine selbständige Übersetzung vorliegt, zeigt schon der Titel. Der Herausgeber gesteht denn auch offen, er habe nur eine Verbindung älterer und neuerer Übersetzungen im kirchlich rechtgläubigen Sinne liefern wollen. Aus der Benutzung der ‚neuen Dolmetschung' ist kein Hehl gemacht, jedoch ist Luthers Name nicht genannt [3]. Die auf Anregung des Herzogs Georg von Sachsen entstandene Arbeit wurde, wie mehrere neue Auflagen beweisen, eifrig gelesen [4].

---

[1] Siehe Paulus in den Histor.-polit. Blättern CXII 28 f. Dasselbe hatte schon Emser gefordert; siehe Kawerau 65.

[2] Die von J. Beringer im Jahre 1526 veranstaltete Ausgabe des Neuen Testaments in deutscher Sprache gehört, wie bereits Panzer 6 A. 3 bemerkt, nicht hierher, da es ein bloßer Abdruck von Luthers Neuem Testament ist. Vgl. über diese Ausgabe noch Serapeum 1854, 333 f. Über einige katholische Übersetzungen einzelner Stücke der Heiligen Schrift aus den Jahren 1522—1524 durch C. Amman, Ottmar Nachtigall und Nik. Krumpach s. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 754 f.

[3] Vgl. Mosen (H. Emser 47), der noch bemerkt, daß Emser natürlich daran unschuldig sei, daß der Titel der nach seinem Tode herausgekommenen zweiten Auflage lautet: ‚Das New Testament so Emser säliger verdeutscht.' In welchem Grade Emser die lutherische Übersetzung benutzt hat, zeigt die Zusammenstellung bei Panzer, Katholische Bibelübersetzungen 42 ff. Vgl. auch Kawerau, Emser 67 ff. Emsers Neues Testament ist, sagt Kawerau S. 70, ‚eine Revision des Lutherschen Textes nach der Vulgata und nach katholischer Schriftinterpretation. Dem griechischen Texte ist nur die Berücksichtigung geschenkt, daß in einer Reihe von Fällen am Rande auf seinen abweichenden Laut hingewiesen ist'. S. 72: Wenn Emser ‚selbst beansprucht hätte, ein „Übersetzer" zu sein, dann verdient seine Arbeit den Beinamen, der ihr noch heutigestags hie und da gegeben wird: das „Plagiat" [z. B. Kluge]. Aber das hat er gar nicht sein wollen, nur ein Emendator der Lutherschen Übersetzung. Darum ist diese Anklage als unbillig abzuweisen'. Nur Luther selbst habe diese Anklage ‚mit einem gewissen sittlichen Rechte' erhoben. Vgl. auch B. Lindmeyr, Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des Neuen Testamentes. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, Straßburg 1899.

[4] Am 28. Oktober 1529 sandte Cochläus, Emsers Nachfolger in seiner Stellung bei Herzog Georg, die fünfte Auflage des Emserschen Neuen Testaments an die Fürstin Margarete von Anhalt; vgl. dessen Schreiben an die Fürstin bei Kawerau, Emser 71 f.

Wie groß und allgemein damals das Interesse an der Heiligen Schrift war, dem gegenüber Luther den richtigen Griff getan, zeigt der Umstand, daß bereits im Jahre 1534 der Dominikaner Johannes Dietenberger eine Übertragung der ganzen Heiligen Schrift ins Deutsche veröffentlichte. Auch er benutzte fleißig Luthers Arbeit, soweit dies unbeschadet der Richtigkeit und Rechtgläubigkeit geschehen konnte. Dietenberger macht daraus ebensowenig ein Hehl wie Emser. Da jetzt so viele durch falsche Bibeln verführt würden und bald niemand mehr wisse, wem oder was er zuletzt glauben solle, schreibt er, hätten ihn viele andächtige, fromme Christen hohen und niedern Standes oft ersucht, ermahnt und flehentlich gebeten, ihnen und andern zu Trost und Heil die neulich verdeutschte Bibel durchzusehen, und was dem Glauben oder der glaubwürdigen alten lateinischen Bibel in Text und Glossen nicht gemäß sei, abzutun und eine von allen Irrtümern gesäuberte deutsche Bibel, der lateinischen gleichstimmend, anzufertigen.

Dietenbergers Absicht war es, eine getreue Übersetzung der Vulgata zu geben, welche die sprachlichen Härten und Fehler der alten und die dogmatischen Irrtümer der neuen, lutherischen Übertragung vermied. Diesen Zweck hat er im großen und ganzen erreicht[1]. Weit weniger gelungen ist dagegen die steife Bibelübersetzung, welche der berühmte Johann Eck im Jahre 1537 zu Ingolstadt erscheinen ließ. Auch hier war es wiederum ein Fürst, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, welcher den Anstoß zur Arbeit gegeben[2]. Die Ecksche Übersetzung erlebte im 16. Jahrhundert zwei, im 17. vier Auflagen, während die Übertragung Dietenbergers eine Verbreitung fand wie keine andere katholische Bibel in deutscher Sprache. Es lassen sich über 40 Auflagen des ganzen Werkes und über 20 Ausgaben des Neuen Testaments, des Psalters und des Buches Sirach nachweisen. ‚Zum Teil waren dieselben sehr schön ausgestattet, um auch äußerlich mit der lutherischen Übersetzung den Vergleich aushalten zu können.‘[3] Für das niederdeutsche Sprachgebiet veröffentlichte der Karmelit Alexander Blanckardt im Jahre 1547 zu Köln eine nach der Vulgata korrigierte Verdeutschung der ganzen Heiligen Schrift. In der Widmung an

---

[1] Vgl. Wedewer, Dietenberger 164 174. Zu Dietenbergers Bibelübersetzung vgl. auch Falk, Bibelstudien 165 ff 221 f.

[2] Panzer, Katholische Bibelübersetzungen 117 ff. Wiedemann, Eck 615 ff. Über die Ignorierung der Grundsprache durch Eck s. Hopf 47. Vgl. G. Kefferstein, Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser und Eck. Jenaische Dissertation, 1888; v. Bahder, Neuhochdeutsches Lautsystem 9 f; Lindmeyr in der oben S. 662 A. 3 zitierten Schrift zeigt, daß Eck im Alten Testament selbständig ist, im Neuen Testament legt er seiner Arbeit zu Grunde die Emsers, des ‚ehrlichen und fürtrefflichen Mannes‘, jedoch nicht die Originalausgabe, sondern ein von Dietenberger revidiertes Exemplar oder einen Nachdruck von diesem.

[3] Wedewer, Dietenberger 197.

den Utrechter Bischof Georg von Egmont sagt Blanckardt, seine Arbeit sei veranlaßt worden durch die Bitten vieler guten Leute und den Auftrag der Doktoren und Magister der Heiligen Schrift zu Köln, es möchten die deutschen Bibeln, da sie so falsch und unkorrekt seien, mit dem unverfälschten lateinischen Texte verglichen werden[1].

Emser sowohl wie Dietenberger und Eck waren sich vollständig bewußt, wie gefährlich es sei, in einer von religiösen Wirren zerrissenen, von Irrlehren erfüllten Zeit die Bibel dem gewöhnlichen Volke in die Hand zu geben; nur die Notwendigkeit, der lutherischen Bibelübertragung entgegenzuwirken, ließ diese sehr gerechtfertigten Bedenken in den Hintergrund treten. Emser sagt in der Schlußrede zu seinem Neuen Testamente: ‚Wiewohl ich der Sache bei mir noch nicht selber eins bin, ob es gut oder bös sei, daß man die Bibel verdeutsche und dem gemeinen Manne vorlege, dann die Schrift ein Tümpel und Tiefe ist, darin auch von den Hochgelehrten viele versaufen; es muß sich einer gar niedrig bücken, der zu dieser Tür eingehen und den Kopf nicht zerstoßen will. Darum bekümmere sich nun ein jeder Laie mehr um gottseelig Leben als um die Schrift, die allein dem Gelehrten befohlen ist.‘ Dietenberger nennt als Veranlassung zu seiner Übersetzung ausdrücklich den Grund, daß ‚sich hinfort niemand aus den Unseren beklagen dürfe, daß ihm das Evangelium oder das Wort Gottes verhalten oder geweigert werde, und ein jeglicher frommer Christ Luthers verkehrte Dolmetschung desto besser erkennen und sich davor bewahren möge‘. Noch eingehender spricht sich Eck aus. ‚Es kann nicht nützlich, gut oder heilsam sein‘, schreibt er, ‚daß die Heilige Schrift, die biblischen Bücher in eine gemeine landläufige Sprache übersetzt werden, sondern auch gefährlich und schädlich. Denn dadurch der gemeine Mann leicht in Hoffahrt sich erhebt, ihm selbs wohlgefällt, daß er die heiligen Geheimnisse und schweren Stellen der Schrift in seiner vermeinten Witz handlen und auslegen kann.‘ In andern Dingen unterstehe sich niemand, ohne Lehrer den richtigen Weg zu finden; weshalb bei der Heiligen Schrift, die doch schwer und dunkel sei? Ungeübte Laien müßten auf diese Weise leicht in viele Irrtümer und Ketzereien verfallen. Nur die Erwägung, daß eine Bibelübersetzung jetzt notwendig sei, da der gemeine Mann durch viele falsche Dolmetschungen verwirrt werde und nicht mehr recht wisse, welches der echte Text der Bibel oder welches Menschentand sei, habe ihn bewogen, dem Befehle seines Herzogs nachzukommen[2].

---

[1] Streber in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 899.

[2] Der Herzog bestimmte auch das von Eck bei der Übersetzung zu befolgende Verfahren. ‚Ich soll die Bibel von newen nach dem buchstablichen Sinn vertolmetschen, wie die gesungen, gelesen und angenummen ist je und je von der heiligen lateinischen

Entschieden für das Lesen und die Übersetzung der Bibel trat Georg Wizel in seinen im Jahre 1536 erschienenen ‚Annotationen' ein. Nichts, sagt er, sei besser auf Erden als ‚eine gewisse Dolmetschung der heiligen Bibel, weil daran all unser Glaube, Lehre, Gottesdienst und Wandel' liege. Wenn der hl. Hieronymus noch lebte, so würde er gewiß dazu helfen. Auch Luther habe mit seiner deutschen Dolmetschung wohlgetan, aber dies Verdienst selbst geschmälert, indem er das Gute mit unzähligem Bösen vermengt habe, so daß er unter allen Übersetzern als der ungetreueste erfunden werde. Daß der lateinische Text verderbt sei, unterliege keinem Zweifel. Mit großer Entschiedenheit wendet sich Wizel deshalb gegen die Sprachhasser und Kunstfeinde, welche sagen: man solle sich an der gemeinen Edition genügen lassen und keine mehr lesen und annehmen. Das sei ganz falsch. Auch die großen Kirchenlehrer seien auf das Hebräische zurückgegangen. ‚Warum sollten wir es nicht tun, und das zu dieser Zeit, unter solchen Sekten, unter solchen Sophisten und Phantasten? Weil nun unsere seligen Vorfahren die hebräische Wahrheit neben Hieronymi Translation gebraucht haben, sei es auch uns unverboten.' Das Sprachstudium mache keine Ketzer, wie etliche schreien, aber diese Sprachenunwissenheit mache grobe Esel; ‚der böse Geist macht Ketzer, und nicht die Schrift'. Auch Emser und Dietenberger könnten das Lesen der deutschen Bibel von seiten der Laien nicht für unrecht halten, weil sie zur deutschen Bibel nach ihrem Vermögen geholfen. ‚Aber das wolt ich einem fleißigen Christen noch radten, nemlich ehe er der biblischen Lektion gar entbüre, solt ehe die itzige deudsche annemen mit der Exception das er mit den angezeigten Oerten weißlich fare. Zwar ich dürft einen schier hierin sichern, daß er im Namen des Herren immerhin lese und gleubet, allein daß er virgulam censoriam (die Kritik) nicht darvon thu, das ist habe und wisse daneben, die ihm sagen, wenn Etwas unrecht gedolmetscht ist. Dieß sollen wol andere thun, aber weil niemand dran will, so befinde ich mich darzu berufen und getrieben von dem, der keine Person ansihet. Habe ich nicht große Kunst hiran bewisen, so habe ich doch Trew und Glaube erzeigt und meinem Nehisten den Weg gezeigt, den ich selbst gehen will.'

Klarer und richtiger als Wizel äußerte sich der Augustiner Johannes Hoffmeister über Wert und Lesung der Heiligen Schrift. ‚Dieweil die heiligen Propheten, Apostel und Evangelisten', erklärt er, ‚nicht aus menschlicher Klugheit, sondern aus geistlicher Einsprechung geschrieben haben, so müssen und sollen wir die Heilige Schrift nicht wie der Heiden oder Weltweisen Schrift

---

Kirchen, und mich nit kümmern lassen, wie es in Jüdisch, Kriechisch oder Chaldäisch laut, so die Rabi selbs im verstand und außlegen nit gleich übereinstimmen, sunder bei unser lateinischen Kirchen bleiben.' Wiedemann, Eck 617.

lesen, mit kleinem Aufmerken und, wie man sagt, schlecht obenhin, sondern mit großer Andacht, mit Fleiß und besonderem Ernst, in Ansehung und Betrachtung, daß unser Seelenheil in der Heiligen Schrift begriffen und uns angezeigt ist.'

Dessenungeachtet könne die Heilige Schrift nicht als die alleinige Quelle des Glaubens angesehen werden, schon deshalb nicht, weil nicht alles, was Christus und die Apostel gelehrt, darin enthalten sei. Neben der Heiligen Schrift müsse darum auch die kirchliche Überlieferung zu Rate gezogen werden. Aber selbst wenn die Heilige Schrift alle notwendigen Glaubensartikel enthielte, so würde sie dennoch für sich allein als Glaubensquelle nicht genügen. Denn wer kann uns sagen, welche Bücher der Heiligen Schrift beigezählt werden müssen? Nur die vom Geiste Gottes geleitete Kirche [1].

In ähnlicher Weise äußerte sich der Dominikaner Johannes Mensing. ‚Nicht daß wir die Heilige Schrift verachten oder geringschätzen', sagt derselbe, ‚oder sie jemanden verächtlich machen wollten, sondern mit aller billigen Ehrerbietung glauben wir festiglich alles, was in den bewährten Schriften des Alten und Neuen Testaments beschrieben ist. Wir lassen aber uns dennoch nicht so daran genügen, daß wir das alles für Menschentand halten, was uns die heilige Kirche lehrt außerhalb der Schrift, so doch die Schrift selbst der Kirche und der Väter Lehr uns gebeut zu halten.' Zudem wissen wir ja nur aus dem Munde der Kirche, welche Bücher aus Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben worden. ‚Wo steht geschrieben, daß wir dem Evangelium Matthäi, Johannis oder der andern Glauben schenken müssen? Steht's aber nirgends geschrieben, wie glaubet ihr dann dem Evangelium des Johannes oder auch der andern? Wie tut ihr doch wider euer eigene Lehre!' Wie wir von der Kirche erfahren, welche Bücher das Wort Gottes enthalten, so ist es auch die Kirche, die uns über den wahren Sinn der Heiligen Schrift Aufschluß gibt. Wohl sagen die Gegner, die Heilige Schrift sei so klar, daß sie jedermann ohne fremde Hilfe leicht verstehen könne. ‚Meinen aber die Ketzer, die Schrift sei so hell und klar, warum machen sie so viele Bücher, um die Schrift zu ihrem Verstand zu bringen? Ist die Schrift so klar, hell und leicht zu verstehen, wie sind sie dann so uneinig über dies ein Wort: Dies ist mein Leib?' [2]

Wie entfernt man auf katholischer Seite von irgend welcher Geringschätzung der Heiligen Schrift war, zeigt ein Ausspruch des seligen Canisius. ‚Ohne das Wort Gottes, das er uns geoffenbart hat', sagt derselbe, ‚würden wir auf der Wanderschaft durch die Wüste dieser Welt das elendeste Leben führen: wie Schafe ohne Hirten den raubgierigen Wölfen entgegen irren; wie

---

[1] Paulus, Hoffmeister 262—264. [2] ‚Katholik' 1893, II 31.

Kindlein, denen das Brot gebricht, in Hunger dahin siechen und zu Grunde gehen. Gottes Wort, wie es die Schrift uns überliefert, ist die Wissenschaft des Heiles, eine strahlende Leuchte und ein Licht an finsterem Orte; es ist das verborgene Geheimnis, ein himmlisches Manna, reines und geläutertes Gold, Wissenschaft der Heiligen, Lehre des Geistes und der Wahrheit. Welche dies besiegelte Buch gut benutzen, die werden zu Schülern Gottes, zu Geistesmännern, zu Weisen und Gerechten, Freunden und Erben Gottes.' [1]

Auf dem Trienter Konzil [2] waren die Ansichten über die Übersetzungen der Heiligen Schrift noch im Jahre 1546 sehr verschieden. Unter den Mißbräuchen rücksichtlich der Heiligen Schrift, gegen welche das Konzil Abhilfe schaffen sollte, war die Übersetzung in die Landessprachen nicht aufgezählt. Als Kardinal Pacheco auch diesen Gegenstand zur Verhandlung vorschlug, fand er heftigen Widerspruch, namentlich bei Kardinal Madruzzo. Die Meinungen waren in dieser Frage sehr geteilt. Einige der Väter forderten, es solle in allen Volkssprachen vom Konzil eine Übersetzung angeordnet werden, die dann in dem betreffenden Lande als authentisch zu gelten habe [3]. Andere hielten ein Verbot der Übertragungen für zweckmäßiger. Wegen der Verschiedenheit in den Ansichten und in den Verhältnissen der einzelnen Länder hielt man es vorläufig für besser, über den Antrag Pachecos überhaupt nicht zu verhandeln. Eine Empfehlung der Übersetzungen durch das Konzil, meinte man, werde in Spanien und Frankreich doch keinen praktischen Erfolg haben, da die Regierungen dieser Länder die Bibel so ungern in der Hand des Volkes sähen. In Deutschland, Polen, Italien dagegen würde umgekehrt ein Verbot der einmal eingebürgerten Übersetzungen auf große Schwierigkeiten stoßen [4].

---

[1] De Verbi Dei corruptelis I, Praemonitio ad lectorem. Dem Hofprediger Ferdinands I., Bischof Urban von Gurk, empfahl Canisius für die Vorbereitung auf seine Predigten an erster Stelle die Heilige Schrift (Canisii Epistulae II 332).

[2] Theiner, Acta Conc. Trid. I 64 f.

[3] Ebd. 83. Le Plat, Monumenta ad Conc. Trid. pert. III 399. ‚Valde discussum fuit a Patribus, an ipsa s. Scriptura verti deberet in linguam vernaculam, nonnullis id enixe petentibus, atque ut a s. Synodo decretum fieri deberet, multis rationibus contendentibus, ne praesertim qui linguam latinam ignorant, lectione s. Scripturarum carerent.'

[4] ‚Hispaniarum enim Galliaeque regna anne recipient unquam s. libros verti in linguam vernaculam? Certe non. Tum quia regiis edictis adeo id prohibitum sub gravissimis poenis est, quod magis saecularem potentiam, quam permissionem concilii pertimescent, tum etiam quod iam diu experientia didicerunt, quantum scandali, damni impietas et mala versio huiusmodi in illis regnis attulit. Anne vero Germani, Itali, Poloni et reliquae nationes negativam [das Verbot der Übersetzungen] suscipient? Certe etiam non. Quum e converso in plurimis locis harum

Mit diesen Anschauungen stand es im Einklang, wenn später die vierte Regel des Trienter Index Übersetzungen in die Landessprache weder allgemein verbot noch allgemein erlaubte, sondern den Gebrauch vom Urteil des Bischofs abhängig machte. In Deutschland, wo Emsers, Ecks, Dietenbergers Übertragungen sich schon eingebürgert hatten, galt die bischöfliche Erlaubnis als allgemein allen Gläubigen erteilt [1].

Die Polemik gegen die Lutherbibel dauerte auch in der Zeit nach dem Konzil von Trient auf katholischer Seite fort. In seinem im Jahre 1561 erschienenen ‚Christlichen Gegenbericht an den gottseligen gemeinen Laien vom rechten, wahren Verstande des göttlichen Wortes, von Verdolmetschung der deutschen Bibel und der Einigkeit der lutherischen Prädikanten‘ besprach der Konvertit Friedrich Staphylus eingehend die Fälschungen der lutherischen Übersetzung und bemerkte über das Bibellesen der Protestanten: ‚Ein jeder Laie soll mit ungewaschenen Händen, ja mit Stiefel und Sporn in die Heilige Schrift fahren ohne alle Vorbereitung, wie und auf welche Meinung der rechte Verstand daraus zu schöpfen sei.‘ Das wäre, meint Staphylus, gerade so, wie wenn ‚der gemeine Pöbel die Doktoren und Apotheker aus der Apotheke wegschaffen‘ und nun selbständig die Arzneimittel vergeben wollte [2].

Der Ingolstädter Theologe Friedrich Traub veröffentlichte im Jahre 1578 eine Abhandlung: ‚Nothwendige Avisa oder Warnung vor des Luthers Teutschen Bibel, so an unzählbarlichen Orten offentlich gefälscht, derhalben von keinem Christen, so um seiner Seele Heil nicht muthwilliglich betrogen werden will, gelesen werden kann oder soll.‘ [3]

Die Jesuiten Gretser, Keller und Holzhai wiesen in eingehenden Darlegungen nach, an wie vielen Stellen Luther falsch übersetzt habe [4]. Denselben

---

nationum aedificationem instructionemque dictam versionem afferre perspexerunt.‘ ‚Expediret igitur magis unamquamque nationem in suis institutis circa hoc relinquere, ut ubi bonum esset concederetur, ubi malum prohiberetur.‘ Massarelli bei Theiner 67.

[1] Vgl. Serarius, Proleg. bibl. c. 20, q. 3; Tanner, Theol. III 319 (De fide disp. 1, q. 5, dub. 2, n. 88): ‚Ipso usu in Germania obtentum esse videtur, ut bibliorum germanicorum lectio per se illicita non censeatur, si modo ea versio ab aliquo catholico interprete profecta sit.‘ ‚Quo fit, ut recentior illa observatio Indicis ad reg. 4, Clementis VIII. auctoritate edita, . . . in Germania locum non habeat.‘ Vgl. Gretser, Defensio Controvers. Bellarmini l. 2, c. 15 (Opera VIII 415).

[2] Vgl. Bd V des vorliegenden Werkes S. 396.

[3] Nach Hopf 135 wiederholt Traub nur die Ausstellungen Emsers und ficht auch solche Stellen an, die Luther geändert hatte.

[4] Vgl. Hurter 300; Wedewer, Dietenberger 154—155. Der Konvertit J. L. Holler sagt in seiner im Jahre 1654 gedruckten Konversionsschrift, daß ihn die

Zweck verfolgte eine im Jahre 1605 erschienene weitläufige Arbeit des Ehinger Propstes Melchior Zanger: ‚Warhafftige und augenscheinliche Erweisung, welcher Gestalt Martinus Luther die heilige Schrift beeder des alten und newen Testamentes den Hauptsprachen und der ganzen katholischen Kirchen theologischem Verstandt zuwider an verschiedenen Orten ungleich verdollmetscht, mit newen Zusätzen, unförmlichen Glossen, Untertruckung gantzer Bücher, Versickeln und Wörtern ꝛc. gefehrlich verfälscht und verkert, darburch dann unser Hochgeehrt liebes Vaterlandt Teutscher Nation biß anhero jämmerlich verführet und betrogen worden.‘

Ein Jahrzehnt später begann der vortreffliche Kölner Pfarrer Kaspar Ulenberg [1] auf Befehl des Kurfürsten Ferdinand von Bayern eine neue katholische Bibelübersetzung, die von der Kölner theologischen Fakultät durchgesehen wurde. Nach welchen Grundsätzen Ulenberg bei seiner erst im Jahre 1630 erschienenen Arbeit vorging, gibt er selbst also an: Gewissenhafter Anschluß an den von der Kirche gutgeheißenen Text der Ausgabe Sixtus' V., jedoch mit Wahrung der Freiheit, deren sich auch der hl. Hieronymus und anerkannte Exegeten bedient haben, so daß nicht immer gerade das Wort, sondern der Gedanke übersetzt werde; ferner weitläufige Ausführung dessen, was der Schrifttext nur kurz und dunkel gibt; endlich treue Wiedergabe desjenigen Sinnes, welchen die heiligen Väter von der Kirche und die Kirche vom Heiligen Geiste erhalten haben [2].

Wenn auch nicht von Fehlern frei, so ist Ulenbergs Arbeit doch eine anerkennenswerte Leistung; sie bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt im Vergleich zu den bisherigen Übertragungen. Dem entsprach auch der äußere Erfolg. Die Ulenbergsche Übersetzung erlebte in ihrer ersten Gestalt zweiundzwanzig Auflagen; später, durch die Mainzer Theologen revidiert, erschien sie unter dem Titel ‚Katholische oder Mainzer Bibel‘ noch sehr oft, so daß sie in dieser Gestalt als die eigentliche deutsche Bibel der Katholiken betrachtet werden kann.

Wie richtig und weise die Grundsätze der alten Kirche hinsichtlich der Heiligen Schrift sind, zeigt deutlich ein Blick in das gegnerische Lager.

Heillose Verwirrung und ungemessener Wissensdünkel waren die notwendigen Folgen des allgemeinen Bibellesens. Cochläus berichtet, ‚daß selbst Schneider und Schuster, ja auch Weiber und sonstige Laien, die nur ein wenig lesen gelernt, Luthers Übersetzung des Neuen Testaments mit höchstem

---

Willkür, mit der Luther die Bibel behandelt, zur katholischen Kirche geführt habe. Das von Holler angelegte Verzeichnis der Verfälschungen des Neuen Testaments durch Luther hat Räß VII 99 f wieder abgedruckt.

[1] Vgl. oben S. 447 A. 2 und S. 607 ff.

[2] Panzer, Katholische Bibelübersetzungen 147.

Eifer lasen; etliche trugen dasselbige mit sich im Busen herum und lernten es auswendig. So maßen sie sich innerhalb weniger Monate so viel Geschicklichkeit und Erfahrung zu, daß sie keine Scheu trugen, nicht allein mit katholischen Laien, sondern auch mit Priestern und Mönchen, ja selbst Magistern und Doktoren der Heiligen Schrift vom Glauben und Evangelium zu disputieren; armselige Weiber, wie Argula von Grumbach, traten auf, die Lizentiaten, Doktoren und ganze Universitäten zur Disputation aufforderten.' [1] Die verschiedensten Richtungen suchten und fanden ihre Lehre in der Bibel. Luther behauptete, ‚auf Erden sei kein klarer Buch geschrieben als die Heilige Schrift', und daß sie nur *eine* Auslegung zulasse. Trotzdem lasen zahlreiche Neugläubige die widersprechendsten Lehren aus diesem klaren Buche heraus. Die Wiedertäufer sowohl wie Zwingli und Calvin kamen bei ihrem Bibelstudium zu Ergebnissen, welche vielfach denjenigen Luthers direkt widersprachen. Dieser half sich in solchen Fällen meist damit, daß er diejenigen, welche eine von der seinigen abweichende Lehre in der Bibel fanden, für des Teufels erklärte. Die Schweizer hätten, sagt er, nicht einen subtilen, sondern einen groben, greiflichen Teufel.

Katholische Schriftsteller versäumten nicht, Luthers Satz von der großen Klarheit der Bibel ins rechte Licht zu setzen. ‚Wenn die Gegner', schreibt der Augustiner Johannes Hoffmeister, ‚sagen, man brauche die Kirche nicht, damit sie uns über den wahren Sinn der Heiligen Schrift Aufschluß gebe, die Bibel sei so klar, daß sie jedermann ohne fremde Hilfe verstehen könne, so darf man wohl fragen, wie lange dies schon der Fall sei. War die Heilige Schrift immer für alle so leicht verständlich und klar, wie kommt es, daß die Prediger des neuen Evangeliums so spät zum rechten Verständnis gelangt sind? Oder haben sie vielleicht das Volk früher wissentlich betrogen? Und wenn die Schrift so klar ist, warum wird sie dann so verschiedentlich verstanden, anders von den Lutheranern, anders von den Zwinglianern, wieder anders von den Wiedertäufern? Und zwar nicht in nebensächlichen Dingen, sondern in Hauptpunkten, die auf wichtige Glaubensartikel und auf die heiligen Sakramente Bezug haben!' Über die Willkür, mit welcher die Neugläubigen bei Auslegung der Heiligen Schrift verfahren, bemerkt Hoffmeister: ‚Zu unsern gefährlichen Zeiten geht es also zu, daß sich ein jeder eine besondere Meinung und vermeinten Glauben erdichtet, und will danach solches mit der Heiligen Schrift erweisen, bezeugen und wahr machen. Aus dem kommt dann, daß man so viel Glauben oder vielmehr Mißglauben hat, als viel spitzfindige und unrichtige Köpfe sind. Also zeucht auch der Luther die Zwinglianer — und herwiederum sie ihn —, daß sie nicht ihre Meinung und Lehre aus der

---

[1] Hopf 59. Über A. von Grumbach vgl. von vorliegendem Werke Bd II 300 A. 2.

Heiligen Schrift gefunden oder genommen, sondern dareingetragen haben, so daß sie der Schrift Meister und nicht Schüler sein wollen.‘ [1]

Sprechende Belege für die Wahrheit dieser Äußerung liefert die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts in reicher Fülle. Wie die Lutheraner die Abschaffung der alten Kirche, so begründeten die Calvinisten die Abschaffung des Luthertums mit der Heiligen Schrift. Als im Jahre 1613 der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg zum Calvinismus übertrat, erklärte er: in seinem Bekenntnisse folge er der Heiligen Schrift. ‚Diese Kaiserin, die Heilige Schrift, soll herrschen und regieren, und alle andern, sie heißen auch wie sie wollen, sollen ihr untertan und gehorsam sein: es sei gleich der Papst, Luther, Augustinus, Paulus oder ein Engel vom Himmel herab.‘ [2] So konnte bezüglich der Bibel der Spruch entstehen:

> Dies ist das Buch, darin jeder, was er glauben möchte, sich suchet;
> Jeder auch findet darin, was ihm zu glauben beliebt.

Luthers Ansicht, es sei ‚auf Erden kein klarer Buch geschrieben als die Heilige Schrift‘, stieß übrigens schon früh auch bei den Neugläubigen auf vielfachen Widerspruch. Im Jahre 1539 trat der bekannte Sebastian Franck mit einer eigenen Schrift hervor, in welcher er die Schwierigkeit, Schwerverständlichkeit, ja Dunkelheit der Bibel nachdrücklichst betonte. Es sei ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; die sieben Siegel seien sieben böse Geister (Menschenfurcht, Menschenvernunft, Verstand, Ratschlag, Stärke, Kunst und Weltseligkeit). Jedes dieser Siegel bilde ein eigenes Hindernis, zum reinen Verständnis der Schrift zu gelangen. ‚Die Bibel‘, sagt Franck, ‚ist uns ein recht verschlossen Jägerbuch, daraus wir nichts saugen denn Gift, Irrtum, Lüge, Finsternis und Ketzerei; weil wir nun oben drauf sitzen, und das Buch mit sieben Siegeln verwahrt, durch Bretter lesen, nu von außen wie die Narren und Affen angaffen, und uns ja selber imaginieren und spekulieren, das und das steht darin: so geschiehts, daß wir im Licht blind tappen. Auf der andern Seite hat Gott absichtlich die Schrift, sein Wort, in diese schwer verständliche Sprache gehüllt. Wie Gott den Baum des Lebens mit einem zitternden Schwert hat bewahrt, nicht daß er uns das Leben entbanne, sondern daß wir in diesem Wust, Finsternis, Totenhaus und Mördergrube nicht ewig lebten, also hat Gott sein Buch des Lebens, Christum und Kunst auch mit sieben Siegeln versiegelt, daß nicht die Säue auch in den Rosengarten und Paradies kommen zu der Wahrheit, ja zu dem Buche und

[1] Paulus, Hoffmeister 264—265. Vgl. hierzu die Äußerungen von K. Schwenkfeld bei Döllinger I 271 und ebenda 120 Wizels Klage über die willkürliche Behandlung der Heiligen Schrift durch die neugläubigen Prediger.

[2] Vgl. Bd V des vorliegenden Werkes S. 539.

Baume des Lebens, also ohne Buße, in ihrem Unglauben ewig lebten, das nicht die Ordnung und der Weg ist, so Gott hat fürgenommen; und derhalben, spreche ich, hat Gott eine eigene Art und verborgene Sprache in Parabolis, Allegoriis, rätselhaften und verwandten Reden, wie Pythagoras, mit den Seinen zu reden, damit sein Wort vor den Hunden und Säuen aufgehebt und verzäunt, ein Geheimnis bei den Seinen in der Schule Christi bliebe.' [1]

Nicht wenige Protestanten verbreiteten sich eingehend über die Gefahren und den Mißbrauch des Studiums der Bibel, welche nach Luther die einzige Erkenntnisquelle des christlichen Glaubens sein sollte. Der Wittenberger Professor Paul Krell warnte im Jahre 1560 nachdrücklich, ‚man solle ja nicht an die Bibellektüre gehen, ohne sich aus den Schriften und Anweisungen Melanchthons darauf vorbereitet zu haben; denn er selbst habe erfahren, daß ohne dieses das Bibelstudium nutzlos sei, oder es müsse sich, wie man leider jetzt zum großen Schaden und Nachteil der Kirche geschehen sehe, der ganze Apparat biblischer Gelehrsamkeit, den sich bösartige, neidische und unruhige Menschen erwürben, unter dem Vorwande der Frömmigkeit und Religion zur Befriedigung ihrer wilden Leidenschaften und rasenden Begierden brauchen lassen. Denn das sei eben die Ursache der greulichen Religionskämpfe dieser Zeit, daß unter dem Deckmantel der Religion die verächtlichsten Ränkemacher ihre Zungen den Großen zu Gebote stellten und die Religion nach dem Belieben ihrer Gönner verdrehten.' [2] Noch stärker drückt sich der protestantische Satiriker Fischart aus. Die Heilige Schrift sei nur noch ein ‚Gaukelsack',

> Damit sie treiben Affenspiel,
> Ein jeder legt's aus, wie er will.

Infolgedessen weiß der ‚gemeine Mann nit, wo aus oder an' [3].

Die Verwirrung im protestantischen Lager ward noch vermehrt durch die Streitigkeiten über den Wortlaut der lutherischen Bibelübersetzung. Kaum war Luther tot, so nahmen dieselben ihren Anfang [4]. Noch im Jahre 1546 hatte Luthers Schüler und Freund Georg Rörer dessen Bibel in einer neuen Ausgabe veröffentlicht. In einem Nachworte erklärte derselbe, daß nach An=

---

[1] Erbkam, Gesch. der protestant. Sekten, Hamburg 1848, 295—296.

[2] Döllinger, Reformation II 561.

[3] Vgl. Bd VI des vorliegenden Werkes S. 270—271.

[4] Luther hatte das vorausgesehen; s. Loesche, Anal. Luth. 304. Von dem Schicksal willkürlicher Veränderungen blieb auch die Züricher Bibel nicht verschont. Mezger 144 sagt, daß nach dem Tode des Buchdruckers Christoph Froschauer ‚der Bibeldruck mehr noch eine buchhändlerische Spekulation wurde'. Allmählich schlich sich ‚nicht nur eine große Anzahl von Druckfehlern ein, die immer wieder abgedruckt, auch immer vermehrt wurden, sondern es gerieten auch manche willkürliche Veränderungen in die Übersetzung selbst hinein'.

weisung des ‚lieben Herrn und Vaters Luther' zuweilen Wörter, auch ganze Sentenzen und Sprüche, besonders im Römer- und im ersten Korintherbriefe, geändert seien, an welchen Änderungen ‚gottesfürchtige Männer' Wohlgefallen finden würden. Gerade das Gegenteil trat ein. Die ‚gottesfürchtigen Männer' klagten über Eingriffe in fremdes Eigentum, Verstümmelung des teuern Vermächtnisses, Fälschung im Interesse der Lehren Melanchthons. Die Aufregung in den streng lutherischen Kreisen ward noch größer, als in den Jahren 1548 und 1550 neue, veränderte Ausgaben der Lutherbibel erschienen und ‚die in der Bibelverbesserung so eifrigen Männer den frommen Betrug nicht scheuten, Exemplare der Ausgabe von 1550 mit neuen Titelblättern, welche die Jahreszahl 1545 trugen, ausgehen zu lassen, damit die einfältigen Leser um so leichter getäuscht werden und diese neue Ausgabe für identisch mit der letzten unter Luthers Aufsicht gedruckten halten möchten' [1]. Da die Ausgaben der folgenden Jahre noch größere Veränderungen an dem Drucke von 1545 aufwiesen, steigerte sich die Erregung der strengen Lutheraner immer mehr. ‚In etlichen Drucken', schrieb Georg Cölestin, ‚ist der Text verändert in Worten, in etlichen im ganzen Verstande, in etlichen die Paragraphen, in etlichen ganze Kapitel, in etlichen die Propheten, in etlichen der Psalter. In etlichen Drucken sind ganze Sentenzen und schöne Sprüch verändert und verkehrt, in etlichen schöne Trostsprüch ganz ausgelassen. In etlichen sind die Vorreden geändert, weggetan oder neue Vorreden hinzugesetzt' usw. So sei man nach ‚Lutheri Tode mit seiner Biblien umgegangen. Wenn man die Länge so sollte zusehen, was sollten wir oder unsere liebe Kindlein und Nachkommen auf die letzt wohl vor Bibel haben? Wo bleibt da Lutheri Will, Flehen, Bitten, Mahnen, Strafen?' In seinem Bedenken ‚Von Verfälschung des Spruches 2 Kor 3' sagt Cölestin, ‚die neue Version' sei ‚voller Ärgernis. So die einfältigen Christen merken, daß von Luthero dieses Sprüchlein Pauli übel gegeben und gedeutscht sei, werden sie anfangen und an seiner ganzen Arbeit zweifeln. Zum andern so wir selbst Lutherum korrigieren und meistern wollen mit Veränderung des biblischen Textes, was werden die päpstischen Verleumder nicht tun? Auch welcher unter den päpstischen Laien wird nicht in solche Gedanken gestärkt werden, als sei die ganze Lutheri Biblia verfälscht? Weiterhin werden der Papisten Verleumdung hiemit bestätigt, da sie schreien und sagen: Die Lutherischen berufen sich auf die Biblia, und haben doch keine gleichstimmende, denn kein Exemplar treffe überein mit dem andern'. Auch ‚wird man sagen, die Schrift sei dermaßen dunkel, daß Lutherus selbst dieselbe nicht recht verstehen, viel weniger recht

[1] Schott, Bibelübersetzung 153—154. Vgl. Herzogs Realenzyklopädie III 549; Hopf 313 f und Stimmen aus Maria-Laach 1895, I 106.

verdeutschen habe können, und das sei daraus offenbar, weil die Lutherischen selbst D. Luthers Version so oft ändern'[1].

Der Wittenberger Professor Paul Krell trat für die Echtheit der seit Luthers Tode gedruckten Wittenberger Bibeln ein und schmähte die Ankläger dieser Ausgaben aufs heftigste. Zuletzt mischte sich auch die weltliche Gewalt in diesen theologischen Streit ein. Kurfürst August von Sachsen verbot den ferneren Druck der Bibel und ordnete eine genaue Revision derselben an. Hierzu bediente man sich Luthers Handexemplars, das auf der Bibliothek zu Jena aufbewahrt wurde. Nach Verkündigung der Konkordienformel erließ der Kurfürst für die Wittenberger den Befehl: ‚Weil man befinde, daß die Edition des Jahres 1545 mit des Herrn Lutheri Exemplar am richtigsten übereinstimme, so sollte man ein gedruckt Exemplar der Bibel nehmen und dasselbe nach der Edition von 1545 korrigieren und nach demselben korrekten Exemplar und sonst auf keine andere Weise die Bibel drucken lassen.' Der kaum begonnene Druck wurde jedoch bald wieder unterbrochen, weil sich Klagen erhoben, ‚als wenn man zu Wittenberg mit der Bibel etwas Neues fürhätte und auslöschte und hineinsetzte, was man wollte, das Werk auch falsch und inkorrekt gedruckt würde'. Nach einer neuen, durch Mirus und Glaser vorgenommenen Vergleichung erging dann wieder nach Wittenberg der Befehl, mit dem Bibeldruck fortzufahren. Endlich im Jahre 1581 erschien die neue Bibelübersetzung, welche sich möglichst eng an die Ausgabe von 1545 anschließen sollte, dennoch aber manche Abweichungen enthielt[2].

Die Ausgabe vom Jahre 1581 ‚sollte als Normaltext für alle zukünftigen Drucke dienen; indessen außerhalb Kursachsens kümmerte man sich um den Willen des Kurfürsten nicht'[3].

Der Streit über die lutherische Bibelübersetzung tobte unter den Neugläubigen in ungeschwächter Heftigkeit weiter. Als im Jahre 1587 der Heidelberger Theologe David Pareus mit einer neuen Ausgabe der lutherischen Bibel hervortrat, erließ der Tübinger Gottesgelehrte Jakob Andreä eine Warnungsschrift, in welcher er diese Bibel ‚für einen hochsträflichen Falsch und für ein recht teuflisches Erzbubenstück erklärte. Denn man habe nicht allein Luthers Vorreden großenteils ausgelassen, und andere, Luthers heilsamer Lehre ganz widerwärtige Erinnerungen an deren Stelle gesetzt, sondern auch die irrigen falschen und verdammten calvinischen Irrtümer in den vornehmsten Artikeln christlicher Lehre hin und wieder mit listiger, boshafter

[1] J. C. Bertram, Historische Abhandlung von Unterdrückung der letzten Änderungen Lutheri im teutschen Neuen Testament, bei J. S. Semler, Richard Simons Kritische Historie der Übersetzungen des Neuen Testaments, 2. Abtl. Aus dem Französischen übersetzt von H. M. A. Cramer, Halle 1780, 300 f 333 ff.

[2] Schott 157 f. [3] Grimm 39.

Geschwindigkeit eingeschoben, und weil Doktor Luthers Name darauf stehe, damit es Luthers Bibel heiße und als solche verkauft werde, könne ja dies nichts anderes heißen, denn fremde Bücher fälschen, falsche Briefe machen, Siegel abgraben, und sei in Summa ein Erzbubenstück, welches von einer christlichen Obrigkeit billig mit dem Henken gestraft, die verfälschte Bibel aber mit Feuer verbrannt werden sollte' [1].

In große Aufregung versetzte die strengen Lutheraner auch die von dem Hofprediger Salmuth in calvinischem Sinne glossierte Bibel, deren Druck im Jahre 1590 begann. Nur einem Zufall, nämlich der Tatsache, daß der Kurfürst Christian bereits im Jahre 1591 infolge seiner Trunksucht starb, hatten sie es zu danken, daß dieselbe wieder unterdrückt wurde. Die Lutheraner kamen aber in dieser Frage nicht zur Ruhe. In neue Aufregung versetzte sie eine im Jahre 1595 zu Herborn erschienene deutsche Bibel. Gegen diese mit ‚calvinischem Gift beschmeißte deutsche Bibel' erließen die Wittenberger Theologen alsbald eine ‚treuherzige, notwendige und ernste Warnung an alle evangelischen Kirchen teutscher Nation' [2].

Die anfängliche Begeisterung der Neugläubigen für die lutherische Bibelübersetzung schlug später vielfach in das Gegenteil um. Luther selbst hatte bereits im Jahre 1540 in vertrautem Kreise die Äußerung getan: ‚Ich hab nur Sorg, man wird nicht viel in der Bibel lesen, denn man ist schier ihr überdrüssig und denkt ihr niemand nach.' Und ein andermal: ‚Es hat uns Arbeit genug gestanden, wird aber von den Unsern wenig geachtet. Die Gegner lesen die Übersetzung mehr als die Unsrigen.' [3] Nach Luthers Tode ward es in dieser Hinsicht keineswegs anders. Paul Krell sprach im Jahre 1560 von dem allgemeinen Ekel an der Bibellektüre, und der berühmte Marburger Theologe Andreas Hyperius äußerte im Jahre 1581 sein Erstaunen darüber, ‚wie es doch komme, daß jedermann Christ heißen wolle und sich doch so überaus träg und kalt zum Lesen und Hören der Heiligen Schrift zeige. Nur äußerst wenige hätten eine Bibel im Hause, und unter diesen sei wieder nur selten einer, der sie wirklich in seinem Leben einigemal gelesen habe; freilich herrsche auch eine allgemeine Sittenlosigkeit, eine Verachtung aller Schranken der Religiosität und Ehrbarkeit, wie man leider sehen müsse. Hyperius forderte daher die Obrigkeiten auf, sie sollten durch ein strenges Gesetz jedem Hausvater befehlen, daß er in seinem Hause jeden Tag einige Kapitel aus der Heiligen Schrift lese oder lesen lasse und seine Hausgenossen aus dem Gelesenen examiniere. Sie möchten sich, ruft Hyperius den

[1] K. A. Menzel V 171. Vgl. Schott 161 und Hagemann 148.

[2] Siehe Schott 162. Eine neue Bibel gab der Reformierte Joh. Piscator 1602 ff zu Herborn heraus. Vgl. Hagemann 151 und Mezger 285 f.

[3] Loesche, Anal. Luth. 82 251; vgl. 281.

weltlichen Behörden zu, doch hierin nicht säumig zeigen, und ein solches Gesetz ins Leben treten lassen, bis sie sehen, daß die Leute die Glaubenslehre besser inne hätten, und ihre Sitten, die in der jetzigen unseligen Zeit allenthalben so überaus verderbt und völlig verabscheuenswert seien, besserten'[1]. ‚Ob gleich jetziger Zeit', schrieb später Sigmund Evenius, ‚die Bibel in einem so schönen, bequemen Format, mit so schönen, anmutigen Typis, auf so schönem, reinem Papier gedruckt und in schlechtem Wert und Preis zu bekommen, so ist doch die Tenacitas und der leidige teuflische Geldgeiz und die unvernünftige, unbedachtsame, ja unchristliche Anwendung der zeitlichen Güter bei uns so groß, daß, da wir auf stattliche Gebäu, köstliche Kleidung und sonderlich weiblichen Schmuck, ja wohl auf vornehme Gastereien, nicht nur zu einem, sondern wohl zu hundert und tausend Reichstaler aufwenden, allhier aber alle Beutel mit eisernen Ketten müssen geschlossen sein, daß man nicht einen einigen oder zum höchsten ein baar Taler zur Komparation dieses unseres und der Unserigen höchstes und mehr als güldenes Kleinods auf- und anwenden und dessen unsere unverständigen Kinder teilhaftig machen mag.'[2]

---

[1] Döllinger, Reformation II 220 561.

[2] Evenius 37—38. Wie gering die Bibelverbreitung in Württemberg war, wo nicht einmal jeder Pfarrherr eine deutsche Bibel hatte, vgl. Schnurrer 178—179. In Brandenburg fand sich im Jahre 1600 bei der Visitation, daß einige Dorfpfarrer keine Bibel hatten. Dasselbe erwähnt die Nassauische Kirchenordnung vom Jahre 1609; siehe Tholuck, Kirchliches Leben 112. Da läßt sich schließen, wie viele im Volke solche hatten! ‚Notwendig', sagt Löschke 85, ‚muß es befremden, zu sehen, daß die Herrschaft der Bibel in den Schulen doch eine äußerst beschränkte war. Wenn wir aber den Schulplan betrachten, den Luther und Melanchthon entwarfen, so zeigt es sich, daß die Reformatoren selbst viel zu wenig taten, diese Bedürfnisse des Volkes, welche sie völlig anerkannten, zu befriedigen; fast die ganze Schulzeit wiesen sie dem Sprachstudium zu, und nur wenige Stunden kamen auf die Unterweisung im Christentum überhaupt, noch wenigere auf das Studium der Heiligen Schrift. Vom Volke — so wird erzählt — wurde die deutsche Bibel fleißig gelesen; aber in den Schulen war sie selten zu finden.' Unter den Gründen, weshalb die Bibel von der Jugend so wenig gelesen werde, bezeichnete Georg Lauterbeck in einer im Jahre 1554 zu Eisleben erschienenen Ermahnung: ‚Erstens werde die Jugend abgeschreckt durch die mancherlei Spaltungen und Sekten in der Christenheit: es seien die Leute mit dieser Plage des Zwiespalts so hoch beladen, daß man kaum zween finde, die einer Meinung sind, sondern ein jeglicher habe seinen eigenen Wahn, und was nun das Schlimmste sei, jeder berufe sich auf die Heilige Schrift.' ‚Die göttliche Heilige Schrift liegt danieder, verachtet und verschmäht, wird von niemand begehrt zu lernen, des wir uns doch billig als Christen schämen sollten.' Löschke 85—86. ‚Eine deutsche Bibel in lateinischen Schulen, in denen die Schüler gestraft wurden, wenn sie ein Wort deutsch miteinander redeten, — welch ein Kontrast wäre dieses auch! Ihr fehlte das antike Modekleid, das allein respektiert wurde.' ‚Das Lesen der Bibel außer der Schulzeit empfahlen die meisten Schulordnungen, viele sehr angelegentlich.' S. 87 ff.

X. Die Predigt bei Katholiken und Protestanten.

1.

Auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit erstanden unter den Katholiken seit der Ausbreitung der neuen Lehrmeinungen und Sekten zahlreiche ausgezeichnete Redner, welche, ausgerüstet mit gründlicher und umfassender theologischer Gelehrsamkeit, die dogmatischen Wahrheiten und die Sittengesetze klar und anschaulich behandelten und aus der Fülle eines glaubensfreudigen Gemütes auf Glauben und Leben ihrer Zuhörer einzuwirken suchten. Unter diesen ragten durch ihre Predigten und deutsche Predigtwerken im 16. Jahrhundert besonders hervor: Friedrich Nausea, Domprediger zu Mainz, Hofprediger König Ferdinands I. und Bischof von Wien; Michael Helding, Weihbischof von Mainz und Bischof von Merseburg; Leonhard Haller, Weihbischof von Eichstätt; Jakob Feucht und Johann Ertlin, Weihbischöfe von Bamberg; Johannes Nas, Bischof von Brixen, und Stanislaus Hosius, Bischof von Ermland; die Franziskaner Johann Wild und Michael Anisius; der berühmte Augustiner Johann Hoffmeister, die Dominikaner Johann Fabri und Ambrosius Storch (Pelargus); die Benediktiner Quirinus Rest und Wolfgang Sedelius; die Jesuiten Petrus Canisius, Georg Scherer und Jeremias Drexel; die Weltpriester Georg Wizel, Michael Buchinger, Johann Rasser und Martin Eisengrein[1].

---

[1] Die von Brischar im ersten Bande seines verdienstvollen Werkes ‚Die katholischen Kanzelredner seit den drei letzten Jahrhunderten' auf 914 Seiten herausgegebenen Predigten des 16. Jahrhunderts sind, wie in der Vorrede vii—viii mit Recht hervorgehoben wird, frei von Roheit und Geschmacklosigkeit. ‚Viele Prediger zeichnen sich aus durch gründliche Kenntnis und fruchtbare Anwendung der Heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter, durch treffenden Gebrauch der Sprichwörter, Veranschaulichung des Gegenstandes durch Beispiele aus der Profan-, Kirchen- und Heiligengeschichte, durch eine sinnige Naturbetrachtung, durch Beibringung von schönen Vergleichungen, Symbolen und Allegorien, für welche freilich unsere Zeit Sinn und Interesse fast verloren hat, während sie früher eine wichtige Rolle einnahmen.' ‚Was immer interessant und lehrreich ist, haben diese Prediger, wenigstens die besseren unter ihnen, benutzt, um ihren Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und dem Zuhörer verständlich und eingänglich zu machen. In dieser Beziehung, sowie besonders auch hin-

Den ersten Rang unter den Genannten behaupten sowohl in Bezug auf die Bedeutung als auf die Zahl ihrer Werke unzweifelhaft Wild, Scherer und Feucht, alle drei zugleich ausgezeichnet durch eine kräftige und kernige Sprache und durch einen mannhaften Freimut, mit welchem sie die schweren Schäden und Gebrechen unter geistlicher und weltlicher Obrigkeit hinstellten und für die Armen und Gedrückten im Volke eintraten.

Der Franziskaner Johann Wild, seit dem Jahre 1539 Domprediger zu Mainz [1], gab in vielen Schriften seine Predigten heraus, in welchen er einzelne Bücher des Alten und des Neuen Testaments erklärte, die Glaubenswahrheiten gründlich und deutlich auseinandersetzte, in einfachen, warmen Worten die Sittenlehren einprägte und seine Zuhörer in das ganze kirchliche Leben, namentlich in die Feier der kirchlichen Feste, einführte [2]. Den Andersgläubigen gegenüber kannte er weder Zorn noch Haß. Als er im Jahre 1552 bei Eroberung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach für einige Zeit aus seinem Amte vertrieben und von lutherischen Prädikanten, welche sich seiner Kanzel bemächtigt hatten, auf das ärgste beschimpft worden war, sprach er sich nach seiner Wiedereinsetzung über die Vorgänge mit größter Mäßigung aus. Zum Gegenstande seiner Vorträge wählte er sich gleich am Anfange die Heilige Schrift. ‚Das hab ich mich bisher allweg beflissen‘, konnte er im Jahre 1552 bemerken, ‚daß ich meiner Predigt einen richtigen Grund hätte, will solches auch noch tun. Und dann kann auch ein jeder am sichersten bauen, wenn er erstlich nach einem guten Grund sich umsieht, ja alsdann kann man an der Lehr desto weniger zweifeln, wenn man sieht, daß sie keinen faulen Grund hat. Was ist aber steifer, gewisser, unfehliger als die Heilige Schrift?‘ Den wahren Sinn der Schrift müsse man aber bei der Kirche suchen. ‚Falsche Propheten und Ketzer schmücken sich auch mit der Heiligen Schrift. Derselben muß man nach dem rechten Verstand sehen. Das ist eben der rechte Verstand der Schrift, nicht den ein jeder aus sich selbst faßt oder den ihm der oder der Geist einblaset, sondern den der Heilige Geist von Anfang her gegeben hat und in dem die ganze allgemeine heilige christliche Kirche von der Apostelzeit her gleichförmig und einhellig gewesen und geblieben ist.‘

In seinen Synodalpredigten vom Jahre 1549 hielt Wild den auf der Synode in Mainz versammelten Bischöfen und Äbten vor, wie wenig Sorge

---

sichtlich der Zartheit, Innigkeit und Tiefe des religiösen Gefühls und der Schönheit der Gedanken, haben wir Neueren vieles von ihnen zu lernen.‘ ** Über Hoffmeister als Prediger vgl. die ausgezeichnete Monographie von Paulus 38—68. Über Ecks Predigtwerk oben S. 590 ff. Über Joh. Rasser siehe Pflegers treffliche Aufsätze im Straßburger Diözesanblatt 1902, 146 f 182 f. Über Drexel s. Riezler VI 375 f.

[1] ** Vgl. oben S. 546 f. [2] Brischar I 243—381.

auf die Ausbildung tüchtiger Prediger verwendet werde. ‚Keines Dings kann die Kirche weniger geraten, denn des Pfarr- und Predigamtes, und ist doch nichts, das man weniger achte. In allen andern Dingen hat man größeren Fleiß und Aufsehens, daß doch einen sollt wundernehmen, wo doch der sträfliche Unfleiß herkomme und wo doch die Häupter der Kirchen hingedenken. Nun lassen wir uns wohl etwan hören: es sei uns leid; wollen uns damit entschuldigen, man habe der Personen nicht, niemand wolle sich lassen brauchen, so wollen auch die Jungen im geistlichen Stand, in Stiften und Klöstern nicht mehr studieren, und sonderlich in Theologia. Ist freilich und gewißlich wahr, Mangel an Personen hat man, das sieht und weiß alle Welt. Wessen ist aber die Schuld? Gewißlich derer, die erstlich alle Studien lassen verfallen, zum andern so viel edler Ingenia und geschickte, lernhaftige Jungen lassen verderben und bei denen kein Gelehrter kann aufkommen oder einen Vorteil hat.‘ ‚Aus großer und sträflicher Hinlässigkeit der Prälaten, so nun etlich viel Jahre her in der Kirche gewesen sind, ist es jetzund dazu kommen, daß man nicht allein keine Magistros, von denen die jungen Clerici ihre Artes, nicht allein keine Doktoren hat, von welchen die Priester ihre Theologie und heilige Geschrift künden hören, sondern auch die Scholastici haben nichts anderes, dann Namen ohne Sache. Ei, was ist dann Wunder, daß Mangel ist an gelehrten Leuten?‘ ‚Bei ihrer Seele Seligkeit‘ rief er die Prälaten auf, ihres Amtes zu warten und für Heranbildung tüchtiger Prediger bemüht zu sein. ‚Lasset euch den Geiz nicht überwinden in dieser Sache, lasset euch den Eigengesuch nicht Ursach geben, daß die Kirche guter Hirten und gelehrter Prediger müsse beraubt sein. Da ist das Kirchengut am besten angelegt, und dazu ist es auch am meisten gegeben, das dient zu der Ehre Gottes, zu der Kirchen Nutz, zu der Seelen Heil.‘ [1]

Der als theologischer Schriftsteller und als Kanzelredner unermüdlich tätige Jesuit Georg Scherer († 1605) veröffentlichte zahlreiche Predigten dogmatischen, moralischen und polemischen Inhalts. Für Vorträge letzterer Art stellte er in einer seiner ‚Postillen‘ für die Prediger die ‚christliche Regel‘ auf: ‚Es soll Maß gehalten werden mit Angreifung und Hindurchlassung der Ketzer, die ein christlicher Prediger mehr mit richtigen Argumenten premsen und pressen, als mit vielen Schalier- und Scheltworten vexieren soll. Hat doch der Erzengel Michael den Teufel selber nicht lästern wollen, wie der heilige Apostel Judas schreibt in seiner Epistel. Es hat alles sein Maß und Bescheidenheit.‘ Dieser Meinung sei auch Gregor von Nazianz gewesen: nicht

---

[1] Kehrein II 114 ff. Brischar I 306 ff. Ein Verzeichnis der Predigtwerke Wilds bei Kehrein I 52. ** Mit den Klagen Wilds vgl. man diejenigen des Augustiners Hoffmeister bei Paulus 39 ff.

mit Schmach- und Lästerworten solle man die Widersacher antasten, ‚sondern nach dem Exempel des friedsamen und gütigen Herrn Christi streiten‘. ‚Im Schalieren, Ausholhippen, Schmähen, Schänden und Lästern müssen wir katholische Prediger den sektischen Prädikanten gewonnen geben, da männiglich bekannt ist, daß sie in dieser unrühmlichen Kunst gewaltige Meister sein und es in solcher dem Teufel selber weit bevor tun. Eben dergleichen Bescheidenheit und Mäßigkeit muß ein Prediger gebrauchen in Fürbringung der katholischen Lehre, fürnehmlich bei Ungläubigen und Sekten.‘[1]

‚Schelten und Lästern ist keine Kunst, wohl aber herzig und einfältiglich das Wort Gottes predigen, und in allem hohen Mutes die Wahrheit verkünden, und gegen hoch und niedrig dasselbige Maß halten, und die Gebrechen, wo sie vor Augen, nicht schonen, sondern unerschröckenlich, so sich die Gelegenheit findet, zu rügen.‘ Eine solche Gelegenheit ergriff Scherer z. B. in einer Rede bei dem feierlichen Begräbnis eines Benediktinerabtes zu Wien im Jahre 1583. Er verwies darin auf die Gerichte Gottes über jene pflichtvergessenen vornehmen Prälaten, welche in Pracht, Saus und Braus dahinlebten, das Kirchengut zu eigenem Nutzen verwendeten oder vergeudeten, und so ‚nicht allein ihren Mitbrüdern, sondern auch insgemein allen Geistlichen, Weltlichen, Gläubigen und Ungläubigen, Katholischen und Sektierern ein hoch ärgerliches und erschreckliches Beispiel‘ gaben. ‚Es gibt ferner Prälaten, die ihren Brüdern gegenüber tyrannisieren, sie ihres Gefallens schlagen, foltern, kerkern, stöcken und plöcken; die keine Zucht und Disziplin im Kloster halten, lassen alles durch- und untereinander gehen, strafen keine Laster, sehen durch die Finger, lassen ihren Hirtenstab feiern, ohne daß sie ihn oft hin und wieder abmalen, schnitzeln und einhauen lassen.‘ Andere ‚bekümmern sich wenig oder nichts um die Schulen, haben die freien Künste nicht lieb, mögen gelehrte Leute nicht um sich leiden, weil sie vielleicht selber ungeschickt und ungelehrt sind. Diese sind Schuld daran, daß anstatt der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit eitel Barbarei, Pedanterei und grobe Unwissenheit einreißt und regiert. Vorzeiten ward nirgends fleißiger studiert als in Klöstern, wo dann die besten und herrlichsten Bibliotheken zu finden gewesen. Jetzt ge-

---

[1] Scherers Postill oder Außlegungen der Sonntäglichen Evangelien (Urseler Ausgabe von 1622) Bl. IIII[b]—V. Vgl. Brischar II 6. ** Auch Johann Hoffmeister ließ sich auf der Kanzel nur ungern in religiöse Polemik ein. Gleich von Anfang an erwählte er zum Gegenstande seiner religiösen Vorträge die Heilige Schrift. ‚Wenn hie und da eine Schriftstelle ihm Gelegenheit bietet, die Neuerer zu bekämpfen‘, sagt Paulus 52—53, ‚so tut er dies gewöhnlich mit ein paar kurzen Worten und mit Würde und Anstand. Höchst selten kommen Äußerungen vor, die man heute bei einem Prediger nicht dulden würde. Hoffmeister war eben der Ansicht, daß für Schmähen und Lästern die Kanzel kein geeigneter Ort sei.‘

schieht durch Unachtsamkeit etlicher Prälaten, daß man an vielen Orten nirgends weniger studiert als eben in Klöstern. Was in Bibliotheken noch von Büchern übrig, das fressen die Mäuse, Schaben, Staub und Pulver. Weil dann solche Vorsteher mehr lieben die Finsternis der Unwissenheit als das Licht der Wissenschaft, ist leicht die Rechnung zu machen, daß sie in jenem Leben nicht sehr scheinen und glänzen, sondern finster genug aussehen, ja von einer Finsternis in die andere geworfen werden (Mt 22, 25)‘ [1].

Nicht weniger freimütig und unerschrocken eiferte der durch seine zahlreichen apologetischen und polemischen Predigten und Predigtwerke allgemein im Volke verehrte Bamberger Weihbischof Jakob Feucht, ein wahrer Apostel des Hochstiftes († 1580), gegen die im geistlichen und weltlichen Regimente vorhandenen schweren Schäden und Gebrechen. Vor allem Volke geißelte er die ‚Pfründejäger, welche nur die Wolle und die Milch der Schafe begehren, aber um die Schafe selbst sich nicht bekümmern, sondern Mietlinge für sie bestellen, welchen sie einen geringen Teil ihres Einkommens abtreten‘. ‚Groß ist‘, sagt er, ‚die Verantwortlichkeit der Bischöfe, die sich durch ihre Wahlkapitulationen verleiten lassen, die besten Pfarreien an Leute‘, nämlich an ihre adeligen, meist nicht zu Priestern geweihten Domherren, ‚zu verleihen, welche nur das reichliche Einkommen begehren, ohne die Pflichten eines Hirten erfüllen zu wollen oder zu können.‘ ‚Etlichen hinlässigen Bischöfen ist die weltliche Pracht mehr angelegen als das geistliche Regiment. Einem Verständigen ist hiermit genug gesagt. Denn in etlichen Bistümern steht es so baufällig mit der Religion, daß es zum Erbarmen ist. Die Bischöfe sehen durch die Finger, gleichsam als ob sie nicht Bischöfe und zur Rechenschaft vor Gott verbunden wären. Am Ende wird man's finden.‘ Zum Schutze des Volkes erhob er seine Stimme wider ‚die Wucherer, Schinder und Schaber‘ unter den Obrigkeiten, bei welchen ‚eine rechtschaffene Handhabung der Gerechtigkeit selten‘ sei. ‚Die armen Witwen und Waisen wollen sie nicht wie die reichen beschützen und schirmen. Für die Reichen oder, wie der hl. Jakobus über sie klagt, für diejenigen, welche ein schönes Kleid am Leibe, goldene Ringe an den Fingern tragen, die mit einem silbernen Becher oder etlichen Goldstücken schmieren können, müssen die Sachen, wenn sie auch an sich böse und verloren sind, auf das schnellste zu ihren Gunsten erledigt werden. Die Sachen der Armen aber, die niemand bestechen können, werden Wochen, manchmal Jahr und Tag hingezogen. An diese zu denken, hat weder ein Bürgermeister noch ein Ratsverwandter Zeit. Solcher Sachen will weder ein Bürgermeister noch ein Ratsverwandter sich annehmen. Auf diese Weise müssen die Armen, wenn auch ihre Sache die gerechteste, dieselbe verlieren

[1] Brischar II, 123—129.

oder zu ihrem großen Schaden hinausgezogen sehen.' ‚Kommt es den hohen Herren, welche sonst die ganze Woche müßig gehen, an Sonn= und Festtagen in den Sinn, zur Jagd, zum Fischen, zum Vogelfang auszuziehen, so werden ganze Gemeinden bei Leibes= oder Geldstrafen dazu aufgeboten. Was nur einen Spieß tragen kann, muß hinaus und den halben oder ganzen Tag, ohne gegessen oder getrunken, ohne den Gottesdienst besucht zu haben, wie ein unvernünftiges Vieh in Wald und Feld, Berg auf und ab herumlaufen. Gilt es, ein neues Schloß oder Kastenhaus oder Gasthaus bald in diesem bald in jenem Dorfe zu bauen, da müssen die Leute mit Roß und Wagen und Handarbeit fronen, daß ihnen der Herzbendel kracht, das Blut unter den Nägeln herauslauft und sie sich weder bücken noch biegen mehr können.'[1]

Feuchts Hauptwerk, die zuerst in den Jahren 1577 und 1578 zu Köln in zwei Foliobänden erschienene, dann wiederholt aufgelegte ‚Große katholische Postille', nimmt in Bezug auf gelehrtes Wissen und volkstümliche Darstellung unter den sehr zahlreichen Postillenbüchern des 16. Jahrhunderts eine der ersten Stellen ein; sie kennzeichnet den Weihbischof als einen der besten damaligen deutschen Prosaisten. Sein Nachfolger, Weihbischof Johann Ertlin, selbst ein tüchtig geschulter und feinsinniger Kanzelredner, gab aus der ‚Großen Postille' einen Auszug heraus und nahm bei der Auswahl der Predigten vorzüglich Rücksicht auf die Unterscheidungslehren. ‚Gute Bescheidenheit und sanftmütigen Geist' werde man darin, sagte er, nicht vermissen, während von den Postillen der Sektischen das Gegenteil zu sagen sei. In den Vorschriften, welche Feucht für die Prediger gab, mahnte er: man solle nicht durch Verdammungssucht von der Bekehrung und vom katholischen Glauben abschrecken, an ganz katholischen Orten nicht über Irrlehren predigen[2].

Ausgezeichnet durch ihren Inhalt und ihre klare, bündige und leidenschaftslose Sprache sind die Fastenpredigten, welche der Ermländer Bischof Stanislaus Hosius[3] zur Verteidigung der katholischen Lehre und kirchlichen Übungen im Jahre 1553 verfaßte. ‚Dieweil das', beginnt die erste Predigt, ‚unser Amt von uns fordert, daß wir euch verkündigen sollen das Wort Gottes, bin ich zu euch kommen, nicht mit hohen Worten oder mit hoher Weisheit euch zu verkündigen die göttliche Predig; denn ich halt mich nicht

[1] Feucht, Sammlung von Predigten, Köln 1574, 142 ff. Große Postille, Köln 1577 u. 1578, Bd I[a] 78 und II[a] 31 ff; vgl. was er II[c] 59 über die Hofleute sagt.

[2] Näheres über die einzelnen Predigtwerke Feuchts bei P. Wittmann, ‚Jakob Feucht', in den Histor.-polit. Blättern LXXXIX 572—582, besonders bei J. Metzner, Ernst von Mengersdorf, Fürstbischof von Bamberg; die Weihbischöfe Jakob Feucht und Johann Ertlin, Bamberg 1886, 36—56 63—64. Eine Anzahl Predigten von Feucht und Ertlin bei Brischar I 544—675.

[3] Vgl. oben S. 608 ff.

dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.' Alle unsere Predigten ‚sollen nicht anders lauten, nur allein Jesum, den Gekreuzigten, der da den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit ist; uns aber, die wir berufen sind, ist er eine göttliche Kraft und eine göttliche Weisheit'. ‚Den hat man auch nicht allein euch, sondern auch allen euern Eltern und Vorfahren von der Zeit, wie sie den Glauben des Herrn Christi angenommen haben, in der christlichen Kirche mit allem Fleiß verkündigt.' An der Hand der Kirchenlehrer zeigt Hosius, wie fälschlich von seiten der Neugläubigen der katholischen Kirche eine verkehrte Werkheiligkeit vorgeworfen werde. ‚Man hat anders in der Kirche nie gelehrt, als daß die Werke allein Gott angenehm seien, die Werke allein von Gott belohnet werden, die da geschehen im Glauben unseres Mittlers, unseres Herrn Jesu Christi. Die da geschehen außerhalb dem Glauben, sie seien so gut und löblich wie möglich, so verdienen sie durch sich selbst uns nicht das ewige Leben.' ‚Aus dem ist zu vermerken, was das für unverschämte Leute seien, die da sagen dürfen, daß man bisher in der katholischen Kirche gelehrt habe, daß uns durch unsere Werke und nicht durch Christum die Sünde vergeben, daß uns durch das Verdienst unserer Werke und nicht durch das Verdienst Christi das Himmelreich gegeben wird. Wenn sie doch einen nennten, der solches geschrieben hätte, der da gelernet hätte, daß die Werk, so außerhalb Christo geschehen und anderswohin, dann zu dem Herren Christo, gerichtet wären, uns verdienen sollten oder die Vergebung der Sünden oder das ewige Leben. Aber sie können keinen nicht nennen, dieweil auch alle Münche das Widerspiel schreiben und lehren, daß allein die Werk Gott angenehm und uns verdienstlich, die da von dem Herren Christo herkommen und zu dem Herrn Christo gerichtet werden. Solches lasen auch die Kinder und Weiber vor dreißig Jahren', zur Zeit, als die neue Sekte in Preußen Eingang und Verbreitung fand. Gleich trefflich, wie die Lehre vom Glauben und den guten Werken, behandelt Hosius die Bedeutung der kirchlichen Zeremonien und des Kirchenjahres, die Beicht, die Kommunion unter einer Gestalt, die Gegner Christi und des heiligsten Altarssakramentes, die Nachfolge der seligsten Jungfrau und die wahre Buße und Bekehrung. Von Beschimpfungen und Schmähungen der Neugläubigen, wie sie auf seiten der protestantischen Kanzelredner gegen die Katholiken im Gebrauche waren, findet sich bei Hosius nicht eine Spur [1].

Dieselbe ‚Sittigkeit und Geschicklichkeit', welche der Herausgeber dieser Predigten dem Ermländer Bischofe nachrühmte, findet sich auch in den Predigt-

[1] F. Hipler, Die deutschen Predigten und Katechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer 14—20 33—41.



werken des Konvertiten Martin Eisengrein († 1578 als Vizekanzler der Universität Ingolstadt) [1].

Als einer der gründlichsten Dogmatiker und Exegeten und als Meister in der Dialektik erwies sich in vielen seiner homiletischen und apologetischen Leistungen der redegewaltige Friedrich Nausea, seit dem Jahre 1541 Bischof in Wien [2]. Klar und körnig stellt er die katholische Glaubens- und Pflichtenlehre vor Augen, widerlegt siegreich die Einwürfe der Gegner und bringt zur Veranschaulichung seines Gegenstandes eine Fülle von Beispielen aus der Welt-, Kirchen- und Heiligengeschichte bei. Auf sonstigen rhetorischen Schmuck verzichtete er, wie er selbst angibt, ‚um zweier Ursachen willen'. ‚Erstlich, dieweil all meine Predigt nichts von dem meinen, sondern allein aus heiliger göttlicher Geschrift zusammengetragen sind, so ist ja kund und wissen, daß dieselbige heilige Geschrift nicht will weder mit hochtrabenden noch gleißenden weltzierlichen Worten und Reden geschmückt und herausgestrichen sein. Das Wort der Wahrheit ist für sich selbs durch seine göttliche Einfältigkeit stark, mächtig, lieblich, freundlich, holdselig und beredlich genug und bedarf unseres Südls und Schmuckes gar nicht. Zum andern: daß die große treffliche Höhe und Tiefe göttlicher Sachen, so in solchen Predigten gehandelt, um ihrer Größe und Schwerheit willen keinen sonderlichen Schmuck weder in Worten noch Klauseln zulassen, wie dann solche der Reden Zier und Schmuck in lauteren menschlichen, weltlichen und irdischen Händeln leichtlich und wohl mag statthaben.' [3]

Im allgemeinen läßt sich von den vielen Hunderten in Druck gegebener Predigtwerke der Katholiken des 16. Jahrhunderts sagen, daß sie von Ab-

---

[1] Vgl. die bei Brischar I 435—543 abgedruckten Predigten.

[2] Vgl. oben S. 582 f.

[3] J. Metzner, Friedrich Nausea 103. Näheres über Nauseas Predigtwerke 31 ff. In Wien predigte Nausea jeden Sonn- und Festtag im Stephansdom. Der Schulmeister Wolfgang Schmeltzl sagt in seinem ‚Lobspruch der Stadt Wien' vom Jahre 1548:

> Mit Frewden ging ich in Tempel ein,
> Da war ehrsamer Rath und Gemein
> Versammelt zu hören Gottes Wort,
> Wie sich gebürt an solchem Ort.
> Viel tausend Menschen standen da,
> Und predigt Bischof Nausea,
> Wie er dann pflegt zu aller Zeit
> Sein Schafflein zgeben selbs die Weidt.

Vgl. Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. 281 ff. ‚Wollte Gott', schrieb ein Kirchenfürst, ‚daß in Deutschland 40 Prediger wie Nausea wären, dann könnte man nach der Ansicht des römischen Königs wie vieler anderer Kundiger auf eine großartige Rückkehr vielen Volkes hoffen.' Ebd. 282.

sonderlichkeiten, Abgeschmacktheiten und Roheiten frei sind. Daß aber im Predigtwesen überhaupt Auswüchse und Ausartungen vielfach hervortraten, läßt sich aus den Mahnungen Georg Scherers erkennen: ‚Die Prediger sollen nicht Possenreißer, Mährleinsager und Fabelhansen sein, sondern Gottes Wort mit geziemlicher Gravität und Majestät traktieren. Zuweilen die müden Zuhörer mit einem kurzweiligen, zur Sache dienlichen Histörchen oder Spruch zu erlustigen und zu ermuntern, ist unverwehrt. Aber auf die lächerlichen und lahmen Zoten und Narrenteiung sich mit Fleiß ergeben und dadurch die Leute an sich ziehen und sich ein stattliches Auditorium machen wollen, das soll durchaus nicht sein, und gehöret solches Gespei nicht auf die Kanzel, sondern an andere Orte.‘ Ferner sollten ‚die Prediger in ihren Predigten nicht hoch herein fladern und subtile, fürwitzige Materien führen‘, sondern sich nach dem Verständnis des gewöhnlichen Mannes richten; ‚sich ostentieren und viel philosophieren oder immerdar Lateinisch, Griechisch oder Hebräisch reden wollen ohne alle Not, das ist nicht zu loben, denn der gemeine Mann trägt nichts heim, ohne allein, daß er zuweilen sagt: sein Pfarrherr habe eine gewaltige Predig getan; wenn man ihn aber fragt, was denn der Pfarrherr gesagt habe, antwortet er: ich weiß nichts, es ist mich nicht angangen‘ [1]. Auf derartige Mißstände wies Georg Wizel im Jahre 1539 in einem Briefe an Johann von Maltitz, Bischof zu Meißen, mit den Worten hin: ‚Etliche Prediger bringen oft so elende Dinge, so ungereimte Materien, so unnütze Träume zuwege, daß der verständige Zuhörer krank darüber werden möchte. Dieser gleichen sind fast, die nicht allein aus der Schrift, sondern auch aus den ältesten Vätern treten und fiedeln nur auf der Scholasterei, disputieren und argumentieren auf der Kanzel nicht anders, denn ob sie auf den hohen Schulen wären.‘

‚Es ist zum Teil gewißlich wahr‘, sagt er in demselben Briefe im Hinblick auf die Prediger des neuen Evangeliums und deren beifällige Aufnahme im Volke, ‚daß bei unsern Jahren das heilige Predigamt etwas erhöhet ist, wollt aber Gott, es geschehe mit besserer Frucht. Jedermann begehret gute Prediger. Die Begehre ist zu loben, aber in der Wählung wird man oft betrogen, weil jedermann zwischen guten und bösen Predigern nicht zu urteilen weiß. Denn es wahrlich nicht gar liegt an wohlklingender Rede, sonst an Geist, Verstand und Unschuld des Lebens. Viel weniger liegt's an Spottreden und Scheltworten, welche kunstlose Leute am besten künden. Der ungelehrte Laie will sich hierin zu viel zumessen, so will man ihm auch zu viel

---

[1] Postill (vgl. oben S. 680 A.) Bl. 6. Brischar II 9—10. ** Über Ausartungen im Predigtwesen des ausgehenden Mittelalters siehe Bd I des vorliegenden Werkes S. 45.

nachhängen und willfaren, welches kein gutes Ende nehmen wird. Gott und unsere Augen klagen wir's mit heißen Zähren, daß itzt fast allenthalb kein Predig geduldet, will nicht sagen gelobt wird, es sei denn, daß man sage, was jedermann gern höret. Ist der Prediger weltlich und fleischlichen Wandels, doch mit dem teuern Wort Evangelion listiglich verdeckt, so wird er an Statt Petri oder Pauli gehalten. Ist sein Predig nach weltlicher, gemeiner Rede formiert, krauet dem Pöbel, kratzet die Clerisei, hetzet zum Abfall, posaunet zur Freiheit, tröstet immerdar, verheißet Großes, bringet etwas Neues, so wird's fürs lauter Wort gelobt auf allen Gassen und gerühmt in allen Häusern. Ist aber etwa ein Prediger ernst, zeucht sich ein, ist meidsam und lebet priesterlich, derselbige muß ein Pharisäer sein, und seine Predigt von Buße, Reue, Ablaß, Früchte der Buße, neue Geburt, neues Leben, gute Werke, Gottesdienst, Taufgelübd, Gehorsam göttlicher Gebote, Disziplin der Kirche, Verachtung der Welt, Geduld der Verfolgung, Streit wider das Fleisch, letztem Gericht usw. ist papistisch und zerrüttet die Gewissen der frommen lieben Menschen. Also gar kann diese neue Welt die alte evangelische Lehre nicht hören.‘ ‚Zuvoran in den großen Städten haben die Prediger den Platz, so da Pfaffen, Münche und Nonnen am zierlichsten ausfilzen können, und ohne Unterlaß und ohne Unterschied fast alles verspotten, versprechen und verdammen, was und wie man's etliche hundert Jahre her in den Kirchen gehalten hat.‘ [1]

2.

In dem Kirchenwesen der Neugläubigen sollte die Predigt der Hauptbestandteil und der Mittelpunkt des öffentlichen Gottesdienstes sein; es wurde daher um so verhängnisvoller, daß dieselbe von Anfang an einen leidenschaftlich polemischen Charakter erhielt, die konfessionelle Polemik als ihre Hauptaufgabe ansah [2].

---

[1] Kehrein I 39—41.

[2] Das ‚meistens unnütze und unfruchtbare Polemisieren auf der Kanzel war das liebe Steckenpferd der meisten Prediger in diesem Zeitraum. Im Anfang stritt man wider lebende Gegner, Calvinianer, Katholiken, Juden, Türken, Majoristen usw. Zuletzt brachte man sogar Ketzereien auf die Kanzel, denen niemand mehr zugetan war, und predigte z. B. gegen Patripassianer, Valentinianer, Mazedonianer usw. und stiftete durch dieses immerwährende Abkanzeln der alten Ketzer, wodurch man unzählbare Streiche in die Luft tat, weit mehr Schaden als Nutzen, indem dadurch die Zuhörer statt der gehofften und gesuchten Erbauung meistens verwirrt wurden.‘ Schuler I 150 und die Beispiele S. 269—279. ‚Man polemisierte auf den Kanzeln und verlor dadurch den Hauptzweck der Predigt, die christliche Erbauung, größtenteils aus den Augen.‘ ‚Das fruchtlose Polemisieren galt bei den Religionsvorträgen

Luther prägte ihr diesen Charakter auf, indem er mit aller ihm eigenen Redegewalt zur Schmähung der katholischen Kirche und ihres Gottesdienstes häufig Predigten hielt und von den Predigern verlangte, sie sollten ‚das Papsttum mit seinem Anhange heftiglich verdammen, gleichwie den Teufel und sein Reich‘, sie sollten ‚dem Papste und seinem Reich fluchen und dasselbige lästern und schänden, und das Maul nicht zutun, sondern ohne Aufhören dawider predigen‘, wenn auch etliche vorgäben, ‚wir können anders nichts, denn den Papst und die Seinen verdammen, schänden und lästern‘ [1]. Er erzog dadurch ein Geschlecht von Predigern, über welche er selbst die Klage führte: auch diejenigen, ‚welche die Besten sein wollten‘, wüßten, ‚gar wenige ausgenommen, nichts von diesem Stück, daß die Erkenntnis Christi und seines Vaters allein das ewige Leben‘ sei. — ‚Papst, Mönche und Pfaffen schelten, können sie alle wohl.‘ [2]

Bewußt und planmäßig gingen die Prediger darauf aus, jede katholische Lehre und Religionsübung als ‚ein Abschaum aller Abgötterei und Gotteslästerung‘ hinzustellen und das Volk mit Abscheu vor ‚der papistischen Synagoge des Teufels und den Satelliten des Satans‘ zu erfüllen. Fortwährend wurden die katholischen Lehren auf das ärgste entstellt und dadurch das Papsttum als ‚ein gemein Werk aller Teufel‘ verschrieen [3]. In derselben unsäglich gemeinen Sprache, wie sie Fischart in seinem ‚Bienenkorb‘ führte [4], wurde von Predigern wie Johann Lauch und Fabian Heyden die heilige Messe mit ihren einzelnen Zeremonien auf der Kanzel verhöhnt und verspottet [5]. Aus dem ‚Rosenkranz‘ wollte ein Prediger beweisen, daß bei den Katholiken die Zahl der ‚Abgötter‘ sich auf 140 belaufe; sogar Orgelpfeifen, behauptete ein anderer, würden von denselben bisweilen angebetet; ein dritter

als Hauptsache, und man suchte darin eine gewisse Ehre, daß man die Gegner mit Schmäh- und Schimpfworten überhäufte. So traurig stand es um die Erbauung der Zuhörer.‘ Schenk 17 82 42.

[1] Sämtl. Werke XXIII 57; XXXVI 410. ** Vgl. dazu Bd III des vorliegenden Werkes S. 68, und Paulus, Hoffmeister 53.

[2] Vgl. Döllinger I 305. In einer Schulweihepredigt vom Jahre 1609 beschrieb Johann Asseburg in Tangermünde ‚die Sitten einer katholischen Kirchen- oder Schulweihe; den Weihbischof, der solche Handlung verrichtet, nannte er einen Weibischkopf, und die lateinische Benennung Suffraganeus verwandelte er in Saufraganeus‘. Pohlmann 295—296, mit der Bemerkung: ‚Wenn man auf dem geistlichen Lehrstuhle vor Erbauung suchenden Zuhörern sich solche elende und platte Zweideutigkeiten erlaubte, wie wird man bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, in Speisesälen und auf öffentlichen Plätzen gesprochen haben!‘

[3] Im zweiten bis fünften Band haben wir eine Unmasse solcher Predigten angeführt und daraus Stellen mitgeteilt.

[4] Vgl. unsere Angaben Bd V 370—376.

[5] Vgl. Diefenbach, Die lutherische Kanzel 78 104—106.

berichtete: im Papsttum habe man nicht 4, sondern 5, 6, sogar 7 Evangelien[1]. Zum Troste der Gläubigen wurde aber bei all diesen Vorführungen ‚papistischer, mehr als heidnischer Greuel' immer von neuem verkündigt, daß der Untergang des Papsttums bevorstehe. ‚Dem römischen Antichrist will die Seele ausgehen', predigte z. B. Lukas Osiander im Jahre 1589, ‚vor seinem völligen Untergang' erzeige er jetzt noch durch päpstische Skribenten seine letzten Kräfte. Der Papst erhebe sich über Gott und lasse sich anbeten, denn er lasse sich die Füße küssen[2].

Gegenüber der Zerfahrenheit des Protestantismus in unzählige Sekten stach ‚dem evangelischen Volk' zum Kummer der Prediger ‚die Einigkeit im Glauben bei den Papisten gar oft in die Augen'. Aber diese ‚Einigkeit der Katholiken im Glauben', erklärte der Tübinger Propst und Kanzler Jakob Andreä in einer seiner Predigten, sei kein Merkzeichen der wahren Kirche, denn auch bei den Juden herrsche eine solche Einigkeit: ‚Warum sollte sie der Teufel im Glauben uneins machen? Sie dienen ihm ja nach allem seinem Willen. Und warum sollte auch der Teufel die Papisten uneins machen? Dieweil sie nicht weniger als die Juden ihm nach allem seinem Willen dienen. Darum auch die Juden bei und unter ihnen Schutz und Schirm haben, und in gutem Frieden beieinander leben.'[3]

Man polemisierte jedoch nicht allein gegen die Katholiken, sondern suchte auch mit gleicher, wohl gar stärkerer Leidenschaft die innerhalb des Protestantismus entstandenen unzähligen Lehrstreitigkeiten auf der Kanzel zum Austrag zu bringen. Jeder der Streitenden berief sich auf Gottes Wort und auf seine rechte Auslegung desselben, gab den Gegner für eine ‚Ausgeburt des Teufels' aus und schickte ihn ‚zum Teufel' heim. So meldeten beispielsweise die Jenaer Professoren im Jahre 1567: ‚Flacius und seine Kollegen haben auf der Kanzel nichts denn von Synergisten, Adiaphoristen, Schwenkfeldisten, Majoristen, Antinomisten, Philippisten, Calvinisten, Schwegisten und dergleichen unzähligen sonderbaren, von ihnen angezogenen und verdammten Sekten gepredigt. Mittlerweile hat der gemeine Mann auf die Neuigkeit und ungewöhnliche Weise zu predigen gehört, seines Catechismi vergessen, und weil er die seltsamen Sekten nicht verstanden, sind die Kirchen leer und wüst gemacht, Gottes Wort hintangesetzt, und doch die Predigten anders nicht, denn wie ein Mährlein oder sonsten neue Zeitung gehört und danach als ein Gelächter auf den Bier- und Weinbänken nachgeredet worden, daraus sich dann soviel Unrat, Unfriede und Aufruhr zugetragen, daß die Obrigkeit genugsam

---

[1] Diefenbach 83 100 ff.

[2] Sieben Predigten, Tübingen 1589, 1 12.

[3] Schuler I 273.

zu wehren gehabt.'[1] In einem ,Christlichen Klagewort' sagt ein Protestant im Jahre 1605: ,Der allermeiste Teil der Prediger sind in zornigem Hasse dermaßen verbösert, daß keine Stadt, schier wenig Dörfer zu finden, allwo nicht der mehrste Teil der Predig an Sonn- und höchsten Feiertagen mit Lästern und Verteufeln zugebracht wird, oder zu mindest mit allerhand subtilen Disputationen, so der gemeine Haufe nicht verstehen kann und ihm zum Gespötte ist, oder auch zu Disputen und Schlägereien gar unter der Jugend Gelegenheit dargibt.' Man klage insgemein über ,die Wildheit, Disputiersucht, Unbändigkeit und alle Laster der Jugend und ist alles dies männiglich vor Augen; aber die so klagen, tragen den mehrsten Teil der Schuld an sich selber, dieweil sie alle Welt, so nicht ganz nach ihren Pfeifen tanzen will, ausmustern, holhippen und schänden und gar dem Teufel übergeben, und mit solchem auch die Jugend unterrichten. Und ist jedes zehnte Wort in ihrem Munde der Teufel, womit sie unsäglich Schaden und Nachteil anrichten. Wollen nun fürstliche Herren und Räte und andere Oberkeiten ihnen einen Zaum ins Maul legen und das Lästern und Schänden auf öffentlicher Kanzel verbieten, so schreien sie insgesamt: man wolle dem Heiligen Geist ins Regiment fallen, und könnten sie das christliche Strafamt auszuüben nicht unterlassen. Daher denn zwischen Predigern und Oberkeiten und ihren Räten nicht weniger Zank und Streit, als unter den Predigern selbst, und kann man schier allenthalben hören, mit welch Ehrentiteln sie sich belegen, so daß es Schand und Schmach ist, so solches vor dem gemeinen Mann öffentlich geschieht'. ,Welch Achtung kann wohl das Volk', fügte das ,Klagewort' hinzu, ,vor den Predigern, Lehrern, Superintendenten und andern Kirchendienern haben, so es hört und liest, wie sie sich untereinander durchteufeln und in den Kot ziehen? Da gibt es wenig Schandbares, was nicht der eine von dem andern zu sagen und zu schreiben weiß.'[2]

Nicht weniger volksverderblich als die nie verstummende Kanzelpolemik wirkte in unzähligen Predigten das Betonen der Lehre vom Alleinglauben

---

[1] Heppe, Gesch. des deutschen Protestantismus I 75. ,Fast in allen Predigten wurde wider die Calvinisten und Sakramentierer losgezogen, und in allen Lebensläufen wurde als etwas Rühmliches und Nachahmungswürdiges gemeldet, daß der Verstorbene die Calvinisten von Herzen gehasset und tapfer wider sie gestritten habe.' Schuler I 123. Der berühmte Königsberger Prediger Sebastian Artomedes bezeichnete in seinen Predigten vom Abendmahl (1590) die Calvinisten als ein ,wütiges Heer des Teufels'; er ließ diese ,frevelichen Deutler, Krüpler und Trozler zum Teufel fahren'. ,Der elende Heide Ovidius' sei ,ein besserer Theologus als unsere Calvinisten; sind diese Buben nicht Buben, so sind Rüben nicht Rüben'. S. 274—277.

[2] Vgl. unsere Angaben Bd V 509—524, wo nähere Belege für die Wahrheit der von dem ,Klagewort' hervorgehobenen Übelstände. Andere Klageworte von Pro-

gegen die guten Werke. Gab es doch hochangesehene Prediger, welche sich nicht scheuten, öffentlich den Satz aufzustellen: ‚Gute Werke sind zur Seligkeit schädlich.'[1] Wie der Wittenberger Schloßprediger Georg Major, schrieb auch der lutherische Jurist Melchior von Ossa derartigen Predigten die Wirkung bei, daß das Volk ‚ganz roh und leichtfertig werde, so daß weder Treue, Ehre noch Glaube bei dem gemeinen Haufen sei, aber Untugend und Laster ganz gemein; Ehre, Tugend und guter Wandel selten werde'. ‚Viel Prediger', sagt er an einer andern Stelle, ‚und der Mehrteil auf den Dörfern kitzeln dem Volk allein mit der Gnadenpredigt die Ohren, nehmen ihm das Vertrauen auf gute, ernstliche, von Gott gebotene Werke, so daß sie solche bei dem Volke ganz gehässig machen.' Es sei ‚vor Augen, wie das Volk dadurch roh, kühn und frech' werde[2].

Diese Predigten brachten es dahin, daß die Leute, wie die Prediger unzähligemal klagten, ‚von christlichen Gesetz- und Ermahnungspredigten nichts

testanten über das herrschende polemische Predigtwesen bei Döllinger II 700—704, wo in den Anmerkungen auf frühere in demselben Bande mitgeteilte Äußerungen verwiesen wird. Über die Wirkungen der Kanzelpolemik äußert sich Döllinger II 699: ‚Als eine besonders stark hervortretende Erscheinung wird von allen Seiten her das Einreißen des Fluchens, Schwörens und Lästerns unter dem Volke seit der Reformation erwähnt. Die Schriften aus der ganzen Zeit von 1525 an bis zu Ende des Jahrhunderts sind voll von Klagen über diese Erfahrung.' ‚Die Tatsache war teils eine Frucht der allgemeinen religiösen und sittlichen Ausartung, teils hatte sie ihren besondern Grund in der durch Luther und die Reformatoren eingeführten Methode, das, was dem Volke bisher heilig gewesen oder (wie die Messe) den Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens gebildet hatte, ihm von der Kanzel herab nun als ein Gewebe satanischer Greuel darzustellen und die furchtbarsten Verwünschungen und Anatheme, die bitterste Verhöhnung des bisher mit religiöser Scheu Umgebenen zur gewöhnlichen Nahrung zu machen, mit der das Volk jahraus jahrein von den Kanzeln herab gespeist wurde. Die Polemik, welche zwischen Zwinglianern, Melanchthonianern und Calvinisten einerseits und zwischen Lutheranern anderseits über das Abendmahl und die Person Christi geführt wurde, die Mittel, welche man anwandte, alle Leidenschaften des Volkes aufzuregen und sie zu Waffen in diesem Streite zu gestalten, das so häufig erwähnte Disputieren über kirchliche Streitfragen in Wirtshäusern wie in den Familien — alles dieses zusammen genommen erzeugte naturgemäß jene Abstumpfung des feineren religiösen Sinnes, jene plump zugreifende Vertraulichkeit und Mißachtung, die nun an die Stelle der früheren ehrfurchtsvollen Scheu trat, und die selbst die Person des Erlösers, wie alles, was sich im Ohr und Sinn des Volkes durch das stete Anhören polemischer Predigten mit der Erinnerung an Verfluchungen verknüpft hatte, im leidenschaftlichen Ausbruche, ja selbst im gewöhnlichen Gespräche zu mißbrauchen und zu entweihen sich gewöhnte.'

[1] Vgl. unsere Angaben Bd IV 14 ff.

[2] v. Langenn, M. v. Ossa 114 155.

mehr wissen wollten'. ,Wenn sie hören', schrieb Georg Major aus langer Erfahrung in den Jahren 1553 und 1558, ,daß wir aus Gnaden, ohne alle unsere Werke, allein durch den Glauben gerecht und selig werden, so wollen sie dann von keinem Gesetz, noch von guten Werken hören; sind allen Predigten von Gesetz und guten Werken feind und wollen sie nicht leiden. Die meisten Menschen sind jetzt Epikuräer geworden, sie glauben an kein göttliches Strafgericht, verlachen alle Erinnerungen an das künftige Gericht und an die ewigen Strafen, halten sie für Märchen.'[1] Um ,eifrige Prediger', sagte der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius in seinen Predigten über das Buch Jonas, kümmern sich die Leute nicht. Es ist dahin gekommen, daß, ,wenn man die Laster strafet, sonderlich die groben und gemeinen, als Fressen, Saufen, Geizen, Ehebruch' usw., ,auch die, so gute Christen sein wollen, sauer darüber sehen und ein Mißfallen daran haben, und solche nötige Strafe entweder verlachen und der Prediger spotten, oder ihnen spinnenfeind werden'. Dabei sei es ,jetziger Zeit eine sonderliche Predigersklage: Je länger einer predigt, je ärger die Leute werden'[2]. Nur noch ,ein kleines Häuflein', sagte Hartmann Braun, Pfarrer zu Grünberg in Hessen, im Jahre 1610, gehe in die Kirche. Während des Gottesdienstes ,laufen die meisten im Feld herum; etliche stehen vor den Richthäusern, kaufen und zanken sich miteinander; etliche sitzen im Saufhause, etliche im Hurenhause, etliche verkriechen und verstecken sich zu spielen . . . schänden und schmähen wie rechte Teufelskinder, wollen die Gesetzpredigten helfen abschaffen. O Teutschland, wie wird doch deswegen so ein großes Unglück über dich kommen!'[3] ,Die Spottvögel und losen Finken, epikurische und sadduceische Säuleute und teuflisches Gesinde haben', äußerte er sich an einer andern Stelle, ,ihre besonderen Sprüche.' Der eine sage: ,Quid Bibel? Babel. Was gehen mich die fünf Bücher Mosis an? Hätte ich fünf schöner Dörfer. Ein anderer: Was soll ich singen die Psalmen? Hätte ich Palmen und Salmen. Was Litanei? Ein arm Pfaffengeschrei. Ein anderer: Was Himmel? Hätte ich hie Mehl. Was Gott? Hätte ich Gold.' Ein anderer: die Auferstehung von den Toten sei ein ,knabenhaftes Delirament'; ein anderer: ,Gestorben, gar verdorben'; ,Friß, sauf und spiel, nach dem Tod ist kein Wollust mehr viel.' Andere sagen: ,Die Höll ist mit Rüben gesäet'; ,Rips, raps, wer's kriegt, der hat's'; ,Wo etwas zu gewinnen, da darf man sich nicht lange schämen'; ,Willst du werden

---

[1] Döllinger II 167 172; III 493 ff.

[2] Strigenicius, Jonas 33b 59b 342b.

[3] Der Christen Kirchgang, Giessen 1610, Bl. D 2b. Vgl. Diefenbach 56 und die Klagerufe anderer Prediger S. 38 ff. ** Über Brauns Wetterpredigten vgl. Niedner, Zeitschr. für histor. Theol. XLIV 422.

reich, so tue keinem Menschen gleich.‘ ‚Dergleichen Reden und Sprüche mehr pflegen die Teufelskinder und Höllenbrände zu führen.‘[1]

Um das Volk in die Kirche zu ziehen und die Zuhörer zu fesseln, verfiel man darauf, die Predigten mit allerlei ‚Wunderbarlichem und Seltsamem‘, mit Fabeleien und Altweibermärchen auszuschmücken[2]. Das Volk wolle, klagte Georg Rollenhagen im Jahre 1595, ‚fast keine Predigt hören, keine Postille lesen, welche nicht mit wunderlichen Historien, viesierlichen Fabulen und unerhörten Gleichnissen wie ein Bettlermantel verflickt‘ sei[3].

Solch ‚wunderliche Historien‘ finden sich in ansehnlicher Zahl beispielsweise in den Predigten ‚Von den heiligen Engeln und vom Teufel‘, welche der Wittenberger Prediger Sebastian Fröschel im Jahre 1563 herausgab. Er erzählt darin u. a., daß der Teufel der Frau des Superintendenten Bugenhagen stets die Butter aus dem Butterfaß gestohlen habe, bis endlich Bugenhagen sich auf das Butterfaß gesetzt und den Teufel so unsauber heimgesucht habe, daß er ihm dadurch das Wiederkommen verleidete[4]. Der Prediger Sebastian Artomedes in Königsberg berichtete im Jahre 1590 in einer Predigt über das Abendmahl, wie der Theologe Karlstadt durch den Teufel um das Leben gekommen sei. Der Prediger Karl Sauerborn setzte seinen Zuhörern auseinander, wie überaus ‚verwunderlich und viesierlich‘ der Teufel sich wiederholt bei einem protestantischen Fürsten bald als Hund bald als Katze, ‚so eine Menschenstimme hören ließ‘, benommen habe[5]. Ein beliebtes Thema für Predigten bildeten auch die Hexen und ihre ‚wunderlichen und erschrecklichen Künste‘[6].

‚Das Volk‘, sagte Hartmut Eisel in einer Predigt vom Jahre 1562, ‚ist der reinen, einfältigen Speise des Evangelii so entwöhnt und dessen ganz

---

[1] Proverbium Christi: Wo ein Aaß ist, da sammeln sich die Adler, Giessen 1609, 34—36.

[2] Nicht vereinzelt steht die Klage: ‚Plenus est sermo insipidis historiolis, vel potius fabellis anilibus ad usus homilecticos maximam partem accommodatis.‘ Schmidt 67.

[3] Vorrede zum Froschmäuseler. Das Volk, schrieb Nikolaus Selnekker, werde nur dann noch auf die Predigten aufmerksam, wenn man ihm ‚etwas Wunderbarliches, Streitiges und Seltsames‘ predige. ‚Wer fein simpel und schlicht lehrt, der soll nichts gelten.‘ Döllinger II 347.

[4] **S. Fröschel, Von den Heiligen Engeln. Vom Teuffel. Und der Menschen Seele. Drey Sermon, Wittenberg 1563, K. 8. Vgl. Schuler I 130 A.

[5] Vgl. unsere Angaben Bd VI 549 550 552.

[6] Bei dem Hexenwesen in Bd VIII des vorliegenden Werkes ist darüber eingehender gehandelt.

überdrüssig und ekel worden, daß man es, etliche gottselige alte Weiber und Jungfrauen ausgenommen, nur mehr in die Kirch bringen kann, wenn man ihm viel Frembes und Sonderbares erzählt von viel Wunderzeichen und seltsamen Erscheinungen am Himmel und auf Erden, Blutregen, Mißgeburten, Zauberern und Teufelsbräuten, leibhaften Erscheinungen des Satans u. dgl.: dann reckt es die Ohren und höret zu, aber gleich so, als wenn es von den Wundern des Venusbergs erzählen hört; bessern sich nicht, machen daraus ein Gelächter auf den Bierbänken; kommen am nächsten Sonntag nur wieder in die Kirch, um solch Neues als Ohrenkitzel und Schauermär zu hören, und wenn der Prediger damit feiert und es nicht zusammenbringen kann, sagen sie: der Pfaff versteht nichts, hat sich ausgepredigt, und würde bald die Kirch leer und verlassen.' [1]

Auch alle Arten von Neuigkeiten und Stadtgeschichten wurden häufig in die Predigt verwoben sowie die für die eigene Person des Predigers fröhlichen oder traurigen Ereignisse; eine besondere Rolle spielten die ewigen Klagen über schlechte Besoldung [2].

‚Ich will euch mit Klagen und Beschwerungen nicht unliebsam werden, wenn ich auch', predigte am Pfingsttage 1561 der Pfarrer Melchior Hamberger, ‚mit krankem Weib und sieben Kindern, wie ihr selber wohl wissen könnet, nicht das trockene Brot habe; ich will auch nicht von mir und meinem Weib sprechen, noch auch mit anderem weltlichen Gespei euch erlustigen, sondern ich will vom Heiligen Geiste predigen, der in uns allen wohnen soll, damit es nicht von mir heiße wie an so vielen Orten: Wenn die Leute aus der Kirche kommen, haben sie guten Teils oftmals statt des heiligen Evangelii sonderbare und bossierliche oder zu wenigst ungeistliche, nur weltliche Dinge gehört.' [3] Professor Johann Mülmann in Leipzig gab in seinen Predigten über den ‚Melancholischen Trauergeist und Herzfresser' im einzelnen die Mittel an wider ‚die Verstopfung des Leibes, welche den Melancholischen am meisten zusetze' [4]. Martin Bohemus, Prediger zu Lauben in der Oberlausitz, hielt nicht weniger als 23 Predigten ‚Von des Menschen Leib': von dem Haupt, den Haaren, der Haut, dem Fleisch, den Gebeinen, den Adern, den Augen und Ohren, der Nase, den Fingern und Nägeln, dem Bauch und dem Nabel, der Milz und der Blase usw. Er fügte zwei Predigten über die Seele des

---

[1] Histor.-polit. Blätter CI 182—183.

[2] Tholuck, Kirchliches Leben I 140—141.

[3] Pfingstpredig, Leipzig 1561, 2. Der lutherische Pfarrer in Langenprozelten stellte einmal im Jahre 1551 sich und seine Ehefrau als ein Muster für die Gemeinde auf, wurde aber dabei von seiner Ehefrau öffentlich der Lüge bezichtigt. Archiv des Histor. Vereins für Unterfranken XIX, 2, 123—124.

[4] Flagellum Antimelancholicum, Leipzig 1618, 27.



Menschen hinzu: was sie sei und ob jeder eine eigene Seele habe, wie viele Seelen er besitze und wo ihr Wohnplatz im Leibe sei [1]. Im Anschluß an Matthäus 10, 30 predigte Andreas Schopp, Pfarrer zu Wernigerode, im Jahre 1605: ‚Erstens: von unseres Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen; zweitens: vom rechten Gebrauch des menschlichen Haares; drittens: von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung, Trost, die von den Haaren herkommen; viertens: wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind.‘ [2]

Eine andere Ausartung der Predigt zeigt sich vielfach in den weitschweifigen Predigtzyklen, welche teils über einzelne Bücher der Heiligen Schrift, teils über sonstige Stoffe gehalten wurden, eine praktische Richtung verfolgten, aber nicht selten in den eigentümlichsten Auslegungen sich gefielen und durch ihre Länge und Redseligkeit nicht anders als ermüdend auf die Zuhörer wirken konnten [3].

---

[1] Bohemus im zweiten und dritten Teil der Theologica contemplatio. Die Predigten vom Leibe umfassen 455, die von der Seele 41 Seiten.

[2] Tholuck, Kirchliches Leben 136. Über andere sonderbare Predigten vgl. Schenk 36—38 70; Diefenbach, Die lutherische Kanzel 153—182. ** Carpzov predigte ein ganzes Jahr hindurch von Christo als dem wahren Handwerker, indem er denselben in besondern Predigten als den besten Tuchmacher, als den besten Laternenmacher, den besten Tapezierer darstellte. Dietrich nannte Christum den besten Schornsteinfeger, indem er zuerst den Schornsteinfeger, zweitens den Rauchfang, drittens den Besen betrachtete. Kahnis 114. In einer ‚Adlerspredigt‘ (Tübingen 1590. Vollständiger Titel bei Goedeke II 387) setzte der Pfarrer Thomas Birk zu Untertürkheim in Württemberg über die Stelle: ‚Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler‘, zunächst auseinander: ‚Warum Christus ein Aas genannt werde‘, und widerlegte die Einrede, daß das heilige Nachtmahl soll kein Aas genannt werden. Er fügte der Predigt ein geistliches ‚Adlerslied‘ bei, nach sieben Melodien zu singen. Die Christen, singt er, sollen zum Nachtmahl beflissen sein:

> Dieweil der ewig Gott,
> Das himlisch Aas und Seelenspeiß,
> Uns darin thut fürtragen
> Auf ein verborgen Weiß.
> Und uns nicht lassen hindern,
> Obschon nach Guckauchs Art
> Gring halten die Weltkinder
> Die gnadenreiche Tracht,
> Und schlupfen, supfen dafür auß
> (Wann sie sollen die Kirch besuchen)
> Das Feld, und auch ein Hauß.

[3] ** Der Kirchenschlaf war die natürliche Folge solcher Predigten, und etwas so Gewöhnliches, daß Major in der Leichenpredigt auf J. Gerhard rühmte, ‚man habe den großen Mann niemals in der Kirche schlafen gesehen‘ (Tholuck, Kirchliches Leben 144). Im Jahre 1616 wurde in Arnstadt ein Antrag gebracht, eine besondere Person

Dahin gehören zum Teil die 171 Predigten, welche Jakob Stöcker, Diakonus an der Stadtkirche zu Jena, in den Jahren 1609—1612 über das Buch Jesus Sirach hielt, im Drucke über 1100 Folioseiten stark [1]. Unendlich breiter noch ist der Meißener Domprediger Gregor Strigenicius in seinen 100 Predigten über die Sündflut, welche er im Jahre 1613 auf 1480 Folioseiten veröffentlichte. Auf 18 Folioseiten bespricht er ‚den Einzug der unvernünftigen Kreaturen' in die Arche, ‚was für wunderliche und seltsame Dinge sich in solchem Einzug begeben', weshalb Gott ‚diesen Einzug habe öffentlich halten lassen' und ‚woher es kommen sei, daß sich die unvernünftigen Kreaturen so gehorsamlich eingestellt haben' [2]. Erst in der 94. Predigt gelangte er zu der Auseinandersetzung: ‚Wann die Sündflut kommen sei und wie sie überhand genommen' habe [3].

Zeitgeschichtlich besonders bemerkenswert ist die 91. Predigt, weil sie die wenig geachtete Stellung, welche die verheirateten Geistlichen und ihre Familien in den Gemeinden einnahmen, beleuchtet.

Luther hatte wiederholt geklagt: ‚Die Kirchendiener, so in ehelichem Stande leben, werden verachtet, die Geistlichen sind ein Fluch, ein Fegopfer, ein Spott und Verachtung aller Leute geworden.' [4] Die Juristen wollten die Ehen der Priester nicht als gültig, die Kinder nicht als ehelich und erbberechtigt ansehen [5]. Noch im Jahre 1573 mußte der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg den Befehl ergehen lassen: ‚Der Pfarrer und Geistlichen eheliche Weiber und Kinder sollen gleiche Rechte und Freiheiten haben wie andere eheliche Leute.' Der Ehestand sei den Geistlichen so gut als den Weltlichen zugelassen und also ein wirklicher Ehestand. Darum sollten ‚der Geistlichen und Pfarrer eheliche Weiber und Kinder sich der Landeskonstitution in Erbschaften, Sukzession, Erbe und Erbrechte, auch aller andern Privilegien und Freiheiten wie ander Eheleute zu freuen und zu gebrauchen haben und derselben fähig sein' [6].

Allein das protestantische Volk behielt seine Abneigung gegen ‚beweibte Priester' vielfach noch immer bei; viele Eltern wollten ihre Kinder nicht gerne an Prediger verheiraten, und unter Predigerfrauen selbst bestanden Zweifel,

---

zum Wecken der Kirchenschläfer anzustellen (Neue Beiträge von alten und neuen theologischen Sachen [1750] 447). Solche Erwecker waren mit einem Stocke bewaffnet (vgl. Altenburger Kirchenordnung vom Jahre 1705, 12). In der Kirchenordnung von Hall sagt Brenz im Jahre 1526, im Nachmittagsgottesdienst würden ‚mehr schlafend als wachend erfunden'.

[1] Spiegel christlicher Haußzucht Jesus Sirachs 2c., Jhena 1616.

[2] Diluvium 586^b—605. [3] S. 664—669.

[4] Vgl. die zahlreichen Aussprüche Luthers über die Verachtung der Prediger bei Döllinger I 312 ff.

[5] Vgl. unsere Angaben oben S. 286. [6] Mylius I^a 302.

ob ihre Ehen auch gültig seien. Darum lobte Strigenicius jene Familien, welche mit Noah und seinen Söhnen in einen ehelichen Bund eingetreten seien. Noah sei nämlich, sagte er, ‚ein Prediger der reinen Religion‘, das ‚Pfaffengeschlecht‘ aber damals ebenso ‚sehr verhaßt‘ gewesen wie jetzt. Noch fortwährend würden ‚die Prediger und Diener göttlichen Wortes verachtet und höhnischer- und spöttischerweise nicht anders denn nur Pfaffen‘ genannt. ‚Mancher läßt sich verdünken, sie sind nicht so gut, nicht so redlich als andere Leute, und ehrlicher Leute Kinder nicht wert. Mancher achtet's ihm für eine große Schande, wenn er sich mit den Predigern und Dienern göttlichen Wortes befreunden und ihnen ein Kind geben sollte. Daher dürfen sich etliche unter den Junkern, Bürgern und Bauern verlauten lassen: ich hätte es mit meiner Freundschaft ewige Schande, wenn ich meine Tochter einem Prediger gebe.‘ Nun könne man aber aus der Geschichte Noahs und seiner Söhne deutlich erkennen, ‚daß die Priester und Prediger je und allwege ihre Eheweiber gehabt‘ hätten. ‚Das dient allen Priesterweibern zu einem sonderlichen Trost, daß sie wissen, ob sie schon vor der Welt verachtet sind, daß sie doch in einem heiligen Stand und Orden leben.‘ ‚Es dient auch für die, so sich mit den Kirchendienern befreunden. Der Teufel macht oftmals auch frommen Eltern allerlei Gedanken, aber dagegen sollen sie dies merken, daß Gott der Priester Ehe gar wohl gefällt und angenehm ist, also daß er auch in der Sündflut sonsten niemand anders, als eitel Pfaffenkinder und Pfaffenweiber hat wollen lassen übrig bleiben, durch welche das ganze menschliche Geschlecht wiederum sollte ersetzt und fortgepflanzt werden.‘ Noah wurde als Prediger der Gerechtigkeit von der Welt ‚verhöhnt und verspottet, seine Kinder haben den Weltkindern nur müssen Pfaffenkinder sein, er und die Seinigen haben jedermann müssen über die Zunge springen‘; aber Gott hat ihm so große Ehre erwiesen, daß er aus Fürsorge für ihn die Türe der Arche nicht etwa durch seine Engel, die himmlischen Hofdiener, hat verschließen lassen, sondern persönlich ‚Aufwärter und Torhüter oder Türknecht gewesen, hat dem Noah auf den Dienst gewartet‘. ‚Das ist etwas Sonderliches und was Hohes und Großes und nicht so gering zu achten, daß der Herr, der ewige Sohn Gottes, selbst diese Mühe auf sich genommen und die Tür hinter Noah zugeschlossen hat. Dergleichen Türhüter ist niemals in der Welt gehöret noch erfahren worden.‘[1]

Vor seinen Predigten über die Sündflut hatte Gregor Strigenicius in 122 Predigten ‚Die Historie von dem Propheten Jonas‘ behandelt. Im Jahre 1595 widmete er dieselben dreien Herzogen von Sachsen mit einer Belehrung über den Fürstenstand, in welcher es u. a. heißt: ‚Im Papsttum hat man etwan gelehrt, es könne kein Fürst in seinem Stand seliglichen sterben und

[1] Diluvium 636—641 647.

in Himmel kommen.'[1] Das Werk erschien im Jahre 1602 in zweiter, im Jahre 1619 auf 918 Folioseiten in dritter Auflage. Die Auslegung der Stelle: ,Da ließ der Herr einen großen Wind kommen und hob sich ein groß Ungewitter an', umfaßt beiläufig 80 Folioseiten[2]. Auf sieben Folioseiten wird die Frage besprochen: ,Was Jonas die drei Tage über im Bauche des Walfisches gemacht habe'[3]. Den fünf Worten: ,Zu Jona, dem Sohne Amithai', sind vier Predigten gewidmet.

Cyriakus Spangenberg hielt ganze Predigten über Titel, Grüße und Unterschriften der Apostel[4]. Es war nichts Seltenes, daß man ganze Stunden lang über einen einzigen Namen predigte und dabei der Abstammung, des Vaterlandes, des Alters, der Lebensart, der Wohnung usw. gedachte. Ebenso verweilte man auch oft bei Landschaften, Bergen, Flüssen und Gärten[5]. Johann Mathesius, Pfarrer zu Joachimsthal, hielt 16 Bergpredigten, ,darin von allerlei Bergwerk und Metallen, was ihr Eigenschaft und Natur, und wie sie zu Nutz und Gut gemacht, guter Bericht gegeben' wurde, ,mit tröstlicher und lehrhafter Erklärung aller Sprüche, so in Heiliger Schrift von Metall reden, und wie der Heilig Geist in Metallen und Bergarbeit die Artikel unseres christlichen Glaubens fürgebildet' habe[6]. Jakob Herrenschmidt, Prediger zu Öttingen, erörterte im Jahre 1610 in seinen ,Pfingstpredigten', weshalb der Heilige Geist ,allen Christen zu nötigem Unterricht' in Gestalt einer Taube erschienen sei. ,Erstlich ist das Täublein ein solcher Vogel, der nicht immerdar seine glänzenden Flügel ausbreitet wie ein stolzer gemalter Pfau, immerzu im Wasser und Wollüsten schwimmet wie eine tolle Gans, oder aber stetigs dem Raub nacheilet wie ein gefräßiger Rab, sondern setzt sich auf ein schlechtes Zweiglein und girret da oftmals den ganzen Tag. Solche Art hat an und bei sich die schöne beflügelte Himmelstaub der Heilige Geist.' Im Himmel sind, berichtete er, ,die Gebäu von schönen Perlen geziert, die Gemachen künstlich verguldet und von stattlichen Edelgesteinen ausgerüstet, die Gassen mit lauter Gold als wie mit Glas gepfalztert, da ist kein Unflat, keine Mistpfützen' usw.[7]

---

[1] Strigenicius, Jonas, Vorrede Bl. A 2[b]. Wenn Luther nicht gegen Rom aufgetreten wäre, so würden, heißt es Bl. 35[b], in fünfzig Jahren ,alle weltlichen Häupter geistlich worden' sein.

[2] Bl. 79—120. ,Ein wahrhaftiger Bericht' über ein Ungewitter, welches am 5. Juli 1582 das Dorf Rockhausen verheerte, nimmt 4 1/3 Folioseiten ein. Bl. 95[a]—97[b].

[3] Bl. 249—252[b]. [4] Schmidt, Gesch. der Predigt 64.

[5] Schuler I 262. Schenk 26.

[6] Bergpostilla 1—205[b]. **Vgl. oben S. 346—347.

[7] Herrenschmidt, Spiritus adveniens oder drei christliche Pfingstpredigten, Wittenberg 1610, Bl. B 4—C G 2—G 3.

Luther hatte manche treffliche Regeln zu einem zweckmäßigen Kanzelvortrage gegeben und in seinen eigenen Predigten volkstümlich, faßlich und kraftvoll gesprochen. Der Prediger solle, verlangte er, nicht ‚sonderbare Gelehrsamkeit affektieren', ‚nicht Hebräisch, Griechisch oder fremde Sprachen brauchen, denn in der Kirche soll man reden, wie im Hause daheim, die einfältige Muttersprache, die jedermann versteht und bekannt ist'[1]. Allein bald trat bei den Predigern dieselbe Ausartung des Geschmackes ein, welche der Jesuit Georg Scherer unter den Katholiken bekämpfte[2]. Man wollte den Predigten einen gelehrten Anstrich geben und verfiel dadurch, wie in den Universitätsvorträgen, so auch auf der Kanzel, nur zu häufig in eine ‚Schulfuchserei', in welcher nach der Klage eines Theologen ‚nichts von der wahren Gottseligkeit zu sehen' war[3]. Allerlei Sprüche lateinischer und griechischer Klassiker wurden in die Predigten verwoben. ‚Sehr übel', sagte der kursächsische Hofprediger Paul Jenisch im Jahre 1610 am Grabe seines Kollegen Polykarpus Leiser, ‚konnte der liebe Mann leiden, da ein Prediger sich der neuen, fremden, ungewöhnlichen Art zu predigen beflisse, darin man Platonis, Xenophontis, Pausaniä, Plutarchi, Plauti, Terentii und anderer Ethnicorum Sententias, Apophthegmata und dergleichen Gestickts und Gespickts einführte.'[4] Man verwies in Leichenreden wohl auf Aussprüche Platos und Juvenals, um die Zuhörer zu mahnen, des Todes eingedenk zu sein[5]. In einer ‚Christlichen Trost- und Leichpredigt', welche der Pfarrer Johann Wecker im Jahre 1611 auf Frau Martha von Gemmingen hielt, wird aus Herodot, Aristoteles, Älianus, Herodianus und andern Schriftstellern bewiesen, daß bereits die alten Heiden ihre Toten betrauerten. Die Predigt muß Stunden lang gedauert haben, denn sie umfaßt 64 Seiten im Druck, eine beigefügte ‚Gesegnung und letzter Abschied' 14 Seiten, die Vorrede 18 Seiten[6].

Von gleichem oder noch größerem Umfange waren häufig die unzähligen, auf verstorbene Fürsten und Fürstinnen gehaltenen Reden. Kaspar Ulrich, Pfarrer zu Zerbst, betrauerte im Jahre 1610 den Fürsten Friedrich Moritz von Anhalt in einer Predigt, welche 86 Druckseiten füllt[7]; bei dem Begräbnis der sächsischen Herzogin Dorothea Susanna hielt der Weimarische Generalsuperintendent Antonius Probus im Jahre 1592 eine Rede von mehr

---

[1] Vgl. Schuler I 40 ff 81 ff.

[2] Vgl. oben S. 685 ff.

[3] Vgl. Schuler I 151 A.

[4] Eine christliche Predigt rc., Dresden 1610, Bl. A 2 (nach E).

[5] Vgl. Curtze 309—310.

[6] Tübingen 1611. Über allerlei Predigten, welche 2—4 Stunden in Anspruch nahmen, vgl. Diefenbach 195.

[7] Betrachtung bei Bestattung des Fürsten rc., Zerbst 1610.

als 75 Quartseiten im Druck; zur Ehre der Verstorbenen werden darin Papisten, Calvinisten und Sakramentierer heftig gescholten [1].

Jeder Todesfall eines großen oder kleinen Fürsten wurde von den Leichenrednern hingestellt als eine besondere Strafe Gottes. ‚Wir haben‘, predigte z. B. Jakob Runge im Jahre 1592 bei der Leiche des Herzogs Ernst Ludwig von Pommern-Stettin, ‚unsern christlichen Kirchenvater verloren, unsern frommen Landesvater, unser aller Hausvater, unsern Beschirmer, unsern Pfleger, unser Haupt, die Krone unseres Hauptes. Und den hat uns Gott um unser Sünd und Undankbarkeit willen genommen. Gott sagt selbst in seinem Wort, daß die Untertanen ihrer Landesfürsten unzeitigen tödlichen Abganges Ursache seien. Wir haben unser Brot aus Seiner fürstlichen Gnaden Hand täglich empfangen, sind von ihm gespeiset, getränket und gekleidet‘ worden [2]. Eberhard Bidembach, lutherischer Abt zu Bebenhausen, sprach in seiner Leichenrede auf Herzog Christoph von Württemberg die Besorgnis aus, ‚Gott werde alles Glück und Wohlfahrt zugleich mit diesem Fürsten hinwegnehmen und allerlei Unglück ergehen lassen‘ [3]. Dieselbe Bedeutung hatte für den calvinistischen Prediger Johann Strack der Tod des Pfalzgrafen Johann Kasimir im Jahre 1592. Berge und Täler, Laub und Gras sollten, sagte er, nicht eher wieder vom Taue benetzt werden, bis sie mit ihm den Hingeschiedenen, diesen ‚Gesalbten des Herrn‘, beklagten [4].

Wie sich der Geschmack bei den Leichenreden, ‚so alle Welt für ihre Verstorbenen haben wollte‘, auch in andern Beziehungen verirrte, ersieht man beispielsweise aus einer Predigt, welche der Rostocker Superintendent Lukas Bacmeister im Jahre 1613 einem nur drei Tage alt gewordenen Kinde widmete und in Druck ausgehen ließ [5]. Der Pfarrer Jeremias Herfard hielt im Jahre 1618 eine Predigt auf einen totgeborenen Sohn des Hans Wolf auf Pulsnitz und beschrieb den ‚Lebenslauf‘ des Kindes [6].

Bald kam auch selbst bei den besten Predigern ein süßlich spielender Ton in Gebrauch. Der fromme Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt, dem es im höchsten Grade Ernst war um die Erbauung seiner Zuhörer und Leser,

---

[1] Symbolum Dorotheae Susannae etc., Jhena 1592.

[2] Bieberstedt, Geist des pommerisch-rügenschen Predigtwesens, Stralsund 1821, 4—5 7.

[3] Eine christlich tröstliche Predigt über weiland Christoph rc., Tübingen 1569.

[4] Eine christliche Leichpredigt über den Tod Joh. Kasimirs rc., Heidelberg 1592.

[5] Franck, Buch 12, 173.

[6] Fraustadt I^{b} 550. A. Weyermann (Nachrichten von Gelehrten rc., Ulm 1798), berichtet (S. 563) aus einer handschriftlichen Quelle: Der Prediger Christian Ziegler ‚fiel im Jahre 1661 bei der verwitweten Frau Maria Polyxena von Geitzkofler, weil er ihrem krepierten Schoßhund in der Kirche keine Leichenpredigt halten wollte, in Ungnade und verlor deswegen seine Pfarrstelle‘.

veröffentlichte im Jahre 1611 in sechs Teilen ‚Geistliche Trauerbinden‘, ‚gewirket von lauter auserlesenen, schönen, körnigen, saftigen, schmackhaftigen, tröstlichen Leichpredigten‘. Einer Leichenrede auf ein Mädchen legte er das in den protestantischen Liederschatz übergegangene alte katholische Weihnachtslied ‚Ein Kindelein so löbelich‘ zu Grunde und stellte vor, ‚wie sich auch unsere Kinderlein in ihrem letzten Stündlein des neugeborenen Kindleins Jesu können getrösten, nach Anweisung dieses schönen Herzliedleins‘. ‚Wir halten dieses Liedlein billig der Heiligen Schrift gleich, denn alle Worte sind aus der Bibel gesponnen. Unsere lieben Vorfahren sind gleichwie die Bienelein durch die Wiesen durch alle vornehmsten Weihnacht-Röselein mit Gedanken geflogen und haben ihr Christ-Honig im Bienenstöcklein dieses Gesängleins zusammengetragen. Dieses Gesänglein ist wie ein schmackhaftes Konfekt oder kräftiges Kordial aus den allerlieblichsten Weihnacht-Blümlein durch die ganze Heilige Schrift zusammengerieben.‘ In andern Leichenreden wurden von ihm vorgestellt: ‚Ein geistlicher kräftiger Rosenzucker für schwindsüchtige Leute, zugerichtet aus etlichen Trostrosen des 39. Psalmes‘; ‚Ein geistliches Heuschöberlein, von verwelktem Menschengras und Fleischblumen‘; ‚Marzipan und Himmelbrot für weinende Eltern, wann sie ihre abgestorbenen Kindlein beklagen.‘ [1]

Eine Leichenrede des Wittenberger Predigers Röber führt den Titel ‚Rosen- und Blumengeheimnis‘. Seinen ‚Christpredigten‘ aus dem Jahre 1615 gab Röber die Aufschrift ‚Des holdseligen lieben Jesuleins und Immanuels himmlisch Geburtszeichen oder prophetische Himmelsfigur‘; die Hauptgedanken des Textes stellte er mit horoskopischen Bestimmungen in Parallele [2].

Die christliche Sittenlehre wurde selten auf der Kanzel behandelt. Johann Brenz war nahezu der einzige bedeutende Prediger, der in seinen Vorträgen auch die Moral berücksichtigte, ja im Laufe des ganzen 16. Jahrhunderts fast der einzige, der ganze Predigten über die allgemeinen Menschen- und Christenpflichten wie über die Berufspflichten der einzelnen Stände hielt und sich bemühte, auch die dogmatischen Stoffe auf das praktische Leben hinzulenken [3].

Auf sittliche Schäden, welche sich in Predigten bemerkbar machten, weist der hessische Prediger Hartmann Braun mit den Worten hin: ‚Es stehet übel, wenn Prediger ein ungehalten Maul haben und züchtige Ohren nicht schonen, nicht allein in Zechen, sondern auch in Predigten auf der Kanzel. Unzüchtiges Leben und unzüchtige, garstige Worte tun das heilige Ministerium

[1] Schuler I 292—296. Auch durch allerlei gehäufte Reimworte suchte man in den Predigten die Zuhörer zu fesseln; Beispiele dafür bei Diefenbach 194.
[2] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 87—89; Kirchliches Leben 137.
[3] Schuler I 84—85. Schmidt, Gesch. der Predigt 45.

verstellen und machen demselbigen einen bösen Namen.'[1] Im Jahre 1591 erschienen in zweiter Auflage für die brandenburgisch-ansbachischen Lande ‚Katechismus- oder Kinderpredigten', ‚um der jungen und einfältigen Kinder willen aus großer Not verfaßt und zusammengebracht'. Jede Predigt behandelt eines der zehn Gebote. In der sechsten wird den ‚Kindern' das Laster der Hurerei und des Ehebruchs sattsam vor Augen geführt. Dann heißt es wörtlich: ‚Wer Hurerei treibt, ist für dem Ehebruch auch nicht sicher . . . das werdet ihr zu seiner Zeit fein lernen verstehen, jetzo ist es euch noch zu schwer und zu hoch.'[2]

Bei allen Mißständen der neuen Kanzelberedsamkeit, bei aller Verwilderung, welche sowohl die unaufhörliche Polemik als das Eifern wider die altkirchliche Lehre von den guten Werken nach sich zog, bei aller Geschmacksverwirrung endlich, welche aus dem öffentlichen Leben in die Predigt überging und durch diese wieder auf jenes hinwirkte, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß einen beträchtlichen Teil der erhaltenen Predigtliteratur ein tief ernster, religiöser Sinn beherrscht. Männer wie der ausgezeichnete Marburger Theologe Andreas Hyperius und Nikolaus Hemming, ein Schüler Melanchthons, gaben in ihren Homiletiken den Predigern manche weise Ratschläge zur christlichen Belehrung und Erbauung der Gemeinden[3]. Nicht wenige Prediger brachten die Vorzüge der früheren katholischen Zeit in Erinnerung.

Die Vorfahren im Papsttum, predigte z. B. Jakob Stöcker in Jena, ‚haben, wenn ein hohes Fest eingefallen, des Abends zuvor gefastet; die Willens, zum Sakrament zu gehen, haben sich fein mäßig und nüchtern gehalten, daß sie das hohe Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes besser betrachten und dem Sohne Gottes dafür herzlicher danken konnten, wie solches allen christgläubigen Gotteskindern zustehet und ihr Beruf mit sich bringt. Welcher Gestalt aber wir heutzutage in diesem Stück uns verhalten, ist täglich vor Augen, und heißet, wie jener sagt: „Wir loben wohl die alte Welt, leben aber doch, wie es uns gefällt." Je näher die heilige Zeit, je mehr Berufshalber zu verrichten, je mehr die Welt auf dem Kopf gehet; meinen stracks, sie dürfen nicht mehr nüchtern noch mäßig sich halten, und schlemmet mancher bis zur halben Mitternacht hinein, die andere Hälfte tollisieret und kälberisieret auf den Gassen, daß er auf den Morgen zu nichts taug, sondern ist zu allem Tun ungeschickt'[4]. ‚Im Papsttum, ehe mancher

---

[1] Hartmann Braun, Zehn christliche Predigten 85—86.
[2] Müllers Zeitschr. für Kulturgesch., Jahrg. 1874, 388.
[3] Vgl. Schuler I 95—112. [4] Spiegel christl. Haußzucht 335.

vor der Zeit an die Arbeit ging, hört er zuvor früh eine Messe, weder Meister noch Geselle versäumte dieselbe; aber heutzutage können Handwerksleute kaum so viel abbrechen, daß sie in der Woche einmal, als etwan auf den Sonntag früh, zur Kirche kommen; wenn sie sollen Predigt hören, so versäumen sie zu viel an der Arbeit, wenn sie aber oftmals zweene oder drei Tage im Bier- oder Weinhaus liegen, so muß es wenig schaden.'[1] Ähnlich sprach sich der Prediger Sebastian Artomedes in Königsberg aus: ‚Im Papsttum hätte man gemeint, wenn einer nicht hätte alle Morgen sehen eine Meß halten von Anfang bis zu End, man hätte den Tag keines Glückes noch Segens zu hoffen gehabt. Jene warten mit großer Andacht und Geduld ihren langen, unreinen, falschen Gottesdienst aus; uns wird Zeit und Weile lang, daß wir kaum die Hälfte so lang sollen in der Kirche bleiben. O wie wird uns dermaleinst frieren nach der Sonnen!'[2]

Je trauriger sich die Zustände gestalteten, desto häufiger begegnet man Predigern, welche sich mit allem Eifer dem Verfall der Sitten entgegenstemmen, bitten, warnen, mahnen, drohen, mit tiefstem Abscheu die Sünde verurteilen, mit ergreifendem Ernst auf die Gerichte Gottes verweisen. Trotz all ihrer Sonderbarkeiten und Geschmacklosigkeiten bekunden Strigenicius, Andreas Schoppius, Jakob Stöcker, Johann Georg Sigwart, Erasmus Winter und viele andere einen solchen Eifer und Ernst. Mutig erheben sie ihr tadelndes Wort auch gegen die eigenen Standesgenossen und gegen die adeligen Herren und die Fürsten, wenn sie Religion und Sittlichkeit durch dieselben gefährdet oder verletzt sehen. Sie nehmen sich mit warmem Mitgefühl der Armen und der Notleidenden an, sie stehen durchweg auf seiten des ‚gemeinen Mannes' und scheuen sich nicht, dessen Bedrückung und Vergewaltigung mit aller Entschiedenheit öffentlich zu rügen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Unermüdlichkeit so viele Prediger trotz der von ihnen tief beklagten geringen Erfolge ihrem Amte oblagen. Ambrosius Blarer predigte noch als Sechsundsechzigjähriger an jedem Tage der Woche, an jedem Sonntage zwei- oder dreimal[3]. Der Quedlinburger Prediger Johann Arndt schrieb im Jahre 1599, er habe an allen hohen und andern Festtagen täglich mehrmals gepredigt, ‚da ich zwar wohl viel Zuhörer gehabt, aber keiner hat mir einen Bissen Brot geboten'; ‚sie haben mich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben Moribus in der Kirche, habe oft um Gottes willen gebeten, stille zu sein: ich bin des Predigens müde, so es Gottes Wille wäre, nicht allein hie, sondern auch anderswo'[4].

[1] Spiegel christl. Haußzucht S. 394. Vgl. Braun, Zehn christl. Predigten 93.

[2] Vier christliche und nützliche Predigten vom heiligen Segen und Friedewundsch, Leipzig 1903, 88; vgl. 52.

[3] Keim, Ambr. Blarer 140.

[4] Tholuck, Lebenszeugen 263—265.



Wie Arndt, so polemisierte auch der sächsische Theologe Paul Jenisch[1] äußerst selten und nur gezwungen, dann noch ohne Bitterkeit, immer bemüht, die Gegner in Liebe zu gewinnen. Valerius Herberger, seit dem Jahre 1599 Pfarrer in Fraustadt, folgte diesem guten Beispiele nicht. Von seinen zahlreichen und weitverbreiteten Schriften kam die ‚Evangelische Herzpostille' zuerst im Jahre 1613 in Druck; das Werk enthält viele Schmähungen gegen die katholische Kirche. Der erste Band von Herbergers berühmtem Buch ‚Magnalia Dei von den großen Taten Gottes, von Jesu, der ganzen Schrift Stern und Kern', erschien im Jahre 1601[2]. Gleich volkstümlich, wie Herbergers ‚Herzpostille', ist die zuerst im Jahre 1613 herausgegebene ‚Postille' des Quedlinburgers Johann Gerhard. Hauptsächlich aus der Heiligen Schrift, Werken der hll. Augustinus, Bernhard, Anselm und aus Tauler schöpfte Gerhard seine im Jahre 1606 veröffentlichten ‚Meditationes sacrae oder heilige Betrachtungen, dadurch die rechte Gottseligkeit geweckt und der innerliche Mensch zum Wachstume gebracht werden kann.'[3]

Ein der Polemik durchaus abholder, einem frommen, in Liebe tätigen Glauben zugewandter Mann war Johann Valentin Andreä, von 1614 bis 1620 Diakonus zu Vaihingen, dann Generalsuperintendent in Calw († 1624 zu Stuttgart). Seine Selbstbiographie ist ein wichtiges Denkmal der Zeit[4]. Über das ewige Polemisieren urteilte er:

> Auch hilft kein Zanken und Streitschrift,
> So unser Leben bleibt vergift;
> Kein Buch Christum vertreten kann,
> Er will fromb Leut und Jünger han.

Unter der Überschrift ‚Glauben und Leben' sagt er:

> Der Glaub' tut dies: er gibt die Kron,
> Daß uns die ganz Welt unterthon,

---

[1] Vgl. Schenk 24.

[2] Schmidt, Gesch. der Predigt 90. Tholuck, Lebenszeugen 284 ff.

[3] ‚Noch war die evangelische Kirche, wenn auch an Predigten und Postillen reich, doch arm an eigenen Erbauungsbüchern — das erste Buch von Arndts ‚Wahrem Christentum' war erst eben erschienen. Noch immer wurde daher die Erbauung aus den aszetischen Schriften eines Augustin, Bernhard, Tauler, auch Thomas a Kempis geschöpft. Auch Gerhard verdankt diesen Lichtern der Kirche Sinn und Ton, zum Teil auch den Inhalt seiner Meditationes. Die Sprache ist fließend, zart und innig, wie in jenen Vorgängern; man hört die Liebesklänge eines Iesu dulcis memoria und ähnlicher mittelalterlicher Andachtsstimmen darin hindurchklingen.' Tholuck, Lebenszeugen 187. Vgl. Schmidt 84.

[4] Selbstbiographie J. V. Andreäs, aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen und Beilagen begleitet von Prof. Seybold, Winterthur 1799. **Ioh. Val. Andreae vita ab ipso conscripta. Ex autographo primum edidit F. A. Rheinwald, Berolini 1849.

Doch macht die Lieb des Nächsten Knecht,
Wie wir's in Christo sehen recht[1].

Die freundlichste Erscheinung unter der großen Schar der ‚evangelischen Prediger‘ ist unzweifelhaft der schon genannte Johann Arndt, auch von katholischer Seite nicht selten als ein ‚christlicher Geistesheld‘ gerühmt.

Geboren im Jahre 1555 zu Ballenstädt im Anhalt-Bernburgischen, besuchte er die Universitäten Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel und erhielt im Jahre 1581 eine Anstellung an der Schule seiner Vaterstadt. Im Jahre 1583 siedelte er als Pfarrer nach dem Dorfe Badeborn über. Dort wurde er, weil er der Abschaffung des Exorzismus bei der Taufe entgegentrat, im Jahre 1590 des Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er wirkte dann unter vielen Kümmernissen in Quedlinburg, in Braunschweig, in Eisleben, zuletzt seit dem Jahre 1611 in Celle als Generalsuperintendent des Fürstentums Lüneburg († 11. Mai 1621)[2]. Als Feind der scholastisch-polemischen Kanzelvorträge drang er in seinen Predigten ganz besonders auf ‚Reinigung des Herzens‘ und ‚ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächsten‘: der Glaube müsse sich überall durch Werke der Liebe betätigen.

Sein Hauptwerk, welches in protestantischen Kreisen bis auf die Gegenwart eine Quelle religiöser Erbauung geblieben, sind die ‚Vier Bücher vom wahren Christentum‘, deren erstes Buch, aus Wochenpredigten entstanden, im Jahre 1605 erschien; die erste vollständige Ausgabe des Werkes stammt aus dem Jahre 1610.

Dem tiefreligiösen Manne ging es sehr zu Herzen, daß so viele, welche ‚sich Christi und seines Wortes mit vollem Munde rühmten‘, ein so unchristliches Leben führten, ‚gleichsam als ob sie nicht im Christentum, sondern im Heidentum lebten‘; daß die Grundlehren des Christentums von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christus, von einem übernatürlichen Leben im Glauben und namentlich von einem durch Buße und Liebe tätigen Glauben keine Früchte trugen; daß man sich nicht darum kümmerte, das Böse im eigenen Innern zu bekämpfen und ‚Herz, Sinn und Mut‘ Christo gleichförmig zu machen. Dem ‚gottlosen Leben und Wesen‘ schrieb er all die Heimsuchungen zu, welche auf dem damaligen Deutschland lasteten. ‚Daher

---

[1] Vgl. Schmidt 104. **Neben der Biographie von Hoßbach (J. V. Andreä und seine Zeit, Berlin 1819) siehe noch den Artikel von Henke in der Allgemeinen deutschen Biographie I 441 f, und Hefele in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I[2] 821 f.

[2] **Vgl. Friedr. Arndt, Joh. Arndt, ein biographischer Versuch, Berlin 1838; Herzogs Realenzyklopädie I[3] 686 f; Allgemeine deutsche Biographie I 548 f; H. L. Pertz, De Ioanne Arndtio eiusque libris, qui inscribuntur ‚De vero Christianismo‘, Hannov. 1852.

muß elende Zeit kommen, Krieg, Hunger und Pestilenz.' Anstatt wider die Katholiken zum Kampf aufzurufen, rief er seine eigenen Brüder zu ernster Buße und Lebensänderung auf. Dahin ist Ziel und Zweck seines ganzen Werkes gerichtet, ‚daß wir den verborgenen, angeborenen Greuel der Erbsünde erkennen, unser Elend und Nichtigkeit betrachten lernen, an uns selbst und an all unserem Vermögen verzagen, uns selbst alles nehmen und Christo alles geben, auf daß er alles allein in uns sei, alles in uns wirke, alles in uns schaffe, weil er unserer Bekehrung und Seligkeit Anfang, Mitte und Ende ist' [1].

Diese innigste Lebensgemeinschaft mit Christus, worein die katholischen Lehrer des geistlichen Lebens allzeit das Wesen aller Aszese und christlichen Vollkommenheit gelegt hatten, faßte Arndt allerdings nicht im katholischen Sinne auf. Er meinte, durch seine Schrift würde ‚der Papisten, Synergisten und Majoristen Lehre ausdrücklich widerlegt und verworfen'. ‚Auch ist der Artikel von der Rechtfertigung des Glaubens so geschärft und so hoch getrieben, als es immer möglich ist. Ich protestiere auch hiermit, daß ich dieses Büchlein, gleich wie in allen andern Artikeln und Punkten, also auch in dem Artikel von freiem Willen und der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott, nicht anders, denn nach dem Verstande der symbolischen Bücher der Kirchen Augsburgischer Konfession, als da sind die erste Augsburgische Konfession, Apologie, Schmalkaldische Artikel, beide Katechismen Luthers und die Formula Concordiä, verstanden haben will.' [2] Diesem feierlichen Protest entsprechend, legt Arndt nicht nur seiner ganzen Mystik den Rechtfertigungsglauben Luthers zu Grunde [3], sondern beschränkt auch den ‚wahren christlichen Gottesdienst' in unkatholischem Sinne auf einen bloß inneren, d. h. auf ‚eine reine Gotteserkenntnis, bußfertige Einsicht der begangenen Sünden und eine gleiche Einsicht der göttlichen Gnade und Sündenvergebung' [4]. Diese Grundauffassung kehrt häufig in den Betrachtungen wieder, ebenso in den Gebeten und Reimstrophen, welche jedem Abschnitt folgen [5]. Er stellt Luther als Wiederhersteller und Reiniger christlicher Lehre mit Christus selbst, mit den Aposteln und Kirchenvätern zusammen [6]. Die vollkommene Verderbtheit der menschlichen Vernunft, welche Luther so scharf hervorhebt, erscheint indes bei Arndt sehr gemildert. Er gesteht den Heiden ‚einen kleinen Funken des göttlichen Lichtes' zu, oder eine Spur und Merkmal des natürlichen Zeugnisses Gottes, und dringt so kräftig auf tätige Übung des Glaubens durch Werke

[1] Ausgabe von Pilger, Berlin 1842, Einleitung 3 5 9.

[2] S. 9 10. [3] S. 43 334 ff 339 ff. [4] S. 161.

[5] Sehr schroff ist der Gegensatz von ‚Gesetz' und ‚Evangelium' in dem längeren Liede S. 64 u. 65 nach dieser Auffassung betont.

[6] S. 281.

der Liebe[1], daß sich seine Lehre mit der Rechtfertigung durch den Glauben allein schwer vereinigen läßt.

Wie Arndt nirgends die streng lutherischen Kontroverslehren in verletzender, polemischer Weise vorträgt, so schließt er sich in den meisten seiner Betrachtungen weit mehr an Tauler, Thomas a Kempis und andere mittelalterliche Mystiker an als an Luther und die protestantischen Bekenntnisschriften. Schon die Teilung in vier Bücher, die stellenweise Dialogform, der beschauliche Ton, die schlichte, oft spruchartige Sprache, der Inhalt und Ausdruck zahlreicher Stellen machen es unzweifelhaft, daß Arndt das ‚Büchlein von der Nachfolge Christi‘ zur Vorlage nahm und, soweit er bei seiner streng protestantischen Grundauffassung konnte, auch dessen Lehre sich aneignete. Fast wie ein katholischer Aszet schildert er[2] im Anschluß an den Korintherbrief (13, 4 ff) die ‚Früchte der christlichen Liebe‘, das ‚Gebot der Feindesliebe‘[3], die Nachahmung Christi[4] durch Demut, Armut, Geduld, Selbstverleugnung, ergebenes Leiden, Ertragen von Beleidigungen und Lästerungen, Haß der Sünde, Liebe zu Gott und tätige Menschenliebe[5]. Wie Thomas a Kempis kommt er immer wieder auf die Übung des Gebetes als des unerläßlichsten Mittels der Gnade und eines wahrhaft geistlichen Lebens zurück. Was er darüber sagt, ist beinahe alles katholisch. In einem gewissen Widerspruch mit sich selbst tritt er hier[6] für den äußeren Gottesdienst ein. ‚Gott bedarf nicht äußerlicher Gebräuche, damit er erwache; doch der von Natur träge Mensch muß dadurch erinnert werden, an die allumfassende Vatertreue Gottes zu denken.‘ Überaus erbaulich und schön, nahezu ganz der alten Mystik entnommen ist das vierte Buch: ‚Von den sechs Tagewerken Gottes und von den Menschen insonderheit.‘ Doch konnte es das vierte Buch der ‚Nachfolge Christi‘ ebensowenig ersetzen, als die fromme Erinnerung an Christus die Lehre von der wirklichen Gegenwart im Altarssakramente, das heilige Meßopfer und die heilige Kommunion, d. h. die sakramentale Lebensgemeinschaft mit Christus zu ersetzen im stande war.

Die ernste, praktische Frömmigkeit, welche Arndt in einigen Punkten der katholischen Anschauung näher brachte, genügte jedoch schon, ihn vielen orthodoxen Lutheranern verdächtig zu machen. Sie schuldigten ihn an, daß er durch sein strenges Dringen auf gute Werke, auf tätige Erneuerung des inwendigen Menschen, auf Nachfolge Jesu das Verdienst Christi beeinträchtige und die Kraft des allein rechtfertigenden Glaubens herabsetze. Auf den Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt als einen Enthusiasten und Synergisten, im Beichtstuhle vor ihm gewarnt. ‚Die Welt wird gar zu heillos‘, schrieb

---

[1] S. 217 ff. [2] Ebd. [3] S. 198 ff. [4] S. 401 ff.
[5] S. 407 ff. [6] S. 541.

Arndt im Jahre 1607 an Johann Gerhard, ‚ich hätte es nimmer gemeint, daß unter den Theologen so giftige, böse Leute wären.‘ ‚Ich gebe Euch freundlich zu bedenken‘, sagte er in einem Briefe an den Bürgermeister von Braunschweig vom Jahre 1608, ‚was das sei, einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmen, als sein Tun und Predigen für Jöckelei, für Hudelei zu schelten, einen nicht allein als den ungelehrtesten Esel, der die Theologie nie gelernt, auch nicht verstehe, zu beschreien, sondern auch der Lehre halber verdächtig zu machen.‘ [1] ‚Der Teufel‘, sagte der Theologe Johannes Corvinus, ‚werde Arndt für seine irrigen Lehren den Lohn geben.‘ [2] Mit gleich unversöhnlichem Eifer griff ihn der Tübinger Lukas Osiander der Jüngere an. Er machte aus ihm einen Papisten, Calvinisten, Schwenkfeldianer und Flacianer und schilderte das ‚vergeisterte‘ Arndtsche Christentum als so gefährlich, daß dadurch Münzerischer Aufruhr und Unglaube ins Land kommen könne [3].

Der frömmste, friedlichste Mann war nicht sicher vor Bücherzensur und Verfolgung; denn ‚heimlicher Papismus und Schwarmgeisterei, so im Arndtschen Buch vom angeblich wahren Christentum an viel Orten ersichtlich, muß‘, heißt es in einem Flugblatt aus dem Jahre 1619, ‚durch christliche Oberkeit mit Zensuren und Strafen belegt werden‘ [4].

---

[1] Tholuck, Lebenszeugen 266—268. [2] Ebd. 273.
[3] Schmidt, Gesch. der Predigt 84. Spittler, Gesch. von Württemberg 234.
** Siehe auch die oben S. 704 A. 2 zitierte Göttinger Preisschrift von H. L. Pertz.
[4] Was christlicher Oberkeit zu thun obliegt. Flugblatt (ohne Ort), 1619.

XI. Bücherzensur — Buchdruckerei und Buchhandel — Zeitungswesen.

Schon wenige Jahrzehnte nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst, im Jahre 1479, wirkte die Kölner Universität von dem Papste Sixtus IV. die Erlaubnis aus, gegen Drucker, Verleger und Leser häretischer Bücher mit kirchlichen Zensuren vorzugehen [1]. Die ältesten in Deutschland erlassenen Zensurverordnungen waren die des Mainzer Erzbischofs Bertold von Henneberg vom 22. März 1485 [2] und vom 4. Januar 1486; eine eigens dazu bestellte Behörde sollte die zu druckenden und feilzubietenden Bücher prüfen [3]. Besondere päpstliche Zensurbefehle ergingen in den Jahren 1486, 1496, 1501 und 1515, des Inhalts, daß unter Strafe des Bannes und unter bestimmten Geldstrafen nichts, ‚was dem katholischen Glauben zuwider, gottlos und Ärgernis erregend‘ sei, gedruckt werden dürfe; vorhandene Bücher dieser Art sollten verbrannt werden. Durch das auf dem Reichstage zu Worms im Mai 1521 erlassene Edikt wurde von Reichs wegen verfügt, daß sämtliche Schriften Luthers sowie die zahlreich wider den Papst, die hohe Geistlichkeit und die Hochschulen verbreiteten Schmähschriften, nicht weniger alle Pasquille und Karikaturen vernichtet werden sollten; in Zukunft sollte für alle Bücher und Schriften, in welchen über den katholischen Glauben auch nur das geringste enthalten sei, vor ihrer ersten Drucklegung die Approbation des jedesmaligen Diözesanbischofs und der theologischen Fakultät der nächstgelegenen Hochschule eingeholt werden [4].

Unter den katholischen Reichsständen wurden auf Grund des Wormser Reichsediktes und der päpstlichen Bücherdekrete die schärfsten Verordnungen wider alle häretischen Schriften in Bayern und Österreich erlassen. Die Universität zu Ingolstadt ließ zur Zeit Johann Ecks († 1543) nicht selten Buch-

---

[1] Reusch, Index I 56.

[2] Mitgeteilt von H. Pallmann im Archiv für Gesch. des Buchhandels IX 238—241.

[3] Reusch I 56—57. **Vgl. J. Weiß, Bertold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, Freiburg 1889, 46 ff.

[4] Kapp, Gesch. des deutschen Buchhandels 528—538.

händler wegen Verbreitung lutherischer und anderer sektierischen Bücher einkerkern, zwei derselben nicht allein aus der Stadt, sondern mit Erlaubnis des Herzogs Wilhelm IV. aus ganz Bayern ausweisen [1]. Ein bayrisches Religionsmandat vom Jahre 1548 verordnete, Bücher und Schriften, so von päpstlicher Heiligkeit und dem Stuhl zu Rom als verführerisch erkannt und sonst unserem christlichen Glauben, heilsamen Lehren und Satzungen des heiligen Concilii zugegen sein möchten, nicht in den Häusern zu dulden und zu verkaufen; wer dagegen handle, solle als Verächter der christlichen Kirche, der kaiserlichen Majestät und des Landesfürsten an Leib und Gut gestraft werden. Nachdem im Jahre 1564 der ‚Tridentinische Index der verbotenen Bücher' zu Rom war veröffentlicht worden, ließ Herzog Albrecht V. denselben nachdrucken und verbreiten und in einem förmlichen Katalog der erlaubten Bücher auch diejenigen namhaft machen, welche inskünftig als verboten anzusehen seien. Albrechts Nachfolger Wilhelm V. befahl im Jahre 1580: jeder, bei welchem eine ketzerische Schrift gefunden würde, solle ‚mit einer solchen Straf belegt werden, darob andere vil Tausend' ein abschreckendes Exempel empfangen sollten; bei Todesfällen solle die Hinterlassenschaft untersucht und die den Besitzern verbotener Bücher angedrohten Strafen über die Erben verhängt werden [2]. Auf Betreiben des päpstlichen Nuntius Felicianus Ninguarda erschien zu München im Jahre 1582 eine vermehrte Ausgabe des Trienter Index der verbotenen Bücher [3].

In Österreich untersagte Ferdinand I. im Jahre 1523 das Lesen und den Verkauf aller ‚neuen verführerischen Bücher'; fünf Jahre später verordnete er: Buchdrucker und Buchführer der sektischen verbotenen Schriften, welche in den österreichischen Erblanden betreten würden, stracks am Leben mit dem Wasser zu strafen, ihre verbotenen Waren zu verbrennen [4]. Kaiser Rudolf II. ließ im Jahre 1579 beiläufig 12000 deutsche und 2000 windische Bücher unkatholischen Inhalts zu Graz durch den Henker verbrennen. In Wien wurde den protestantischen Buchdruckern und Buchführern der Aufenthalt

[1] Reusch I 85.

[2] K. Th. Heigel, Die Zensur in Altbayern, im Archiv für die Gesch. des deutschen Buchhandels II 33—67. Vgl. Archiv I 176—180; Faulmann 239—240 241; Kapp 558—562.

[3] Reusch I 472—480.

[4] Ebd. I 84. ** Busson (Der Bücherfund von Palaus, Wien 1884, 8 f) zeigt, daß in den letzten Zeiten Kaiser Ferdinands bezüglich der Bücherzensur in Tirol eine milde Praxis herrschte, welche von der Strenge des Buchstabens wesentlich abwich. Dies änderte sich, seitdem Erzherzog Ferdinand II., persönlich im Lande Tirol anwesend, die Regierung führte. Über die in jener Zeit veranstalteten Visitationen nach ketzerischen Büchern vgl. neben Busson 14 f noch Egger, Gesch. Tirols II 239, und namentlich Hirn I 182 ff.

untersagt; eine eigene ‚Bücher-Inquisitionskommission‘ sollte den Büchermarkt regeln. Als der Wiener Bischof Kaspar Neubeck im Jahre 1580 von der Regierung aufgefordert wurde, einen Bücherkatalog, nach welchem Drucker und Buchführer sich richten sollten, anzufertigen, gab er zur Antwort: ‚Es gibt so viele böse Bücher, daß sie gar nicht zu zählen; es werden auf allen Messen und Märkten so viele wunderbarliche böse Sachen: Gemälde, Lieder, Famoslibellen, Traktätlein und Bücher in mancherlei Zungen und Sprachen, spargiert, daß es unmöglich, einen richtigen Katalog zusammenzustellen: viele Traktätlein und Bücher werden ohne Namen des Autors verkauft; viele haben Titel und Überschrift, als seien sie katholisch, während ihr Inhalt bissig ist gegen die orthodoxe Religion; viele schädliche calvinistische und flacianische Bücher erscheinen unter dem Deckmantel der Augsburgischen Konfession.‘ Erst im Jahre 1582 entdeckte man in Wien die bereits allgemein verbreitete List, protestantische Schriften mit erdichteten Druckorten und mit den Namen katholischer Schriftsteller zu versehen [1].

[1] Näheres bei Th. Wiedemann, Die kirchliche Bücherzensur in der Erzdiözese Wien, Wien 1873; vgl. Calinich 222—243. ** Eine eigene Bewandtnis hat es mit der Unterdrückung einer Schrift des Augustinerpriors Hoffmeister durch den katholischen Rat von Kolmar im Jahre 1540. Die Schrift behandelte in heftiger Sprache das Konzil und die Schmalkaldischen Artikel, in welchen Luther so leidenschaftlich aufgetreten, daß ‚selbst die gehässigsten anonymen Schmähschriften gegen das Konzil seine Sprache bei weitem nicht erreichten‘. Hoffmeister remonstrierte energisch gegen die Konfiskation seiner Arbeit. Er wies darauf hin, daß ‚bisher jeglicher Druck in der Stadt Kolmar erlaubt und keinem Menschen verboten gewesen wäre, zu dichten, zu schreiben, zu kaufen und zu verkaufen, was ihm beliebe‘; er bezeichnete es als eine ‚Ungerechtigkeit, seine glaubensstarke Schrift zu unterdrücken, in welcher er weder die Stadt noch die Nachbarschaft angegriffen habe‘. Auch erbot er sich, seine Arbeit der Universität Freiburg oder der Regierung zu Ensisheim zur Begutachtung vorzulegen. Allein alles war vergebens. Der Rat hielt sein Verbot aufrecht und ließ die Schrift vernichten, und zwar so gründlich, daß heute nur noch ein einziges Exemplar vorhanden ist, welches die Stadtbibliothek zu Kolmar verwahrt. ‚Daß in dieser Angelegenheit‘, sagt Paulus (Hoffmeister 91), ‚der Magistrat von der Absicht geleitet war, der neugläubigen Partei Vorschub zu leisten, kann nicht angenommen werden. Hatte er doch vor kurzem erst zur Aufrechterhaltung des alten Glaubens einen tüchtigen Prediger, den Dominikanermönch Johann Fabri, angestellt. Wenn er aber behauptet, er habe Hoffmeisters Schrift bloß wegen ihrer heftigen Sprache verboten, so ist man wohl berechtigt, diese Erklärung zu bezweifeln. Wäre es dem Magistrat nur darum zu tun gewesen, jede heftige religiöse Polemik zu verbieten, so hätte er wohl auch die Verbreitung lutherischer Schriften verhindert. Solche Schriften, und zwar sehr heftige, wie Hoffmeister in seinem Schreiben an den Rat bezeugt, konnten aber damals in Kolmar frei gedruckt und verkauft werden. Warum nun auf einmal die größte Strenge gegen einen Verteidiger des alten Glaubens?‘ Paulus antwortet hierauf, daß in dem vorliegenden Fall ‚ohne Zweifel persönliche Beweggründe im Spiele waren. Vor kurzer Zeit erst hatte Hoffmeister das Ansinnen des Magistrats, sich in klösterliche Angelegen-

Wie in katholischen Gebieten die protestantischen, so wurden in protestantischen Gebieten die katholischen Bücher strenge verboten, und den Druckern unter Strafe untersagt, solche zu veröffentlichen [1].

Zu Straßburg unterdrückte man bereits im Jahre 1524 die katholischen Schriften [2]. Auf Geheiß des Nürnberger Rates wurde im Jahre 1543 ein philosophisches Werk eines katholischen Gelehrten besonders an denjenigen Stellen verstümmelt, welche die lutherische Lehre zu berühren schienen [3]. Der Rat zu Frankfurt am Main übte eine so strenge Zensur, daß es am 4. Dezember 1562 einer besondern Verwendung Kaiser Ferdinands I. bei demselben bedurfte, damit der Beichtvater seiner Tochter dort ‚ein kleines Traktätlein, ungefähr von fünf oder sechs Blättern', drucken lassen konnte; ohne Erlaubnis des Rates wollte kein Drucker dasselbe übernehmen [4]. In Rostock mußte der Buchdrucker der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben' im Jahre 1532 ins Gefängnis wandern, weil er seine Druckerei zum Nachteile des Protestantismus gebraucht und mit dem katholisch gesinnten Herzog Albrecht von Mecklenburg über den Druck des Neuen Testaments von Hieronymus Emser verhandelt hatte.

Luther hatte wegen dieser katholischen Bibelübersetzung schon drei Jahre früher seine Feder in Bewegung gesetzt. ‚Die Freiheit des Wortes', welche er für sich in Anspruch nahm, sollte seinem Gegner Emser nicht zu gute kommen. Als seine Übersetzung des Neuen Testaments ‚teils wegen der zur Bekräftigung der neuen Lehre beigefügten Randbemerkungen, teils wegen etlicher schmählichen Figuren, päpstlicher Heiligkeit zum Hohn und Spott', von katholischen Fürsten und Obrigkeiten verboten wurde, forderte er im Jahre 1523 in der Schrift ‚Von weltlicher Obrigkeit' das Volk auf, solchen ‚Tyrannen' nicht zu gehorchen. ‚In Meißen, Bayern, in der Mark und an andern Orten haben', schrieb er, ‚die Tyrannen ein Gebot lassen ausgehen, man solle die Neuen Testamente in die Empter überantworten; hier sollen ihre Untertanen also tun: nicht ein Blettlein, nicht einen Buchstaben sollen sie überantworten bei Verlust ihrer Seligkeit; denn wer es tut, der übergibt Christum dem Herodes in die Hände; denn sie handeln als Christmörder oder Herodes.' Als er aber erfuhr, daß Emsers Übersetzung mit Anmerkungen und Glossen bei den ‚Brüdern vom gemeinsamen Leben' in

---

heiten einzumischen, entschieden zurückgewiesen. Da konnten die gekränkten Ratsherren nur zu leicht auf den Gedanken kommen, dem mißliebigen Augustiner sein unabhängiges Auftreten entgelten zu lassen.'

[1] ** Vgl. Gretser, Opp. omnia XIII, und der Aufsatz von Paulus (?) in der Innsbr. Zeitschr. für kathol. Theologie 1900, 564 f.

[2] Döllinger I 548. [3] Stieve, Polizeiregiment in Bayern 18.

[4] * Original im Frankfurter Archiv, Wahltagakten IX 88.

Rostock erscheinen sollte, wandte er sich nicht nur selbst an seinen Anhänger Herzog Heinrich von Mecklenburg mit dem Begehren, er möge ‚dem Evangelium Christi zu Ehren und allen Seelen zur Rettung‘ diesen Druck verhindern, sondern er bewirkte auch, daß die Räte des Kurfürsten von Sachsen sein Gesuch unterstützten[1]. Den katholischen Obrigkeiten sprach er ‚Recht und Macht‘ ab, seine Bücher zu verbieten; dagegen rief er den Arm der weltlichen Behörden gegen alle ihm mißfälligen Schriften auf. Ebenso verlangte Melanchthon die schärfste und umfassendste Zensur und Unterdrückung aller der lutherischen Lehre hinderlichen Bücher[2]. Die Schriften Zwinglis und der Zwinglianer wurden in Wittenberg förmlich auf den Index gesetzt[3]. Durch Luther und Melanchthon veranlaßt, erließ Kurfürst Johann von Sachsen bereits im Jahre 1528 den Befehl: Bücher oder Schriften der Sakramentierer, der Wiedertäufer und anderer von Luther abweichenden Sekten dürften im Lande weder gekauft, noch verkauft, noch gelesen werden: ‚Ein jeder, der es inne‘ werde, ‚daß solches von Fremden oder Bekannten außerhalb ordentlichen Befehls fürgenommen‘ würde, solle zu Gefängnis gebracht und nach Gelegenheit der Verwirkung oder Verhandlung gestraft werden; ‚alles bei Straf und Verlust Leibes und Gutes unnachlässig gegen die, die solches wissen und erfahren und nicht offenbaren‘[4].

In dem gewaltsam protestantisierten Herzogtum Sachsen[5] schärfte auf Anordnung des Herzogs Heinrich der Rat zu Leipzig im Jahre 1539 sämtlichen Druckern ein, ohne seine Bewilligung nichts Neues drucken und ausgehen zu lassen. Alle acht Tage sollten zwei Ratsherren zu den Buchdruckern gehen und zusehen, daß ‚nichts, denn dem Evangelio Gemäßes‘ gedruckt werde. Zur besseren Überwachung der Presse verfügte Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1571, daß im ganzen Lande nur an vier Orten: in Dresden, Wittenberg, Leipzig und in Annaberg beim Hoflager, Druckereien bestehen dürften. In Wittenberg waren Buchdrucker und Buchhändler unter die Zensur der Universität gestellt; im Jahre 1588 wurde sogar verfügt, daß für die von derselben gutgeheißenen Bücher die Druckerlaubnis erst noch in Dresden eingeholt werden müßte[6].

Ähnliche Verbote wie in Sachsen erfolgten gegen ‚die Bücher der Zwinglischen und anderer Sekten‘ in Pfalz-Zweibrücken, Baden, Württemberg und anderwärts[7]. Ein Befehl des Herzogs Christoph von Württemberg vom

[1] Histor.-polit. Blätter XIX 390. Döllinger I 547; vgl. unsere Angaben II 218. ** Siehe auch oben S. 662.

[2] Corp. Reform. IV 549; vgl. Döllinger I 547 A.

[3] Vgl. die Belege bei Riggenbach, Chronikon Pellicans XXXIX.

[4] Döllinger I 549. [5] Vgl. unsere Angaben III 433 ff.

[6] Vgl. Kapp 595—598. [7] Belege bei Döllinger I 549 ff.

25. April 1557 schrieb den Buchdruckern bei harter Strafe vor, ohne sein Vorwissen nichts Neues, besonders in der Theologie, zu drucken. Die Buchführer sollten bei dem Aufschlagen der Bücherfässer, welche sie aus Frankfurt oder von andern Messen bezögen, sämtliche Bücher den Visitatoren vorweisen und ohne Genehmigung derselben nichts verkaufen, bei Eid und ernstlicher Leibesstrafe; zu bestimmten Zeiten müßten die Buchläden nach verbotener Ware durchsucht werden. Als ‚sektische Bücher', deren Vertrieb ernstlich untersagt sei, bezeichnete Herzog Friedrich im Jahre 1601 die ‚calvinistischen, papistischen, wiedertäuferischen, schwenkfeldischen' u. a.[1]

In dem Abschiede des Naumburger Protestantentages vom Jahre 1561 erging die Zensurbestimmung: ‚Die Fürsten und Stände wollen hinfüro kein Buch zu drucken verstatten und geduldes, das nicht mit Fleiß besichtigt worden, ob es, nicht allein in der Substanz, sondern auch in der Art und Form zu reden, mit der Augsburgischen Konfession übereinkomme.'[2]

Die Zensurbefugnis wurde von den protestantischen Fürsten gemeinlich bald einem Hofprediger, bald einem Konsistorialrat, bald der theologischen Fakultät der Landesuniversität übertragen; bisweilen übten die Fürsten in eigener Person strenge Musterung aus. Rühmte sich doch z. B. Herzog Ludwig von Württemberg im Jahre 1585 und später, ‚er lasse nicht bald eine Schrift von seinen Theologen ausgehen, welche er nicht zuvor übersehen hätte'; ‚seine Räte und Diener wüßten wohl, daß die Streitschriften seiner Theologen, ehe sie von ihm gelesen und approbiert wären, nicht publiziert würden'[3].

Wechselten die Religionsansichten der Fürsten, so wechselten auch die Zensuren. So hatte beispielsweise in Sachsen lange Zeit das ‚Corpus doctrinae' Melanchthons gegolten, bei Gelegenheit der kryptocalvinistischen Streitigkeiten aber untersagte Kurfürst August unter einer Geldstrafe von 3000 Gulden, dieses Werk noch ferner in seinem Lande zu drucken; der Preßzwang, welchen Melanchthon andern gegenüber empfohlen hatte, traf jetzt ihn selbst. Der Leipziger Buchhändler Ernst Vögelin mußte den Druck einer im Sinne der Melanchthonschen Partei verfaßten Schrift im Kerker büßen und

[1] Kapp 586—587.

[2] K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen II 383. ‚Hiernach hätte eigentlich das Gebiet der Theologie für immer geschlossen und jede weitere Erörterung über Gegenstände desselben lediglich auf die Konfession, als durch dieselbe im voraus abgetan, verwiesen werden sollen. Schwerlich konnte eine größere Knechtschaft als solche Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Herrschaft dieser Bekenntnisschrift ersonnen werden.' Weitere Zensurverordnungen von seiten der Protestanten bei Menzel II 253 315 445 493, und III 23.

[3] **Sattler, Württemb. Gesch. V 125. Döllinger I 551.

1000 Gulden Strafe erlegen; er konnte noch froh sei, als halber Bettler aus Sachsen zu entkommen[1].

In den protestantischen Städten waren viele Prediger eifrigst bemüht, mit Hilfe der Obrigkeit die Schriften sämtlicher Gegenparteien zu unterdrücken[2]. ‚Da der Luther erst anhub, Bücher zu schreiben, sagte man‘, erinnerte Friedrich Staphylus im Jahre 1560, ‚es wäre wider die christliche Freiheit, so man nicht allerlei Bücher dem christlichen Volk und gemeinen Mann zu lesen lassen wollte. Jetzo aber, weil der Abfall von den Lutherischen selbst geschieht, wiederholen sie den Gebrauch der alten Kirche, verbieten die Bücher ihrer Widerwärtigen und abtrünnigen Gesellen und Sektgenossen zu verkaufen und zu lesen.‘[3]

Wie weit der Preßzwang in protestantischen Städten sich erstreckte, ersieht man z. B. aus den Verordnungen des Rates zu Basel. Am 3. August 1542 erließ derselbe ein Gebot, infolgedessen nicht nur der Verkauf eines bei Oporinus gedruckten Alkorans, der noch überdies mit Widerlegungen Mohammeds versehen war, untersagt, sondern sogar die ganze Auflage in Beschlag genommen wurde. Unter Strafe von 100 Fl. durfte kein Buch ohne Bewilligung des Rates oder der Zensoren gedruckt werden. Im Jahre 1550 wurde den Buchhändlern befohlen, nur Werke zu verlegen, welche in deutscher, lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, nicht aber solche, welche in italienischer, französischer, englischer oder in einer andern Sprache abgefaßt seien. Als der Antistes Sulzer und Professor Amerbach im Jahre 1553 bei dem Rate um die Erlaubnis einkamen, eine aus dem Grundtexte angefertigte französische Bibelübersetzung zu drucken, erhielten sie den Bescheid: ‚Man werde das zum Druck fertig gewordene Manuskript besichtigen und nachsehen lassen, ob keine Schmutz-, Schand- und Schmachworte sich darinnen

[1] Vgl. unsere Angaben IV 376, und Döllinger I 551—552.

[2] Belege bei Döllinger I 554—556. Die sächsischen Theologen hintertrieben im Jahre 1607 zu Leipzig sogar den Druck einer Schrift Keplers über die Kometen. Schuster 180.

[3] Vom rechten Verstande des göttlichen Wortes, Neuß 1560, Bl. E a; vgl. Döllinger I 556. Über die protestantische Zensur sagt Kapp 552: ‚Luther suchte ein Verbot der Karlstadtschen Schriften in Sachsen zu erlangen: derselbe Luther, welcher das Papsttum für noch lange nicht genug zerscholten, zerschrieben, zersungen, zerdichtet und zermalet hielt, rief schon 1525 die Zensur für seinen nunmehrigen Standpunkt zu Hilfe. Die Lutheraner haßten die Zwinglianer ärger als die Katholiken, beide aber wüteten gegen die Wiedertäufer und sog. Schwarmgeister. Die protestantischen Fürsten ihrerseits liebten und förderten die Zensur, weil sie mit ihrer Hilfe die wohlverdienten Anklagen wegen ihres Raubes von Kirchengut und Beispiele sonstiger Sonderzwecke oder gar Missetaten unterdrücken konnten. Die Patrizier der Städte endlich fanden in der Zensur eine mächtige Waffe zur Behauptung ihrer Herrschaft.‘

finden.'[1] Ein Jahr zuvor war Oporinus in das Gefängnis gekommen, weil er eine Schrift von Nausea gedruckt hatte[2].

‚Eine unerträglich schwere und dabei, wie man mehrstenteils in allen Landen klagte, schier unfruchtbare Arbeit und Mühe' hatte die Preßpolizei mit ‚den unzähligen in Städten und Dörfern spargierten ehrenrührischen Schand= und Schmähschriften, schändlichen Gedichten, Gemähl und Famos=libellen'. Die Abschiede der Reichstage zu Nürnberg (1524), zu Speier (1529), zu Augsburg (1530), zu Regensburg (1541) erließen strenge, aber durchaus erfolglose Verbote gegen alle derartigen Preßerzeugnisse[3]. Die Schmähschriftenliteratur gewann einen solchen Umfang, daß in der Reichs=polizeiordnung vom Jahre 1548 die Verfügung erging: die Drucker, Ver=käufer, Käufer, sogar die Besitzer solcher ohne Zensur veröffentlichten Schriften und Gemälde sollten gefänglich eingezogen und im Notfalle selbst unter An=wendung der Folter gefragt und der Schwere des Verbrechens entsprechend gestraft werden[4]. Die gegen die Zensurvorschriften ungehorsamen Buchdrucker wurden mit der Entziehung ihres Geschäftsbetriebes und einer Strafe von 500 Goldgulden bedroht. Allein auch diese drakonische Verordnung blieb ein

---

[1] Lutz 117—119. ‚Man wundere sich also nicht, wenn Oporin an seinen Freund Valentin Ampelander in Bern voll Unwillen schrieb: ‚Der Tüffel hett uns mit dem nüwen Bapstthum beschißen, quod libertatem evangelii renovati doctrina vix partam prorsus evertit: ut veteri papatu iam plus libertatis sit, quam rebus publicis evangelicae doctrinae restitutis etc.' S. 119. ** Schon früher klagte Sebastian Franck in der Vorrede zu seinem ‚Weltbuch' 1534: ‚Gedenk ein jeder, daß des Lügens und Hofierens genug ist. Will man aber diese Freiheit den Büchern nehmen, wider jemand zu schreiben, so werden die Bücher voller Lügen und Affekt. Sunst im Papst=tum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß alles gehofiert sein oder es ist aufrührerisch, so zart ist die letzt Welt worden. Gott erbarm's.' Sachse 32—33 A.

[2] ** Vgl. Gasts Tagebuch, Basel 1856, 94.

[3] Reichspreßverordnungen bei Kapp 775 ff. ‚Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Deutschen Reich zu keiner Zeit die Spott= und Schmähschriften mehr geblüht und einander überboten haben, als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und zwar im öffentlichen Leben noch mehr als im privaten.' Kapp 541. ‚Die Schmäh= und Spottsucht stand damals in nie wieder erlebter Blüte; sie kannte keine Grenzen und schonte weder die Majestät, noch das Heilige, noch das Privatleben.' Calinich, Aus dem 16. Jahrhundert 195 196. In Bd II—VI unseres Werkes sind dafür massen=hafte Belege angeführt. ** Über ‚Schandbriefe', in der Regel mit einem Schandgemälde verbunden, aus den Jahren 1536, 1537 und 1570 in der Grafschaft Lippe s. A. Falk=mann, Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Erste Periode, Detmold 1869, 148. Bezüglich der Reichstagsverordnungen vgl. auch noch Sachse 39 ff.

[4] ** Vgl. Sachse 43—45.

toter Buchstabe. Nach wie vor, beschwerte sich ein zu Erfurt erlassener allgemeiner Kreisabschied vom 27. September 1567, ‚gelingt es den Famosschreibern, Pasquillanten und Libellisten, ein solch Mißvertrauen und Verhetzung zwischen allerseits hohen und niedern Ständen zu erwecken‘, daß man daraus ‚wohl unversehlicher Empörung und viel Unheils‘ sich befahren könnte.

Um den ‚Winkeldruckereien‘, aus welchen größtenteils derartige Erzeugnisse hervorgingen, zu begegnen, wurde in dem Speierer Reichsabschiede vom Jahre 1570 festgesetzt, daß inskünftig im ganzen römischen Reiche deutscher Nation Buchdruckereien lediglich in fürstlichen Residenzen, in Universitätsstädten oder in ansehnlichen Reichsstädten gestattet sein sollten. Die Zulassung eines Buchdruckers wurde von einer vorherigen Prüfung seiner Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit durch die Obrigkeit abhängig gemacht: jeder sollte sich eidlich auf die Beobachtung der im Reichsabschiede vorgeschriebenen Verordnungen verpflichten[1]. Wie es mit der Ausführung dieser Gebote aussah, ergibt sich beispielsweise für Österreich aus einer Denkschrift, welche der im Jahre 1577 zum Bischof von Wien ernannte Kaspar Neubeck dem Erzherzog Ernst einreichte. ‚Früher‘, sagte er, seien ‚nur gelehrte Leute, denen man habe vertrauen dürfen, zu Buchdruckern befördert und angenommen worden, jetzt dagegen maßen sich allerlei Leute: Setzer, Gießer, Formschneider, Briefmaler und andere, welche nicht gelehrt, weder der Sprachen noch weniger der Materien mächtig sind, des Druckergeschäftes an; was durch eine solche Menge heißhungeriger Drucker angerichtet‘ werde, empfinde die unruhige Welt in verbotenen Traktaten, unordentlichen Drucken, falschen, unrichtigen Formen. Nicht jeder ‚Lumpendrucker‘ solle ‚seines Lusts und Gefallens‘ drucken dürfen, sondern nur ehrbare und stattliche Leute dürften zugelassen werden. Von dem Vertrieb der Bücher müßte ‚anders woher entlaufenes, ausgestrichenes und ungeschicktes Lumpengesinde, das sonst nichts anderes anzufangen weiß‘, ausgeschlossen werden. Auf Jahrmärkten dürfe kein Buchführer ein heimliches Gewölbe haben; denn diesem Gewerb sei mehr als andern auf die Hauben zu sehen. ‚Summa Summarum: Es ist eine starke, stätwährende Visitation unter den schädlichen Lumpenleuten, Landzerrüttern, Kriegmachern, als da sind die Buchdrucker, Buchführer, Buchbinder, Briefmaler usw., zu bestellen, damit hinfüro das Land vor den giftigen Handlungen gesichert und männiglich desto friedlicher und ruhiger verbleiben möchte.‘[2]

Alle Verordnungen wurden ‚schier zum Gespötte‘. Für das ganze Reich erkannte die Polizeiordnung vom 9. November 1577 die Tatsache an, daß von den früheren ‚Satzungen‘ gar nichts gehalten werde, und ‚solche schmähliche Bücher, Schriften, Gemälde und Gemächts je länger, je mehr gedichtet,

---

[1] Kapp 545—547 779—783. [2] Vgl. oben S. 710.



gedruckt, gemacht, feil gehabt und ausgebreitet' würden[1]. Für Frankfurt am Main, wo auf den Messen der stärkste Bücherverkehr stattfand, erließ Kaiser Rudolf II. am 23. März 1579 einen Befehl, in welchem es hieß: ‚Alle Läden und Gewölbe seien mit unnützen, verführerischen Büchern, Schmähschriften, Gedichten und Malwerk angefüllt, wodurch viele Leute verführt und verbittert' würden, so daß zeitiges Einsehen mehr als je vonnöten sei. Aus diesem Grunde habe er den Fiskalprokurator des Reichskammergerichtes zu Speier zu seinem Bücherkommissär ernannt, welcher mit Beihilfe des Frankfurter Rates die Druckereien und Buchläden untersuchen und die Übertreter der Reichsverbote zur gebührenden Strafe ziehen sollte. Im folgenden Jahre wurde zur besseren Unterdrückung aller Famosschriften und Schmähgedichte der Dombechant des Frankfurter Bartholomäusstiftes zum zweiten kaiserlichen Bücherkommissär angestellt[2].

Wie das Reich und der Kaiser, so erließen auch einzelne Fürsten, Stände und Städte die ernstesten Preßverordnungen und Strafbefehle wider die Schmähliteratur, hatten aber damit einen gleich geringen Erfolg. ‚Allerhand Famos-, ehrenschmähliche Schand- und Lästerschriften und Lieder', besagt ein solcher Strafbefehl des Herzogs Friedrich von Württemberg aus dem Jahre 1602, werden so weit öffentlich ausgebreitet, daß man dieselben ‚fast allenthalben in offenen Zechen und andern Zusammenkünften spöttlich umzuziehen, auf den Gassen zu singen und außer Landes zu bringen kein Abscheuen tragen will'[3]. Die Strafverfügungen nutzten so wenig, daß Herzog Johann Friedrich im Juli 1616 sie dahin verschärfte: er gedenke ‚gegen die Übertreter wie nicht weniger auch gegen diejenigen, so dergleichen von andern wissen und nicht offenbaren, mit unnachsichtiger Strafe Leibes und Guts',

[1] Kapp 783—785.

[2] Ebd. 615—616. Die Gläubiger zwangen häufig ihre Schuldner dazu, daß sie sich im Falle der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeit gefallen lassen mußten, von ihnen durch Verbreitung von Schmähschriften und Spottbildern angegriffen und verfolgt zu werden. Der schlimme Brauch war so weit verbreitet, daß die Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577 verfügte: ‚Wenn Wir auch berichtet worden sind, daß in etlichen Landen dieser Brauch oder vielmehr Mißbrauch eingerissen, da dem Gläubiger auf sein Angesinnen von seinem Schuldner oder Bürgen nicht bezahlt wird, daß er derentwegen dieselbigen mit schändlichen Gemählds und Brieffen öffentlich anschlagen, schelten, beschreien und berufen lässet. Dieweil aber (dies) ganz ärgerlich, auch viel Zankes und Böses verursacht, darumb es ja in keinem Gebiet, darinnen Recht und Billigkeit administriert werden kann, zu verstatten, so wollen Wir dasselbig Anschlagen, auch solcher Geding und Pacta den Verschreibungen einzuverleiben, hiermit gänzlich verboten und aufgehoben, auch allen und jeden Obrigkeiten in ihrem Gebiet mit ernstlicher Straf gegen denjenigen, so noch des Anschlagens sich gebrauchen würde, zu verfahren befohlen haben.' Kapp 541.

[3] Bei Reyscher IV 460.

nach Gestalt des Verbrechens sogar mit Todesstrafe vorzugehen [1]. Auch in den Reichsstädten mußten immer von neuem Befehle wider ‚ehrenrührische Schandschriften, Gedicht und Famoslibell‘ ergehen, z. B. zu Straßburg in den Jahren 1590, 1592, 1602 [2].

Die Verbreitung aller Arten von Schmähschriften, welche hauptsächlich wider die katholische Kirche und ihre Vertreter und Anhänger gerichtet waren, wurde am meisten durch den seit dem Beginne der religiösen Umwälzung sich immer mächtiger entfaltenden Hausierhandel betrieben. Auf Märkten, vor den Kirchen und vor den Rathäusern, in Schenken, auf offener Landstraße, in Universitätsstädten an den Türen der Kollegien und Bursen suchten die hausierenden Buchführer, aus allerlei Volk und Gesindel bestehend, ihre Käufer [3].

Daß durch ein solches Hausierertum alle rechtlichen Verhältnisse des Buchhandels tiefen Schaden litten, häufig ganz verwischt werden mußten, liegt auf der Hand.

Buchdruckerei und Buchhandel gerieten in vielen Städten, wo sie ehedem am höchsten geblüht hatten, unter den kirchlichen und staatlichen Wirren des 16. Jahrhunderts in zunehmenden Verfall.

In Augsburg hatte ‚die neuerfundene göttliche Kunst‘ einen gewaltigen Aufschwung genommen. Viele der dort in den letzten Jahrzehnten des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts namentlich bei Günther Zainer,

[1] Reyscher V 365—366.

[2] Archiv für die Gesch. des Buchhandels V 45. Über mehrere gegen derartige Schriften und Bilder nicht allein aus staats- und kirchenpolitischen, sondern auch aus privatrechtlichen Rücksichten ergangene obrigkeitliche Befehle vgl. A. Kirchhoff in demselben Archiv V 157—161. In Leipzig drohte einmal im Jahre 1589 ein Fleischergeselle seiner Meisterin mit dem Druckenlassen eines Pasquills. Archiv X 127.

[3] Kapp 433—434, wo das ganze Treiben gut geschildert wird. ‚Es waren darin (in dem Hausierhandel) wohl vielfach junge Männer tätig, die ihren Beruf verfehlt und nichts zu verlieren hatten, Menschen, die nicht viel arbeiten, aber doch ihr Leben genießen wollten, Abenteurer, die sich von den aufgeregten Wogen der Zeitströmung tragen ließen, einerlei, ob und wo sie dereinst landeten, und endlich catilinarische Existenzen. Besonders gefährlich wurden solche von Haß gegen alles Bestehende beseelte Buchführer durch die zielbewußte Auswahl der von ihnen vertriebenen Schriften. Unermeßlich war daher der von ihnen auf die Gemüter ausgeübte Einfluß. Wo während der Reformationszeit „etwas los war“, da tauchten auch die Buchführer wie die Sturmvögel auf und wieder unter. Der Kampf und die Revolution waren das Element, in welchem sie sich am wohlsten fühlten. Man hört nur ausnahmsweise von katholischen Flugblättern, welche von Buchführern vertrieben wurden, meistens nur von Verbreitern Lutherscher und lutherisierender Schriften. Wo nur einer dieser Leute genannt wird, da gehört er zur revolutionären Partei.‘

Anton Sorg, Hans Schönsperger, Erhard Ratdolt erschienenen Werke gehören durch Druck, Ausstattung und Bilderschmuck zu den glänzendsten Erzeugnissen dieser Kunst. Seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ging es aber ‚mit aller Herrlichkeit zu Ende‘. Heinrich Steiner, die letzte hervorragende typographische Größe Augsburgs, ging um das Jahr 1545 geschäftlich zu Grunde und starb drei Jahre später, wie es scheint, in gänzlicher Armut. Nur Ratdolt befand sich bei seinem Tode um das Jahr 1528 in vermögenden Verhältnissen; alle übrigen Drucker hatten mehr oder weniger mit Not und Elend zu kämpfen[1]. ‚Die Augsburger Drucker‘, schrieb der gelehrte Stadtpfleger Markus Welser im Jahre 1604, ‚sind aus Mangel an Mitteln nicht im stande, auf eigene Kosten irgend ein größeres Werk zu unternehmen.‘[2] Welser gründete eine ansehnliche Gesellschaftsdruckerei, aus welcher seit dem Jahre 1595 zahlreiche Werke, zum Teil von bleibendem wissenschaftlichen Werte, hervorgingen[3].

Zu Nürnberg hatte Anthoni Koberger seit dem Jahre 1470 mit 24 Pressen gearbeitet, über 100 ‚Gesellen‘ beschäftigt, auch auswärtigen Druckern, vornehmlich in Basel, Straßburg und Lyon, Aufträge gegeben; er war der größte Buchhändler seiner Zeit. Nach seinem Tode im Jahre 1513 wurde sein großartiges Geschäft noch von einigen seiner Verwandten bis zum Jahre 1525 rüstig fortgesetzt, seitdem aber ging das Welthaus unter den Stürmen der religiösen Bewegung seinem Ende entgegen; der älteste Sohn wurde ein Taugenichts, der elend endete, der jüngste verkam ‚in der Fremde‘, ein anderer nährte sich als Goldschmied und Gemmenhändler; 1526 erschien das letzte Verlagswerk mit dem einst so berühmten Namen: mit dem Jahre 1541 verschwindet derselbe völlig aus dem Buchhandel. Nürnberg, ehemals eine der bedeutungsvollsten Pflanzstätten der Buchdruckerei und des Buchhandels, konnte seitdem nicht mehr eine einzige hervorragende Buchdruckerei aufweisen, zählte dagegen eine Unmasse von Winkeldruckereien, welche sich mit der Anfertigung von Flugschriften und Pamphleten abgaben[4].

Die Buchdruckereien in Speier, Würzburg, Eichstätt, Eßlingen und Ulm, welche im 15. Jahrhundert viele herrliche Schöpfungen zu Tage gefördert

[1] Butsch, Bücherornamentik I 23—25. Kapp 126 ff.

[2] Kirchhoff, Beiträge II 18.

[3] Vgl. oben S. 264 f; Kapp 134—135; Bursian 237—238. ‚Diese durch Schönheit des Papiers und der Typen ausgezeichneten Drucke tragen nach dem Stadtwappen Augsburgs, dem Fichtenzapfen, die Bezeichnung: „Ad insigne pinus“.‘ S. 238.

[4] Näheres bei O. Hase, Die Koberger[2], Leipzig 1885. ‚Die stolze Stellung, welche Nürnberg bis in das Reformationszeitalter eingenommen hatte, hat es später nie wieder erreicht.‘ Kapp 143.

hatten, sanken während des 16. Jahrhunderts zu einer völligen Bedeutungslosigkeit herab [1].

Dagegen behauptete Köln als Druck- und Verlagsort nicht nur seinen alten Ruf, sondern gewann bis zum Dreißigjährigen Krieg eine steigende Entwicklung und wetteiferte sowohl an Zahl der Druckerfirmen als an Bedeutung der Erzeugnisse mit den besten Leistungen anderer Städte [2]. Es wurde die Hochburg der katholisch-literarischen Tätigkeit. Die von Heinrich Quentel († 1503) begründete Offizin übte bis in das 17. Jahrhundert einen wesentlichen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben, namentlich des Niederrheins, aus. Der Verlagsbuchhändler Gottfried Hittorp († 1565) setzte eine ansehnliche Zahl von Druckereien in Tätigkeit; der größte Buchhändler war Franz Birckmann, dessen Geschäft beinahe 200 Jahre lang blühte, auf der Frankfurter Buchhändlermesse regelmäßig mit mehreren, im Jahre 1565 mit acht Gehilfen erschien. Zu den berühmtesten Handlungen Kölns gehörte auch die des Maternus Colinus (1555—1587) und zweier seiner Nachfolger, welche bis über die Mitte des Dreißigjährigen Krieges wirkten. Am längsten erhielt sich in Köln die im Jahre 1516 von Johann Gymnich im ‚Einhorn-Hause‘ begründete Druckerei und Buchhandlung, welche unter häufig veränderter Firma noch heute besteht [3]. Unter dem Namen Gymnich wurde das Geschäft bis zum Jahre 1596 fortgeführt; der durch Verehelichung mit der Familie verbundene Anton Hierat verlegte in verhältnismäßig kurzer Zeit 250 Werke, darunter viele in Folio, vorzugsweise aus dem Gebiete der katholischen Theologie [4].

In Mainz entfaltete Johann Beham eine umfassende Tätigkeit im Dienste der katholischen Literatur [5]; in demselben Dienste erreichten die Leistungen der Firmen Adam Berg in München, Weißenhorn in Ingolstadt und Sebald Maier in Dillingen einen staunenswerten Umfang [6].

Unter den protestantischen Universitätsstädten des südlichen Deutschland nehmen Tübingen und Heidelberg in der Buchdruckerei wie im Buchhandel nur eine untergeordnete Stellung ein. Ein Verleger in Tübingen lieferte im

---

[1] Butsch, Bücherornamentik I 31. [2] Ebd. II 36.

[3] Als Rommerskirchens Buchhandlung und Buchdruckerei (J. Mellinghaus).

[4] Kapp 98—107. Ein ziemlich umfassendes Bild der Kölner Typographie bietet J. J. Merlo in seiner Schrift: Die Buchhandlungen und Buchdruckereien ‚Zum Einhorn‘ 2c., Köln 1876. ** Vgl. auch v. Bianco I 207 f. Über Wien vgl. A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte I, Wien 1883.

[5] Vgl. die wertvolle Schrift von S. Widmann, Eine Mainzer Presse der Reformationszeit, Paderborn 1889. ** Siehe auch oben S. 567 576.

[6] K. v. Reinhardstöttner im Jahrbuch für Münchener Gesch. IV 60. ‚Eine Geschichte dieser drei Druck- und Verlagsfirmen wäre zugleich ein Stück Literaturgeschichte des bayrischen Landes.‘

wesentlichen nur slavische Drucke[1]; Heidelberg hat nur einen einzigen hervorragenden Buchdrucker aufzuweisen, den Niederländer Hieronymus Commelin, der dort in den Jahren 1587—1598 römische und griechische Klassiker in trefflicher Ausstattung herausgab[2].

In Basel waren im Anfange des 16. Jahrhunderts beiläufig 20 bedeutende Druckereien vollauf beschäftigt. Johann Amerbach († 1514) war einer der gelehrtesten Drucker und Verleger seiner Zeit; dessen Schüler Johann Froben, mit seinem Schwiegervater und Geschäftsführer Wolfgang Lachner seit dem Jahre 1520 ein Gegner der lutherischen Bewegung, gehört zu den bedeutendsten Buchhändlern aller Zeiten. Er arbeitete zuerst mit vier, dann mit sechs und zuletzt mit sieben Pressen und gab meist Kirchenväter und theologische Werke in Folio heraus; er war, rühmte Erasmus, ‚ein in jeder Beziehung vorzüglicher Mann, geschaffen zur Förderung der Studien'. Nach seinem Tode († 1527) konnte das Geschäft seine frühere Höhe nicht mehr behaupten. Unter den späteren Baseler Druckern und Verlegern ragt fast nur Johannes Oporinus hervor; in den Jahren 1540—1568 förderte er 750 Werke zu Tage und dehnte seinen Buchhandel bis nach Italien aus, starb aber in zerrütteten Vermögensverhältnissen[3].

Der Hauptverleger der Schriften Zwinglis und der Zwinglianer war Christoph Froschauer in Zürich († 1595), der insbesondere durch seine zahlreichen, sorgfältig ausgestatteten Bibelausgaben, deren man ihm nicht weniger als 63 in verschiedenen Sprachen zurechnet, berühmt wurde[4].

Eine höchst untergeordnete Stellung im Druck- und Verlagsgewerbe nahmen die meisten norddeutschen Hansastädte ein. Aus Bremen ist nicht ein einziger nennenswerter Drucker bekannt. In Hamburg bestand in den ersten fünf Jahren nach der Protestantisierung der Stadt nicht eine einzige Druckerei. Im Jahre 1536 siedelte sich dort der Marburger Franz Rhode an, veröffentlichte einiges in diesem und in dem folgenden Jahre, ging aber, da er nicht genug zu tun bekam, nach Danzig. Dann dauerte es, zum Beweis, wie sehr das geistige Leben abgenommen hatte, zwölf Jahre, bis sich wieder ein Drucker einfand[5]; nur Joachim Löw, Vater und Sohn (1549—1589), verdienen als Drucker besonderer Erwähnung[6]. Auch Lübeck zählte seit der Religionsneuerung bis zum Ende des Jahrhunderts nur zwei ständige Drucker[7].

---

[1] Kapp 168—170. [2] Faulmann 258. Kapp 176.

[3] Kapp 109—124 287—288.

[4] Ebd. 124—126. **Vgl. Vögelin, Chr. Froschauer, Zürich 1840; Rudolphi, Die Buchdruckerfamilie Froschauer, Zürich 1859.

[5] Gallois II 736 780 798.

[6] Kapp 178. [7] Ebd. 174.

Von den norddeutschen Universitätsstädten kommen Greifswald, Frankfurt an der Oder und Königsberg kaum in Betracht. In Rostock, wo früher die ‚Brüder vom gemeinsamen Leben‘ eine fruchtbare Drucktätigkeit entwickelt hatten, in den Jahren 1514—1524 gleichzeitig drei Druckereien tätig gewesen waren [1], klagte um das Jahr 1558 der einzige Drucker Ludwig Diez über Mangel an Arbeit und wollte nach Kopenhagen ziehen [2].

In Leipzig hatten die Verlagshändler zu Anfang des 16. Jahrhunderts weitreichende buchhändlerische Verbindungen angeknüpft: im zweiten Jahrzehnt entstand dort unter der Firma ‚Pantzschmanns Buchhandel‘ eine großartige Verlagsgesellschaft, welche mit sehr ansehnlichen Geldmitteln arbeitete und zahlreiche humanistische Schriften und theologische, meist aus schweren Folianten bestehende Werke weithin vertrieb. Seit der Ausbreitung der religiösen Wirren ging jedoch der Leipziger Buchhandel zusehends zurück; die Zahl der Druckereien minderte sich auf die Hälfte. Das noch unter dem Herzog Georg von Nikolaus Wolrab in Verbindung mit mehreren Kapitalisten gegründete Geschäft nahm nach der Einführung des Protestantismus (1539) eine schwindelhafte Ausdehnung, bis es im Jahre 1552 ein klägliches Ende fand. Wolrab verscholl, seine Frau mußte durch städtische Almosen unterhalten werden. Auch vier andere Leipziger Drucker gerieten in die übelsten Vermögensverhältnisse; ihre Geschäfte brachen zusammen. Eine angesehene Stellung behaupteten nur Valentin Bapst und dessen Schwiegersohn Ernst Vögelin, welcher meistenteils theologische und philologische Werke herausgab und ähnlich wie Oporinus in Basel auf sorgfältigen Text und gute Ausstattung seiner Drucke eine große Aufmerksamkeit verwendete [3]. Infolge der in Sachsen ausgebrochenen kryptocalvinistischen Streitigkeiten sah er sich genötigt, im Jahre 1576 aus Leipzig zu flüchten [4]. Auch Henning Große, der letzte hervorragende Leipziger Verlagshändler des Jahrhunderts, sah sich im Jahre 1593 in diese Streitigkeiten verwickelt und mußte zeitweise die Stadt verlassen [5].

Den ersten Rang als Druck- und Verlagsort im nördlichen Deutschland nahm seit dem Auftreten Luthers und der massenhaften Verbreitung seiner überaus zahlreichen Schriften die Universitätsstadt Wittenberg ein. Als Drucker und Vertreiber dieser Schriften, insbesondere der Bibelübersetzung, entwickelten Melchior Lotther und Hans Lufft († 1584) die größte Rührigkeit [6]. Außer diesen arbeiteten Georg Rhaw und viele andere, unter welchen Lukas Cranach, der gleichzeitig eine Malerwerkstätte, eine Apotheke, eine Druckerei und ein Papier- und Buchgeschäft besorgte, Hervorhebung verdient.

[1] Lisch, Jahrbücher IV ix—x 1 ff. [2] Ebd. V 154.
[3] Kapp 150—158. ** Über Wolrab vgl. oben S. 567.
[4] Vgl. oben S. 713 f. [5] Kapp 158—159.
[6] ** Vgl. oben S. 644 f u. 647 f.

Der Verlagsbuchhandel Wittenbergs war bis zum Ende des Jahrhunderts ungleich bedeutender als der Leipziger [1].

Der allgemein anerkannte Mittelpunkt des deutschen, selbst des europäischen Buchhandels war im 16. Jahrhundert die Messe zu Frankfurt am Main. Dort fanden sich die Buchhändler zu persönlichem Verkehre zusammen, trafen ihre Geschäftsvereinbarungen, machten ihre Einkäufe bei Druckern und Verlegern und tauschten die Erzeugnisse ihrer Werkstätten aus. Auch der Papierhandel wurde auf den Messen lebhaft betrieben [2].

Von großer Wichtigkeit für den Vertrieb der Bücher wurden die Meßkataloge [3], welche seit dem Herbste 1564, zuerst durch den Augsburger Sortimenter Georg Willer, herausgegeben wurden. Dieselben bieten eine sehr beachtenswerte statistische Grundlage sowohl für die Kenntnis des Umfanges der literarischen Tätigkeit als für die Stellung und Bedeutung, welche die verschiedenen Zweige der Wissenschaften und der Tagesliteratur zu verschiedenen Zeiten einnahmen. Ein durchaus sicheres Bild von dem in jedem Jahre wirklich Gedruckten gewähren indes die Kataloge keineswegs. Ganze Gattungen von Schriften: Flugblätter, Pamphlete, Satiren, Gespenster- und Wunderberichte, vereinzelt herausgekommene Predigten und andere Erzeugnisse geringeren Umfanges, wurden nur in seltenen Fällen der Aufnahme für wert erachtet. Anderseits wurde schon frühzeitig manches in dem Meßkatalog als erschienen aufgeführt, welches niemals oder erst später und in ganz anderer Gestalt gedruckt herauskam [4]. Auch Parteirücksichten machten sich bei der Anfertigung der Kataloge geltend. ‚Mehr aus vorbedachtem Mute dann aus Hinlässigkeit sind bisher in den Katalogen', schrieb der Frankfurter Peter Schmidt im Jahre 1590, ‚oftmals mancherlei fürnehme Bücher ausgelassen worden.' Er wollte dem Übelstande durch Herausgabe von Katalogen, welche die Titel sämtlicher erschienenen Bücher, ‚es seien groß oder klein, fürnehm oder gering', enthalten sollten, abhelfen; allein er kam über den ersten Jahr-

---

[1] Kapp 171—172 417 ff. Schon im Jahre 1525 äußerte sich ein Zwickauer Prediger: ‚Alle Welt will mit Dr Martin Luthers Büchern handeln und damit reich werden.' Burckhardt, Druck und Vertrieb der Werke Luthers, in Niedners Zeitschr. für histor. Theologie XXXII 456. Unter Luthers Namen gingen 1518: 20, 1519: 50, 1520: 133, 1521: 40 (verhältnismäßig wenig wegen des Wormser Reichstages und des Aufenthaltes Luthers auf der Wartburg), 1522: 130, 1523: 180, zusammen 553 neue Drucke aus (S. 456).

[2] Kapp 450 ff. **Vgl. E. Kelchner, Die Frankfurter Buchhändlermesse, in den Mitteilungen des Vereins für Gesch. Frankfurts VI (1881) 85 ff.

[3] **Vgl. Kirchhoff, Beiträge II 24—34.

[4] Vgl. Zarncke bei Kapp 787.

gang 1590 nicht hinaus[1]. Seit dem Jahre 1598 ließ der Frankfurter Rat einen offiziellen Meßkatalog herausgeben[2]. Von katholischer Seite wurde wiederholt, z. B. von Kaiser Rudolf II. im Jahre 1608, gerügt, daß ‚viele katholische Bücher gänzlich ausgelassen‘ würden. Infolgedessen erschienen, nachweislich seit dem Jahre 1606 zuerst in Mainz, seit dem Jahre 1614 in Frankfurt, gesonderte katholische Meßkataloge[3].

Aus den Jahren 1564—1600 weisen die Kataloge an größtenteils in Deutschland veröffentlichten Büchern, welche auf die Frankfurter Messen gebracht wurden, nicht weniger als 21941 Nummern auf; von diesen sind in lateinischer Sprache, die noch immer das Übergewicht behauptete, 14478, in deutscher 6618, in französischer 457, in italienischer 351, in spanischer 37 abgefaßt. Am stärksten ist die Theologie vertreten, und zwar die protestantische ungleich stärker als die katholische; der Theologie am nächsten steht die Geschichte, dann die Rechtswissenschaft, endlich die Heilkunde. Seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg war die Zahl der Bücher in fortwährendem Steigen. Die fünfjährige Durchschnittsziffer von 1576 bis 1580 beläuft sich auf stark 487, von 1581 bis 1585 auf 560, von 1586 bis 1590 auf 724, von 1591 bis 1595 auf 761, von 1596 bis 1600 auf 803, von 1601 bis 1605 auf 1334, von 1606 bis 1610 auf 1413, von 1611 bis 1615 auf 1544; in den beiden Jahren 1616 bis 1617 werden 3222 aufgeführt[4].

Aber mit der Zahl wuchs im allgemeinen keineswegs der Wert der Bücher. ‚Was für Ungeheuer von Schriften der Deutschen‘, schrieb der berühmte Joseph Scaliger aus Leyden im Jahre 1603 an Caselius, ‚fördert nicht die Frankfurter Messe alljährlich zu Tage! Wer hat im ganzen übrigen Europa so viele oder so freche Schreibereien unfähiger Köpfe gesehen, als jene Bücher, teils in deutscher Sprache geschrieben, teils lateinisch, aber von deutschen Furien ersonnen!‘[5] Bezeichnend ist auch, was Geverhard (Gerhard)

---

[1] Kapp 483. **Vgl. jetzt namentlich die Forschungen von Spirgatis, über welche Frevs im Histor. Jahrbuch XXIII 480 f gut referiert.

[2] Schwetschke VIII ff.

[3] Ebd. XVIII. Archiv für Gesch. des Buchhandels IV 79.

[4] Nach Zarnckes Tabellen bei Kapp 791—792. Schon Luthers Freund Johann Mathesius beklagte die Überfüllung des Büchermarktes. ‚Des viel Bücherschreibens ist kein Ende, und es gibt viel närrischer Doktores und Lehrer, und unzählig viel sind ihrer, die mit Gottes Wort Krämerei, Gewerbe und Hantierung treiben, und sich selbst und andere mit ihrem viel Bücherschreiben verdrossen, müde und fast gar irre und dottende machen.‘ ‚Der größte Haufe tut fast nichts, denn daß sie in ihren Schriften auf Fürsten und fromme Lehrer schelten, stechen und hauen und die Kirche betrüben und verführen.‘ Postilla prophetica 326 327.

[5] Henke, Calixtus I 217 A. 1. Vgl. oben S. 262.

Elmenhorst am 15. September 1617 aus Hamburg an Johann Meursius schrieb: ‚Es schmerzt mich, daß wir in solche Zeitläufte hineingeraten sind, in welchen der dümmste Quark eher einen Käufer findet als ein ernstes Buch.‘ ‚Wahrhaftig, sobald es sich um einen griechischen Autor handelt, ist kaum ein Verleger zu finden.‘ [1]

Für die Gelehrten hatte das Bücherschreiben einen nichts weniger als ‚goldenen Boden‘. Sie konnten, während die Flugschriften-, Streit-, Schmäh-, Zauber- und Wunderliteratur in üppiger Blüte stand und nicht selten einen ansehnlichen Gewinn abwarf, auf eine anständige Belohnung ihrer schriftstellerischen Arbeiten nicht rechnen. Viele unter ihnen, selbst hervorragende, mußten von vornherein auf jegliche Vergütung ihrer Mühen verzichten. Es galt als eine ehrenvolle Ausnahme, daß der große Jurist Ulrich Zasius für eines seiner Werke im Jahre 1526 von einem Baseler Verleger 50 Gulden Honorar erhielt. Für eine deutsche ‚Evangelienharmonie‘, welche Johann Schwentzer im Jahre 1540 bei Cyriakus Jacob in Frankfurt am Main in 1200 Exemplaren erscheinen ließ, belief sich der Ehrensold des Verfassers für jedes Exemplar auf einen Kreuzer. Nikodemus Frischlin hatte mit seinen gelehrten Arbeiten unaufhörliche Verlegersnot; er mußte seine lateinische Grammatik und andere Schriften auf eigene Kosten drucken lassen und stürzte sich dadurch in Schulden. Der Frankfurter Peter Kopf, einer der bedeutendsten damaligen Verleger, hielt es für eine übertriebene Forderung, daß der gelehrte Doktor Gregorius im Jahre 1594 ein über 100 Bogen in Folio starkes Werk mit 100 Talern und 5 Freiexemplaren belohnt wissen wollte; Gregorius mußte sich mit 50 Talern und 10 Freiexemplaren begnügen. Marquard Freher, der Herausgeber deutscher Geschichtsquellen und anderer Schriften, empfing für den Foliobogen einen halben Taler; ‚die vermischten Schriften von Willibald Pirkheimer‘ wollte er im Jahre 1607 ohne Honorar, nur gegen Abgabe von 100 Freiexemplaren zum Drucke bringen. Quirinus Reuter, Professor zu Heidelberg, der seine Werke um einen halben Gulden für jeden Bogen verkaufte, rief am 22. Dezember 1609 in einem Briefe an Melchior Goldast wehmütig aus: ‚Männer unseres Standes pflegen den Buchhändlern zu dienen; diese haben den Gewinn, aber was haben wir?‘ Bitterer noch äußerte sich über die Buchhändler, welche alles für nichts besorgt haben, nichts geben wollten, der Heidelberger Philologe und Geschichtsprofessor Janus

[1] ‚Doleo nos in haec tempora incidisse, in quibus ineptissima citius quam seria emptorem reperiunt.‘ ‚Certe quoniam graecus est auctor, vix est qui eius editionem suscipere velit.‘ Kirchhoff, Beiträge II 17.

Gruter im Jahre 1601. Selbst der berühmte Johann Friedrich Gronov aus Hamburg bezog für seine umfangreichen philologischen Werke von der großen Verlagsfirma der Elzeviere in Leyden kein wirkliches Honorar [1].

Um wenigstens zu einigem Lohn ihrer Arbeiten oder auch nur aus den Kosten zu kommen, widmeten die Gelehrten und Schriftsteller ihre Erzeugnisse in den untertänigsten Ausdrücken unter allerlei Lobhudeleien in der Hoffnung auf klingenden Entgelt irgend einem Fürsten oder hohen Herrn, dem Rate einer Stadt oder reichen Personen. Dieses Dedikationsunwesen, welches namentlich seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in eine schimpfliche Bettelei ausartete, wurde von den Verlegern begünstigt, um die Last einer Honorarzahlung auf die Schultern anderer abzuwälzen. Nicht selten aber wurden die Erwartungen gänzlich getäuscht; häufiger noch trugen die Zueignungen nur eine geringfügige Summe ein, und bei Auszahlung von wenigen Gulden oder Talern wurde wohl den Bittstellern bedeutet, in Zukunft nicht wieder zu wagen, ‚sich mit ähnlichen Anerbietungen unangenehm zu machen'. Als Sigmund Feyerabend dem Rate zu Frankfurt am Main ein Turnierbuch widmete, ließ man ihn mehrere Wochen lang auf Antwort warten; auf seine Anfrage: ‚Ob man ihm etwas Ergötzlichkeit tun wolle?' beschloß der Rat: ‚Man solle es damit verbleiben lassen.' Nikodemus Frischlin erhielt für die Zueignung einer seiner lateinischen Komödien von dem Rate zu Straßburg nach langem kostspieligen Warten 12 Gulden; von andern Reichsstädten, welchen er Komödien widmete, soll er gar nur 4 Taler bekommen haben [2].

Was die äußere Gestalt der Bücher anbelangt, so hatten bis zur Ausbreitung der religiösen Wirren die großen Drucker in Nürnberg, Augsburg,

[1] Kirchhoff, Beiträge II 109—111. Strauß, Frischlin 289. Kapp 312—317 474; vgl. die bei Widmann (Eine Mainzer Presse 18 A. 2) angeführten Klagen von Autoren über ihre Verleger. Auch für den Bilderschmuck der Werke waren die Belohnungen der Künstler häufig nichts weniger als glänzend. Als der sehr angesehene Züricher Buchdrucker und Buchhändler Christoph Froschauer im Jahre 1545 Johann Stumpfs Schweizerchronik herausgeben wollte, schrieb er an Vadian nach St Gallen: ‚Ich habe jetzt den besten Maler, so jetzt ist, bei mir im Haus, geb ihm alle Wochen zwei Groschen und essen und trinken, tut nichts anderes als Figuren reissen in Chronika.' Kapp 125. ** Über die Verlagsschwierigkeiten katholischer Schriftsteller siehe oben S. 567 u. 572 f.

[2] Kapp 317 ff. Strauß, Frischlin 288—289. Vgl. über das Dedikationsunwesen auch Kirchhoff, Beiträge II 113—115 ** und oben S. 237—238. Dieses Unwesen war so eingerissen, ‚daß der Prediger Gottfried Händel sogar ein Gebetbuch unserem Erlöser Jesus Christus dedizierte'. Kirchhoff 115.

Straßburg, insbesondere in Basel auf fehlerfreien Druck, schöne Schrift und gutes Papier die höchste Sorgfalt verwendet, die besten Textkritiker und ‚Kastigatoren‘ herangezogen. Namentlich suchte Johann Froben stets die vollendetsten Druckwerke zu liefern. ‚Froben wandte‘, schrieb Erasmus, ‚ungeheuere Geldsummen auf die Texteskritiker und oft noch auf die Handschriften‘, aus welchen der Text endgültig festgestellt wurde. Welch redlichen Eifer und bedeutende Opfer Johann Amerbach für denselben Zweck aufwandte, geht besonders aus dem Briefwechsel hervor, den er während des Druckes der Bibel und der Postille des Kardinals Hugo mit Anton Koberger führte. Diesen Männern ließen sich noch Hunderte anreihen, welche ähnlich wie sie die hohe Bedeutung ihrer Aufgabe würdigten und für die Ausbildung ihrer Kunst sich bemühten [1].

Mit den Fortschritten der Religionshändel verschwand, im allgemeinen gesprochen, die frühere Sorgfalt für einen genauen Text der Bücher. Selbst Luther, der Vielgefeierte, hatte bereits im Jahre 1521 über einen seiner Wittenberger Verleger zu klagen: ‚Ich wollte, ich hätte nichts Deutsches geschickt, so abscheulich, so nachlässig, so unordentlich ist es gedruckt, von der Abscheulichkeit der Typen und des Papieres ganz zu schweigen‘; er werde nicht eher wieder etwas zum Drucken schicken, bis er erkenne, daß ‚diese abscheulichen Scharrhänse‘ beim Buchdrucken weniger auf ihren Gewinn als auf den Vorteil der Leser bedacht seien. ‚Denn was scheint ein solcher Drucker anders zu denken als: Es ist genug, daß ich Geld verdiene, die Leser mögen sehen, was und wie sie lesen!‘ [2] Willibald Pirkheimer beschwerte sich im Jahre 1525 bei Johann Grüninger in Straßburg, dem Drucker seiner Übersetzung der Geographie des Ptolemäus: der Text sei nicht in gehöriger Ordnung gedruckt worden, Anmerkungen und Text ständen nicht immer in Übereinstimmung, zahlreich seien die Druckfehler, ein zur Korrektur bestellter Gelehrter sei nicht einmal zu Rate gezogen worden: ‚Wo ich mich dessen versehen, hätte ich eher mein Manuskript verbrennen mögen.‘ [3] Auch in Italien wollten die Drucker nichts mehr an gelehrte Korrektoren wenden, aber ‚in dem Unfug des fehlerhaften Druckes, mit welchem gewöhnlich eine möglichst schlechte Ausstattung Hand in Hand ging, lief Deutschland ihm und allen übrigen Ländern bald den Rang ab‘ [4].

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeichneten sich nur noch wenige Firmen durch Genauigkeit des Textes und gediegene Ausstattung ihrer Erzeugnisse aus; zu diesen gehörten vorzugsweise die großen Drucker in

VA I. 21.

[1] Vgl. unsere Angaben Bd I 19 ff, und Kapp 309—311. **Siehe auch A. Mayer, Wiener Buchdruckergeschichte 1482—1882. Erster Halbband, Wien 1882.
[2] Bei de Wette II 41—42. [3] Kapp 90—91. [4] Ebd. 312.

Köln, Oporin in Basel, Vögelin in Leipzig und Sigmund Feyerabend in Frankfurt am Main. Letzterer beherrschte lange Zeit den ganzen Frankfurter Buchhandel und beschäftigte für viele seiner Verlagswerke die Kupferstecher Virgil Solis, Jost Amman und Tobias Stimmer [1]. Er selbst war keineswegs ein gelehrter Verleger; die von ihm unterzeichneten Vorreden sind nicht aus seiner Feder geflossen; er schrieb das elendeste Deutsch, Lateinisch verstand er nicht [2].

Im allgemeinen galt, was Georg Klee im Jahre 1589 schrieb: ‚Die Buchdruckerei ist anfänglich so eine löbliche Kunst gewesen, deren keine zu vergleichen steht, jetzo ist ein gemein Handwerk und Gewerb daraus gemacht‘ worden [3]. Geschmack und Gediegenheit in der Ausstattung der Bücher gerieten vornehmlich seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in immer tieferen Verfall, der mit dem 17. Jahrhundert für die Durchschnittsleistungen in eine förmliche Verwilderung überging [4].

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete des Buchhandels und des Frankfurter Meßverkehrs waren seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts regelmäßig herausgegebene Zeitungen.

Der Name ‚Zeitung‘ beginnt in gedruckten Berichten mit dem Jahre 1505 und bedeutete so viel als Nachricht, Neuigkeit. Seit den zwanziger und dreißiger Jahren mehrte sich die Zahl derselben ungemein, und es lassen sich bis zum Jahre 1599 noch 877 Nummern nachweisen [5]. Im Jahre 1567 hatten die

[1] Vgl. unsere Angaben Bd VI 121; Butsch II 21—22. **Siehe auch H. Pallmann, Sigmund Feyerabend, Frankfurt 1881; E. v. Ubisch, Virgil Solis und seine biblischen Illustrationen für den Holzschnitt, Leipzig 1889, sowie den Aufsatz von F. H. Meyer im Archiv für Gesch. des Buchhandels XIV (1891) 114 ff. Letzterer hebt noch hervor, daß Feyerabend ‚nicht illustrierte Werke wenigstens durch den Aufdruck der vielen von ihm verwendeten, künstlerisch entworfenen und künstlerisch geschnittenen Signete (deren es mehr als vierzig gibt) schmückte. Keiner seiner Zeitgenossen hat ihn in dieser Hinsicht erreicht, ist ihm auch nur nahe gekommen.‘

[2] Pallmann 58 ff. Das älteste uns erhalten gebliebene Handlungsbuch aus der Blütezeit des Frankfurter Buchhandels ist das ‚Meßregister‘ Feyerabends aus dem Jahre 1565, mitgeteilt von Pallmann im Archiv für Gesch. des Buchhandels IX 9—40. Von verschiedenen Ausgaben und Übertragungen Ovids setzte er 560 Exemplare ab, von verschiedenen Ausgaben der Bibel 469, von Luthers Hauspostille 175 Exemplare ꝛc.

[3] Zeitschr. des Harzvereins XIX 370 A. [4] Kapp 261—262.

[5] E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, herausgeg. mit einer Bibliographie von 1505—1599, Bd CXI der Publikationen des literarischen Vereins in Stuttgart. Vgl. W. L. Schreiber, Die Entwicklung des Zeitungswesens, im Beiblatt der ‚Deutschen Volksstimme‘ Berlin 1886, Nr 27—30. **Siehe auch die interessante

‚Neuen Zeitungen‘ bereits eine solche Bedeutung im Volke gewonnen, daß der Allgemeine Kreistag in Erfurt am 27. September dieses Jahres die Bestimmungen der Augsburger Polizeiordnungen von 1548 [1] auf dieselben ausdehnte, weil aus ihnen ‚Mißtrauen, Empörung und Unheil im heiligen Reiche‘ zu besorgen sei [2]. Bis dahin und noch einige Jahrzehnte später bestanden die ‚Neuen Zeitungen‘ nur aus einzelnen fliegenden Blättern, welche über allerlei Begebenheiten von größerer Wichtigkeit und allgemeinerem Interesse berichteten. Nach und nach aber folgten unter dem Namen ‚Relationen‘ fortlaufende Berichte über die Weltereignisse. Sie erschienen zuerst jährlich, später halbjährlich. Der erste Verfasser solcher Relationen ist Michael von Aitzing oder Eytzinger, welcher zu Köln vom Februar 1580 bis September 1583 eine ‚Relatio Historica‘ über die Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken in Aachen und in dem Kölner Erzstifte herausgab. Weil er guten Absatz fand, setzte er diese Relationen jährlich oder halbjährlich bis zu seinem Tode im Jahre 1598 fort. Weitere Fortsetzungen folgten in Köln bis zum Jahre 1601. Diese und ähnliche Veröffentlichungen erhielten, obgleich sie weder bezüglich ihres Inhaltes noch ihres Druckortes mit Frankfurt etwas zu tun hatten, den Namen ‚Frankfurter Meßrelationen‘, weil sie von den dortigen Messen aus am meisten vertrieben wurden [3]. In Frankfurt selbst begründete Konrad Lautenbach, ehemals Prediger in Heidelberg, im Jahre 1590 die historisch-politischen Halbjahrsberichte [4], welche vorzugsweise aus handschriftlichen und gedruckten Zeitungen entnommen zu sein scheinen. Der Frankfurter Postschreiber Andreas Striegel veranstaltete im Jahre 1602 ein Konkurrenzunter-

---

Dissertation von R. Grasshoff, Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1877; Th. Sickel, Zeitungen des 16. Jahrhunderts, im ‚Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst‘, herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade, I, 2, Hannover 1854, 344 ff; Histor. Jahrbuch XV 304 f; Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft 167 f, und L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, Bd I, das 16., 17. und 18. Jahrhundert, Oldenburg 1899. Nicht erwähnt ist hier des in der Münchener Hofbibliothek befindlichen Berichts ‚Copia der Newen Zeytung auß Presilg Landt‘, obwohl dieser 1505 zu Augsburg gedruckte Bericht (4 Quartblätter) die erste in Deutschland nachgewiesene gedruckte Flugschrift ist, welche den Titel ‚Zeitung‘ führt. Siehe auch Quetsch, Die Entwicklung des Zeitungswesens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, Mainz 1901.

[1] Vgl. oben S. 715. [2] Bei Kapp 780—781.

[3] Fr. Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing, München 1881. Nicht erwähnt sind dort die Meßrelationen des Leipziger Buchdruckers Abraham Lamberg, vgl. Archiv für Gesch. des Buchhandels X 250—256, wo Mitteilungen aus der ‚Historischen Relation aller denkwürdigen Sachen seit der Leipziger Michaelismesse 1605 (Anno 1606).‘ [4] ‚Relationes semestrales.‘

nehmen: ‚damit dem gemeinen Mann‘, sagt er, durch unsichere Nachrichten ‚sein Geld nicht so unbillig abgenommen werde‘. In dem früheren Unternehmen würden ‚die Schreiben und Briefe auf den Gassen mit Besen zusammen geraspelt und gekehrt‘; dagegen kämen seinem lieben Gevatter, dem Postmeister, und ihm ‚die Zeitungen von allen Orten und Enden vor andern zu‘: er sammle seine Mitteilungen aus dem kaiserlichen Postamte [1].

Einen weiteren Fortschritt in dem Zeitungswesen bezeichnen monatliche und wöchentliche Berichte. Kaiser Rudolf II. soll schon im Jahre 1597 die Herausgabe einer ‚zusammenhängenden ordentlichen Zeitung für ganze Monate‘ veranlaßt haben. Es erschienen Monatshefte in Augsburg, Wien und Rorschach; an letzterem Orte gab der Augsburger Samuel Dilbaum seit dem Jahre 1597 solche Hefte von 2—3 Quartbogen heraus. Der erste Buchdrucker, welcher dem lesebegierigen Publikum die neuesten Nachrichten allwöchentlich mitzuteilen beschloß, war Johann Carolus in Straßburg. Der älteste Jahrgang der von ihm begründeten Zeitung stammt nachweisbar aus dem Jahre 1609; doch ist er keineswegs der erste, da der Verleger erklärt, er sei ‚in Außfertigung der Ordinari Avisa, wie nun etlich Jahre beschehen, zu kontinuieren, vermittelst göttlicher Gnaden, bedacht‘ [2]. Die Zeitung erschien in kleinem Quartformat; ihr von Randleisten in Holzschnitt umgebener, sehr langer Titel lautet: ‚Relation aller Fürnemmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin und wider in Hoch und Nieder Teutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- und Engelland, Hisspanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldaw, Tirckey ꝛc. in diesem 1609. Jahr verlauffen und zutragen möchten. Alles auf das trewlichst, wie ich solche bekommen und zu wegen bringen mag, in Truck verfertigen will.‘ Der Jahrgang enthält eine für jene Zeit des noch unentwickelten Postverkehrs schon sehr ansehnliche Zahl von Mitteilungen aus 17 Städten Europas, unter andern aus Krakau, Amsterdam, Brüssel, Preßburg, Venedig; am stärksten vertreten sind Wien und Prag, in zweiter Reihe Köln und Rom; auffallend ist, daß London und Paris ganz leer ausgehen. Etwaige Versehen und Druckfehler möge der Leser, bittet der Verleger, entschuldigen, weil die Zusammenstellung und Veröffentlichung ‚eilend bei der Nacht gefertigt werden‘ müßte [3]. Die Straßburger

[1] Faulmann 389. Opel, Anfänge 30—31. Die Frankfurter Meßrelationen bestanden noch bis zum Jahre 1806.

[2] ** Man kann deshalb die Entstehung des Zeitungswesens in Deutschland etwa um das Jahr 1600 ansehen. Für England ist die erste Zeitung 1622, für Frankreich 1631 nachweisbar. Viel später entstand das Zeitungs*anzeige*wesen. Vgl. den Aufsatz von H. Schacht in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1899, Nr 12.

[3] Opel hat diesen fast vollständig erhaltenen Jahrgang auf der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufgefunden und gibt in seinen um die Geschichte des Zeitungswesens sehr verdienstlichen ‚Anfängen‘ 44—53 Auszüge aus demselben.

Zeitung erhielt sich unter verschiedenen Verlegern bis zum Jahre 1682, vielleicht noch länger.

Dem Unternehmen des Straßburger Buchhändlers schlossen sich bald andere an; viele große Städte erhielten Wochenblätter, Frankfurt deren sogar mehrere; die Reihenfolge der Gründungsjahre läßt sich aber schwer bezeichnen, da nur vereinzelte Nummern aus jener Zeit sich erhalten haben. Der Baseler Drucker Johann Schröter gab unter Zensur des Stadtschreibers bereits im Jahre 1611 eine periodische Zeitung heraus [1]. Wien besaß eine Zeitung vielleicht schon im Jahre 1610, Frankfurt nachweisbar im Jahre 1615, Berlin im Jahre 1617 [2]. Ohne Zweifel hat das protestantische Deutschland die weitaus größte Zahl von Zeitungen aufzuweisen.

Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde die Zeitungsliteratur benutzt, um aus derselben Übersichten über die Zeitereignisse zusammenzustellen. Selbst nach einem Sprichwort der Türken, sagt Gregorius Wintermonat im Jahre 1609 in der Vorrede zu seinem in Leipzig erschienenen ‚Calendarium Historicum Decennale‘, sind ‚die Neuen Zeitungen der Herren und Potentaten Steuerruder‘. Allein auch Privatpersonen bringe diese ‚Wissenschaft der Zeitung‘ unleugbaren Gewinn: sie mache gute Politiker, schärfe die Urteilskraft und gewähre Erfahrung [3]. Die große Masse griff aber wohl aus andern Gründen nach den Zeitungen. Schon Fischart spottete über das ‚neuzeutungsgelebige‘ und leichtgläubige Volk und seinen Zeitungskitzel [4]. Der Schulrektor Sigmund Evenius klagte später: in den Familien beschäftigen sich die Väter nicht mit der Zucht und Erziehung der Kinder; sie halten eine solche Beschäftigung für eine ‚Beraubung der frölichen Konversation und der guten neuen Zeitungen, die man am Marckte, in den Buch- und andern Läden oder auf den Trinkstuben kaum in viel Stunden, ja wohl oft in ganzen Tagen alle hören und fassen kann: dieses, meinen sie, sei das ‚summe necessarium‘, das am meisten Notwendige [5].

Neben den gedruckten Zeitungen erschienen auch handschriftliche, welche namentlich für den deutschen Handelsstand, der sich auf weite, vielfach überseeische Unternehmungen einließ und deshalb auf ein nach aller Möglichkeit schleuniges Eintreffen von Nachrichten bedacht sein mußte, von größter Wichtigkeit waren. So kam es, daß sich in den bedeutenderen Handelsstädten, wie Augsburg und Nürnberg, förmliche Korrespondenz-Bureaus bildeten, welche sich mit Geschäftsführern in andern Städten in Verbindung setzten,

[1] Ochs VI 823.

[2] Opel, Anfänge 65—152 190—203. Nürnbergische Zeitungen 156—165; Münchener 204—240.

[3] Opel 40. [4] Ebd. 5. [5] Evenius 33.

von dort ihre Berichte erhielten und diese sofort nach Einlaufen der Post an die mit ihnen in Beziehung stehenden Geschäftshäuser verschickten. Von den handschriftlichen Mitteilungen, welche die Nürnberger Kaufleute Reiner Volckhardt und Florian von der Bruckh wöchentlich durch Boten nach Leipzig beförderten, haben sich noch die Jahrgänge 1587—1591 erhalten. Die reichste derartige noch vorhandene Sammlung besteht aus 48 Bänden von allerlei Berichten, welche in den Jahren 1568—1604 als ‚Ordinari Zeitungen' den Fuggern, jenen Augsburger Handelsfürsten, zugingen[1].

---

[1] Opel 10 ff. Die zuletzt genannte Sammlung befindet sich in der Wiener Hofbibliothek. ** Vgl. Chmel, Die Handschriften der Hofbibliothek I, Wien 1840, 347 f. und den oben S. 728 A. 5 zitierten Aufsatz von Th. Sickel 348 f.

Berichtigungen.

S. 43 A. 1 Z. 16 lies auch statt auf.

S. 89 A. 2. Gegen Mertz vgl. auch K. Schulmann, Die Volksschule vor und nach Luther, 1903, und Sägmüller in der Tübinger Theolog. Quartalschrift 1904 S. 495 f.

S. 543 Z. 21 v. o. lies Paul IV. statt Paul VI.

S. 644 A. 5 Z. 15 ergänze nach 1889: schrieb.

S. 719 Z. 12 v. o. lies Welser statt Weser.

Personenregister.

A.

B.

D.

F.

H.

J.



K.

L.

M.

217

On the 'Abendmahl' : 'I think it an objectionable ceremony'

Q.

R.

S.

U.

V.

X.

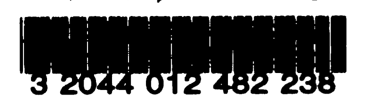
Z.

Ortsregister.

J.

K.

T.




Digitized by Google

